
SCIENCE AND EDUCATION FUND
1930
Septemb 1897
R W Gibson Inv

# Hannoverisches Magazin,

worin
kleine Abhandlungen, einzelne Gedanken,
Nachrichten, Vorschläge und Erfahrungen,
so
die Verbesserung des Nahrungs-Standes, die Land- und Stadt-Wirthschaft, Handlung, Manufacturen und Künste, die Physik, die Sittenlehre und angenehmen Wissenschaften betreffen,
gesammlet und aufbewahret sind.








## Achtzehnter Jahrgang,

vom Jahre 1780.

Hannover,
gedruckt bei H. E. C. Schlüter, Landschaftl. Buchdrucker.
1781.

Zum 26ten, 80ten und 96ten Stück des Magazins gehören die Kupfer.

# Erstes Register,

## Rubriken, vom Jahre 1780.

II.

61.

Königin

---

# Zweites Register,

## nach alphabetischer Ordnung.

### Vom Jahre 1780.

### A.



Ack,

# Zweites Register, nach alphabetischer Ordnung.

## B.

## C.

## D.



## E.



Ein-

## F.

## G.

Horn-

## L.

## M.

## P.

## T.



# Hannoverische
# Anzeigen
## von allerhand Sachen,
## deren Bekantmachung dem gemeinen
## Wesen nöthig und nützlich.
## Vom Jahre 1780.

---

Hannover, 1781.

# Hannoverisches Magazin.

1tes Stück.

Montag, den 3ten Januar 1780.

## Etwas über die Langeweile und die Zeitvertreibe.

Die Klagen über Langeweile gehören mit zu den unzählbaren Widersprüchen der Menschen, darüber der Witzling lacht und der Demonstrant in trockene Schlüsse versinkt. Wenn beyde sich mit einander vereinigen, oder vielmehr wenn die Mängel des einen durch den Uberfluß des andern ersetzet werden, denn ist es Zeit Betrachtungen über den Menschen anzustellen. Nach dem letzten Resultat derselben verschwinden die Widersprüche, die Natur erscheint in ihrer wahren Gestalt, und alle diese unbegreifliche Erscheinungen fließen aus einer sehr einfachen Quelle.

Trägheit und Thätigkeit sind zwey entgegen gesetzte Triebfedern, die beyde gleich stark auf den Menschen wirken. Sollte eine davon ganz wegfallen, so müßte er aufhören, Mensch zu seyn. So lange wir auf der Leiter der Geschöpfe, noch den Platz einnehmen, durch welchen die Geisterwelt mit der Körperwelt verbunden ist, noch die Mitteldinge von Engeln und vom Vieh sind, so lange haben wir einer Seits den Hang zur Trägheit, und zugleich reißt uns der Trieb zur Geschäfftigkeit, der das Wesen der Seele ausmacht, zur Bewegung fort.

Beyde Neigungen stehen zuweilen im Gleichgewicht, zuweilen hat die eine die Herrschaft über die andere, und überhaupt sind sie mancher Grade, und unzählicher Verhältnisse gegen einander fähig. Ist es also zu verwundern, daß Menschen so verschieden, und so widersprechend handeln? Muß es nicht ganz andere Erscheinungen geben, nach dem heute der Körper, und morgen der Geist die Oberhand hat? und könnte man nicht annehmen, daß das besondere Verhältniß der Trägheit und Geschäfftigkeit, bey einem jeden Menschen die Grundlage zu seinem Character enthalte?

Phlegma und Erziehung, sind beyde gleich geschickt die Trägheit zu erzeugen. Das erste, indem es den Köper schwer macht, das Gehirn mit dicken Säften anfüllt, die Nerven in ihrer Bewegung aufhält, und also der Seele allemal die stärksten Hindernisse entgegen setzt, wenn sie ihre Thätigkeit äußern will. Die zweyte indem sie

sie entweder durch Zwang, oder durch üble Grundsätze, den Trieb zur Geschäfftigkeit bey Kindern unterdrückt, sie allmählig gewöhnt unbeweglich zu seyn, die Seele leer läßt, oder sie mit Kenntnissen erfüllt, die schon durch die Art wie sie beygebracht werden, Widerwillen erwecken, und also die wichtigste Kunst, ein Hauptstück der Erziehung, die Kunst sich stets und stets mit Nuzzen und Vergnügen zu beschäfftigen, gänzlich verabsäumt.

Beyde Ursachen bringen gleiche Wirkung hervor. Die natürliche Unthätigkeit wird vergrößert, und der Mensch sinkt zur Maschine herab. Aber die Seele verläugnet sich nicht. Freylich wenn das Phlegma der Grund seiner Trägheit ist, so kann er ohne Mühe ganze Tage im Lehnstuhl verjähnen. Desto stärker aber martert ihn die Unruhe, wenn seine Unthätigkeit bloß aus einem Fehler der Erziehung entspringt. Die Seele fühlt ihre Kraft; sie will sich äußern; sie sucht ängstlich Gelegenheiten geschäfftig zu seyn; aber vergebens. In ihrem eignen Vorrath ist nichts das sie unterhält, und fremde Dinge bieten sich nicht an, oder sind für ihre Wirksamkeit nicht groß genug. Hier haben wir also die Langeweile mit ihrem ganzen Gefolge, von Possen, Spielwerken, Thorheiten und Lastern.

Es ist nichts traurigers, als der Zustand eines Menschen der Langeweile hat. Aber er dürfte nur die Standhaftigkeit besizzen, wider sein Uebel zu kämpfen, so könnte er es dahin bringen, daß er sich der Herrschaft dieser Tyranney entrisse. Sie geht nicht auf Eroberungen aus, sie fesselt nur die, welche sich ihr freywillig unterwerfen. Leute die sich mit nichts beschäfftigen, oder die gar das lächerliche Vorurtheil hegen, daß es sich für ihren Stand nicht schicke geschäfftig zu seyn, wenden ihren ganzen Wiz an, neue Zeitvertreibe zu erfinden, oder mit ihrem eigenen Ausdrucke: die Zeit zu tödten. Nicht die Hälfte der Mühe würden sie vielleicht nöthig haben, um sich im Stande zu sehen, jede Minute der ihnen so langweiligen Zeit mit würdigen Geschäfften auszufüllen. Aber dazu gehören Entschluß und Stärke.

Der Mensch ist niemals anders als durch die Langeweile unglücklich. Er lebt nur dann, wenn er sich beschäfftigt. So ist es denn das Gesez der Natur, daß wir bey jedem Schritte, mit dem wir uns der Vollkommenheit nähern, durch neue angenehmere Empfindungen belohnt werden. Wie viel heimlichen Reiz hat eine wohl geordnete Geschäfftigkeit, und welch zufriedenes Bewußtseyn führt sie mit sich! Wer sie einmal recht geschmeckt hat, der würde sich ihr ohne Einschränkung überlassen, wenn ihn nicht Ermattung erinnerte, daß seine erschöpften Kräfte Musse bedürfen, um sich wieder zu sammeln.

Ohne Unterbrechung arbeiten, ist eine zu strenge Forderung. Es muß freylich nach Beschaffenheit der Arbeit, und nach der Stärke eines jeden abgemessen werden, wie lange Arbeit wäh-

ren

ren kann. Aber eine Erholung ist nöthig. Die Natur treibt uns dazu an, und das gesellschaftliche Leben legt sie uns als eine Pflicht auf.

Doch auch wenn wir die Geschäffte unterbrechen, behält die Seele ihre Wirksamkeit, sie will befriedigt seyn, sie will zu thun haben; also muß man etwas erfinden, womit man sich zur Zeit der Erholung unterhält, das heißt mit andern Worten: **Zeitvertreib** suchen. Die Stunde der Ruhe, ist zugleich die Stunde der Zeitvertreibe. Der Haupttrieb der Seele ist Geschäfftigkeit; daraus folgt, daß sie öfter und länger arbeiten müsse, als ruhen; und weiter, daß der, welcher nach nichts als Vergnügung hascht noch tadelnswerther als der sey, der alle Erholung verwirft.

Anlangend die Wahl der Zeitvertreibe, so ist die so verschieden, als die Gemüther, die Nationen, die Alter es sind. Genauere Aufmerksamkeit in diesem Punkte, wird unsern Kenntnissen von der moralischen Welt, ein großes zusetzen.

Gewiß, der Geschichtschreiber, der uns die Zeitvertreibe eines Volks, in den verschiedenen Perioden seiner Fortdauer liefern wollte, würde eine sehr nützliche Arbeit unternehmen. Man müßte alsdenn mit einem philosophischen Auge beobachten, und auf Clima und Geschmack dabey sehen. Was ist der Grund, daß ein Stiergefecht, welches in Spanien mit Triumphen belohnt wird, in Frankreich für rauh und ennüjant passirt, und daß ein Trauerspiel, das in London den Zuschauer entzückt, ihn in Venedig verjagt?

Auch Zeitvertreibe haben Epochen wie Staaten, und Regierungsformen. Vielleicht wären sie die sichersten Documente von dem Einflusse, den gewisse Revolutionen auf den moralischen Charakter und den Geschmack haben können. Die Geschichte der Griechen und Römer ist in dem Stücke am deutlichsten. Die Einwohner von Athen waren sehr gesellig. Alle Bäder und öffentliche Plätze wurden häufig besucht. Ihr Hang zur Geselligkeit trug zu ihrer anfänglichen Größe eben so viel bey, als in der Folge zu ihrer Unterdrückung durch die macedonischen Könige. Die Römer, unter ihren ersten Regenten, unter den Consuln, und unter den Kaisern, welch ein Unterschied! Anfangs wie strenge, wie mäßig, wie eingezogen! wie wild hernach, wie wollüstig, und den Lustbarkeiten ergeben! Wenn man den verschiedenen Veränderungen im römischen Staate folgt, und die Lieblingsergötzungen jeder Periode vergleicht, so wird man sehen, wie nahe sie verbunden sind.

Alle Staaten sind Beweise von dieser Anmerkung. Je uncultivirter eine Nation ist, desto einfacher findet man ihre Zeitvertreibe. Ist sie in ihrer Blüte, so vermehren sich zwar die Ergötzlichkeiten, sie beweisen aber zugleich durch ihre Wahl und Einrichtung, daß ein edler Geschmack und edle Denkungsart die Herrschaft haben; nimmt sie es, so schmachten die Bürger nach neuen Arten des Vergnügens, suchen ver-

verfeinerte Ergötzungen und üppige Pracht.

Wir lassen diese allgemeinen Betrachtungen, um auf unsere heutigen Reiche die Anwendung zu machen, und daraus Gelegenheit zu Urtheilen, über ihre wahre innere Stärke, über den Punkt, auf welchem ihre Bürger stehen, und über die Schicksale, welche sie sich auf die Zukunft bereiten, herzunehmen. Aber wie würde denn das Urtheil über Deutschland ausfallen? Vor hundert Jahren trank der Deutsche. Jetzt spielt er. Was wird er im kommenden Jahrhundert thun?

Regenten die den Einfluß der Ergözlichkeiten auf die Denkungsart der Bürger, und also auch auf den Staat kannten, haben sie immer ihrer Aufmerksamkeit vorzüglich werth geschäzt. Lykurg richtete die Leibesübungen, die Gesellschaften, die Tänze seiner Spartaner ein. Plato verbreitet sich weitläuftig über die Vergnügungen eines Volks. In neuern Zeiten ist Peters des I. Beyspiel besonders merkwürdig, der eben durch diese Sorgfalt in Dingen, dem Ansehn nach Kleinigkeiten, sein Volk gesellig machte, ihm neue Gegenstände zu seinen Belustigungen zeigte, und auch dadurch die Nation umschuf. Man trifft in England und Holland u. s. w. verschiedene öffentliche Lustbarkeiten an, die den Geist des Patriotismus erhalten und beleben sollen, und der Entsaz von Leiden, ein Schauspiel, so wie Wilhelm Tell, welche jährlich, ein jedes an seinem Orte, unter großem Zulauf, aufgeführt werden, haben höhere Absichten, als eine Augenweide des Pöbels zu seyn.

Die Maxime unter Zeitvertreiben gut zu wählen, ist von weiterm Umfange, nicht bloß für Staatslehrer und Regenten nützlich, sondern auch für den Moralisten und Erzieher von Wichtigkeit. Soll man Kinder von allen Vergnügen zurückhalten, oder sie solche genießen lassen, die ihren Vorgesetzten besser angemessen wären? oder sie dabey ganz ihrem Triebe übergeben?

Diese Fragen sind bald beantwortet, sobald wir darauf zurückgehn, daß die Seele der Kinder beständig geschäfftig ist. Nun soll ich aber zugleich den Körper entwickeln, und das Gehirn ist noch zu weich um lange an einerley Vorstellung zu hängen. Dies wird ihnen ein Bedürfniß der Abwechselung, die ihr eigenes Gefühl am besten bestimmen kann. Man lasse sie unter steter Oberaufsicht, ihrem Kopfe folgen, denn es ist sehr bekannt, daß das Vergnügen sich weit weniger erzwingen läßt, als irgend eine andere Empfindung.

In den ersten Jahren des Lebens ziehen uns meist geheime Triebe der Natur, zu gewissen Beschäfftigungen. Im erwachsenen Alter fängt erst die Wahl an. Dann erfordern sie schon größere Behutsamkeit, aber ihr Verdienst ist denn auch um so viel größer, je mehr sie ihren Zweck erreichen, nützlich zu werden.

Es giebt Verschiedenheit genug in den Arten der Zeitvertreibe. Bey den Alten standen die Leibesbewegungen

in einem Ansehen, darin sie nun leider nicht mehr sind. Die meisten, denen es um Erholung zu thun ist, arbeiten doch wohl mit dem Kopfe, oder wenigstens im Sitzen. Die vielen blassen Gesichter, unter dem Frauenzimmer, den Gelehrten, Staatsmännern, Handwerkern, die vielen siechen Leiber, und die Klagen über eine schwache Gesundheit würden nicht gefunden, wenn die Menschen erkennen wollten, daß sie durch eine übertriebene Ruhe die Ordnung der Natur umkehren. Was waren doch die Griechen, welche den Körper zu stählen wußten, indem sie zugleich die Seele verbesserten, für eine blühende, gesunde, glückliche Nation! Dort wurden die Helden erzeugt, die die schönsten Staatsentwürfe mit eignem nervigten Arm ausführen konnten, die Bürger, an Leib und Seele gleich männlich und stark! Wie sind wir, sammt unsern Nachbaren ausgeartet!

Sollte es nicht möglich seyn, diese Stärke wieder zu erlangen? Wenn wir gleich durch die Verjährung einer ganz anderen Art zu leben, den Alten nicht gerade zu auf ihrer Bahn folgen dürften, so könnten wir doch durch viele der Mode gemäße Mittel, für die Gesundheit des Körpers sorgen, und überhaupt, wer hätte uns vorzuschreiben? Es wäre doch natürlicher, daß sich die Mode nach der Gesundheit, als daß die Gesundheit sich nach der Mode bequemte? — In der That, sollten künftig einmal die Alten und Neuern aus dem Gesichtspunkte der Plaisirs mit einander verglichen werden, so würde, Dank sey es unserer widernatürlichen Lebensart! der Schluß heraus kommen: die Alten hätten aus dem Denken, aus dem Sitzen, ihr Hauptgeschäffte gemacht, wir aber, wären starke Krieger, Fechter oder Pflüger gewesen, was wir doch nicht sind. Denn alle Belustigungen der Alten haben die Bewegung, und fast alle unsrige, die trägeste Ruhe zum Ziel gehabt.

Wir müssen es den Satiriker nicht wissen lassen, daß unser Gelehrter sich vom Schreibtisch zum Schach, hingegen unser Landmann sich, um vom Mähen zu ruhen, in die Kegelbahn begiebt, daß der Minister aus dem Cabinett zu der Karte, aber der Soldat auf die Jagd geht. Wenn sie einen Tausch träfen, so möchte ihnen allen geholfen seyn.

Wir wollen doch einige der Lustbarkeiten vornehmen, und sie näher von einigen Seiten beleuchten, um alles Vorurtheil, welches sich gegen verschiedene auflehnen könnte, zu entfernen. Die Jagd zum Exempel! sie ward vorzeiten stärker getrieben als itzt, da nicht viel fehlt, daß man sie nicht als einen Vorwurf betrachtet. Freylich sahen die Vorfahren ihrer Neigung dazu mehr nach als es hätte geschehen sollen, und machten eine Beschäfftigung aus dem, was eigentlich nur ein Zeitvertreib seyn sollte. Warum muß es aber so schwer seyn die Mittelstraße zu halten? Außerdem daß die Jagd ein gewisses Mittel ist, den Körper abzuhärten, gewisse Sin-

nen zu schärfen, und Hunger und Durst, Frost und Hitze ertragen zu lehren, schafft sie uns angenehme Kenntnisse in dem Reiche der Natur, und giebt Gelegenheit, Verstand und Muth zu üben und zu zeigen. Die Nation die den Geschmack daran verliert, ohne sich durch ein besseres Vergnügen schadlos zu halten, macht sich in der That ein schlechtes Compliment; was ist es ihnen, das wir an die Stelle der Jagd können eingerückt haben?

Das Spiel ist unter uns die bekannteste Art von Zeitvertreiben. Man hat oftmals die Frage aufgeworfen, warum die Menschen durch einen so starken, so allgemeinen Hang von demselben angezogen werden? und man führt Gründe an die diesen Hang erklären sollen, die aber bey Beyspiel und Gewohnheit, also nur bey der Oberfläche stehen bleiben. Vielleicht trifft man es richtiger wenn man sagt, daß das Spiel der Trägheit des Körpers und der Wirksamkeit der Seele zugleich schmeichle, daß die Ideen womit wir uns im Spiel beschäfftigen, unter dem Schein der Neuheit immer wieder kommen, und sich von selbst anbieten, ohne gesucht zu werden: daß Witz, Einbildungskraft, und Scharfsinn, die lebhaftesten Fähigkeiten unsrer Seele, im Spiel am leichtesten Unterhaltung finden, und daß die mächtigsten Leidenschaften des Menschen, Furcht und Hoffnung in jedem Augenblick beym Spiel, ihre reichliche Nahrung antreffen.

Es scheint solcher Gestalt, daß die Erholung des Spieles, recht nach der Natur der Menschen ausstudirt sey. Denn wenn man endlich noch dazu den Eigennutz, diese mächtige, allgemein herrschende Triebfeder hitziger Spieler, in Betrachtung ziehet, so ist es kein Wunder, daß das Spiel so sehr fesselt.

Aber bey aller Unschuld dieser Art des Zeitvertreibes, wenn man mäßig darin ist, giebt es ein reiches Feld für den Satiriker und den Moralisten ab. Pope weiß am besten, wie lächerlich es sey, daß ganze Gesellschaften unter der Tyranney bemahlter Blätter seufzen, und der Lehrer der Tugend empfiehlet gern eine andere Art von Vergnügen. Er weiß aus der Erfahrung, wie leicht man zur Arbeit macht, was Zeitvertreib zu seyn bestimmt war: er weiß, daß das Herz, anstatt jeden Augenblick des Lebens, besser zu werden, sich in den Stunden des Spiels verschlimmert, und ordentlich Zeit braucht, sich zum Gefühl der Großmuth und des wahren Edlen wieder zu sammeln, daß ein eifriger Spieler, so selten für reelle Geschäfte taucht, indem der Zustand der geruhigen Vernunft, wegen seiner gewöhnlichen Anspannung, ihm unmerklich überlästig wird. Es stellen sich auch weiter dem Moralisten so viele traurige Wirkungen der Gewinnsucht der Spieler dar, und da wo ein durchgespielter Tag sich aufs freundschaftlichste endigt, beseufzet er die Unmöglichkeit, daß sich vom Spieltisch aus, irgend etwas Gutes, gemäß der menschlichen Bestimmung, irgend eine wohlthätge Folge für die Welt, hätte

te äußern und verbreiten sollen, sondern es ist sicher, daß jedesmal ein Theil des allerwichtigsten menschlichen Eigenthums, ohne Spur und Nutzen unwiderbringlich verschwunden ist. — In Wahrheit, je leichter der Mißbrauch dieser Art des Zeitvertreibes wird, um desto mehr verdient er in aller seiner Blöße dargestellt zu werden.

Das Lesen bleibt mit Recht aus meinem Verzeichnisse, weil ich bey meinen Zeitvertreiben nur eigentlich die, welche sich mit Büchern oder Schriften beschäfftigen, meyne. Allenfalls wollte ich diesen rathen, von der Jagd, durch eine anmuthige Lectüre, wieder zur ordentlichen Arbeit zurück zu kehren.

Die Musik empfiehlt sich von selbst. Besser als durch sie kann kein feines Herz die Stunde ausfüllen, die nach der Bewegung noch frey ist.

Das Theater behauptet für die, welche dazu die Gelegenheit haben, einen wichtigen Platz unter den Zerstreuungen. Wir haben allezeit, was die Moralität desselben anlangt, für das Theater gesprochen, und aus Rousseaus Angriffen auf dasselbe keine Ueberzeugung schöpfen können. Es ist ausgemacht, daß alle Gegner des Theaters aus lobenswerthen Absichten streiten, aber in der heutigen Welt streiten sie vergebens. Größer wäre das Verdienst also, anstatt das Schauspiel ausrotten zu wollen, demselben einen größern Grad von Vollkommenheit zu geben.

Am häufigsten und wichtigsten kommt der Zeitvertreib vor, den uns die Gesellschaften geben, und daher verdienen diese Versammlungen des Vergnügens, der Freundschaft und der Musse, zuletzt noch unsere besondere Aufmerksamkeit. Auf ihnen beruhet ein großer Theil von den Vorzügen der Menschheit, durch sie erlangt die Seele die ausgebreiteten Kenntnisse, die sanfte Biegsamkeit, die gefällige Denkungsart, die wir von der Einsamkeit, den Büchern, dem Unterricht vergebens erwarten. Möchten doch so edle Zwecke immer würdig erreicht werden! Eitler Wunsch! so wie er entstand, zernichten ihn tausend lästige Charaktere, welche die Gesellschaften, die der Freude gewidmet waren, in Sammelplätze des Verdrusses und des Mißvergnügens verwandeln.

Soll ich es wagen, aus einem blumigten Felde die Dornen aufzulesen? Soll ich die undankbare Arbeit unternehmen Personen zu schildern, die der Gesellschaft entweder unnüz, oder beschwerlich oder schädlich sind? In ganzen Schaaren stehn sie da, wie Klippen die anmuthige Thäler verdunkeln.

Unter ihnen ragen die leichtsinnigen schimmernden Köpfe vor allen andern hervor. Wenn sie nicht die gefährlichsten sind, so machen sie doch durch ihr Geräusch das meiste Aufsehn. Sie haben sich nun einmal überredet, daß sie in den Manieren des Umganges, in der Kunst sich beliebt zu machen, Meister sind. Alle ihre Reden sind Wiz und ihre Urtheile entscheidende Sentenzen. Weit über die gewöhnlichen

chen Höflichkeiten erhaben, stürzen sie in die Gesellschaft ein, und flistern diesem Schmeichelen, und jenem unbekannte Freundschaftsversicherung zu, werfen auf die Leute, welche der Schneider nicht so gut gebildet hat, einen mitleidigen Blick, tändeln gern beym Ernst, und sprechen mit bedeutender Mine von Klenigkeiten. — Dies alles aber nur um zu zeigen, daß sie es sind, und daß sie Bewunderung verdienen. Diese Herrn haben gemeiniglich durch Uebung vieler Jahre ihrem Körper eine ganz leidliche Falte, und ihrer Mine eine Zuversichtlichkeit gegeben, die im Anfange gefällt, und unsern Beyfall erzwingt. Aber das ist das Schlimme: In der ersten Stunde sieht man sie gern, in der zweyten entfaltet sich ihre Blöße, und in der dritten sind sie schon unerträglich. —

Eben so unerträglich, aber unter einer ganz andern Wendung, sind die rauhen entscheidenden Charaktere, denen man es ansehen kann, daß ihre Erziehung verwahrloset worden, und daß sie ihr Leben im Gewühl der Geschäffte, oder in der Einsamkeit des Studierzimmers zugebracht haben, ohne sich um feine Sitten und ein gefälliges Nachgeben zu kümmern. Alle Scherze der Gesellschaft entfliehen vor ihrem finstern Ernste, ihre Miene drohet dem ersten, dem besten Widerspruche. Unter dem Zwange ihrer Gegenwart athmet man schwerer, und man will es sich kaum gestehen, daß mit ihrer Entfernung ein kleines unsichtbares Gewicht von der Brust herabfällt, und alles wieder frey und heiter wird.

Kein Auftritt kann für einen Spötter lustiger seyn, als wenn ihrer zween an einander gerathen, davon der eine flatterhaft leichtsinnig, der andere mit Steifigkeit und Ernst gerüstet ist. Für die Gesellschaft aber ist so ein Gespräch allemal beleidigend. Unmöglich kann da Vergnügen und Erholung herrschen, wo so unleidliche Contraste auftreten. Doch sie sind es noch nicht allein, die dem Cirkel beschwerlich fallen. Wir wollen bald noch ein Paar andere Charaktere gegen einander stellen, die vielleicht des Geräusches weniger machen, aber im Grunde eben so viele widerwärtige Wirkung haben.

Auf der einen Seite stehn die argwöhnischen, die geheimnißvollen, die bedenklichen, kurz alle die Leute die man mit einem Wort zurückhaltend nennen kann. Welche Marter ist solch ein Umgang! Ich komme von ohngefehr mit solchen Geschöpfen zusammen. Enweder wir martern uns wechselseitig mit Stillschweigen und Langeweile, oder wir schwatzen in lauter einsilbigen Wörtern, lauter sibillische Orakel.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

2tes Stück.

Freytag, den 7ten Januar 1780.

## Etwas über die Langeweile und die Zeitvertreibe.

(Schluß.)

Ist der Zurückhaltende mit seinen Bedenklichkeiten lästig, so sind es auf der andern Seite eben so sehr die Erzähler, Neuigkeitenkrämer und die ganze Schaar der Schwätzer. Nur für wenige Personen von Gewicht kann sichs schicken, grade zu ihr Mißfallen zu erklären, und sehr wenig Schwätzer haben das Gefühl, aus Mienen anderer, aus geheimen Zeichen, die Ungedult zu vernehmen, die sie erregen. Was bleibt hier also übrig, als diese Prüfung der Gelassenheit mit Unterwerfung gegen den Wohlstand zu ertragen? Soll man den Herren, wenn sie kommen, die Uhr zeigen, ihnen so und so viel Zeit gehört zu werden erlauben, und schnell abbrechen so bald sie verlaufen ist? In der That das wäre eine willkommene Mode.

Ein richtig denkender Geist nimmt freylich die Menschen wie sie sind, und weiß allenthalben Unterhaltung zu finden, aber durch wie viel unerträglichen Zwang muß er sich gekämpft haben, wenn er diese Stärke erlangen will. Die meisten Gesellschaften wimmeln von Inconsequenzen, beleidigen dem feinen Geschmack, und sind seicht für den Kenner und den Denker. Die lehrreichen Gespräche werden schnell altfränkisch und pedantisch, die muntern hirnloß. Leute die Biegsamkeit und Klugheit genug haben, beydes abzuwenden, in beyden Fällen die Stange zu halten, sind gar selten.

Und doch muß man mit Menschen umgehen. Gesellschaften sind die Zuflucht nach der Arbeit, und der Schutz für die Langeweile. Nach welchen Regeln muß man sie wählen? Nach welchen Vorschriften sein Betragen einrichten, um sie mit Vergnügen und Vortheil zu genießen? Wir sollen uns um den Umgang solcher Leute bemühen, die uns an Einsichten und Stärke der Seele übertreffen; wir sollen mit einem jeden von seiner Lebensart und seinen Geschäfften sprechen, und von allen, auch selbst von denen die in aller Absicht unter uns sind, zu lernen suchen. Wir sollen, sagt weiter der Moralist, keine Meynung darum ver-

werfen, weil sie von der unsrigen unterschieden ist, niemals Partheilichkeit und Hitze in die Gespräche mischen und unsre Unwissenheit aufrichtig gestehn; wir sollen allen gezwungnen Ernst in muntern Versammlungen ablegen, mit Witz scherzen, und mit Verstand fröhlich seyn; kurz nach einer Geschmeidigkeit trachten, uns in alle Charactere zu schicken, und sie unvermerkt so lenkten, daß sie uns nützlich seyn müssen. Wer diese Regeln zu beobachten stark genug ist, kann in allen Gesellschaften Zeitvertreib finden.

Wir hätten bey dem Artikel Gesellschaften noch Subdivisionen genug zu entfalten, da wir bloß das Spiel und die Gespräche erwogen haben. Aber diese Materie würde bey mehrerer Weitläuftigkeit nicht gleichförmig genug behandelt werden. Noch einige Bemerkungen.

Nicht alle Zeitvertreibe haben, wie sich verstehet, einerley Werth, und die allermeisten werden durch üble Anwendung erniedrigt. Wenn ich überhaupt jedem seinen Platz anweisen sollte, so würden sie ungefähr in der Ordnung auf einander folgen, daß die Gesellschaft den obersten Platz, das Spiel den untersten behauptete. Wer sieht aber nicht, daß die Regel Ausnahme in vielen Fällen leidet. Ein Mann von feinen Sitten und gereinigter Denkungsart Art wird sich lieber einige Stunden beym Spiel, als in einer lustigen Gesellschaft zuzubringen und Nichtwürdigkeiten zu hören entschliessen. Der eine wird der Musik, der andere dem Theater den Vorzug geben. Alle können Recht haben, wenn sie nach den Regeln handeln, die den Werth der Zeitvertreibe allgemein bestimmen.

Und zwar, diejenigen Zeitvertreibe sind für mich die besten, die am geschicktesten sind, mir Ruhe und Aufmunterung zu verschaffen, und mir also den größten Nutzen bringen. Noch genauer dürfen die Zeitvertreibe nur in geistige und sinnliche getheilt werden. Beyde sollen vergnügen, das ist ihr Zweck. Je mehr dies Vergnügen aus körperlichen Empfindungen entspringt, desto weniger befördert es unsern wahren Vortheil; je mehr Aufmunterung für die Seele, je mehr Reiz für den Geist, desto nützlicher, desto edler die Lust, desto mehr trägt sie bey, uns selbst in Ergötzungen zur Würde der Menschheit zu erheben.

Zeitvertreibe, die bloß für den Sinn gehören, dürfen ihrer Natur nach nicht lang seyn. Anfangs können sie entzücken, und sind besonders angenehm und stärkend wenn sie überraschen, und ungesucht die Heiterkeit des Geistes zubereiten. Ein sinnliches oft gehabtes Vergnügen wird gar leicht ein Bedürfniß, und der Mensch ist um so viel glücklicher, je geringer die Zahl seiner Bedürfnisse ist.

Hier haben wir die Vorschrift der Natur! die Sinne dürfen nur berühren, der Geist kann ganz genießen. Jene gleichen einem morastigen Grunde über den man wegeilen muß, wenn man nicht sinken will; diese haben die

Reiße einer offenen Aussicht, welche man auf festem Boden anschauen, und mit Ruhe und unschädlich erschöpfen kann.

Ueberhaupt verdient der Gedanke bemerkt zu werden, daß zu öftere Zeitvertreibe, der Gründlichkeit des Geistes eben so sehr, als der Gesundheit des Körpers schaden. Wollen wir ihren eigentlichen Endzweck erreichen, so komme noch die Mäßigkeit hinzu. Geschäfftigkeit ist der Beruf der Menschen. — Geschäffte sind der eigentliche Zeitvertreib der erhabenen Creaturen, die nicht um zu tändeln, zu spielen, sondern zu Realitäten erschaffen waren. — Nur Ruhepuncte bedürfen sie, und der ist der Weise, der selbst die Ruhepuncte nützlich zu machen weiß.

---

## Von einer errichteten Armenversorgung auf dem Lande.

Der Verfasser dieses Aufsatzes hat Ursache, sowohl den Ort, wo die Armenversorgung errichtet, als die Personen, die sie zu Stande gebracht haben, zu verschweigen. Beydes zu erfahren wird dem leicht seyn, der sie deswegen zu wissen verlangt, um von ihnen noch nähere Nachrichten, die diese Veranstaltung betreffen, einzuziehen. Hiermit wird nichts mehr gesucht, als die Aufmerksamkeit derer, die dem Betteln steuren und die nöthige Versorgung der Armen veranstalten können, zu erwecken und zu zeigen, daß beydes nicht schwer sey, wenn es nur gehörig angefangen und mit Ernst betrieben wird. Es wird dazu nichts weiter nöthig seyn, als die Veranlassung zu der erwehnten Armenversorgung, die Art, wie sie zu Stande gebracht worden und ihre Einrichtung zu erzählen, und dieses soll ohne allen Schmuck geschehen.

Jedermann klagte an dem Orte über die gar zu häufig kommenden Bettler, die, wenn sie Häuser offen und nicht sogleich jemanden vorfanden, oft hinnahmen, was ihnen zuerst in die Augen fiel und damit sich entfernten. Ein Bettelvogt war zwar bestellt, dem aber widersetzten sich oft die Bettler und mitlerweile sich dieser mit einem beschäfftigte, giengen am andern Ende des Dorfs viele ungehindert umher.

Der an dem Orte wohnende Beamte entschloß sich, diesem Uebel zu steuern, und den Klagen seiner ihm Anvertrauten abzuhelfen. Er sann auf Mittel. Das erste was ihm nöthig zu seyn dünkte, schien ihm die Versorgung der in der Gemeine befindlichen Armen zu seyn. Denn so lange diese in und außer der Gemeine umher betteln giengen, war es unbillig den Auswärtigen das Umhergehen in dieser gänzlich zu verwehren. Hierüber besprach er sich freundschaftlich mit dem Prediger des Orts, der, wie er, eine hinreichende Versorgung der einheimischen Armen und deren Abhaltung von dem verderblichen Betteln wünschte. Beyde vereinigten sich, einen

einen Plan zu entwerfen, und über die Art, wie er am besten auszuführen seyn würde, nachzudenken, und da ward folgendes festgesetzt:

1) Wöchentlich wird in der Gemeine für die Armen durch einen aus den Armen gewählten Mann an gewissen Tagen gesammelt.

2) Diesem Mann wird eine verschlossene Büchse gegeben, zu der der Prediger die Schlüssel hat. Von diesem holt er die Büchse an dem zum Sammeln bestimmten Tage ab, und bringt sie nach Vollendung desselben wieder zu ihm. Der Prediger öffnet sie, nimmt das Eingegebene heraus, zählt es und trägt solches sogleich in ein Buch.

3) Dem Sammler müßen einige Groschen Pfennige mit gegeben werden, um, im Fall jemand nicht kleine Münze hätte, die er eingeben könnte, solche einzuwechseln. Diese Pfennige muß der Sammler, oder die dafür empfangene Münze jedemal wieder liefern.

4) Der Sammler soll von dem was gegeben wird nichts in seine Hand nehmen, sondern jedem die Büchse darreichen, und jeden selbst das von ihm bestimmte einstecken lassen.

5) Von den Armen des Kirchspiels wird ein Verzeichniß gemacht. Zu ihnen sollen gerechnet werden alle die nicht vermögend sind, sich selbst den nöthigen Unterhalt zu verschaffen, als Alte, Schwache, Gebrechliche, Eltern die viele Kinder haben, Kinder die ihre Eltern verlohren haben, und von der Gemeine sonst ernährt werden müssen.

6) Diese Armen sollen nach ihrer Dürftigkeit in Classen getheilt und einem jeden so viel monatlich von dem Gesammelten gereicht werden, als er bey fleißiger Arbeit bedarf, um nothdürftig leben zu können.

7) Sie sollen sich alles Betteln sowohl in als außer der Gemeine enthalten, auch ihre Kinder dazu nicht ausschicken, sondern diese, wie sich selbst, zum fleißigen arbeiten anhalten. Hat einer nicht so viel, daß er ein Gewerbe anfangen kann, so soll ihm ein Gulden oder Thaler, und nach Befinden noch mehr außer dem ihm Bestimmten auf eine gewisse Zeit gereichet werden, damit er sofort ein Gewerbe anfangen und solches fleißig fortsetzen kann. Wie dies geschehen, darnach wird gefragt und Untersuchung angestellt. Wird das Vorgestreckte nicht gehörig angewendet, ist einer faul und nachläßig; so wird nicht nur das Vorgestreckte von ihm wieder beygetrieben, sondern er verliert auch zum ersten mal die Hälfte, zum zweyten mal das Ganze von dem ihm monatlich Bestimmten, zum dritten mal wird er, als ein der Hülfe Unwürdiger, ganz davon ausgeschlossen.

Dieses geschiehet auch, wenn er entweder selbst zum Betteln ausgegangen, oder seine Kinder dazu ausgeschickt, sich nicht anständig aufgeführt, den Gottesdienst ohne Noth versäumet, die Kinder nicht gehörig erziehet und zur Schule schickt.

8) Am

8) Am letzten Mittewochen jeden Monats versammeln sich diese Armen am bestimmten Orte und empfängt ein jeder das Seinige. Der Prediger führt, wie über Einnahme, also auch über diese Ausgabe Rechnung. Ist ein Jahr verflossen, so soll diese Rechnung der Gemeine vorgelegt werden, damit sie sieht: wie viel von ihr gegeben, welchen es ausgetheilt, und wie viel übrig geblieben.

Der Ueberschuß soll auf außerordentliche Fälle aufbewahrt werden.

9) Auswärtige Arme und Durchreisende sollen nicht ganz ausgeschlossen seyn. Sie dürfen sich aber nicht von der Heerstraße entfernen, und müssen sich alles Betteln in der Gemeine enthalten. Von dem ersten den er anspricht, wird er mit dem Bedeuten, daß er nicht betteln dürfe, wenn er nicht ins Amt geliefert und als ein Landstreicher behandelt werden wolle, zum Prediger gewiesen, der ihm alsdenn so viel als er zum Fortkommen bedarf, von dem Vorräthigen geben wird.

Dieser Plan ist glücklich zur Ausführung gebracht und bestehet nun schon fünf Monat. Es kommt kein Bettler mehr und die einheimischen Armen bleiben in ihren Wohnungen, arbeiten fleißig, haben hinreichenden Unterhalt, und die Durchreisenden haben nicht mehr nöthig viele Zeit auf die Sammlung des benöthigten zu wenden. Es dahin zu bringen, hat so viele Mühe nicht gekostet, wie man vermuthen möchte. Der Bauer ist zwar gegen jedes Neue mistrauisch, und fürchtet immer, daß ihm damit eine neue Last werde aufgebürdet werden, aber er folgt auch, wenn er sieht, daß es mit ihm gut gemeynt sey, und das wurde ihm auch bey diesem Vorhaben sichtbar gemacht. Der Beamte und Prediger thaten hiebey ein jeder das Seinige. Der Beamte stellete die Sache den Geschwornen vor, und brachte es dahin, daß sie das Gute einer solchen Anstalt erkannten. Ihnen trug er auf mit den Eingesessenen davon zu reden, und von deren Meynung Bericht zu erstatten. Der Prediger nahm Gelegenheit öffentlich von der Armenversorgung zu reden. Er stellete der Gemeine vor: daß die in ihr sich befindliche Armen diejenigen wären, welcher sie sich am ersten anzunehmen hätten; daß eine gut eingerichtete Versorgung derselben ihnen Ehre machen, den Armen selbst aber eine doppelte Wohlthat seyn würde; machte ihr den Plan bekannt, zeigte das Vortheilhafte desselben, sowohl in Ansehung ihrer, als ihrer Armen, bat, ihm ihre Meynung darüber und ihre Einwendungen, so einige dagegen haben könnten, wissen zu lassen; ermahnete sie, diese Gott gefällige Sache nicht zu hindern, sondern zu befördern, suchte, was er als Einwendung vermuthete, aus dem Wege zu räumen, und bezeugte, daß ihre Vorgesetzten hiebey nichts anders zur Absicht hätten, als sie von der Last der Betteley zu befreyen, ihnen Sicherheit vor Dieberey und andern Unannehmlichkeiten

zu verschaffen, ihre Wohlthätigkeit den Armen nutzbarer zu machen, und was mehr dienlich erachtet wurde.

Sogleich war die Gemeine willig und bat je eher je lieber die Sache zur Ausführung zu bringen.

Das **erste**, darauf nun gedacht wurde, war, wie die auswärtigen Betteler abzuhalten wären. Die Gemeine liegt sehr zerstreuet, sie bewohnet einen Raum von beynahe einigen Quadratmeilen, es gehen zwey Heerstraßen durch, hat große und kleine Städte in ihrer Nachbarschaft, und kann, besonders das Kirchdorf weit gesehen werden. Lauter Umstände die der Gemeine viele Betteler zuführten und ihre Abhaltung erschwerten.

Diesem Uebel wurde aber durch die ernstliche Sorgfalt des Beamten gar bald abgeholfen. Er machte durch öffentlichen Anschlag bekannt, daß kein auswärtiger Betteler zugelassen werden sollte, welcher sich von der Heerstraße entfernte, sondern ein solcher sollte als ein Landstreicher behandelt werden. Die Gemeine beredete sich, keinem umhergehenden Betteler etwas zu geben, und dem ersten der käme solches anzudeuten, dagegen sie zu dem Prediger zu weisen, mit der Versicherung von selbigen mit dem **nöthigen** versehen zu werden.

In den ersten vierzehn Tagen war dieses umher bekannt, die fremden Betteler blieben weg, für alle wurde gesammelt, und wer dürftig ist, erhält nun was er bedarf.

Wie leicht ist es doch Uebeln abzuhelfen und gute Anstalten zu machen! nur muß die Sache mit Ernst und auf gehörige Weise angefangen werden, es muß keine Mühe gescheuet und nicht zu viele Schwierigkeiten erdacht werden. Ein Werk muthig angefangen, ist so gut als halb vollendet. Wie alles besser und nützlicher einzurichten, lehrt die Folge. Wer aber gute Anstalten machen will, suche sich erst Vertrauen zu erwerben.

Sollte eine solche Armenanstalt nicht an allen Orten zu errichten seyn? Gewiß gar leicht. Nur kein Zwang, sondern einleuchtende Vorstellungen müssen gebraucht werden. Sie muß mehr eine Sache der Gemeinen selbst seyn als des Befehls. Beamte und Prediger müssen sich hier freundschaftlich vereinigen. Nicht der Beamte allein, auch nicht der Prediger allein, kann sie zu Stande bringen.

Welch ein großer Vortheil würde dadurch einem Lande erwachsen. Jetzt gehen hundert und wohl tausend umher, sind vielen zur Last, und tragen nichts zum allgemeinen Besten bey. Sie verzehren im Müssiggang den sauren Schweiß des fleißigen Arbeiters. Es kann mit Zeugen erwiesen werden, daß ein Betteler in einem Tage achtzehn bis vier und zwanzig Groschen sammelt, noch ein mal so viel, als ein fleißiger Mann mit Anstrengung aller seiner Kräfte verdienen kann, davon er Frau und Kinder ernähren und die gehörigen Abgaben entrichten muß. Aber so

müssen

müssen ja die Bettler reiche Leute werden? Das könnten sie, wenn sie nicht dächten: am folgenden Tage stehet dir das ganze Land wieder offen, verzehre so gleich was du gesammelt hast. Wenn der arme Bauer am Abend seinen Hunger mit einem trokkenen Stücke Brodt stillet, von dem er dem Bettler einen guten Theil abgeschnitten hat, so sitzt dieser und backet und bratet für sich nach Herzenslust. Jener gehet mit Sorgen zu Bette woher er das nehmen will, was ihm an künftigen Tage wird abgefordert werden; dieser schläft wohl gesättigt ohne alle Bekümmernisse. Er hat immer mehr als jener, und drücket den Bauer härter als fünf Auflagen.

Die Gemeine, in welcher die vorhin beschriebene Armenanstalt errichtet ist, ist über hundert und siebenzig Häuser stark. Ein hurtiger Bettler durchstreichet sie in einem Tage. Er soll nur vor hundert und funfzig Thüren das gewöhnliche empfangen. Selten bekommt er Geld, dagegen aber ein gut Stück Brodt, oder ein Ey, oder andere Lebensmittel. Es ist allezeit, was er vor jeder Thür erhält, eines gegen das andere gerechnet, auf mehr denn auf anderthalb Pfennige zu schätzen. Dies betrüge 28 Mgr. 1 Pf. Nur drey solcher Bettler sollen täglich umher gehen, da doch oft sechs, sieben und mehrere kommen. Jene drey erhalten also aus der Gemeine an einem Tage zwey Thaler, zwölf Groschen, drey Pfennige, und folglich in einem Jahre acht hundert fünf und funfzig Thaler, sechszehn Groschen, sieben Pfennige. Welch eine starke Abgabe. Jetzt träget sie zur Versorgung der Armen ohngefehr hundert und funfzig Thaler bey, und solches ist hinlänglich. Sie ersparet also sieben hundert fünf Thaler, sechszehn Groschen, sieben Pfennige in einem Jahre. Wie wohl wird ihr dies in einigen Jahren seyn! und doch thut sie, was ihr zukommt, und veranlaßt, daß nun noch viele Hände geschäfftig sind, und dem gemeinen Wesen nützlich werden. Möchte dies doch viele zur Nachfolge reitzen!

---

## Etwas zu der Elektricität.

Da alles bisher über die Ursache der unangenehmen freywilligen Zersprengung der elektrischen Sammlungs- oder Erschütterungsgläser in Schriften gesagte, und besonders des Herrn Nairne Meynung davon, ungegründet ist, daß man nemlich solcher Zersprengung dadurch vorbeugt, wenn man den Weg des Ueberganges oder den Erschütterungskreis wenigstens 5 Fuß lang macht; so deucht mich durch eine fast vieljährige tägliche Erfahrung wahrgenommen zu haben, daß die Ursache solcher Zersprengung wahrscheinlich in der Beschaffenheit des Glases wodurch die Elektricität erregt wird, liege. Auf die Figur des Glases kommt nichts an, denn ich habe wahrgenom-

genommen, daß es einer Elektrisier-kugel mehr als einer andern, einem gläsernen Cylinder mehr als dem andern, und einer Glasscheiben-Maschine mehr als der andern eigen ist, die Verstärkungsgläser zu zerschmettern. Auf die ganz hohe Kraft kömmt es auch nicht an, indem mir nicht selten bey ganz mittelmäßiger Kraft in einer Stunde mehrere Gläser durchgeschlagen sind, da die ganz hohe Kraft bey andern Maschinen nur machte, daß die Gläser sich auf andere Art, nemlich über den Rand hinweg entladeten. Diejenigen Elektrisiermaschinen, die meiner Beobachtung nach, diese fatale Eigenschaft haben, äußern dieselbe nicht beständig, sondern wie mich deucht nur bey einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre. So war mir z. E. bey einer gewissen Maschine die Barometer Höhe von 27 Zoll 9 Linien (Pariser) sehr gefährlich. Mehr als mittelmäßige Elektrisirer und Naturforscher werden gebeten hierauf aufmerksam zu seyn, und ihre nähern Beobachtungen zur Beförderung der Wissenschaften mitzutheilen.

Kohlreif.

---

## Warum essen die Engländer am Michaelisfeste eine Gans? *)

Die Königinn Elisabeth speiste auf dem Wege nach Tilbury, den 29ten Sept. 1588, auf dem alten Landsitze des Sir Neville Umfreville, nahe bey jenem Orte, zu Mittage; und da die brittische Elisabeth lieber von einer gut gewürzten substantiellen Schüssel aß, als von einem weichlichen Fricassee oder betrügerischen Ragout, so hielt es der Ritter für gut, ein Paar treffliche Gänse anzuschaffen, um den Geschmack seines königlichen Gastes zu vergnügen. Nachdem die Königinn sichs hatte sehr wohl schmecken lassen, forderten sie einen Halbnöselpokal Burgunder, und trank auf den Untergang der spanischen (sogenannten unüberwindlichen) Flotte. Kaum hatte sie das Glas dem Ritter, welcher die Honneurs bey Tische machte, wieder gegeben, als die Nachricht einlief, (als wenn die Königinn gleichsam einen Wahrsagergeist gehabt hätte,) daß die spanische Flotte durch einen Sturm wäre verheeret worden. Sie trank gleich darauf einen zweyten Bumper zur Verdauung der Gänse und der guten Zeitung, und freuete sich so sehr über diese Begebenheit, daß sie alle Jahr an diesem Tage, das obgedachte treffliche Gericht auf der Tafel hätte; der Hof machte eine Gewohnheit daraus, und das Volk ist dieser Mode seitdem immer gefolgt.

*) London Chron. for 1779. Sept. 28-30.

# Hannoverisches Magazin.

3tes Stück.

Montag, den 10ten Januar 1780.


## Einige Nachricht von Personen die bey Hannover ertrunken sind, (als Nachtrag zu der Abhandlung von Rettung Verunglückter im 74. und 75ten St. dieses Magazins von 1779.) vom Herrn Hofmedicus Marcard zu Hannover.

Wenige Tage nachdem der von mir in diese Blätter im letzten September v. J. eingerückte Aufsatz über die **Rettung verunglückter Menschen** erschienen war, trug sich ein Fall vor unsern Stadt thoren zu, bey welchem vieles vorgieng das so nahe mit demjenigen verwandt ist was ich damals schrieb, auch so sehr für die Wahrheit dessen zeugt was ich behauptete, und außerdem zu so wesentlichen Anmerkungen über diesen Gegenstand Anlaß giebt, daß ich nothhalben aus der Erzählung desselben ein Supplement zu dem vorhergehenden Aufsatze machen muß. Diejenigen Umstände bey denen ich nicht selbst gegenwärtig gewesen bin, habe ich, so wie ich sie aus der Erzählung mehrerer Personen am glaubhaftesten und übereinstimmend erfahren habe, hier wiedergegeben.

Am abgewichenen 1ten October des Nachmittags um 4 Uhr, war ein junger Mensch nach einer ziemlich seichten Stelle in der Jme gegangen, um sich daselbst zu baden, wie es an dem Orte sehr häufig geschieht. Ohngefähr um 5 Uhr war er durch einen Zufall so in das Wasser gerathen, daß er sich nicht helfen konnte und darin versank. Seine Badecammeraden hatten ihn zwar vor Schrecken und Entsetzen verlassen, aber die nicht weit davon entfernten Fischer waren ihm zu Hülfe gekommen, und hatten ihn kurz nach 5 Uhr aus dem Wasser gezogen, nachdem er nur kaum eine Viertelstunde, oder doch nicht viel darüber im Wasser gelegen war. Weil sie den leblosen Körper vermuthlich für tod hielten, so geschah dabey weiter nichts, als daß man ihn nackend, wie er des Badens wegen war auf den nassen Strand hinlegte, und, wie ich zuverläßig genug bin versichert worden, mit den Füßen ein wenig ins Wasser, nach wohl hergebrachtem Vorurtheil und Alfanzerey. Auf dieser Stelle, auf dem kalten Boden, ohne die geringste Bedeckung in der

kühlen Abendluft des Octobers, die noch kälter ward durch die Nähe des Wassers, blieb der Körper liegen, von 5 Uhr bis um 8 Uhr des Abends, ohne daß irgend ein Versuch gemacht wäre, das Leben herzustellen, das damals noch nicht verloschen seyn konnte, und noch nicht verloschen war: denn man hat mich versichert, das Gesicht habe noch ganz frisch ausgesehn, und unter den Achseln sey noch eine beträchtliche Wärme verspürt worden.

Weil es bekanntlich durch das Vorurtheil für eine Schande erklärt ist, wenn man einen verunglückten leblosen Menschen anrührt, so lag wohl darin ein Theil der Ursache, warum bald anfangs da noch Niemand es verwehrte, sich keiner an den halb lebendigen Körper machte, und warum auch der Fischer weiter nichts thun wollte als ihn aus dem Wasser ziehn. Einige Personen aus der Stadt haben geglaubt, sie dürfen deswegen nichts thun, weil sie aus der Stadt waren, und weil der Körper unglücklicher Weise nicht in dem Gerichtsbezirk der Stadt lag, und sie sich vermeynten Eingriffen in fremde Jurisdiction enthalten wollten, von denen sie glaubten sie seyen strafbar. Gewiß ist es, daß von Seiten des Gerichts, und den bisherigen Verfassungen gemäß, eine Wache dabey gestanden habe, die es verwehrte, als die von den Angehörigen des Verunglückten abgesandte Personen kamen, den Körper aufzuheben um ihn in ein Haus zu bringen, und sie zwang ihn wieder auf die Erde niederzulegen, als sie ihn schon forttragen wollten.

Gegen 8 Uhr also, nachdem drey Stunden vergangen, und mithin unter solchen Umständen die Zeit gänzlich abgelaufen war, in welcher noch etwas zu helfen stand, ist endlich der Körper in ein Haus gebracht, und als ich ohngefähr gegen halb 9 Uhr hinzu kam, so hatte man eben angefangen alle die bewährtesten Hülfsmittel aufs eifrigste anzuwenden, in welchen man wo möglich Rettung suchen mußte. Es wurden Tobacksclystiere beygebracht, Luft in den Mund geblasen, und die äußerlichen Theile gerieben. Aus der Droßelader wurde Blut gelassen, und auch am Arm, welches zwar im Anfange nicht fließen wollte, aber in der Folge sehr stark floß, ohne daß es jedoch ein angenehmes Zeichen war, weil man es bloß als eine Folge des sehr lebhaften Handthierens ansehn mußte. Es wurden nach gerade noch verschiedene Versuche angestellt, der Körper wurde in warme Betten gelegt, die äußern Theile wurden mit warmen Salze gerieben; man versuchte die untern Theile des Körpers in laulichtes Wasser zu stecken, welches aber in Ermangelung eines dazu schicklichen Gefäßes nicht recht gelingen wollte. Man blies auch Tobacksrauch durch den Mund ein, und wandte noch allerley kleine Reize an: aber alles ohne die allergeringste Wirkung.

Von dem Augenblicke an, da ich den Körper zuerst sah, es war nicht gar lange nach 8 Uhr, schien mir gar keine

keine Hoffnung übrig zu seyn, obgleich die Augapfel noch frisch und glänzend waren a). Die größern Gliedmaaßen und überhaupt alle äußern Theile, waren in den drey Stunden die der Körper ohne Bedeckung der kühlen Luft ausgesetzt gelegen hatte, so sehr erstarret, daß es der Natur unmöglich seyn mußte diese Schwierigkeiten zu überwinden, wenn auch noch ein kleiner Hauch von Leben in dem Innersten vorhanden gewesen wäre. Indessen geschah dem ohngeachtet aufs lebhafteste alles was in solchen Fällen geschehen muß, insonderheit wurde das Reiben ununterbrochen fortgesetzt, und ich blieb bis nach 11 Uhr gegenwärtig, da denn freylich gar keine Möglichkeit mehr war noch etwas zu helfen.

Ich muß hier ein Paar Anmerkungen machen für diejenigen, denen etwa dergleichen Fälle vorkommen, damit sie die Fehler vermeiden die hier vorgiengen. Da es einmal an den nöthigen Tüchern fehlte, um das Reiben fortzusetzen, so wurde dazu nur etwas zusammengewickeltes Stroh genommen, und ich wandte für dasmal nichts dawider ein. Für diejenigen, die dieses etwa angesehn haben, und es bey vorkommender Gelegenheit nachahmen möchten, muß ich hier etwas erinnern. Das Reiben ist, nach den Mitteln die die großen Räder der Maschine wieder in Trieb setzen, als dem Einblasen der Luft, u. s. w. das vornehmste Hülfsmittel bey den meisten leblos gewordenen Körpern, weil dadurch am besten und an allen Theilen des Körpers zugleich die schlafende Bewegung allgemach wieder erweckt wird. Nur muß man dabey anmerken, daß es sanft und gelinde geschehen müsse. Am besten sind dazu wollene Lappen, die man etwas wärmen kann. Das Stroh ist dazu deswegen nicht zu brauchen, weil es zu scharf ist, und zumal von manchem, wie ich hier sahe, so herzhaft gebraucht wird, daß es die Oberhaut mit wegnimmt. Bey dem erzählten Falle durfte es wohl mit zu Hülfe genommen werden, da man durchaus keine Hoffnung hatte zu helfen, und also keine Gefahr vorhanden war zu schaden, und dieses mal, fast nur des Exempels wegen, das Handthieren eine hinlängliche Zeit fortgesetzt wurde. Sonst aber muß sorgfältig dahin gesehen werden, daß man nicht einem Leblosen mit demselben Mittel, wodurch er wieder erweckt wird, ein Wundfieber zuzieht, woran er Gefahr läuft ein Paar Tage später zu sterben; welches doch sehr wohl ge-



a) Man kann also dieses angegebene Kennzeichen nicht als bedeutend ansehn, um daraus auf einen Ueberrest des Lebens zu schließen. Es ist auch bekannt genug, daß die Augen der Thiere, die gewaltsamen Todes gestorben sind, noch nicht gleich mit dem Tode ihr frisches lebendiges Ansehen verlieren; warum sollte es nicht eben so bey gewaltsam gestorbenen Menschen seyn? Ganz anders wirkt freylich der Tod der auf Krankheit folgt. Im Gegentheil sind die völlig gebrochene eingefallenen Augen, ein gewisses Zeichen des Todes, wenn sie neben andern Merkmalen desselben vorhanden sind.

schehen könnte, wenn er an der ganzen Oberfläche seines Leibes wundig wäre.

Ein anderer Punkt der bemerkt werden sollte, ist dieser, daß man sich nicht begnügen müsse, nur einige Theile des Leibes sanft und mit warmen Tüchern zu reiben, sondern so viel möglich alle. Die Füße müssen gerieben werden, zu gleicher Zeit auch die Beine, die Schenkel oben und unten, und so die obern Theile alles auf einmal. Daher ist es nöthig, daß so viele Personen, als nur zu gleicher Zeit Platz haben, und sich nicht im Wege stehn, die Hand anlegen.

Aus dieser Ursache, und weil die Arbeit äußerst ermüdend ist, sollte billig von den müßigen Zuschauern, an denen es bey solcher Gelegenheit nicht zu fehlen pflegt, Niemand sich ausschließen mit zu helfen. Einige Personen von den bey diesem Vorfalle Anwesenden, haben zwar mit einem sehr liebenswürdigen Eifer und mit großer Anstrengung alles gethan, was sich bey einer solchen Gelegenheit nützliches thun läßt. Im Ganzen aber, habe ich mit Unmuth und Erstaunen eine große Unthätigkeit bemerkt, und eine wahre asiatische Gleichgültigkeit, die mit der Tobacksspfeife im Munde ganz geruhig zusieht, ob der Mensch erwekket würde oder nicht.

Um diejenigen Schlüsse die aus dem eben erzählten gemacht werden müssen, noch weiter zu unterstützen, will ich hier noch einen andern Fall kürzlich anführen, der sich ebenfalls vor den Thoren von Hannover zugetragen hat; ich war bey demselben nicht gegenwärtig, und ich erzähle ihn so, wie ich ihn von dem verdienten Stadt-Chirurgus Herrn Hischbeck empfangen habe.

An einem sehr heißen Sommertage war ein junger Mensch, ebenfalls in der Ime ertrunken. Der oberwähnte Chirurgus fand sich schon auf der Stelle ein, ehe man noch den Körper gefunden hatte. Als er schon vorläufig sich anschickte die nöthige Hülfe anzuwenden, so bald der Körper gefunden seyn würde: so kündigte ihm die dabey gestellte Ausschuß-Wache, die sein Vorhaben etwa merkte, an, daß er gar nichts über den Körper zu sagen habe, und daß der Körper so bald er hervorgekommen seyn würde, bis an den Hals in das Wasser solle gelegt werden, so daß der Mund nur allein daraus hervorstehe, und das bis auf weitere Order. Man fand endlich den Körper noch ziemlich bald, und Herr H. erhielt doch so viel, daß man ihn auf den Rasen legte, und nicht ins Wasser, weil er die Wache beredete der Mensch sey nicht todt; weiter konnte er nichts erhalten. Er versuchte darauf in freyer Luft, unter den stärksten stechenden Sonnenstrahlen, alles was die Kunst in solchen Fällen nützliches lehrt, und was unter den Umständen möglich war; und sein Gehülfe, den er aus der Stadt mitgebracht hatte, war der einzige Mensch der ihm half oder helfen wollte, obgleich hundert müßige Zuschauer umher standen. Herr H. versichert, er habe deutliche Spuren des wieder an-

glim-

glimmenden Lebens bemerkt, es habe sich eine Bewegung im Magen geäusert durch die etwas als durch eine Art Aufstoßen oder Brechen, durch den Mund ausgeworfen wurde. Allein durch diese so sehr ermüdende Anstrengung, und durch die große Hitze, waren seines Gehülfen und seine eigenen nicht geringen Kräfte bald zu dem Grade erschöpft, daß er, da Niemand ihm beystand, sich entschließen mußte, das Werk aufzugeben, eben, dieweil er noch große Hoffnung zu sehn glaubte.

Die Schlüsse die aus solchen Vorfällen gezogen werden müssen, macht Jedermann ohne meine Erinnerung. – Es ist offenbar, daß wenn zuerst die Hindernisse die von Vorurtheils und von Jurisdictions wegen vorhanden sind und alle Hülfe ausschließen, aufgeräumt wären, und denn ein Preis auf die Rettung eines Verunglückten gesetzt würde: der gemeine Mann alsdenn wohl keine Gelegenheit vorbeylassen wird, bey welcher er etwa zehn Thaler in aller Geschwindigkeit verdienen könnte, wenn seine Unternehmung glückt, und wofür er doch auf allen Fall eine geringere Belohnung zu gewarten hat, wenn auch seine Bemühung fruchtlos abliefe b).

Nur müssen keine Gesetzausleger und Verordnungsverfälscher hinzukommen, wie neulich in einer berühmten Stadt in Sachsen geschehen seyn soll, und wovon uns das beliebte deutsche Museum vom September 1779 S. 281. die sehr merkwürdige Geschichte erzählt, die ich als ganz und gar hieher gehörig zum Beschlusse noch beyfüge.

„Beytrag zur Geschichte der Menschheit.„

„Der Churfürst von S... hat in „einer Verordnung demjenigen, der „einen Ertrunkenen aus dem Wasser „zieht zehn Thaler, und wenn die „Hülfe vergeblich ist, drey Thaler zur „Belohnung bestimmt. Vor einiger „Zeit fiel zu M:f:g ein kleiner Jun„ge in einen Teich, und war schon „ganz untergesunken. Mit Lebensge„fahr zog ihm ein alter Soldat her„aus, und weil es auf der Stelle ge„schah, so kam das Kind, ohne viele „Hülfsmittel in wenig Minuten wie„der zum Leben. Nun erfuhr der „Invalide, daß er eine Belohnung „verdient hätte, und kam beym Ma„gistrat darum ein, der aber decidirte: „daß der Fall zur Prämie sich nicht „qualificire, **weil der Gerettete „noch nicht ertrunken gewesen „wäre.** So weit Dummheit, nun „aber die Infamie: vierzehn Groschen „mußte der arme Soldat Sporteln „bezahlen. Wenn einmal Ephemeri„den der Unmenschen geschrieben wer„den, so muß diese Geschichte oben „an.„

b) Dem äußerlichen Vernehmen nach soll eine Landesverordnung im Werke seyn, welche die Hinderungen möglichst heben wird, so bisher die Rettung verunglückter Personen und die denselben schleunig zu leistende Hülfe erschweret haben.
D. Herausgeb.

# Etwas zu Nuz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.

Die Chinesischen Philosophen, haben seit Jahrtausenden ihre Moral, in fünf besondern Capiteln abgehandelt, und als eben so viel wichtige Pflichten gelehrt. Diese sind: 1) Pflichten der Eltern und Kinder, 2) des Fürsten und seiner Unterthanen, 3) der Ehegatten, 4) der Geschwister untereinander, und endlich 5) der Freunde und Bekannten.

Fast alle ihre Schriften der Art, handeln von dem unbedingten Gehorsam der Kinder gegen ihre Eltern; der Schüler gegen ihre Lehrer; von der Treue der Unterthanen gegen ihre Obern; von dem Verhalten des Fürsten gegen seine Unterthanen; von der Folgsamkeit und Treue der Frauen gegen ihre Männer; von der Zärtlichkeit die unter Geschwistern hauptsächlich aber unter Brüdern herrschen muß, und von der gleichseitigen und unverbrüchlichen Treue der Freunde gegen einander.

Ihre Geschichtsbücher, und die Chroniken jeder Stadt, sind voller Beyspiele edler Handlungen, die seit Jahrtausenden der Vergessenheit entrissen, eine edle Nacheifrung unter dem Volk und hauptsächlich unter der Jugend veranlassen.

Der Grund ihrer ganzen Erziehung beruhet darauf ihren Kindern diese Moral, und vorzüglich das erste Capitel derselben, die tiefste Verehrung und Liebe gegen ihre Eltern und Lehrer einzuprägen. Sie sind überzeugt, daß wenn den Kindern der Geist der Verehrung, der Unterwürfigkeit, und des unbedingten Gehorsams gegen die von denen sie das Leben haben, recht eingeprägt ist, und wenn sie ihre Obern und ihren Kaiser aus eben dem Gesichtspunkt ansehen lernen, daß sodann das ganze Land gleichsam nur aus einer Familie bestehen werde, von welcher der Kaiser der Vater ist. Diese Ehrfurcht zu erhalten, werden nun auch die Geburtstäge des Kaisers, der Vice-Könige, der Gouverneurs und der Eltern in einer jeden Familie jährlich auf das feyerliche begangen.

Weder hohes Alter, noch erhabener Rang, ja selbst auch die schlechteste Behandlung die man ertragen mußte, dürfen jemand von dieser Schuldigkeit und von der Verehrung und Liebe gegen die Eltern und Obern zurückhalten.

Dieser Punkt der Erziehung ist von den Chinesern zu dem höchsten Grade der Vollkommenheit gebracht; die Gesetze geben dem Vater ein unumschränktes Recht, und eine ausgedehnte Gewalt über seine ganze Familie; ja sie haben sogar das Recht ihre Kinder zu verkaufen, wenn sie mit ihnen nicht zufrieden sind, wenn sie ihrer Hoffnung nicht entsprechen. Wenn ein Vater seinen Sohn anklagt, so wird der Sohn gar nicht gehört, sondern so gleich verurtheilt. Denn sie sagen, keiner kann einen Menschen besser kennen, als der, welcher ihn seit seinen zartesten Jahren erzogen hat. Umgekehrt aber ist

es

es wenn der Sohn klagt; ja es ist so gar ein Gesetz vorhanden, welches jedem Gerichte verbietet dergleichen Klagen anzunehmen, nur mit der Ausnahme, wenn sie von dem Großvater mit sollte unterschrieben seyn. In diesem Falle also wird die Klage zwar angenommen, allein wenn sich auch nur das mindeste darin finden sollte, welches dem Sohn zu schulden kommen könnte, oder als falsch befunden würde, so hat derselbe das Leben verwirket.

Der Sohn, (sagen sie,) muß gehorchen, und Gedult lernen; von wem wird er leiden wollen, wenn er nichts von seinem Vater ertragen will.

Vergehungen gegen die Eltern, Beleidigungen die denselben zugefüget werden, sind nun zwar dort äußerst selten, allein sie werden gar hart bestraft. Sollte sich gar ein Kind an seinen Eltern vergreifen oder sie tödten, so ist die ganze Provinz im Aufruhr; selbst der Gouverneur läuft Gefahr abgesezt zu werden; die ganze Familie des Unglücklichen wird gestraft, das Haus worin er gebohren abgerissen, und eine Schandsäule darauf gesezt; er wird in tausend Stükke zerhauen, und selbst sein Name wird mit Abscheu gehört und genannt. Die Verehrung der Eltern hört nun nicht etwa mit dem Tode auf, nein, sie dauert auch noch nach demselben, und ihr Sprüchwort ist: ehret die Todten, wie ihr sie im Leben ehretet. (Se-se-ju-se-feng.)

Dieser Geist des Gehorsams und der Unterwürfigkeit, in welchem die Chineser von ihrer zarten Jugend an erzogen werden, hat nun einen erstaunenden Einfluß in ihre Regierungsverfassung. Sie flößet gleichfalls die tiefste Ehrfurcht der Unterthanen für ihre Obern ein, und diese Ehrfurcht wächst nach dem Range des Obern, bis zum Kaiser, der von allen seinen Unterthanen fast wie eine Gottheit angesehen wird.

Vater des Volks, ist der Titel, den fast jeder darin annimmt, und dem ohngeachtet spricht doch ein jeder knieend mit ihm.

Unter verschiedenen vortrefflichen Schriften, die über diese Materie noch von Jahrtausenden her unter dieser bewunderungswürdigen Nation aufbewahret werden, will ich nur aus einer derselben, welche über die Moral und Erziehung geschrieben ist, einige Stellen ausheben. Die Wohlthaten, die ein Kind von seinem Vater erhält, sind zwar weniger in die Augen fallend, allein doch wesentlicher als die, welche es seiner Mutter zu verdanken hat. Eben so schreibt man es eher der Erde zu, die Kräuter und Pflanzen aus ihrem Schoße hervor bringt, ohne zu bedenken, daß erst der Einfluß der Sonne die Erde erwärmen und fruchtbar machen muß.

Die Zärtlichkeit der Mütter gegen die Kinder, erstreckt sich nicht auf den Körper. Die Liebe des Vaters geht weiter, und zwecket darauf ab, ihren Geist auszubilden. Der Vater so wohl

wohl als der Sohn müssen bey diesem ihren Bestreben auch nicht einmal die eigennützige Absicht haben sich bloß Lob erwerben zu wollen, nicht als Muster der Tugend scheinen zu wollen, nur kriechende Seelen erfüllen, durch solche Bewegungsgründe getrieben, ihre Pflichten.

Kinder! Laßt die Dienste die ihr euren Eltern leistet, denselben wesentlich nutzbar, zugleich aber auch angenehm seyn, und begnüget euch nicht bloß mit dem Schein. Dies würde nur eine Nachahmung derer seyn, die, nachdem sie ihre Eltern haben verhungern lassen, derselben Begräbnißfeste mit prächtigen Mahlzeiten begehen. Kinder und Großkinder, müssen nie den Vornamen führen den ihre Vorfahren, oder andere berühmte weise Männer des Alterthums führten, dies würde so viel seyn, als ihnen die Achtung entziehen, die man ihrem Andenken schuldig ist. Die Hauptpflicht des Vaters ist, die Mängel und Schwachheiten der menschlichen Natur, an seinen Kindern zu bessern, und keine Vergehungen derselben zu übersehen.

Mütter sind gar zu geneigt sie zu entschuldigen, und dies findet man nicht allein bey niedrigen Leuten, nein selbst bey den Gesittesten und Vornehmsten.

Wenn die Mutter ihre natürliche Gutherzigkeit zu weit treibt, so wird diese übel angebrachte Liebe vorzüglich ihre Töchter in den Grund verderben. Spricht der Vater aber auch mit seinen Kindern nie anders als in einem rauhen Tone, wenn er nie den Mund öffnet als nur sie zu überholen oder zu tadeln, so macht er sie furchtsam, so sehr, daß sie sich schämen sich zu zeigen, oder nur zwey Worte zu sagen. Eine solche Furchtsamkeit und Zurückhaltung klebet ihnen alsdenn ihr Lebelang an, gebieret bey schlechten Gemüthern Heucheley, und giebt ihnen auf immer einen albernen Anstand.

Die Absicht des beständigen Tadelns mag wohl gut seyn, man will sie nemlich dadurch frühzeitig zur Tugend und zu guten Sitten bilden, allein es ist übel angefangen, und schwerlich wird der Zweck erreicht. Ich will es nochmals wiederholen: der Charakter der Mutter, ist mitleidige Theilnehmung, die jedoch mit nicht zu viel Nachsicht verknüpft seyn muß; der Vater aber muß bessern, jedoch mit weniger Strenge als Liebe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

Hannoverisches Magazin.

4tes Stück.

Freytag, den 14ten Januar 1780.

## Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.

(Fortsetzung.)

So bald sich die Verstandeskräfte des Kindes entwickeln, muß man, jedoch mit Behutsamkeit, anfangen, demselben Begriffe und leicht zu fassende Lehren beyzubringen; man muß es dabey nie aus übler Laune schelten, auch nicht wegen Kleinigkeiten strafen; mit seiner Schwachheit muß man Gedult haben, und sich zu seinen Kräften die noch nicht entwikkelt sind, herablassen. Bedenket, daß es mit den Kindern ist, wie mit einer Blumenknospe; sie muß Zeit haben sich nach und nach zu öffnen, ehe und bevor sie Blume wird, und Geruch um sich her verbreiten kann.

Zu viel Sorge für die Gesundheit der Kinder, ist auch ein Fehler vieler Eltern; so bald ihnen das geringste fehlt, werden sie mit Medicin und Stärkungen überhäuft, und eben dadurch geschwächet. Ihr Körper wird kränklich, und man verkürzt ihre Tage; sollte wohl die Seele dabey gesund bleiben? — —

Es ist eine alte hergebrachte Gewohnheit, daß Eltern ihren Kindern, so wie sie heranwachsen, einen kleinen Fond ausmachen, und ihnen etwas Geld zum Berechnen in die Hände geben. Dies ist gut, sie lernen dadurch den Werth der Dinge kennen, sehen die Mühe des Erwerbs ein, lernen das ihrige sparen, ökonomisch seyn, und unterrichten sich durch eigene Erfahrung, was die Triebfeder der Handlungen der mehrsten Menschen ist, und wodurch größtentheils die Welt regieret wird.

Man pflegt zu sagen: eine Tochter wird nur in einer Familie gebohren und erzogen, um in eine andere einzugehen. (In China darf kein Frauenzimmer in die Familie ihres Vaters heyrathen, die Verwandschaft sey auch so entfernt sie immer wolle.) Dies ist die Ursache, daß so oft die Erziehung der Töchter vernachläßiget wird, und daß man nicht genug auf ihren Unterricht achtet. Durch ein solches Betragen beleidigt man die Familie in welche eine solche Person trit, und sie macht daselbst ihrer Familie Schande.

Ein Frauenzimmer werde vorhero wohl von dem Umfang ihrer Pflichten unterrichtet, und diese sind: Ein ehrfurchtvoller Gehorsam gegen ihre Schwiegereltern, eine genaue Einigkeit mit ihren Schwiegerinnen und Schwägern zu erhalten; Verehrung ihres Gatten, vernünftige Begriffe von der Kinderzucht; Mitleiden mit ihren Bedienten und Sklaven haben; Seide zu gewinnen und selbige zu bearbeiten; ökonomisch, mäßig und arbeitsam seyn; wiedrige Begegnisse und Unglücksfälle geduldig ertragen; kein Gewäsche und Klatscherey anzuhören, und sich nicht in andere Familienangelegenheiten zu mengen. Dies ist es, was ein Mädchen lernen soll, ehe und bevor es heyrathet. Allein was erfolgt aus der Vernachläßigung dieses Unterrichts? Vieler ihre Beschäfftigung bestehet darin sich mit Anstand zu frisiren, die Schminke vortheilhaft zu brauchen, ihren Kleidern und Schuhen den besten Schnitt zu geben, Zitternadeln und Ohrgehänge mit Geschmack anzubringen, über die wollüstigsten Speisen u. Getränke nachzusinnen, und ihre Schönheit durch eitlen Flitterstaat, Tändeley und Firlfanz zu erhöhen; dies ist es alles was sie wissen, selbst die allerersten Pflichten guter Mütter, wissen sie nicht. Sollte man ihnen nicht von den frühesten Jahren an Geschichtbücher in die Hände geben, woraus sie Unterricht schöpfen könnten; dies würde ihre Verstandskräfte ausbilden, gute Regeln würden sich darin festsetzen, und große Beyspiele edler Menschen, würden ihr Herz bessern. –

Unter den fünf Pflichten des Menschen, ist die erste und Hauptpflicht, Gehorsam und Verehrung der Kinder gegen die Eltern. Die Ursache ist begreiflich, ohne Eltern würden wir nicht da seyn, ihnen sind wir alles schuldig was wir sind. Der Last und Beschwerlichkeit nicht zu gedenken, welche die Mutter während der Schwangerschaft erträgt, auch der Gefahr der Geburt nicht, so ist es doch gewiß, daß von der Zeit des Daseyns des Kindes an, bis zu der Zeit, da es keiner fremden Hülfe mehr bedarf, die Mutter tausend Beschwerlichkeiten des Tages, und tausend Unruhen des Nachts davon zu ertragen hat; dies soll ein gutes Kind einsehen, dankbar dafür seyn, und wenigstens diese Dankbarkeit durch den genauesten Gehorsam äußern.

Was das Geschäffte der Kinderzucht anbetrift, so kann selbiges nicht zu früh zur Hand genommen werden, vorzüglich alsdann, wenn sich die Verstandeskräfte nun anfangen zu entwikkeln. Gebet es nicht zu, daß eure Kinder irgend etwas das lebt und sich bewegt, so es auch nur ein geringes Insekt, ja gar auch nur eine Staude oder ein geringes Pflänzgen wäre, verderben oder vernichten; hiedurch werdet ihr die Güte des Herzens, und das sanfte ausbilden, wozu die Natur schon in ihnen den Grund gelegt hat. Kömmt eine Person vom Stande, vom hohen Alter, ein Verwandter oder ein Freund in euer Haus, so unterrichtet eure Kinder, diesem alle Art von Ehrfurcht zu erweisen, hiedurch bildet ihr

sie zur Sittlichkeit und Höflichkeit, wozu sie schon bey sich die Anlage haben.

Zu Zeiten wird eine kalte trockene Antwort sie zurecht bringen, wenn sie alberne Fragen thun, oder zur Unzeit lachen; dies wird sie in der Bescheidenheit und Sittsamkeit erhalten: Wenn ihr Gemüth auffahrend und zänkisch ist, so muß man sie mit Ernst und strengen Worten zurecht weisen, allein nie, im Anfall des Zorns sie schlagen; eine solche Behandlung würde sie erbittern, sie heftiger und zugleich weniger offenherzig machen. Behandelt der Vater den Sohn gut, so wird sich natürlich der Sohn gut gegen den Vater betragen; ist aber der Vater nicht so allerdings wie er seyn sollte, so soll es doch der Sohn an nichts fehlen lassen, was seine Pflichten fordern: er soll ein anderer Chun seyn, welcher den Himmel mit Seufzen und Thränen um die Erhaltung seines Vaters bat, der doch nur schien ihn in die Welt gesetzt zu haben, um ihn zu quälen. — —

So viel Schönes nun auch noch in diesem Buche gesetzt ist die andern Hauptpflichten betreffend, so will ich dieses doch bis zu einer andern Gelegenheit versparen, und nur noch etwas aus einem andern Capitel anführen, das von der Verbesserung des Herzens handelt.

Ein uns von unsern Eltern hinterlassenes, auch nur mäßiges Erbtheil, muß als ein großes Glück geschätzt und benutzt werden. Man übe sich die Weisheit zu studieren, seine Begierden zu zähmen, mit dem Mittelstande zufrieden zu seyn, und alles das zu verachten was uns zum Stolz oder zur Pracht verleiten könnte, so besitzt man einen Schatz.

Sich mit unnützen Sorgen quälen, nur darauf sinnen wie man sich bereichere, und beständig mit seinen Glücksumständen beschäfftiget seyn, führt offenbar zum Untergange. Sein Herz bessern, seine Begierden mäßigen, das ist und muß die Beschäfftigung eines vernünftigen Menschen seyn.

Es giebt keinen Menschen, der nicht in seinem Leben auf eine oder die andere Art Ursache zum Misvergnügen haben sollte; auch selbst dies ist ein wahrer Vortheil: Gienge alles immer nach unsern Wunsch, so würden wir dadurch gleichsam verblendet werden, und einst widrige Zufälle um desto härter empfinden, welche doch nie ausbleiben und vorzüglich einem großen Glücke allezeit zur Seite gehen. Der, welcher durch Weltkenntniß unterrichtet ist, kömmt bey kleinen widrigen Begebenheiten nie aus seiner Fassung.

Leidenschaften, machen so bald sie den Damm der Vernunft durchbrechen, den Menschen zum Thiere. Die Trunkenheit ist von der Art, die Seele verlieret in der Lage alle Kraft zu denken und zu handeln, erinnert sich auch nichts; so bald die Dünste verraucht sind, werden die Ideen wieder klärer, der Verstand entschleyert sich, und nach und nach kann alsdann die Seele wieder eben so reiflich von Sachen urthei-

len wie vorhero. Es ist klar, daß es bloß die Dünste starker geistiger Getränke sind, die uns so zum Vieh herabsetzen können, und daß man dahero bey ihrem Genuß, sorgfältig sich in Acht zu nehmen habe. Ich will hier nichts von einer andern Art der Trunkenheit sagen, die nicht weniger gefährlich ist; es ist die unter allen Leidenschaften, welche den Verstand am mehrsten benebelt, und die Vernunft derer am mehrsten unterdrückt, die einmal ihre Sklaven sind. Das Mittel gegen diese letzte Trunkenheit, ist Ke-ki, das heißt überwinde dich.

Wenn von Jemanden Gutes gesprochen wird, so werden gleich eine Menge der Zuhörer bereit seyn zu zweifeln, und doch werden eben die so gleich fertig seyn es zu glauben, wenn von Jemand Uebels geredet wird.

Der, welcher sich es einmal angewöhnet hat von den Fehlern anderer zu reden, wird die Tugenden der Menschen übersehen, sie nicht bemerken. So bald man sich die Mühe nimmt Leute von diesem Schlage genau zu untersuchen, so wird man sie selbst voller Laster und leer an wahren Tugenden finden.

Ein feines Gehör, und ein scharfer Blick sind sehr zu schätzen, wenn man sich aber nur desselben bedienet, die Fehler anderer zu bemerken, und es verabsäumt diesen Blick auf sich selbst zu werfen und sich kennen zu lernen, so ist es, als ob man seine Schätze nur zum Vortheil anderer brauchte; Sollte man einen solchen Misbrauch nicht zu beseufzen Ursach haben?

Der, welcher in dem Stande der Dürftigkeit, die Pracht und die Schätze der Reichen und Großen siehet, ohne sie zu beneiden, wird gewißlich nie von Stolz geblendet und aufgeblasen werden, wenn ihm der Himmel einst ein ähnliches Glück bescheren sollte.

Der, welcher mitten im Ueberflusse und der Pracht seine Augen nicht von den Dürftigen und Elenden wendet, wird gewiß nicht kleinmüthig werden nach Vorzügen, wenn er durch einen Zufall von der Höhe, worauf er steht herabgestürzt wird; er wird nicht murren. Sich selbst überwinden, ist das Mittel nicht überwunden zu werden; sich selbst zu beherrschen, ist das Mittel von andern nicht beherrscht zu werden.

Fürchte einen bösen Gedanken; wenn wir auch selbst weit entfernt sind ihn auszuführen, ist es doch allezeit Unkraut auf fettem Boden.

Suchet vor allen Dingen die Aufwallungen der übertriebenen Eigenliebe zu unterdrücken, ist dies geschehen, so könnt ihr euch zum öffentlichen Besten brauchen lassen. Erst eure Zwecke und Wünsche geordnet und berichtiget, und dann erlaubet es euch auch, euer Ohr anderen Menschen zu leihen.

Du sprichst, du hast dir keine Härte, keine Grausamkeit gegen andre Menschen vorzuwerfen, allein, hast du nicht oft im Geheim den Gedanken oder den Willen gehabt, andern zu schaden? Untersuche dich wohl, und du wirst finden, daß, wenn du nich viel Uebels gethan hast, es daher rühret,

ret, weil du nicht viel Gelegenheit dazu gehabt hast. Kannst du aber ungestraft eine Ungerechtigkeit, die dir Nutzen schaffen könnte, begehen, und du begehest sie nicht. — Wenn du deinen Feind demüthigen, ihm einen übeln Dienst leisten könntest, und du thust es nicht — — dann will ich sagen, daß du ein Weiser bist, dessen Herz gebessert ist; und dann kann man dir gewiß ein dauerhaftes, ein wahres Glück versprechen.

Es giebt viele Menschen, die nur die Tugend ausüben, um sich dadurch bey andern in Achtung zu setzen; wiederum andere, die bey dem unordlichen Leben, was sie führen, zufrieden sind, wenn sie ihr Laster verbergen und überschleiern können. Beyde beweisen es, daß die Tugend was schätzenswürdiges ist, und daß die Neigung dazu in unsern Herzen liegen müsse; warum sollen denn deine Handlungen der Stimme deines Herzens widersprechen? Kein Unglück muß im Stande seyn uns außer alle Fassung zu setzen; es mag sich zutragen was da will, so wird der, welcher sich selbst zu beherrschen gewöhnt ist, auch noch allezeit einen Ausweg finden. In den mißlichsten Umständen nehmt euch Zeit und überlegt; ich vor mein Theil, will lieber den Vorwurf leiden, zu langsam gehandelt, als durch Uebereilung meine Sache verdorben zu haben. Wenn ich mein wahres Glück zum Zweck habe, und das Wohl anderer dabey zugleich nicht mit aus den Augen setze, so ist es höchst wahrscheinlich, daß es mir gelingen werde.

Es hängt nur von mir selbst ab, meine Talente dazu anzuwenden, daß ich alle meine Pflichten erfülle; bloß dieser Gedanke muß fähig seyn, alles Murren gegen den Himmel zu erstikken, und mich abhalten, meinen Fehler, und die Folgen derselben andern zur Last zu legen. Wenn ich das meine nach meinem besten Wissen thue, so kann ich meine Augen zum Himmel erheben, ohne seine Strafe zu fürchten; so kann ich unter den Menschen erscheinen, ohne erröthen zu dürfen. Andern zu schaden ist mir untersagt; allein nicht, auf meiner Huth zu seyn, damit andere mir nicht Schaden zufügen können. — — —

Wenn euch das Glück am mehrsten schmeichelt, so seyd wider euch selbst am mehrsten auf eurer Hut, und haltet eure Begierden im Zaum.

Wenn ihr euch am mehrsten zur Schwatzhaftigkeit geneigt findet, so habet am mehrsten auf euch acht, und seit aufmerksam auf eure Worte.

Wenn sich das Herz der Tugend gewidmet hat, so sind Sinne, Worte und Handlungen, wie sie seyn sollen, allgemeiner Beyfall folgt, und man wird des wahren eigentlichen Glücks genießen, welches sich auch noch auf folgende Generationen erstreckt, unschätzbarer Vorzug der Tugend! Das Laster hat ganz entgegengesetzte Wirkungen, sowohl für den Sklaven desselben, als für seine Nachkommen. Wie viele Exempel, sowohl alte als neuere, beweisen den Satz. Man sieht daraus, daß der Himmel schon

hier die Menschen, wie sie es verdienen, belohne und bestrafe.

Lasset uns die Besserung unserer Herzen zu unserm Hauptzweck machen, dieses entspricht der Anlage, die der Himmel in uns selbst machte. Eine Leidenschaft unterdrücken, die uns eben den Zügel entreißen will, die Auswallungen des Zorns ersticken, wenn er eben ausbrechen will, das sind Früchte der Weisheit.

Würdest du es ungern sehen, daß ein jeder wüßte, was du eben sagen wolltest? ey! so sag es nicht. Wolltest du es nicht gern bekannt seyn lassen, was du eben im Begriff bist zu thun? ey! so thu es nicht. Ist es dein wahrer Ernst dich der Tugend zu widmen, so wende allen deinen Fleiß an, deine Fehler erst kennen zu lernen. Suche zu Zeiten dein Gemüth frey von irdischen Sorgen zu erhalten, und denn wirst du die Eitelkeit derselben einsehen. Schweige oft, und viel; und du wirst das Lächerliche eines Schwätzers einsehen. Verschließ zu Zeiten deine Thür, und du wirst das Lästige überhäufter Besuche erkennen. Unterdrücke in dir alle Leichtfertigkeit, und du wirst alsdenn einsehen, wie viel Elend sich in ihrem Gefolge befindet.

Bist du ein Weiser, so wird dein ganzes Hauswesen davon zeugen, Ordnung wird darin in allen seinen Theilen herrschen. Erlaubet keinen Bonzinnen den Zutritt zu euren Häusern, eben so wenig einer gewissen Art alter Weiber, die sich damit abgeben, Kopfputz, Nadeln, Ohrgehänge, gemachte Blumen und dergleichen zu verkaufen, oder die sonst auch wohl mit Quacksalberey, mit Heilungsmitteln, auch wohl unter der Hand mit Kuppeln sich abgeben. Ihr vornehmstes Geschäfft ist, hundert Neuigkeiten in alle den Familien, worin sie Zutritt haben, aufzuraffen, und damit eure Weiber und Töchter zu unterhalten: doch dies ist noch nicht das größeste Uebel. Was man noch mehr zu befürchten hat, ist, daß sie Lust zur Galanterie und Leichtfertigkeit erregen, auch daß sie geheime Unterhandlungen und Entführungen begünstigen. Sie sind die Pest des gemeinen Wesens, und der Eintritt in jedes ehrliche Haus sollte ihnen untersagt bleiben. Eben dieses sage ich auch von den Sängerinnen, die sich zu Zeiten bis in das Innere der weiblichen Wohnungen eindringen, und nicht viel weniger gefährlich sind. Was die Wehmütter anbetrifft, so muß man, da sie nicht zu entbehren sind, solche von gutem Ruf aussuchen, auch darneben nicht zugeben, daß ihre Besuche sich zu sehr vervielfältigen, und länger dauren als es nöthig ist: sie sind oft Gelegenheitsmacherinnen.

Wenn ihr ein Haus sehet, in welchem man früh aufstehet, so könnt ihr sicher schließen, daß darinnen Ordnung herrsche, und daß des Nachts nicht darinnen geschwelget wird. In diesem Fall könnt ihr überzeugt seyn, daß die Sklaven und Bediente weder liederliche Schurken noch Bösewichter sind. Wenn sich im Gegentheil

in gewissen Häusern die Feste erst mit dem Abend anfangen, und am hellen Tage noch alles im Bette liegt, so könnt ihr den Schluß machen, daß in den Häusern die Unordnung herrsche, und daß sie sich dem Untergang nahen. Duldet keine junge schöne Bediente die sich gar zu gern putzen, und nur zu gefallen suchen, man würde sich von eurer Weisheit schlechte Begriffe machen. Was die Weiber eurer Sklaven, oder eure Bedientinnen betrifft, so leidet es nicht, wenn sie nur einigermaßen angenehm sind, daß sie sich euren Zimmern nähern. Hütet euch auch, schöne Ammen zu haben, ihr könntet sie vielleicht nie sehen noch sprechen, und würdet doch tausend Vermuthungen und Lästerungen nicht verwehren können.

Laßt die Erziehung der Kinder euer Hauptgeschäffte seyn, allein diese sey ja bey Jünglingen sowohl als bey Mädchen ihrer Bestimmung gemäß; die der letztern muß ganz anderer Art seyn als der ersteren. Die Knaben müssen die Schriften, sowohl alte als neue, kennen lernen und studiren, damit sie dadurch fähig werden, mit der Zeit Grade und Würden zu erhalten. Der Unterricht eines Mädchens schränkt sich nur auf Achtsamkeit, Einigkeit, Folgsamkeit, Gehorsam, Arbeitsamkeit, und Oekonomie ein; dies ist alles, dessen sie bedürfen. Man kann eine Frau nicht besser loben, als wenn man von ihr sagt, daß sie nicht gelehrt ist.

Nichts von allen Geschäfften des Lebens ist wichtiger, als die Unterweisung der Kinder. Wenn ein junger Mensch anfängt zu studiren, so gebet ihm nicht erst einen langen Unterricht, über die Art sich in der Welt zu betragen, es ist hinreichend, dies nach und nach, durch eine ausgesuchte Lektüre einzuschärfen. Flößet ihm aber Bescheidenheit und Hochachtung ein, und lasset es nicht an Tadel und Verweisen fehlen, denn dies ist der Weg in ihm den Stolz zu ersticken. Prächtige Kleider sowohl als zu zusammengesetzte Speisen, sey ihm von Anfang an gleich untersagt.

Duldet keinen Umgang mit übel erzognen Kindern; wenn ihr diese Aufmerksamkeit nie aus dem Auge setzet, und denn noch durch Beyspiele lehret, so werden eure Kinder nie verderben. Es ist fehlerhaft, wenn man die Kinder zu stark zum Studiren anhält, sie müssen auch hören und sehen was um sie in der Welt vorgehet, sonst kann ihnen begegnen, was sich mit jenem gelehrten jungen Menschen zutrug, der zum ersten mal in seinem Leben auf den Markt kam, und daselbst ein Schwein sah, das er aus seiner Studirstube noch niemals gesehen hatte. Ey! das ist ja eine entsetzlich große Katze, sagte er, und bewies es, daß man mit sehr vieler Gelehrsamkeit doch ein Narre und Dummkopf seyn könne.

— — — — — — —

Die Wirkung, welche nun eine solche Moral, und eine so sorgfältige Erziehung in China haben muß, ist sichtbar. Von alle den Annalen, die eine jede Stadt hat, und in welchen

alle bemerkungswürdige, edle Handlungen aufgezeichnet sind, will ich nur einige, und zwar aus einem Buche mittheilen, welches lange vor Christi Geburt geschrieben ist. Es heißt Lie-Niu, oder **berühmte Frauenzimmer.**

Bey Gelegenheit eines Krieges, der zwischen beyden Chinesischen Monarchen, dem Tsou und Tsin ausbrach, übergab der erstere das Commando seiner Truppen einem General namens Tse-fa. Da man aber vorher nicht genug für Magazine gesorget hatte, so stellte sich bey der Arme dieses letztern gar bald der Mangel ein. Tse-fa ließ den Tsou durch einen Courier bitten, diesem bald möglichst abzuhelfen; zu gleicher Zeit übertrug er es dem Abgeschickten, seiner (des Tse-fa) Mutter seinen Gruß zu bestellen. Die Dame erkundigte sich sogleich nach der Armee, und fragte, wie es um sie stehe; der Courier antwortete, schlecht; die Lebensmittel fehleten, und es wäre bereits jedem Soldaten seine Portion Erbsen so sehr verringert, daß sie ihm zugezählt werden müßten. Und euer General sagte sie, wie lebt der? Auch er, erwiederte der Courier, empfindet den allgemeinen Mangel; er hat zu seiner Speise nichts als Kohl, Kräuter, etwas schlechtes Fleisch und sehr schwarzen Reis. Hier brach die Dame die Unterredung ab, und entfernte sich.

Da nun nach einiger Zeit Tse-fa als Sieger zurück kam, fand er die Thür der Wohnung seiner Mutter für sonst keinen, als für ihn verschlossen. Erstaunt über diesen schlechten Empfang, übernahmen es einige seiner Freunde, die Ursache des Mißvergnügens der alten Dame zu erforschen. Wußte mein Sohn nicht, sagte die alte Dame, was ehemals der König von Yua in dem Kriege gegen den Ou that? weiß er nicht, daß, als dieser Prinz auf seinem Marsche einst ein Geschenk von Wein erhielt, er diesen sogleich unter seine Soldaten vertheilte, und daß er auf ähnliche Art einen Sack mit trockenem, und einen mit geröstetem Reis eben so austheilen ließ, sich auch von beyden, weil es nicht hinreichend war, nichts vorbehielt? Wie konnte mein Sohn das Herz haben, täglich zweymal Fleisch und Reis zu essen, ohne es mit denen zu theilen, die sich täglich nur einige wenige Erbsen mußten zuzählen lassen? Tse-fa, ob er gleich Sieger ist, ist in meinen Augen ein schlechter General, denn er ist hartherzig gegen seine Cameraden; ich erkenne ihn nicht für meinen Sohn.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Hannoverisches Magazin.

5tes Stück.

Montag, den 17ten Januar 1780.

## Etwas zu Nutz und Frommen unserer heutigen Pädagogen.

(Schluß.)

Man hinterbrachte dem Tse fa die Reden seiner Mutter, er erkannte sein Vergehen, bat seine Mutter um Verzeihung, und dankte ihr für den guten Unterricht. Durch dies Betragen wurde die Matrone bewogen ihm zu verzeihen, und die Thür zu ihrem Hause wurde ihm wieder eröffnet.

Tien-Tsi-tse, Mandarin im Königreiche Tsi, erpreßte einst von seinen untergeordneten Reichsbedienten eine nicht sehr beträchtliche Summe, und eilte sie seiner Mutter zu überreichen. Mein Sohn sagte diese, es sind nur drey Jahr da ihr diesen Dienst bekleidet, ich weiß wie hoch sich eure Besoldung erstreckt, und wie viel eure Ausgaben betragen; wie könnt ihr zu dem Gelde gekommen seyn? Mutter, sagte Tsi-tse, ich gestehe es euch, ich habe es von meinen Untergebenen empfangen. Sohn! sagte die Mutter, ein guter Diener dienet seinem Herrn aus reiner Neigung, nicht aus Eigennutz; wenigstens muß er seine Hände rein erhalten, und sich keiner niedrigen Kunstgriffe bedienen, um sich zu bereichern.

Wenn ihm der Gedanke aufstößt, muß er ihn unterdrücken, so sehr er kann; ja er muß es sogar vermeiden, auch nur einmal den Argwohn zu erregen, als ob ihm auf eine leichte Weise mit Gelde beyzukommen sey. Er muß wirklich so uneigennützig seyn; als er zu scheinen wünscht, und seine Handlungen müssen seinen Aussprüchen erst Gewicht geben. Euer Fürst hat euch mit dieser Stelle beehrt; eure Besoldung ist ansehnlich; nur durch ein ganz untadelhaftes Betragen, rechtfertiget ihr seine Wohlthaten. Wisset es Sohn! Daß die Pflichten eines Unterthanen, und vorzüglich die eines Staatsbedienten, nicht weniger unverbrüchlich wollen erfüllet seyn, als die eines Sohns gegen seinen Vater. Er ist dem Fürsten, dem er dient, die größeste Anhänglichkeit schuldig, den wärmsten Eifer, und eine probegerechte Treue. Er muß Proben aller dieser Tugenden ablegen, ja selbst mit Gefahr seines Lebens, wenn die Umstände es

erfordern sollten, muß er es thun. Weil aber nun dergleichen Gelegenheiten sehr selten sind, so muß er sich wenigstens durch die größeste Rechtschaffenheit und Gerechtigkeit, auch durch eine gänzliche Uneigennützigkeit auszeichnen. Zu geschweige der andern Vortheile, die ein solches Betragen gewähret, sichert es auch noch vor dem, was man eine schlimme Lage nennet.

Schlagt ihr einen andern Weg ein, so werdet ihr ein treuloser Bedienter eures Herrn, wie würdet ihr denn wohl ein guter Sohn seyn können?

Mit diesem Gelde macht, was ihr wollet, allein übelerworbenes Geld, soll niemals über meine Schwelle kommen. Fort aus meiner Gegenwart, ich erkenne euch nicht mehr für meinen Sohn.

Tien-Tsi-tse gieng verwirrt und beschämt fort; er gab das Geld denen wieder, von denen er es erpreßt hatte, gieng zum Fürsten, und bekannte sich selbst der Strafe schuldig die dieses Verbrechen verdiente. Suen-vang der Monarch, bewunderte die Größe der Seele dieser Frau, ließ ihr aus seinem Schatz eine größere Summe auszahlen als die gewesen war, die sie ausgeschlagen hatte, und verziehe um ihrentwegen dem Tsi-tse, dem er mit einer Ermahnung wieder in seine Stelle einsetzte.

Eben dieser Kaiser Suen-vang, war in seinen ersten Regierungsjahren, nicht der geschäfftige, arbeitsame Prinz, der er nachhero wurde; er war träge und unthätig, stand spät auf, und legte sich früh wieder nieder. Seine Gemahlinn, Kiang, eine Prinzeßinn von Tsi, berühmt wegen ihres Verstandes und der Vortrefflichkeit ihres Herzens, litte sehr, da sie ihren Gemahl in einer Lage fand, die ihm so wenig anständig war. Sie brauchte zu seiner Besserung diesen sonderbaren Kunstgriff: Eines Tages, nachdem sie sich ihres Schmucks, ihrer Ohrgehänge, und ihrer Perlen beraubt hatte, begab sie sich in ein Gäßgen, in der Stellung und mit der Miene einer Verbrecherinn; sie schickte darauf eine ihrer Mägde an Suen-vang, und ließ ihm sagen: Herr, ich habe die Ehre Eure Magd zu seyn, und weiß es, daß ich diese Ehre keinesweges verdiene, allein ich hatte noch nicht darauf gedacht, daß ich vielleicht eine Wollüstige bin, und ohnstreitig Gelegenheit dazu gebe, daß Eure Majestät, gegen die Gewohnheit Eurer Vorfahren allezeit des Morgens so spät erscheint, und daß man Euch nur als einen Fürsten ansieht, der sein Vergnügen seiner Pflicht vorzieht. Dieser Ruf thut Euch um so mehr Schaden, weil die Wollust von je her als eine Quelle unzähliger Uebel angesehen worden ist. Ohnstreitig kömmt das Uebel, wie es auch seyn mag von mir; helfet ihm dadurch ab Herr! und stellet Euren guten Ruf dadurch wieder her, daß Ihr die Strafbare entfernt, und bestraft.

Diese Rede that auf Suan-vang alle Wirkung, er eilte zu ihr, hob sie auf, und zwang sie ihren Putz wieder anzulegen.

zulegen. Es ist wahr, sagte er, daß meine Handlungen meiner Würde nicht entsprochen haben, allein dies ist bloß meine Schuld, und nicht die Eurige. Von dieser Zeit an, nahm sich Suan-vang der Geschäffte eifrig an; er gab Audienz von dem Morgen früh an bis des Abends spät, und erwarb sich dadurch den Ruf, welchen er in China in der Geschichte der Kaiser hat.

Unter der Regierung eben dieses vorbenannten Suen-vang, fand man einst in der Nähe einer gewissen Stadt einen todten Körper, der so eben ermordet zu seyn befunden wurde. Die Wunde war noch ganz frisch, und da man Niemand in der Nähe fand als zween Brüder, so fiel der Argwohn auf sie, und man zog sie ein. Der Leichnam des Ermordeten hatte nur eine Wunde, folglich konnte auch nur einer dieser beyden Brüder der Thäter seyn. Dieser nun mußte nach den Gesetzen sterben, allein die Schwierigkeit war hier, zu erfahren, welcher dieser beyden die That vollbracht, denn ein jeder derselben sprach den andern frey, und gab sich selbst als den Mörder an.

Die untern Tribunäle brachten die Sache nach Peking, sie kam an den Minister, und dieser legte sie dem Kaiser als eine sehr kritische Sache vor. Dieser schloß so: beyden verzeihen, heißt einen Mörder frey lassen und das Laster privilegiren; beyde tödten, heißt gegen die Gesetze handeln, welche nur einem das Leben absprechen, und zwar dem Thäter allein. Da es doch aber gewiß ist, daß einer von beyden der Thäter seyn muß, so lasse man die Mutter der beyden Brüder kommen, die mag entscheiden, da sie selbige am besten kennet. Einer von beyden soll sterben, und dies zwar nach dem Ausspruch der Mutter. Der Minister ließ die Frau kommen, erzählte ihr den Fall, und verlangte von ihr zu wissen, welchen sie der Gerechtigkeit zum Opfer bestimmte. Die arme Frau brach in Thränen aus, und sprach: wenn es denn ja nothwendig ist, und einer sterben soll, so sey es denn eher der Jüngste als der Aelteste. Der Minister bezeugte seine Verwunderung darüber, daß sie den Jüngsten, den die Mütter doch gemeiniglich mehr liebten, dem Aeltesten nachsetzte. Herr sagte die Frau, ich habe nur ein Kind, und das ist der Jüngste; der Aelteste ist aus der ersten Ehe eines Mannes, der nur erst verstorben ist, und dem ich bey seinem Tode es versprochen habe, den seinigen eben so wie den meinigen zu halten, und keinen vorzuziehen; bishero habe ich noch Wort gehalten. Rettete ich nun aber meinen Sohn, so würde es auf Unkosten des Aeltesten geschehen, dies würde meiner Ehre nachtheilig seyn, und zeugen, daß ich nur einer blinden Zärtlichkeit Gehör gäbe. Die Wahl kostet mich viel, rief sie mit Seufzen und Thränen, allein ich muß darauf bestehen. Weiter konnte sie vor Schmerz nicht reden, und der Minister hatte Mühe sich des Weinens zu enthalten. Er eilte so-

gleich zum Kaiser, und stattete ihm Bericht von dieser Sache ab. Dieser Herr erstaunte über die Größe der Seele der Frau, machte in Betracht ihrer eine Ausnahme des Gesetzes, schenkte ihr ihre beyden Söhne wieder, und pries ihre edelmüthige Uneigennützigkeit.

Da der König von Tsou von der Weisheit und der Vortrefflichkeit des Herzens eines seiner Unterthanen Namens Yu-leng-tse-tchong gehöret hatte, entschloß er sich, ihn zu seinem Minister zu machen; er schickte zu dem Ende einen seiner Hofleute mit Geschenken an ihn, und ließ ihm den Antrag thun. Yu-leng-the-tchong bat den Abgesandten, etwas zu verziehen, begab sich zu seiner Frau, und sagte ihr: Der König will mich zum Minister machen, was sagst du dazu? wenn ich Ja sage, so werden wir Morgen mit einem zahlreichen Gefolge abgehen, prächtige Equipage, eine herrliche Tafel, und alles übrige verhältnißmäßig haben; was dünkt dich dazu? Die Frau antwortete: seit vielen Jahren haben wir uns durch unsern kleinen Handel unsern Unterhalt erworben, und nichts hat uns gefehlt. Dir blieb darneben noch so viele Zeit übrig, daß du etwas lesen, und mir auch wohl eine Arie vorspielen konntest; auch selbst bey aller deiner Arbeit bist du nie ohne deine Bücher und deine Freuden. Der Pomp, von dem du sprichst, ist nur ein glänzendes Nichts. Den Tisch betreffend, so ist es freylich wohl wahr, daß er würde mit Speisen besetzt seyn, die wir jetzo nicht haben; allein ist das wohl der Mühe und Sorgen werth? Nimmst du das an, was man dir anbietet, so entsag nur zugleich der reinen Freude, die du anjetzt genießest; denn wo willst du sie unter so vielen Geschäfften und Unruhen erhalten? Glücklich, wenn du in dem Stande einen schändlichen Tod vermeidest. Yu-leng-tse-tchong gieng zu dem Abgesandten zurück, und sagte ihm, er könne die Ehre, die ihm zugedacht wäre nicht annehmen, er bäte derohalben den König, jemanden anders damit zu beehren. So bald dieser fort war, packte das edle Paar alle seine Sachen zusammen, und begab sich, um sich vor der Nachfrage zu sichern, in eine entlegene Gegend des Reichs, wo er als Gärtner lebte, und sich den nothdürftigen Unterhalt erwarb.

Einst hatte Tsi dem Könige Lou den Krieg angekündiget, die Armeen des erstern standen bereits an der Gränze des Königreichs Lou, als der Befehlshaber der Vorposten eine Frau gewahr wurde, die mit einem Kinde an der Hand, und einem auf dem Arme dem Gebürge zueilte, so bald sie bemerkte, daß in der Nähe Völker standen, welches sie nicht schien gewußt zu haben. Einige der Soldaten verfolgten sie; so bald sie dies gewahr wurde, setzte sie das Kind, welches sie auf dem Arm hatte, nieder, ergriff das andere, und lief damit so geschwind sie nur konnte; und obgleich das andere niedergesetzte schrie, und ihr

ihr nachzueilen sich bestrebte, so sahe sie sich doch nicht einmal darnach um. Der General der Armee des Tsi, der in der Nähe war, und den Auftritt ansahe, kam herzu, und fragte das Kind, ob die Frau, die so liefe seine Mutter sey, welches das Kind bejate. Darauf fragte der General abermals, ob denn das Kind, welches die Mutter mitgenommen, vielleicht der älteste Bruder wäre, das Kind sagte, dies wäre nicht sein Bruder, sondern ein fremdes Kind. Der General den dies befremdete, gab so gleich Befehl der Frau nachzusetzen, und sie zu ihm zu führen. So bald sie erschien, fragte der General: was ist das für ein Kind, das du auf den Armen trägest, und das, welches du zurück gelassen, wessen Sohn ist es? Herr! sagte die Frau, dies Kind hier ist der Sohn meines ältesten Bruders, und der andere dort, ist mein eigener; da ich mich bemerkt sahe, und die Hoffnung verlohr beyde zu retten, so ließ ich den Meinigen zurück. Ey! sagte der General, hat den eine Mutter noch etwas, das ihr theurer ist als ihr eigen Kind, und ihr könnt gar euer eigenes verläugnen, um eures Bruders Sohn zu retten? Herr! erwiederte die Frau, es schien mir, als ob es meine Pflicht wäre, meine Zärtlichkeit und mein Interesse dem besten meiner Familie nachzusetzen. Wenn ich den Meinigen gerettet hätte, und glücklich damit entkommen wäre, so hätte ich den Stammhalter meines Bruders aufopfern müssen, ich würde alsdenn für eigennützig ausgeschrien, und mein guter Ruf würde verlohren seyn; zwar ließ ich den Meinigen ungern zurück, allein es war keine Wahl. Unser Fürst so wohl als alle seine Unterthanen verabscheuen allen Eigennutz.

Der General ließ seine Avantgarde Halt machen, entließ die Frau mit beyden Kindern, und schickte geschwind einen Officier nach Hofe, mit folgendem Schreiben an den König: Eure Majestät haben mir die Eroberung von Lou aufgetragen, ehe ich mich aber weiter darauf einlasse, halte ich es für meine Pflicht, Ihnen zu melden, daß es vorjetzo nicht Zeit zu seyn scheint, dieses Unternehmen auszuführen. Die Bewohner dieses Landes, ja auch selbst die geringste Bäurinn kennt die Pflicht, ihr eigenes Beste dem Besten des Ganzen nachzusetzen; wie werden nicht erst die Großen, die Edlen des Landes, und die Krieger denken? der Officier, der dies Eurer Majestät überreichet, wird Ihnen eine Geschichte erzählen, die das beweisen wird, was ich da eben gesagt habe. Nach Empfang dieses Schreibens wurde sogleich der Armee der Befehl zum Rückzuge ausgefertiget.

Der König von Lou, der die Begebenheit sowohl als die Veranlassung dazu wußte, beschenkte die Frau königlich, und legte ihr den Namen Y-nei (edelmüthige Schwester) bey.

G . . . M . . .

# Schreiben an Herrn Kirchhof in Hamburg, einige neue electrische Versuche betreffend.

H. H.

Ich habe neulich mit großem Vergnügen aus dem Altonaer gelehrten Merkur vom 4ten Nov. d. J. ersehen, daß Ew. Hochedelgeb. den Versuch mit der sich herablassenden Wolke, worüber ich die Ehre hatte, mich unlängst mit Ihnen zu unterhalten, bis zur höchsten Vollkommenheit gebracht. Ew. H. Unterredung hat mich seit der Zeit gleichfalls bewogen, ähnliche Versuche anzustellen, womit ich und meine Gönner, die solches bey mir in Augenschein genommen, ziemlich zufrieden waren, weil wir von Ew. H. vollkommeneren Versuche noch nichts wußten. Die Herablassung oder Senkung eines eine Wolke abbildenden Körpers schien mir durch einen Spiraldrath leicht zu bewirken zu seyn: ich wand dem zufolge einen eisernen Drath, so wie er zum Strickzeug gebraucht wird, um eine hölzerne $1\frac{1}{4}$ Zoll dicke Walze 38 mal neben einander, und machte darauf den Drath Federhart. Da mir die die Wolke und Erde vorstellende Tafeln bey Ew. H. für ungelehrte Zuschauer nicht sinnlich genug zu seyn schienen, so machte ich ein irregulaires Corpus, aus Schachtelholz zusammengespreißt, überzog es mit Linnen, und beklebte es hin und wieder mit Stanniolstreifen, die jedoch alle oben, wo dies Corpus wie unten convex war, an den Haken des Spiraldraths zusammenliefen. Dies Corpus, das man vielleicht noch leichter von 4 oder mehrern zusammengebundenen großen Rindsblasen machen könnte, ließ ich weiß, grau, und schwarzgrau gewölkt anmalen, und hieng es an den isolirten Spiraldrath, der mit seinem obern Ende mit einer Electrisirmaschine in Verbindung stand. Unter meine Wolke setzte ich ein kleines von Pappe sehr sauber verfertigtes Modell eines Hauses (von der Größe eines Vogelkäfigts) auf dessen Thurmspitze ich bald einen Knopf, bald eine Spitze anbringe. Von dem Thurm mache ich die Ableitung bis zum Magazincommun, bald vollkommner bald unvollkommner, nemlich bald mit Drath, bald mit einer Kette, bald nur mit einem schmalen Streifen Goldpapier: dies letztere, so wie es die unvollkommenste Art der Ableitung abgiebt, so bezeichnet es zugleich ganz genau den Weg und die Richtung, die der Bliz längst der Ableitung nimmt, welches auch schon bey einer kleingliedrigten zur Ableitung angebrachten Kette, jedoch nicht so prächtig in die Augen fällt, indem der ganze Streif Goldpapier bey jedem schlagenden Funken herrlich erleuchtet ist. Ich unterbrach auch bisweilen die Ableitung um ein bis zwey Zoll an verschiedenen Orten, um zu zeigen, wie der künstliche Bliz, nach Art des natürlichen von einem Metal auf das andere, springe. Ob sich nun gleich meine obgedachtermaßen verfertigte

Wolke

Wolke bey weitem nicht 15 Zoll tief herabzusenken im Stande war, so senkte und hob sie sich statt dessen desto schneller, und gab mehrere und häufigere Funken in weniger Zeit als sie es an einem Wagebalken gehangen giebt. Da ich inzwischen einmal auf die Idee des Hebels durch Ew. H. Versuch gebracht war, so nahm ich einen $6\frac{1}{4}$ Fuß langen dünnen Stab, und setzte denselben mit meiner Wolke dergestalt ins Gleichgewicht, daß die Wolke an dem längern Arm, der sich zum kürzern verhielt wie 9 zu 2, herabhieng. Hier gieng mir nun Ew. H. Versuch vollkommen von Statten, außer, daß sich die Wolke, wenn sich die Zuschauer zu sehr naheten, stärker gegen dieselben hinzog, welchem aber leicht abgeholfen wurde. Diesen Versuch mit einer jeden Electrisirmaschine zu machen, hält dem gar nicht schwer, der gelernt hat, mit kleinen Maschinen die größten Versuche anzustellen, und es darf daher sich niemand Sorge darüber machen, daß er nicht eine Maschine hat, die der sehr vortreflichen, die Ew. H. besitzen, vollkommen gleich ist. Ueber die beste Art, die Küssen zu verfertigen, worauf alles bey der Electrisirmaschine selbst, und über die Art, die stärksten Sammlungsgläser zu machen, worauf alles bey den großen Versuchen ankommt, und die noch in keinem Exposé d'une methode &c. noch im Sigaud, noch sonst beschrieben ist, werde ich mich vielleicht einandermal zu erklären Gelegenheit haben, wenn Ew. H. meine Versuche, das Wolken- und Ableitungsexperiment noch sinnlicher und einleuchtender zu machen, gütigst aufzunehmen geruheten. Die freywillige ungebetene Zersprengung der Sammlungsgläser für die electrische Materie kömmt keinesweges von einem zu kleinen Erschütterungskreis her, wie Hr. Nairne und seine Nachfolger dafür halten, sondern vielleicht von einer gewissen Beschaffenheit der Atmosphäre, die sich durch den Barometerstand von 27′ 9″ auch 10″ zu erkennen giebt; bey welchem Stande es mir sehr oft, ausserdem aber unter den ähnlichsten Umständen nie begegnet ist. Darf ich noch eine Vermuthung wagen, so ist es diese, daß dergleichen Zerschmetterungen die unartige Eigenschaft, die eine electrische Maschine vorzüglich vor der andern hat, sey. Da ich seit geraumer Zeit die Electric alle Tage bey Kranken mit nicht ganz unnützem Erfolge gebrauche, so habe ich nothwendig vieles zu beobachten Gelegenheit gehabt, was noch nicht bekannt genug seyn dürfte. — Der Hr. Canzleyrath und Leibarzt Heinze zu Eutin, der schon in der Electricitätsgeschichte rühmlichst bekannt ist, hat der von Marumschen Maschine itzt eine sehr große Simplicität und noch größere Vollkommenheiten gegeben: ich würde mir ein Vergnügen daraus machen, dem Publicum hievon, wie auch von seinen übrigen neuen Versuchen, und dem so sehr bezweifelten animalischen Magnetismus, den dieser große und gelehrte Naturforscher in einem erstaunungs-

nungswürdigen Grade besitzt, und wovon ich neulich Augenzeuge war, eine ausführliche Nachricht zu ertheilen, wenn ich nicht hoffte, daß der Herr Canzlenrath der Bitte der Gelehrten bald werde Gehör geben, und seine Versuche selbst, mit der ihm eigenen Deutlichkeit dem Druck überlassen. — — — Möchten doch alle Städte so große Gönner und Beförderer der Naturwissenschaft haben, als es Hamburg an Ew. H. schon lange gehabt, und wie ich mit dem aufrichtigsten Herzen wünsche, noch unzähliche Jahre haben möge. Ich bin 2c.

Lübeck, den 11ten Dec. 1779. Kohlreif.

---

## Anfrage über den Kanadischen Zuckerbaum.

In den Briefen aus Kanada vom Jahr 1777. welche der Hr. Professor Schlözer in seinem statistischen Briefwechsel Th. IV. Heft XXIII. bekannt gemacht hat, befindet sich S. 312. folgende Stelle:

„Man macht in Kanada einen besondern Zucker, der **Kanadischer Zucker** heißt. Man hat zweyerley Art Bäume, wovon der beste *Erable* genannt wird, welche man jährlich mit einer Axt anbohrt, und durch eine Röhre den Saft in einen Trog auffängt. Dieser Saft wird gekocht, und giebt einen sehr gesunden und süssen Zucker, welcher in Milchsatten in Boden gegossen wird, und dunkelbraun, aber hart wird. Man kann ihn sehr gut zur Speise gebrauchen. Die Bäume wachsen wild unter den andern Bäumen, und ein Baum nimmt es nicht übel, 30 oder 40 Jahre sich seinen Saft abzapfen zu lassen. Mein jetziger Wirth (zu St. Anne in Kanada) ist jetzt über diese Arbeit aus, und hat im vorigen Jahr 400 Pfund Zucker gemacht. Das Pfund gilt jetzt einen Hallifaxer Schilling, oder 6 ggr. 5 $\frac{4}{7}$ pf. nach unsrer Münze, in Friedenszeiten kann man das Pfund für 2 ggr. 6 pf. nach unserm Gelde kaufen.“

Man wünscht durch diese Blätter belehrt zu werden, ob, und unter welchem Namen etwa dieser **Zuckerbaum** schon in Deutschland bekannt, oder in England unter den mancherley dort verpflanzten amerikanischen Bäumen zu haben sey? Bekanntlich ist in Kanada der Winter viel härter als in Niedersachsen, ob jenes gleich einige Grade südlicher als dieses liegt. Es hat daher allen Anschein, daß dieser höchst schätzbare Baum auch in unsern Gegenden mit Nutzen angebauet werden könnte.

Hannoverisches Magazin.

6tes Stück.

Freytag, den 21ten Januar 1780.

## Etwas von der Societäts-Fabrik zu Hameln.

Ich bin seit einiger Zeit verschiedentlich von entfernten Interessenten der Societäts-Fabrik zu Hameln ersucht worden, ihnen von der Einrichtung, dem Betriebe, und überhaupt von dem gegenwärtigen Zustande dieser Fabrik eine umständliche Nachricht zu ertheilen.

Unerachtet ich dafür halte, daß es besser ist, sich mit wirklichen Anlagen und Erweiterungen der Fabriken als mit ihren Beschreibungen zu beschäfftigen, so will ich doch aus verschiedenen Ursachen jenem Antrage nunmehro ein Genüge leisten, und dazu der Kürze halber das gegenwärtige Magazin wählen, zumal verschiedene Nebenumstände eintreten, die eine öffentliche Bekanntmachung des Verkehrs der erwähnten Fabrik und ihres Umfangs rathsam und nöthig machen.

Die Societäts-Fabrik zu Hameln, hat mit dem Jahre 1769, mithin gerade zu der Zeit, da die vormaligen berühmten Manufacturen der französischen Colonisten gänzlich aufgehöret hatten, ihren Anfang genommen. Ihr Capital, welches aus 20000 Rthlrn. bestehet, ist durch Actien zusammengebracht worden, wovon eine jede 25 Rthlr. beträgt. Eine solche Actie kann nie geloset, wol aber vererbt, verkauft und auf jede andere Weise veräußert werden, nur muß der neue Besitzer den Actienschein bey der Fabrik vorzeigen, damit die Actie auf seinen Namen übertragen werden kann. Der Inhaber des Scheins wird bey der Fabrik ohne weitere Untersuchung für den Eigenthümer angenommen.

Die Direction der Fabrik wird von mir und dem Kaufmann, Herrn Daniel Georg Kulemann, geführet, dessen eilfjährigem unermüdeten Fleiß und wahren patriotischen Eifer, der bisherige glückliche Fortgang der Fabrik vorzüglich zu verdanken ist. Die Fabrikbücher werden von einem beeidigten Buchhalter nach der sogenannten italiänischen Manier gehalten. Jährlich ist einmal eine allgemeine Societätsversammlung in dem von der Societät angekauften Fabrikhause, wobey ein jeder Interessent, der will, erscheinen kann. In dieser Versammlung, worin bisher der Herr Stifts-

Secretarius Lüders auf Ersuchen das Protocoll geführt hat, wird das Beste der Fabrik in Ueberlegung genommen, und nach eingesehener Fabrik-Bilanz die auszuzahlende Dividende bestimmt. Was die Mehrheit der Stimmen gut findet und beschließt, darnach wird das Jahr über verfahren, wenn die Umstände eben dieselben bleiben.

Die Fabrik verfertiget:

1) an zeugartigen Waaren Chalons, Soyen, Sergen und Cadis auf 18 Stühlen;

2) an tuchartigen Waaren gefleckte und schlichte Boyen auf 2 Stühlen;

3) an Linnenweber-Waaren Cottonaden, englische und ordinaire gestreifte Flanelle auf 15 Stühlen;

4) wollene Strümpfe und Mützen auf 30 Stühlen;

5) baumwollene Strümpfe auf 10 Stühlen; und endlich

6) Catune auf 2 Stühlen.

Es sind also gegenwärtig 77 Stühle im Gange, die theils im Fabrikhause, worin 68 Menschen wohnhaft sind, theils außer dem Fabrikhause in der Stadt, und theils auf dem Lande arbeiten, und werden jährlich überhaupt ungefehr 12 bis 1500 Menschen an der Fabrik Verdienst haben.

Alle eben erwehnten Waaren, läßt die Fabrik von der Wolle an bis zur Appretur um Lohn machen, nur die wollenen Strümpfe und Mützen ausgenommen. Die Wollen-Strumpfweber sind Bürger und Meister. Ein jeder derselben kauft seine Wolle und läßt seine Garne spinnen, wie und wo er will, und verkauft seine Strümpfe da, wo er sie am besten versilbern kann; wenn er aber zu dem leztern keine vortheilhafte Gelegenheit findet, so liefert er solche, nachdem sie durch zween beeidigte Meister geschauet worden sind, für einen gewissen festgesezten Preis an die Fabrik, und diese verkauft sie denn, so gut sie kann. Die Erfahrung zeiget, daß dieser Verlag den Strumpfwebern das vortheilhafteste seyn muß, weil nur sehr wenige den Absaz ihrer Waare selbst besorgen. Ich sage auch nicht zu viel, wenn ich behaupte, daß ohne diesen Verlag, und also ohne die Fabrik, von der ziemlich zahlreichen Strumpfweber-Gilde izt kaum ein Rest übrig seyn würde.

Die Fabrik verarbeitet keine andere als einländische Schaafwolle, die an der Weser eingekauft wird. Es werden überall keine Waaren en Detail, sondern bloß in ganzen Stücken und bey ganzen und halben Duzenden verkauft. Ich muß es der Kramer-Innung zu Hameln nachrühmen, daß sie den Absaz der Fabrik vom Anfang an nach möglichsten Kräften befördert hat; es würde also äußerst unbillig seyn, wenn die Fabrik sie in ihrem Detailverkauf beengen wollte.

Jährlich werden ungefehr 300 Duzend baumwollene Strümpfe, das Duzend zu 8 bis 24 Thaler, verfertiget, und wird das Garn hierzu allein im Lande, nemlich in und um Ha-

Hameln, gesponnen. Die Strümpfe zu 24 Thaler sind fünfdrätig und dennoch eben so fein, wie die vierdrätigen, die man aus England erhält und mit 3 bis 4 Thalern bezahlt. Zu einem solchen Dutzend Strümpfe sind, der itzigen hohen Baumwollenpreise ungeachtet, kaum für 2 Thaler Baumwolle, welches sich diejenigen merken wollen, die an der Frage, ob es auch rathsam sey, ein ausländisches Product zu verarbeiten, Vergnügen finden. Da die Baumwollen-Strumpfweberey bey uns neu und ungewöhnlich war, so habe ich die Strumpfstühle in entfernten Provinzen Deutschlands machen lassen müssen, und man dürfte sich vielleicht über die Schwierigkeiten und genommenen Umwege, sie hieher zu erhalten, wundern, wenn ich nicht aus vielen Ursachen Bedenken tragen müßte, deshalb etwas öffentlich bekannt zu machen.

Außer 5 bis 6000 Stück linnenes Garn, werden jährlich an wollenem Garn ungefehr 6000 Pfund grobes, und 5000 feines, worunter aber die Garne der Wollen-Strumpfweber nicht mit begriffen sind, verbrauchet. Die groben Garne werden sämmtlich, und die feinen zum größten Theil im Lande, nemlich in und um Hameln und zu Lüneburg gesponnen. Um Hameln ist diese Wollenspinnerey nunmehro zu Springe, zu Polle, zu Coppenbrügge, zu Lauenstein, zu Hemmendorf und zum Osterwald gängig, wo sie allenthalben, ohne daß vorher auch nur eine Spur dieser Art Spinnerey daselbst zu finden gewesen wäre, auf Befehl der Königlichen Landes-Regierung und nach der besonderen Anordnung des seligen Herrn Geheimen Raths von Bremer, von mir mit Hülfe des oberwehnten Herrn Fabrik-Directeurs Kulemann eingeführt worden ist; auch wird damit nächstens zu Eime der Anfang gemacht, und so noch ferner von einem Ort zum andern fortgefahren werden. An den mehrsten dieser Oerter, macht der geringe Mann sich das Wollenspinnen bereits zu seinem ordentlichen und gewöhnlichen Wintererwerbe, und giebt es im Amte Lauenstein Spinner, die es zu einer solchen Fertigkeit gebracht haben, daß sie täglich 4 mgr. verdienen können. Nirgend ist Zwang gebraucht worden, vielmehr habe ich bey den Obrigkeiten allemal bevorwortet, von dem Geschäffte auf keinerley Weise eher Kenntniß zu nehmen, bis ich besonders darum ersuchen würde.

Die baumwollenen Garne zu den Cottonaden, Catunen und baumwollenen Strümpfen, werden zu Hameln, zu Münder, zu Lauenau, zu Großen-Berkel und auf mehreren Dörfern gesponnen, und ist auch diese Spinnerey auf höheren Befehl von mir mit der oberwähnten Hülfe eingeführt worden. Ich glaube nicht, daß die zu allererst angelernte Spinner vorher jemals ein Spinnrad zur Baumwolle gesehen hatten; indessen ist das Gespinnst durch die von Königlicher Landesregierung solcherhalb verwilligten Prämien gar bald höher getrieben worden, als es

jemals im Voigtlande geschehen ist. Es sind mehrmals aus einem Pfunde Baumwolle 150 bis 160 Stück, wovon vier auf ein Calenbergisches volles Linnengarn-Stück gehen, welches bekanntlich 10 Binde, und jedes Bind 100 Faden, jeden Faden zu 4 Ellen lang, hält, gesponnen worden; im Voigtlande soll man aber, so viel ich wenigstens daselbst in Erfahrung habe bringen können, noch nie über 145 Stück hinaus gekommen seyn. Ich führe dieses an, weil man mir wohl eher in wahrem Ernste den sonderbaren Gedanken geäußert hat, als ob unser gemeine Mann zu dergleichen feinen Arbeiten nicht geschickt sey, ob ich gleich im übrigen nicht behaupten mag, was ich im 87ten Stück dieses Magazins vom Jahre 1773 gelesen habe: „es „sey nemlich unmöglich, daß die Seele „eines Spinners, der so fein spinne, „bey einer so außerordentlichen Zärt„lichkeit des Gefühls, bey so einem „Spinnensinn hart und thierisch blei„be, sie müsse sich vielmehr den leichte„sten, lindesten Eindrücken öffnen, und „allen ihren Ideen, Gedanken, Ent„schlüssen, so ein sanftes Wesen mit„theilen," wenigstens habe ich eine solche sanfte Veränderung bey den Baumwollenspinnern um Hameln, seitdem sie so fein spinnen, noch nicht wahrnehmen können, so aufmerksam ich auch vom Anfang an bis jetzt auf das Spinnereygeschäffte gewesen bin.

Eine Baumwollenspinnerinn kann, wenn sie zur völligen Fertigkeit gekommen ist, und eine natürliche Anlage zum Spinnen hat, täglich bis zu 6 mgr. und, wenn es dereinst zur Schleyerwürkerey kommt, darüber verdienen. Es giebt zu Hameln Familien, die sich vom Baumwollenspinnen allein ernähren, und, anstatt daß sie vorher in der größesten Dürftigkeit, und wohl gar am Bettelstabe waren, sich jetzt vorzüglich kleiden, und ganz rechtlich davon leben können. Eine Flachsspinnerinn in den Städten und Flecken des Hamelnschen Quartiers, die den Flachs kaufen muß und Kaufgarn daraus spinnt, kommt nicht über einen täglichen baaren Verdienst von $2\frac{1}{2}$ mgr. höchstens, welches jedoch etwas sehr seltenes ist, von 3 mgr. Ich habe darüber von Jahr zu Jahr unzählige Untersuchungen angestellt, und es nie anders befunden. Mehr brauche ich also zur Beantwortung der gewöhnlichen Frage unserer Fabrikgelehrten: „ob es auch rathsam sey, die Spinner vom Flachsspinnen wegzunehmen," für das mal wohl nicht anzuführen. Männer, die die Producte des Landes und ihre Verschiedenheit in der Bearbeitung von Grund aus kennen, könnten mir indessen einen gewissen District des Fürstenthums Grubenhagen einwerfen, wo freylich der Kaufgarnspinner einen größern Verdienst hat, als ich so eben angegeben habe. Allein einmal rede ich hier nur von der Hamelnschen Gegend, zweytens ist der dortige Verdienst nur wegen des gegenwärtigen hohen Kaufgarnpreises so groß, und endlich drittens ist solcher doch noch immer dem Verdienst eines Baumwollenspinners bey:

bey weitem nicht gleich, der großen Nebenvortheile, die dieser bey einem beständigen Spinnen um Lohn für jenen voraus hat, nicht einmal zu erwähnen. Der Spinnlohn bey der Baumwollenspinnerey ist der niedrigste, und bleibt daher zu aller Zeit derselbe; es giebt aber Zeiten, wo der Kaufgarnspinner froh ist, wenn er dort täglich 20 pf., und in der Hamelnschen Gegend 14 bis 16 pf. verdienet.

Ein Urtheil, welches in Ansehung der Baumwollenspinnerey gefällt worden, darf ich bey dieser Gelegenheit nicht unberührt lassen. Es werden, sagt man, seit acht Jahren jährlich so viele Baumwollenspinner angelehrt; die Fabrik muß also entweder eine ganz unglaubliche Menge baumwollenes Garn verbrauchen, oder die Spinner müssen auch ihre Rechnung nicht dabey finden, sondern diese Spinnerey bald wiederum aufgeben. Ich will zur Widerlegung aus der Fülle von Gründen nur die heraus greifen, welche am mehrsten auffallen.

Aus wichtigen Ursachen werden vorzüglich Kinder vom 6ten bis zum 14ten Jahre zur Baumwollenspinnerey angelehret. Wenn diese Kinder nach zurückgelegtem 14ten Jahre confirmiret sind, so gehen sie gewöhnlich nach den großen Städten und sonst in Dienst, ihre Spinnerey hat sodann ein Ende, und es müssen andere angelehret werden, bis jene, wie in Ansehung der allerersten Lehrlinge schon nach und nach erfolget, wieder zu Hause kommen, das Baumwollen-Spinnrad wieder ergreifen, und in der Folge selbst ihre Kinder zum Baumwollenspinnen anziehen. Hierzu gehören aber Jahre.

Das baumwollene Garn ist bekanntlich bey uns in sehr gutem Preise. Hieraus entstehet, daß viele Spinner, wenn sie einigen Verlag haben, sich Baumwolle ankaufen, und mit dem daraus gesponnenen Garn auf den Märkten hausiren, und es sonst zum Verkauf nach den Städten bringen, oder daß sie, weil diejenigen, die baumwollenes Garn zum einzelnen Wiederverkauf, zum Knütten, zu Dochten und sonst in der Haushaltung nöthig haben, gern einen höhern Spinnlohn bezahlen, als natürlicher Weise die Fabrik geben kann, sich als Inquilinen in die benachbarten großen Städte begeben, und sich daselbst vom Baumwollenspinnen ernähren. Selbst auch hieher nach Hannover hat sich eine gute Anzahl der in und um Hameln angelernten Baumwollenspinner ihres erlernten Verdienstes wegen begeben. Es müssen an deren Stelle also beständig neue Spinner angelehrt werden, womit so lange wird fortgefahren werden müssen, bis sich in den benachbarten Städten nach und nach so viele Baumwollenspinner gesammelt haben, daß darüber der Spinnlohn dem Fabrikspinnlohn ganz, oder doch mehrentheils, gleich ist. Werkverständige, welchen hierbey die Erfordernisse zu einer vollkommenen und untadelhaften Fabrikwaare einfallen, werden bald finden, daß ein solcher beständiger

Abgang von geübten Spinnern, und jährlicher Zugang von ungeübten Spinnern oder Lehrlingen, von den bey der Fabrik zu überwindenden unendlich vielen Schwierigkeiten, gewiß nicht die kleinste sey, so wie überhaupt ein jeder einsehen wird, daß bey diesen Umständen die Fabrik zu Hameln von den Baumwollen-Spinnschulen nicht den alleinigen Nutzen hat, sondern daß durch diese Schulen, unvermerkt in mehreren Städten, zu Baumwollen-Webereyen die Bahn gebrochen, und das baumwollene Garn in einer beträchtlichen Entfernung allmählig auf wohlfeilere Preise gebracht wird.

Vielleicht wünscht ein Theil meiner Leser, hier die Mittel angeführt zu finden, welche ich angewandt habe, die Wollen- und Baumwollenspinnerey an so vielen Orten in Gang zu bringen, da man weiß, daß hin und wieder die deshalb gemachten Versuche fast ohne Ausnahme fehl geschlagen sind; allein mein Zweck ist jetzt nur, eine Beschreibung der Societäts-Fabrik zu machen, mithin würde ich dadurch zu sehr vom Zwecke abgeleitet werden, und da ich mir vorgenommen habe, alle Erfahrungen, die ich seit zwölf Jahren, von der Wolle an durch alle Fabrikarbeiten, bis zur Farbe und Appretur hinaus, gemacht habe, auch noch ferner zu machen hoffe, dereinst, in sofern sie bey Gründungen von Spinnereyen und Fabriken nützlich seyn können, bekannt zu machen, so wird man alsdenn sehen, warum es in Niedersachsen mit den Fabrikanlagen so oft, und mit den Spinnerey-Versuchen fast allemal mislinget.

Zum Bleichen der baumwollenen Waaren, hat die Königliche Regierung in der Nähe von Hameln eine Bleiche an dem sogenannten Butterbache anlegen lassen, und wird das Wasser auf 500 Fuß weit in Röhren geleitet, damit es in dem Bleichhause in die Kessel und Gefäße laufen könne. Dieser Bach, der vorhin so unbedeutend war, daß ihn vielleicht nur wenige Einwohner in Hameln hatten nennen hören, war das einzige Wasser auf eine Meile um Hameln, das zu diesem Bleichen gebraucht werden konnte. Das Bleichen der Baumwolle ist von dem Linnenbleichen wesentlich verschieden, es erfordert besondere Laugen und ein ganz besonderes Verfahren, womit man auswärts sehr geheim ist, daher mir diese Bleiche mehrere Mühe, als die ganze Fabrikanlage und deren bisherige Ausführung gekostet hat. In 3 bis 8 Tagen ist das Bleichen der Baumwolle vollendet, es verdient also keine Verwunderung, wenn man den Bleichplatz oft unbelegt und ledig findet.

Die Färberey der Fabrik ist wegen des Wassers außerhalb der Stadt in dem Walkmühlengebäude an der Hamel angelegt worden. Da ein hiesiger Grossierer der Fabrik alle so genannten englischen Flanelle, eine Waare, bey welcher es insonderheit auf die Schönheit der Farben ankommt, abgekaufet hat, die sie bis Johannis 1781 zu verfertigen im Stande ist, so

muß die Färberey wohl untadelhaft seyn. Vor zwey Jahren ist die Einrichtung gemacht worden, daß in dieser Färberey zwey bis drey Lehrlinge, die zugleich im Pressen, und allen übrigen, hier wegen der mancherley Gattungen von Waaren sehr mannigfaltigen Fabrikarbeiten, unterrichtet werden, angesetzet werden können, und es ist gegenwärtig auch wirklich der Anerbe einer der beträchtlichsten einländischen Fabriken daselbst in der Lehre.

Die Presse ist unstreitig zur Vollkommenheit gebracht, und ich zweifle, daß sie von irgend einer deutschen Fabrik übertroffen wird, noch daß sie der englischen Presse, wenn sie dieser ja nachsteht, mehr nach giebt, als was, wie Werkverständige wissen, bey unserer Wolle unmöglich erhalten werden kann. So bald wirkliche englische Waaren zu Hameln gepreßt worden sind, wie mehrmals zum Versuch geschehen ist, so hat auch das schärfste Auge keinen Unterschied unter der englischen und hamelnschen Presse wahrnehmen können. Die eiserne Presse, wodurch diese vollkommne Appretur erhalten wird, habe ich zu Gera verfertigen lassen. Es hat diese Presse in Ansehung der Accuratesse der Schraubengänge, der Spindel und der Mutter, so wie überhaupt in der Bauart und Zusammensetzung gewisse Vorzüge, die beym Zuschrauben die Anwendung einer ungleich größeren Gewalt, wie sonst gewöhnlich ist, verstatten. Jetzt hat es indessen keine Schwierigkeit mehr, Pressen von eben der Güte im Lande gemacht zu erhalten.

Um diese vollkommne Appretur herauszubringen, und überhaupt die Fabrikarbeiten so wohlfeil wie nur immer möglich ist zu liefern, sind auf Befehl der Königlichen Landes-Regierung und unter der besondern Direction des seligen Herrn Geheimen Raths von Bremer, in dem schon erwehnten Walkmühlengebäude an der Hamel, verschiedene Maschinen angelegt, die ich theils in holländischen und deutschen Fabriken gesehen, theils aus der Kenntnis der Fabrikarbeiten hergenommen habe, und welche ich hier in wenigen Zimmern solchergestalt habe anbringen lassen, daß sie bis auf zween, sämmtlich theils an der Erde, theils im erstern Stockwerk, oder auf dem Boden des Gebäudes durch Wasser, und zwar zwölfe davon mittelst eines einzigen Rades getrieben werden.

In einem Zimmer an der Erde sind:

1) Eine große eiserne Presse, die durch Wasser zugeschroben wird. Ein einziger Mann besorget dieses Zuschrauben, anstatt daß sonst vier bis sechs Menschen erforderlich seyn würden, und dennoch mit allen ihren Kräften das nicht ausrichten könnten, was hier das Wasser leistet.

2) Eine etwas kleinere eiserne Presse, die ebenfalls durch Wasser zugeschroben wird.

3) Ein kupferner Kessel, der durch Wasser in einer beständigen gleichförmigen Bewegung erhalten wird, damit

mit die darin befindlichen eisernen Kugeln herumlaufen, und Indig zermalmen können.

4) Eine verschlossene Mühle, zum mahlen der feinen Sorten Indig, die durch Wasser getrieben wird.

5) Eine Frisier-Mühle, die durch Wasser getrieben wird, und auf welcher Tuch und Futter von drey Ellen breit frisiert werden können.

Man nennt ein Tuch oder Futter frisiert, wenn die aufstehenden Haare der Wolle gekräuselt, oder in kleine Knoten zusammengelaufen sind. Dieses Kräuseln geschiehet durch die Erhitzung, welche ein Brett verursacht, das sich mit seiner mit einem trocken gewordenen Gemengsel von Eyerschalen, Terpentinöl 2c. belegten Fläche auf der ganzen Breite des Tuchs gleichförmig zitternd beweget.

6) Eine Galander, die vom Wasser getrieben wird, und aus zween hölzernen Walzen und einer holen entweder figurirten oder glatten metallenen Walze besteht, welche, wenn die leztere Walze durch glüende eiserne Stangen, die in ihre Hölung hineingeschoben werden, bis fast zum Glüen erhitzt worden, statt des sonst gewöhnlichen fehlsamen Aneinanderschraubens durch ein Gewicht von 1400 Pfund, das jedoch ein Mann mittelst eines künstlich angebrachten Hebels mit einer Hand heben und niederlassen kann, während ihrem beständigen Umlaufen solchergestalt an einander gedrängt werden, daß ein dazwischen gebrachtes Haar breit wird. Diese Maschine wird theils zum Glänzen der Waaren, theils zum figuriren der Cosiante und anderer Zeuge, die geblümt werden sollen, gebraucht.

7) Ein Gebläße, um auf dem vorhandenen Heerd das Feuer zum glüen der Galanderbolten und Preßplatten in beständiger Glut zu erhalten. Der Blasebalg liegt zwar im erstern Stockwerk, das Wassergetriebe ist aber in diesem Zimmer.

8) Eine mechanische Neben-Vorrichtung, wodurch zu desto mehrerer Vorsicht das Wassertriebwerk der Pressen mit einem einzigen Fußstoß gehemmet werden kann, wenn das gewöhnliche Mittel, dieses Triebwerk, auf welchem der Presser stehet und damit herumgeführt wird, mit einem einzigen Schlage mit einem Beile zum Stillstand zu bringen, durch einen unglücklichen Zufall fehlschlagen sollte.

9) Ein Triebwerk, wodurch ein oder zween Menschen, wenn die Hamel in anhaltend trocknen Sommern, oder bey lange anhaltendem Frostwetter, nicht Wasser genug hat, die Pressen zuwinden können.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

7tes Stück.

Montag, den 24ten Januar 1780.


## Etwas von der Societäts-Fabrik zu Hameln.
(Schluß.)

In einem Zimmer im erstern Stockwerk, werden durch eine aus der beschriebenen Maschinenkammer heraufgehende stehende Welle durch Wasser getrieben:

10) Eine Maschine, die die Preßpappen mit einem geschliffenen Feuerstein glättet und glänzend macht, wobey die Preßpappe sich von selbst unter dem Stein vorwärts schiebt, und wenn der Stein an das Ende ihrer Oberfläche kommt, sich selbst wieder zurückschiebt, und diesen gleichförmigen Gang so lange hin und her fortsetzt, bis sie genug geglättet, weggenommen, und eine andere Pappe untergeschoben wird.

11) Eine Zwirnmühle mit einem doppelten Schiffe, woran 160 Bobinen befindlich sind, von welchen die Garne sich zu gleicher Zeit so drall und so lose, wie es jede Waare erfordert, zwirnen und aufhaspeln.

12) eine Maschine, die zu gleicher Zeit von 42 Haspeln Garn abhaspelt und auf so viele Bobinen aufspulet, wobey durch ein wahres Kunststück der Mechanik, mittelst eines mit einem verschlossenen Kasten umgebenen Nebengetriebes der Faden, damit er auf der Bobine nicht auf einer Stelle aufläuft, wodurch sonst die ganze Arbeit unbrauchbar gemacht würde, beständig auf der Bobine so gleichförmig und sanft hin und her geleitet wird, als es bey dem gewöhnlichen Spulen die Hand der Spulerinn nur immer thun kann.

13) Eine Schneidemühle zum Sägen der zum Aufschlagen der Chalon und Soyen erforderlichen Bretter. Diese Mühle wird, so wie

14) Eine auf einem Vorplatze angebrachte Maschine zum Raspeln des Brasilienholzes, durch das Walkmühlenrad getrieben.

Auf dem Boden des Gebäudes werden durch Wasser getrieben:

15) und 16) Zween Maschinen, die Wölfe genannt, und zum Ausstauben und Reinigen der Wolle gebraucht werden.

Alle diese Maschinen können nebst der Walkmühle zugleich, jedoch auch

jede besonders gehen und gebraucht werden, und da die Zwirnmühle, die Glätte- und die Spulmaschine nebst den Wölfen, mittelst einer aus dem untersten Maschinenzimmer heraufgehenden stehenden Welle getrieben werden, so ist das Triebrad dieser Welle so eingerichtet worden, daß bey etwanigem Mangel an genugsamen Wasser oder bey lange anhaltendem Frostwetter, erwähnte Maschinen, zusammen und einzeln, auch durch das Treten eines oder zweyer Menschen, gangbar gemacht werden können.

Das unterste Maschinenzimmer ist 42 Fuß lang und 22 Fuß breit, das oberste aber ist 42 Fuß lang und 18 Fuß breit. Wenn man erwägt, daß die Zwirnmühle, die Spulmaschine, die Friesiermühle, die Galander etc. Maschinen von beträchtlichem Umfange sind, und die erstere allein einen Raum von 24 Fuß lang und 14 Fuß breit einnimmt, daß in dem untersten Zimmer, außer der beträchtlich weit hereintretenden Welle des Wasserrades, ein ziemlich großer Feuerherd und ein noch größerer Tisch zum Einpappieren und Aufschlagen der Waaren vorhanden ist, daß ferner zum Abkühlen der Preßplatten, zum An- und Abstellen jeder Maschine und zu der bey einer jeden derselben erforderlichen Arbeit, hinlänglicher Raum ist, daß endlich viele Geräthschaften, Gewichte, Walzen, Haspel etc. beständig zur Hand liegen müssen, so wird man vielleicht finden, daß der Platz möglichst genutzet worden, und nicht leicht irgendwo in einem so engen Raume so viele und mancherley nützliche Maschinen zusammen angetroffen werden dürften, und gleichwohl werden zu seiner Zeit in eben diesen Zimmern noch zwey andere Maschinen angebracht werden. Durch diese sorgfältige Ersparung des Platzes ist aber auch erhalten worden, daß die ganze Anlage mit gar geringen Kosten hat ausgeführt werden können.

Diese sämmtlichen Maschinen sind, nachdem der Herr Landbauverwalter Vick von dem oberwähnten künstlichen Nebengetriebe der Spulmaschine die Berechnungen, Abtheilungen und Zeichnungen gemacht und angegeben hatte, von einem geschickten Tischlermeister zu Hameln, Namens Läger, ausgeführt, und in der Ausführung noch durch viele dabey angebrachte nützliche Erfindungen verbessert worden. Die Triebwerke sind sämmtlich so zutreffend und sorgfältig gearbeitet, daß man sie kaum höret, wenn auch alle im Gange sind.

Sonst ist in diesem Walkmühlengebäude, welches bey der ehemaligen Aufnahme der französischen Colonisten errichtet, und vor fünf Jahren seines drohenden Einsturzes halber neu erbauet worden, außer jenen Maschinenkammern, der Färberey, der Walkmühle, der Wohnung des Färbers, des Pressers und des Walkers, der Scheerstube und dreyen Zeugmacherwerkstätten noch eine Linnendamastweberey befindlich, worin auf zween Stühlen Damaste von allen möglichen Mustern und Tischlaken von fünf

und

und einer halben Elle ohne Nath breit, verfertiget werden.

Die Waaren, die die Fabrik verfertiget, werden theils im Lande, größtentheils aber außerhalb Landes, insonderheit nach Hamburg und Holland, abgesetzt.

Die Fabrik kann und wird noch vergrößert werden, wenn die Spinnerey sich noch mehr verbreitet hat, und sich sodann, nach vorgängiger Bekanntmachung zu neuen Actien, Liebhaber finden.

J. G. Hahn,
Geheimer Canzeley-Secretarius.

---

## Vom ökonomischen Nutzen der Wasserlinsen.
### (Meerlinsen. Lemna, Linn.)

Kein einziges Product der Natur ist so klein, daß es nicht ein brauchbares Glied in der großen Kette, einen Beweis der erhabnen Eigenschaften seines Schöpfers, und eine lehrreiche Anleitung zu hundert nützlichen Betrachtungen abgeben sollte. Je kleiner fast, desto bewunderungswürdiger; seit dem uns das Mikroskop den Anblick einer unsichtbaren Welt geöffnet hat. Was scheint unbeträchtlicher und einfacher unter dem zahlreichen Haufen der Gewächse zu seyn, als eine *Wasserlinse*. Eins, zwey, drey kleine Blätterchen, in und an einander verwachsen, mit einem Stiele in der Mitte, der kaum die Dicke eines feinen Zwirnfadens hat, — und doch ein Gegenstand, der den Beobachtungsgeist der Naturforscher auf eine würdige Art beschäfftigen kann. Daß der Stiel derselben mit seiner cylindrischen Wurzel bloß im Wasser schwebt, und so aus demselben seine Nahrung sauget; daß Billionen und Trillionen solcher Pflänzchen, in einem kleinen Wasserbehältniß herum schwimmen, wo im ersten Frühjahre nicht eins zu sehen war; daß sie große Teiche von einem Ufer zum andern bedecken, und zugleich statt einer Windfahne dienen, je nachdem sie vom Nord oder Süd, Ost oder Westwinde bald hier bald dorthin auf einen Haufen getrieben werden; daß an diesen Blätterchen ordentliche Blüten, männliche und weibliche, nebst den dazu gehörigen Fructificationstheilen und Saamen hervorkommen, wodurch sie sich fortpflanzen, wie im 67ten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre zum Vergnügen aller Liebhaber der Botanik gezeigt worden; daß endlich diese kleinen schwimmenden Wälder Millionen lebendiger, noch viel kleinerer Wassergeschöpfe, Polypen, Wasserflöhen, Wasserkäfern, Wasserwanzen, — einen ihnen angemessenen Aufenthalt verschaffe a), und folglich eine bewohnte Welt sind: wer muß



a) Man kann mit Vergnügen davon überzeugt werden, wenn man ein Glas voll Wasser

das nicht bewundern, wenn er nicht bloß das: cui bono? im eigentlichen Verstande, zu seinem Grundsatze gemacht hat?

Doch eben dieser Grundsatz verliert auch bey diesen Wasserlinsen seine Rechte nicht. Was Gott geschaffen hat, muß auch seinen Nutzen haben, er mag groß oder klein seyn, er mag sich früh oder spät entwickeln. Ob die Wasserlinsen den Fischen, zuträglich sind, scheint mir noch zweifelhaft. Kräuter sind eben keine sich für sie schickende Nahrung. Nach angestellter Erkundigung hat mir niemand sagen können, daß er Ueberreste von Pflanzen oder Meerlinsen in ihrem Eingeweide gefunden habe. Vielmehr, da die Oberfläche der Teiche oft durchaus mit diesen Wasserlinsen bedeckt ist; so werden sie dadurch vieler über dem Wasser schwebenden Fliegen, Mücken und andrer Insekten beraubt, die sie sonst erhaschen, oder, wenn sie aufs Wasser fallen, wegschnappen würden. Dennoch, da sich zwischen den Stielen dieser Pflänzchen unzählige kleinere und größere Thierchen, Larven von Mücken und anderes Gewürm aufhält; so mögen sie

Wasser aus einem mit solchen Wasserlinsen versehenen Teiche schöpft. Ist es nicht zu trübe, so wird man bald eine Menge lustiger Creaturen in demselben herumschwärmen, steigen und fallen, hüpfen, schwimmen, und sich mit allerhand zuckenden Grimassen bewegen sehen. Zu spät zwar, um die vom Herrn Ehrhart wieder gefundene Blüte der Lemna aufzusuchen; aber doch nicht ohne Belohnung machte ich noch in der Mitte des Octobers die Probe und fand an verschiednen Stängeln derselben meine, ehemals schon beobachteten Straußpolypen (Glockenpolypen) wieder. Es ist eine Lust, das erstaunend geschwinde Manövre dieser sonst so wenig organisirten kleinen Thierchen zu betrachten. Wenn man eine Portion solcher Wasserlinsen in ein helles Wein- oder anderes Glas mit klarem Brunnenwasser thut; so wird man in kurzer Zeit mehr als einen Stiel gewahr werden, an welchen dergleichen kleine Sträußer herumsitzen. Nimmt man nun ein gutes Hand-Mikroskop zu Hülfe und betrachtet diese kleinen weißen, fast durchsichtigen Creaturen, wenn sie sich in der gehörigen Nähe an der Seite des Glases aufhalten, genauer, freylich so, daß das Glas nicht bewegt wird; so sieht man deutlich, wie von dem senkrecht hängenden Stiele, horizontale Fäden ausgehen, welche sich mit einem glockenförmigen Körperchen endigen, dem man deswegen den Namen der Glockenpolypen gegeben hat. Ich denke, es sind oft 100 bis 200, die an einem kaum zwey Linien großen Flecke eines solchen Stängels ihre Colonie gepflanzt und sich rund herum angehängt haben. Kaum aber wird das Glas oder das Wasser nur ein wenig gerührt; wie ein Blitz fahren sie dergestalt zusammen, daß alles nur wie ein wenig Schleim aussieht, der um den Stengel herum sitzt, kommen aber in derselben Minute langsam wieder zum Vorschein, bis sie bey einer neuen Erschütterung, abermals wieder plötzlich zusammenschnellen. Ich erstaune, wenn ich an die Nahrungsmittel dieser, dem gewaffneten Auge kaum kennbaren Creaturen, an ihre organische Theile, an die Art ihrer Vermehrung u. d. gl. gedenke. Man sehe Bonnets und andrer Abhandlungen aus der Insektologie von Göze übersetzt und mit Zusätzen begleitet. Seite 462. Not. e.

sie vermuthlich wohl von diesem Vorrathe manches zu sich nehmen, das ihnen sonst entgehen würde. Die vornehmste Speise aber sind die Wasserlinsen, wie **Linne** bereits angemerkt, für die **Enten**, daher sie auch an manchen Orten **Entenflott**, genannt werden. Was die wilden Enten anlangt; so kann ich zwar nichts gewisses davon behaupten. Desto gewisser aber ist solches von zahmen Enten, die allemal ein angenehmes Futter daran finden, wenn sie in diesem grünen Walde herumschwimmen können, und wer daher das Recht hat, diese Wasservögel auf solchen Teichen zu halten, und nicht fürchtet, daß sie den kleinen Fischen feindselig begegnen, der kann sich von seiner Entenzucht einen schnellen Wachsthum und eine desto bessere Zunahme versprechen.

Doch, da nicht jedermann die Erlaubniß oder die nöthige Bequemlichkeit dazu hat; so kann diese Futterung selbst auf **trocknen Höfen** geschehen, davon ich dies Jahr, nicht ohne Nuzzen eine Probe gemacht habe. Sollte solches verschiedenen Hauswirthen bereits bekannt seyn; so sind doch wohl einige, denen die Anzeige davon noch fremd ist. Man nehme einen steinernen oder auch hölzernen Trog, senke denselben in die Erde, oder setze ihn so, daß ihn die Enten bequem besteigen können, fülle ihn mit Wasser, lasse alsdann dergleichen Wasserlinsen in Eimern oder auf Schubkarren holen, und schütte täglich etliche mal ganze Schaufeln voll auf das Wasser; so wird man sehen, mit welcher Begierde die Enten davon fressen, so, daß in einigen Stunden fast nichts mehr davon übrig ist. Man kann solches drey bis vier mal in einem Tage wiederholen und am Abend wird man alles aufgezehrt finden. Es versteht sich aber von selbst, theils daß ihnen deswegen nicht *alles andre* Futter entzogen werde, theils daß man die Tröge zuweilen reinigen lasse, damit das Wasser nicht stinkend werde. Ja, nicht nur Enten, auch andres Federvieh, Gänse, Hühner u. d. gl. lassen sichs belieben, davon zu geniessen, und schwerlich kann der Genuß davon diesen Thieren schädlich seyn. Ich wenigstens habe bemerkt, daß sie dabey, mit einer merklichen Ersparung andrer Futterung, recht wohl gedeihen.

So unbescheiden, glaube ich nicht, daß Besitzer von Teichen seyn werden, und eine Art von Finanzen aus diesen Wasserlinsen machen, nemlich andern entweder die Abholung derselben untersagen, oder einen Impost darauf legen werden, der den gehofften Nutzen wieder zu Wasser mache. Bey mir wenigstens geschicht das nicht. Es bleibt noch immer genug von dieser an sich sehr fruchtbaren Pflanze übrig, zu geschweigen, daß sie wol gar von vielen als ein überflüßiger Unrath auf ihren Gewässern angesehen wird. Ueber dem giebt es auch andre stehende Sümpfe, auf welchen vielleicht diese Wasserlinsen als eine res nullius könnten angesehen werden. Und wenn

dann ein Hauswirth sich dieser Grünigkeit, wohl vier Monate lang, als einer Nebenfutterung für sein Hofvieh bedient; so dächte ich, daß dieser Nutzen nicht ganz aus der Acht zu lassen sey; es müßte denn eine gar zu große Entfernung das Herbeyschaffen dieses Futters zu beschwerlich machen.

Allein es giebt Teiche und stehende Wasser, die dergleichen Meerlinsen nicht haben. Diesem Mangel wäre bald abzuhelfen, wenn andre Gründe nicht das Gegentheil rathen. Man darf nur zu rechter Zeit, etwa in dem letzten Frühlingsmonat, einige Tonnen voll von andern Orten holen lassen, und selbige auf das Wasser ausschütten, so werden sie sich, nicht bloß vor das Jahr, sondern auf immer häufig ausbreiten und fortpflanzen. Wenigstens ist das an meinem Orte der Fall gewesen. Sie sind hier nicht einheimisch, sondern vor mehr als 30 Jahren auf die angezeigte Weise hieher verpflanzt worden.

Der Ritter von Linne behauptet, daß die Wasserlinsen mit der Ankunft der Schwalben auf dem Wasser erscheinen und mit ihrem Abzuge sich wieder unter dasselbe begeben. Ich habe davon noch keine Erfahrung gemacht. Was aber das letztebetrifft, so sind die hiesigen Teiche noch jetzt, in den letzten Tagen des Octobers, ganz damit bedeckt, obgleich die Schwalben sich schon lange entfernt haben.

---

## Chemische Berichtigungen.

Amicus Plato, amicus Cicero, sed magis amica veritas.

* * *

1) Acidum Sacchari ist eine vom Herrn Scheele entdeckte Säure. Der Verfasser einer Monographie über diesen Gegenstand, hat vermuthlich bloß aus allzugroßer Freundschaft, den Namen des Erfinders verschwiegen, oder vielleicht auch nur zur Ersparung des Raums, das Wort Scheele weggelassen.

2) Die sogenannte Elfenbeinerde ist nichts anders, als eine mit Phosphorsäure verbundene Kalkerde.

3) Die weiße brennbare Erde, welche sich in den Weinsteincrystallen befindet, und durch wiederholtes Auflösen dieses Salzes im Wasser, oder durch die Saturation der überflüßigen Säure desselben, kann abgeschieden werden, ist Kalk, welcher mit Weinsteinsäure gesättigt ist.

4) Aus Hepar volatilis oder einer Auflösung des Schwefels in flüchtigem Alcali, und Quecksilber, ohne Sublimation, Zinnober zu machen, findet man schon, nebst der Erklärung, in den 1740 zu Berlin von Zimmermann herausgegebenen chemischen Vorlesungen des seligen Neumanns, jedoch ohne Träume und ohne Hypothesen.

5) Die Entdeckung, daß Knochen eine mit der Phosphorsäure verbundene Kalkerde sind, die Methode diese Säure davon abzuscheiden und daraus einen

einen Phosphorus zu bereiten, ist man dem Herrn Scheele schuldig, wie man solches aus dessen an Herrn Gahn geschriebenen und nachher abgedruckten Briefe, deutlich sehen kann.

6) Soda tartarisata der schwedischen Pharmacopöa, ist und bleibt ein Seignettsalz, welches wie das ordinaire, aus den beyden fixen Alcalien und der Weinsteinsäure bestehet, und deswegen diesem auch so gleich ist, daß weder Chemisten noch ihre Uebersetzer, diese beyden werden von einander unterscheiden können.

7) Das unter dem alchemistischen Namen Sperma Mercurii ausposaunte Salz, ist nichts anders als Hydrargyrum acetatum, oder ein aus Quecksilber und Essig bestehendes Mittelsalz, dessen Bereitung man kurz und gut bey Baume, Macquer, und mehrern Schriftstellern dieses Jahrhunderts, ja wenn ich nicht irre, auch schon in Schweinleberbänden findet.

8) Tartarus tartarisatus ist ein mit Weinsteinsäure gänzlich gesättigtes Pflanzenalcali, oder wenn man will, ein mit Pflanzenalcali saturirter Weinstein, nicht aber ein mit der Weinsteinsäure übergesättigter Weinstein.

9) Der Tartarus tartarisatus, welchen man bey der Bereitung der Weinsteinsäure erhält, ist in allen Stücken dem nach der gewöhnlichen Weise verfertigten gleich.

10) Weinsteinsäure ist keine Erfindung des Adjuncten Retzius, sondern des Apothekers Scheele, welcher seine Versuche und Erfahrungen hierüber der Königl. Akademie der Wissenschaften in Stockholm übergab, die aber solche mit der Marggrafischen Zersetzung des Weinsteins für eins hielt, und also ungedruckt liegen ließ. Herr Retzius bat sich den Aufsatz bey Herrn Scheele aus, frischte solchen ein wenig auf, und übergab solchen, mit Bewilligung des Herrn Scheele, zum zweyten mal an benannte Academie, da er dann die Ehre hatte in ihre Abhandlungen eingerückt zu werden.

F. Ehrhart.

---

## Von dem Aufschwellen des Hornviehs, und den dagegen anzuwendenden Mitteln.

Von dem Aufschwellen des Hornviehs finden sich in dem beliebten Hannöverschen Magazin, nemlich vom Jahr 1774 im 72ten Stücke, vom Jahr 1775 im 53ten Stücke, und vom Jahr 1777 im 9ten Stücke verschiedene Aufsätze, durch welche die durch mehrere Vorfälle im Haushalte bewährte Erfahrungen, daß, so nützlich der Klee zur Stallfütterung zu gebrauchen sey, selbiger dem Hornvieh schädlich, ja gar tödtlich werde, wenn das Vieh darauf getrieben wird, und sich im Fressen übernimmt, sattsam bestätiget werden. Ein bey mir im vorigen Jahre sich eräugneter Vorfall hat mich von der Wahrheit dieser Erfahrung zu meinem Schaden noch mehr überzeugt. Vor dem hiesigen Amthofe war ein drey Morgen haltender

Acker

Acker mit dem sogenannten Köppeklee bestellet, welcher mit gutem Nutzen zur Stallfutterung gebraucht worden, nach dessen Abnutzung aber mit zum Rockenfelde umgepflüget werden sollte. Am 9ten Septemb. v. J. fand ich des Nachmittags bey heiterm Wetter mein Hornvieh auf solchen Kleestücken weiden, welches davon sehr begierig fraß. Weil mir die daher entstehenden nachtheiligen Folgen bekannt waren, so verwieß ich solches dem Hirten, und ließ das Vieh sogleich von dem Klee abtreiben. Allein diese meine Vorsicht war ohne Nutzen. Denn wie am folgenden Morgen das Hornvieh nach einem gehabten und sich nieder gelassenen starken Nebel ungefehr um 8 Uhr ausgetrieben worden war, so ward ich nach Verlauf nicht völlig einer halben Stunde durch das Läuten der Glocken, womit in dieser Gegend das Vieh versehen ist, auf dessen so baldige Zuhausekunft nicht wenig aufmerksam gemacht; kaum war ich an das Fenster getreten, um mich nach der Ursache zu erkundigen, so erblickte ich sämmtliches, sowohl milchendes als güstes Vieh, über die maßen stark aufgeschwollen, sahe auch im Hereintreiben drey meiner besten Kühe nahe vor dem Hofe todt zur Erde niederstürzen. Um dem in gleicher Gefahr befindlichen ganzen Viehstapel, welchen der Hirte, um demselben seiner Meynung nach etwas zu gute zu thun, wider mein Wissen und Willen anderweit auf den Acker mit Klee getrieben hatte, die möglichst schleunige Hülfe zu verschaffen, veranstaltete ich, daß ein jedes Stück ohne Ausnahme am Halse über der Schulter stark zur Ader gelassen, und darauf einem jeden ein gutes Quartier saure Milch eingegeben wurde. Es hatte dieses angewandte Mittel den gewünschten Erfolg, daß der Geschwulst und das aufgeblasene zum Theil sogleich, zum Theil nach und nach, bey dem gesammten Vieh aber in Zeit von zwey Stunden gänzlich sich verlohr. Hierauf ließ ich das Vieh zwar wieder austreiben, aber vor allem Fressen sorgfältig hüten, bis es des Abends gutes Heu zum Futter, und jedes Stück auf selbiges zwey Hände voll Salz erhielt. Nachher hat man an dem Vieh nichts widriges, auch keine sonderliche Abnahme der Milch verspüret.

Anfänglich glaubte ich, daß nicht sowohl der Klee, als vielmehr der stark gefallene Nebel und damit auf dem Klee gekommene schädliche Mehlthau den Vorfall veranlaßt habe, ich fand aber, wie ich die umgekommenen Stücke in meiner Gegenwart öffnen ließ, daß dem Klee und dessen übermäßigem Gebrauch die alleinige Schuld beyzumessen sey.

Dahingegen setze ich die Stallfutterung mit Klee beständig mit gutem Nutzen fort, rathe aber als eine nothwendige Vorsicht an, den Klee nicht zu jung zu verfuttern, sondern mit dessen Gebrauch bis dahin, daß er etwas stark an Stengeln geworden und bis zur völligen Blüte gelanget sey, zu warten.

Niedeck. v. Ramdohr.

Hannoverisches Magazin.

8tes Stück.

Freytag, den 28ten Januar 1780.

# Beschreibung des Tümmlers.

Undique dant saltus: multaque aspergine rorant,
Emerguntque iterum: redeuntque sub æquora rursus:
Inque chori ludunt speciem: lasciuaque jactant
Corpora: & acceptum patulis mare naribus efflant.

*Ovid.*

❀ ❀ ❀

Das Thier, welches hier beschrieben wird, gehört in die Classe der säugenden Seethiere und unter das Geschlecht der Delphine, oder derjenigen Wallfische, die an beyden Kinnladen Zähne haben a). Es ist aber nicht der eigentliche Delphin der Alten, oder der sogenannte Springer, als welcher größer, stärker, und mit einer viel längern zugespitzten Schnautze versehen ist: sondern eine diesem zunächst verwandte kleinere Gattung, welche mit jenem in ihrer äußern und inwendigen Gestalt, Lebensart und andern Eigenschaften, sehr übereinkömmt. Hier zu Lande nennt man sie Tümmler, andrer Orten Braunfisch, kleines Meerschwein, nordischer Delphin: in England Porpess, in Frankreich Marsouin, in Italien Porco Pesce, in Schweden Tumblare, und in Norwegen Hnisa oder Nisen.

Die ältern Naturforscher bis auf den Herrn von Linne, setzen die Delphine überhaupt sammt den Wallfischen in die Ordnung der Fische mit einem flachen oder horizontalen Schwanz, und Klein b) beschreibt die gegenwärtige Gattung unter dem Namen Delphax Phocæna S. Tursio, welcher letztere Name auch vom Plinius, so wie der erstere vom Aristoteles, diesem

H Thiere

a) Die übrigen drey Geschlechter dieser Ordnung, haben entweder gar keine Zähne, und an deren statt kreuzweise gestrichelte Gaumenblätter, wie die eigentlich also genannten Wallfische (Balæna L.); oder nur allein am untern Kinnladen, wie die Conhelotten oder Sprützer (Physeter L.); oder auch bloß einen oder zwey sehr lange am Kopf dicht an einander stehende gewundene gerade und horizontal hervorgestreckte Zähne, wie der Narwhall oder das Meereinhorn (Monodon L.).

b) *Hist. pisc.* Miss. I. p. 26.

Thiere schon beygelegt ist, (parvus Delphinus, Delphinus septentrionalium); Artedi und Linne c), der sie mit Recht sammt den Wallfischen unter die Classe der Säugthiere bringt, unter dem Namen Delphis Phocæna, mit fast kegelförmigen Körper, breitem Rücken und beynahe stumpfer Schnautze. Der Bischof Gunner d) und Pennent e), haben ihn weitläuftiger, bloß anatomisch Bartholin f), Daniel Major g), Tyson h), Kulmus i) und la Motte k) untersucht.

Weil es aber nicht möglich ist, an einem Subject alles und richtig zu sehen, so sind die Beschreibungen dieser Schriftsteller bey weitem noch nicht vollständig, ja oft in den wesentlichsten Stücken mangelhaft, bald zu kurz, und bald bey aller Weitläuftigkeit, aus Mangel festgesetzter Kunstwörter, dunkel und unverständlich. Diese Lücken, so viel möglich, zu ergänzen, das wahre zu bestärken, und das unrichtige zu berichtigen, ist bey der gegenwärtigen Beschreibung meine Hauptabsicht, um auch, da mir die Gelegenheit hiezu günstig war, mein weniges zu einer vollständigern und allgemeinern Kenntniß eines Thiers beyzutragen, welches so ungemein viel Aehnlichkeit in seinem äußern und innern Bau mit den so wenig bekannten Wallfischen hat, und schon allein in dieser Rücksicht näher untersucht und bekannter gemacht zu werden verdient.

Man wird demnach diese meine Beschreibung, und zwar auch deswegen um so weniger überflüßig ansehen; je mehr ich beflissen gewesen bin, sie der Natur getreu abzufassen. Eigener Anmerkungen, habe ich mich mit Fleiß so viel möglich enthalten, um die Abhandlung nicht zu weit auszudehnen, und den Leser selbst urtheilen zu lassen. Was ich schreibe, habe ich alles, und zwar zu wiederholten malen und nicht einseitig gesehen. Ganz gehört es freylich nicht für diese Blätter, aber auszugsweise und mit Einschränkung auf das allgemein interessanteste, nemlich des äußern Körpers und der Eingeweide.

Ich werde mich also nicht bey den Fabeln der Alten von den Delphinen, und den ihnen angedichteten ins wunderbare fallenden Eigenschaften aufhalten, sondern nur vorläufig so viel von der Lebensart und dem Nutzen des gegen-

c) *Syst. Nat.*
d) In den Schriften der Drontheimschen Gesellschaft, 2ter Theil p. 237. u. f. der deutschen Uebersetzung.
e) *Brittish Zoology* Vol. 3. C. 4. p. 69. Lond. 1776.
f) G. *Blasii Anatome animal.* Amstelod. 1731. 4. p. 289.
g) Ebenderselbe p. 286.
h) *Anatomy of Porpess.* London 1680. 4. welche Beschreibung ich aber nicht habe erhalten können, und nur beym Klein angezogen finde.
i) *Suppl. I. collect. Wratislau.* p. 120.
k) Beym Klein l. c. p. 24.

gegenwärtigen Thiers erörtern, als sich mit Gewißheit davon sagen läßt.

Die Tümmler halten sich am meisten in der Ost- und Nordsee, jedoch häufiger in jener als in dieser auf, woselbst sie in großen Schaaren gesellig bey einander leben, und sich oftmals, und besonders zahlreich bey bevorstehendem Sturmwetter, um die Schiffe versammlen. Vielleicht ist eben daher die Fabel von ihrem Diensteifer gegen die Menschen entstanden. Da sie einen sehr biegsamen und gelenkigen Körper haben, so sind sie im Stande, allerhand Sprünge und Gaukeleyen im Wasser zu machen, sich bald auf die Seiten und auf den Rücken, bald übern Kopf zu schlagen, bald auf ihren Schwanz gestämmt, mit der Vorderhälfte ihres Körpers sich über die Oberfläche in die Höhe zu richten, und sich umzusehn, bald durch ihr Tummeln, Schnauben, Blasen und Plätschern ein starkes Geräusch zu verursachen. Auch soll man sie zu Zeiten, und besonders bey Gefahr und Verfolgung, schreyen hören. Ihr Fraß besteht in Fischen, und vorzüglich in Dörschen, denen sie am meisten nachstellen, und bey der Gelegenheit zuweilen im Dorschgarn, so wie auch dieser, gefangen werden. Ohngeachtet sie vollkommne Lungen haben, können sie doch nicht lange außer dem Wasser in freyer Luft aushalten, wie schon Plinius anmerkt, und Daniel Major nach dem Zeugniß der Fischer von seinem Subject bestätigt, als welches nach sieben bis acht Stunden ohne alle äußerliche Verletzung von selbst gestorben sey, und bey und kurz nach dessen Fange ein Zischen habe hören lassen. Wie sie sich paaren, weiß man noch nicht, aber vermuthlich geschieht es nach Art der Wallfische: doch sollen sie nach Plinius Bericht l), wie alle Delphine, 10 Monat trächtig seyn, und im Sommer ein oder zwey Junge werfen, welche sie mit ihren Zitzen säugen. Solin setzt hinzu, daß sie das neu geborne Junge anfänglich in ihrem Maule mit sich herum führen m). Klein hat einen Embryo, der mit der Nabelschnur an der Mutter verbunden war, aber er hat ihn ohne weitere Nachricht, abzeichnen lassen n). Weil sie sich des zudringenden Wassers in dem Element wo sie wohnen, nicht erwehren können, und nicht anders als mit der größten Beschwerde durch den Mund Luft schöpfen würden, so gab ihnen die Natur ein Werkzeug oben an der Mitte ihres Kopfes, wodurch sie mit Bequemlichkeit die Luft aus der Oberfläche einziehen und sich des beschwerlichen Wassers entledigen können. Dies besteht in zween Röhren, die sich oben am Kopfe in eine gemeinschaftliche bogigte Oefnung endigen, und nachher weiter



l) *Hist. nat.* L. 9. c. 8.

m) *Caj. Jul. Solinus in polyhistore* c. 22. Er beschreibt nebst noch vier andern Fischen, die Delphine, Sprützer und Wallfische,

n) l. c. Tab. 2. f. A. B.

weiter beschrieben werden sollen. Hierdurch sprützen sie, eben wie die eigentlichen Wallfische und Conhelotten, das eingeschluckte Wasser als aus einer Fontaine, jedoch nicht über zwey Fuß hoch, heraus, da es jene in der Höhe eines Mastbaums hinauftreiben, und sich durch diese Springbrunnen ihres Körpers, in der Ferne zu erkennen geben. Man trifft die Tümmler, so wie alle Wallfischarten, nie mager, sondern stets mit einem dicken Speck überwachsen an, welches gebrannt einen guten Thran abgiebt, und auch die vornehmste Ursache ist, warum man ihnen in den nördlichen Gegenden nachstellet. Jedoch wird auch, nach des Bischof Gunner's Bericht, das Fleisch und der Speck in Norwegen von geringen Leuten, so wie das vom Seehunde, dem man aber doch in dieser Absicht den Vorzug giebt, gespeiset. So erwähnt auch Pennent l. c. daß man das Fleisch in England gegessen, und ehemals auf die königliche Tafel gebracht habe. Auch schmeckt es wirklich nicht unlieblich, und fast wie Wild, ohne daß ich das mindeste thranigte oder ranzigte daran bemerkt hätte, und sieht gekocht wie Rindfleisch aus. Gunner erhielt aus seinem 8 Pott klaren und 3 Pott schlechtern Thran; ich 6 Pfund: aber vieles war verspület, und vieles noch in und an der ausgestopften Haut sitzen geblieben. Vom Thran macht man sich nach dem gewöhnlichen gebrannten stinkenden Kaufthran einen zu häßlichen Begrif: aber frisch sieht er schön, klar und durchsichtig weiß aus, und ist ohne Geschmack, kurz ein wahres flüßiges Fett oder thierisches Oel, das wegen seines Uebermaaßes beym Einschnit in den Körper von selbst herauströpfelt, und in den kalten Gegenden ohne Zweifel wie Schweineschmalz gerinnet und aussieht.

Unser Thier war ein Weibchen, welches den 28ten Jul. v. J. von den Fischern zu Travemünde, eine halbe Meile von der Rhede, gefangen, noch desselben Nachmittags in die Stadt zur Schau gebracht, und des folgenden Tages von mir zergliedert wurde. Es schien noch nicht sein vollkommnes Wachsthum erreicht zu haben, weil es nicht mehr als 44 Pfund wog, und nur 3 Fuß $9\frac{1}{2}$ Zoll pariser Maaß lang war o).

Aeußerlich war sein Körper fast spindelförmig, doch an den Seiten etwas zusammengedrückt und oben breiter als unten.

Die

o) Derjenige, den Major zergliederte, wog $124\frac{1}{2}$ Pfund, ob er gleich nicht länger als $4\frac{1}{2}$ Fuß unbenannten Maaßes war. Gunner beschreibt einen von beynahe zwey Ellen, und einen andern von $2\frac{1}{2}$ Ellen, vermuthlich dänischen Maaßes. Des La Motte und Klein's ihrer war vier Fuß Danziger Maaß, oder beynahe so lang, als der unsrige, wobey leztrer die Anmerkung macht, daß man sie selten über 5 Fuß antreffe. Diese so wenig als Gunner, geben das Gewicht an, und Major's seiner kann aus der Länge zu schließen, unmöglich so schwer gewesen

Die **Haut** ist weich, nackt, ohne Schuppen und Linien, spiegelglatt, an der Oberhälfte schwarz ins blaue spielend, an der Unterfläche schneeweiß, in der Mitte an den Seiten, da wo diese Farben in einander überlaufen, striemenweise matt-schwärzlich schattirt, und an den Flossen pechschwarz.

Der **Kopf** ist verhältnißmäßig groß, und etwas schmäler als der Rumpf: der **Scheitel** flach, seitwärts etwas erhaben, und vornhin allmählig gesenkt: die **Stirn** abschüssig: die **Schnautze** kurz, dick, kegelförmig und an der Spitze stumpf abgeründet. Der **Nakken** fehlt so wie auch bey den andern Fischen ganz, und die Gegend, welche man uneigentlich also nennt, ist ein ganz wenig vertieft, und mehr convex als flach. Der **Schlund** ist convex, breit, weiß, mit hinterwärts laufenden schwärzlichen ins grau-weiße übergehenden Striemen gezeichnet, und steigt vornhin nach der Spitze der Schnautze in die Höhe. Die mäßig große **Mundspalte** liegt horizontal in der Mitte und an der Spitze der Schnautze.

Die **Kinnladen** verschmälern sich allgemach nach vorne zu, haben Zähne und starke Lefzen. Sie sind nicht völlig einander gleich, indem der untere von dem obern, jedoch nur wenig hervorsteht, und inwendig an seiner stumpfen Spitze eine ovale Grube, so wie dieser daselbst einen kleinen harten Höcker hat, welcher genau in jene einschließt.

Der **Gaumen** ist glatt, länglicht und etwas wenig vertieft.

Die **Lippen** sind stark, weich, glatt und passen vornhin genau auf einander; nach hinten zu aber trit die obere über die untere hervor, als welche an ihrem äußern Rande gleichsam schräg abgeschnitten ist.

Die **Zähne** sind klein, stumpf, unbeweglich, am Grunde breiter, einander ähnlich und fast gleich groß, jedoch die vördern und hintern etwas kürzer. Sie sitzen an beyden Kinnladen in einfacher Reihe gleich weit von einander, und werden nicht anders als an der Spitze der beyden Kinnladen, oben durch den Höcker, und unten durch die besagte Grube, auf einen halben Zoll breit unterbrochen. An der rechten Seite jedes Kinnladens zählte ich 24, und an der linken Seite 25, mithin in allem 98 Zähne p).

 Das

gewesen seyn. Die eigentlichen Delphine (Delphis Delphinus L.) sind noch einmal so lang, und Klein erwähnet eines, welcher 9 Fuß und 2 Zoll in seiner Länge betrug, der nebst noch einem andern bey Krakau in der Nehring gefangen, und auf dem Rathhause zu Danzig, unter andern seltenen in dasigen Gewässern gefangener Fischen, abgemahlet ist: in welcher Rücksicht dieser der große und jener der kleine Delphin, oder wegen seines Aufenthalts auch der nordische genannt wird, weil sich der andere gewöhnlich in südlichern Gewässern befindet.

p) Der große Delphin hat fast noch einmal so viel, nemlich an jeder Seite eines jeden Kiefers 44 abgesonderte, mehr oder weniger, und besonders nach hinten zu Darmförmige oder einwärts gekrümmte Zähne, wovon die vier vörderßen sehr klein

Das Zahnfleisch ist weich, gleichsam doppelt und nahe an den Zähnen eingekerbt.

Die Zunge ist kurz und ohngefähr einen Zoll von der Spitze der Kinnladen und den Vörderzähnen entfernt, glatt, fleischig, vorn abgerundet, mit einem kammförmigen Rande eingefaßt, und bis an ihre Spitze durch Muskeln und Häute an den untern Kinnladen befestigt.

Die sehr kleinen Augen liegen seitwärts in der Mitte hinter den Maulwinkeln, und sind halb mit der gemeinschaftlichen Haut des Kopfs bedeckt. Ihre Oefnung ist oval, und ihre Regenbogen pommeranzengelb. Eine Blinzelhaut war nicht zu sehen.

Das Blase- oder Sprützloch ist wie ein halber Mond gestaltet, dessen Enden nach vornhin gekehrt sind, und liegt in der Mitte des Kopfs zwischen und gleich hinter den Augen.

Die Gehörgänge erscheinen in gerader Linie hinter den Augen, sind nicht weiter als eine Stecknadel, und mit einem etwas weißlichen Rande umgeben.

Nasenlöcher habe ich nicht gefunden, ohngeachtet ich sorgfältig und um so mehr darnach gesucht habe, weil Klein und Gunner ihrer gedenken, die sie in einer Entfernung von zwey bis drey Finger breit von der Spitze der Schnautze gefunden zu haben versichern. Statt ihrer aber traf ich in dieser Gegend eine Menge kleiner Löcherchen, von der Weite eines kleinen Nadelknopfs, auf der Oberfläche zerstreut an. Ihr äußerer Rand und die unverletzte Haut bewiesen, daß sie nicht von äußern Ursachen entstanden, sondern wirklich natürlich waren.

Der Rumpf mit dem Schwanze q) ist eyrund, lanzenförmig, jener etwas zusammengedrückt, und oben breiter als unten. Sein Queerdurchmesser betrug 8, so wie der senkrechte 10 Zoll.

Der Rücken ist ründlich breit, vornhin gegen seine einige Flosse erhöhet, und hinter derselben abschüßig.

Die Seiten sind erhaben.

Die Brust und der Unterleib sind etwas schmäler als der Rücken, und laufen mit der Unterfläche des Kopfs nicht in einer geraden, sondern in einer in der Mitte ausgebogenen Linie fort.

Die Nabelgrube ist länglicht, und liegt in der Mitte.

Der After befindet sich am Ende des Unterleibes, und macht daselbst eine kleine einwärts schwärzliche Queergrube.

Die Geburtstheile liegen kurz und nur einen Finger breit vor ihm in einer länglichten Spalte verborgen.

Die Zitzen liegen an ihrer Seite eines Fingers breit von ihnen in einer Dau-

klein sind. An der Spitze beyder Kinnladen fehlen sie ganz wie beym Tümmler, von denen der untere eine bis an die Zunge reichende oder einen Zoll lange Rinne hat, in welche der Kiel des obern einschließt.

q) Der Schwanz wird bey den Fischen derjenige Theil genannt, welcher sich zwischen der Schwanzflosse und dem Hinterleibe befindet.

men breit langen und drey Linien tiefen sehr engen Ritze in der Größe einer gemeinen gelben Erbse versteckt r).

Der **Schwanz** ist sehr zusammengedrückt und zweyschneidig.

Die **Glieder** bestehen in vier, zum Theil uneigentlich also genannten Flossen, die man so wenig wahre als Fett- oder falsche Flossen nennen kann.

Die beyden **Brustflossen** sind durch ein Gelenk an dem Körper, und zwar an den Schulterblättern, befestigt, und liegen seitwärts unten am Vörderleibe: Sie sind lanzenförmig, ganz und nach hinten zugekehrt. Nach abgelöster Haut kam darin ein handförmiger flacher Knochen, oder vielmehr eine wirkliche Hand mit einem Daumen und vier Fingern zum Vorschein, die durch harte Sehnen und ein knorplichtes Wesen so feste mit der äußern Haut verwachsen ist, daß sie sich, und absonderlich an der Spitze, nicht anders als mit Mühe und Vorsicht davon trennen läßt. Die ulna und der radius sind sehr kurz, und mit dem Schulterknochen verbunden, der durch ein ansehnlich Gelenk an das Schulterblatt anschließt. Die Knochen des Carpus und Metacarpus sind ungemein klein, doch so wie jene ganz deutlich innerhalb der Flosse zu unterscheiden. Der Daumen steht frey und einwärts, oder nach dem Körper zugekehrt, und die Finger sind an einander gewachsen, spitz, ohne Nägel, und mit drey Gelenken versehen. Die drey ersten sind lang, flach und dünne, von denen der dritte der längste, und der letzte sehr klein ist s).

Die **Rückenflosse** ist mittelmäßig groß, und liegt hinter dem Schwerpunkt des Körpers, und am Anfang des Schwanzes: Der Gestalt nach ist sie ohngefähr dreyeckigt, am Vörderrande aufsteigend (accliuis) und am Hinterrande senkrecht, woselbst sie in der Mitte viereckigt (ob natürlich, oder durch einen Zufall, lasse ich unbestimmt,) ausgeschnitten war.

Die **Schwanzflosse** ist zangenförmig t), besteht aus zweyen am Grunde verbundenen Lappen, und hat eine horizontale Lage.

In Ansehung des Abstandes einzelner Theile, waren die Augen 5″, das Blaseloch 5″ 9‴, die Gehörgänge $7\frac{1}{2}$″, die Mundwinkel $3\frac{1}{2}$″, der Vördergrund der Brustflossen 10″ — der Rückenflosse $19\frac{1}{2}$″, die Geburtstheile 22″, der After $24\frac{1}{2}$″, der Grund der Schwanzflosse 39″ und deren beyde spitze

r) Nicht an der Brust sondern ebenfalls am Bauche, und nahe an den Geburtstheilen traf Artedi auch die Säugwarzen bey dem eigentlichen Wallfische, den er in London sahe. Siehe desselben Descriptiones piscium gegen das Ende.

s) Beym Major findet man davon eine Abbildung, wo die Finger aber ganz unrichtig getrennt und wie Krallen vorgestellet sind.

t) Das heißt, wie eine Zange von einander gesperrt und am Grunde fast dreyeckigt ausgeschnitten. Sichel- halbmond- oder bogenförmig entspricht nicht ganz dem Begrif von der Gestalt dieses Theils.

spitze Enden 45½″ oder 3 Fuß 9½ Zoll von der Spitze der Schnautze entfernt.

Die beyden gegen einander über liegende Brustflossen standen 6″, und die beyden seitswärts an den Geburtstheilen befindliche Zitzenspalten, jede 9‴ davon oder 1½″, so wie die beyden vorwärts gekehrten Enden des bogigten Blaselochs 1″ 3‴ in der Breite von einander ab.

Die Brustflossen waren 6″ lang und 2½″ breit, die Rückenflosse am Grunde 5″ lang und 3″ hoch; die beyden Lappen der Schwanzflosse jeder 7″ lang und beyde 9″ 9‴ von einander entfernt.

Die Spalte der Geburtstheile 2″ lang und die gleich, und nur einen halben Zoll hinter ihr befindliche Queeröffnung des Afters, 4‴ breit.

Die beyden Ritzen für die Säugwarzen, jede 5‴ lang und 3‴ tief.

So war der Körper äußerlich und inwendig folgender maaßen beschaffen.

Unter dem äußern feinen glänzenden leicht trennlichen Oberhäutchen, lag ein zwey bis drey Linien dickes Fell, das mit dem unterliegenden Speck ganz und gar verwachsen, und mühsam davon zu trennen war. Dies Speck war ohngefähr zwey Finger mehr oder weniger dick, weiß, und etwas ins strohgelbe fallend, woraus unter dem Messer ein klares weißes schönes Oel hervorquoll. Hin und wieder kamen, eben so wie im Schweinespeck, drüsichte Fleischschichten zum Vorschein.

Mit Vorbeygehung der starken Brust- Bauch- und andern Muskeln, wende ich mich gleich zu den Höhlen des Leibes selbst, und zuerst zu der Brusthöhle.

Das Herz liegt gleich über dem Brustbeine, zwischen den beyden Lappen der Lunge, und in der Mitte der Brusthöhle. Es ist breit, niedergedrückt, dreyeckig und mit zweyen inwendig zwiefach gegitterten Ohren, und eben so vielen sehr weiten Kammern und Klappen versehen. Uebrigens gleicht es inwendig vollkommen dem menschlichen Herzen, so wohl in seiner künstlich durchflochtenen und mit Säulen unterstützten muskulösen Structur, als auch des Ausgangs seiner Gefäße.

Der Herzbeutel ist weit, durchsichtig, hinten an dem Zwergfell, unten an dem Brustbein, und oben und vorne an dem Brustfell und an den Gefäßen befestigt.

Die großen Gefäße liegen, und theilen sich fast so wie beym Menschen, und haben wie das Herz selbst nichts mit den Amphibien und noch weniger mit den Fischen gemein.

Das Zwergfell ist an dem Brustbeine und den Ribben befestigt, fleischig, nicht gar dick, und steigt von unten schief hinterwärts in die Höhe oder nach dem Rücken hinauf.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

9tes Stück.

Montag, den 31ten Januar 1780.


## Schluß der Beschreibung des Tümmlers.

Die Werkzeuge des Othemholens verdienen etwas weitläuftiger beschrieben zu werden, zumal da ich sie als eine der größten Merkwürdigkeiten bey den erwähnten Schriftstellern nur gleichsam im Vorbeygehn und mit ein Paar Worten, bey einigen aber gar nicht bemerkt finde.

Gleich hinter dem halbmondförmigen Loch am Kopfe, liegt eine zwiefache dicke und kuglichte muskulöse Wulst in einer Grube, zwischen den Stirn- und Scheitelbeinen unter der äußern Haut verborgen, welche sich von hieran in viele spiralgewundene starke und über einander liegende Falten, besonders gegen jede Seite des besagten Lochs zusammen krauset, und einen Zoll tief brillenförmig in dasselbe hineintrit. Diese krause und muskulöse Haut bedeckt die äußre gemeinschaftliche Oeffnung der beyden sogenannten Blase- oder Luftlöcher (ductus hydragogi,), welche aus zweyen köcherförmigen zwey Zoll langen, und drey Linien weiten an einander liegenden, und durch eine beinerne Scheidewand getrennten, fast senkrecht hinunter gehenden knöchernen Röhren bestehen.

Der Kehlenhals (larynx) ist zusammengedrückt, vorn und hinten kielförmig, am Grunde breit und oben ründlich zulaufend. Er trit zwischen zweyen schildförmigen weiten Knorpeln, wie eine anderthalb Zoll hohe und am Grunde einen guten Zoll lange und schmale Pyramide, durch die untere Wand des Speisegangs in dessen drey Finger weite Röhre mit einem stumpfen Winkel hinein, schwebt frey in dieser Höle und steigt darauf in schräger Richtung zu dessen obern Wand vorwärts in die Höhe, wo er durch eine Oeffnung eines Taubeneyes groß mit seinem obern mundförmigen Ende auf die untere Oeffnung der beyden erwähnten Luftlöcher stößt. Er ist eigentlich aus zweyen ungleichen Stücken zusammengesetzt, die eine gemeinschaftliche runzlicht- muskulöse Haut mit einander verbindet, und eigentlich ein Fortsatz der innern Haut der Speiseröhre ist. Das Vorderstück ist breiter, auswärts kielförmig, inwendig ausgehölt und daselbst durch

eine die Länge hinunterlaufende häutige schmale Scheidewand fast getheilt; an der Spitze aber mit einem breiten bogigten lippenartigen Rande, den man aber doch eigentlich nicht einen Kehldeckel (epiglottis) nennen kan, bedeckt, dessen beyde unterwärts gekehrte Enden seitwärts abstehen, und neun Linien von einander entfernt sind. Das Hinterstück ist länglicht rund, auswärts hohl gebogen, inwendig mit einer drey bis vier Linien tiefen Furche ausgehölt, in welche die inwendige Scheidewand des Vörderstücks genau einschließt, ragt einige Linien über dieses hervor, und wird von dessen weitem bogigten Rand bis auf die Hälfte umfaßt. Diese beyden durch die vorerwähnte Haut mit einander verbundene Stücke, lassen sich ziemlich weit von einander sperren, und bilden an einander geschlossen einen Halbkreis, ungeöffnet eine ranzenförmige mehr oder weniger klaffende Mündung oder Glottis. Die Gestalt des Kehlenhalses läßt sich schwerlich mit etwas vergleichen, doch hat er einige ohngefähre Aehnlichkeit mit einem aufgerichteten, am Grunde stark zusammengedrückten Gänsekopf, dessen Ober- und Unterkiefer man sich bis nahe an die Spitze durch eine ausdehnliche Haut mit einander verbunden, den obern an der Spitze breitlich und bogigt, und den untern gänzlich bis auf dessen hervorstehendes Vörderende bedeckend, vorstellen muß. Es läßt sich aber dergleichen ohne Zeichnung nicht wohl ganz deutlich beschreiben.

Diese beyden schildförmigen Knorpel sind mit der untern Wand des Schlundes verwachsen, und liegen so wie die übrige Luftröhre nahe unter ihm. Oben stehen sie $1\frac{1}{2}''$ in der Breite von einander ab, und eben aus diesem weiten und muskulösen Zwischenraume trit der Kehlenhals in den Schlund hinein, dessen Queerdurchmesser er in spitzen Winkeln durchschneidet. Unten sind sie gewölbt und an einander gewachsen. Hinter ihnen liegen noch zwey kleinere von einander gesperrte und am Grunde vereinigte ovale Knorpel, nach welchen die eigentliche Luftröhre ihren Anfang nimt.

Diese ist mit knorplichten nicht halben, sondern ganzen Ringen umgeben, $9'''$ weit, kurz und vierfach in zween Haupt- und zween Nebenäste getheilt, wovon jene $6'''$ weit in die Mitte, und diese halb so weit in die äußern Randseiten der Lungen, gleichsam wie vier Stränge hineintreten, welche sich darauf in mehr oder weniger große Zweige und Röhren in der Substanz selbst ausbreiten. Einer dieser Seitenäste entspringt noch vor, und der andere gleich neben der eigentlichen Bifurcation der Luftröhre, worauf sie insgesammt noch ein Paar Finger breit hinunter, und darauf in die Lungen selbst hinein gehen. Die ganze Länge der Luftröhre von der Mündung des Kehlenhalses bis an die Lungen beträgt nicht mehr als 4 bis $4\frac{1}{2}$ Zoll. Doch gewinnet sie durch ihre Weite und Mehrheit der Aeste, was ihr in der Länge abgeht.

Die **Lunge** besteht aus zweyen gleich großen bräunlich-violetten länglichten, vorn und hinten zugespitzten unten flachen und oben kielförmigen, und vorn verwachsenen Lappen. Sie ist eigentlich ein Gewebe von unzählig feinen mit einer weichen warzigten und bräunlichen Substanz umgebnen Röhrchen, die auf der Fläche eines abgeschnittenen Stücks mit ihren Enden in unzähliger Menge nicht anders als ein rother Friesel hervorstehn. Bläschen fehlten ganz und gar, so wie überhaupt die innere Structur der Lungen von den Lungen der säugenden Landthiere sehr verschieden war.

Man sieht also hieraus die Art und Weise des Othemholens, wie der Delphine, so aller Wallfische überhaupt. Die Luft fällt nemlich durch eine mehr oder weniger bogichte und große a) oben am Kopfe befindliche sich erweiternde und verschließende Oeffnung, und durch zwey unter derselben liegende senkrecht durch den Kopf zum Schlund gehende Röhren vermittelst eines an dessen obern Wand befindlichen mehr oder weniger großen elastischen Lochs auf die in dasselbe passende Mündung des Kehlenhalses, als welcher frey in der Höle des Schlundes, und mit seinem Ende oder der Glottis unten und an dem besagten Loche schwebt. Dieser nimt sodann, indem er in obiges Loch hinein trit und es erweitert, die zugeführte Luft auf, welche von da durch die mit der untern Wand des Schlundes verwachsene schildförmige und andere Knorpel in die längs unter ihm fortlaufende Luftröhre, und von da in die röhrichte Substanz der Lungen selbst gebracht wird.

Endlich befand sich in der Brusthöle noch eine ziemlich große Glandel, (Thymus) die gelblich aussahe, und vorn über dem linken Lappen der Lunge lag.

Die **Bauchhöle** war kegelförmig und beschloß sich in eine abgeründete Spitze mit dem After.

Die **Leber** besteht aus zweyen ungleich großen vorn vereinigten Lappen, wovon der linke der kleinste ist, und liegt unter den Magen, welche sie fast ganz bedeckt. Oben und zwar vorne ist sie durch ein breites Band an dem Zwergfell und daselbst unten mit der Speiseröhre und den großen hinuntersteigenden Gefäßen verbunden, hinten aber frey. Ihrer Gestalt nach ist sie breiter als lang, unten erhaben, oben flach und mit einem dünnen und scharfen Rande versehen.

Eine **Gallenblase** habe ich so wenig, als alle andere oben angeführte Zerglieder des Tümmlers, wahrgenommen. **Aristoteles** b) und **Plinius** c) melden



a) Die Breite derselben soll bey den großen Wallfischen und Cachelotten $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß, so wie der senkrechte Durchmesser des Schlundes, und wahrscheinlich also auch die Länge des Kehlenhalses, vier Fuß betragen.

b) Hist. Animal. L. 2. c. 18. woselbst er dies von den Kameelen und Delphinen behauptet.

c) Hist. Nat. L. XI. c. 37.

den das nemliche von den größern Delphinen. Indessen war die Substanz der Leber hin und wieder stark durchbohret, und hatte verschiedene leere Sinus, oder am Ende verschlossene Gänge. Auch war ich nicht so glücklich wie Gunner d) und la Motte e) einen Lebergang (ductus hepaticus) zu entdecken, wobey ich aber doch zugleich gestehen muß, daß ich dieses Eingeweide etwas zu voreilig von seinen Verbindungen abgelöset habe.

Bey den Verdauungswerkzeugen finde ich nöthig, noch etwas von denen des Schlingens nachzuholen. Die Zunge hängt vermittelst ansehnlich großer Muskeln mit dem Zungenbeine zusammen, welches eine ganz besondere Gestalt hat. Es ist nemlich aus zweyen Stücken zusammengesetzt, wovon das untere eine halbmondförmige Gestalt hat, auf dessen convexer Seite ein anders Bein ruhet, welches wie ein römisch M aussieht. Die Wurzel der Zunge ist gerunzelt, und geht in den Schlund über, dessen innere Haut der Länge nach gefurcht und gelblich ist. In seiner Mitte steht der Kehlenhals hervor, dessen Mündung, wie gesagt, auf ein ovales Loch in seiner obern Wand schließt. Die eingeschluckten Speisen müssen an den zusammengedrückten Seiten des Kehlenhalses vorbeygehen, und damit nichts davon in die besagte ovale Oeffnung, und dadurch in die Luftröhre gerathe und selbige verstopfe, so verschließt sich diese vermöge ihrer eigenen Schnellkraft und durch einen besondern Mechanismus des Zungenbeins und des Kehlenhalses. Die Speiseröhre selbst ist 9 Zoll lang, reichlich einen halben Zoll im Durchmesser weit, und geht über der Luftröhre und den Lungen durch das Zwergfell und den vordern Theil der Leber, nemlich da, wo sich beyde Lappen mit einander verbinden, zum linken Magen hin.

Der Mägen sind drey, und ohngefähr so wie bey den wiederkäuenden Thieren beschaffen. Der erstere, worin sich die Speiseröhre senkt, befindet sich an der linken Seite, ist oval, 6 Zoll lang, 4 Zoll in der Mitte breit, und liegt wie ein Beutel unter einem Theil des dritten Magens, den Nieren und den Gedärmen. Er besteht aus zwoen Häuten, wovon die auswendige glatt, röthlich und muskulös, die inwendige aber weiß, nervigt, fest und gitterförmig ist. Aeußerlich befanden sich an seiner Unterfläche vier violet-färbige Glandeln, wovon die eine wie eine mäßige Wallnuß, die andern

d) Gunner fand einen dergleichen Gang, welcher niederwärts aus der Leber durch das Gekröse in den Zwölffingerdarm gieng, und in welchem eine grüne Feuchtigkeit enthalten war.

e) La Motte l. c. schreibt, er habe diesen Gang 4 oder 5 Linien vor dem Zwölffingerdarm mit dem Gekrösedrüsengang in einander laufen gesehen. Jener sey aus der Leber gekommen, woselbst viele kleine Canäle in ihm bey seinem Austrit zusammengeflossen wären.

andern drey aber nur einer Erbse groß und wie an einer Perlschnur entfernt mit einander verbunden waren f). Der Ausgang dieses Magens oder der Pförtner lag gleich hinter dem Eintrit der Speiseröhre an der rechten Seite, und war durch starke über einander liegende Falten der innern Haut ziemlich enge verschlossen, und er selbst mit einem Gemenge von zermalmten Fischfleisch, Gräten und Wirbeln angefüllet.

Der **zweyte Magen** liegt nahe neben jenem fast in der Mitte und hat einen engen Eingang. Aeußerlich und an Größe ist er dem erstern gleich; aber inwendig ganz unterschieden, nemlich röthlich gelb und mit 12 starken die Länge hinunterlaufenden Reifen umgeben, die seitwärts kurze in einander greifende Zacken aussprossen. Am Grunde war er sehnicht, ganz leer wie der folgende, und sein enger Ausgang in der Mitte an der rechten Seite befindlich.

Der **dritte Magen** liegt über den beyden erstern; er ist um die Hälfte kleiner, sackförmig und in zwey Hölen abgetheilt, von denen die erstere sich wurstförmig durch eine knorplichte sehr enge in der Mitte der linken Seite nach dem Grunde zu befindliche Oeffnung zu der andern eyrunden und ziemlich weiten hinaufkrümmet. Beyde hängen in der Mitte durch eine sehr nichte dicke Haut zusammen, und sind als zween besondre Mägen vermöge ihrer innern Structur anzusehen, indem der erstere knorpelhart, krumm gefurcht und wenig ausdehnlich, der andre hingegen weich, sehnicht, glatt und nachgebend ist.

Die **Gedärme** nehmen aus dieser letztern Höle durch eine enge Oeffnung ihren Anfang und krümmen sich über die beyden erstern Mägen nach der linken Seite hinauf, von wannen sie hin und her, und oben und unterwärts gebogen zum After fortlaufen. Sie sind insgesammt von gleicher Weite, nemlich eines kleinen Fingers dick und äußerlich durch nichts von einander unterschieden, inwendig aber zu Anfang bis auf eine kurze Strecke der Länge nach mit häutigen Falten versehen. Ihre ganze Länge betrug 40 Pariser Schuh g).

Das **Netz** lag bogenförmig meist nur an und unter dem erstern Magen, und bestand in einer handbreiten feinen durchsichtigen mit Gefäßen versehenen Haut h).

Die **Milz** ist ein dreyseitiger gelblich grauer, zwischen den beyden grossen



f) Auch **Major** fand sie, und **Bartholin** und **Gunner** begehen den Irrthum, sie für die Milz, und ersterer die wahre Milz für die Gekrösdrüse anzusehen.

g) **Major's** seiner, welcher 4½ Fuß lang war, hatte 54 Fuß oder 12 mal so lange Gedärme als der Körper, da sie bey Menschen nur 6 mal so lang als der Körper zu seyn pflegen. Bey dem unsrigen waren sie also 10 bis 11 mal so lang als der Körper.

h) **Bartholin** versichert, kein Netz gefunden zu haben, und andre erwähnen dessen nicht.

sen und dem kleinern Magen liegender Körper, halb so groß als dieser, und bis auf die Hälfte an jeder Kante durch ein häutiges Band mit den dreyen Mägen verknüpft, hinten aber, oder nach seiner Spitze zu, frey.

Die 6″ lange und 1″ dicke **Gekrösdrüse** liegt unter den Nieren, womit sie durch eine fächerichte Haut der Länge nach an der Oberfläche, so wie an ihrem Vorderende mit den Mägen, befestigt ist. Sie ist stockförmig, dicht härtlich, schmutzig roth, uneben oder mit Buckeln besetzt, und hat an ihrer Unterfläche eine manschettenförmige anderthalb Zoll breite Membran nach den Gedärmen hinunter hängen, welche mit vielen der Breite nach senkrecht hinunterlaufenden Gefäßen und Röhren versehen ist. Der **Gekrösedrüsengang** (ductus pancreaticus) ist nicht länger als sie selbst, und trit an ihrem Vorderende eine Schwanspule weit in die letzte Höle des dritten Magens hinein, ohne daß ich, wie **la Motte**, den Lebergang mit ihm in dieser Gegend verwachsen gefunden hätte. Nachdem ich sie davon, so wie von den Nieren getrennt hatte, blies ich Luft in den Gang, und sahe zu meiner höchsten Verwunderung, daß dieselbe nicht allein in alle die vielen Röhren der Manschetten hinein, sondern auch durch enge Mündungen wiederum heraustrat, wie ich nicht allein an der vorgehaltnen Hand empfand, sondern auch wirklich an den Enden dieser Röhren, als welche sich bey jedesmaligem Einblasen öffneten, deutlich sehen konnte. Man wird ohne Zweifel und nicht ohne Grund vermuthen, daß diese Manschetten irgendwo an befestigt und abgelöset, oder auch in Fäulung übergegangen wären, und sich aus der Ursach geöffnet und die Luft durchgelassen hätten. Aber ich kann versichern, daß nichts daran verletzt worden, noch auch hat verletzt werden können, weil sie frey und mit keinem Theile verwachsen waren. Auch war die Fäulung nicht vermögend, dergleichen hervorzubringen, indem dieser Theil sogleich in Brantewein gelegt, und kurz darauf untersucht wurde, wo er sein ganzes frisches Ansehn ohne eine Spur von Fäulniß behalten hatte. Wozu diese besondre Structur der Drüse dienen soll, weiß ich nicht zu erklären: doch findet man bey einigen Fischen etwas ähnliches.

Die **Nieren** sind oval und liegen zwischen dem Rückgrad und den Mägen in der Mitte, woran sie auch vorwärts befestigt sind. Beyde sind mit einer dünnen Haut dicht an einander gewachsen, $4\frac{1}{2}$ Zoll lang und 2 Zoll breit. Sie bestehen aus vielen, mehr oder weniger, doch meistens sechseckigten Stücken, welche in einander gefugt sind, und ihnen gleichsam eine traubenförmige Gestalt geben. Nur eine Vene und eine Arterie trit an ihrem Vorderende zwischen ihnen, nemlich da, wo sich beyde verbinden, und theilet einer jeden seitwärts kleine Aeste mit.

Die **Neben- oder Uebernieren** (renes succenturiati) liegen an jener

Vor-

Vorderende, mit denen sie schräge, so wie unter sich am Grunde verbunden sind. Ihre Farbe ist aschgrau, ihre Gestalt eyrund und ihre Größe beträgt einen, so wie ihre Breite einen halben Zoll.

Die **Geburtstheile** befinden sich am Ende des Unterleibes, und bestehen äußerlich aus einer 2 Zoll langen, glatten, weißen, linienförmigen Spalte. Vorwärts liegt in derselben nicht mehr wie eine hin und wieder ein wenig eingeschnittene, länglicht runde und einen Zoll lange Nymphe. Hinterwärts in dieser Spalte eine fleischige, der Länge nach gefurchte, und vorn nach der Scheide zu abschüßige Klitoris.

Mehr einwärts sind sie an beyden Seiten stark gerunzelt, violet-schwarz und härtlich. Tiefer hinunter werden sie dicker und weicher, warzigt, der Länge nach schief gefurcht, und senken sich von hinten nach vorne zu abschüßig und verengert in die Scheide. Ihre Seitenwände sind stark, dick, muskulös, nach auswärts zu glatt, häutig und gerunzelt, inwendig fleischig, gefurcht und mit einer Menge Wärzchen besetzt, und betragen in der senkrechten Tiefe bis an die Scheide einen Zoll, als mit welcher sie durch einen stumpfen Winkel und durch eine verengerte Oeffnung verbunden sind. Kurz vor dieser Oeffnung schießt ein zwo Linien langer weicher und kegelförmiger Körper in der Mitte hervor.

Die **Scheide** ist ober- und vorwärts bäuchig, 2 Zoll lang, 9 Linien im Durchmesser weit, und besteht aus einer warzigten, in der Länge und Breite krumm und unordentlich gefurchten 3 Linien dicken fleischig-membranösen Wand.

Die **Harnblase** ist an ihrer Oberfläche mit der Mutter, als unter welcher sie liegt, durch ein starkes Ligament verbunden, und am Halse fast mit ihr, so wie mit der Scheide ganz verwachsen, so daß man sich daher leicht trügen kann, die Mutter wegen der äußern Gleichheit mit ihr beym ersten Ansehn für doppelt zu halten. Sie ist kegelförmig, zwey Zoll lang und einen Zoll breit. An jeder Seite liegt in einiger Entfernung ein rundes Ligament, welches sich endlich wie zwey Nervenstränge der Länge nach seitwärts um ihren Körper schlägt, und an der Spitze des Grundes beyde in eins zusammenlaufen. Auswendig ist sie mit einer muskulösen und inwendig mit einer glatten, schlüpfrigen und warzigten Haut überzogen.

Die **Harngänge**, wovon der linkere über den Muttermund geht, strecken sich kurz vor den halbmondförmigen Klappen der Harnröhre seitwärts nahe bey und fast an ihrem Halse in die Blase.

Die **Harnröhre** trit an der Oberfläche des Blasenhalses mit einer weiten Mündung, vor welcher eine doppelte halbmondförmige häutige Klappe liegt, heraus, und läuft allmählig enger zwischen der Wand der Scheide und denen an ihrer Seite befindlichen härtlichen fleischichten und fettigen Membranen bis an die linke Seite des

untern

untern Endes der Nymphe fort, wo sie sich in der Weite eines Nadelknopfs in der Mitte der Genitalienspalte öffnet und endigt. Ihre ganze Länge beträgt beynahe zwey Zoll, und ihre Weite ist am Ausgange aus dem Blasenhalse einer Schwan- und weiter hin einer Rabenspule gleich.

Die **Mutter** ist einfach, nicht doppelt, wie Daniel **Major** angiebt. Am Grunde hängt sie mit den Trompeten, an der Unterfläche mit der Blase zusammen, und an ihrem Grunde ist sie mit der Scheide verwachsen. Starke und breite Bänder, welche ein Fortsatz der Trompetenbänder sind, befestigen sie an den Seiten. Ihr Mund ist sehr enge, dick, auswärts durch starke Runzeln und Falten, einwärts durch eine knorplichte schwer zu durchschneidende Substanz verschlossen: aber doch nichts weniger als dem gezähnten Kreise der Mohnkapseln ähnlich, wie **Major** die Vergleichung macht. Der äußerlichen Gestalt, Grösse und Ansehn nach, ist sie der Blase vollkommen gleich. In ihrer engen Höle war eine blaß-röthliche schmuzige Gallarte enthalten, welche sich im Wasser in ein weißes flockichtes, schleimigt fibröses Wesen veränderte, welches auch **Major** fand, und es für ein colliquamentum genitale hält. Uebrigens sind ihre Wände dick, fleischig, inwendig mit warzigten kreisförmigen Runzeln und Furchen umgeben, die nach der Spitze des Grundes allmählig enger werden, woselbst sich eine trichterförmige Oeffnung mit einem strahlicht-geblätterten Rande befindet, wodurch sich die **Trompeten** mit der Mutter vereinigen.

Diese sind an der Spitze des Muttergrundes bis auf einen halben Zoll vereinigt und jede einer Schwanspule weit, von wannen sie weit aus einander gesperrt, aber durch ein starkes Ligament verbunden, und allmählig verengert in einer Länge von $4\frac{1}{2}$ Zoll zu den **Eyerstöcken** übergehen.

Diese bestehen aus stockförmigen gelblichen und einen Zoll langen Körpern, und sind seitwärts an den Enden der Trompeten befestigt.

Endlich sind noch ein Paar **Knochen** zu merken, die an den Seiten der Scheide mitten in einem starken muskulösen Fleische und Fette gegen die Zitzenspalten über, frey, oder an kein Gelenk verbunden liegen. Sie waren hier linienförmig, jedoch ein ganz wenig gebogen und zween Zoll lang. **La Motte**, der ihrer allein erwähnt, fand sie einen Zoll länger und auch dicker, und läßt es in Zweifel, ob sie dazu bestimmt sind, die Säugwarzen aus ihrer Ritze zu mehrerer Bequemlichkeit der säugenden Jungen hervorzustoßen, oder die trächtige Mutter zu unterstützen, oder die Geburtstheile zusammen zu drücken und bey der Begattung zu widerstreben, oder ob sie etwa die Schamknochen (ossa pubis) vorstellen sollen.

Die zur Seite der Geburtstheile in einer engen Spalte befindliche Zitzen, haben in der Mitte eine feine Röhre, wodurch sich eine Borste bringen ließ, welche tiefer einwärts auf zween Canäle stieß, die an ihrer Mündung mit Klappen versehen waren. Sie verlohren sich endlich in dem Fett, und ich habe ihnen nicht weiter nachspüren können.

**Lübeck.** **Bening, D.**

---

Hannoverisches Magazin.

10tes Stück.

Freytag, den 4ten Februar 1780.

## Des Herrn Franz Massons Nachricht von der Insel St. Michael. *)

St. Michael ist eine der beträchtlichsten von den Azoren oder Flämischen Inseln, so wohl der Größe als der Fruchtbarkeit wegen. Ihre Länge, die sich beynahe von Osten nach Westen erstreckt, beträgt 55 oder 60 Meilen, und die Breite verändert sich von 5 bis auf 16 Meilen. Die Zahl ihrer Bewohner beläuft sich auf ungefähr 80,000. Sie ist sehr bergigt, und die ganze Insel scheint das Product eines Vulkans zu seyn, denn die Berge sind Massen von Lava und Bimsstein, und das Erdreich der Thäler bestehet größtentheils aus gepülverten Bimsstein. Bisher hat man sich wenig oder gar nicht um diese Insel bekümmert, da sie doch einer besondern Aufmerksamkeit würdig zu seyn scheint, vorzüglich wegen ihrer heißen Quellen, die sich bey der Heilung des Podagras und anderer Krankheiten sehr wirksam gezeigt haben, und wovon uns folgende Nachricht ist mitgetheilt worden.

Es giebt hier eine Menge heißer Quellen in verschiedenen Gegenden des Thals, wie auch an den Abhängen der Berge: aber der merkwürdigste ist der, welcher *Caldeira* heißt. Er befindet sich in dem östlichen Theile des Thals auf einer kleinen Höhe an einem Flusse. Es ist hier ein Becken von ungefähr 30 Fuß im Durchmesser, wo das Wasser beständig mit erstaunlicher Gewalt hervorkocht. Einige Yards a) davon ist eine Höhle in dem Abhange eines Felsen, worin das Wasser fürchterlich kocht, sie wirft ein trübes, schlammigtes und fettes Wasser aus, welches verschiedene Yards von ihrem Eingange ein schreckliches Getöse macht. Mitten in dem Flusse giebts verschiedene Stellen, wo das Wasser so heiß aufkocht, daß man den Finger nicht hineintauchen kan, ohne ihn



*) Aus den Philosophical Transactions Vol. XVIII. for 1778. Siehe Lond. Chron Nov. 2-4. 1779.

a) Ein Längenmaß von drey Fuß.

ihn abzubrühen; auch sind längs dem Ufer desselben verschiedene Oefnungen, wo der Brodem zu einer beträchtlichen Höhe aufsteigt, und zwar so heiß, daß man nicht vermögend ist die Hand nahe hinzuhalten; an andern Stellen ist es nicht anders, als wenn hundert Schmiedebälge im Gange wären, und an tausend Stellen kömt Schwefelbrodem hervor, so, daß man in allen Ritzen lebendigen Schwefel findet, und den Boden damit, wie mit Reif überdeckt sieht; selbst das Gesträuch, welches in der Nähe dieser Oerter steht, ist mit reinem Schwefel überzogen, von dem aus dem Boden kommenden Brodem, der sich verdickt hat, und an manchen Stellen ist dieser noch mit einer andern Substanz überzogen, die wie gebranter Alaun aussieht. In diesen kleinen Höhlen, aus welchem der Brodem herauskomt, siedet das Volk oft seine Yams (Inhames.).

Nicht weit von diesen heißen Quellen giebt es verschiedene Mineralquellen; die vorzüglichsten sind zwey, deren Wasser sehr viel Mineralisches von einem sauren Geschmack haben und bitter auf der Zunge sind.

Ungefähr eine halbe Meile nach Westen, und dicht an dem Ufer des Flusses giebt es verschiedene heiße Quellen, die von siechen Personen mit großen Nutzen gebraucht werden. Auch an dem Abhange eines Hügels, westlich von St. Annens Kirche sind noch mehrere, nebst drey Badehäusern, derer man sich gewöhnlich bedient. Diese Wasser sind sehr warm, ob gleich nicht kochend heiß; aber an demselben Orte kommen verschiedene Bäche von kaltem Mineralwasser hervor, womit sie nach eines jeden Belieben temperirt werden.

Gegen eine Meile südwärts von diesem Orte, über einer niedrigen Kette von Hügeln, liegt ein ansehnlicher See, der ungefähr 2 leagues b) im Umfange hat, sehr tief ist, und ein schlammigtes Wasser von grüner Farbe enthält. An dem nördlichen Ende desselben ist ein Stück ebener Boden, wo an verschiedenen Orten Schwefelbrodem mit einem schrecklich schnaubenden Getöse hervorkömt. Ich konte in dem See starke Quellen sehen, aber es war mir nicht möglich zu bestimmen, ob sie heiß oder kalt sind: Dieser See scheint keinen sichtbaren Abfluß zu haben. Die andern Quellen machen bald einen ansehnlichen Fluß aus, der Ribeira Quente heißt, gegen zwey oder drey leagues durch eine tiefe Spalte in dem Gebürge läuft, und an dessen beyden Seiten es verschiedene Stellen giebt, wo Dampf hervorkömt. Er fällt an der Südseite ins Meer, und nahe dabey sind einige Stellen, wo das Wasser noch in einiger Entfernung in der See aufkocht.

Noch vor sehr kurzer Zeit bekümmerte man sich wenig um diesen bewundernswürdigen Ort: Die Vornehmen auf dieser Insel waren so wenig neugierig, daß ihn kaum einer gesehen

b) Eine League hält drey englische Meilen.

sehen hatte, bis vor kurzem einige mit bösen Schäden behaftete sich überreden ließen, den Gebrauch dieser Wasser zu versuchen, und unmittelbare Erleichterung davon verspürten. Seit der Zeit ist er immer mehr besucht worden; verschiedene Personen, welche durch einen Anfall vom Schlage des Gebrauchs ihrer Glieder beraubt waren, sind hier geheilet worden; so wie auch andere mit Eruptionen am Leibe behaftete Personen.

Ein Geistlicher, der sehr vom Podagra angegriffen war, versuchte das gedachte Wasser, und war in kurzer Zeit vollkommen geheilet, auch hatte er seitdem keinen Anfall weiter davon gehabt. Als ich da war, gebrauchten verschiedene alte Herren, die von der gedachten Krankheit aufs äußerste gebracht waren, dieses Wasser, und hatten unglaubliche Erleichterung davon verspürt; besonders ein alter Herr von ohngefähr 60 Jahren, welcher mit dieser Krankheit sich länger als 20 Jahr geplagt, und oft sechs Monate nach einander das Bette hatte hüten müssen. Er hatte diese Wasser gegen drey Wochen gebraucht, den völligen Gebrauch seiner Glieder wieder erlangt, und gieng mit der größten Munterkeit, die man sich denken kan, wieder herum. Auch ein Mönch, der von dieser Krankheit gegen 12 Jahre geplagt und zum Krüppel war gemacht worden, befand sich vollkommen wohl, nachdem er das Wasser eine kurze Zeit gebraucht hatte, und gieng nun alle Tage auf die Jagd. Viele andere Beweise von der Würksamkeit dieses Wassers muß ich hier der Kürze wegen übergehen.

Es giebt noch verschiedene andere heiße Quellen auf der Insel, vorzüglich zu **Ribeira Grande**, aber sie haben nicht die nemlichen Kräfte, zum wenigsten nicht in einem so hohen Grade.

Der östliche und westliche Theil der Insel erhebt sich zu hohen Gebürgen; aber der mitlere Theil ist niedrig, und hie und da mit runden kegelförmigen Hügeln besetzt, welche alle frische Merkmale vom Feuer an sich haben; unter der Oberfläche ist alles, weil es aus geschmolzener Lava besteht, ganz hohl.

Die Gipfel der meisten Berge nach Westen sind ausgehöhlt, wie Punschbowlen, und enthalten Wasser. Nahe an dem westlichen Ende ist ein unermeßlich tiefes Thal, welches **Sete Cidades** heißt. Dies Thal ist von sehr steilen Bergen sieben oder acht Leagues im Umfang eingeschlossen: in der Tiefe desselben ist ein tiefer See, gegen drey Leagues im Umkreise, wo sich eine große Menge Wasservögel aufhält. Das Wasser hat keine mineralische Eigenschaft, auch giebt es in diesem Thale keine heiße Quellen. Alle diese Berge bestehen aus einem weißen zerbrechlichen Bimsstein, welcher so los ist, daß wenn man einen Stock in den Abhang derselben stößt, eine ganze Wagenlast davon herunter rollt.

Die Einwohner erzählen, daß der erste Entdecker der Insel einen außer-

ordentlich hohen Pick nahe am westlichen Ende derselben bemerkt habe; da er sie aber ein ander mal wieder besucht, wäre kein dergleichen Pick mehr zu sehen gewesen, welcher seiner Vermuthung nach gewiß müsse eingesunken seyn: aber so unwahrscheinlich diese Erzählung auch seyn mag, so muß zu einer oder der andern Zeit sich doch gewiß dieser Fall hier zugetragen haben.

* * * * * * * * *

Die Meynung des Herrn Masson vom Entstehen der Insel St. Michael durch einen Vulkan, erinnert mich einiger alten und neuern Beyspiele, da auf gleiche Art neue Inseln durch Erhebung des Bodens der See entstanden sind, wovon ein Paar Beyspiele, die ich beym Lulof in seiner Einleitung zur mathematischen und physikalischen Kenntniß der Erdkugel gesammelt gefunden habe, hier nicht am unrechten Orte stehen werden. Man mag nun diese Erhebung den Erdbeben, unterirrdischen Winden, oder, welches am wahrscheinlichsten ist, einer Art feuerspeyender Berge und Löcher zuschreiben, welche so wohl unter der Oberfläche und auf dem Boden der See, als auf dem festen Lande können gefunden werden, so mußten solche Eilande alsdann entstehen, wenn nemlich diese unterirrdischen Winde und Feuer so stark wurden, daß sie Steine, Asche und andere Erdkörper aufwerfen, oder den Boden der See aufreißen konnten.

Seneca bezeugt c), daß nach des Possidonius Berichte, ein Eiland im Aegeischen Meere entstanden ist: die See schäumte und gab Rauch von sich, worauf von Zeit zu Zeit Blitze gesehen wurden, nachdem das unterirdische Feuer den Druck des Wassers überwand, endlich wurden Steine, Felsen und Stücken Bimsstein aufgeworfen, aus denen die Insel durch Anhäufung derselben entstand. Vergleicht man hiermit, was er anderswo d) schreibt, so solte man fast schliessen, er rede von Therasia, das jetzt nach einigen Sant-Erini oder Santorin genant wird, oder vielleicht von Thera. Plinius e) bezeuget, Therasia sey von Thera abgerissen, aber Thera selbst sey anfangs aus der See hervorgekommen, nachdem sey zwischen Therasia und Thera ein anderes Eiland Hiera entstanden, ja zu seiner Zeit sey bey Hiera das Eiländchen Thia entstanden. Anderswo hat er andere Beyspiele f). Was Plinius von dem kleinen Eilande zwischen Thera und Therasia meldet, berichtet auch Strabo g), und füget bey, es habe einen Umfang von 12 Stadien,

c) Nat. quæst. L. II. c. 26.
d) L. 6. c.21.
e) Hist. nat. L. 4. c 12.
f) l. c L. 2. cap. 86 & 87.
g) Rer. geogr. L. I. p. m. 100. Siehe auch Justin. L. 30. c. 4.

Stadien, und die Einwohner von Rhodus haben darauf dem Neptun einen Tempel erbauet.

Ein anderes merkwürdiges und neueres Beyspiel haben wir an der Insel, die im Jahr 1707 bey Sant-Erini oder Santorin durch die Wuth unterirdischer Feuer entstand. Sie zeigte sich erstlich den 23ten May, wiewohl die erhebenden Ursachen, nach aller Wahrscheinlichkeit schon einige Zeit zuvor müssen gearbeitet haben, weil die See daselbst vor diesem mehr als 80 Faden tief gewesen ist. Man hate zween Tage zuvor auf Santorin ein kleines Erdbeben gespüret, worauf sich das Eiland anfänglich als ein kleines Schif sehen ließ, aber bald anwuchs, so daß es den 13ten oder 14ten Junius schon eine halbe Meile im Umfange, und eine Höhe von 20 bis 25 Fuß hatte. Den 16ten Heumonat sahe man 17 oder 18 schwarze Klippen, die aus dem Grunde der See aufgeworfen wurden, und in wenig Tagen die Insel vergrößern halfen. Den 18ten sahe man das erste mal einen dicken Rauch aufsteigen, und hörte ein dumpfigtes Getön, das aus dem Innern der Insel hervorkam, den 29ten zeigte sich das Feuer anfänglich schwach, ward aber nach und nach stärker. Ohngefähr um das Ende des Augusts ward das unterirdische Getön so stark, daß es klang als würden 6 bis 7 Stück grobes Geschütz zugleich losgebrant, es wurden wieder Felsen wie Bomben in die Höhe geworfen, und fielen weiter als 7 Meilen davon in die See. Den 6ten Junius 1711 nahm das neue Eiland noch in der Länge zu, so daß es wohl 6 Meilen im Umfange hatte, das Getöse dauerte noch, war aber schwächer als vorhin. Andere sonderbare Begebenheiten von nicht geringerer Wichtigkeit müssen hier der Kürze wegen übergangen werden h).

Der P. Gorre hat am angeführten Orte noch mehr Umstände erwähnt i), und setzt hinzu, es sey dieses nicht das erste mal, daß solche Naturwunder bey Sant-Erini geschehen sind, denn es seyn auch drey andere kleine Inseln (von denen zwo in der Bay Sant-Erini liegen, die dritte etwas außer derselben,) aus dem Boden der See aufgeworfen worden. Die erste sey Hiera jetzt Megali Kammeni, die wir oben aus dem Plinius schon erwähnt haben, die zweyte Mikri Kammeni, oder die kleine verbrante Insel, welche nach dem Bericht der Einwohner von Sant-Erini, im Jahr 1573 entstanden ist, zwischen ihr und der großen Kammeni, erhob sich 1707 das neue Eiland. Die dritte liegt außer der Bay, und heißt bey den Griechen Aspronisi, oder die weiße Insel, weil die Erde, damit sie bedeckt ist, so weiß als Kalk aussieht; vielleicht ist



h) Siehe Hist. de l'Acad. Roy. 1708. p. 28. u. f. Philos. Trans. Abridg. Vol. V. P. 2. p. 196. 213.

i) Trans. Abridg. l. c. p. 200. seq.

ist es die Insel Thia, die Plinius erwähnt k). (Note l)

Was Herrn Massons Meynung vom Entstehen der Insel St. Michael, gegen die sich, wie ich glaube, nichts gegründetes einwenden läßt, noch mehr bestätigt, ist, daß es ohne allen Zweifel in dieser Gegend unter der Oberfläche oder dem Boden der See eine Art feuerspeyender Berge oder Feuerlöcher geben muß, die eine solche Wirkung hervorzubringen im Stande sind.

Kircher m) giebt eine merkwürdige Nachricht von einer Insel, die im Jahr 1631 nahe bey eben diesen Flämischen oder Azorischen Inseln von neuen aus der See durch die Wuth unterirdischer Feuer entstanden ist. An dem Orte, wo sie entstand, hatte man die See zuvor 120 geometrische Fuß befunden. Das Feuer stieg aus der Tiefe der See bis an die Wolken, und warf eine Menge Wasser, Sand, und große Steine in die Höhe, welche Auswürfe durch ihr Gewicht wieder in die See stürzten und ein kleines Eiland von ohngefähr 5 Morgen ausmachten. Doch dieses Eiland wuchs in der Zeit von 14 Tagen so stark an, daß es 5 Meilen in der Länge betrug.

Will man sich auf Kirchers Erzählung nicht verlassen, wie man ihm denn wirklich nicht allzu viel zutrauen darf, so will ich hier einen andern Vorfall anführen, der auch bey diesen flämischen Eilanden, und zwar in unsern Zeiten, sich zugetragen hat.

Den letzten Tag des Jahrs 1720 empfand man auf diesen Eilanden ein starkes Erdbeben, den folgenden sahe man plötzlich zwischen den Inseln St. Michael und Tercera eine neue in der Breite von 38° 29′ aus der See hervorgekommen; sie war anfänglich fast gar nicht über das Wasser erhoben, nach der Zeit aber stieg sie so hoch, daß man sie schon in einer Entfernung von 8 bis 10 Meilen sehen konte. Sie hatte eine Meile im Umfange, und war überall mit großen Klippen und Steinen besetzt, die fast Bimssteinen glichen. Es ist merkwürdig, daß der Gipfel von dem Pick auf dem Pico, der 30 Meilen davon ist, gleich diese Zeit über, mit Feuerauswerfen inne hielt. Ein Steuermann suchte die Tiefe des Wassers nahe bey dem neuen Eilande an der südlichen Seite, und fand

k) Hist. nat. L. 2. c. 87.

l) Etwas dergleichen hat sich auch bey der Erhebung des sogenannten Sunk-Island im Humber ereignet: Seit dem Jahre 1666 hat es sich erhoben, da es zuvor nur bey niedrigen Wasser zu sehen war. Es hat neun englische Meilen im Umfange, und giebt schöne Weiden für Schafe, auch Korn und Heu. Man kan aber diese Erhebung nicht einer plötzlichen Entzündung unterirdischer Feuer zuschreiben, weil sie dazu viel zu langsam vorgieng. Sie scheint vielmehr durch die von Zeit zu Zeit geschehene Anhäufung entstanden zu seyn, und gehört eigentlich nicht hieher. Man sehe Phil. Transf. Abridg. Vol. 4. P. 2. p. 251.

m) Mund. Subter. L. 2. c. 12. p. 182. seqq.

fand mit 60 Faden noch keinen Grund, an der westlichen war die Farbe des Seewassers ganz verändert, den Grund an der Insel fand er so warm, daß das Fet, welches unten an das Senkbley gethan wird, zweymal zerschmolzen war. Im Jahr 1722 im März war die Insel merklich kleiner geworden, so daß sie mit der Oberfläche des Wassers gleich stand, und vielleicht ist jezt nichts mehr davon übrig n).

n) Siehe l'Histoire de l'Acad. Roy. 1722. p. 16. & suiv. Comment. Bononienf. T. 1. p. 205. seqq. Philos. Transf. Abridg. T. 6. P. 1. p. 154.

## Auf welche Art und Weise der Stockfisch zum Verkauf zubereitet wird *).

Neu-Foundland und Neu-Schottland nebst den dazu gehörigen Inseln, sind in Nordamerika die einzigen Länder, wo der Stockfischhandel in einiger Vollkommenheit getrieben wird. Man hat beobachtet, daß der Fisch, der nahe am Ufer gefangen wird, der beste sey. Die Fahrzeuge, welche zu diesem Fange gebraucht werden, sind gemeiniglich kleine Schaluppen, welche alle Tage wieder ans Ufer zurück kommen, da denn die Fischer ihren Fang auf gewisse Gerüste legen, die besonders dazu gemacht sind. Einer darunter, der der Köpfer genant wird, öfnet den Fisch, und schneidet ihm den Kopf mit einem zweyschneidigen Messer ab. Ein anderer reicht den Fisch dem Aufschneider (the Carver) zu, der gegen ihn über, an einem Tische oben auf dem Gerüste stehet. Dieser hat nur ein einschneidig Messer, das sechs bis acht Zoll lang, aber am Rücken sehr dick ist, um mehr Nachdruck zu haben. Mit diesem Messer spaltet er den Fisch, und hierauf bekomt ihn der Salzer (the Salter,) der ihn mit der Haut unterwärts in eine Tonne legt, nur so oben hin mit Salz bestreuet, und so werden gemeiniglich alle Fische über einander gelegt.

Nachdem man den Fisch drey oder vier Tage im Salze hat liegen lassen, welches auch nach der Jahrszeit wohl acht Tage und länger dauert, so legt man ihn in einen Zuber, wo er rein abgewaschen, und hernach stoßweise auf einander geschlichtet wird. Bey gutem Wetter breitet man diese gesäuberten Stücke auf einem Gestelle, das aus Ruthen geflochten ist und etwa zwey Fuß hoch über der Erde stehet, oder in Ermangelung desselben auf Steinen also aus, daß bey Tage die Haut unten lieget; ehe die Nacht aber ein-

*) In den Hannoverischen Beyträgen zum Nutzen und Vergnügen von 1762 im 72ten und 75ten Stück ist zwar auch eine Nachricht vom Stockfisch enthalten, es wird aber daselbst der Art und Weise, wie er zum Verkauf zubereitet wird, nur mit wenigem gedacht.

schon erlebt, daß junge Menschen, welche wie Milch und Blut aussahen, durch einen plötzlichen Tod dahin gerafft sind, und es ist sonderbar, daß junge und robuste Personen hier eher sterben als Leute von meinem Alter und darüber. Die mehrsten Europäer, welche hieher kommen, sterben im ersten oder zweyten Jahre, besonders aber in den ersten Monaten. Alle Menschen sagen mir, daß ich für Ostindien eine gute Leibesconstitution hätte, weil ich mager bin. Die Zeit wird es lehren.

Nachdem ich Ihnen gesagt habe, wie es um meine Gesundheit stehet, so wollen Sie auch wohl wissen, wie es mit meinen Glücksumständen aussieht. Daß ich bey dem ersten Avancement werde placirt werden, ist wohl gewiß genug. Denn das hat mir der Herr General-Gouverneur von der *Parra* selbst zuverläßig genug versprochen. Es kan aber vielleicht noch acht bis vierzehn Tage, auch wohl ein bis zwey Monate dauren; denn ich habe Ihnen schon geschrieben, daß einige Tage vorher, da ich hier gekommen, eben ein großes Avancement gewesen ist, und es waren, wie ich ankam, noch verschiedene Officiers übercomplet, wovon aber schon einige gestorben sind. Nun ist hier alle Jahr ordentlicher Weise allezeit zweymal eine Promotion im Militairstande; außerdem aber ist kein Avancement, es müßte dann Krieg seyn. Der Herr General-Gouverneur ist zwar hier in *Indien* so souverain, wie ein souverainer König in *Europa*, und kan also auch avanciren lassen, wenn er will; er thut es aber aus politischen Gründen, welche zu erklären für diesmal zu weitläuftig sind, niemals. Denn ob er gleich hier ganz souverain ist, so steht er doch allezeit unter den Bewindhebbern der Ostindischen Compagnie in *Holland*.

Ich will Ihnen nur einen Umstand erzählen, denn werden Sie alles verstehen. Es sind noch zwey Commandeurs hier, welche kurz nach mir gekommen sind. Der eine ist Capitain-Lieutenant zur See, und der andere Lieutenant zu Lande in Holländischen Diensten gewesen. Sie sind beyde von großer Familie in Holland, und wenigstens, wie Sie leicht erachten können, so stark dem Herrn General-Gouverneur empfohlen, wie ich. Da diese so lange warten müssen, bis Promotion ist, so kan ich es mir leicht gefallen lassen, wenn ich mit ihnen einerley Schicksal habe, da ich ganz und gar ein Fremdling bin. Wir sind inzwischen so lange ganz Dienst frey, und genießen monatlich 20 Gulden Gage, und 10 Rthlr. Kostgeld. Hiemit würde ich in *Batavia* nicht weit kommen, wenn nicht der Herr Sabandar *Rynst* Logis, und alles, was ich darin verzehre, für mich bezahlte. Dies wird er so lange continuiren, bis ich placirt bin, und dies ist Freundschaft genug von einem Manne, mit dem ich weiter in keiner Verbindung stehe, als daß ich ihm einen Brief von seinem Bruder, den ich nur drey mal in Amsterdam besucht, mitgebracht habe.

be. Es fehlt mir also, Gott sey gedankt, an nichts, und ich kan, was meine Person allein betrift, meinem Character gemäß schon jetzt sehr gut leben; ich habe auch die gewisse Aussicht, daß ich es in der Folge wohl besser, aber gewiß nicht schlimmer haben werde. Kurz, mein Glück ist für mich allein schon jetzt so gut gemacht, daß ich es in Europa nicht leicht so gut würde gefunden haben.

Indessen ist es ein schwerer Artikel für einen Fremden sich nach Batavischer Art einzurichten, und zu equipiren. Denn wenn ich mich auch noch so compendiös einrichte, so gehören doch wenigstens 3 bis 400 Rthlr. dazu. Ein einziger Sklave allein kömmt zum mindesten auf 120 bis 150 Rthl. zu stehen, und ohne zwey Sklaven kan man nicht wohl fertig werden. Dies Geld ist freylich nicht verloren, und man kan manchmal, wenn sie gut einschlagen, viel darauf gewinnen, inzwischen muß ich doch die erste Auslage thun. Was kostet nicht die Kleidung, welche hier viel prächtiger und kostbarer ist, wie in Europa? Einen Staatsrock, nebst Hut, Weste und Beinkleidern habe ich schon, und das kostet mir nichts. Ich muß Ihnen doch erzählen, wie ich daran gekommen bin, denn dies giebt mir Gelegenheit, Ihnen eine rechte komische Geschichte zum besten zu geben.

Vor einigen Wochen hielt, wie ich eben am Fenster war, ein Wagen vor unserm Hause stille, worin ein Mann mit einem prächtigen Kleide saß. Er fragte nach mir, und kam auf mein Zimmer. Ich empfieng ihn mit vielen Complimenten, nöthigte ihn zum sitzen, und weil ich glaubte, daß es ein Mann von großem Range sey; so fragte ich ihn, was zu seinem Befehle wäre. „O nichts antwortete er: ich „bin Dero unterthäniger Diener.„ Er war nemlich ein Deutscher. „Ich „habe eine Commission an Sie, fuhr „er fort, bey welchen Worten er eine „lange papierne Maße aus der Tasche „kriegte, ich soll ihnen die Maße zum „Kleide nehmen.„ Nun wußte ich gar nicht, ob der Kerl ein Narr wäre, oder ob er mich für einen Narren halten wolte. Wie er mir aber sagte, daß er von dem Herrn Sabandar Rynst geschickt wäre, so konnte ich das Räthsel gleich erklären, ich ließ mir daher geduldig die Maße nehmen. Nach einigen Tagen kam er wieder, und brachte mir ein blaues seidenes Kleid, mit silbernen Schleifen besetzt, eine rothe seidene Weste, gleichfalls reichlich mit silbernen Espagnen bordirt, und von demselben Zeuge ein Paar Beinkleider; ich zog es auch gleich an, und gieng damit zu dem Herrn Sabandar, um mich bey ihm zu bedanken. Er fragte mich, ob ich mit seiner Wahl zufrieden wäre. Ich konnte ihm wohl natürlicher Weise nichts anders darauf antworten, als daß ich es mir selbst nicht besser würde haben wählen können. Nun das ist mir lieb, sagte er: wenn sie mit der Zeit in glückliche Umstände kommen, so können sie mir einmal wieder ein

Präsent machen. Dies Compliment machte er mir bloß, damit ich nicht verlegen seyn sollte. Dergleichen Präsente darf man hier nicht ausschlagen, denn es ist einmal die Mode so. Ländlich, sittlich! Sie müssen aber nicht glauben, daß alle Menschen hier so freygebig sind, wie der Herr Rynst, oder daß alle Fremde hier in diesem Stück so glücklich sind wie ich. Ich kenne hier verschiedene, welche auch hiesigen reichen Leuten empfohlen waren, allein sie haben sich wenig oder gar nicht um sie bekümmert. Es scheint recht, daß der Himmel in dem Punkt recht für mich sorgt, und sollte ich das Glück erleben, in gute Umstände zu kommen, so werde ich mich dem Himmel dadurch dankbar bezeigen, daß ich wiederum andern gutes thue, besonders aber denen, welchen ich Verpflichtung schuldig bin.

Man kan die Gage hier nicht alle Monat haben, ohne beynahe die Hälfte daran zu verlieren. Es hat damit folgende Bewandniß. Von dem Tage an, da man hier kömmt, muß man fünf Jahre dienen, ehe man seine Gage complet haben kan, nemlich Gulden vor Gulden. Wenn die fünf Jahre verflossen sind, so kan man solche alle Jahr complet haben. Will ich aber außerdem meine Gage monatlich aufnehmen, so kriege ich für einen Holländischen Gulden, welcher, wie Ihnen bekannt ist, zwanzig Stüber ausmacht, nur dreyzehn Stüber und vier Pfennig. Dies ist ein grosser Verlust, und daher muß man es suchen so einzurichten, daß man die Gage fünf Jahre kan stehen lassen. Aber wovon soll man denn leben? Ein jeder Officier bekömmt außer seiner Gage noch Kostgeld und Hausmiethe, welche alle Monat promt ausgezahlt wird. Hievon allein kan zwar ein Lieutenant und Fähndrich nicht leben. Inzwischen macht es ein jeder so gut als er kan, um seine Gage die ersten fünf Jahre stehen zu lassen.

Ich bin unter der Hand gefragt worden: ob ich wohl Lust hätte, als Cornet unter den Leibdragonern von dem Herrn General-Gouverneur zu dienen. Dies ist eine sehr honorable Charge. Nachdem ich aber die Sache genau untersucht, so habe ich eingesehen, daß es vortheilhafter für mich sey, bey der Infanterie zu bleiben, und habe es daher unter dem Vorwande, daß ich niemals bey der Cavallerie gedient, von mir abgelehnt. Mein Project ist dieses: ich werde entweder suchen, in zwey, drey oder vier Jahren eine Compagnie zu erhalten, welches sehr leicht möglich ist, weil alle Jahr so viele abgehen und sterben, oder ich werde trachten als Commendant einen Posten allein zu erhalten, und das sollte mir am liebsten seyn. Es giebt hier in Indien einige Commendanten-Plätze, welche zum Theil sehr einträglich sind, bey einigen aber ist auch nicht viel bey. Um einen solchen guten Posten zu erhalten, muß man Gönner und Freunde haben, und hieran fehlt es mir nicht. Ich habe in der kurzen Zeit, da ich hier

hier bin, schon sehr viele Bekanntschaften gemacht, und ich bin in und um *Batavia* schon so bekannt, wie in und um B . . . .

Da wir beyde Soldaten sind, so muß ich Ihnen von der Einrichtung des hiesigen Militair-Etats doch auch etwas schreiben. Es liegen hier in *Batavia* nicht mehr wie zwey *Bataillons*, wovon jedes vier Compagnien, und jede Compagnie zwey hundert Mann stark ist. Bey jeder Compagnie stehet ein Capitain, ein Lieutenant und drey Fähndriche. Der Herr Obrist Frankena commandirt das erste, und der Herr Major von Colmon das zweyte Bataillon. Der Oberste Frankena, welcher vor einigen Tagen von Ceylon hieher gekommen, ist zugleich Chef von allen Truppen, welche die Holländer in Indien haben. Er ist ein guter Soldat, und hat schon in *Europa* bis zum Capitain gedient. Außerdem liegen noch zwey Compagnien Leibdragoner von Sr. Hochedelheit hier, welche der Major Müller commandirt. Die hiesige Garnison sollte also wenigstens zwey tausend Mann stark seyn. Weil aber der Tod seit einiger Zeit so viele Menschen weggeraft hat, so ist die Garnison jetzt kaum fünf hundert Mann stark, und hievon liegt wenigstens die Hälfte im Hospital, so daß ein Soldat oftmals vier bis fünf Tage hinter einander auf der Wache stehen bleiben muß. Es zieht alle Tage ein Capitain und acht Officiers auf die Wache, und da die mehrste Zeit viele Officiere krank sind, so kommen die Wachen oft herum. Der Dienst ist noch regulairer, wie ich geglaubt habe. Exerciren und maneuvriren kan man hier nicht, weil es zu heiß ist. Man hat es vor einigen Jahren einmal anfangen wollen, die Leute sind aber dabey umgefallen, und daher ist es gänzlich abgeschaft.

Die ganze Garnison, sowol an Officieren als Soldaten, besteht mehrentheils aus Deutschen, und es wird auch mehrentheils deutsch commandirt. Der Militairstand ist hier zwar nicht so sehr im Ansehen, wie in Deutschland, weil die Civilbedienten die Oberhand haben. Bey dem allen aber ist jedoch ein hiesiger Fähndrich wenigstens ein so angesehner Mann, als ein Capitain in Deutschland. Es sind auch keine junge flüchtige Leute, sondern ehrbare, bejahrte Männer, und mehrentheils gediente Officiers. Man trift hier verschiedene an, welche schon Staabsofficiers in Deutschland gewesen sind. Denn es kan, nach den Gesetzen der Ostindischen Compagnie, Niemand bey Friedenszeiten in einem höhern Pas auskommen als wie Commandeur über die Soldaten, und wann er auch Obrister gewesen ist. Und nach den hiesigen Gesetzen kan kein Commandeur im Anfange anders placirt werden, als wie Fähndrich. In Kriegeszeiten leidet es eine Ausnahme. Vom Fähndrich zum Capitain kan man aber geschwind avanciren, wenn man gute Recommendationen hat, und eine officiermäßige Conduite führt.

Was macht man sich in Europa für wunderliche und unrichtige Begriffe von Ostindien! Man glaubt, und ich habe es selbst geglaubt, daß hier eine wilde und rüde Lebensart sey. Man schließt es hauptsächlich daraus, weil so viele schlechte Menschen hieher gehen, die in Europa nicht haben bleiben können. Das ist freylich wohl wahr, es kommen aber auch viele brave und rechtschaffene Männer, ja ganze Familien hier, welche theils in Europa nicht haben subsistiren können, theils wegen Unglücksfälle, theils auch um ein ansehnliches Glück zu machen, diesen Weg gehen. Die Personen, welche nur allein auf unserm Schiffe gewesen, beweisen dieses schon zur Gnüge. Der Herr Pastor **Vermeer** ist nicht allein ein rechtschaffener, sondern auch ein sehr gelehrter Mann. Was hat ihn bewogen, nach Ostindien zu gehen? weil er in Europa bey aller seiner Geschicklichkeit mit seiner ganzen Familie hätte verhungern müssen, da er hier schon in einem verguldeten Wagen fährt. Denn er findet ganz ausserordentlichen Beyfall und bekömmt daher viele wichtige Präsente. Weil der Herr *van der Parra* sowohl, wie seine Frau Gemahlin, sehr devot sind, so ist hier die Geistlichkeit sehr im Ansehen, und sie hat auch einen großen Rang. Wie der Herr Pastor **Vermeer** zum erstenmal gepredigt hatte, so kriegte er gleich den folgenden Tag von dem Herrn General-Gouverneur einen verguldeten Wagen nebst zwey Spann Pferden, und einen Kutscher zum Präsent. Außerdem wurden ihm noch von einigen Räthen von **Indien** und andern angesehenen Männern ansehnliche Geschenke gemacht. Außer dieser Familie war auf unserm Schiffe noch ein junger Passagier, dessen Vater Staaten-General und Bürgermeister zu Utrecht ist. Er wird hieher geschickt um ein beträchtliches Glück zu machen, welches ihm nicht fehlen kan, wenn er am Leben bleibt, und dann fährt er wieder nach Hause. Nächstdem fuhr noch ein Passagier mit von einer ansehnlichen Familie in Holland, und die Mademoiselle **Laurensoon**, welche schon verschiedene Körbe in **Batavia** ausgetheilt hat. Kurz, man findet hier viele hübsche und rechtschaffene Personen, und ein Mensch von einer guten Aufführung kan hier allemal sehr gut zurecht kommen, dahingegen ein schlechter Mensch niemals. Und ich habe noch keinen Ort in der Welt gesehen, wo auf die Conduite so viel gehalten wird wie hier in Batavia.

Es ist zeither eine sehr unangenehme Witterung gewesen. Seit vier Wochen ist kein Tag verstrichen, wo es nicht geregnet hat, und seit vierzehn-Tagen regnet es nun schon unaufhörlich. Die Regenschauer sind hier nicht so, wie bey Ihnen zu Lande. Das, was man dort den größten Platzregen nennt, ist hier noch nichts. Ich habe im Anfange einigemal geglaubt, daß es Wolkenbrüche wären. Man kan vor Wasser oftmals gar nicht aus dem Hause kommen,

men, und wenn es nicht gleich wieder ablaufen könnte, wozu alle Anstalten gemacht sind, so würde man in Batavia oftmals nicht ohne kleine Fahrzeuge zu einander kommen können; ich werde des Nachts durch das entsetzliche Geräusch, welches der Regen verursacht, oftmals im Schlafe gestöhrt, da ich doch sonst sehr hart schlafe. Ihre Wintermonate sind hier unsere Regenmonate, und wenn es bey Ihnen Sommer ist, so haben wir fast beständig gutes Wetter. Dann regnet es oftmals in vier bis sechs Wochen gar nicht, sondern es ist immer helles Wetter und Sonnenschein. Dann ist es aber auch zu Zeiten so heiß, daß die Erde von einander berstet, und dies zieht gemeiniglich viele Krankheiten nach sich. Das Blitzen und Donnern wird man hier so gewohnt, daß man gar kein arges daraus hat, und wenn auch das Gewitter über der Stadt ist. Vom Erdbeben wird man hier zu Zeiten incommodirt. So lange ich hier bin, hat man noch nichts davon verspürt. Vor ungefähr drey Jahren aber soll es so stark gewesen seyn, daß niemand hat gehen und stehen können. Die Einwohner haben wollen nach der Reede auf die Schiffe flüchten, allein sie haben nicht dahin kommen können. Batavia liegt, wie bekannt ist, auf einer Insel, auf welcher verschiedene feuerspeiende Berge sind, und daher hat es wohl seine natürlichen physicalischen Ursachen, daß hier zu Zeiten Erdbeben entstehen.

Ich beharre rc.

Batavia, * * *
den 31ten Dec. 1771.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

# Wie man die Hühnereyer lange erhalten kan.

Man hat bisher allerhand Mittel angewand, die Hühnereyer von der Zeit an, da man sie häufig hat, bis auf den Winter, da sie rarer sind, gut und brauchbar zu erhalten. Allein diese Mittel sind theils unanwendbar, theils mit vielen Kosten verknüpft, theils beschwerlich und theils unzureichend.

Gewöhnlich pflegt man die Eyer, um sie lange gut zu erhalten, in Strohheckfel, in Kaff oder Spreu, oder auch in Malz zu packen; aber in Strohheckfel werden sie mulstrig, in der Spreu ist es ihnen zu heiß, und im Malze halten sie sich auch nicht gar lange.

Folgende Methode ist die sicherste, und in der Anwendung von vielen für die beste befunden worden.

Man packt die Eyer weder in Strohheckfel, Spreu, noch sonst etwas ein, sondern legt sie bloß in Körbe ein über das andere, und setzt sie sodann in einen kühlen Keller, damit ihnen die Sonnenhitze nicht schade.

Alle

Alle acht oder vierzehn Tage nimt man die Eyer heraus, und legt sie, ohne alles schütteln, aufs neue wieder hinein; sieht aber insonderheit dahin, daß sie nicht wieder auf dieselbe, sondern auf eine andere Seite zu liegen kommen.

Auf diese Weise kan man es zwar nicht gänzlich verhindern, daß nicht zuweilen das eine oder andere Ey verdirbt, aber die meisten werden doch gut und brauchbar erhalten.

Die Henne scheint uns diese Methode selbst lehren zu wollen. Sie legt die Eyer, wenn sie solche ausbrüten will, täglich mit ihrem Schnabel um. Dies geschiehet aber wohl nicht darum, daß die Eyer allenthalben gleiche Wärme haben sollen; denn diese haben sie ohnedem schon; sondern vielmehr aus der Ursache, damit sie, durch das beständige Liegen auf einer Seite, nicht faul werden mögen. Und ich glaube, wenn man sich die Mühe nehmen wolte, die Eyer im Neste zu zeichnen, so würde man finden, daß die nicht fleißig gekehrten Eyer faul geworden sind.

Auch soll man durch folgende Methode die Eyer eine lange Zeit conserviren können. Man schüttet etwas Büchenasche in eine kleine Tonne; setzt darauf eine Lage Eyer hinein, also, daß die Spitzen derselben oben stehen. Darauf schüttet man Asche überher, legt denn wieder Eyer hinein, und so fort, bis die Tonne voll ist.

---

## Antwort auf die im 5ten Stück des Hannöverischen Magazins d. J. gethane Anfrage: Ueber den Canadischen Zuckerbaum.

Dies sind die Amerikanischen Bäume, aus deren Saft Zucker gesotten wird:

1) Acer saccharinum, der Zuckerahorn.

2) Acer rubrum, der rothblühende Nordamerikanische Ahorn.

3) Acer negundo, der Virginische eschenblättrige Ahorn.

4) Betula lenta, die Canadische Birke.

Der Saft von dem ersten giebt den mehrsten Zucker, und wahrscheinlicher Weise ist es der Baum, den der Correspondent aus Canada, im 23ten Heft des Schlözerschen Briefwechsels, Erable nennt. Diesen eben nicht schnell wachsenden Ahorn in Menge hier anzupflanzen, mögte jedoch der Mühe nicht lohnen. Unser gemeine Ahorn, Acer pseudoplatanus, und noch besser die Lenne, Acer platanoides, die beyde geschwind wachsen, und sich häufig in unsern Wäldern finden, können eben so, wie der Zuckerahorn, benutzt werden. Gleditsch in seiner Einleitung zur Forstwissenschaft im 1ten Bande Seite 296 und 297 will aber diese Forstnutzung nicht empfehlen.

Wegen der vorhin genannten Amerikanischen Zuckerbäume verweise ich die Leser des Magazins auf des Hrn. Hofarzts Du Roi Harbkesche wilde Baumzucht, im 1ten Theil.

Hannover. J. Ch. Bock.

# Hannoverisches Magazin.

12tes Stück.

Freytag, den 11ten Februar 1780.

## Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

### Vierter Brief.

Theurester Freund!

Der erste Januar wird hier eben so feyerlich, und mit noch mehrern Ceremonien celebrirt, wie bey Ihnen. Wie der Herr General-Gouverneur nach 10 Uhr aus der Kirche kam, erhob er sich auf das Schloß, allwo sich alle Stände und Collegia versammelt hatten, um ihm zu gratuliren. Der Schloßplatz, welcher vollkommen dreymal so groß ist, wie der in Braunschweig, war so voll von Kutschen, daß man Mühe hatte, durchzukommen. Es kamen auch verschiedene inländische Könige und Prinzen, um ihre Glückwünsche abzustatten; sie sahen zum Theil scheußlich und comisch aus. Ueber einen jungen Prinzen habe ich recht herzlich lachen müssen. Dieser kam zu Pferde, in einem sehr comischen Aufzuge. Er war zwar auf orientalische Art sehr prächtig gekleidet, hatte aber keine Strümpfe an, sondern ritt mit bloßen Beinen und Pantoffeln. Er hatte, außer einer kleinen Escorte zu Pferde, ein zahlreiches Gefolge von Sklaven bey sich, die zu Fuße beyher liefen; einige davon hielten große mächtige Schirme über ihn, und einige wehrten ihm die Fliegen ab. Ein jeder Stand oder Collegium kam besonders vor, um seine Glückwünsche anzubringen. Nachdem die inländischen Könige und Fürsten damit fertig waren, kamen die Räthe von Indien, oder die sogenannten Edlen Herren, nebst den zwey Secretairs von der hohen Regierung, darauf die Justizräthe, und so ferner. Wie wir vorkamen, führte der Chef in unsrer aller Namen das Wort. Der Herr General-Gouverneur hielt darauf eine kleine, aber recht artige Anrede an uns, bezeugte seine Zufriedenheit, und versicherte uns, so viel wie möglich für unser Avancement zu sorgen. Wie dies geschehen, ließ er sich ein Glas Wein geben, und trank unsere Gesundheit. Darauf wurde uns allen auch ein Glas Wein gereicht, welches auf das Wohl Sr. Hochedelheit ausgeleert wur-

wurde, und damit nahmen wir unsern Abtrit. Es war für einen, der es noch nicht gesehen, wohl der Mühe werth, alle diese Ceremonien anzusehen.

A propos! den 7ten vorigen Monats habe ich zum erstenmale eine der hiesigen Logen besucht. Es sind deren zwey allhier in **Batavia**. Diejenige, welche ich besucht, führte ehedem den Namen *La Choisie*. Seit einen Jahre aber ist sie umgetauft, und heißt nunmehro *La fidele Sincerité*. Der Meister vom Stuhl ist ein gewisser Justizrath von **Gehren**. Hiedurch habe ich Gelegenheit gehabt, verschiedene Bekantschaften zu machen, die mir sehr angenehm sind. Der Herr von **Gehren** ist zwar ein Indianer, aber von europäischen Eltern gebohren, und hat in Europa studirt. Er giebt sich viele Mühe, und wendet viele Kosten an, um unsern S. E. Orden immer mehr in Aufnahme zu bringen. Er ist noch ein junger und sehr geselliger Mann, ich bin oft bey ihm auf seinem Gute, allwo er die mehrste Zeit wohnt. Er so wohl, wie seine Gemahlin, eine gebohrne Holländerin, sind Liebhaber von der Musik, und ich habe bey ihnen manche vergnügte Stunde. Weil es in **Batavia** so ungesund ist, um **Batavia** aber nicht, so wohnen fast alle reiche Leute außer der Stadt, und kommen nur, wenn sie was zu thun haben, herein. Man siehet auch um **Batavia**, die Seite ausgenommen, wo es an die See gränzet, nichts wie die herrlichsten Gärten. Weil es sehr gesund ist, daß man zu Zeiten die Landluft genießt, so schlafe ich sehr oft bald bey diesem, bald bey jenem außer der Stadt. Man ist allemal sehr willkommen, und man thut den Leuten selbst einen großen Gefallen dadurch, weil es ihnen oftmals an Gesellschaft fehlt.

Nun muß ich Sie doch auch mit einigen hiesigen Officiers bekannt machen, mit welchen ich einen sehr freundschaftlichen und familiairen Umgang habe.

Herr **Ernst**, ein Schweizer von Geburt, und Lieutenant bey der Garde von Sr. Hochedelheit, verdient mit Recht, daß ich ihn zuerst nenne. Er ist ein rechter solider Officier, der allen Potentaten in Europa Ehre machen würde, aber auch ein eben so würdiger Freund. Er hat sich gleich im Anfange meiner sehr angenommen, und giebt mir manchen freundschaftlichen Rath. Wenn ich spatzieren reiten will, so sind seine Pferde allemal zu meinem Dienste. Ich hatte von einem Lieutenant von dem **Cap** ein Compliment an ihn zu machen. Hiedurch bin ich mit ihm bekannt geworden. Der Herr Baron von **Sausenthal**, Fähndrich und Adjutant bey den zweyten Bataillon, welchen ich auch unter meine speciellen Freunde zähle, ist ein Brandenburger von Geburt. Er wohnt mit dem Lieutenant **Ernst** in einem Hause, welches sie zusammen gemiethet. Auf solche Art sind fast alle Officiers hier eingerichtet, die nicht verheyrathet sind, zwey und zwey miethen sich ein ganzes Haus, und füh-

führen ihre Menage zusammen. Der Herr von Sausenthal hat seit seinem funfzehnten Jahre unter den Franzosen gedient, und den ganzen leztern Krieg mitgemacht. Man kan es ihm wohl ansehen, daß er eine gute Erziehung gehabt haben müsse. Er so wohl wie der Herr Lieutenant **Ernst**, sind beyde ohngefähr von meinen Jahren. Sausenthal ist Maurer, und vertrit die Stelle des fürchterlichen Bruders, wovon er sich sehr gut acquitirt.

Der Capitain M..., ein H..., ist gleichfalls einer von meinen intimen Freunden. Es ist eine ehrliche Seele.

Der Herr Fähndrich **Ries**, eines geheimen Raths Sohn aus Cassel, ein sehr freundschaftlicher Mann, ist auch einer von denen, mit welchen ich sehr speciel umgehe.

Nun muß ich Sie aber noch einen kennen lehren, mit welchem ich auch vielen Umgang habe, und das ist der Herr Fähndrich von F..., ein Curländer von Geburt, und ein Mann beynahe von funfzig Jahren. Er ist der größte Avantürier, den ich in meinem Leben gekannt habe. Er ist so häßlich wie die Erbsünde, aber in Gesellschaften so angenehm, daß er überall sehr wohl gelitten ist. Diejenigen, welche Voltairen gesehen haben, sagen, daß er ihm so ähnlich sehe, wie ein Ey dem andern, wir nennen ihn daher aus Scherz Voltaire den Zweyten. Sein ganzer Körper vom Kopfe bis zu Fuße ist durch tausend Wunden so zerfezt, daß er nicht anders aussieht, als wenn er aus lauter Flicken zusammengesezt wäre. Er ist ein Mann von einem außerordentlichen Genie, insonderheit ein sehr witziger Kopf, und besizt viele Geschicklichkeit. Er ist gelehrter wie mancher Professor, dabey spricht er nicht mehr wie neun Sprachen. Er hat bey den Russen bis zum Capitain gedient, darauf ist er Major in Preussischen Diensten geworden. Wie der Krieg zu Ende war, sezt ihn der König, weil er Major vom Corps und bey keinem Regimente angewiesen war, in Pension. Dies steht ihm nicht an, sondern er nimt seinen Abschied, und reiset in Europa so lange herum, bis er kein Geld mehr hat. Darauf engagirt er sich bey der Holländisch-Westindischen Compagnie, und geht als Fähndrich nach Amerika. Hier gefällt es ihm auch nicht, sondern er kehrt wieder nach Amsterdam zurück, und geht darauf als Cadet nach Ceylon. Von da kömt er vor zehn Monaten hieher nach **Batavia**, und wird hier wiederum Fähndrich. Er ist ein rechter Philosoph. Es gilt ihm gleich viel, ob er General oder Fähndrich, reich oder arm ist. Er ist auch Maurer, und versieht, mit vielem Beyfalle das Amt des Redners.

Wenn ich mit allem hier in **Batavia** zufrieden bin, so bin ich es doch nicht wegen der schlechten Bedienung, die man von den Sklaven hat. Wie viele Sorgen hat man deshalb, und wie viele Gefahr läuft man dabey! Wer Unglück mit Sklaven hat, kan



sehr

sehr dadurch zurückkommen. Ich kan keinen mittelmäßigen Sklaven unter 150 bis 200 Rthlr. kaufen. Stirbt er, so ist das Geld verlohren, und wenn ich auch zwanzig gute Sklaven habe, so bin ich doch noch nicht so gut bedient, als von einem guten europäischen Bedienten. Das unangenehmste ist noch dieses, daß sie nicht anders, als mit Schlägen, wollen tractirt seyn. Ich habe noch keinen eigenen, sondern einen aus dem Hause, worin ich wohne: je mehr Gutes ich ihm thue, desto schlechter wartet er mir auf, und je mehr ich ihn prügle, desto besser bedient er mich. Und was ist das für eine Last! Bey allen dem muß man doch sehr vorsichtig mit den Sklaven umgehen, sonst wagt man, auf eine meuchelmörderische Art ermordet zu werden, wovon man hier viele Exempel hat. Hiezu sind hauptsächlich die Bucconesen und Macassaren aufgelegt. Dies sind die besten Sklaven, wenn sie einschlagen, und wenn man mit ihnen umzugehen weiß, aber es sind auch die gefährlichsten. Man kan sie bis auf den Tod prügeln, wenn sie es verdient haben, und sie leiden es gerne; man gebe ihnen aber einen Schlag, wenn sie unschuldig sind, so läuft man Gefahr, ermordet zu werden. Das beste dabey ist noch dieses, daß man es ihnen die mehrste Zeit ansehen kan, wenn sie was im Schilde führen. Wenn ein Sklave in den Bart murmelt, wenn sein Herr ihm was befiehlt, oder hinter seinem Rükken drohende Gesichter macht, dann ist es die höchste Zeit, ihn abzuschaffen, und sollte man ihn auch verschenken.

Noch vor wenigen Tagen haben wir ein trauriges Exempel hievon gehabt. Ein hiesiger Lieutenant wird von seinem guten Freunde gewarnet, seinen Sklaven abzuschaffen, weil er gesehen, daß er ihm hinter dem Rücken allerley Gesichter zugemacht. Der Lieutenant kehrt sich aber nicht daran, sondern peitscht ihn darüber auf eine entsetzliche Art. Zwey Tage darnach ward er des Nachts im Bette ermordet. Wenn ein Bucconese erst einmal einen Groll auf Jemanden hat, so ruhet er nicht eher, als bis er Rache ausgeübt hat, ohngeachtet er weiß, daß er nicht entwischen kan, sondern daß er auf die grausamste Art hingerichtet wird. Man sieht hier oftmals die entsetzlichsten Executionen, welche an den Sklaven, und besonders an solchen, welche dergleichen Mordthaten ausgeübt, vollzogen werden. Das Rädern und Spießen sind die gewöhnlichen Strafen. Sie stecken manchmal drey bis vier Tage am Spieße, ehe sie sterben. Das wundersamste hiebey ist noch dieses: Wenn man einen Sklaven prügelt, so winselt er, und krümmt sich wie ein Wurm; unter den entsetzlichsten Martern des Todes aber sind die mehresten sehr standhaft und gelassen. Ich habe einen am Spieße stecken sehen, welcher die erschrecklichsten Qualen mit einer recht stoischen Unempfindlichkeit ertrug; ich bin darüber erstaunt.

Den 11ten Januar bin ich wieder

zu

zu Grabe gefolget, und das ist seit der kurzen Zeit, da ich in Batavia bin, schon das fünftemal. Einmal bey einem hiesigen Lieutenant, das zweytemal bey der Mademoiselle Vermeer, und drey mal als Blutsfreund. Dies muß ich Ihnen erklären. Da die wenigsten Europäer hier Anverwandte haben, so werden in diesem Falle allezeit die nächsten Nachbaren, als Blutsfreunde zum Begräbniß gebeten. Nun hat es sich gefügt, daß meinem Wirthe ein Kind abgestorben, und meine Nachbarn rechts und links gleichfalls mit Tode abgegangen sind; daher bin ich schon dreymal als Blutsfreund zu Grabe gegangen. Ländlich, sittlich! So wie man hier überhaupt die Pracht liebt, so läßt man solche auch insonderheit bey den Beerdigungen sehen. Die Officiers werden hier allezeit öffentlich bey Tage, und zwar auf dieselbe Art und mit denselben Honneurs wie in Deutschland, jedoch auf dem Kirchhofe in der Stadt begraben, auch werden drey Salven gegeben.

Der Aufwand, welchen man hier bey den Hochzeiten macht, ist ganz entsetzlich, und die Pracht außerordentlich. Der Mademoiselle Laurensoon kostet ihre Hochzeit, auf welche ich gebeten war, nebst der Kleidung und Juwelen, beynahe ihr ganzes Vermögen von 30000 Gulden. Ihr Mann, ein gebohrner Hamburger, und Unterkaufmann, hat aber auch eine Bedienung, wo er solches in zwey bis drey Jahren wieder gewinnen kan. Er hat den Rang mit einem Fähndrich, aber weit mehr Einkünfte, als ein Capitain, der eine Compagnie hat. Man hat hier eine ganz andere Rangordnung wie in Europa. Erstlich kömmt der Herr General-Gouverneur und die hohe Regierung, das sind die Räthe von Indien, und die beyden Secretairs. Nächstdem sind alle Personen von Distinction in drey Classen eingetheilt. In die erste Classe zählt man die Oberkaufleute. Hierzu gehört der Chef und alle Staabsofficiers, imgleichen die Capitains; ferner die Justizräthe, Prediger rc. Die zweyte Classe machen die Kaufleute aus. Hierunter rechnet man die promovirten Doctors, die Lieutenants rc. Und in die dritte Classe gehören die Unterkaufleute, Fähndrichs und was damit den Rang hat, und das sind hier schon sehr angesehene Personen. Das Wort Kaufmann bedeutet hier nicht das, was es bey Ihnen bedeutet, sondern es ist ein Ehrentitel. Was man bey Ihnen Kaufmann nennt, nennt man hier Negotiant.

Der Krieg auf Java ist noch nicht zu Ende, und es wird, aller Wahrscheinlichkeit nach, noch ein Commando von hier dahin geschickt werden, wenn Schiffe aus Europa kommen, welche Rekrutentransporte mitbringen. Wann dieses ist, so werde ich suchen mitzukommen, und ich zweifle auch nicht, daß ich in meinem Gesuch reüsiren werde. Es ist zwar hier zu Lande sehr beschwerlich und fatigant Krieg zu führen; theils weil das Clima so heiß ist, theils, weil so oft an Lebens-

mitteln ein Mangel ist, indem wegen des coupirten und gebürgichten Terrains die Lebensmittel nicht können nachgefahren werden, sondern es wird alles durch Sklaven nachgetragen. Es sterben mehr Soldaten durch Fatiguen, und wegen Mangel der Lebensmittel, als vor dem Feinde. Alles dieses soll mich inzwischen nicht abschrecken, denn es steht was ansehnliches dabey zu gewinnen, wenn man glücklich ist. Wenn es mir nur einmal gelingen möchte, einen solchen inländischen König oder Fürsten, die sich als Rebellen aufgeworfen haben, gefangen zu kriegen, dann wollte ich bald reich werden. Mein Principium ist noch allezeit: aut Cæsar, aut nihil. Wenigstens werde ich keine Gelegenheit vorbeygehen lassen, um mein Glück zu machen suchen.

Einer meiner guten Freunde, der Herr Fähndrich Ries, ist vor einigen Tagen Commendant von der sogenannten Prinzen-Wache geworden. Eine halbe Stunde von **Batavia** wird ein Bruder von dem Kaiser von **Candia**, welcher mit List gefangen genommen, als ein Staatsgefangener bewahrt, und es hat ein Officier mit 36 Mann die Wache bey ihm, ob schon Se. schwarzbraune Hoheit glauben, daß es geschehe, um ihm Honneurs zu machen. Man läßt ihn auch gerne bey seinem Glauben. Er schreibt sich, unter andern vielen Titeln, die er sich giebt: Herr über Sonne, Mond und Sterne, vom Aufgang der Sonne bis zum Untergange, und Fähndrich vom großen Mogul. Was muß doch der große Mogul für eine entsetzlich große Creatur seyn, da ein kaiserlicher Prinz, und Herr über Sonne, Mond und Sterne, sich eine Ehre daraus macht, nur Fähndrich in seinen Diensten zu seyn.

Ich habe die hohe Gnade gehabt, Ihro kaiserlichen Hoheit die Cour zu machen. Der Herr Commendant hat mich bey ihm vorgestellt. Wie scheußlich sahen Se. Hoheit aus. Seine Gemahlin, oder vielmehr seine erste Favoritin, war auch mit zugegen. Sie trug den Ring an der Nase, da ihn andere am Finger tragen. Es ist Schade, daß ich mit beyden nicht sprechen konnte, weil ich die Sprache nicht verstehe. Das wenige, was ich mit ihnen gesprochen, geschahe durch einen Dolmetscher, welchen er allezeit um sich hat. Der Herr Ries hat diesen Posten bloß dadurch gekriegt, weil er ehedem auf **Ceylon** gewesen, und der Sprache vollkommen mächtig ist. Diese Commendantenschaft ist aber nicht eine der einträglichsten, denn er hat jährlich nicht mehr wie etwa 1500 Gulden, und das will hier in Indien nicht viel sagen.

Ich verbleibe rc.

**Batavia,**

den 31ten Jenner 1772.

* * *

Fünfter

## Fünfter Brief.

Bester Freund.

Noch hat mich der Himmel in dem ungesunden *Batavia* bis hieher gesund erhalten, da ich schon so viele Menschen um und neben mir, wie die Fliegen, habe umfallen sehen. Von dem ganzen Soldatentransport unsers Schiffs, welcher 159 Mann stark war, da wir vom Texel in die See stachen, sind höchstens 15 Mann noch am Leben. Der Ober- und Untersteuermann, welche mit uns angekommen, und von welchen ich geglaubt, daß sie mich zehenmal überleben würden, sind beyde im Batavia gestorben. Der Prediger, welcher nun schon zwey Töchter in Batavia begraben lassen, liegt jetzt mit seiner Frau gefährlich krank. Der Doctor von unserm Schiffe, ist, wie ich Ihnen schon gemeldet, bey *Lissabon* gestorben. Es ist also von den so genannten Officiers von unserm Schiffe keiner mehr gesund wie der alte Trunnion und ich. Trunnion ist aber schon vor vier Monaten wieder nach Europa gesegelt. Sollte einem hiebey nicht bange werden? Bey dem allen habe ich den besten Muth, und es fällt mir gar nicht ein, krank zu werden. So bald sich aber eine Gelegenheit findet, daß ich von Batavia wegkommen kan, werde ich sie ergreifen. Denn wird man einmal krank, so gehen Monate, ja manchmal Jahre darauf hin, ehe man recht wieder gesund werden kan, und das ist schlimmer wie der Tod selbst. Es giebt hier verschiedene Officiers, die Krankheitshalber in zwey bis drey Jahren keine Dienste haben thun können. So sehr man auch darauf bedacht ist, diesem Unheil abzuhelfen, so kan doch Niemand die wahre Ursach ergründen, warum Batavia seit einigen Jahren ein so ungesunder Platz ist, da er es doch vor diesem nicht gewesen. Der daraus entstehende Mangel von Matrosen ist Schuld daran, daß im vorigen Monate anstatt zwey oder drey Schiffe nur eines nach Europa gegangen ist, und da ordentlicher Weise im April noch eines wegzugehen pflegt, welches das Nachschiff genannt wird, so wird dieses Jahr wegen Mangel am Volke vermuthlich gar keines im April weggesandt werden können.

Noch bin ich nicht placirt, weil noch kein Avancement vorgefallen ist. Unser Chef, der Herr Obriste *Frankena*, versicherte mich aber gestern, daß es in den ersten Tagen vor sich gehen würde. Ich verlange auch nun sehr darnach, denn ich habe mich lange genug ausgeruhet.

Den 7ten März hat mich der Herr Obriste rufen lassen, und mir angekündiget, daß ich Morgen allen Räthen von Indien die Visite machen, und mich ihrer Protection empfehlen müßte, weil der Herr General-Gouverneur bey der ersten Geheimenrathsversammlung ein Avancement im Militair vornehmen würde. Um dieses zu verstehen, muß ich Ihnen so kurz wie möglich einen Begrif von der hiesigen Regierungsform machen. Es giebt

giebt hier in Batavia verschiedene Collegia, wovon das höchste die hohe Batavische Regierung genannt wird. Hierin werden alle Sachen von Wichtigkeit, welche die Ostindische Compagnie angehen, abgehandelt.

Diese sogenannte hohe Regierung, besteht erstlich aus dem Herrn General-Gouverneur, nächstdem dem General-Directeur, welcher der erste Rath von Indien ist, ferner noch sieben Räthen von Indien, und zweyen Secretairs. Letztere aber haben keinen Sitz und Stimme, sie sind gleichwohl in großem Ansehen, und folgen in der Rangordnung immediate auf die Räthe von Indien. Diese zusammengenommen machen die hohe Regierung aus, und kommen ordentlicher Weise alle Woche zweymal in dem Casteel auf Batavia zusammen, nemlich Dienstags und Freytags. Ob nun gleich der Herr General-Gouverneur hier so zu sagen souverain ist, und thun kan, was er will, so nimt er doch keine Sache von einiger Wichtigkeit vor, und vergiebt keine Bedienung, ohne es erst in dieser Versammlung vorzutragen. Das Militaire geht ihn eigentlich ganz allein an, denn er ist Generalissimus von allen Truppen, welche die Ostindische Compagnie hier in Indien hat, dem ohngeachtet nimt er kein Avancement vor, ohne es erst in der Geheimenrathsversammlung vorzutragen. Weil nun hier alles sehr nach dem Ceremoniel geht, so müssen diejenigen, welche eine Bedienung haben sollen, erst bey der ganzen hohen Regierung, oder welches einerley ist, bey allen Räthen von Indien die Cour machen, und sie um ihre Protection ersuchen. Man nennt es hier die Ronde machen. Es ist eigentlich nichts als ein Compliment, welches man den Herren macht, denn derjenige, welcher avertirt wird, die Ronde zu machen, ist so gewiß versichert, daß er reüssirt, wie zweymal zwey viere ist.

Am folgenden Tage habe ich also allen Räthen von Indien die Cour gemacht, und sie versicherten mich alle, daß sie mir nicht entgegen seyn würden. Das wußte ich vorher. Wenn man hier zu einem Rath von Indien kömmt, das ist eben so, als wenn man in Europa zu einem Fürsten kommt, und sie genießen hier auch fürstliche Ehrenbezeugungen. Ich habe mich über die Pracht verwundert, welche in ihren Häusern, oder vielmehr in ihren Pallästen herrscht. Da übermorgen Geheimerrath gehalten wird, so weiß ich nun gewiß, daß ich übermorgen placirt werde.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Hannoverisches Magazin.

13tes Stück.

Montag, den 14ten Februar 1780.


## Schluß der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

Den 10ten Merz des Mittags um 12 Uhr, da der Geheimerath zu Ende war, kam ein Hellebardier von Sr. Hochedelheit zu mir, und brachte mir, wie es hier gebräuchlich ist, die Nachricht, daß ich Fähndrich auf Batavia geworden sey, er wünschte mir dabey für vier Ducaten, welche ich ihm in die Hand drückte, tausend Glück und Seegen. Sie werden sich vielleicht wundern, daß ich nur Fähndrich geworden bin, allein ich habe Ihnen schon geschrieben, daß nach den hiesigen Gesetzen bey Friedenszeiten Niemand, und wenn er auch in Europa Obrister gewesen, und mit den größten Rekommendationen versehen ist, einen höhern Platz vorerst bekommen kan. Es hat auch hier mit einem Fähndrich eine ganz andere Bewandniß wie in Europa. Es werden hier keine junge Leute dazu genommen, sondern Personen, die entweder in Europa schon als Officiers gedient haben, oder solche, welche hier im Lande schon lange gedient, und sich wohl gehalten haben; jedoch ist die Anzahl der erstern weit größer, und sie haben auch allezeit vor den letztern den Vorzug. Daher kommt es, daß man hier wenige Officiers sieht, die nicht schon etwas bey Jahren sind. Man sieht hier mehr Fähndrichs von dreyßig bis vierzig, als von zwanzig bis dreyßig Jahren. Mit mir ist heute nebst verschiedenen andern auch ein gewisser Herr von U..., welcher schon einige Jahre unter dem berühmten Paoli in Corsica gedient hat, Fähndrich geworden. Hier habe ich monatlich ein und vierzig Rthlr. und einige Stüber. Meine Gage beträgt nemlich monatlich vierzig Holländische Gulden, nächstdem bekomme ich für Kostgeld 11 Gulden und 18 Stüber, ferner für Hausmiethe jährlich zwey hundert Gulden, und endlich für Morgenwein monatlich drey Gulden. Dies macht alles in allem ein und vierzig Reichsthaler und vier Stüber des Monats. Heute habe ich wieder so-

wohl dem Herrn General-Gouverneur, als auch den sämtlichen Räthen von Indien die Visite gemacht, um ihnen meinen Dank abzustatten.

Seit einigen Tagen bin ich damit beschäftigt gewesen, theils mich in Montirung zu setzen, theils meine Haushaltung zu reguliren. Nichts ist hier im Anfange mühsamer und kostbarer, als sich einzurichten. Man kan hier keine Zimmer und Etagen miethen, wie in **Europa**, sondern man ist genöthiget, gleich ein ganzes Haus zu häuren. Denn die Vornehmen sind hier viel zu stolz, um Jemanden für Geld bey sich einzunehmen; die vom mitlern Stande sind, wo nicht auch zu stolz, doch zu reich dazu, und bey geringen Leuten darf man nicht logiren, wenn man sich nicht der Verachtung aussetzen will. Es ist auch kein Officier in **Batavia**, der nicht entweder allein oder mit einem andern zusammen ein Haus hat.

Unsere Uniform ist blaues Laken mit rothen Aufschlägen und Rabatten mit silbernen Schleifen besetzt, ingleichen einem silbernen Achselbande. Die Weste ist von rothem Laken, reichlich mit silbernen Tressen besetzt, und die Beinkleider sind gleichfalls von rothem Laken. Im Dienste trägt man auch einen silbernen Ringkragen, und die Escarpe über die Schulter. Die Unterhaltung der Kleider und der Wäsche ist hier für einen Officier die größte Ausgabe.

Den 18[ten] Merz habe ich meine erste Wache gethan, es sind aber die Wachen hier gar nicht ermüdend. Die größte Last, welche man hat, ist diese, daß man von des Morgens um 6 bis Mittags um 12 Uhr in Kleidern, Escarpe und Ringkragen seyn muß; von 12 bis 4 Uhr Nachmittags aber kan man sich ganz und gar auskleiden, und seine Nachmittagsruhe so gut halten, wie zu Hause. Denn unter dieser Zeit wird für Niemanden ins Gewehr gegangen, um die Leute wegen der großen Sonnenhitze nicht zu fatiguiren; auch werden so lange die Gewehre aufgenommen. Man sieht aber auch von 12 bis 4 Uhr Nachmittags fast Niemanden auf der Gasse, als Chinesen, Sklaven und etwa einige Matrosen. Des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr zu schlafen, bin ich nun schon so gewohnt, wie das Schlafen bey Nacht. Das schlimmste hier zu Lande ist dieses, daß man durch eine gewisse Art Insekten, die man **Muschiten** nennt, so sehr in der Ruhe gestöhrt wird. Es ist eine Sorte Fliegen mit einem Stachel. Wenn sie einen stechen, so thut es nicht allein weh, sondern es läuft auch allemal dick auf. Ich habe manchmal so fest geschlafen, daß ich nichts davon gefühlt habe, wenn ich aber aufgewacht bin, so habe ich lauter Beulen im Gesichte und auf meinem ganzen Körper gehabt, die sich aber bald wieder verziehen. Die mehrsten lassen sich deshalb entweder durch Sklaven oder auch wohl durch Mädchen die **Muschiten** vom Leibe abwehen.

Den 22[ten] Merz hab ich schon wieder

der die Wache gehabt; denn weil auf Batavia die mehrste Zeit viele Officiers krank sind, so kommen die Wachen oft herum. Dieses mal habe ich die Zeit viel stiller zugebracht, wie bey meiner ersten Wache. Ich habe mich insonderheit damit amüsirt, daß ich einen Mann nach dem andern zu mir kommen ließ, welche mir ihren Lebenslauf erzählen mußten. Wenn man diese Leute anhört, so ist es so gut, als wenn man einen lebendigen Roman liest. Es war ein Corporal mit darunter, welcher Lieutenant unter den Preußischen schwarzen Husaren gewesen ist. Man trift hier unter den Unterofficiers, ja selbst unter den Gemeinen viele an, welche in Europa Officiers gewesen sind.

Den 27ten Merz habe ich meine dritte, aber auch zugleich meine letzte Wache auf Batavia gethan. Wie? meine letzte? ja, mein Lieber! Ich bin einen Pas avancirt, meine Einkünfte haben sich vergrößert, und ich komme an einen Ort, wo es so gesund ist, wie in B.... Das sind drey wichtige Punkte. Gestern war wiederum Geheimerrath gewesen, und um 11 Uhr Mittags kam ein Hellebardier von Sr. Hochedelheit zu mir an die Wache, welcher mir die angenehme Zeitung brachte, daß ich Cornet bey der Garde zu Pferde bey dem Herrn Gouverneur von Java geworden sey. Ich bin erstlich dadurch einen Pas avancirt, denn ein Cornet bey der Garde zu Pferde hat den Rang mit einem Lieutenant, nächstdem stehe ich mich besser wie ein Lieutenant, und komme an einen Ort, wo es nicht allein sehr wohlfeil, sondern auch sehr gesund ist. Der Gouverneur von Java residirt zu Samarang, welches zur See 70 bis 80 Meilen von Batavia ist. Es ließ mich hierauf der Herr Obrist von Frankena sogleich von der Wache ablösen, damit ich mich noch denselben Tag bey der hohen Regierung für dieses Avancement bedanken könnte. Wie ich zu Sr. Hochedelheit kam, redete mich dieser liebenswürdige Herr gleich mit folgenden Worten an: „Nun mein Herr – – – sind sie mit „dieser Veränderung zufrieden?„ Nachdem ich ihm in den dankbarsten Ausdrücken meine große Zufriedenheit bezeugt hatte, so fuhr er auf folgende Weise fort: „Es ist mir lieb, daß „ich ihnen hiedurch einen Dienst habe „thun können, denn ich sehe, daß ihre „Aufführung mit den Recommenda„tionsbriefen, welche ihrentwegen an „mich geschrieben sind, übereinkömmt. „Sie kommen auf einen sehr gesunden „Platz, und wo sie besser zurechte „kommen, wie auf Batavia; ich „wünsche ihnen ferner Glück und Ge„sundheit auf Java.„ Ist das nicht freundlich gesprochen von einem General-Gouverneur von Indien? Er ist in der That der charmanteste Herr von der Welt, und ein wahrer Menschenfreund. Da unzählige Menschen an ihn recommandirt werden, so ist er oftmals sehr verlegen, daß er nicht allen so helfen kan, wie er wohl wünschte.

Nun muß ich Ihnen auch den eigentlichen Zusammenhang schreiben, warum ich eben nach Samarang komme. Sie wissen, daß ich ein Empfehlungsschreiben an den Herrn von der Burgh hatte, welcher jetzt Gouverneur von Java ist. Wie ich nach Batavia kam, schickte ich ihm diesen Brief zu, und schrieb dabey einige Zeilen an ihn; worauf er mir sehr höflich antwortete, daß es ihm angenehm seyn würde, mich auf Samarang zu sehen, und er hätte deshalb schon nach Batavia geschrieben. Es sind schon beynahe sechs Monate, da dieses vorgegangen ist. Weil nun nichts weiter darauf erfolgte, so glaubte ich, daß es ins Vergessen gerathen sey. Nunmehro aber klärt sich alles auf. Der Herr Obriste sagte mir gestern, daß der Herr General-Gouverneur sich schon vor einigen Monaten verlauten lassen, daß er mich nach Java schicken wolle, und es hat auch seine vollkommne Richtigkeit, daß der Herr von der Burgh meinentwegen sogleich geschrieben. Da nun vor kurzem der Cornets-Platz bey der Garde zu Pferde vacant geworden ist, so hat der Herr General-Gouverneur sogleich, ohne daß ich nöthig gehabt, darum zu bitten, resolvirt, mir solchen zu geben. Es haben so viele Officiers darum angehalten, und ich habe diesen Posten bekommen, ohne einmal zu wissen, daß er vacant gewesen ist. Wie konnte ich es mir auch einfallen lassen, unter die Cavallerie zu kommen, da ich niemals darunter gedient. Jetzt mag ich wohl mit Rabener sagen: „Wem Gott ein Amt giebt, dem „giebt er auch Verstand.„ Das Schicksal spielt mit mir recht wunderlich.

Den 3ten April des Morgens um 6 Uhr hatte ich schon einen Hellebardier im Hause; durch den mich der Herr General-Gouverneur wissen ließ, daß ich mich bereit halten mögte, mit dem Ostindischen Schiffe Walcheren nach Samarang zu gehen, worauf ich sogleich von dem Herrn General-Gouverneur sowohl, als auch von den Herren Räthen von Indien Abschied nahm. Wie ich zu dem würdigen Greise, Petrus Albertus von der Parra, kam, so sagte er mir, daß er mich darum avertiren lassen, weil er geglaubt hätte, daß es mir angenehm seyn würde, die Zeit meiner Abreise einige Tage vorher zu wissen, um meine Sachen darnach zu reguliren. Ist das nicht eine große Attention von einem so großen Herrn, der beständig mit so vielen wichtigen Sachen beschäftigt ist. Ich bin aufs empfindlichste gerührt worden, wie ich Abschied von ihm nahm, denn er ist die Gütigkeit und Menschenliebe selbst, und im eigentlichen Verstande ein rechter ehrlicher Mann.

Der Herr Tomassen, Secretair der hohen Regierung, meynt es doch sehr gut mit mir. Er schrieb mir diesen Morgen ein kleines Billet, worin er mich ersuchte, diesen Abend bey ihm zuzubringen, ich mögte ja kommen, und er wolle mir um 6 Uhr seinen Wagen

Wagen senden. Wie ich zu ihm kam, sagte er mir, daß sich der Edle Herr Kemp, nebst seiner Gemahlin, bey ihm melden lassen, er habe mich zu dem Ende gebeten, um mich mit ihnen bekannt zu machen, weil der Herr Gouverneur von der Burgh mit einer leiblichen Tochter von dem Edlen Herrn Romp vermählt ist. Diese Bekanntschaft ist mir von sehr großem Nutzen gewesen, denn der Edle Herr Romp hat mich ersucht, noch vor meiner Einschiffung zu ihm zu kommen, er wolle mir einen Brief an seinen Schwiegersohn, den Herrn von der Burgh mitgeben. Daß dieser Brief nicht ohne Nutzen sey, können Sie daraus urtheilen, weil der Herr von der Burgh sein Glück, daß er Gouverneur von Java geworden ist, besonders dem Edlen Herrn Romp mit zu danken hat.

Bey dieser Gelegenheit muß ich Ihnen doch auch schreiben, was für Ceremonien hier gemacht werden, wenn ein Edler Herr, oder welches einerley ist, ein Rath von Indien, mit in der Gesellschaft ist. Es ist hier der Gebrauch, daß man, wenn man bey jemanden zum Essen oder des Abends auf ein Pfeifchen genöthigt ist, so bald man ins Haus trit, gleich seinen Rock auszieht. Wenn aber ein Rath von Indien in der Gesellschaft erwartet wird, so bleibt der Wirth sowohl, als auch die Gäste so lange gekleidet, bis er angefahren kommt, denn er geht niemals en Visite zu Fuß. Dann zieht er erstlich ganz allein den Rock aus, darauf sagt er zu dem Wirth und übrigen Gästen, sie mögten sich gleichfalls commode machen, worauf sie alle die Röcke ablegen. Man trägt dieserhalb allezeit Ermeln im Camisol. Selbst bey dem Herrn General Gouverneur zieht man, wenn man als Gast bey ihm ist, den Rock aus. Ehe man sich niedersetzt, sind die Stühle schon alle so rangirt, wie sie stehen müssen. Auf einem etwas erhabenern Stuhl, wie die andern, sitzt der Rath von Indien oben an, und die Gäste nebst dem Wirthe rangiren sich nach ihrem Range in zwey Reihen; so daß sie mit dem Edlen Herrn ein Quarré long formiren. Neben ihm darf Niemand sitzen, das wäre gegen die Kleiderordnung; es müßte denn auch ein Rath von Indien seyn. So bald die Gesellschaft sich niedergesetzt hat, wird erstlich dem Edlen Herrn allein, jedoch von einem Sklaven, eine Pfeife präsentirt, denn Europäer warten, unserer Nation zu Ehren, niemals auf. So bald er solche angezündet, wird den übrigen Gästen auch Toback präsentirt. Eben so geht es auch mit dem Wein und Bier, und es wird bey jedem Glase, es mag Wein oder Bier seyn, allezeit eine Gesundheit getrunken, welche der Wirth ausbringt. Die erste Gesundheit ist allzeit: een Glaasse voor den Dorst, und die zweyte: Smaaklig Peipchen. Die übrigen sind willkürlich. Solche abendliche Zusammenkünfte dauren allzeit von 6 bis 9 Uhr, unter welcher Zeit nichts gethan wird, wie geraucht, getrunken und gesprochen.

hierin die halbe Ursache, weswegen der braune Kohl hier so gut geräth und unveränderlich gut bleibt, ohne daß man nöthig hätte, den Saamen zu verändern. Ich will erzählen, wie es die Bardewiker machen, nachdem ich noch zuvor gesagt habe, daß die hiesigen Gärten größtentheils einen sandigen Boden, und im Grunde warmes Quellwasser haben, das mit der Ilmenau in Verbindung stehet, und mit dem Wasser dieses Flusses steigt und fällt.

Im Herbst werden diejenigen Felder, auf welchen im künftigen Jahre gelbe Wurzeln oder Carotten gebauet werden sollen, mit langen Kuhmist sehr reichlich bedeckt. So bald die Erde aufgehet, wird das Land gegraben, und der Dünger untergegraben, und es geschiehet die Aussaat. Der größeste Theil derselben ist Carotten- oder gelber Wurzeln-Saamen. Unter denselben wird Zipollen-, Petersilienwurzeln- und brauner Kohl-Saat nach Belieben gemischt: obgleich dies Verfahren wider die Grundsätze der Gartenkunst zu seyn scheint, so wissen doch die Bardewiker daraus große Vortheile zu ziehen. Aus den dick stehenden gelben Wurzeln ziehen sie zuerst die besten aus und bringen sie in die umliegende Städte. Mit diesem Ausziehen fahren sie viele Wochen lang fort, bis jede Carotte Raum genug hat, völlig auszuwachsen: und indem sie zu diesem Endzweck die Wurzeln nach und nach dünner machen, so jäten sie nicht nur das Unkraut zugleich aus, sondern ziehen auch, was an Kohl- Zipollen- und Petersilienpflanzen überflüßig ist, nach und nach weg, so daß sie die vollkommensten stehen lassen. Wenn der Kohl nun 6 bis 8 Blätter hat, faßen sie ihn oben mit der Hand fest, und schneiden ihn oberhalb dem Herzpoll ab, welcher unverletzt bleiben muß. Hiermit fahren sie fort bis Bartholomäi. Nachher wird er nicht mehr geschnitten, sondern die gelben und rothen Blätter werden ihm nur genommen. Im August werden die Zipollen ausgehoben. Um und nach Michaelis die Carotten und zuletzt die Petersilienwurzeln. Nachdem diese dreyfache Ernte vorhergegangen ist, bleibt der Kohl allein stehen, und breitet sich so sehr aus, daß das ganze Feld damit bedeckt wird, und man glauben sollte, es sey nichts als brauner Kohl darauf gebauet. Diese Art des Kohlbauens geschiehet also ohne Verpflanzung. Verpflanzet man ihn, so wird er auch sehr gut, bleibt aber im Wachsthum immer etwas zurück, und breitet sich nicht so sehr aus, auch hält man dafür, daß der von verpflanztem Kohl gezogene Saame nicht so gut sey, als der vom unverpflanzten.

Bardewik, den 26ten Jan. 1780.

Fried. Conr. Schultze,
Canonicus und erster Stiftsprediger.

---

Hannoverisches Magazin.

14tes Stück.

Freytag, den 18ten Februar 1780.

## Versuch eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

Feci quod potui, — peragravi, & indigenas Stirpes collegi, examinavi, disposui, minus tamen feliciter ac illi, qui soli Herbarum studio dediti, Principum munificentia, publicis Hortis, Bibliothecis, Amicis adjuti Floras evulgant.

*Scopol.*

❧ ❧ ❧

Ich habe die Sonntage der drey letztern Sommer, der Betrachtung Gottes im Pflanzenreiche gewidmet, und zu meinem Vergnügen, in diesen, von vielen Menschen zum Faullenzen oder Ausschweifen angewandten Stunden, die um Hannover gelegenen Aecker, Wiesen, Wälder, Heiden, Moore und Berge, kurzum Alles, wo ich vermuthete für mich etwas Angenehmes zu finden, besehen und durchgesuchet.

Ich bemerkte bald, daß, ohngeacht ich ein Fremdling in dieser Gegend war, sich dennoch die hiesige Flora gegen mich günstig, ja recht freundschaftlich bezeigte, denn meine Göttin ließ mich in kurzer Zeit so viel Schönes sehen, daß ich befürchtete nicht alles in meinem Gedächtnisse behalten zu können, und mich deswegen entschließen mußte, das Merkwürdigste davon, durch die Feder meiner Vergeßlichkeit zu entreißen und zu meinem künftigen Gebrauch aufzuzeichnen.

Ein guter Freund, welcher diese Aufsätze bey mir von ohngefähr zu Gesichte bekam, bat mich aus diesen Papieren einen kleinen Auszug zu machen, oder doch wenigstens, den Liebhabern der Pflanzenkunde, nur ein Verzeichniß, der um seine Vaterstadt von mir gefundenen Pflanzen, durch den Abdruck mitzutheilen. Ich versprach meinem Freunde dieses letztere Ansuchen in Erfüllung zu bringen, und liefere nun also hier in diesen Blättern, was derselbe von mir begehrte.

Man wird ohne mein Erinnern sehen, daß ich in diesem Verzeichnisse, der Ordnung meines ehemaligen Lehrers von Linnee gefolget bin, auch diesmal nur diejenigen Pflanzen, welche von ihm in seinen Schriften aufgenommen

men worden, angeführet habe. Alle hiesigen Gewächse also, die bey Linnee nicht stehen, und theils bey andern Botanisten schon zu finden, zum Theil auch wohl ganz neu sind, habe ich für dieses mal noch ausgelassen, behalte mir aber vor, solche künftig ebenfalls anzuzeigen.

Von einigen Arten habe ich auch die hier wachsenden Scheinarten, Halbarten oder Subspecies angeführt, wenn sich solche nemlich bey Linnee angezeigt gefunden. Ich habe solche, gleich den Arten, mit dessen Trivialnamen bemerkt, und wo zu diesen noch keine Linneeischen existirten, bin ich so frey gewesen, einige zu verfertigen, und solche mit den griechischen Buchstaben zu vertauschen. Hoffentlich habe ich diese so gemacht, daß jeder, auch ohne Definition, mich verstehen, und wissen wird, was für eine Pflanze ich damit gemeynet habe, wenigstens dünkt mich, daß solche zum täglichen Gebrauch besser als jene Zeichen seyn werden. Wenn ich einmal meinen Phytopinax Linneanus abdrucken lasse, so werde ich suchen, alle die von mir gesehenen Linneeischen Subspecies, so gut mir möglich, zu definiren, auf die Weise, wie Linnee solches schon selbst bey einigen Pflanzen, z. B. Mnium Serpyllifolium und mehreren gethan, und damit den rühmlichen Anfang gemacht hat.

Gerne würde ich auch die hier wachsenden Varietäten oder Spielarten angezeigt haben, da aber dieses nicht ohne Weitläuftigkeit geschehen konnte, so mußte ich solche für dieses mal noch weglassen.

Eben dieses ist auch die Ursache, daß die, bey jeder hier gefundenen Pflanze von mir bemerkte Wachsthumsstelle, unangezeigt gelassen habe, so gerne ich solche auch aus meinem Aufsatz abgeschrieben und mitgetheilt hätte.

Anfangs war ich noch Willens Nomina pharmaceutica und œconomica beyzufügen, da ich aber bedachte, daß allen unsern wahren und rechtschaffenen Apothekern, Gärtnern und Landwirthen, die Linneeischen Trivialnamen eben so bekannt als ihre Usualnamen sind, so habe ich auch dieses unterlassen.

Meine Excursionen habe ich nicht weiter als drey Meilen von hiesiger Stadt ausgedehnet, welchen Weg ein Liebhaber der Botanik, in einem Tag, bequem und mit Vergnügen, hin und wieder gehen kan. Wenn also dieses Verzeichniß nicht die Pflanzenmenge von Floren großer Länder enthält, so wird man sich darüber nicht zu verwundern haben.

Sollte ich in das Künftige hier noch einige Pflanzen finden, welche ich in diesem Versuche vergessen habe anzuführen, oder die ich aus Mangel der Zeit bisher um Hannover noch nicht angetroffen habe, sondern bey genauerer Untersuchung erst entdecken werde, deren Anzahl vermuthlich nicht geringe ist, so will ich solche jährlich in einem Beytrage nachholen, und in diesem Magazin bekannt machen.

Denjenigen, welche nach mir einmal diese göttlichen Gefilde durchwandern, um aus den schönen Werken des allmächtigen Schöpfers, diesen großen

Bau:

Baumeister und Künstler selbst kennen zu lernen, denen wünsche ich eben das Vergnügen, eben die Zufriedenheit, die ich bisher in dieser Beschäftigung gefunden und genossen habe. Womit ich denn mich und meine vegetabilischen Hannoveranerinnen allen hiesigen Naturliebhabern bestens empfehle.

---

| | | |
|---|---|---|
| *Monandria.* | *Monogynia.* | |
| Hippuris | Vulgaris. | |
| *Monandria.* | *Digynia.* | |
| Callitriche | Verna. | |
| — | Autumnalis. | |
| *Diandria.* | *Monogynia.* | |
| Circæa | Lutetiana. | |
| — | Alpina. | |
| Veronica | Officinalis. | |
| — | Serpyllifolia. | |
| — | Beccabunga. | |
| — | Anagallis. | |
| — | Scutellata. | |
| — | Teucrium. | |
| — | Montana. | |
| — | Chamædrys. | |
| — | Agrestis. | |
| — | Arvensis. | |
| — | Hederæfolia. | |
| — | Triphylla. | |
| — | Verna. | |
| Gratiola | Officinalis. | |
| Utricularia | Vulgaris | major. |
| — | — | minor. |
| — | Minor. | |
| Verbena | Officinalis. | |
| Lycopus | Europæus. | |
| *Diandria.* | *Digynia.* | |
| Anthoxanthum | Odoratum. | |
| *Triandria.* | *Monogynia.* | |
| Valeriana | Dioica. | |
| — | Officinalis. | |
| — | Locusta | olitoria. |
| Iris | Pseudacorus. | |

| | | |
|---|---|---|
| Schœnus | Fuscus. | |
| — | Compressus. | |
| — | Albus. | |
| Cyperus | Flavescens. | |
| — | Fuscus. | |
| Scirpus | Palustris. | |
| — | Cespitosus. | |
| — | Acicularis. | |
| — | Fluitans. | |
| — | Lacustris. | |
| — | Setaceus. | |
| — | Maritimus. | |
| — | Sylvaticus. | |
| Eriophorum | Vaginatum. | |
| — | Polystachyon. | |
| Nardus | Stricta. | |
| *Triandria.* | *Digynia.* | |
| Phalaris | Arundinacea. | |
| Panicum | Verticillatum. | |
| — | Glaucum. | |
| — | Viride. | |
| — | Crus Galli | breviaristat. |
| — | — | longiaristat. |
| — | Sanguinale. | |
| Phleum | Pratense. | |
| — | Nodosum. | |
| Alopecurus | Pratensis. | |
| — | Agrestis. | |
| — | Geniculatus. | |
| Milium | Effusum. | |
| Agrostis | Spica Venti. | |
| — | Arundinacea. | |
| — | Canina. | |
| — | Stolonifera. | |

| | | |
|---|---|---|
| Agrostis | Capillaris. | |
| Aira | Aquatica | biflora. |
| — | — | multiflora. |
| — | Cespitosa. | |
| — | Flexuosa. | |
| — | Montana. | |
| — | Canescens. | |
| — | Præcox. | |
| — | Caryophyllea. | |
| Melica | Nutans | biflora. |
| — | — | uniflora. |
| — | Cærulea. | |
| Poa | Aquatica. | |
| — | Trivialis. | |
| — | Angustifolia. | |
| — | Pratensis. | |
| — | Annua. | |
| — | Compressa. | |
| — | Nemoralis. | |
| — | Cristata. | |
| Briza | Media. | |
| Dactylis | Glomerata. | |
| Cynosurus | Cristatus. | |
| Festuca | Ovina. | |
| — | Rubra. | |
| — | Duriuscula. | |
| — | Myurus. | |
| — | Decumbens. | |
| — | Elatior. | |
| — | Fluitans. | |
| Bromus | Secalinus. | |
| — | Mollis. | |
| — | Inermis. | |
| — | Asper. | |
| — | Sterilis. | |
| — | Arvensis. | |
| — | Tectorum. | |
| — | Giganteus. | |
| — | Triflorus. | |

| | | |
|---|---|---|
| Bromus | Pinnatus. | |
| Avena | Elatior. | |
| — | Fatua. | |
| — | Pubescens. | |
| — | Flavescens. | |
| Arundo | Phragmites. | |
| — | Epigejos. | |
| — | Calamagrostis. | |
| Lolium | Perenne. | |
| — | Temulentum. | |
| Elymus | Caninus. | |
| — | Europæus. | |
| Hordeum | Murinum | macrostach. |
| — | — | microstach. |
| Triticum | Repens. | |
| *Triandria.* | *Trigynia.* | |
| Montia | Fontana. | |
| Holosteum | Umbellatum. | |
| *Tetrandria.* | *Monogynia.* | |
| Dipsacus | Fullonum | sylvestris. |
| — | Pilosus. | |
| Scabiosa | Succisa. | |
| — | Arvensis. | |
| — | Columbaria. | |
| Sherardia | Arvensis. | |
| Asperula | Odorata. | |
| Galium | Palustre. | |
| — | Uliginosum. | |
| — | Verum. | |
| — | Mollugo. | |
| — | Sylvaticum. | |
| — | Boreale. | |
| — | Aparine. | |
| Plantago | Major. | |
| — | Media. | |
| — | Lanceolata. | |
| Centunculus | Minimus. | |
| Sanguisorba | Officinalis. | |
| Cornus | Sanguinea. | |

Isnar-

| | | |
|---|---|---|
| Isnardia | Palustris. | |
| Alchemilla | Vulgaris. | |
| *Tetrandria.* | *Digynia.* | |
| Aphanes | Arvensis. | |
| Cuscuta | Europæa. | |
| — | Epithymum. | |
| *Tetrandria.* | *Tetragynia.* | |
| Ilex | Aquifolium. | |
| Potamogeton | Natans. | |
| — | Perfoliatum. | |
| — | Lucens. | |
| — | Crispum. | |
| — | Gramineum. | |
| — | Marinum. | |
| — | Pusillum. | |
| Sagina | Procumbens. | |
| *Pentandria.* | *Monogynia.* | |
| Myosotis | Scorpioides | arvensis. |
| — | — | palustris. |
| Lithospermum | Officinale. | |
| — | Arvense. | |
| — | Purpurocærul. | |
| Anchusa | Officinalis. | |
| Cynoglossum | Officinale. | |
| Pulmonaria | Officinalis. | |
| Symphytum | Officinale. | |
| Asperugo | Procumbens. | |
| Lycopsis | Arvensis. | |
| Echium | Vulgare. | |
| Primula | Veris | officinalis. |
| — | — | elatior. |
| Menyanthes | Trifoliata. | |
| Hottonia | Palustris. | |
| Lysimachia | Vulgaris. | |
| — | Nemorum. | |
| — | Nummularia. | |
| Anagallis | Arvensis. | |
| Convolvulus | Arvensis. | |
| — | Sepium. | |

| | | |
|---|---|---|
| Campanula | Rotundifolia. | |
| — | Rapunculus. | |
| — | Persicifolia. | |
| — | Rapunculoides. | |
| — | Trachelium. | |
| — | Glomerata. | |
| Phyteuma | Spicata. | |
| Samolus | Valerandi. | |
| Lonicera | Periclymenum. | |
| — | Xylosteum. | |
| Verbascum | Thapsus. | |
| — | Nigrum. | |
| Datura | Stramonium. | |
| Hyoscyamus | Niger. | |
| Atropa | Belladonna. | |
| Solanum | Dulcamara. | |
| — | Nigrum | vulgatum. |
| — | — | villosum. |
| Rhamnus | Catharticus. | |
| — | Frangula. | |
| Evonymus | Europæus | tenuifolius. |
| Ribes | Nigrum | vulgare. |
| — | Uva Crispa. | |
| Hedera | Helix. | |
| Illecebrum | Verticillatum. | |
| Glaux | Maritima. | |
| Vinca | Minor. | |
| *Pentandria.* | *Digynia.* | |
| Asclepias | Vincetoxicum. | |
| Herniaria | Glabra. | |
| Chenopodium | Bonus Henr. | |
| — | Urbicum. | |
| — | Rubrum. | |
| — | Murale. | |
| — | Album. | |
| — | Viride. | |
| — | Hybridum. | |
| — | Glaucum. | |
| — | Polyspermum. | |

| | | |
|---|---|---|
| Ulmus | Campestris. | |
| Gentiana | Pneumonanthe. | |
| — | Centaurium | procerius. |
| — | — | pumilum. |
| — | Amarella. | |
| — | Campestris. | |
| — | Ciliata. | |
| — | Cruciata. | |
| — | Filiformis. | |
| Hydrocotyle | Vulgaris. | |
| Sanicula | Europæa. | |
| Tordylium | Anthriscus. | |
| Daucus | Carota. | |
| Conium | Maculatum. | |
| Selinum | Palustre. | |
| — | Carvifolia. | |
| Peucedanum | Silaus. | |
| Heracleum | Sphondylium. | |
| Angelica | Sylvestris. | |
| Sium | Latifolium. | |
| — | Angustifolium. | |
| Sison | Inundatum. | |
| Oenanthe | Fistulosa. | |
| Phellandrium | Aquaticum. | |
| Cicuta | Virosa. | |
| Aethusa | Cynapium. | |
| Scandix | Pecten. | |
| Chærophyllum | Sylvestre. | |
| — | Bulbosum. | |
| — | Temulum. | |
| Seseli | Annuum. | |
| Pastinaca | Sativa. | |
| Carum | Carvi. | |
| Pimpinella | Saxifraga | poteriifolia. |
| — | — | selinifolia. |
| — | Magna. | |
| Apium | Graveolens. | |
| Aegopodium | Podagraria. | |

*Pentandria. Trigynia.*

| | | |
|---|---|---|
| Viburnum | Opulus. | |
| Sambucus | Ebulus. | |
| — | Nigra | vulgaris. |
| — | Racemosa. | |
| Corrigiola | Littoralis. | |
| Alsine | Media. | |

*Pentandria. Tetragynia.*

| | |
|---|---|
| Parnassia | Palustris. |

*Pentandria. Pentagynia.*

| | | |
|---|---|---|
| Statice | Armeria | major. |
| Linum | Catharticum. | |
| — | Radiola. | |
| Drosera | Rotundifolia. | |
| — | Longifolia. | |

*Pentandria. Polygynia.*

| | |
|---|---|
| Myosurus | Minimus. |

*Hexandria. Monogynia.*

| | | |
|---|---|---|
| Leucojum | Vernum. | |
| Allium | Scorodoprasum. | |
| — | Vineale. | |
| — | Oleraceum. | |
| — | Ursinum. | |
| Lilium | Martagon. | |
| Ornithogalum | Luteum. | |
| — | Minimum. | |
| Convallaria | Majalis. | |
| — | Multiflora. | |
| — | Bifolia. | |
| Acorus | Calamus | vulgaris. |
| Iuncus | Conglomeratus. | |
| — | Effusus. | |
| — | Filiformis. | |
| — | Squarrosus. | |
| — | Articulatus | aquaticus. |
| — | — | sylvaticus. |
| — | Bulbosus. | |
| — | Bufonius. | |
| — | Pilosus. | |

Iuncus

| | | |
|---|---|---|
| Iuncus | Niveus. | |
| — | Campestris. | |
| Peplis | Portula. | |
| *Hexandria.* | *Trigynia.* | |
| Rumex | Crispus. | |
| — | Maritimus. | |
| — | Acutus. | |
| — | Obtusifolius. | |
| — | Aquaticus. | |
| — | Acetosa | pratensis. |
| — | Acetosella. | |
| Triglochin | Palustre. | |
| *Hexandria.* | *Polygynia.* | |
| Alisma | Plantago | latifolia. |
| — | Ranunculoides. | |
| *Heptandria.* | *Monogynia.* | |
| Trientalis | Europæa. | |
| *Octandria.* | *Monogynia.* | |
| Oenothera | Biennis. | |
| Epilobium | Angustifolium. | |
| — | Hirsutum | grandiflorum. |
| — | — | parviflorum. |
| — | Montanum. | |
| — | Tetragonum. | |
| — | Palustre. | |
| Vaccinium | Myrtillus. | |
| — | Uliginosum. | |
| — | Vitis Idæa. | |
| — | Oxycoccos. | |
| Erica. | Vulgaris. | |
| — | Tetralix. | |
| Daphne | Mezereum. | |
| *Octandria.* | *Trigynia.* | |
| Polygonum | Bistorta. | |
| — | Amphibium | aquaticum. |
| — | — | terrestre. |
| — | Hydropiper. | |
| — | Persicaria. | |
| — | Aviculare | latifolium. |

| | | |
|---|---|---|
| Polygonum | Aviculare | angustifolium. |
| — | Convolvulus. | |
| — | Dumetorum. | |
| *Octandria.* | *Tetragynia.* | |
| Paris | Quadrifolia. | |
| Adoxa | Moschatellina. | |
| *Enneandria* | *Hexagynia.* | |
| Butomus | Umbellatus. | |
| *Decandria.* | *Monogynia.* | |
| Monotropa | Hypopitys. | |
| Andromeda | Polifolia. | |
| Pyrola | Minor. | |
| — | Secunda. | |
| *Decandria.* | *Digynia.* | |
| Chrysosplen. | Alternifolium. | |
| — | Oppositifolium. | |
| Saxifraga | Tridactylites. | |
| Scleranthus | Annuus. | |
| — | Perennis. | |
| Gypsophila | Muralis. | |
| Saponaria | Officinalis. | |
| Dianthus | Armeria. | |
| — | Deltoides. | |
| *Decandria.* | *Trigynia.* | |
| Cucubalus | Behen. | |
| Silene | Nutans. | |
| Stellaria | Nemorum. | |
| — | Holostea. | |
| — | Graminea | arvensis. |
| — | — | palustris. |
| — | — | fontana. |
| Arenaria | Trinervia. | |
| — | Serpyllifolia. | |
| — | Rubra | campestris. |
| — | — | marina. |
| *Decandria.* | *Pentagynia.* | |
| Sedum | Telephium | album. |
| — | Reflexum. | |
| — | Album. | |

Sedum

| | | |
|---|---|---|
| Sedum | Acre. | |
| Oxalis | Acetoſella. | |
| Agroſtemma | Githago. | |
| Lychnis | Flos Cuculi. | |
| — | Dioica. | |
| Ceraſtium | Vulgatum. | |
| — | Viſcoſum. | |
| — | Semidecandrum. | |
| — | Arvenſe. | |
| — | Aquaticum. | |
| Spergula | Arvenſis. | |
| — | Pentandra. | |
| — | Nodoſa. | |
| *Dodecandria.* | *Monogynia.* | |
| Aſarum | Europæum. | |
| Lythrum | Salicaria. | |
| — | Hyſſopifolia. | |
| *Dodecandria.* | *Digynia.* | |
| Agrimonia | Eupatoria. | |
| *Dodecandria.* | *Trigynia.* | |
| Reſeda | Luteola. | |
| Euphorbia | Peplus. | |
| — | Exigua | acuta. |
| — | Helioſcopia. | |
| — | Eſula. | |
| *Icoſandria.* | *Monogynia.* | |
| Prunus | Padus. | |
| — | Avium. | |
| — | Spinoſa. | |
| *Icoſandria.* | *Digynia.* | |
| Cratægus | Oxyacantha. | |
| *Icoſandria.* | *Trigynia.* | |
| Sorbus | Aucuparia. | |
| *Icoſandria.* | *Pentagynia.* | |
| Pyrus | Communis | pyraſter. |
| — | Malus | ſylveſtris. |
| Spiræa | Filipendula. | |
| — | Ulmaria. | |

| | | |
|---|---|---|
| *Icoſandria.* | *Polygynia.* | |
| Roſa | Villoſa. | |
| — | Canina. | |
| Rubus | Idæus. | |
| — | Cæſius. | |
| — | Fruticoſus. | |
| Fragaria | Veſca | ſylveſtris. |
| — | Sterilis. | |
| Potentilla | Anſerina. | |
| — | Argentea. | |
| — | Verna. | |
| — | Reptans. | |
| Tormentilla | Erecta. | |
| — | Reptans. | |
| Geum | Urbanum. | |
| — | Rivale. | |
| Comarum | Paluſtre. | |
| *Polyandria.* | *Monogynia.* | |
| Actæa | Spicata | nigra. |
| Chelidonium | Majus. | |
| Papaver | Argemone. | |
| — | Rhœas. | |
| — | Dubium. | |
| Nymphæa | Lutea. | |
| — | Alba. | |
| Tilia | Europæa | parvifolia. |
| Ciſtus | Helianthemum. | |
| *Polyandria.* | *Trigynia.* | |
| Delphinium | Conſolida. | |
| Aconitum | Lycoctonum. | |
| *Polyandria.* | *Pentagynia.* | |
| Nigella | Arvenſis. | |
| *Polyandria.* | *Polygynia.* | |
| Anemone | Hepatica. | |
| — | Nemoroſa. | |
| — | Ranunculoides. | |
| Clematis | Vitalba. | |
| Thalictrum | Flavum | vulgare. |

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

15tes Stück.

Montag, den 21ten Februar 1780.


## Schluß des Versuches eines Verzeichnisses der um Hannover wild wachsenden Pflanzen.

| | | |
|---|---|---|
| Adonis | Aestivalis. | |
| Ranunculus | Flammula. | |
| — | Lingua. | |
| — | Ficaria. | |
| — | Auricomus. | |
| — | Sceleratus. | |
| — | Bulbosus. | |
| — | Repens. | |
| — | Polyanthemus. | |
| — | Acris. | |
| — | Lanuginosus. | |
| — | Arvensis. | |
| — | Hederaceus. | |
| — | Aquatilis | diversifolius. |
| — | — | abrotanifol. |
| — | — | peucedanifol. |
| Caltha | Palustris. | |
| *Didynamia.* | *Gymnosperm.* | |
| Ajuga | Genevensis. | |
| — | Reptans. | |
| Teucrium | Scorodonia. | |
| — | Scordium. | |
| Nepeta | Cataria. | |
| Mentha | Sylvestris. | |
| — | Hirsuta. | |
| — | Aquatica. | |
| — | Arvensis. | |
| Glecoma | Hederacea. | |

| | | |
|---|---|---|
| Lamium | Maculatum. | |
| — | Album. | |
| — | Purpureum. | |
| — | Amplexicaule. | |
| Galeopsis | Ladanum | augustifol. |
| — | — | latifolium. |
| — | Tetrahit | parviflor. |
| — | — | grandiflor. |
| — | Galeobdolon. | |
| Betonica | Officinalis. | |
| Stachys | Sylvatica. | |
| — | Palustris. | |
| — | Recta. | |
| — | Arvensis. | |
| Ballota | Nigra. | |
| Marrubium | Vulgare. | |
| Leonurus | Cardiaca. | |
| — | Marrubiastrum. | |
| Clinopodium | Vulgare. | |
| Origanum | Vulgare. | |
| Thymus | Serpyllum. | |
| — | Acinos. | |
| Scutellaria | Galericulata. | |
| Prunella | Vulgaris | parviflora. |
| — | — | grandiflora. |
| *Didynamia.* | *Angiospermia.* | |
| Rhinanthus | Crista Galli | humilior. |
| — | — | elatior. |

| | | |
|---|---|---|
| Euphraſia | Officinalis | major. |
| — | — | minor. |
| — | Odontites. | |
| Melampyrum | Criſtatum. | |
| — | Arvenſe. | |
| — | Nemoroſum. | |
| — | Pratenſe. | |
| Lathræa | Squamaria. | |
| Pedicularis | Paluſtris. | |
| — | Sylvatica. | |
| Antirrhinum | Elatine. | |
| — | Spurium. | |
| — | Arvenſe. | |
| — | Minus. | |
| — | Linaria. | |
| — | Majus. | |
| — | Orontium. | |
| Scrophularia | Nodoſa. | |
| — | Aquatica. | |
| Limoſella | Aquatica. | |
| *Tetradynamia.* | *Siliculoſa.* | |
| Myagrum | Sativum. | |
| — | Paniculatum. | |
| Draba | Verna. | |
| Thlaſpi | Arvenſe. | |
| — | Burſa Paſtoris | pinnatifolia. |
| — | — | integrifolia. |
| Cochlearia | Coronopus. | |
| — | Armoracia. | |
| Iberis | Nudicaulis. | |
| Alyſſum | Incanum. | |
| Lunaria | Rediviva. | |
| *Tetradynamia.* | *Siliquoſa.* | |
| Dentaria | Bulbifera. | |
| Cardamine | Impatiens. | |
| — | Hirſuta. | |
| — | Pratenſis. | |
| — | Amara. | |
| Siſymbrium | Naſturtium. | |
| — | Sylveſtre. | |

| | | |
|---|---|---|
| Siſymbrium | Amphibium | paluſtre. |
| — | — | aquaticum. |
| — | — | terreſtre. |
| — | Sophia. | |
| Eryſimum | Officinale. | |
| — | Barbarea. | |
| — | Alliaria. | |
| — | Cheiranthoides. | |
| Arabis | Thaliana. | |
| Turritis | Glabra. | |
| Sinapis | Arvenſis. | |
| — | Alba. | |
| — | Nigra. | |
| Raphanus | Raphaniſtrum. | |
| *Monadelphia.* | *Decandria.* | |
| Geranium | Cicutarium. | |
| — | Sylvaticum. | |
| — | Pratenſe. | |
| — | Robertianum. | |
| — | Molle. | |
| — | Columbinum. | |
| — | Diſſectum. | |
| — | Rotundifolium. | |
| *Monadelphia.* | *Polyandria.* | |
| Malva | Rotundifolia. | |
| — | Sylveſtris. | |
| — | Alcea. | |
| *Diadelphia.* | *Hexandria.* | |
| Fumaria | Bulboſa | cava. |
| — | — | ſolida. |
| — | Officinalis. | |
| *Diadelphia.* | *Octandria.* | |
| Polygala | Vulgaris. | |
| *Diadelphia.* | *Decandria.* | |
| Spartium | Scoparium. | |
| Geniſta | Tinctoria. | |
| — | Piloſa. | |
| — | Germanica. | |
| Ononis | Arvenſis | ſpinoſa. |
| Anthyllis | Vulneraria. | |

| | | |
|---|---|---|
| Orobus | Vernus. | |
| — | Tuberosus. | |
| — | Niger. | |
| Lathyrus | Tuberosus. | |
| — | Pratensis. | |
| — | Sylvestris. | |
| Vicia | Sylvatica. | |
| — | Cracca. | |
| — | Sativa | nigra. |
| — | Sepium. | |
| Ervum | Tetraspermum. | |
| — | Hirsutum. | |
| Ornithopus | Perpusillus. | |
| Hippocrepis | Comosa. | |
| Astragalus | Glycyphyllus. | |
| Trifolium | Melilot. Offic. | |
| — | Hybridum. | |
| — | Repens. | |
| — | Pratense. | |
| — | Alpestre. | |
| — | Arvense. | |
| — | Fragiferum. | |
| — | Montanum. | |
| — | Agrarium. | |
| — | Procumbens. | |
| — | Filiforme. | |
| Lotus | Corniculatus | minor. |
| — | — | major. |
| Medicago | Falcata. | |
| — | Lupulina. | |

*Polyadelphia. Polyandria.*

| | |
|---|---|
| Hypericum | Quadrangulare. |
| — | Perforatum. |
| — | Humifusum. |
| — | Montanum. |
| — | Hirsutum. |
| — | Pulchrum. |

*Syngenesia. Polyg. Aequal.*

| | | |
|---|---|---|
| Tragopogon | Pratense. | |
| Picris | Hieracioides. | |
| Sonchus | Palustris. | |
| — | Arvensis. | |
| — | Oleraceus | lævis. |
| — | — | asper. |
| Lactuca | Scariola. | |
| Chondrilla | Juncea. | |
| Prenanthes | Muralis. | |
| Leontodon | Taraxacum. | |
| — | Autumnale. | |
| — | Hispidum. | |
| Hieracium | Pilosella. | |
| — | Dubium. | |
| — | Auricula. | |
| — | Murorum. | |
| — | Paludosum. | |
| — | Sabaudum. | |
| — | Umbellatum. | |
| Crepis | Tectorum. | |
| — | Biennis. | |
| Hyoseris | Minima. | |
| Hypochæris | Glabra. | |
| — | Radicata. | |
| Lapsana | Communis. | |
| Cichorium | Intybus. | |
| Arctium | Lappa. | |
| Serratula | Tinctoria. | |
| — | Arvensis. | |
| Carduus | Lanceolatus. | |
| — | Nutans. | |
| — | Acanthoides. | |
| — | Crispus. | |
| — | Palustris. | |
| — | Acaulis. | |
| Cnicus | Oleraceus. | |
| Onopordon | Acanthium. | |
| Carlina | Vulgaris. | |
| Bidens | Tripartita. | |
| — | Cernua. | |
| Eupatorium | Cannabinum. | |

*Syngenesia. Polyg. Superfl.*



Tana-

| | | |
|---|---|---|
| Tanacetum | Vulgare | planifolium. |
| Artemisia | Campestris. | |
| — | Absinthium. | |
| — | Vulgaris. | |
| Gnaphalium | Arenarium. | |
| — | Dioicum. | |
| — | Sylvaticum. | |
| — | Uliginosum. | |
| Conyza | Squarrosa. | |
| Erigeron | Canadense. | |
| — | Acre. | |
| Tussilago | Farfara. | |
| — | Petasites. | |
| Senecio | Vulgaris. | |
| — | Viscosus. | |
| — | Sylvaticus. | |
| — | Erucifolius. | |
| — | Jacobæa. | |
| — | Paludosus. | |
| — | Sarracenicus. | |
| Solidago | Virgaurea. | |
| Cineraria | Palustris. | |
| Inula | Helenium. | |
| — | Britannica. | |
| — | Dysenterica. | |
| — | Pulicaria. | |
| — | Salicina. | |
| Arnica | Montana | pratensis. |
| Bellis | Perennis. | |
| Chrysanthem. | Leucanthem. | |
| — | Inodorum. | |
| — | Corymbosum. | |
| — | Segetum. | |
| Matricaria | Parthenium. | |
| — | Chamomilla. | |
| Anthemis | Arvensis. | |
| — | Cotula. | |
| Achillea | Ptarmica. | |
| — | Millefolium. | |
| *Syngenesia.* | *Polyg. Frustr.* | |

| | | |
|---|---|---|
| Coreopsis | Bidens. | |
| Centaurea | Cyanus. | |
| — | Scabiosa. | |
| — | Jacea. | |
| — | Calcitrapa. | |
| *Syngenesia.* | *Polyg. Necess.* | |
| Filago | Germanica. | |
| — | Montana. | |
| — | Arvensis. | |
| *Syngenesia.* | *Monogamia.* | |
| Jasione | Montana. | |
| Viola | Hirta. | |
| — | Palustris. | |
| — | Odorata. | |
| — | Canina. | |
| — | Mirabilis. | |
| — | Tricolor | erecta. |
| — | — | procumbens. |
| Impatiens | Nolitangere. | |
| *Gynandria.* | *Diandria.* | |
| Orchis | Bifolia. | |
| — | Pyramidalis. | |
| — | Morio. | |
| — | Mascula. | |
| — | Militaris | major. |
| — | Latifolia. | |
| — | Incarnata. | |
| — | Maculata. | |
| — | Conopsea. | |
| Ophrys | Nidus Avis. | |
| — | Spiralis. | |
| — | Ovata. | |
| — | Paludosa. | |
| — | Monorchis. | |
| — | Insectifera | myodes. |
| Serapias | Latifolia. | |
| — | Longifolia. | |
| — | Grandiflora | ensifolia. |
| — | — | lancifolia. |
| — | Rubra. | |

| | | |
|---|---|---|
| Cypripedium | Calceolus. | |
| *Gynandria.* | *Hexandria.* | |
| Ariſtolochia | Clematitis. | |
| *Gynandria.* | *Polyandria.* | |
| Arum | Maculatum. | |
| Calla | Paluſtris. | |
| *Monœcia.* | *Monandria.* | |
| Zannichellia | Paluſtris. | |
| Chara | Vulgaris. | |
| — | Flexilis. | |
| *Monœcia.* | *Diandria.* | |
| Lemna | Triſulca. | |
| — | Minor. | |
| — | Gibba. | |
| — | Polyrhiza. | |
| *Monœcia.* | *Triandria.* | |
| Typha | Latifolia | |
| — | Anguſtifolia. | |
| Sparganium | Erectum. | |
| Carex | Pulicaris. | |
| — | Arenaria. | |
| — | Leporina. | |
| — | Vulpina. | |
| — | Muricata. | |
| — | Remota. | |
| — | Elongata. | |
| — | Caneſcens. | |
| — | Paniculata. | |
| — | Flava. | |
| — | Digitata. | |
| — | Montana. | |
| — | Pilleſcens. | |
| — | Panicea. | |
| — | Pſeudocyperus | |
| — | Ceſpitoſa. | |
| — | Diſtans. | |
| — | Acuta | nigra. |
| — | — | ruffa. |
| — | Veſicaria | ſubfuſca. |
| — | — | ſylvatica. |
| — | — | flaveſcens. |
| — | Hirta. | |
| *Monœcia.* | *Tetrandria.* | |
| Littorella | Lacuſtris. | |
| Betula | Alba. | |
| — | Alnus | glutinoſa. |
| Urtica | Urens. | |
| — | Dioica. | |
| *Monœcia.* | *Pentandria.* | |

| | | |
|---|---|---|
| Xanthium | Strumarium. | |
| Amaranthus | Blitum. | |
| *Monœcia.* | *Polyandria.* | |
| Ceratophyllum | Demerſum. | |
| Myriophyllum | Spicatum. | |
| — | Verticillatum. | |
| Sagittaria | Sagittifolia. | |
| Poterium | Sanguiſorba. | |
| Quercus | Robur | longipedunc. |
| — | — | brevipedunc. |
| Fagus | Sylvatica. | |
| Carpinus | Betulus. | |
| Corylus | Avellana | ſylveſtris. |
| *Monœcia.* | *Monadelphia.* | |
| Pinus | Sylveſtris. | |
| — | Abies. | |
| *Monœcia.* | *Syngeneſia.* | |
| Bryonia | Alba. | |
| *Diœcia.* | *Diandria.* | |
| Salix | Triandra. | |
| — | Pentandra. | |
| — | Vitellina. | |
| — | Fragilis. | |
| — | Purpurea. | |
| — | Fuſca. | |
| — | Caprea. | |
| — | Viminalis. | |
| — | Alba. | |
| *Diœcia.* | *Tetrandria.* | |
| Viſcum | Album. | |
| *Diœcia.* | *Pentandria.* | |
| Humulus | Lupulus. | |
| *Diœcia.* | *Octandria.* | |
| Populus | Tremula. | |
| — | Nigra. | |
| *Diœcia.* | *Enneandria.* | |
| Mercurialis | Perennis. | |
| — | Annua. | |
| Hydrocharis | Morſus Ranæ. | |
| *Diœcia.* | *Monadelphia.* | |
| Iuniperus | Communis. | |
| *Polygamia.* | *Monœcia.* | |
| Holcus | Mollis. | |
| — | Lanatus. | |
| Valantia | Cruciata. | |
| Parietaria | Officinalis. | |
| Atriplex | Haſtata. | |
| — | Patula. | |
| Acer | Pſeudoplatanus. | |

| | | |
|---|---|---|
| Acer | Platanoides. | |
| — | Campestre. | |
| *Polygamia.* | *Diœcia.* | |
| Fraxinus | Excelsior. | |
| *Cryptogamia.* | *Filices.* | |
| Equisetum | Sylvaticum. | |
| — | Arvense. | |
| — | Palustre. | |
| — | Fluviatile. | |
| — | Limosum. | |
| — | Hyemale. | |
| Ophioglossum | Vulgatum. | |
| Osmunda | Lunaria. | |
| — | Regalis. | |
| — | Spicant. | |
| Pteris | Aquilina. | |
| Asplenium | Scolopendrium | officinale. |
| — | Trichomanes. | |
| — | Ruta Muraria. | |
| Polypodium | Vulgare. | |
| — | Phegopteris. | |
| — | Cristatum. | |
| — | Filix Mas. | |
| — | Filix Femina. | |
| — | Thelypteris. | |
| — | Aculeatum. | |
| — | Fragile. | |
| — | Dryopteris. | |
| Pilularia | Globulifera. | |
| *Cryptogamia.* | *Musci.* | |
| Lycopodium | Clavatum. | |
| — | Inundatum. | |
| — | Selago. | |
| — | Annotinum. | |
| Sphagnum | Palustre | cymbifolium. |
| — | — | capillifolium. |
| Phascum | Acaulon | majus. |
| — | — | minus. |
| — | Subulatum. | |
| Fontinalis | Antipyretica. | |
| Buxbaumia | Aphylla. | |
| Splachnum | Ampullaceum. | |
| Polytrichum | Commune | juccæfolium. |
| — | — | juniperifol. |
| — | — | pilosum. |
| — | Urnigerum. | |
| Mnium | Pellucidum. | |
| — | Androgynum. | |
| — | Fontanum. | |

| | | |
|---|---|---|
| Mnium | Palustre. | |
| — | Hygrometricum. | |
| — | Purpureum. | |
| — | Setaceum. | |
| — | Cirrhatum. | |
| — | Annotinum. | |
| — | Hornum. | |
| — | Capillare. | |
| — | Crudum. | |
| — | Pyriforme. | |
| — | Polytrichoides | rotundifruct. |
| — | — | longifruct. |
| — | Serpyllifolium | punctatum. |
| — | — | cuspidatum. |
| — | — | proliferum. |
| — | — | undulatum. |
| — | Triquetrum. | |
| — | Trichomanis. | |
| Bryum | Apocarpum | virens. |
| — | — | incanum. |
| — | Striatum | ithyphyllum. |
| — | — | ulophyllum. |
| — | Pomiforme. | |
| — | Pyriforme. | |
| — | Extinctorium | minus. |
| — | Subulatum. | |
| — | Rurale. | |
| — | Murale. | |
| — | Scoparium. | |
| — | Undulatum. | |
| — | Glaucum. | |
| — | Imberbe. | |
| — | Unguiculatum. | |
| — | Flexuosum. | |
| — | Heteromallum. | |
| — | Tortuosum. | |
| — | Truncatulum. | |
| — | Viridulum. | |
| — | Paludosum. | |
| — | Hypnoides. | |
| — | Aestivum. | |
| — | Trichodes. | |
| — | Argenteum. | |
| — | Pulvinatum. | |
| — | Cespiticium. | |
| — | Simplex. | |
| Hypnum | Taxifolium. | |
| — | Denticulatum. | |
| — | Bryoides. | |

| | | |
|---|---|---|
| Hypnum | Adianthoides. | |
| — | Complanatum | acuminatum. |
| — | — | obtusum. |
| — | Lucens. | |
| — | Undulatum. | |
| — | Crispum. | |
| — | Triquetrum. | |
| — | Rutabulum. | |
| — | Filicinum. | |
| — | Proliferum. | |
| — | Parietinum. | |
| — | Prælongum. | |
| — | Crista Castrensis. | |
| — | Abietinum. | |
| — | Cupressiforme. | |
| — | Aduncum. | |
| — | Scorpioides. | |
| — | Viticulosum. | |
| — | Squarrosum. | |
| — | Loreum. | |
| — | Dendroides. | |
| — | Alopecurum. | |
| — | Curtipendulum. | |
| — | Purum. | |
| — | Riparium. | |
| — | Cuspidatum. | |
| — | Sericeum. | |
| — | Velutinum. | |
| — | Serpens. | |
| — | Sciuroides. | |
| — | Myosuroides. | |
| *Cryptogamia.* | *Algæ.* | |
| Jungermannia | Asplenioides | major. |
| — | — | minor. |
| — | Polyanthos. | |
| — | Lanceolata. | |
| — | Bidentata. | |
| — | Bicuspidata. | |
| — | Undulata. | |
| — | Nemorea. | |
| — | Albicans. | |
| — | Trilobata. | |
| — | Reptans. | |
| — | Complanata. | |
| — | Dilatata. | |
| — | Tamariscifolia. | |
| — | Platyphylla. | |
| — | Trichophylla. | |
| — | Epiphylla. | |

| | | |
|---|---|---|
| Jungermannia | Pinguis. | |
| — | Multifida. | |
| — | Furcata. | |
| — | Pusilla. | |
| Marchantia | Polymorpha. | |
| — | Hemisphærica. | |
| — | Conica. | |
| Blasia | Pusilla. | |
| Riccia | Cristallina. | |
| — | Minima. | |
| — | Glauca. | |
| — | Fluitans. | |
| Anthoceros | Lævis. | |
| Lichen | Scriptus. | |
| — | Atrovirens. | |
| — | Byssoides. | |
| — | Pertusus. | |
| — | Rugosus. | |
| — | Fuscoater | |
| — | Calcarius. | |
| — | Ventosus. | |
| — | Fagineus. | |
| — | Carpineus. | |
| — | Ericetorum | stipitatus. |
| — | — | sessilis. |
| — | Candelarius. | |
| — | Tartareus. | |
| — | Pallescens. | |
| — | Subfuscus. | |
| — | Parellus. | |
| — | Centrifugus. | |
| — | Saxatilis. | |
| — | Olivaceus. | |
| — | Crispus. | |
| — | Parietinus. | |
| — | Physodes. | |
| — | Stellaris. | |
| — | Ciliaris. | |
| — | Islandicus | tenuissimus. |
| — | Pulmonarius. | |
| — | Furfuraceus. | |
| — | Farinaceus. | |
| — | Calicaris. | |
| — | Fraxineus. | |
| — | Prunastri. | |
| — | Glaucus. | |
| — | Venosus, | |
| — | Aphtosus. | |
| — | Caninus. | |

| | | |
|---|---|---|
| Lichen | Horizontalis. | |
| — | Cocciferus. | |
| — | Cornucopioides. | |
| — | Pyxidatus. | |
| — | Fimbriatus. | |
| — | Gracilis. | |
| — | Digitatus. | |
| — | Cornutus. | |
| — | Deformis. | |
| — | Rangiferinus | alpestris. |
| — | — | sylvaticus. |
| — | Uncialis. | |
| — | Subulatus. | |
| — | Globiferus. | |
| — | Paschalis. | |
| — | Plicatus. | |
| — | Jubatus. | |
| — | Lanatus. | |
| — | Pubescens. | |
| — | Chalybeiformis. | |
| — | Hirtus. | |
| — | Floridus. | |
| Tremella | Juniperina. | |
| — | Nostoc. | |
| — | Lichenoides. | |
| — | Purpurea. | |
| Ulva | Intestinalis. | |
| Conferva | Rivularis. | |
| — | Fontinalis. | |
| — | Bullosa. | |
| — | Canalicularis. | |
| — | Amphibia. | |
| — | Gelatinosa | major. |
| — | — | minor. |
| — | Capillaris. | |
| — | Glomerata. | |
| Byssus | Septica. | |
| — | Phosphorea. | |
| — | Velutina. | |
| — | Aurea. | |
| — | Jolithus. | |
| — | Candelaris. | |
| — | Botryoides. | |
| — | Incana. | |
| — | Lactea. | |
| *Cryptogamia.* | *Fungi.* | |
| Agaricus | Cantarellus. | |

| | | |
|---|---|---|
| Agaricus | Muscarius. | |
| — | Piperatus. | |
| — | Campestris. | |
| — | Fimetarius. | |
| — | Androsaceus. | |
| — | Quercinus. | |
| — | Betulinus. | |
| — | Alneus. | |
| Boletus | Suberosus. | |
| — | Fometarius. | |
| — | Igniarius. | |
| — | Versicolor. | |
| — | Perennis. | |
| — | Bovinus. | |
| Hydnum | Repandum. | |
| Phallus | Impudicus | |
| Clathrus | Nudus. | |
| Helvella | Mitra | mentzeliana. |
| — | Pineti | |
| Peziza | Lentifera. | |
| — | Cornucopioides. | |
| — | Cyathoides | |
| — | Scutellata. | |
| — | Auricula. | |
| Clavaria | Pistillaris | alba. |
| — | — | lutea. |
| — | Ophioglossoides. | |
| — | Digitata. | |
| — | Hypoxylon. | |
| — | Coralloides. | |
| — | Fastigiata | |
| — | Muscoides. | |
| Lycoperdon | Tuber. | |
| — | Cervinum. | |
| — | Bovista | globiformis. |
| — | — | maxima. |
| — | Cancellatum. | |
| — | Variolosum. | |
| — | Truncatum. | |
| — | Epidendrum. | |
| — | Epiphyllum. | |
| Mucor | Lichenoides. | |
| — | Embolus. | |
| — | Furfuraceus. | |
| — | Mucedo. | |
| — | Viridescens. | |
| — | Septicus. | |

Hannover, den 31ten Decemb. 1779. F. Ehrhart.

# Hannoverisches Magazin.

16tes Stück.

Freitag, den 25ten Februar 1780.


## Naturgeschichte des Biebers.

Unter allen gesellschaftlichen Thieren komt der menschlichen Einsicht keines so nahe, als der Bieber. Man erstaunet beim Anblicke eines Biebergebäudes, und man sollte beinahe die Geschichte der Bieber für die Geschichte einer Art von Menschen halten. Man weiß nicht ob man in ihren Arbeiten mehr die Größe und die Festigkeit, oder die außerordentliche Kunst, nebst dem Geschmacke, bewundern soll, die überall in der Ausführung hervorleuchten.

Eine Gesellschaft von Biebern ist gleichsam eine Schule von Ingenieurs, die wohl überlegte Plane machen, sie in Ordnung bringen, oder nach Befinden abändern und mit vieler Standhafhaftigkeit und Genauigkeit ausführen; die alle von einerlei Triebe beseelt, Willen und Kräfte zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke, zur Wohlfahrt der ganzen Gesellschaft endigen. –

Ein Reisender, der von ihnen nichts wüßte, und ihre Wohnungen anträfe, würde glauben, unter eine Nation sehr geschickter Wilden gekommen zu seyn.

Der Bieber gleichet der Wasserratze in der Figur des Kopfes, die Ohren ausgenommen, welche im Verhältnisse kürzer sind. Das Stirnblat schien dem Herrn Daubenton runder, und der Obertheil des Kopfes platter, als bei jener zu seyn. Die Schnautze ist kurz. Das Haar auf dem Kopfe ist so struppicht, daß es die eigentliche Bildung desselben versteckt, und zum Theil die Augen bedeckt, die bei ihm viel kleiner, als bei der Wasserratze sind.

Der Hals ist kurz, und er scheint eben so dick als der Kopf.

Der Körper ist im Verhältnisse länger, als der vom Murmelthiere, aber eben so dick, insonderheit am Hintertheile.

Die Beine sind sehr kurz, besonders die vorderen, deren Füsse ein wenig einwärts gekehrt sind. Die Hinterfüße sind dieses weit mehr, so daß man sie fast gar nicht sieht, wenn der Bieber fortgeht. Die Vorderfüße als die kleinsten, haben jeder fünf Zähen, welche das Thier im Gehen weit auseinander breitet, und die mit schmalen und theils spitzigen Klauen verse-

hen sind. Die Hinterfüße haben eben so viel Zähen, die aber weit länger sind, zwischen ihnen befindet sich eine starke Haut. Die zweite Zähe hat zwo Klauen, deren eine theils oben über der andern, theils auf der Seite von ihr liegt.

Der Schwanz ist sehr breit, und theils behaart, theils schuppicht. Der Anfang des Stumfes von dem Schwanze, den Herr Daubenton vor sich hatte, war drei Zoll herauf vom Hintern behaart. Dieser Theil war ungefähr drittehalb Zoll breit und anderthalb dick. Das übrige hatte eine fast eyförmige Figur, doch gieng es in eine Spitze aus. Dieser zweite Theil war acht Zoll lang, drei Zoll acht Linien in der Mitte breit, und ungefähr acht Linien dick. Er war auf der obern, der untern Fläche und den Seiten mit Schuppen bedeckt. Die größten waren drei und eine halbe Linie breit. Die obern waren ein wenig rund und erhaben, die so unten saßen, waren ein wenig hohl.

Dies Thier trägt immer den Schwanz horizontal ausgestreckt. Er ist nur wenig biegsam, doch schlägt es die Erde damit so stark, daß man den Schall davon weit höret. Es schlägt auch damit auf das Wasser, und im Schwimmen dient er ihm zum Ruder, daß es bald niedrig führet, bald schräg nach der Breite drehet.

Der Gang des Biebers ist schwerfällig und gezwungen, weil seine Hinterbeine mehr zum Schwimmen, als zum Gehen gebildet sind. Da sie länger sind, als die Vorderbeine, und sich in einen großen Fuß enden, so scheint das Thier mit denselben weit größere Schritte, als mit den vordern zu machen. Und in der That muß es mit denselben größere Bewegungen machen, welche das Kreuz wechselsweise auf die rechte und auf die linke Seite weisen, wie die Enten watscheln. Dennoch gehet es ziemlich geschwinde, doch der Mühe gemäß fort, die es anwenden muß.

Wenn der Bieber stille sitzt, legt er den Rücken ganz rund, und das Kreuz so sehr niederwärts, daß der Hintertheil des Leibes auf der Erde ruht.

Diese Stütze, die er sich macht, und die Hinterfüße, welche der ganzen Länge nach auf der Erde ruhen, geben ihm eine sehr bequeme Stellung um den Vordertheil des Körpers, so wie die Eichhörnchen und Ratzen, zu heben. In dieser Lage bedient er sich der Vorderfüße, um zu betasten, zu fassen, zum Maul zu führen, und sich gegen aufwärts stehende Flächen zu lehnen. Wenn er aufgerichtet ist, ohne eine Stütze zu haben, ist der Rücken sehr krumm, und der Kopf sehr niedrig.

Die Bieber fangen im Monat Junius oder Julius an sich in eine Gesellschaft zu versammeln, die bald zu einem Haufen von zwei oder drei hundert anwächst. Der Versammlungsort ist gewöhnlich der Ort, wo sie sich niederlassen, und dieser ist allemal am Rande eines Gewässers. Wenn es ein Wasser ist, das sich in einerlei

Höhe erhält, wie eine See, so bauen sie keinen Damm. Aber in strömendem Wasser, das bald höher bald niedriger wird, an Bächen, Flüssen, erbauen sie bald einen Damm, und durch diese Sperrung des Wassers, machen sie eine Art von Teich, oder stehendem Wasser, das sich immer in einerlei Höhe erhält. Der Damm gehet quer durch den Fluß, wie eine Schleuse von einem Ufer bis zum andern. Er hat oft achtzig oder hundert Fuß länge, und am Grunde eine Dicke von zehen bis zwölf Fuß.

Die Festigkeit, die dieser Bau hat, setzt noch mehr, als seine Größe, in Erstaunen.

Der Ort des Flußes, wo sie ihn aufführen, ist gewöhnlich nicht sonderlich tief. Wenn sich am Ufer ein großer Baum findet, der in das Wasser fallen kan, machen sie den Anfang damit, ihn zu fällen, um die Grundlage ihres Baues davon zu machen, wenn er auch oft dicker ist, als ein Mensch im Leibe, so sägen sie ihn, benagen ihn an dem Fuße, und ohne ein anderes Werkzeug als ihre vier Schneidezähne, schneiden sie ihn in wenig Zeit ab, und machen daß er quer über den Fluß fällt. Alsdenn schneiden sie die Aeste ab, um ihn horizontal und gleich zu legen. Diese Arbeiten geschehen vereint. Indem viele Bieber dieses thun, laufen andere an den Ufern des Flußes umher und schneiden kleinere Bäume ab. Sie theilen sie in Stücke, und sägen sie in einer gewissen Höhe ab, um Pfähle davon zu machen. Diese schleppen sie sogleich bis zum Ufer des Flußes, und alsdenn durch das Wasser, bis zu dem Orte wo sie bauen. Sie machen davon ein enges Pfahlwerk, welches sie noch mehr befestigen, indem sie Aeste zwischen die Pfähle einflechten.

Um diese Pfähle aufzurichten, müssen sie das dickere Ende mit den Zähnen gegen das Ufer, oder gegen den über den Fluß gestreckten Baumstämmen.

Andere müssen zugleich unter das Wasser tauchen, um da mit den Vorderfüßen ein Loch zu graben, in welches sie die Spitze des Pfahls bringen.

Andere suchen Erde, welche sie mit den Füßen kneten und mit dem Schwanze schlagen. Sie bringen diese mit dem Maule und den Vorderfüßen in so großer Menge fort, daß sie damit alle Zwischenräume ihres Pfahlwerks ausfüllen Dieses bestehet aus verschiedenen Reihen Pfählen, die an Höhe alle gleich und einer gegen den andern überein gesenkt sind. Die Pfähle stehen gegen den Strom zu senkrecht. Dagegen ist das ganze Werk abhängend auf der Seite, wo gegen den Drang des Wassers gestützt werden muß, so, daß der Damm, der am Grunde zehn bis zwölf Fuß Dicke hat, oben nicht mehr als zween oder drei Fuß behält.

Oben auf dem Damme machen sie drei abhängende Oefnungen, welche so viel Ausflüsse der Oberfläche des Wassers abgeben, welche sie größer oder kleiner machen, je nachdem der Fluß höher oder niedriger wird. Und wenn durch Ueberschwemmungen Brü-

che entstehen, so bessern sie dieselben aus, so bald das Gewässer gefallen ist.

Diese große Arbeit wird in der Absicht unternommen, um ihre Wohnungen desto bequemer zu machen. Diese sind Hütten oder vielmehr Arten von Häuschen, die ins Wasser auf ein ausgefülltes Pfahlwerk, ganz nahe am Rande des Sees mit zween Ausgängen gebauet sind, einem, um ans Land zu gehen, und dem andern, um sich ins Wasser zu werfen. Die Figur dieses Gebäudes ist fast immer oval oder rund. Es giebt größere und kleinere, von vier bis auf zehn Fuß im Durchmesser. Einige darunter haben zwei, ja gar drei Stockwerke. Die Mauern sind bis an zween Fuß dick, und senkrecht auf das ausgefüllte Pfahlwerk gebauet, welches zugleich den Grund und den Fußboden des Hauses abgiebt.

Wenn dasselbe nur ein Stockwerk hat, erheben sich die Mauern nur einige Fuß hoch senkrecht und bilden sich darüber in ein gedrucktes Gewölbe, welches ihnen zum Dache dienet. Es ist fest gemauert und in- und auswendig sehr reinlich überkleidet. Dem Regenwasser ist es undurchdringlich, und wiedersteht den heftigsten Windstößen. Die Wände sind mit einer Art von Tünche überworfen, der so reinlich angelegt ist, als ob er von Menschenhänden bearbeitet wäre.

Ihr Schwanz dienet ihnen zu einer Mauerkelle, um diesen Mörtel anzulegen. Sie wenden Holz, Steine und sandichte Erde zu diesem Baue an. Das Holz, das sie brauchen, ist fast alles leicht und zart; Erlen, Pappeln, Weiden, welche am liebsten an dem Wasser wachsen, und sich leichter schälen, schneiden und fortschleppen lassen.

Wenn sie sich an einen Baum machen, gehen sie nicht wieder davon, ehe er gefällt, getheilet und fortgeschleppt ist. Sie schneiden ihn allemal einen oder anderhalb Fuß über der Erden ab. Sie arbeiten sitzend und nagen beständig die Rinde und das Holz, deren Geschmack ihnen angenehm ist. Denn sie ziehen die Rinde und das zarte Holz dem gewöhnlichen Futter vor. Sie sammeln davon einen grossen Vorrath, um sich den Winter durch zu nähren. Das trockne Holz lieben sie nicht. In dem Wasser und nahe bey ihrer Wohnung legen sie ihren Vorrath auf. Jede Hütte hat den seinigen in gehörigem Verhältniß zu der Zahl ihrer Bewohner, und sie berauben nie ihre Nachbarn.

Man hat, so zu sagen, Dörfer von zwanzig bis fünf und zwanzig Hütten angetroffen, wie wohl so große Colonien selten sind.

Sie leiden nicht, daß fremde Bieber sich in ihrem Bezirke niederlassen. Die kleinsten Hütten enthalten zwei, vier bis sechse, die größten achtzehn, zwanzig und so gar oft dreissig. Die Anzahl der Männchen und Weibchen ist in jeder Hütte fast immer gleich. So zahlreich auch die Gesellschaft ist, so bleibt der Friede doch ungestöhrt bei ihnen. Als Freunde unter sich, wissen

sen sie, wenn sie ja Feinde von aussen haben, sie zu vermeiden. Sie warnen einander durch einen Schlag mit dem Schwanze auf das Wasser. Ein jeder nimt seine Entschließung entweder in den See zu tauchen, oder sich in ihren Mauern zu verbergen. Dieser Aufenthalt ist nicht nur sicher, sondern auch sehr reinlich und bequem. Der Fußboden ist mit allerlei Grünigkeiten überstreut. Aeste von Buchsbaum und von Tannen dienen ihnen zur Unterlage, auf welche sie niemals einigen Auswurf fallen lassen oder dulden. Das Fenster gegen das Wasser zu dient ihnen als ein Balkon um dort frische Luft zu schöpfen und sich den größten Theil des Tages über zu baden. Sie halten sich dort aufrecht, richten den Kopf und die Vordertheile des Körpers in die Höhe und senken den Hintertheil ins Wasser. Die Oefnung dieses Fensters ist hoch genug, daß sie das Eis nimmer verschließen kan, welches zuweilen zwei bis drei Fuß dick wird. Alsdenn machen sie den Platz vor demselben abhängig, schneiden die Pfähle, auf denen derselbe ruhet, schräg ab, und machen sich einen Ausgang unter dem Eise ins Wasser. Es scheint, sie können dieses Elementes nicht entbehren. Sie gehen zuweilen sehr weit unter dem Eise fort, und alsdenn fängt man sie sehr leicht, indem man von einer Seite ihre Hütte angreift und sie zugleich bey einem Loche erwartet, das man in einiger Entfernung davon ins Eis hauet, wo sie hinkommen müssen, um Luft zu schöpfen.

Das Fleisch der vordern Theile bis an die Nieren hat die Beschaffenheit, den Geschmack und die Festigkeit vom Fleische der Landthiere; das aber von den Schenkeln und dem Schwanze hat den Geruch, Geschmack und alle Eigenschaften des Fisches, und wenn man die Schuppen des Schwanzes mit einem Messer wegschabet, so sieht man, wie bei allen Fischen, noch ihre Spuren auf der Haut.

Die Bieber versammeln sich im Anfange des Sommers. Den Julius und August bringen sie mit bauen hin. Ihren Vorrath von Rinde und Holz sammeln sie im September, alsdenn genießen sie die häuslichen Vergnügungen. Dies ist ihre Ruhezeit und die Zeit der Liebe für sie. Ein jedes Paar verbindet sich nicht von ungefähr, nicht durch einen bloßen Zwang der Natur, sondern durch Wahl, und sie suchen sich nach einer gewissen Neigung aus.

Sie bringen den Herbst und Winter mit einander zu, und verlassen einander nicht gerne. Sie gehen nur aus ihren Wohnungen heraus, nützliche und angenehme Spaziergänge zu machen, und bringen frische Rinden davon zurück. Die Weibchen sollen vier Monate trächtig seyn. Sie werfen gegen das Ende des Winters, und gewöhnlich zwei oder drei Junge. Die Männchen verlassen sie ungefähr um diese Zeit, und gehen in das Feld, um die Annehmlichkeiten und die Früchte des Frühlings zu genießen. Sie kommen von Zeit zu Zeit zur Hütte zurück, doch ohne einen dauerhaften Aufenthalt da zu nehmen.

men. Die Mütter bleiben dort und beschäftigen sich mit dem Säugen, der Auferziehung und der Sorge für ihre Junge, welche ihnen in wenigen Monaten schon folgen können. Denn gehen auch sie umher, erholen sich an der frischen Luft, suchen Fische, Krebse, neue Rinden, und bringen also den Sommer auf dem Wasser oder in den Wäldern zu. Sie versammeln sich erst gegen den Herbst wieder, woferne nicht etwa Ueberschwemmungen ihre Dämme umgerissen und ihre Hütten zerstöhret haben. Denn in diesem Falle vereinigen sie sich bei Zeiten, um die Brüche wieder auszubessern.

Die Jäger suchen sie insonderheit im Winter auf, weil ihr Pelz zu keiner andern Zeit vollkommen gut ist, und wenn sie ihre Pflanzstätte zerstöhrt und eine große Anzahl gefangen haben, so stellt sich die nun zu schwache Gesellschaft nicht wieder her; sie zerstreuet sich, wird flüchtig und ihr durch die Furcht unterdrücktes Genie entdeckt sich nicht weiter.

Sie graben sich selbst und ihr ganzes Talent in einer Erdhöle ein, oder führen ein furchtsames Leben, beschäftigen sich nur mit den dringendsten Bedürfnissen, und verlieren unwiederbringlich die gesellschaftlichen Eigenschaften, die man an ihnen bewundert.

So bewunderungswürdig aber diese erzählte Dinge sind, die alle durch Augenzeugen bestätigt worden, so hat man nicht genug daran gehabt, sondern hat sie noch mit Fabeln vermehrt. Man hat versichert, daß sie allgemeine Begriffe von einer Policey und Regierung hätten, daß, wenn einmal ihre Gesellschaft in Ordnung gebracht sey, sie reisende und fremde Bieber zu Sklaven machten, die ihnen Erde tragen und Holz fortschleppen müßten; daß sie auf diese Art mit den Trägen unter ihnen verführen, die nicht arbeiten wollten, und mit den Alten, die es nicht könnten; daß sie dieselben auf den Rücken kehrten, und sie als ein Fuhrwerk brauchten, die Materialien fortzubringen; daß diese Republikaner sich allezeit in ungleicher Zahl versammelten, damit in ihren Rathsversamlungen immer eine entscheidende Stimme wäre; daß ihre ganze Gesellschaft ihren Präsidenten, ein jeder Stamm seinen Intendanten habe, und sie auch öffentliche Schildwachen für die gemeine Hut bestellten; daß, wenn sie verfolgt würden, sie sich die Hoden abrissen, um die Begierde der Jäger zu vergnügen, da sie sich doch eher ihres Haares, um welches willen man sie vorzüglich sucht, berauben müßten.

Alle kommen darin überein, daß ausser den Biebern, welche in Gesellschaft leben, man überall in eben derselben Gegend einsame Bieber antrift, welche wie der Dachs in einer langen Höhle unter der Erde leben, und man giebt vor, daß diese wegen irgend eines Fehlers aus der Gesellschaft seyn verstoßen worden. Man hat sie Grubenbieber (Castors terriers) genant; sie sind leicht zu erkennen, ihr Fell ist schmuzig, und das Haar auf dem Rücken abgestoßen. Sie wohnen, wie die andern, gern an den Ge-

Gewässern, wo einige so gar einen Graben einige Fuß tief machen, um einen See zu bilden, der bis an die Oefnung ihrer Grube trit, welche zuweilen auf mehr als hundert Fuß in der Länge fortgeht, und in die Höhe geführt ist, damit sie die Freiheit behalten, sich nach oben zurück zu begeben, in dem Maaße, wie das Wasser in den Ueberströmungen höher trit.

Doch finden sich auch einige einsame Bieber weit von dem Wasser, landwärts.

Alle unsere Bieber, sagt Herr von Büffon, sind einsame Grubenbieber, deren Pelz bei weitem nicht so schön, als der von den Biebern ist, die in Gesellschaft leben. Alle sind an Farbe unterschieden, nach der Gegend in der sie leben. In dem tiefen Norden sind sie ganz schwarz, und diese sind die schönsten. Unter den schwarzen Biebern findet man zuweilen ganz weiße, oder weiß mit grau gefleckte, und auf dem Genicke und dem Kreutze roth gesprenkelte. Je weiter man nach Norden herab komt, desto heller und gemischter wird die Farbe. Sie sind in dem nordlichen Canada dunkel kastanienbraun, in dem südlichen Canada heller, und gelb oder strohfarbigt bei den Illinisen. Man findet Bieber in Amerika von dem dreissigsten Grade Nordbreite, bis zum sechzigsten, und noch höher. Sie sind sehr gemein in Norden, werden aber immer seltener je weiter man gegen Mittag komt. In der alten Welt verhält es sich eben so. Man findet sie nur in den nördlichen Gegenden in Menge, in Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland und Aegypten werden sie sehr selten gefundē. Die Alten kanten sie. Sie waren an den Ufern des schwarzen Meers sehr gemein. Man hat so gar den Bieber den Partischen Hund genant, aber wahrscheinlicher Weise befanden sich diese Thiere an den Ufern dieses Meers nicht ruhig genug, weil keiner von den Alten ihrer Gesellschaft und ihrer Arbeiten erwähnt.

Herr von Büffon hat die Erfahrung gemacht, daß ein Bieber auch ganz wohl ohne Wasser leben kan. Sein Thier war ganz jung in Canada gefangen und immer unter Dach auferzogen worden. Es kannte das Wasser noch gar nicht, da man es nach Frankreich schickte und weigerte sich in dasselbe zu gehen. Nachdem man aber diesen Bieber einmal in einen Teich untergetaucht, und mit Gewalt untergehalten hatte, befand er sich nach einigen Minuten sowohl darin, daß er nicht wieder heraus zu kommen suchte, und wenn man ihn frei ließ, sehr oft selbst wieder dahin gieng. Er wälzte sich auch im Schlamme u. auf einem nassen Fußboden. Er wurde zahm, doch ohne Jemand liebzukosen; forderte zu essen wenn man zu Tische saß, mit einem feinen klagenden Ton und gewissen Bewegungen der Pfote. So bald man ihm ein Stück gab, nahm er es fort, und verbarg sich. Seiner Vorderfüße bediente er sich wenigstens mit eben der Fertigkeit, als die Eichhörnchen. Er schlief sehr oft, und ruhete auf dem Bauche. Er fraß alles, nur kein Fleisch; nagte alles an, was er antraf, und man war genöthiget,

thiget die Tonne, in welcher er überbracht worden, mit Blech auszuschlagen.

Obgleich die Bieber vorzüglich gern an den Ufern der Flüsse, Seen und anderer süßen Gewässer wohnen, so findet man doch einige an den Ufern des Meers, wiewohl vornehmlich nur an den Ufern der nordlichen Meere, und am meisten an den inländischen Meerbusen, in welche große Flüsse fließen, und deren Wasser nicht sehr salzig ist. Sie hassen den Fischotter, verjagen ihn, und leiden nicht, daß er auf dem Gewässer, wo sie häufig sind, erscheine. Der Pelz des Biebers ist viel schöner und stärker behaart, als der von dem Otter. Er hat zweierlei Haare an dem ganzen Leibe, ausgenommen an den Füßen, wo sie ganz kurz sind, ein kürzeres aber sehr dichtes, das so fein als Pflaumfedern, dem Wasser undurchdringlich ist, und die Haut unmittelbar bekleidet, und ein längeres, festeres und mehr scheinendes, das aber weniger dicht ist. Dieses zweite Haar ist wenig werth und das erstere wird nur in Manufakturen genutzt. Die Bieber werfen ihr Haar im Sommer ab. Der Pelz der weißen Bieber wird nur der Seltenheit wegen geschätzt, und die ganz schwarzen sind fast eben so selten, als die ganz weißen.

Das Biebergeil ist in zween großen Blasen enthalten, welche die Alten für die Hoden des Thiers gehalten haben.

Die Wilden ziehen, wie man sagt, aus dem Schwanze des Biebers ein Oel, dessen sie sich als eines äußerlichen Mittels gegen viele Uebel bedienen.

Das Fleisch des Biebers ist zwar fett und zart, hat aber allemal einen bittern ziemlich unangenehmen Geschmack. Seine Zähne sind sehr hart, und so scharf, daß sich die Wilden ihrer als eines Messers bedienen.

Dieses Thier schwimmt viel besser als es läuft, und geht immer mit niederhängendem Kopfe und gebogenem Rükken. Es hat sehr gute Sinne, und vornehmlich einen äußerst feinen Geruch.

Den Schmutz und bösen Geruch kan es nicht ausstehen. Weil Herr von Büffon an seinem Bieber im ersten Jahre Zeichen der Brunst bemerkte, so schloß er, daß die Dauer seines Lebens nicht sehr lange sey, und daß es vielleicht zu viel sey, wenn man ihm vierzehn bis zwanzig Jahre gebe.

Die Bieberjagd ist nicht mit allzuvielen Schwierigkeiten verknüpft, weil dieses Thier nicht eben die Stärke besitzt, seinen Verfolgern zu widerstehen, und die Wachsamkeit, den Fallstricken zu entgehen, als es geschickt ist, sich mit allen Nothwendigkeiten des Lebens zu versehen.

Nach der Geschichte der französischen Pflanzstätte in Nordamerika, bedienen sich insgemein die Wilden gewisser Fallen, welche beynahe wie die Ziffer 4 aussehen, und worauf sie frisch abgehauene Reiser legen. So bald der Bieber solche anfaßt, fällt ihm sogleich ein großes Stück Holz auf den Leib, welches ihm den Rückgrad zerschlägt.

Durch den Schuß tödtet man sie selten, weil sie, wenn sie verwundet werden, gar leichte in das Wasser eilen, und wenn sie darin an ihren Wunden sterben, nicht wieder zum Vorschein kommen.

# Hannoverisches Magazin.

17tes Stück.

Montag, den 28ten Februar 1780.



## Vorurtheile und Nachläßigkeiten beim Tobacksbau.

Der Regeln des Tobacksbaues sind wenige, sie sind schon so oft gesagt, allein bishero mit sehr wenigen Nutzen; Unverstand einer, und Unvermögen andrer Seits verursacht es, daß man bei der Weise der Alten bleibt, und nur bei seiner Gemächlichkeit eine Waare erhält, die nicht allein einen äußerst garstigen und unausstehligen Geruch von sich giebt, sondern auch die noch oben darein, wegen des nicht ausgedünsteten vielen Phlegma der Rippen, die Nerven stark angreift und schwächet. Ein tief gelockerter Boden, ist, damit die Wurzeln bis auf drei Fuß in die Erde dringen und sich die Nahrung heraus holen können, die erste Regel, die vorzüglich bei trocknen Sommern ihre Wirkung dadurch zeigt, daß die Pflanzen troß aller Dürre dennoch ihren Grad der Vollkommenheit erreichen werden, wenn zu gleicher Zeit dieser tief gelockerte Boden Geile genug hat. Ich habe sie zu der Höhe von acht Fuß, und zu einer Schwere von sechszehn Pfund gebracht gesehen, wobei die Blätter eine Länge von drei Fuß hatten.

Frühpflanzen ist die zwote Regel, die sich darauf gründet, daß ohne dieselbe der Toback nicht den Grad der Reife erhalten kan, den er haben muß, und daß zweitens auch, wenn dieses verabsäumet ist, die Nachlese, die allerdings im Ganzen wichtig seyn kan, verloren gehet. Zu geschweige dessen, daß es ganz etwas anders ist, ob eine Pflanze im August zeitige, oder ob sie erst nach Michaelis mehr welke als reife. Spätpflanzen hat auch noch das wider sich, daß der geringste Frost die ganze Ernte verdirbt, und statt des gehoften Vortheils offenbaren Nachtheil bringt.

Im Ausgange des Maymonats ist die Zeit zum pflanzen, spätestens im Anfange des Junius; alsdann können die ausgewachsenen Pflanzen in den heißen Monaten reifen, und die ersten Blätter derselben so zeitig abgenommen werden, daß auch noch eine zwote Ernte statt findet, welche, obgleich geringer wie die erste, dennoch einen Theil der Kosten zu erstatten vermag. Statt dessen pflanzet man jetzo nach Johannis, die Pflanze wächset in den hei-

heißen Monaten, und soll im September reifen, welches höchst widersinnig ist.

Ich weiß es wohl, man wendet dagegen ein, daß man so früh keine Pflanzen haben könne, und daß die gewöhnliche Weise, auf dem Lande oder auf Flechten die Pflanzen zu ziehen die einzige sey deren sich der Landmann bedienen könte, da es ihm an Mistbeeten fehlt, allein dies heißt nicht viel gesagt. Man gebe dem Landmann Beispiele, daß diese Kosten des Mistbeetes in gar keinem Verhältniß mit dem Vortheile stehen, den man dadurch erlangt, und ich wette, es werden sich bald einige zusammen thun, um sich entweder ein Mistbeet anzulegen, oder aber sich früh Pflanzen zu verschaffen, wenn sie wissen, daß selbige in ihrer Gegend zu haben sind. Dies nun wäre ein Geschäft für die Herrn Beamte und Prediger, sie würden ohne große Mühe in ihren Gärten eine ansehnliche Menge derselben zum gemeinen Besten erzielen, und dadurch den Bau dieser so vortreflichen Pflanze ganz außerordentlich befördern können. Eine andere Einwendung ist, daß solche früh gesetzte Pflanzen oft durch Nachtfröste verderben würden. Ich gebe es zu, daß oft Jahre eintreten, in welchen sich noch sehr spät Nachtfröste einstellen, allein, wer nur erst einmal den Vortheil des Frühpflanzens eingesehen und berechnet hat, wird sich durch dergleichen Fälle nicht abschrecken lassen; es wird ihn nur antreiben, die erfrornen Pflänzchen wieder durch andere zu ersetzen, und ein wachsames Auge darauf zu haben. Man wende mir nicht ein, daß viele Mühe und Kosten dazu gehören, dieser Forderung ein Genüge zu leisten, denn einmal ist ein solches Erfrieren aller Pflanzen nicht zu befürchten, ob es deren gleich eine Anzahl treffen kan, und denn sind alle Kosten die man desfalls haben könte doch immer nur ein sehr kleiner Theil des Gewinnes, der die Folge des Frühpflanzens ist. Und denn die Mühe, – o da schläft der Russe im Frühjahr bei seinen Pfläuzgen, und merkt es an der Kälte seiner unbedeckten Füße, wenn es Zeit ist seine Pflanzen zu retten, und dies Nachsetzen der Pflanzen wollte der scheuen, der, wenn es gut einschlägt, tausend Pfund edle Sorte von einem Morgen ernten, und dies wenn er es darnach anfängt für reinen Profit ansehen kan, da das Arbeitslohn und der Dünger sich von der Nachlese, und von dem Gemüse welches man zwischen den erhöheten Beeten zieht, (wenn man diese als die vorzüglichste Methode wählt,) mehr als bezahlt macht? Daß das Behakken und beständige Geizen höchst nothwendig ist, versteht sich von selbst, ich übergehe dies mit Stillschweigen, da ich es als allgemein bekant voraussetzen darf. Dagegen werde ich mich zu dem allerwichtigsten Theil des Tobacksbaues, und dieser ist: das Trocknen desselben. Wenn man durch Oerter reiset, die sich mit der Pflanzung dieser Staude beschäftigen, so sollte man

man glauben, daß sich die Leute darauf verschworen hätten, ihrem Producte allen nur ersinnlichen Uebelgeruch mitzutheilen. Geheime Gemächer, Schweineställe, Wände und Mauern an Mistpfützen, und jeder Raum fast ohne Unterschied wird mit den kleinen grünen unzeitigen Blättern behangen, sie werden aller Feuchtigkeit der Witterung, allem Koth ansprützen, und allem bösen Rauch und andern Dünsten ausgesezt, und alles dieses ist ein klarer Beweiß, daß erstlich die Leute nicht wissen, daß diese zärtliche Pflanze weder Feuchtigkeit noch Uebelgeruch vertragen kan, sondern an einem trocknen Orte will aufbewahret und zubereitet seyn, wo nur bei heiterm Wetter Zugluft unschädlich ist, widrigenfalls gehet sie entweder in Fäulung über, oder nimt doch wenigstens einen äußerst bittern und herben Geschmack an. Ein solches Bund ist nur allein schon im Stande ein ganzes Faß zu verderben. Es beweiset ferner, daß es denen Leuten an Raum fehle ihre Producte auf eine bessere Weise zu trocknen. Wie sehr wäre es zu wünschen, daß von vermögenden Leuten, oder höhern Orts diese so handgreiflich nutzbare Sache begünstiget, und Trockenhäuser angelegt würden, wohin ein jeder seinen Vorrath senden, und gegen eine gewisse geringe Abgabe vom Centner, trocknen könte. Die Kosten eines solchen Gebäudes können nicht so groß seyn, daß nicht eine geringe Abgabe das darauf verwandte Capital reichlich verzinsen sollte. Auch die Kirchböden und einige der großen Böden auf herrschaftlichen Aemtern und Vorwerken würden sich leichtlich dazu einrichten lassen, da das innere Gestelle dazu aus nichts, als aus lauter Latten besteht. Auch das Aufziehen der Blätter auf Faden taugt nicht; man kömt zwar freylich geschwinder damit zu Stande, allein die Rippe, welche dadurch ganz bleibt, kan mit dem Blatt alsdann nicht zugleich trocknen; dieser Theil wird schon zu Pulver gerieben werden können, wenn jener noch fast grün ist, und folglich wird das eine das andere verderben, vorzüglich aber bei großen Blättern.

Die beste und nöthigste Methode, die Blätter egal zu trocknen, ist diese, daß man die Rippen der Blätter fast bis ans Ende aufritze, und sie alsdenn an eine Spiele steckt und zum Trocknen aufhänge. An eben diesen Spielen werden sie nachhero, wenn sie ihre Zeit gehängt, in Ballen über einander gelegt, worin sie 14 Tage liegen bleiben, damit sie sich etwas brennen. Noch muß ich als sehr nöthig anmerken, daß eine jede Sorte vor sich allein bearbeitet werden muß, und daß (vorzüglich beim Einpacken) auch kein schlechtes Blatt mit unter die guten gebracht und in Fäßer gestampft werde, weil ein solches Blatt ein ganzes Faß anstecken kan. Wenn man diese Procedur überlegt, und sie mit der bisherigen vergleicht, so hat man die Ursach, warum unser Toback von dem Holländischen so himmelweit verschieden ist, und

woher es komme, daß die Franzosen den letztern so sehr suchen und so theuer bezahlen. Es läßt sich ebenmäßig daraus erklären, woher es komme, daß sich der unsere durch seinen Uebelgeruch so sehr auszeichnet, daher nemlich, weil das wenige Gute, was noch allenfalls mit unter durch läuft, mit dem Schlechten zugleich in einen Haufen geworfen, und dafür gesorgt wird, die ganze Masse erst recht stinkend zu machen. Ich würde nur das ausschreiben müssen, was in diesen Blättern vor drei, vier und mehrern Jahren über die Behandlung des Tobacks und über die Holländischen Plantagen ist gesagt worden, wenn ich die Sache weitläuftiger auseinander setzen wollte, allein ich will nur daran erinnern, darauf verweisen, und diese so wichtige Sache denen anempfelen, die durch ihre Beispiele und Vorschub unser schlechtes Gut veredeln, und es eben dadurch zu einer Waare für ausländische Märkte machen können. Sind wir ferner nachläßig, so verlieren wir in kurzem diesen ganzen Handelszweig, ohne Hofnung zu haben, ihn jemals wieder zu erhalten, denn in der Ukraine und in andern Russischen Provinzen wird der Toback jetzo durch Vorschub der großen Catharina und durch darauf gesetzte Prämien, von Jahr zu Jahr besser, und schon ist er ein Zweig ihres Handels, da man vor einigen Jahren noch nichts davon wußte. Auch im nördlichen Theile von Deutschland fängt man damit an, und in der Gegend Wismar und Stralsund ist im vorigen Jahre schon viel Toback gebauet, ob gleich noch nicht von besserer Güte als der unsere. So viel läßt sich einsehen, daß wir gewiß mit unserer Waare werden verdrungen seyn, so bald wir da stehen bleiben wo wir sind, anstatt daß wir, wenn wir uns bemühen den Bau desselben zu der Vollkommenheit zu bringen, wie es der Holländer, in völlig gleichem Boden, und unter völlig gleichem Himmelsstrich gethan hat, andre wegen der vortheilhaften Lage unsers Landes verdrängen können. Es bleibt zwar wahr, daß unser Landmann seinen gezogenen Toback doch raucht, und unsre Tobackfabriken ihn bearbeiten, allein dies muß und sollte nur ein geringer Theil dessen seyn, was wir bauen können, denn es werden sich gewiß bei der Veredlung desselben, und der alsdenn gewiß erfolgenden größern Nachfrage und Erhöhung des Preises auch mehr Anbauer desselben finden. Ueberdies ist es offenbar, daß der unreife stinkende Toback den Nerven schade. Jeder der nur etwas reitzbare Nerven hat, mag es versuchen. Eine Pfeife Toback mit Landtoback vermischt die ich des Abends rauche, macht mir eine schlaflose Nacht, und erhitzt mich außerordentlich; eine Wirkung die nur von zwei Pfeifen guten Tobacks bei mir hervorgebracht wird. Die Untersuchung dieser Wirkung überlasse ich andern, und wünsche nur zum Schluß, daß diese kurze Erinnerung von Nutzen seyn möge, und daß die, welche durch ihre Lage,

oder durch ihren Rang sich im Stande befinden dem Landmann Beispiele zu geben, dieses zum Wohl des ganzen Landes nicht verabsäumen mögen, da sie ohnehin den größten Nutzen davon haben können, indem es keinen einträglichern Bau giebt, als den des Tobacks. Dies wird einem jeden einleuchten, der nur bedenkt, daß die Holländer an einen Morgen Landes oft über 200 Gulden wenden, und es gewiß nicht thun würden, wenn sich die Kosten nicht reichlich bezahlten.

J. M. L.

---

# Preisfragen.

Die Erfahrung hat sattsam gelehrt, daß der menschliche Verstand für alle Bedürfnisse Auswege findet. Man bringe die Sache nur in Gang, lasse Menschen nur darüber denken, so sitzt immer hie und da ein Kopf, der etwas nützliches darüber aussinnet, Hypothesen baut, Entwürfe macht, auch wohl die Ausführung lehrt. Ein anderer, der auch darüber nachsann, fällt nun zwar über das Ausgesonnene des erstern her, anatomirt es bis aufs geringste Fäserchen, tadelt alles, wiederlegt einiges, und zeigt uns dagegen seine Einfälle. Der erste will seine Geburt so nicht beschimpfen lassen, und nimt sich seines Kindes an, da entsteht nun Hader und Streit. Aber zu geschweigen, daß Buchdrucker, Papiermüller, u. s. w. dabei gewinnen, und manche müßige Leute zum Behuf der Wissenschaften durch Ankauf der Blätter etwas beitragen, die ihnen sonst nicht viel zu Willen wissen, so erhält Kunst und Wissenschaft dadurch manche Aufklärung. Man hat auf diese Art oft Entdeckungen gemacht, die man nicht vermuthet hätte. Ich zweifle daher bei folgender Aufgabe nicht, daß etwas Gutes wird entdeckt werden. Wir haben müßige Leute genug, die darüber spintisiren können; auch Leute genug, die neben dem Ruhm, eine gekrönte Preisschrift geschrieben zu haben, sich in allen Journalen wiedergekäuet zu sehen, ihre Preismedaille erhalten.

Es wird eine goldene Medaille, acht Ducaten schwer, (der Institutor kan unmöglich mehr anwenden, denn dies ist in Absicht seines Vermögens schon schrecklich viel, als eine Medaille von acht Ducaten) auf die genugthuende Beantwortung folgender Fragen gesetzt:

1) Wie lehrt man auf eine leichte thunliche Art ein Kind, einen Junker oder Monsieur, der wenig in die Schule kömt, die nöthigen Wissenschaften. Man erwartet nicht die Antwort: Daß Kind, Junker oder Monsieur, fleißiger kommen müssen; so klug ist ohne Ruhm zu melden Institutor auch, und braucht diese Weisheit nicht

mit einer Medaille von acht Ducaten zu erkaufen. Die Frage ist: wie macht man es, daß ein Kind viel und dies gründlich lerne, das, unter vielen wirklichen und fortdaurenden Versäumnissen zur Schule komt, nur etwa so oft zur Schule kömt, daß die Eltern sagen können, wir schicken unser Kind zur Schule, sagen können, daß das Kind bei dem und dem nichts gelernt habe?

2) Wie macht man es, einen Knaben, Junker, oder Monsieur, ein Fräulein, oder eine Mamsell, die immer in Zerstreuung leben, etwas gründliches zu lehren? Man ziehe das Kind von der Zerstreuung zurück, lasse es nicht zu viel an Gesellschaften, Schauspielen, u. s. w. Theil nehmen, gewöhne es, so viel möglich, zu einer einfachen Lebensart, gewöhne das Kind zum Nachdenken. – Das wußte schon König Johannes der II. in Portugall Hochseeliger, der, als die Studenten zu Lissabon zu viel nach den Schiffen liefen, die aus Ostindien zurückkamen, die Universität von da nach Coimbra verlegte, weil er es für unmöglich hielt, daß ein junger Mensch, der in Zerstreuungen lebt, etwas gründliches lernen kan. Wie macht man es, ist die Frage? daß obgenannte Jugend bei fortwährender Zerstreuung, doch etwas lerne, daß, wenn sie gleich wie Kinder, die vielen Antheil an Lustbarkeiten nehmen, thun, immer noch an die genossenen oder noch zu genießenden Vergnügungen denken, sie doch etwas lernen, ohne daß sie, wie es in diesem Falle geht, aufs Buch sehen, oder eben auf den Unterricht des Lehrers achten.

3) Wie macht man es, daß man bei möglicher Schonung so wohl des respectus patruelis, & patrocinii parentum, Kindern, Junkern oder Messieurs, Fräuleins oder Mamsells, die Idee von der Wichtigkeit des jugendlichen Fleißes beibringe, wenn besagte Eltern alles thun, daß sie selbigen als eine unbedeutende Sache ansehn und glauben müssen, daß Amusements die große Sache seyn, wozu der Mensch, absonderlich aber die Jugend geschaffen sey.

Lübeck. – e.

---

# Mittel das Obst gut und lange zu erhalten.

Wie ich neulich bei einem Freunde unter alten Papieren krame, fällt mir dieser Aufsatz eines Landwirths von ungefähr in die Hände, der vielleicht für viele nichts neues enthält, einigen aber, besonders denen, die viel Obst einerndten, doch nicht unangenehm zu lesen seyn wird.

Man hat verschiedene Mittel, wodurch man ein Obst lange zu erhalten sucht. Einige wischen ihr Obst, so bald es vom Baume gekommen, sauber ab, wickeln dasselbe Stück vor Stück in Papier, und packen es in eine Tonne oder Kiste, die alsdenn an einen

einen solchen Ort gesetzt wird, der der Kälte nicht ausgesezt ist. Die mehresten aber suchen durch folgende Methode ihr Obst gut zu erhalten. Sie verfertigen im Keller, oder in Kammern, die nicht zu kalt sind, ein Strohlager, und breiten ihr Obst darauf aus. Die erste Methode ist noch besser wie die andere, weil sich bei deren Anwendung das Obst doch noch länger zu halten pflegt, wie bei dieser. Denn dadurch, daß man das Obst auf einem Strohlager ausbreitet, erhält man weiter nichts, als daß es vor Frost und allenfalls demselben schädlicher Feuchtigkeit bewahrt, und also nur durch den Winter gebracht wird, wenn das Lager so beschaffen ist, daß es sich so lange halten kan. Indessen wird doch ein solches Obst nie seine Gestalt behalten, die es hatte wie es im Herbst frisch vom Baume kam. Es bleibt zwar oft an sich frisch, wird aber immer schrumpficht, welk und krauß. Durch folgendes Mittel, habe ich mein Obst (ich rede vom Winterobst,) bis in den Sommer den ganzen Winter durch so frisch und gut erhalten, als wenn es eben erst vom Stamme gebrochen worden wäre.

Im Herbst, zur Zeit wenn das Obst zur Reife kommen wollte, ließ ich mir von gutem reinen festen Eichenholze Tönnchen machen, die etwa so groß wie eine Viertel oder eine Achtel Tonne waren. Leztere sind die besten. Diese Tönnchen waren mit keiner Oefnung versehen, sondern so fest, daß nirgend Luft durchdringen konte. Wie mein Obst reif war, pflückte ich solches mit weichen ledernen Handschuhen von den Bäumen, damit es im geringsten nicht beschädigt werden mögte. Ich wählte die Nachmittagszeit zum Abbrechen, weil es da am trockensten ist, und ließ es darauf mit reinen Servietten und Tüchern abwischen, daß es einen Glanz bekam.

Wie solches geschehen, ließ ich den einen Boden aus meinen Tönnchen von Bötcher herausnehmen, mein Obst Schichtweise einpacken, und darauf die Tönnchen wieder fest zu machen. Beim Einpacken aber muß man wohl zusehen, daß das Obst nicht gepreßt werde, sondern daß es willig und gemächlich jedoch geschlossen dicht neben einander zu liegen komme. Die Blumen müssen unterwärts, die Stengel aber in die Höhe stehen, und man muß beim Einpacken, mit kleinen und großen Obst, der Gestalt abwechseln, daß das Tönnchen just voll wird und unter dem Deckel kein Zwischenraum übrig bleibt. Man läßt hierauf die Tönnchen, jedoch ohne sie viel zu rütteln, vom Bötcher wieder fest zuschlagen, und sie so lange im Obstgarten stehen, bis es zu frieren anfängt. Alsdenn nimt man sie behutsam weg, und sezt sie in einen trockenen Keller, der nicht feucht ist.

Ein auf diese Weise eingepacktes Obst, hält sich bis ganz in den Sommer, und man wird mit Verwunderung

rung

rung finden, daß es bei jedesmaliger Eröfnung so frisch ist, und äußerlich so schön aussieht, als wenn es erst eben von den Bäumen gebrochen worden wäre.

## Anekdote.

(Aus dem London Chronicle, Sonnabend den 4ten Dec. Nr. 3592.)

Lord Lyttelton legte sich, Donnerstags vor acht Tagen, nach den Debatten im Oberhause über die Adresse an den König, spät zu Bette. Den nächsten Morgen beklagte er sich über heftige Kopfschmerzen, schien ganz unruhig zu seyn und erzählte einen sehr auffallenden Traum, der, wie er sagte, tiefen Eindruck auf ihn gemacht haben würde, wenn er auch nur den kleinsten Funken von Aberglauben gehabt hätte. – Er wäre aus mitternächtlichen Schlaf aufgefahren, weil er einen Vogel an seinen Bettvorhängen flattern sahe, der aber gleich verschwand, wie sich ein Gespenst in weiblicher Gestalt und weißem Anzuge zeigte, das ihm befahl, in drei Tagen auf seinen Tod Rechnung zu machen. – Er beklagte sich scherzhaft über die Kürze der Ankündigung und sagte, die Zeit sey nach einem so unordentlichen Leben zur Vorbereitung gar zu kurz. – Sonnabend Morgens befand er sich munter, war zu Epsom, und sagte zu Madam F : : d, (Gemalin von dem Parlamentsgliede Herrn F : : d,) er würde den Geist auslachen, wenn er nur noch einige Stunden entwischte; denn es sey der dritte und letzte Tag. Am Abend bekam er Convulsionen und starb, noch ehe er sich entkleiden und niederlegen konte. Die Sache selbst wird nicht nur durch Carl Vol - y, Esq., einen Capitain auf der Königl. Flotte und vielen andern angesehenen Personen, die Zeugen von den Reden und von dem Ende des Lords waren, versichert; sondern muß auf jeden philosophischen Kopf einen merklichen Eindruck machen, wenn er den Umstand hinzudenkt, daß einem sehr vertrauten Freunde des Lord Lyttelton zu Dortford, in Kent, eben diese Nacht (Sonnabends, den 27ten Nov.) von dem Vorfalle geträumt: der Lord wäre ihm nemlich gegen Anbruch des Tages erschienen, hätte die Vorhänge zurückgezogen und zu ihm gesagt: „Mein Lieber, es ist „alles aus, sie sehen mich zum letzten„mal,„ oder so etwas ähnliches.

M..

# Hannoverisches Magazin.

18tes Stück.

Freitag, den 3ten März 1780.


## Scheermann, eine Geschichte neuerer Zeiten.

Eine jede gute That verdient bekant zu werden. Wer Gefühl hat, fühlt sie, lobt sie, ahmt nach, und glücklich würde ich seyn, wenn die Erzählung dieser neuern Geschichte irgend eine gute Menschenseele zu einer ruhmwürdigen Handlung ermunterte und solche ausüben liesse, die fast wohl ohne ihre Bekantmachung nicht ausgeübt worden wäre. Sie ist wahr und in unsern Gegenden vorgefallen, so gar erst im vorigen Jahr beendigt, da die Prinz Heinrichsche Armee in Sachsen stand, und die Erlösung des jungen Scheermanns bewirkt wurde. * * *

In einer kleinen Stadt in Sachsen lebte ein ehrlicher wohlhabender Bürger, Namens Scheermann, mit zwei Söhnen, die sowohl wegen ihrer guten Leibesgestalt und ansehnlichen Größe, als auch vorzüglich wegen ihres Verstandes, Fleißes und ihrer guten Aufführung schon als Knaben mehr, als viele vornehmere Knaben, geliebet und geachtet wurden. Carl war der älteste und Heimberz der jüngste Sohn. Der Vater faßte den Entschluß, daß der erstere studieren und der letztere künftig das väterliche Hauswesen und die Profession fortsetzen sollte. Heimberz arbeitete also fleißig mit seinem Vater in der Werkstatt, und Carl wendete seine natürlichen Fähigkeiten und seine Zeit auf Schulen und Universitäten so wohl an, daß er nach Verlauf einiger Jahre mit den besten Zeugnissen seiner Lehrer nach Hause zurück kam. Ein fremder Officier, der sich der Werbung wegen an einem nicht weit von gedachter Stadt entfernten Orte aufhielt, fand es für Beruf, die Zufriedenheit dieser Familie zu stören, da er den erhaltenen Nachrichten nach den Entschluß faßte, einen von beiden großen jungen Leuten zum Soldaten zu erhalten. Da der künftige Rekrute sich indessen nicht in seines Herrn Lande befand, so konte dies freilich nicht mit Gewalt geschehen, er nahm also zu den geschickten Kunstgriffen der Werber seine Zuflucht, und erschien in bürgerlicher Kleidung in des alten Scheermanns Werkstatt, um als Kaufmann ein Stück Arbeit für sich zu

zu bestellen. Da er vorgab, daß er auf der Durchreise begriffen wäre, und zu mehrerer Gewißheit auf die Waare etwas im voraus bezahlte, fügte es sich natürlich, daß alles dieses zu einer weitläuftigen Unterredung Anlaß gab, und während derselben wurde denn auch der an einem Nebentische sitzende und lesende Carl von ihm bemerkt. Da er nach ihm fragte, und der Vater ihm sagte, es sey sein ältester Sohn, der eben von Universitäten zurückgekommen wäre, der seines Fleißes und seiner Kenntnisse wegen von andern gelobt würde, und der als Informator zu einem Stückchen Brodt zu gelangen hofte, so freute sich dieser verstellte Mann über die Gelegenheit, die er hätte, ihm zu Erlangung einer solchen Stelle beförderlich zu seyn. Er erzählte, in seiner Nachbarschaft wohnte ein begüterter Edelmann, der jetzt einen tüchtigen jungen Mann bei seinen Kindern wünschte. Er stünde mit demselben im Verkehr, und so wie er Carl Scheermann fände, glaubte er, er sey der gewünschte Mann. Er wolte gleich dieserwegen schreiben, und wäre er noch nicht versehen, so versprächे er sich einen guten Erfolg. Wer war froher, als Carl, als Heimberz, als der gute Vater. Sie überschütteten ihren vermeinten Wohlthäter im voraus mit Dank, und dieser verließ sie mit boßhafter Freude über seine Erfindung. Er verfertigte einen erdichteten Brief des angegebenen Edelmanns, worin ihm für seine Bemühung gedankt und er gebeten wurde, die Ueberkunft des neuen Hauslehrers zu beschleunigen, denn außer 5 Pistolen Reisegeld, die baar eingelegt waren, ein jährlicher Gehalt von hundert Thalern versprochen wurde. Mit diesem Briefe stellte sich der falsche Kaufmann einige Tage nach der ersten Unterredung ein; er zeigte denselben mit einem adelichen Pettschafte versehen vor, gab die 5 Pistolen an Carl ab, und drang auf die baldige Abreise, da er sich höchst freundschaftlich erbot, ihn an Ort und Stelle zu begleiten. Die Rechtschaffenheit der Personen, mit denen er zu thun hatte, ließ keinen Argwohn von Hintergehung aufsteigen, man glaubte alles, und Carl reiset nach zärtlich genommenem Abschiede und mit den herzlichsten Segenswünschen mit dem vermeinten Beförderer seines Glücks am folgenden Tage ab. Aber welche schreckliche Veränderung! An statt den jungen Scheermann zu dem Herrn von **, führen, liefert ihn sein Begleiter, so bald sie über die Grenze in das Gebiete seines Herrn gekommen waren, in der ersten Stadt auf der Hauptwache ab. Eine Schaar von Officieren versamlen sich um ihn, ergötzen sich an dem schönen Rekruten, und er wird in eine entlegene Vestung abgeführet, und unter dem Vorwande, daß er 5 Pistolen Handgeld genommen habe, als Soldat eingekleidet. Widersprechen und sich widersetzen würde ihm bei leuten nichts geholfen haben, die hier die Wahrheit der Angabe nicht untersuchen konten, nicht wollten und vielleicht

leicht auch nicht durften; er mußte sich also seinem harten Schicksale unterwerfen. Sein betriegerischer Reisegefährte war von der Stunde an fort, da er ihn abgeliefert hatte, und der Erfolg lehrte nur, daß er ein Werber gewesen sey.

Der alte ehrliche Scheermann hofte mit Verlangen auf Nachrichten von seinem Sohn, sie blieben aus, weil man in der Vestung denselben verhinderte, von seinem Zustande Nachricht zu geben. Er erkundigte sich darauf nach dem Principal desselben, dem Herrn von **, aber weder der angegebene Wohnort, noch ein solcher Herr selbst war in der Gegend zu finden. Eine Quelle von Bekümmernissen für den alten Mann und seinen zweiten Sohn, die das Schicksal des Sohns und Bruders nur dunkel muthmaßen konten. Lange blieben sie in der quälenden Ungewißheit, bis sich ein durchreisender Handwerksgesell meldet, einen von Carl heimlich geschriebenen Brief mitbringt, und von seinem Schicksale die rührendste Erzählung macht. Der Brief wird mit freudiger Wehmuth erbrochen, man lieset, daß er sich in sein Unglück zu finden wisse, ob gleich wenig Hofnung zu seiner Befreiung da wäre, es müßte denn seyn, daß er den König selbst anzureden Gelegenheit fände, oder daß ein anderer tüchtiger Mensch in seinen Plaz gestellet würde. Und nun bewundere man den treuen Entschluß seines noch freien Bruders, der freudig ausruft: dies will ich seyn. Bin ich doch beinahe so groß, als mein Bruder, und den Dienst will ich mit solchem Eifer lernen, daß das Regiment mit mir zufrieden seyn soll. Nichts kan ihn von diesem edelmüthigen Entschluße abbringen, er entzieht sich seinem Hause, eilet zum Standplatze seines Bruders, der über seinen Vorsaz erschrickt und ungewiß wanket. Indessen eigene Freiheit, die Wahrheit des Vortrages seines Bruders, daß er alles erlernen müsse, seine Profeßion ihm aber dereinst immer gewiß bliebe, das Verlangen des Vaters, ihn befreiet zu sehen, alles dieses wirket auf ihn, und die edle That auf seine Vorgesezten, daß er gegen Vertauschung seines weniger traurigen Bruders nach einigen Schwierigkeiten seinen Abschied erhält. Auf der Rückreise nach seiner Vaterstadt leidet er endlich Mangel am Gelde und Lebensmitteln, und muß aus Noth einen Mann, der als ein bemittelter und dabei rechtschaffener Mann bekant ist, um eine Gabe zu seinem weitern Fortkommen ansprechen. Da sein Vortrag schüchtern und gut vorgetragen wird, wird sein Gönner auf ihn aufmerksam, er befrägt ihn, und da der verabschiedete Scheermann sich ihm freimüthig entdeckt und seine Begebenheiten anzeigt, so verlanget man von ihm, daß er einige Tage zur Erholung von seiner Reise verweilen solle. In dieser Zeit lernt er ihn kennen, der Charakter desselben gefällt ihm, und man trägt ihm die Stelle als Hofmeister und Gesellschafter der Kinder des

Hauses an, die mit dem dankbarsten Herzen angenommen wird. Der Vater wird von dieser verbesserten Gestalt seiner Umstände benachrichtiget, und freuet sich, daß sein Sohn bei ausbrechendem Kriege einen guten Ort seines Aufenthalts und seiner Versorgung gefunden hat. Sein einziger Wunsch ist mit Carln nur der, den Bruder aus seinem erwählten Stande zu befreien, ob wohl Heimberz zufrieden seinen Dienst verrichtete und sich über die Erlösung seines geliebten Bruders freuete. Gute Herzen, vielleicht wird euere Freude bald vollständig seyn. Der im Halberstädtschen auf dem Amte Steckenberg wohnende Kriegsrath F==r, ein Mann, der schon oft seine menschenfreundliche Wohlthätigkeit bewiesen hat, komt zum Besuche an, und nach geendigtem Hauptgeschäfte zwischen ihm und dem Herrn des Hauses, wird ihm der junge Scheermann gezeigt, er erfährt dessen Schicksale, bewundert die heldenmüthige Zärtlichkeit seines jüngern Bruders, nimt an dem Kummer des ehrlichen Vaters einigen Antheil, und beschließt, daß er Heimberz vom Soldatenstande zu befreien suchen, und beide Brüder wieder in die väterlichen Arme liefern will. Gedacht, gethan, er reiset mit diesem edlen Entschlusse nach Dreßten ab, bemüht sich bei dem General des Regiments und andern Großen, ja selbst bei einem großen Prinzen um die Loslassung Heimberz Scheermann, welche denn endlich unter den Bedingungen bewilligt wird, daß zwei andere wohl gewachsene Ausländer von der Größe des zu verabschiedenden in dessen Platz geschaffet, und zur Sicherheit noch hundert Thaler zum Unterpfande ausgezahlt werden solten, wenn etwan einer davon entlaufen mögte. Der edle Mann erfüllt dieselben, da er zwei Rekruten von der verlangten Größe ankauft, er erlegt die gefoderten hundert Thaler, nimt den ihm abgelieferten Heimberz zu sich und überrascht auf die lebhafteste Weise den älteren Bruder, da sich der jüngere wieder alle Erwartung so unvermuthet in seine Arme wirft. Beide Söhne führt er darauf zu ihrem sehnsuchtsvollen Vater, und empfängt in dem rührenden Anblicke der Freude dieser verewigten guten Familie den süssesten Lohn, den die Güte seines Herzens verdiente. Große, schöne, edle Thaten, werth, von Menschen verrichtet zu seyn. Welcher Reiche unternimt die Ausübung einer ähnlichen guten Handlung! Welcher Bruder thut so viel für den seinigen! * * *

---

## Merkwürdiges Beispiel, gegenseitiger Großmuth *).

Topal Osman wurde 1698 in einem Alter von etwa 25 Jahren mit Aufträgen des Großsultans zum Bassa von Cairo gesandt. Bis Said (das alte Sidon in Syrien,) reiste er zu Lande; weil er sich aber vor den Plün-

*) Universal Magazin for December 1778. p. 294.

Plünderungen der Araber fürchtete, so stieg er hier in ein türkisches Fahrzeug, welches nach Damietta, einer Stadt an dem östlichen Ausfluß des Nils, bestimt war. Bei dieser kurzen Ueberfahrt begegnete ihnen ein spanischer Kaper; der Uebermacht ungeachtet beschlossen sie dennoch sich zu vertheidigen, und ihre Freiheit und Güter zu beschützen. Es entstand ein blutiges Gefecht. Hier gab der große Mann die ersten Proben seiner Unerschrockenheit, wodurch er sich hernachmals so oft hervorthat. Die Mannschaft durch sein Beispiel aufgemuntert, focht mit großer Tapferkeit; aber endlich behielt doch die stärkere Anzahl der Spanier die Oberhand, und Osman wurde, nachdem er gefährlich im Arm und Schenkel verwundet war, zum Gefangenen gemacht.

Der spanische Capitain begegnete Topal Osman seiner bewiesenen Tapferkeit wegen mit vorzüglicher Achtung, besonders aber, weil er von ihm als einem Gesandten des Großsultans ein großes Lösegeld zu erhalten hofte. Als er nach Malta kam, wo der Seeräuber sein Schif ausbessern ließ, waren seine Wunden noch immer in einem gefährlichen Zustande, ohngeachtet er gut gepflegt wurde. Am gefährlichsten war die Wunde im Schenkel, von welcher er hernachmals immer lahm blieb, und deswegen auch den Namen Topal oder Krüppel bekam.

Vincent Arnaud, aus Marseille, war damals Befehlshaber des Hofes zu Malta. Sobald sie Anker geworfen hatten, gieng er Amts halber an Bord des Kapers. Kaum erblickte Osman den Arnaud, als er zu ihm sagte: „Können Sie eine großmüthige und edle Handlung thun? – Kaufen Sie mich los, und seyn Sie versichert, daß Sie nichts dabei verlieren sollen.„ Solch eine Bitte eines gefangenen Sklaven war eben nichts neues; aber die Art mit welcher dieser es sagte, machte auf den Franzosen einen so starken Eindruck, daß er den Kaper sogleich fragte, wie viel er Ranzion verlangte. Er antwortete 1000 Zechinen, ( beinahe 500 Pfund, ). „Aber ich kenne Sie nicht,„ sagte Arnaud hierauf zu dem Türken, „wie können Sie also verlangen, daß ich auf Ihr bloßes Wort 1000 Zechinen wagen soll?„ „Wir handeln beide nach Grundsätzen„ versetzte der Türke, mit edlem Anstande. Ich trage Ketten, und deswegen versuch' ich jedes Mittel, meine Freiheit zu erlangen, und Ihnen kan es Niemand verdenken, daß Sie auf das bloße Wort eines Fremden nicht trauen. Ich kan Ihnen aber jetzt kein Unterpfand geben, als mein Wort und meine Rechtschaffenheit; ich will Sie auch ganz und gar nicht dazu übereden; wenn Sie es aber thun, so versichere ich Sie, Sie werden nie Ursach haben, es zu bereuen.„ Arnaud gab dem Großmeister Don Perellos hiervon Nachricht. Der Anstand mit welchem Osman erzählt hatte, die vortrefliche Freimüthigkeit, und die übrigen seltsamen Nebenumstände, bewogen Arnaud unmittel-

mittelbar nach dem spanischen Schiffe zurückzugeben. Er accordirte mit dem Capitain und zahlte für die Befreiung Osmans 600 Zechinen. Darauf brachte er ihn in eins von seinen eigenen Schiffen, schickte einen Wundarzt, und versah ihn mit allem, was er zum Unterhalt und Besserung nöthig hatte. In kurzer Zeit war er außer Gefahr.

Osman hatte seinem Wohlthäter schon gesagt, er könne sich seine Bezahlung von Constantinopel schicken lassen. Da er sich aber in den Händen eines so edeldenkenden Mannes sah, war er dreist genug, sich noch eine Gefälligkeit von ihm auszubitten, diese nemlich: daß er die Art der Bezahlung gänzlich ihm überlassen mögte. Arnaud bedachte, daß etwas Großes nicht halb gethan werden müsse, und war großmüthig genug, den Vorschlag nicht nur anzunehmen, sondern ihm oben drauf noch das Schif, in welchem er bisher gewohnt hatte, anzuvertrauen, und ihn mit noch mehr Beweisen der Großmuth und Freundschaft zu überhäufen. Sobald es seine Gesundheit erlaubte, trat Osman seine Reise in diesem Schiffe an.

Nun beschützten ihn französische Kriegsschiffe für die Seeräuber. In kurzer Zeit langte er zu Damietta an, und segelte auf dem Nil nach Cairo. Kaum war er daselbst angekommen, so gab er dem Schifscapitain 1000 Zechinen für seinen Wohlthäter Arnaud, und schickte ihm zugleich ein prächtiges Pelzwerk, mit 500 Kronen zum Geschenk. Er richtete bei dem Bassa von Cairo den Befehl des Großsultans aus, und da er zu Constantinopel anlangte, war er der erste, der dort seine Sklaverei erzählte.

Seine Dankbarkeit für die ihm erwiesene Großmuth, war nicht bloß die Folge der ersten Empfindung; sein ganzes Leben hindurch bezeigte er durch Briefe und andere Beweise, was für einen tiefen Eindruck sie auf sein Herz gemacht hatte.

Im September 1731 stieg Topal Osman zur Würde eines Großvizirs, vielleicht eine der höchsten in der Welt, aber auch eine der gefährlichsten. Sobald er von seiner neuen Würde Besitz genommen hatte, schickte er nach dem französischen Gesandten, ersuchte ihn nach Malta zu schreiben, und seinem alten Wohlthäter von seiner Erhöhung Nachricht zu geben; er bat ihn nach Constantinopel zu eilen, weil bei diesen Umständen etwas für ihn bereit wäre, und erinnerte ihn zugleich, daß ein Großvizir selten lange in seiner Würde bliebe.

Arnaud kam im Jahr 1732 mit seinem Sohn von Malta nach Constantinopel, und brachte verschiedene Geschenke mit, nebst zwölf Türken, welchen er ihre Freiheit verschaft hatte. Leztere ließ sich der Großvizir zeigen. Arnaud in einem Alter von 72 Jahren wurde dem nunmehrigen Großvizir des Osmannischen Kaiserthums mit seinem Sohne vorgestellt. Er empfieng sie in Gegenwart der vornehmsten Staatsminister mit den größ-

größesten Beweisen der Zärtlichkeit und Freundschaft. Alsdann wandte er sich gegen die Umstehenden, und zeigte auf die befreieten Türken: „Seht,„ sagte er, „diese eure Brüder genießen nunmehro die Süßigkeiten der Freiheit, nachdem sie in der Sklaverei geseufzt haben; dieser Franzose ist ihr Befreier. Ich selbst war ein Sklave, in Fesseln geschlagen, und Blut strömte aus meinen Wunden; dieser Mann hier befreiete mich: Er ist mein Wohlthäter: ihm verdanke ich mein Leben, meine Freiheit, mein Glück, und alles was ich jetzt genieße. Ohne mich zu kennen, bezahlte er für mich eine große Summe, ließ mich auf mein bloßes Wort wegreisen, und gab mir ein Schif, mit dem ich wohin ich wolte, fahren konte. Wo ist der Muselmann der einer solchen Großmuth fähig wäre?„

Während das Osman redete, hefteten alle Anwesende ihre Augen auf den alten Arnaud, der des Großvizirs Hände zwischen den seinigen fest hielt. Der Vizir fragte alsdann den Vater und Sohn nach mancherlei Umständen, welche ihre Lage und Glück betrafen. Ihre Antworten hörte er mit Güte und Aufmerksamkeit an, und endlich beschloß er die Unterredung mit einem Arabischen Spruch: *Alla Kerim*, das heißt, Gottes Vorsicht ist groß. In ihrer Gegenwart vertheilte er die mitgebrachten Geschenke; den größten Theil davon bekam der Sultan, dessen Mutter, und der Kislar Aga. Hierauf empfohlen sich beide Franzosen, und reißten zurück.

Topal Osman war einer von den wenigen, welche durch ihr ganzes Leben Beweise eines über den Beifall des Volks erhabenen Gemüths geben. Seine Größe der Seele war die Wirkung seiner Rechtschaffenheit, seiner Tugend und seines Verstandes; seine edle Denkungsart zeigte einen Mann, der einen Gott, eine künftige Belohnung und Bestrafung glaubt. Da dieser edelmüthige Türke Herrn Arnaud fragte, ob wohl ein Muselmann einer solchen großmüthigen Handlung fähig sey?„ so können wir fragen: „Solte sich wohl ein Christ finden, der eine großmüthige Handlung auf eine edlere Weise, als Topal Osman that, erwiedern würde?„ Solche Beispiele sind gewiß unter den Christen sowohl als Muhammedanern sehr selten; und deswegen verdienen sie, wenn sie sich ereignen, um desto mehr bekant gemacht zu werden.

Im Jahr 1733 war Topal Osman General-Befehlshaber der Osmannschen Armee, die sich dem weitern Eindringen des Persers *Kouli Khan* entgegensetzte. Hier starb dieser vortrefliche Türke, nach verschiedenen glücklichen Unternehmungen, zulezt auf dem Bette der Ehren.

Göttingen. J. Fr. Laur.

---

Zuver-

# Zuverläßizes Mittel, die Wanzen aus dem Grunde zu vertilgen.

Ein Landmann, in dessen Wohnstube und Bettstellen sich dieses beschwerliche Ungeziefer seit einigen Jahren so sehr eingenistelt hatte, daß er endlich, um der Plage des Nachts los zu seyn, sich mit seiner ganzen Familie auf den Boden bettete, wendete vergeblich alle nur möglichen Mittel an, seine Kothe von diesen Gästen zu reinigen. Er schmierte die Fugen der Bettstellen mit Theer aus, aber auch das wolte nichts helfen. Endlich rieth ihm Jemand, frisches Calmuskraut mit samt den daran gebliebenen Wurzeln, das auf den mehrsten Wiesen zu wachsen pflegt, in die zuvor ausgeräumten Bettstellen, Schränke 2c. etwa einen Fuß hoch zu streuen. Kaum hatte er es gethan, so konte man auch schon die Wirkung davon verspüren.

Das Ungezieser, das den starken Geruch dieses Krauts durchaus nicht mußte vertragen können, lief an den Wänden auf und nieder, starb kurz darauf und verlor sich allzumal. Das Zimmer, die Bettstellen, Schränke 2c. wurden hiernächst ausgelüftet, und man verspürte nun keine einzige Wanze mehr.

Noch ist zu bemerken, daß der bemeldete Landmann, durch einen Zufall, weil er nicht gleich Stroh in die Bettstellen hatte, das trockene gewordene Calmuskraut ein Jahr darin liegen ließ. Seit vierzehn Jahren ist seine Kothe von diesem Ungeziefer gänzlich frei.

---

# Anfragen.

1.

Man pflegt das Ellernholz gemeiniglich im Winter und im Anfange des Frühjahrs ehe der Saft wieder flüßig wird, zu hauen. Von einigen aber wird angerathen, solches Holzfällen im Monat May vorzunehmen, wenn das Laub bereits ausgeschlagen, und die Blätter so groß als Mäuse Ohren sind, weil man bemerkt haben will, daß der neue Trieb alsdenn stärker, und das Holz schneller wieder heran wachse, und eher wieder haubar würde. Man wünschet hierüber die Meinung erfahrner Forstmänner zu vernehmen, und ob deshalb schon an mehrern Orten Versuche gemacht worden sind.

2.

Waren die Steigbügel bei den Alten schon im Gebrauch, und wie stiegen sie gewöhnlich aufs Pferd?

Hannoverisches Magazin.

19tes Stück.

Montag, den 6ten März 1780.

## Ueber die Mittel, sich im Alter vor Hintansetzung und Verachtung zu schützen *).

Nec turpem senectam degere.

*Horat.*

Es ist eine traurige Vorstellung, daß der Mensch, je weiter er an Jahren kömt, an Naturkräften immer mehr rückwärts geht, und allmählich jene feinen und zarten Gefühle verliert, welche einen von seinen größten Vorzügen ausmachen. Die Thräne der Empfindlichkeit, sagt **Juvenal**, ist der ehrenvollste Charakter der Menschheit. Und der schwermüthige *Gray* beschrieb, wie er es empfand, die ganze Wonne des sympathetischen Kummers, mit einer klagenden Anmuth, wegen welcher folgende alkäische Strophe mit den besten lyrischen Gedichten der Alten und Neuern einerlei Rang verdient:

O! lacrimarum fons tenero sacros,
Ducentium ortus ex animo quater,
Felix, ab imo qui scatentem,
Pectore te, pia Nympha, sentit.

So viel wirklicher Schmerz auch bisweilen das Gefühl des Kummers begleiten mag; so halten demselben doch jene angenehmen Empfindungen das Gegengewicht, die deswegen nicht minder aufrichtig und erfreulich sind, weil sie nicht jene Art von Freude erregen, welche gedankenlose Lustigkeit einflößt. Der Gram des sympathetischen Herzens ist freilich durchdringend; aber sein Vergnügen ist auch dafür nicht minder erhaben. Troz allem dem, was man von der Glückseligkeit einer phlegmatischen Gemütsart sagen mag, wird doch ein jeder, der die Dinge in der Welt gehörig zu schäzen weiß, sie als einen Unsegen verbieten, der die menschliche Natur herabwürdigt. Sie ist die negative Glückseligkeit der dümsten vierfüßigen Thiere, die man zu der elendesten und lästigsten Arbeit braucht. Wer wird wünschen, ein Böotier zu seyn, wenn ihm sein Loos in Attika gefallen ist?

So betrübt indeß der menschliche



*) S. Essays moral and literary, by Mr. *Knox*, 2. Edit. Lond. 1779. 8. p. 228.

Zustand ist, wenn das Herz aufhört, die lebhaften Regungen der Liebe und des Mitleids zu fühlen; so eilen wir doch diesem Zustande alle entgegen, vermöge des Gesetzes der Natur, welches uns verpflichtet, so bald wir bis zu einem gewissen Punkte der Vollkommenheit gelangt sind, mit rückgängiger Eile alles das wieder zu verlassen, was uns das Vermögen gab, zu gefallen, oder an andern Gegenständen Gefallen zu finden, ertheilte. Wenn indessen das Alter bloß mit dem Verluste gefälliger Eigenschaften verknüpft wäre, so könte man vielleicht den Verlust der Empfindlichkeit oftmals für eine Glückseligkeit des Menschen halten, da er ihn hindern würde, eins der größten natürlichen und unverdienten Uebel zu fühlen. Allein, im Grunde wird zuweilen die Abwesenheit alles dessen, was liebenswürdig ist, gar bald durch alles das, was hassenswürdig ist, ersetzt; so, wie zur Zeit des Winters das Grün und die Musik des Waldes nicht nur verschwunden sind, sondern auch in ihre Stelle das Geheul des Nordwindes trit, und die dürre Aussicht nackter und schaudervoller Gegenden. Das Alter ist zwar für alle angenehme Empfindungen tod, aber dagegen für alles das lebendig, was geistigen oder körperlichen Schmerz verursacht.

Von diesen Uebeln ist ein Theil die Folge der Natur, und unvermeidlich. Zum Theil aber sind sie auch Folgen eines fehlerhaften Verhaltens, welches sich durch Vernunft und Philosophie berichtigen läßt.

Wenn der Körper durch das Alter geschwächt wird, so müssen natürlicher Weise Mattigkeit oder Schmerz erfolgen. Körperliche Schwachheiten rauben allmählich die Stärke des Geistes. Unangenehme Empfindungen, die lange anhalten, trüben die natürliche Heiterkeit des Gemüts. Und die Unfreundlichkeit, die Grämlichkeit und Strenge, welche den letzten Austrit des Lebens bezeichnen, müssen, so unangenehm sie auch sind, doch entschuldigt werden, und verdienen eben so wenig freiwillige Fehler zu heißen, als der Gliederschmerz. Sie sind eine natürliche Folge des innern Leidens, und entstehen aus einem verwundeten Gemüt, eben so unvermeidlich und nothwendig, als das Blut hervorströmt, wenn man sich schneidet, oder verwundet. Sie stören die Ruhe, und vergiften die geselligen Freuden; billig aber solte man mit ihnen Geduld haben, wenn nicht aus Menschenliebe, doch wenigstens aus der Betrachtung, daß der Tag nicht weit mehr ist, an welchem wir eben diese Nachsicht brauchen werden. Und hernach werden wir es dann aus der Erfahrung sehen, wie herzdurchbohrend a) die ungeduldigen Vorwürfe derer sind, die durch die Bande der ehelichen, kindlichen, und häuslichen Pflicht verbunden wären, uns unter dem Druck des Elen-

a) Κερτομιοις Επεεσσι, *Homer.*

Elendes zu trösten, und, wie der fromme Dichter es ausdrückt, die Wiege des schwachen Alters zu wiegen.

Man sieht indeß aus der Erfahrung, daß das Alter nicht allemal mit natürlicher Schwachheit verbunden ist. Ursprüngliche Stärke der Gesundheit, oder lang gewohnte Mäßigkeit, veranlassen oft ein blühendes hohes Alter. In diesem Falle haben die verhaßten Eigenschaften, die man gemeiniglich dieser Lebensperiode Schuld giebt, gar keine Entschuldigung für sich. Verhältnißmäßig größere Einsicht und Vollkommenheit solte billig die Folge langer Beobachtung und Erfahrung seyn b). Das Laster des Geizes, dies Unterscheidungsmerkmal der lezten Lebensscene, ist in diesem Fall unvernünftiger, als jemals. Es ist gerade eben so ungereimt, wie schon oft gesagt ist, als wenn man immer desto mehr Vorrath von Lebensmitteln anschaffen wolte, je mehr sich die Reise ihrem Schlusse näherte. Auch ist dieser Geiz die Quelle jeder andern abscheulichen Gesinnung. Er gewöhnt das Herz, den Anblick des Elends ohne Mitleid auszuhalten, weil Mitleid zur Hülfe auffodert, und Hülfe mit Kosten verbunden ist. Hartherzigkeit wird eben so, wie alle Neigungen des Herzens, durch willkührlichen Hang immer stärker; und wer das Glück oder das Elend derer, die durch das gemeinschaftliche Band der Menschheit mit ihm verknüpft waren, lange nicht achtet, der wird bald gegen seine nähern Verbindungen unfreundlich, gegen seine Familie und Freunde grausam, und noch grausamer gegen sich selbst werden.

Eine andere Eigenschaft, weßwegen alte Leute von denen vermieden werden, die am meisten im Stande wären, sie aufzumuntern, ist eine unvernünftige, mürrische Strenge in Ansehung der Sitten. Dem alten Manne sind die Gefühle der Jugend fremd geworden, er vergißt, daß er auch einmal jung gewesen ist, und beurtheilt daher selbst die unschuldigen Scherze munterer Geister und eines warmen Herzens, nach den strengen Eingebungen einer ernsten Klugheit. Indeß sieht er bald, daß auch sein Urtheil gar wenig von denen geachtet wird, die von allen Seiten her durch eine weit lockendere Stimme eingeladen werden. Er wird ungeduldig und grämlich. Er verdammt alles, was in den jetzigen Zeiten geschieht, und erhebt die Moden, die Lustbarkeiten, die Kleidertrachten, die Sitten, die Gelehrsamkeit, den Geschmack, die in den Tagen seiner Jugend herrschten, und ihm bloß deswegen vorzüglicher als die gegenwärtigen dünkten, weil



b) An nihil in melius tot rerum proficis usu?

*Juvenal.*

Das Alter, sagt der Canzler Bacon, verbessert die Menschen mehr, in Ansehung ihrer Verstandeskräfte, als in den Neigungen und Fertigkeiten des Willens.

damals sein Empfindungsvermögen lebhafter und schärfer war; der nemliche Grund, um des willen die gegenwärtigen so unwiderstehliche Reize in den Augen seines Enkels haben.

Für die natürlichen Uebel des Alters muß man vielmehr beim Arzt, als beim Moralisten, Hülfe suchen. Allein die Philosophie kan doch den Schmerz dieser Uebel lindern, wenn sie dieselben gleich nicht zu heilen vermag. Sie kan Betrachtungen an die Hand geben, welche wie Balsam für die Wunden der Seele sind. Sie kan uns lehren, wie wir die Uebel ertragen sollen, die sie nicht wegräumen kan, und uns dadurch, daß sie unsere Kräfte des Widerstandes auffodert, in den Stand sezen, die Bürde zu erleichtern.

Alle Leute sind indeß nicht dieser wohlthätigen Hülfe der Philosophie fähig. Nur diejenigen, die ihren Verstand durch gute Erziehung gebildet, und ihre Neigungen dadurch verfeinert haben, sind im Stande, die weisen Vorschriften eines Epiktet, oder eines Cicero, zu verstehen und zu benuzen. Mit noch größerer Wirksamkeit aber trit die Religion herbei, um in den bittern Kelch des Lebens etwas zu mischen, wodurch er immer unfehlbar versüßt wird, und welches dem Geschmacke jedes menschlichen Geschöpfes angemessen ist.

Die Religion ist freilich für sich schon ungemein geschickt, die Wolken zu zerstreuen, und Sonnenschein über den Abend des Lebens zu verbreiten. Indeß kan man denen, die sich mit der Gelehrsamkeit beschäftigen, Cicero's berühmte Abhandlung nebenher empfelen, die sehr viel wahre Trostgründe enthält. Viele moralische Aufsäze, die uns beim Lesen noch so richtig und angenehm vorkommen, sind im menschlichen Leben selbst wenig nüze; und gehn bloß auf speculative Unterhaltung hinaus. Allein Cicero's Abhandlung vom Alter schreibt Regeln vor, und giebt Ideen an die Hand, welche, wenn wir sie auf unser Verhalten wirken lassen, das Alter wirklich angenehm und ehrenvoll machen müssen. Jeder alte Mann, der weise und glücklich zu seyn, und folglich Achtung zu genießen wünscht; solte sie oftmals durchlesen, und sich die darin enthaltenen Grundsäze eigen machen.

Die Armen und Ungelehrten können freilich nicht diesen Zusaz heidnischer Weisheit nüzen; sie haben aber den Trost, daß die evangelische Philosophie zur Heilung aller Seelenkrankheiten völlig hinreichend ist, und zugleich weder außerordentliche Fähigkeiten, noch die Vortheile gelehrter Muße, noch die Mühe des Studirens erfodert. Aufmerksamkeit auf die Pflichten der Religion und Menschenliebe dient theils dazu, die leeren Stunden des bejahrten Lebens auszufüllen, theils auch, durch jene Heiterkeit, die allemal mit löblichen Beschäftigungen verbunden ist, Gesinnungen der Geduld und der Verleugnung einzuflößen. Geschmack und Geist der Religion verschaffen uns allemal das

leb:

lebhafteste Vergnügen. Die unruhigen Freuden der Jugend können in der Folge weit besser durch fromme Inbrunst der Seele ersetzt werden, durch eine Flamme, die fähig ist, das kalte Blut des Alters zu erwärmen, und ein Vergnügen hervorzubringen, das den Vergnügen jüngerer Leidenschaften gleich komt, ohne doch, wie sie, gefährlich oder strafbar zu seyn.

Auf diese Weise kan sich das Alter in seiner Würde erhalten; und von seiner Würde hängt größtentheils seine Glückseligkeit ab. Diese allein kan die Unbesonnenheit junger Leute in Schranken halten, die nur gar zu oft durch den Leichtsinn eines gedankenlosen Gefühls ihrer Gesundheit angereizt werden, die Achtung zu vergessen, welche, nach der Meinung der Alten, einem grauen Haupte gebührt. Es ist in der That sehr traurig, wenn man in einigen Familien den alten Stammvater derselben verachtet und vernachläßigt, und, gleich einem altmodischen Stücke Hausraths, oder unnützen Plunders, ganz achtlos auf die Seite geworfen sieht. Solch eine Begegnung ist bis zum Abschen widernatürlich; sie ist aber da nicht leicht zu vermeiden, wo kein persönliches Verdienst ist, kein auf vorzügliche Klugheit gegründetes Ansehen, wodurch der Mangel anziehender Eigenschaften ersetzt wird. Zärtlichkeit und Zuneigung sind vielleicht geduldig und zugethan; wer wolte aber sich nicht lieber Hochachtung zu erwerben wünschen, als Mitleid zu erregen? Um der häuslichen Glückseligkeit willen muß man aber nie vergessen, daß man das gebietrische Ansehen der Weisheit durch Annehmlichkeit des Betragens zu mindern suchen muß; und man wird finden, daß eine mit Liebe verbundene Achtung allemal die wünschenswürdigste ist.

Die Empfindlichkeit der Jugend auch noch im hohen Alter zu behalten, ist deswegen schwer, weil Vernunft und Philosophie wohl schwerlich viel zur Verlängerung derselben beitragen können. Sie ist eine natürliche Folge der abnehmenden Kräfte. Sehr viel von der Milch menschlicher Lindigkeit, wie sie genant wird, fließt aus einem feinen Gewebe der Nerven her; ein Gewebe, das durch lange Dauer zerrissen, und eine Feinheit, die von der Zeit zerstört wird.

Indes lassen sich auch die Wirkungen der Zeit durch Ausschweifungen beschleunigen. Mäßigkeit der Jugend, vereint mit den übrigen Vortheilen dieser glücklichen Periode, verlängert die Empfindlichkeit derselben. Und unter den vielen Bewegungsgründen zur frühen Weisheit, muß dieser ein grosses Gewicht haben, daß Weisheit in der Jugend gemeiniglich Glückseligkeit im Alter zur unausbleiblichen Folge hat.

Vielleicht kan nichts mehr dazu beitragen, die angenehmen Eigenschaften der Jugend zu verlängern, als wenn man den Geschmack an ihren unschuldigen Vergnügungen beizubehalten sucht. Wir werden oft in

unsern Meinungen und Gesinnungen alt, ehe wir noch weit in die Jahre kommen. Wir gewöhnen uns zu melancholischen Ideen von unsrer allmählichen Abnahme, und ehe wir noch unfähig zum Genuße sind, entsagen wir schon dem Vergnügen, an welchem wir noch Theil nehmen könten. Angenehme Vorstellungen werden eben so wohl, als unangenehme, durch Sympathie von andern angenommen. Wer oft in Zirkel kömt, wo Jugend und Heiterkeit alles finstre Nachdenken verbannen, wird sich selbst wider Willen von Munterkeit belebt fühlen; er wird seine Sorgen vergessen; seine Runzeln werden sich abglätten; sein Herz wird sich erweitern. Und wenn er gleich nicht die Wirkung von Medeens Zauberfeuer in der Verneuung seines Körpers fühlt, so wird er doch finden, daß sein Geist wieder die ehemalige Stärke und Thätigkeit erhält. Im Gegentheil aber sieht man gemeiniglich, daß alte Leute entweder einsam für sich leben, oder die Gesellschaft von Leuten besuchen, welche, durch ihre ansteckenden Klagen nur ihr gegenseitiges Elend vermehren können.

Die Bücher, welche wir im Alter lesen, werden allemal einen großen Einfluß sowohl auf unsre Gemüthsart, als auf unsern Verstand und unser Verhalten haben. In einem gewissen Alter pflegen manche, aus übel verstandener Schicklichkeit, alle unterhaltende Bücher wegzulegen, und nichts anders zu lesen, als jene ernsthaften Schriften, die freilich zu gewissen Zeiten sehr dienlich seyn mögen, aber dann, wenn man sie ohne Abwechselung liest, mehr eine beständige Schwermut, als eine auf Grundsätze gegründete Weisheit, bewirken. Warum sollte man die Phantasie, diese fruchtbare Quelle alles Angenehmen, alsdann ganz ruhen lassen, wenn es uns am meisten am Vergnügen fehlt? Warum solte man die Werke eines *Horaz*, *Virgil*, *Homer* beiseite legen, um dafür die Betrachtungen eines *Seneka* und *Antonin* zur Hand zu nehmen? Eine kluge Mischung solcher Bücher, die für die Einbildungskraft gehören, mit denen, die den Verstand erleuchten, würde den Eindruck beider verstärken, und zugleich durch Gewährung eines lebhaften Vergnügens zu unsrer Gesundheit und Glückseligkeit beitragen.

*Horaz* wünschte, daß er sein Alter nicht ohne seine Leyer zubringen mögte. Die Tonkunst ist ohne Zweifel eine angenehme Gefährtin in jedem Austritte des Lebens; für den letzten Austrit desselben aber ist sie vorzüglich geschickt. Sie giebt uns Beschäftigung, ohne peinliche Anstrengung, bezaubert die Sinne, und labt zugleich das Herz.

---

Etwas

# Etwas von unterirdischen Kanälen der Ströme und Flüsse.

In einem Dorfe nicht weit von Nimwegen in Holland, sind zwei Brunnen, die nur fünf Ruthen von einander liegen, und wovon gleichwohl der eine Wasser aus dem Flusse die Maas, der ander aber aus dem Flusse die Waal genant, in sich faßt. Dies weiß man nicht allein aus der verschiedenen Beschaffenheit beider Arten von Wasser; sondern auch daraus, daß das Wasser in dem Maas-Brunnen jederzeit wie in der Maas steigt und fällt, und in dem andern wie in der Waal, obgleich das Dorf wohl drei Stunden von der Maas, und kaum eine Viertel Stunde von der Waal belegen. Noch am Ende des vorigen Jahrs ist solches durch einen glaubwürdigen Freund von mir, an Ort und Stelle also untersucht und befunden worden.

Außerdem hat man vorhin wahrgenommen, daß das Wasser in dem öbersten Theile der Waal, den ganzen Sommer 1748 weit über die gewöhnliche Höhe gestanden, ob es gleich damals fast immer trocknes Wetter gewesen; und daß sich gerade das Gegentheil in dem nassen Herbste eben desselben Jahrs zugetragen.

Auch ich selbst habe im Jahr 1770 in den Niederlanden befunden, daß damals die Clevischen und Gelderschen Flüsse so anhaltend hoch blieben, daß auch vielleicht bis jetzt kein ähnliches Beispiel davon vorhanden, ob es schon besonders in währendem Sommer gedachten Jahrs, lange nicht so ungewöhnlich viel, wie wohl sonst, regnete, wenn gleichwohl noch die Flüsse in ihren Ufern zu bleiben pflegen.

In dem zum Hamburgischen Amte Ritzebüttel gehörigen Dorfe, Dünen genant, das letztre am südlichen Ufer des Ausflußes der Elbe, woselbst dieser Fluß schon längst ganz salzigt ist, findet man noch einen Brunnen voll süßen Wassers, der gleichwohl der Mündung der Elbe so nahe ist, daß auch die Wellen hoher Fluthen ihn nicht selten erreichen.

Ja, auf der noch eine Stunde weiter Seewärts davon belegenen kleinen Hamburgischen Insel, das Neuewerk genant, als dem äußersten, wenigstens durch die **Watten** *) noch halb festem Punkte des nördlichen Deutschlands, fand man in dem dortigen höchst einsamen, schon ums Jahr 1300

*) **Watt.** H. Wadde. E. Washes, oder Sea-Sand, ist der unbegrünte kahle Vorgrund, welcher von der Ebbe an, bis auf die höchste Fluth sich erstreckt, weil das Salzwasser keine Erdgewächse hervor grünen läßt. Ein solches **Watt** besteht aus Sand, mit Schlamm oder Schlick vermischt. Zwischen dem schon gedachten Dorfe Dünen, und dem Neuenwerke, ist es so fest und sandig, daß man zur Zeit der niedrigen Ebbe, und bei stiller Witterung, durch einen Landlootsen mit Pferde und Wagen sicher dahin geführt werden kan. Zur Zeit der sofort darauf sich einstellenden Fluth, die auf diesem Watte über 12 Fuß hoch wird,

1300 erbaueten Thurm noch eben einen solchen Brunnen. Allein, fast unglaublicher Weise hat man denselben in neuern Zeiten nach und nach voll Steine geworfen und eingehen lassen. Dagegen leitet man nun itzt dort sparsam genug Regenwasser durch Röhren vom Dache herunter, welche gleichwohl aber in der Sturmvollen Nacht vom 31ten August auf den 1ten September 1777 vom Himmel selbst gleichsam nur salzes Wasser gaben. In dieser Nacht giengen nemlich die drohenden Wellen an diesem ganz von See und Elbe umgebenen Thurm so hoch, daß sie sich selbst nur an und auf dem Dache des Thurms brachen; wie mir solches das Jahr darauf der Hamburgische Vogt, welcher diesen Thurm schon seit einer Reihe von Jahren sehr zufrieden und ruhig bewohnt, an Ort und Stelle glaubwürdig genug versicherte.

Alles dies mag jedoch nur eine Probe seyn, um die bekannte Behauptung der Naturkündiger, besonders eines Lulofs und Silberschlags, weiter zu bestätigen, daß Ströme und Flüsse häufig Wasser durch unterirdische Kanäle empfangen; ja daß Flüsse Meeren gleichen, die sich weit und breit unter der Erde erstrecken, und wovon der sichtbare Theil, den wir Fluß nennen, nur ein offener Kanal, und ein Thal ist, in welchem sich das unsichtbare Meer, indem es gleichsam überläuft, nach dem allgemeinen oder Weltmeere entladet.

Harburg. N. Beckmann.

wird, kan man selbst in großen Schiffen, durch Seelootsen geführt, eben diesen Weg wieder zurück schiffen, wenn man nicht auf dem Neuenwerke seinen Wagen behalten, und zur Zeit der wieder eintretenden Ebbe auf eben demselben wieder zurück fahren will. Diese Note, die für einen solchen Text freilich etwas lang gerathen, ist hoffentlich darum doch nicht unangenehm.

---

## Anfrage.

Wenn man gleich nach den bisher bekanten Anweisungen den Nelkenblätter-Catalogum genau macht, so behalten die, mit dem in Wasser aufgelößten Gummi arabic. aufgeklebten Blätter dennoch kaum die Hälfte der Schönheit ihrer Farben. Allen Blumenfreunden würde gewiß sehr angenehm seyn, ihren Catalogum so machen zu können, daß die Nelkenblätter an ihren Farben nichts verlieren. Solte nicht etwa eine Art Firniß oder eine andere Methode bekant seyn, wie man die aufgeklebten Blätter überstreichen oder sonst behandeln könte, um dadurch ihre Farben so vollkommen zu erhalten wie sie die Natur hervor bringt. Wem dergleichen bekant seyn solte, der würde sich jedem Blumenfreund sehr verbindlich machen, wenn es gefällig wäre, in diesem Magazin noch vor der Blüte der Nelken eine deutliche Anweisung zu geben, auf was Weise man zu verfahren habe, um den gewünschten Zweck in möglichster Vollkommenheit zu erreichen.

# Hannoverisches Magazin.

20tes Stück.

Freitag, den 10ten März 1780.


## Von den Ursachen des Windes und der Kälte *).

Das Meer wird im Sommer nicht warm, im Winter nicht so kalt, wie das Land; kömt der Wind über den festen Theil der Erde, so ist es im Sommer heiß, im Winter sehr kalt: denn die Kälte, wovon die Rede ist, ist eigentlich die Kälte der Luft, da diese gemeiniglich in Bewegung ist, so muß die Kälte anhalten, wenn beständig gleich kalte Luft die Stelle ersetzet. Das Wasser, welches die Sonnenstralen einläßt und abmattet, theils zurückschlägt, schwächt auch durch sein Wanken die zusammenziehende Bewegung der Kälte: jede Bewegung, selbst die Bewegung der Luft, die nicht mit ihr übereinkömt, hindert sie; die Früchte verfrieren nicht auf den Gipfeln der Bäume, die sich bewegen, wenn die an den Seiten der Bäume, im Walde, und im Ueberwinde verfrieren, und die Kälte nimt zu mit der Ruhe der Luft und Abnahme des Windes; wir haben die größten Grade der Kälte bei der Windstille, weil aber alsdenn der Wind umgehet, so sagt man davon im Sprüchwort, strenge Herren regieren nicht lange. Die ursprüngliche Ursache der Kälte scheint weiter nichts zu seyn, als die natürliche anziehende Kraft, welche allein würkt, so bald die lösende Bewegung der Wärme aufhöret, und ungehindert wird sie fortfahren zu würken oder zunehmen; zusammenziehende Dünste und Bewe-

U gungen

*) Die Gesellschaft der Wissenschaften zu Drontheim verlangte im Jahr 1777 eine Beantwortung der Aufgabe über das Ab- und Zunehmen der Kälte, in den am Nordpol liegenden Landen, in sofern solches aus der Erfahrung durch physische oder astronomische Gründe bewiesen, oder wahrscheinlich vermuthet werden kan. Eine hievon entworfene Abhandlang ist anhero zum Abdruck in diese Wochenschrift eingeschickt, und man trägt um desto weniger Bedenken, solche den Lesern dieser Blätter vorzulegen, da jetzo so viele sich mit Beobachtungen auf dasjenige beschäftigen, was etwas beitragen kan, die künftige Witterung vorher zu wissen. Man läßt es übrigens dahin gestellt seyn, wie weit die angeführten Thatsachen nebst den darauf gebaueten Hypothesen und daraus gefolgerten Schlüssen gegründet sind, oder in die Wissenschaft die künftige Witterung zu bestimmen, würklichen oder zufälligen Einfluß haben können.

gungen können sie befördern, so wie entgegengesezte Bewegungen der Säfte sie hindern und eine Wärme verursachen. Der Schnee vermehrt die Kälte: er ist schon zusammen gezogen und hält durch seine elastische Zurückwürkung die Wärme zurück, die noch in der Erde ist und die Kälte zurück in der Luft, ihre ganze Kraft würket also über dem Schnee, der zugleich die Bewegung des alten Grases und der Gesträuche hemmet, und weil die Luft in der Höhe niemals erwärmet wird, so muß die, welche von Gebirgen kömt, die härteste und kälteste seyn. Zu Paris, zu Constantinopel, ist zuweilen die Kälte größer, als zu Hamburg, wenn die Luft dorthin, weit über Schnee und von Gebirgen kömt. Diese Luft gehet nahe an oder über den Gebirgen her.

Es muß also der Nord und Nordwestwind in Amerika der kälteste seyn, und der Ostwind der gelindeste; in Europa hingegen muß dieser im Winter der kälteste seyn, im Frühjahr aber Nordost und Nord, weil die Erde gegen Osten schon von der Sonne erwärmet wird. Im Sommer muß bei uns der Ostwind heiß seyn, der im Winter der kälteste war, und der Wind von der Wasserseite, der im Winter der gelindeste ist, muß im Sommer der kühlste seyn und nicht der Nordwind, dieser muß in den Hundestagen warm seyn, in Dännemark wegen Norwegen, in Deutschland wegen Schweden, und wegen Deutschland schon eher in Italien, hier muß er im Winter der kälteste seyn und nicht der Ostwind, weil Italien gegen Osten Wasser hat, auch in Dännemark muß deswegen Nordost und Südost kälter seyn, denn der Ostwind, und dieser im Sommer nicht so warm, im Winter nicht so kalt, wie in Deutschland. Aus Süden muß es in Deutschland frieren, fürnemlich wegen der Alpen, und nach einem Ostwind gleich heftig, auch in dem übrigen Norden, außer Norwegen, wohin der Südwind über das deutsche Meer kömt. Die Ostsee ist nicht breit genug, einen sonderlichen Unterschied zu machen; wenn aber der Südwind Stand hält, so muß die Kälte gegen den dritten und vierten Tag abnehmen, weil die Luft vom mittelländischen Meer und von den Ländern heran nahet, die näher nach der Linie liegen, wenn sie anders über die Alpen kommen kan; wo nicht, so wird doch der Wind nach Süstwest gehen. Der Nord und Nordost kan seine Dünste zu Schnee zusammen ziehen und die Erde damit bedecken. Geht alsdenn der Wind nach Osten und Südosten, so haben wir bei seiner Standhaftigkeit und Windstille die höchsten Grade der Kälte. Oft wird der Wind durch einen entgegengesezten aufgehoben; entgegengesezte Züge von Dünsten am Horizont zeigen ihn im Winter an, und sind ein Zeichen, daß der Wind umgehen und die Kälte sich legen werde. Der Nebel zeiget an, daß er umgegangen ist, und auf einen Westwind bedeutet er Kälte. Wer demnach den Wind in seinen Ursachen vorher sehen kan, der wird auch das

Ab- und Zunehmen der Kälte vermuthen und beweisen können.

Die Ursachen des Windes sind schon Wärme und Kälte: die Luft läßt sich durch das Feuer nicht aus einander lösen, sie weichet der Hitze und der Wärme aus, zieht sich an einem kalten Ort auf das engste zusammen und macht sich wieder mit großer Gewalt Plaz. So fuhr aus einem kleinen See, wie aus einer Windbüchse ein Orkan, der eine Allee durch einen Wald schlug: es war eine starke Hitze, der See tief, zwischen Bergen und Wäldern, eine Menge Luft war also in eine kalte Tiefe gedrenget worden, die mit jener Gewalt hervorsprang. Das kan auch die Gelegenheit gewesen seyn zu der Fabel von dem Pilatus See in der Schweiz. Das caspische und das schwarze Meer sind stürmisch; hieher entweichet viel Luft, weil das große Weltmeer entfernt ist, das nicht so stürmisch ist, auch nicht, wie die Ostsee und das mittelländische Meer, weil die Luft nicht so enge von der Hitze zusammen gedrenget wird; unter der Linie ist es weit und geruhiger, aber wo es Landseen und Inseln giebt, wo der Grund des Meers gebirgig ist mit kalten Abgründen, wo die Nächte kürzer werden, da giebt es Stürme. Wir haben sie gegen den Winter aus Südost. Hier scheint der Wind zu entspringen, wo die Hitze und Ausdehnung oder Ausweichung der Luft ist, die nur einen gelinden Zug der Luft verursachen könte, aber die Luft hatte sich nach dem Canal und dem deutschen Meer, von verschiedenen Seiten zurück gezogen, und brach endlich wieder hervor; so haben wir auch gegen das Frühjahr die Stürme aus Norden, wo sie die Kälte zusammen zog. (Im Jahr 1779 hatten wir im Winter viel Süd und Südwestliche Winde und im April einen Sturm daher, und zu Smirna, Constantinopel und Rom war große Kälte.) In der Ernte 1765 hatte man aus Norden einen Sturm auf Rügen, der die Gerste ausschlug, aber die Anhäufung der Luft wird in der Ostsee und eine starke Hitze in Schweden gewesen seyn. In der Mitte des Sommers 1777 haben wir viel Wind von der Westseite gehabt, und es wird in England oder in Amerika ein heißer Sommer gewesen seyn. Die Ausweichung der Luft vor der Hitze mögte an sich mit der Länge zu einem beträchtlichen Winde werden; aber die Landwinde entspringen wohl von den Gebirgen und werden heiß und wirbelnd, wenn sie über ein weites dürres Land durchbrechen.

Die Anhäufung der Luft kan in allen kalten Gegenden geschehen, die einen geringen Grad der Wärme oder gar keinen annehmen, über und in dem Wasser, in den Hölen der Erde, über den Gebirgen und in der Höhe der Atmosphäre, weil die Wärme nicht hoch über die Erde steigt; und wenn man sagt, daß die obere Luft dünner ist, so ist es über der Atmosphäre, oder so viel, daß die Luft mit wenigern Dünsten vermischet ist: auf den höchsten Gebirgen empfindet man eine

kalte, heftige, durchdringende, eine concentrirte Luft. Die Zusammenziehung der Luft in den Hölen der Erde ist der Ursprung des Erdbebens: es folgt ein Sturm darauf, es geht ein Brüllen vorher, als wenn die Luft aus dem Eise bricht; die äußere Luft ist leicht, es entsteht in Ländern nicht fern von Gebirgen und weit genug von den beiden Polen, und die stärksten Erdbeben entstehen im Herbst, Winter und Frühjahr. Die Luft hat sich im heißen Sommer der umliegenden Gegenden irgendwo, wie der Aether in verschlossene Poros, in kalte verschlungene Klüfte der Erde gezogen, vielleicht auch vermittelst der Abgründe des Meers, im folgenden Winter hat sie nur mehr Luft nach sich gezogen, weil die äußere Luft weniger kalt war denn sie, und endlich ist sie, vermittelst eines unterirdischen Feuers oder einer Wärme, oder durch ihre eigene Kraft hervor gebrochen bei dem schwachen Wiederstande der äußern Luft; ohne Erdbeben sollen Wirbelwinde aus Hölen kommen, aus offnen Hölen im Sommer. Unter der Linie sinkt die Luft in den langen Nächten sehr zurück: Stürme und Erdbeben müssen da selten seyn, aber auf der Seite von Amerika sind schmale und sehr hohe Gebirge nebst vielen Inseln mit Gebirgen, und da es unter der Linie über dem Meer auch warm wird, so entweichet dahin viel Luft, welche von der Wärme zusammen gedrenget, in die Hölen der Erde dringen kan. Zu weit gegen Norden weicht die Luft nach dem Pol: in Island giebt es feuerspeiende Berge, aber schwache Erdbeben und selten auf der mitternächtlichen Seite. Die Ausweichung der Luft in der Höhe der Atmosphäre über die Hitze, welche Wolken von verschiedenen Seiten her empor ziehet und über einander drehet, diese Erzeugung des Donnerwetters ist zugleich ein Ursprung des Windes: die Kälte zog die Dünste in Wolken und die Luft in einen Sturm zusammen, oft wendet sich das Wetter gegen den Wind, und der Wind geht mit einem Sturm um. Man sieht das Wetter kommen, aber selten zusammen ziehen, besonders im Zenith. Die Erzeugung des Windes ist noch unmerklicher und komt aus heimlichen Oertern, Psalm 135, v. 7. aber kalten Oertern: der heftigste Sturm ist bei Wettern, wo die Kälte die Dünste in Schloßen und Eis zusammen gezogen hat. Die Zusammenziehung der Luft muß vornemlich unter den beiden Polen geschehen, und da sie hier von allen Seiten der Erde her gedrenget wird, so wird sie hier sehr hoch steigen. Diese hohe, und nach gefallener Wärme des Sommers weite Atmosphäre, worein die Dünste so hoch steigen, daß darin des Nachts die Sonnenstralen spielen, ist das Nordlicht, welches klares Wetter, das sich mit Nordwind endiget, bedeutet; wenn es sich über dem Horizont fortpflanzet und roth erscheinet, so zeigt es darin viele Dünste an, die bald niederfallen. Elektrisches Feuer scheint es nicht zu seyn, weil es nur vor Mitternacht entstehet. Weil Amerika

rika gegen Norden mehr festes Land hat, als Europa, so muß daselbst der Sommer heißer, der Winter kälter, und die hohe Atmosphäre und das Nordlicht häufiger seyn, als bei uns. Auch Asien hat gegen Norden mehr festes Land, als Europa; es ist heißer und kälter, das schwarze Meer gefrieret und nicht die Ostsee. Starkes Nordlicht, Sturm und Schnee aus Norden sind eigentlich die Folgen eines heißen Sommers und nicht so wohl eines kalten Winters, weil die Erde sehr durch gewärmet, und der Nordwind bei uns der kälteste nicht ist. Aber die Kälte des Winters richtet sich nach der Wärme des Sommers, und wir haben nach einem heißen Sommer einen kalten Winter und Nordost und Ostwind, die Luft muß leicht gewendet werden können: der Sturm in Niedersachsen am 31ten August 1777 war erst Südwest, nachher ward er Nordwest. In Frankreich soll zuvor eine starke Hitze gewesen seyn; der Ursprung des Sturms wird im Canal, zu gleicher Zeit wird auch viel Luft über und in dem deutschen Meer und der Nordsee gewesen seyn, welche durch den südlichen Sturm erregt, endlich dazu gefallen ist, da jener sich schon erschöpft hatte. Viele Wärme im Sommer und Herbst mögten einen veränderlichen und daher mäßigen Winter anzeigen, weil viel Luft in die See und weniger nach dem Pol gezogen, und daher die Nord- und Oestlichenwinde von kurzer Dauer werden. Auf einen gelinden Winter wird wenig Westwind und Regen folgen, weil die See an Luft erschöpft worden, bis die Hitze Donnerwetter und Strichregen verursacht.

Der Ursprung aller Winde ist die Anhäufung der Luft. Wenn sie an einer kleinen Stelle auf das engeste zusammen gepreßt wird, so wird sie mit zusammen gefaßter Kraft hervordringen und ein Orkan entspringen. Je größer der Ort der Kälte ist, je weniger wird ihre Kraft zusammen gefaßt werden, ein mäßiger Ort wird einen Sturm verursachen. Den größten Platz zu ihrem Aufenthalt wird die Luft über dem großen Weltmeer und um den Polen finden; und da dieser letzte Ort weit genug und der kälteste ist, so wird er die Quelle der weiten Winde seyn, die ganze Seiten der Erde treffen und das Ab- und Zunehmen der Kälte verursachen, je nachdem die Luft Ost oder Westwärts sich wendet. Wir haben wenig Nordwinde; im Sommer und Herbst haben wir sie mehrentheils von der Westseite, und im Winter und Frühjahre von der Ostseite, weil diese Gegenden alsdenn die kältesten sind: jener Orkan ward nach der kühlsten Seite gezogen und nicht wo die Luft am dünnsten war, weil ihm der Druck der Hitze widerstand, als deren Pressung von allen Seiten das Wirbeln des Orkans macht. Der Druck der Hitze, die Anziehung der Kälte, die Nachgebung der fallenden Wärme, der Zusammenfall der Luft aus verschiedenen Ausbreitungen, Gebirge und Küsten, der tägliche Stand des Mondes kan die verschiedene Wen-

dung des Windes machen. Die anziehende Kraft des Mondes kan nicht die Luft zusammen ziehen, weil auch die Erde an sich ziehet, doch wie er dadurch das Wasser leichter macht, so kan er auch die Schwere der Luft verringern und nach sich einen gelinden Zug machen, wie er Ebbe und Fluth macht und einem Winde die Wendung geben: aber so wenig die Fische eine Bewegung des Wassers empfinden können, wenn die Erde ganz damit umgossen wäre, so wenig kan er auch die Wellen, die Gewalt des Windes und dessen Ursprung machen.

Die beiden Pole sind die beiden Hauptquellen des Windes: er weht von- und nahe bei dem Pole, wo es Winter ist, beständig her; weiter davon wird er von der Kälte des festen Landes angezogen und von Seewinden unterbrochen; zwischen den Wendezirkeln erhält er eine Wendung von Morgen gegen Abend durch den Stand des Mondes und der Sonne, deren Schwere die Luft leichter macht, die zugleich von der Wärme verdünnt wird: er ist daher Nordost vom September bis zum April diesseits der Linie, jenseits Südost vom April bis zum September, weiter wird er auf dem weiten Meer nicht, und geht auf die Linie zu und über sie weg, von die Seite her, wo es Winter war. Der Polarwind, der bis und über die Linie gehet, kan die Ursache seyn, von den Stillen, den Donnerwettern, Wirbelwinden und den vielen Regen unter der Linie und zwischen den Wendezirkeln, wenn die Sonne daselbst am höchsten stehet, denn außer den Wendezirkeln ist alsdenn das beste Wetter; so stößt er sich besonders an der Ostseite des Andesischen Gebirges in Amerika. Der Polarwind, der von der Winterseite her, über die Linie gegangen ist, kan von den Küsten zurück geschlagen werden, besonders zwischen Afrika und Asien, und der Ursprung der dasigen Westwinde seyn, die ihre gewisse Zeit halten. Der erste Ursprung des Windes ist eine conzentrirte Luft; ein kälterer Ort ist der Anfang eines Windes, aber auch eines gelinden Zuges der Luft, sonst könte es nicht aufthauen: die Kälte zieht die Luft zusammen, sie gerinnet nicht wie das Wasser und strömt davon: aber eben die Kälte, die sie vertrieben hat, zieht sie auch wieder nach sich von der Wasserseite und es thaut mit einem Westwinde auf; zu gleicher Zeit kan sich viel Luft in dem Wasser angehäuft haben, welche dadurch hervorgezogen zum starken Winde werden kan; besonders gegen den Winter komt viel Luft aus dem Meer zurück und bringt viel Wasser mit: das Wasser geht in die Luft, die Luft geht in das Wasser über. Die Landwinde sind nicht so heftig als die Seewinde, außer einigen, die von besondern Gebirgen kommen. Aber da der Wind in vielen und entfernten Gegenden und daselbst unmerklich entspringet und sich wendet, so ist es nicht glaublich, ihn in seinen Ursachen vorher zu sehen, und das Ab und Zunehmen der Kälte vorher zu wissen: doch die

die warmen und kalten Gegenden und ihre Grade rühren mit vom Winde her. Seine Erzeugung und sein Ursprung ist Wärme und Kälte, die Ursache seiner Wendung und Beruhigung auch Wärme und Kälte, und je mehr auf verschiedenen Seiten der Erde Wind, Wärme und Kälte mit einander werden beobachtet, und ihre Veränderungen mit einander werden verglichen werden, je weiter werden wir es in der Kentniß des Wetters und der Kälte bringen. Jetzt weiß man noch nicht, wie weit ein Wind ohngefähr gehet.

Felix, qui potuit rerum cognoscere causas.

---

## Etwas von den Bomanen *).

Dieses Volk nent sich selbst, Bomanen, d. h. tapfere Leute, Bormanen giebt es nicht. Seine Sprache wird in Ava und in der östlichen Halbinsel jenseits des Ganges gesprochen. Das Königreich Ava ist zweimal so groß als Frankreich, aber bei weitem nicht so bevölkert, weil ungeheure Wälder daselbst sind. Der jetzt regierende König Miassa Pra ist ungemein mächtig. Er beherrscht ausser dem eigentlichen Ava noch die Reiche Tangu, Pegu und die Ebenen der Königreiche Assem, Prum, Pagan, Martaban, und die Provinzen Tavai, Tenasserim, und die Insel Negral.

Die Telapoinen leben, wie die europäischen Klostergeistlichen, in einem Hause beisammen. Sie lehren, diese Welt sey, in der Ordnung der erschaffenen und durchs Wasser oder Feuer verzehrten Welten, die fünfte. Aus der vierten Welt, die durchs Wasser untergegangen, sey noch ein Baum, Gondom genant, und ein kleiner Vogel übrig geblieben. Aus der Mischung der Exkremente des Vogels mit den auf den Gewässern schwimmenden Blättern jenes Baums habe sich eine weiche Masse formirt. Diese sey nachher verhärtet, und so sey unsere jetzige Erde entstanden, die durch heftige Erderschütterungen in sieben Theile und Inseln geborsten, woraus die Erde noch heute bestehe.

Den Ursprung des Menschen denken sie sich so: die guten Dämonen, in eine sehr feine Materie eingehüllt, stiegen auf den ewig grünen Baum Gondom aus Wollust herab; fielen von demselben herunter, und giengen auf der noch weichen Oberfläche der Erde spatzieren. Der Leim aber, der sich

*) Aus der Vorrede zu dem Alphabetum Barmanum seu Bomanum Regni Avæ finitimarunque Regionum, welches zu Rom 1776 in der Druckerei der Congregation de propaganda fide gedruckt ist. Es rührt von dem Barnabiten Melchior Carpanius her, der 13 Jahr im Königreich Ava das Evangelium geprediget hat.

sich an ihre Füße angehängt hatte, machte sie schwer, so daß sie sich nicht wieder in die Höhe empor schwingen, noch durch die Luft fligen konten. Von dem Geruch, der aus der Erde emporstieg, entbranten ihre sinnlichen Lüste auf einmal so sehr, daß sie sogleich an die Fortpflanzung ihres Geschlechts giengen. An die Entstehung organisirter Wesen aus Fäulniß glauben sie auch. Jeder Mensch, meinen sie, könne durch eigne Verdienste, Gott selbst werden, dessen Wesen sie in eine Art von Annihilation setzen. Die Gottheit soll nemlich nicht aus einem Wesen in ein anderes verwandelt werden, folglich des Leidens nicht fähig seyn können; wozu die Vernichtung nothwendig ist, weil jedes andere Wesen leidet.

Ihre Todten verbrennen sie feierlich; außer wenn eine schwangere Frau, oder wenn sie samt dem Kinde gleich nach der Geburt stirbt. Dann geschicht das Verbrennen in der Nacht, unter einem beständigen Lermen, wodurch sie die bösen Geister zu vertreiben glauben.

Die älteste Schrift in Ava und den benachbarten Reichen ist die Pali oder Bali, die nur die Talapoinen lernen. Das barmanische Alphabet hat 33 Grundbuchstaben, worunter acht Vokalen sind. 𐌀 ist der erste, und A der letzte Buchstabe in demselben. Mit dem Armanischen hat das Bali viel Aehnlichkeit. Die Bibliothek des Collegii Vrbani besitzt viel ins Bomanische übersetzte biblische Stükke; z. B. die Sontagsevangelien, das Evangelium Matthäi 11.

Diese Völker bedienen sich zum Schreiben, außer der Palmblätter, die sie Ole nennen, noch einer Art schwarzen Papiers, Baborn genant, worauf sie mit weißer Kreide schreiben. Das Papiermachen ist übrigens eine in diesen Gegenden noch unbekante Kunst. Die bomanischen Charaktere haben viel auszeichnendes, kein einziger Buchstab ist eckigt; sie sind alle rund, und daher einander zuweilen so ähnlich, daß sie sich von einem ungeübten Auge mit Mühe unterscheiden lassen.

---

## Anfrage.

Es wird gefragt, ob nicht einländische und wild wachsende Gewächse vorhanden, welche man statt des Tobacks gebrauchen könne, und vielleicht an Geschmack, Geruch und übrigen Eigenschaften dem Toback gleich, oder wohl gar vorzuziehen, auch leichter als der Toback zu erziehen und zu samlen sind?

Hannoverisches Magazin.

21tes Stück.

Montag, den 13ten März 1780.

## Versuch über den Traum.

(Aus dem Englischen.)

S. London Chron. Nro. 3613. von diesem Jahr.

Der Zuschauer, dieser berühmte Schriftsteller, hat, bei seinen verschiedenen Untersuchungen über die menschliche Natur, auch den Traum nicht übersehen. Er theilet uns vielmehr manche sinnreiche und nützliche Beobachtung darüber mit. Ich habe in meinem Leben recht viel über Träume geträumet, habe auch über dieses geheimnißvolle Phänomen eine und die andere Bemerkung gemacht, die sich vielleicht Aufnahme versprechen dürfte. Einige unter ihnen, dächte ich, sind noch neu, und nicht so gar unbedeutend.

Bei den Meinungen der Alten, in Rücksicht auf die unmittelbare Ursache des Traums, werde ich mich nicht lange aufhalten. Epikur meint, es bewege sich beständig, in der Luft um uns her, eine unendliche Menge subtiler Bilderchen auf und nieder, die zum Theil von Körpern ausflößen, zum Theil durch sich selber entstünden, oder auch aus verschiedenen Dingen zusammen gesetzet, und bald so, bald anders, mit einander verbunden würden. Diese Bilder, sagt er, die so außerordentlich fein und zart sind, dringen durch unsern Körper, berühren die Seele, und so entsteht die Art von Empfindung, die wir Einbildung nennen. In ihr findet er den Ursprung beides für den Traum und auch für den wachenden Gedanken. Aristoteles scheinet anzunehmen, daß ein jeder Gegenstand des äußeren Sinnes auf die menschliche Seele, oder auf irgend einen andern Theil unsers Baues, einen gewissen Eindruck mache, der noch immer eine Zeitlang zurückbleibe, wenn der Gegenstand, der ihn machte, auch nicht mehr da ist; daß die Seele nachgehends, während dem Schlafe, einen solchen Eindruck näher bemerke, und daß sie auf die Weise zu den Visionen gelange, die sich ihr alsdenn darstellen. Untersuchte man diese Meinungen genauer: so würde am Ende entweder nichts ver

ständliches dabei herauskommen, oder, welches völlig unbegreiflich ist, man würde dem menschlichen Gedanken eine Art von materieller Beschaffenheit zuschreiben müssen.

Ich will mir auch nicht die Mühe geben, die fünf verschiedenen Arten der Träume herzuzählen, die einige unter den Alten annahmen, und die **Makrobius** umständlich beschreibt. Träume haben freilich ihre verschiedenen Arten und Charactere: aber ich sehe nicht ein, warum man sie nicht eben so wohl in fünfhundert, als in fünf, Klassen eintheilen könte. Meine eigenen Bemerkungen will ich ohne alle Methode und in der Ordnung niederschreiben, wie sie mir einfallen. Einige von unsern Träumen sind ausnehmend wild und unordentlich, andere hingegen schon regelmäßiger, und kommen dem würklichen Leben näher. So lange das Gemüt ruhig, und der Körper gesund ist: pflegt uns leicht von unsern gewöhnlichen Beschäftigungen zu träumen. Auch die Leidenschaften, die beim Wachen das Gemüt einnehmen, so auch die Gegenstände und Ursachen dieser Leidenschaften, kommen, wiewohl mehrentheils unter einer Verkleidung, im Schlafe leicht wieder zurück, und werden, wenn wir unter Unruhe leben, von schmerzlichen Umständen, wenn wir glücklich sind, von gefälligeren Ideen begleitet. Das beobachten die Dichter, und wenn sie also die Träume ihrer Helden und Heldinnen erzählen, versäumen sie es nicht, ihnen eine Aehnlichkeit mit ihrem würklichen Schicksale zu geben. Dido ist von *Aeneas* verlassen: ihr träumt, daß sie sich, ohne Begleitung, auf eine lange weite Reise begiebt, und ihre *Tyrier* in einem unbewohnten Lande aufsucht.

— longam incomitata videtur
ire viam, Tyriosque deserta quaerre
terra.

Auf die Weise werden die beiden Leidenschaften, die sich ihrer den Tag über bemächtigten, die Liebe zu ihrem Volke, und die Empfindung von ihrem verlassenen Zustande, gleichsam in *ein* Bild vereiniget. **Eloise** ist auf immer von ihrem **Abelard** getrennet: ihr träumt, daß sie wieder glücklich, und in seiner Gesellschaft ist; aber den Augenblick darauf sagt sie:

— mich dünkt, wir wandern
durch öde Wüsten hin: der eine klagt
den andern.
Hier kriecht am morschen Thurm der
Ephen blas umher,
und Felsen, vorgebückt, sehn wankend
in das Meer.
Du eilest schnell hinauf: du winkest
mir von oben:
Gleich treten Wolken vor, und Sturm
und Wellen toben.

Bei diesen Veranlassungen will der Dichter den Traum nicht so ganz und gar übereinstimmend mit den würklichen Umständen der träumenden Personen beschreiben: er macht ihn bloß zu einer Art von einem dunkeln allegorischen Gleichnisse. Das nimt man mit Beifall auf: denn, man weiß, es ist so in der Natur.

Um beiläufig eine Ursach anzugeben, so wird man leicht wahrnehmen, wie gütig es von der Vorsehung so

so eingerichtet sey, daß unsere Träume auf die Art von unsern wachenden Gedanken unterschieden seyn solten, und nach der Kentniß, die wir von dem Einflusse unserer Leidenschaften auf die allgemeine Richtung unsers Denkens haben, brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn, dem ungeachtet, eine gewisse Analogie zwischen ihnen Stat findet. Eben diese Vermischung von Aehnlichkeit und Verschiedenheit macht einige von unsern Träumen allegorisch. Wenn sich das aber zuträgt: so wird ein aufmerksamer Beobachter, der vom Aberglauben frei ist, auch leicht einsehen, daß sie nicht auf etwas zukünftiges, sondern auf das gegenwärtige oder vergangene hinwinken; es wäre denn, daß man sich mit einer oder der andern zukünftigen Begebenheit im voraus beschäftiget hätte, und in dem Fall können unsere Träume sehr wohl mit unsern Vermuthungen Aehnlichkeit haben. Sind alsdenn unsere Vermuthungen richtig, und unsere Träume haben Aehnlichkeit mit ihnen: so kan es geschehen, daß eine zukünftige Begebenheit, gerade wie dieser oder jener Traum, aussieht. Dabei findet sich aber so wenig etwas übernatürliches, als wenn mir in der kommenden Nacht davon träumte, womit ich mich heute bei Tage beschäftiget habe: denn, es ist das weiter nichts, als eine besondere Gedankenfolge, die im Schlafe bei uns durch eine gewisse vorgängige Gedankenfolge veranlasset wird, auf die uns wachend Vernunft und Erfahrung geführet hatten. Zum Exempel: ich sehe einen Menschen, der das seinige liederlich herdurch bringt. Mit Grunde läßt sich befürchten, daß ihn Dürftigkeit und Krankheit bald ergreifen dürften. Hat mich diese Vermuthung am Tage beunruhiget: so kan sie mir, unter der Begleitung einer umständlichen Erscheinung, auch im Schlafe wieder vorkommen, und mir träumt vielleicht, daß ich ihn in zerrissenen Kleidern und im Elende sehe. Ich will annehmen, das trägt sich nachgehends würklich so zu: was soll ich da von meinem Traume glauben? Soll ich ihn für prophetisch halten? Dazu habe ich eben so wenig Grund, als wenn ich die Vermuthung, wodurch er entstand, für Eingebung halten wolte.

Einige von unsern Träumen haben mit alle demjenigen, was jemals vor unsere Sinne oder vor unsere Einbildungskraft kam, wenig oder gar keine Aehnlichkeit. Das ist aber, Kränklichkeit ausgenommen, eben nicht gewöhnlich. Ueberhaupt trift es zu, daß Träume aus einem, wiewohl oft sehr unordentlichen, Winke von Würklichkeit bestehen.

Es giebt Leute, die bemerken wollen, daß dieser oder jener Traum sich zum öftern wieder bei ihnen einfinde. Sokrates erzählt in Plato's Phädon seinem Freunde, er wäre sein ganzes Leben hindurch von einer solchen Erscheinung verfolget worden, und es wäre ihm gewesen, als hätte

Jemand zu ihm gesagt, er müßte Musik studiren. Solte diese Wiederholung eines und eben desselben Traums — und das ist so unwahrscheinlich nicht — aus einer Art von Gewohnheit herrühren: so gäbe das die Lehre an die Hand, wie gut es sey, unangenehme Träume zu verschweigen, und sie, so bald man nur immer kan, aus seinen Gedanken zu verbannen. Es ist in der That eine bekante Anmerkung: wer nie von Träumen spricht, der wird auch selten von ihnen beunruhiget.

Unmäßigkeit, worin es auch immer seyn mag, im Essen oder Trinken, im Schlafen oder im Wachen, in der Ruhe oder in der Bewegung, verursachet unangenehme Träume, und, dem Dinge also ein Ende zu machen, läßt sich nichts bessers, als Ordnung und Mäßigkeit in Vorschlag bringen. Wem müßte es denn erst gesagt werden, daß unsere Zeit, die wir verschlafen, mit der ganzen Summe des menschlichen Lebens sehr im Verhältnis stehe? Giebt es also irgend ein Mittel, diesen Theil unserer Zeit angenehm zu machen: so ist sein Gebrauch wahrlich wohl der Mühe wehrt. Ordnung und tugendhafte Fertigkeiten, Unterdrückung ungestümer Begierden, Unterhaltung frommer, geselllschaftlicher, munterer Neigungen verschaffen den Lebensgeistern mehrentheils die Leichtigkeit, und dem Blute diejenige ruhige Temperatur, wovon der Tag vergnügte, heitere Gedanken, und die Nacht süßen Schlummer und leichte Träume erwarten darf.

Die Alten glaubten, daß Morgenträume der Wahrheit am nächsten kommen. Ohne Zweifel ist des Morgens, nach nächtlicher Transspiration und Verdauung, der Magen und das ganze Körpergebäude weit ruhiger und kühler, als wenn man erst zu Bette geht. Daher sagt man vielleicht nicht ohne Grund, daß alsdenn der Traum regelmäßiger, und dem würklichen Leben ähnlicher sey.. Haben wir aber die frühern Morgenstunden ohne Schlaf hingebracht, und schlummern etwa um die Zeit, da wir sonst aufstehen, wieder ein: so ist unser Traum selten angenehm, und unser Schlummer mehr betäubend als erquickend. Ließe sich daraus wohl nicht der Schluß machen, es sey die Absicht der Natur, daß man früh, und zu einer bestimten Zeit aufstehen soll?

Da angenehme Gedanken die Gesundheit begleiten; da heftige Leidenschaften und sogar Wahnwiz zu dem Gefolge gewisser Krankheiten gehören; da man sich durch Ueberladung des Magens Schwerfälligkeit und Verworrenheit der Gedanken zuziehen kan; derjenige auf eine Zeitlang in würkliche Tollheit fällt, der eine Menge starken Getränkes in sich hineinschüttet; ich sage, da unsere Gedanken, auch beim Wachen, so sehr von unserm körperlichen Zustande abhangen: so darf man sich nicht wundern, daß sie einem solchen Einflusse, während dem Schlafe, noch mehr unterworfen sind. Auf die Weise begleiten gemeiniglich gewisse Träume eine gewisse Lage und Zustand

Zustand des Körpers. Liegt man etwa mit dem Kopfe schief; drückt die Decke zu sehr auf Mund und Nase; wird dadurch, oder auch durch eine innere Unpäßlichkeit, nur bis auf einen gewissen Grad, das Athemholen unterbrochen: so pflegt uns sehr leicht zu träumen, daß wir, mit vieler Beschwerlichkeit, durch enge Wege gehen, wo wir in Gefahr sind, zu ersticken. Verursachet der Zustand des Magens und des Unterleibes eine convulsivische Bewegung im Zahnfleische, welches im Schlafe nicht ungewöhnlich ist, und oft eine heftige Zusammendrückung der Zähne hervorbringt: so pflegt uns wohl zu träumen, daß unsere Zähne los sind, oder ausfallen, oder daß wir Nadeln oder etwas sehr unangenehmes im Munde haben. Stoßen wir bei der Kälte zufälliger Weise die Bettdecke zurück: so träumt uns zuweilen, daß wir nackt gehen. Das habe ich alles oft erfahren, und wenn man die Sache genau genug bemerken könte: so zweifele ich nicht, viele von unsern Träumen ließen sich auf eben die Art erklären. Wenn man also einen ungewöhnlichen Traum hat: so solte man nicht mit Ahndung vorwärts sehen, und ihn für einen Vorboten von Unglück halten; man solte vielmehr rückwärts sehen, ob man nicht seine Ursache entdecken, und durch eine solche Entdekkung auf so etwas kommen kan, das unserer Gesundheit vielleicht dienlich wäre. Bei einigen Körpern gehen gewisse Träume gemeiniglich vor gewissen Krankheiten her; oder sie sind im Anfange ihre Gesellschaft. Ist zum Exempel irgend ein Hang zum Fieber da: so pflegt es uns vorzukommen, als suchten wir, mit großer Anstrengung, ein Geschäfte, ohne eigentlich zu wissen, welches, auszurichten, und doch will es damit gar nicht aus der Stelle. Auch wo man wachend eben keine Hülfe bei der Hand hat, solche Symptome zu bemerken, wodurch man auf die Vermuthung gebracht würde, daß unsere Gesundheit in Gefahr sey, auch da wird diese Einbildung im Schlafe vor uns treten. Und wenn sie das nun thut: kan sie uns alsdenn nicht Erinnerung werden, unsere gewöhnliche Diät zu verändern, weniger als sonst zu essen und zu trinken, oder zu einem von den andern Mitteln unsere Zuflucht zu nehmen, wodurch hitzige Krankheiten verhindert werden? Ueberhaupt, wird man ungewöhnlich durch unangenehme Träume verfolget: so darf man, denke ich, das für ein sicheres Zeichen halten, daß es mit der Gesundheit nicht so allerdings richtig mehr sey, und daß man also darauf bedacht seyn müsse, das bevorstehende Uebel durch Mäßigkeit, Hunger oder Bewegung abzuwenden. Das sind Mittel, wozu einem jeden der Weg offen steht, und man darf, in Rücksicht auf diese Mittel, es fast unter allen Umständen, wagen, einen und den andern Versuch zu machen. Angenehme Träume würde ich immer als Zeichen der Gesundheit, und folglich als etwas gutes, und nicht als etwas böses, ansehen.

Bis jetzt habe ich gezeigt, daß man aus Träumen Vortheil für physische Erinnerungen ziehen könne. Wie? wenn ich noch einen Schrit weiter gienge, und sagte, daß sie sich auch als Mittel zu unserer moralischen Verbesserung brauchen lassen? Ich will inzwischen nicht mit einigen behaupten, daß man durch sie eine genauere Entdeckung von unserm Temperamente und von den herrschenden Leidenschaften machen könne, als wenn man wachend darauf achtet, was in der Seele vorgeht: denn, im Schlafe sind wir über uns und über eine jede andere Sache ganz unzuläßige Richter; und es kan einem träumen, daß man mit geringen Vorwürfen Verbrechen begehe, an die man wachend nicht einmal ohne Schauder denken würde. Allein, da viele von unsern Leidenschaften durch die Stimmung des Körpers entweder angefeuert oder besänftiget werden: so läßt sich, dünkt mich, so viel mit Wahrheit sagen, daß man zuweilen, wenn man darauf achtet, was im Schlafe vorgeht, die vorzüglich herrschenden Leidenschaften ausfinden, und folglich eine und die andere nützliche Erinnerung daher nehmen könne, sie in Ordnung zu halten. Es träumt jemanden, zum Exempel, er ist sehr aufgebracht, schlägt nach einem andern, und – tödtet ihn. Ueber den Gedanken dieser That und über die Strafe, die er natürlicher Weise befürchten muß, erschrickt er, und erwacht. Bald darauf besinnt er sich, freut sich, wenn er nun siehet, daß es nur ein Traum war, und wird sich nun auch geneigt finden, sich gegen alle Heftigkeit mit Entschließung zu wafnen, damit er dadurch zu einer oder der andern Zeit nicht hingerissen werde, etwas von der Art würklich zu begehen. Ziehen wir den Vortheil aus einem Traum: so kan man ihn nicht für unnütz erklären. Und dieser oder ein ähnlicher Vortheil läßt sich zuweilen aus einem Traume ziehen: denn, warum solte uns eine Erdichtung unsrer eigenen Einbildungskraft auf die Weise nicht eben so gut Belehrung bringen, als ein Roman oder eine Aesopische Fabel? Eine von den schönsten moralischen Erzählungen, die ich je gelesen habe, ist die Nachricht von einem Traume im Schwäzzer – Tatler – . Ungeachtet dieser Traum alles Ansehen eines würklichen Traumes hat: so enthält er dennoch eine so erhabene und anziehende Moral, daß ich zweifle, ob ihn jemand, der ihn mit Aufmerksamkeit höret oder lieset, jemals vergessen, und fals er sich seiner erinnert, ob er jemals aufhören kan, dadurch gebessert zu werden. Addison ist der Verfasser. Ich will die Erzählung mit seinen eigenen Worten geben.

„Ich war einmal in einem recht tiefen, ganz unaussprechlichen Kummer, und in einer so großen Zerrüttung des Gemütes, daß ich es sogar nicht einmal für möglich hielt, getröstet zu werden. Mit der Ursache verhielt sich es also: ich war jung, diente in der Armee, und hatte mein

Quartier in Dover. Hier verliebte ich mich in ein angenehmes junges Frauenzimmer von guter Familie. Meine Bewerbungen wurden gütig aufgenommen, und das verursachte die Bekümmerniß, die ich jetzt erzählen will. An einem heiteren Abend vergnügten wir uns, auf der Spitze der Klippe, über die Aussicht in die See, und verscherzten die Zeit mit jenen kleinen Zärtlichkeiten, die für Leute in Geschäften äußerst lächerlich, aber für Verliebte recht sehr angenehm sind. Mitten unter unsern unschuldigen Freundschaftsversicherungen, haschte sie mir ein Blat mit Versen aus der Hand, und lief damit weg. Ich folgte ihr: plötzlich sank der Boden, ob dies gleich von dem Rande noch beträchtlich weit war, unter ihr ein, und warf sie von einer so entsetzlichen Höhe über eine Reihe von Felsen hinab, daß sie in Millionen Stücke hätte zerschmettert werden müssen, wäre es auch ein Körper von Demant gewesen. Den Zustand meines Gemütes bei einer solchen Gelegenheit werden sich meine Leser weit leichter vorstellen, als ich ihn beschreiben kan. Ich sagte zu mir, es sey selbst über die Macht des Himmels, mir zu helfen, – als ich erwachte, eben so sehr voll Entzükken und Erstaunen, mich aus einer Betrübniß herausgerissen zu sehen, wobei mir, noch den Augenblick zuvor, ganz und gar kein Ausweg zu seyn schien.,, Hat Aesop, ja, hat Homer oder Virgil irgend eine Fabel, die eine so schöne Moral an die Hand gäbe? Dennoch sind vielen Menschen, wenn ich mich nicht irre, solche Befreiungen durch Hülfe eines Traumes widerfahren. Und eine solche Befreiung wird am Ende einem jeden guten und rechtschaffenen widerfahren, wann er von den Uebeln dieses Lebens erlöset wird, und in den Gegenden eines ewigen Lichtes und Friedens erwacht. Dann siehet er auf die Welt und alle ihre Unruhen mit einem Erstaunen und mit einer Zufriedenheit zurück, die, ihre höheren Vorzüge, in Absicht ihres Maßes, abgerechnet, nach ihrer Art derjenigen Zufriedenheit gleichet, welche wir jetzt empfinden, wenn wir einem furchtbaren Traum entgehen, und unsere Augen der süßen Heiterkeit eines Sommermorgens öfnen. Nie müsse Belehrung von uns verachtet werden, so geringe auch immer das Mittel seyn mag, wodurch sie uns mitgetheilet wird. Wäre es auch ein Traum: man muß ihn für sich nützlich zu machen suchen; denn, wir schlafen, oder wachen: wir sind auf gleiche Weise in dem einem und dem andern Falle die Sorge der Vorsehung. Kein Traum, kein wachender Gedanke kan sich uns ohne Zulassung desjenigen nähern, durch den wir leben, uns bewegen und sind.

Einige Leute träumen mehr; andere weniger; und einige, wiewohl es derer nicht viele giebt, vielleicht gar nicht. Das kan aus den verschiedenen Graden von Gesundheit, die verschiedene Menschen genießen, und aus ihren verschiedenen Lebensarten nicht völlig erkläret wer-

werden: doch haben diese und ähnliche besondere Umstände, ohne Zweifel, ihren Einfluß. Bei Leuten, die viel denken, und wenig Bewegung haben, wird man finden, daß sie viel träumen; vornemlich, wenn ihre Einbildungskraft lebhaft, und ihr Nervensystem sehr empfindlich ist, und das leztere ist bei den Gelehrten mehr, als zu häufig. Der Schlaf des Arbeiters ist süß und gesund. Seiner Träume erinnert er sich selten. Seine Seelenkräfte werden nicht sonderlich angestrengt; seine Nerven sind stark, und der Kreis seiner Einbildungskraft erstreckt sich nicht weit. Da die Natur nichts umsonst thut: ist es denn nicht wahrscheinlich, daß Träume, als Erholung des Gemütes, für den einen Körper mehr, für den andern weniger, Bedürfniß werden? Beständig über einerlei Gegenstände nachzudenken, das ist der Gesundheit, und selbst der Vernunft nachtheilig; und wenn man niedergeschlagen, schwermütig ist, welches oft von eben dieser Ursache herrühret: so versäumt es der Arzt nie, Zerstreuungen, Gesellschaft, Reisen zu Lande und zu Wasser, und andere Mittel vorzuschlagen, um das Gemüt aus seinem alten, düsteren Pfade herauszuleiten, es mit neuen Ideen zu erfrischen, und es zu zwingen, sich mit einer ungebrauchten Kraft und in einer neuen Richtung in die Höhe zu stemmen.

Eile, sanfter Schwärmer, und verlaß die Cypressenwälder,
Und singe nicht mehr dem einsam rieselnden Bach
Dein Klagelied. Eile, suche heitere Menschenhütten,
Und mische dich unter rege, laute Haufen.
Mach' Entwürfe für Reichthum, oder Macht, oder Ruhm,
Den Wunsch edler Seelen, und verfolge sie Tag und Nacht.
Oder schließe dich an die Carawane, und suche,
jenseits der Alpen, jenseits der Appenine,
Scenen, die dem Auge neu sind, und stündlich abwechseln.
Oder, wilt du dich noch weiter wagen, sprenge in's Feld,
Wo der Krieg glüht, und die hohe Trompete
durch die Luft schmettert, und die Seele mit Wuth füllt;
Und vergiß in dem harten Lager und bei dem mühsamen Marsche
Alle sanften, alle nicht so männliche Sorgen.

Armstrong.

Leute also, die mehr als andere denken, mögen die Art von Zerstreuung und Abwechselung, die durch den Traum hervorgebracht wird, auch wohl nöthiger haben, als andere. So viel ist gewiß, daß Träume oft denen Erleichterung bringen, die in Verlegenheit sind, oder die sich lange mit unangenehmen, oder mit solchen Dingen den Kopf zerbrochen haben, die sie nicht gut los werden konten. Um dies auszurichten, bedarf es eben keines, an sich gefallenden, Traumes. Man weiß, Scenen, die Schwierigkeiten und sogar Gefahr darbieten, sind oft für einen melancholischen Kranken empfolen worden. Und solte der Traum dem Gemüte solcher Personen, von welchen ich jetzt rede, auch allenfalls nur auf eine Zeitlang, einen neuen Stoß geben: so kan er ihnen dennoch einen beträchtlichen Dienst thun, so unangenehm er auch immer an sich seyn mögte. Selten befinden sich, in der That, diejenigen bei ihren Träumen glücklich, deren Kräfte durch vieles Denken abgenutzet sind.

# Hannoverisches Magazin.

22tes Stück.

Freitag, den 17ten März 1780.


## Beschreibung des Tobias.

Ein und andere Verschiedenheit desjenigen Fisches, der in einigen Gegenden an der Ostsee, und besonders an der Holsteinischen Küste, unter dem Namen des Tobias bekant genug ist, von der unter eben diesem Namen von andern Fischkündigen beschriebenen Gattung haben mich bewogen, denselben genauer zu untersuchen und ihn den Naturforschern bekant zu machen. Denn aus der Vergleichung der Schriftsteller habe ich gefunden, daß sie in ihren Beschreibungen nicht allein unter sich, sondern diese auch von der gegenwärtigen Gattung abweichen.

Es unterscheidet sich aber der unsrige von allen unter dem Namen des Tobias, Tobianus und Ammodytes beschriebenen Fischen überhaupt durch seinen großen, fast ovalen bräunlichen Fleck oben und hinterwärts am Kopfe, als welcher nichts Zufälliges, sondern bei allen den vielen von mir gesehenen Fischen dieser Gattung vorhanden, und als ein sehr in die Augen fallendes Kennzeichen, von keinem einzigen Ichthyologen, selbst von dem pünktlichen Artedi nicht, bemerkt ist. Ich kan daher diesen bräunlichen Fleck am Kopfe als das erste Unterscheidungskenzeichen bei unsrer Gattung annehmen. Ray a), Artedi b), Klein c) und Gronov d) sprechen ihrer Art mit ausdrücklichen Worten die Zähne ab; so daß letzterer auch das zahnlose Maul als ein Geschlechtsmerkmal aufstellet. Aber bei der unserigen habe ich jederzeit zween ziemlich lange und scharfe Zähne vorn im

Y Mun-

a) Synopf. method. pifc p. 38. „*Os edentulum.*„

b) Genera pifcium. Gen. XIII. p. 16. „*Os edentulum.*„ Ej. Defcriptiones fpecierum p. 56. „Dentes nulli in maxillis obfervari poflunt. Palatum quoque totum glabrum.„

c) Hift. Pifc. Mifl. IV. p. 36 „*Dentibus carens.*„ Gronov führt zwar dieses Synonym bei seiner Gattung an; allein Klein selbst sagt von dieser Art, daß sie nicht der wahre Tobias sey. „Perperam Tobianus maris balthici Schœnveldii. Bei der andern, wobei er den Schöneveld anzieht, erwärmt er, so wie auch dieser, der Zähne gar nicht.

d) Mufeum ichthyologicum, p. 13. „*Ore edentulo.*„

Munde angetroffen. Also das zweite Unterscheidungskenzeichen:

Die vom Ritter Linné e) beschriebene Gattung würde ich mit der unserigen für die nemliche halten, wenn jener nicht erstens der bräunliche Fleck am Kopfe und zweitens dieser der kleine röthliche Fleck in der Gegend des Afters fehlte, als wovon ich nie eine Spur gesehen habe f). Er giebt (das Gegentheil vom Gronov) nadelspitzige Zähne zum Geschlechtsmerkmal an: aber beide zu voreilig, indem das Daseyn oder die Abwesenheit der Zähne bloße Gattungs- und nicht Geschlechtscharaktere sind. Indessen will ich aus der kurzen Beschreibung des Herrn von Linné nicht mit Gewißheit schließen, ob die von ihm angeführte Gattung wesentlich oder nur als eine Abart von der unserigen unterschieden sey: so viel aber kan ich behaupten, daß diese sowohl als jene von der vom Ray, Artedi und Gronov beschriebenen in wesentlichen Stücken abweiche. Wir haben also zwo Arten des Tobias, wovon außer andern Unterscheidungskenzeichen, die eine ein gezähntes, die andere aber ein zahnloses Maul hat. (1. Ammodytes *ore dentato, macula fusca ad nucham.* 2. Ammodytes *ore edentulo.*).

Klein erwähnet ebenfalls zwoer Arten des Tobias, nemlich der artedischen, der er zwo Spielarten zugesellet, auch selbige, wie Artedi, ohne Zähne beschreibt, und einer andern, die er durch folgende Charaktere unterscheidet: der Körper sey bläulich und silberweiß; die Lippe des Unterkiefers rage vor dem obern zugespitzten hervor; die Rückenflosse sey lang und nehme nicht weit vom Nacken ihren Anfang: die Hinterflosse reiche vom After bis zum Schwanze; und an den Kiemen sitze zu beiden Seiten eine, die, so wie alle andere, aus dem silberweißen ins bläuliche falle g). Diese Gattung hält er für den wahren und für den vom Schönevelde beschriebenen Tobias der Ostsee. Allein aus dieser zu generellen und zu wenig speciellen Beschreibung läßt sich schwerlich bestimmen, ob sie wirklich die unserige, oder nur eine Abart seiner vorigen oder der artedischen sey h). Auch Schö-

e) Systema Nat. ed. nov. p. 430. Fn. suec. §. 303. It. Oeland. p. 87.

f) Auch Gronov fand diesen rothen Fleck am Ende des Körpers nahe am Schwanze. l. c.

g) *Enchelyopus* labro mandibulæ inferioris superiori mandibula acuminata longiore, subcæruleus, ex argento totus splendens; haud procul a cervice pinnam longam, alteram ab ano ad caudam descendentem, ad branchias utrinque unam habens, omnes ex argento cærulescentes, l. c. Die andere Art beschreibt er also: *Enchelyopus* in dorso e flavo cærulescens, cujus latera lineis seu crenis parallelis oblique descendentibus variegantur; rostro acuto, maxilla inferiore superiorem paulo superante, dentibus carens pedemque raro longitudine superans.

h) Es ist bei dem sonst vortrefflichen und systematischen Klein zu bedauren, daß er auf

Schöneveld ist nicht bestimter und seine Beschreibung zu einer speciellen Gewißheit nicht hinreichend i).

Indessen wollen wir die unsrige jezt näher untersuchen, und durch eine sorgfältige Beschreibung aller an ihr wahrgenommenen Kenzeichen den Leser in den Stand sezen, eine fernere Vergleichung anzustellen, und ihm die Beurtheilung überlassen, ob wir sie mit Recht, wie wir glauben, als eine von der rayischen, artedischen und gronovischen wesentlich verschiedene Gattung aufstellen, und ob sie mehr als eine Spielart der linnéischen und mit der vom Schöneveld und Klein beschriebenen einerlei sey. Auf alle Fälle, denke ich, wird die gegenwärtige Beschreibung den Naturforschern nicht unangenehm seyn; da wir eigentlich noch gar keine (denn die einzige artedische zielt offenbar auf eine andere,) von dieser Gattung haben.

Es kömt aber dieser überaus schöne Fisch hin und wieder, jedoch nirgend als im reinsten Meerwasser, an einigen sandigten Küsten der Nord- und Ostsee, von der Mitte des Sommers bis zur Mitte des Herbstes zum Vorschein und wird an der holsteinschen Küste, vorzüglich häufig bei Niendorf, einem anderthalb Meilen von Lübeck und hart an der See liegenden Dorfe, in einer Strecke von einer Meile Weges, aber auch in dem Bezirke nicht weiter gefangen. Denn obgleich Travemünde nur eine halbe Meile davon liegt und mit diesem Dorfe einen Winkel macht, so kömt er doch niemals auf der dortigen Rhede zum Vorschein; so wie auch eben so wenig eine Meile oberhalb dieses Dorfes, woher er in großer Menge zur Stadt und zu Markte gebracht wird. Er ist ein Zugfisch und drängt sich haufenweise um die besagte Jahrszeit, so wie der Hering im Frühjahr, jedoch nicht in der erschrecklichen Menge und in so dichten Haufen, an die Meeresküsten, und wird bis auf eine gute halbe Meile weit seewärts von den Fischern gefangen. Wo er sich außer dieser Zeit aufhält, ob er die Tiefe der See sucht, oder sich zu andern Küsten begiebt, oder ob er sich im Meersande verkriecht, ist mir unbekant. So viel aber habe ich von den dasigen Fischern vernommen, daß sie ihn zu keiner andern Jahrszeit wahrnehmen. Er läßt sich nie anders als in der Morgen- und Abenddämmerung, und zwar bei recht heiterer und stiller Luft, fangen, und ist überhaupt



auf die Beschreibung der Arten nicht eben den Fleiß als auf ihre Eintheilung gewandt, und von der so sehr zufälligen Farbe des Körpers seine meisten Gattungsmerkmale genommen hat.

i) *Steph. a Schonevelde Ichthyologia*, p. 76. „Pisciculus est tenuis, capite pusillo, terete, rostro acuminato, ore parvo, cujus labrum inferius extra superius prominet, corpore palmam vel sesqui palmam longo ad summum digitulum crasso. Dorsum subcæruleum est, in quo unica pinna, non longe a cervice ad caudam usque descendens: Ad branchias pinnæ duæ sunt, ad podicem unica, in caudam bifurcatam fere desinens; venter argenteus.„

haupt ein sehr launichter Fisch. Denn oftmals betriegt er die Wachsamkeit der Fischer dadurch, daß er sich mit der Spitze seiner Schnautze in den Meersand hineinbohret, und bis einen halben Fuß tief sich darunter verkriecht, wodurch er den Nachstellungen der Fischer entgeht und sie unverrichteter Sache von ihrem Fange abzustehen und aus Land zu fahren nöthiget. Ich habe manchmal gesehen, daß er so nahe ans Ufer kam, daß man ihn mit der Hand hätte greifen können, wenn er weniger schnell gewesen und nicht unter den Sand geschlupft wäre; wie er denn ein überaus behender und im Zickzack fortschießender Fisch ist. In der Nordsee wird er am meisten an der englischen und seeländischen Küste gefangen, wo er meistentheils nach **Ray's**, **Schönevelds** und **Gronovs** Versicherungen zur Zeit der Ebbe von den Landleuten und Fischern aus dem Sande mit besondern Instrumenten herausgegraben wird. Diese Art ihn zu fangen habe ich zwar an der Ostsee nicht gesehen; allein diese hat auch keine Ebbe und Fluth wie die Nordsee.

Das Fleisch dieses Fisches ist bläulichweiß, zart und sehr schmackhaft, und wird entweder gebraten oder gesotten, jedoch eben als keine Delicatesse gespeiset, die es seyn würde, wenn er weniger häufig gefangen und theurer bezahlt würde. Wegen seiner Mildigkeit und Fettigkeit vermuthe ich, daß er auch geräuchert gut, und beinahe wie der Brätling schmecken müsse. In Schweden gebraucht man ihn auch, wie **Linné** in seiner öländischen Reise erzählt, zum Köder an die Fischangel, den Dörsch damit zu fangen. Sein gewöhnlicher Name ist Tobias, Tobis, Tobian: sonst aber wird er auch Sandaal, weil er gern im Sande wühlet, und wegen einiger Aehnlichkeit mit dem Spiring oder der Schmelte (Salmo Eperlanus) auch Sandspiring und in Seeland Smelt genant. In England hat man zwo Sorten, wovon sie die größere Sand-Eels und die kleinere Grigs heißen.

So oft ich seinen Magen untersucht habe, ist mir niemals etwas anders als eine Menge Fischrögen darin zu Gesichte gekommen, und ich glaube daher, daß diese sein gewöhnlicher Fraß sind: wie man es denn auch von vielen andern Fischen weiß, daß sie nicht allein anderer, sondern selbst ihre eigene gelegte Rögen wiederum verschlucken.

Diejenige Gattung, die wir jetzt beschreiben, gehört unter die linnäische Ordnung der Kahlbäuche, (Apodes) weil ihr die Bauchflossen fehlen, und wegen ihrer weichen Flossen unter die Weichflosser (Malacopterygii) des **Artedi** und in das von beiden gleich benante Geschlecht des Ammodytes, ein Name den **Geßner**, **Willoughby** und **Ray** zuerst von der Gattung gebrauchten, und den auch **Gronov** annimt, und der im Deutschen eigentlich Sandtäucher bedeutet. Nach dem **Klein** erhält er seinen Platz unter den Aalähnlichen Fischen,

schen, (Anguillæformes) und unter dem von ihm aufgestellten Geschlecht des Enchelyopus, als worunter verschiedene artedische und linnäische Geschlechter, wie die Schlangenfische, (ophidium,) die Spitzschwänze, (cepola,) und die Aalquappe, (Blennius viviparus,) mit begriffen sind.

Sein **Körper** ist ohngefähr eine Spanne (selten darüber, und sehr selten einen Fuß,) lang und eines Fingers dick, länglicht, oben ründlich, an den Seiten etwas zusammen gedrückt und flach, am Unterleibe platt, an dessen beiden Randseiten kantig, und vorn und hinten verdünnet k).

Die **Haut** ist ganz glatt und scheinet Anfangs ohne Schuppen zu seyn; die man jedoch bei genauer Ansicht und besonders, wenn er ein oder mehr Tage tod im Wasser gelegen oder gekocht hat, vorzüglich aber am Rücken entdeckt: sie liegen nicht über, sondern an einander, sind meistens rund und mit einem feinen Oberhäutchen überzogen l).

Die **Farbe** des Körpers ist sehr veränderlich, und je nachdem man ihn gegen das licht hält, bald so bald anders widerscheinend: Ueberhaupt aber glänzend, am Rücken und an den Oberseiten bläulich und grünlich grau m); so wie an den Unterseiten und am Unterleibe silberweis ins himmelblaue spielend. In der Mitte an den Seiten, und zwar über deren mitlern Linie, trit ein ausgezackter entweder glänzend grün, oder goldfarbiger Rand hervor, dessen zahnförmige Spitzen oder Zakken fast gleich groß sind und dicht an einander liegen.

Die **Queerlinien**, welche den Körper umgeben, sind wie ein Zickzack, oder in stumpfen Winkeln gebogen, und an den Seiten am deutlichsten zu sehen, allwo ihrer sechzig befindlich sind. Die Zwischenräume, welche sie daselbst machen, sind silberfarbig, länglicht-schief und breiter als am Rücken, wo sie schmäler und grünlich oder bläulich grau sind.

An jeder **Seite** laufen drey **Linien** vom Rücken und der Kiemenöfnung gerade und ununterbrochen bis zur Schwanzflosse hinab, von denen die obere nahe am Rücken, die zwote in der Mitte und die dritte unten an den Seiten liegt.

Die eigentliche **Rückenlinie** ist anfangs undeutlich, (obsoleta,) vertieft sich aber weiterhin in eine Rinne oder Furche in welcher die Rückenflosse liegt.



k) Es ist besonders, daß der Fisch, so bald er tod ist, seine gerade Gestalt verlieret, und dagegen eine flechtige (flexuosa) annimt.

l) Ray übersahe die Schuppen. „Squamis caret.„ Auch Gouan, der aber den Fisch nicht selbst gesehen zu haben scheinet. „Corpus alepidotum.„ Hist pisc. Argentor. 1770. 4 Genera Pisc. gen. XXXIII. p 175.

m) Ich habe eine Spielart gesehen, die oben gelblichgrau, und hin und wieder, jedoch sparsam schwarz punktirt war. Diese ist auch nicht so lang, aber dagegen dicklicher als die obige Sorte. Vielleicht eben der Unterschied, als zwischen den Sand-Eels und Grigs der Engländer.

Die Bauchlinie befindet sich in der Mitte des Unterleibes und läuft gerade von der Kehle an bis zum After hinab, hinter welchen sie sich eben wie jene vertieft und in ihrer Furche die Hinterflosse einschließt.

Ferner erscheint unter der untersten Seitenlinie an beiden Kanten des Unterleibes eine sehr schmale dicht am Körper anliegende und kaum sichtbare Membran, die anfangs, bevor man sie aufhebt, als eine Linie trügt: sie fängt gleich unter den Brustflossen an und scheint eine Spur, oder an Statt der fehlenden Bauchflossen da zu seyn.

Endlich findet man noch am Unterleibe zween silberweiße Streifen oder dergleichen Bänder von der Kehle bis zum After hinablaufen; sie schließen dicht an die Bauchlinie an, und stechen unter der übrigen himmelblauweißen changeanten Farbe des Unterleibes hervor.

Der Kopf ist lang, allgemach abschüßig, schmäler als der Leib, und kegelförmig zugespitzt, jedoch oben flacher und breitlicher als unten, ohne Schuppen, dunkelgrün und halb durchsichtig. An seiner Oberfläche sind eine Menge kleiner verschlossener Löcherchen umher gestreuet, die man bei sehr vielen Fischen findet, und deren Nutzen noch nicht bekant ist. Hinten zwischen dem Scheitel und Nakken zeichnet sich ein großer rundlicher gelblich brauner Fleck aus.

Die Nasenlöcher sitzen oberwärts am Kopfe zwischen den Augen und der Spitze des Oberkiefers in der Mitte, und sind mit einer gewölbten, vorne fein durchstochenen und am Rande schwärzlichen Haut bedeckt.

Die Augen sind groß, dunkelblau und mit einem breiten silberweißen Ringe umgeben, und liegen oben an den Seiten des Kopfs n).

Die Kiefer sind sehr ungleich, der untere nemlich viel länger und schmäler, zugespitzt, und vor dem obern hervorstehend, als welcher rundlich gebogen ist, jenen seitwärts ganz bedeckt und mit seinem Hinterende halb umfaßt. Dabei ist er doppelt, und nur an den Spitzen der Lippen befestiget, hinten aber frei. Das Unterstück dieses zwiefachen Kiefers schließt sich seitwärts in das Oberstück, und beide sind durch eine gedoppelte Lippe und eine durchsichtige muskulöse Haut mit einander verbunden. Die Unterlippe geht vom hintern Winkel des Oberkiefers schräge und frei zu der Spitze des Unterkiefers herab: daher es auch kömt, daß, wenn man diesen niederdrückt, alsdenn die beiden obern mit ihrem Hinterende hervorspringen und sich senkrecht bis an die Spitze der Schnautze hervorziehen lassen. Sie sind ohne Zähne, deren man aber zween ziemlich lange und dünne am Vorderende des Gaumens gleich hinter den Kiefern antrift, die so spitz wie eine Nadel sind, neben einander sitzen,

n) Linné fand das Auge blasgelb mit einem schwarzen Sterne. Oeländ. Reise, l. c.

sitzen, und in die länglichte Rinne des Unterkiefers einschließen. Uebrigens ist der Gaumen, wie das ganze Maul glatt, und dieses inwendig schwarz punktirt.

Die **Zunge** ist zurückgezogen, frei, unten convex, oben wie eine Rinne vertieft, knorpelicht, und mit einem durchsichtigen Rande umgeben.

Hinter ihr zwischen dem Winkel des Zungenbeins liegt ein gegliederter und dünner Knorpel, woran seitwärts die Kiemenblätter mit ihrem Vorderende befestigt sind.

Die **Gaumenknochen** sitzen vorn und oben am Schlunde, gleich hinter dem Gaumen, und bestehen aus zween rauhen und scharfen aus mehrern kleinern zusammengesetzten Knochen o).

Die **Mundspalte** (rictus) ist beträchtlich groß, steigt von unten schief in die Höhe, und endiget sich über der hervorragenden Spitze des Unterkiefers mit einem abgerundeten Winkel.

Die **Kiefenöfnung** (apertura branchialis) ist eyrund und ziemlich groß. Die Deckel gehen weit über sie hinüber, reichen bis an den Grund der Brustflossen und schließen hart an den Vorderleib an: Sie sind silberweiß, hornhart, mit einem durchsichtigem Rande umgeben, vorn ründlich zugespitzt, hinten aber breiter und halb eyförnig, woselbst sie auch hin und wieder ein wenig eckicht und am Unterrande hohl oder in Form eines halben Bogens ausgeschnitten sind: inwendig concav, quecksilberfarbig und mit schwarzen Punkten besäet, nach unten zu sieben bis acht mal gestrichelt, und in ihrer Mitte durch eine schiefe von unten nach oben aufsteigende Linie getheilet.

Die **Kiemenblätter** selbst sind blutroth, und vier an jeder Seite befindlich, an beiden Seiten des feinen knöchernen Bogens gefiedert, fast gleich groß, und liegen vorn ganz und hinten bis an ihren ründlichen Rand über einander. Sie sind an beiden Seiten und zwar vorn an dem erwähnten Knorpel des Zungenbeins und unten an den Gaumenknochen befestiget, in der Mitte aber ganz frei.

Die **Kiemenhaut** (membrana branchiostega) ist nicht weit von und längst dem Unterrande der Deckel befestiget, siebenstrahlicht und nicht ganz bedeckt: beide berühren sich mit ihrer Spitze vorn an der Kehle.

Der **After** liegt nicht weit hinter der Mitte des ganzen Körpers und ist mit einem engen, runden und weißen Rande umgeben.

Der **Schwanz** ist länglicht und fast kegelrund, jedoch unten etwas flach und an seinem äußersten Ende, nemlich in dem kurzen Zwischenraume, den die Rücken- und Hinterflosse mit

o) Diese Art Knochen dienet den Fischen überhaupt Statt der Käuzähne, und sind allemal rauh und scharf anzufühlen. Vielleicht auch zugleich um die weite Speiseröhre zu verschließen und das Aufstoßen der Speisen zu verhindern.

mit der Schwanzflosse machen, merklich zusammengedrückt.

Die **Glieder** bestehen in fünf Flossen, wovon eine am Rücken, eine hinter dem After, eine am Schwanz und zwo an der Brust sitzen. Ihre Strahlen sind alle einander ähnlich, nemlich weich und borstenartig, und die Haut, die sie unter einander verbindet, ist bei allen gleich fein und gleich durchsichtig.

Die **Rückenflosse** fängt etwa einen guten Queerfinger breit hinter dem Rücken an, breitet sich längst über den Rücken aus, und endigt sich kurz vor der Schwanzflosse: sie ist nicht über einen Finger breit, und faltet sich nach hinten zu so dicht zusammen, daß man sie kaum in der Rinne des Rückens entdeckt. Man zählet an ihr 56 bis 60 Strahlen, (denn diese Zahl ist bei den verschiedenen Subjecten sehr ungleich; und der Charakter von der Zahl der Strahlen genommen, überhaupt bei den Fischen sehr trüglich: der Beschwerlichkeiten des Zählens nicht zu gedenken,) die alle, der vorderste als der kleinste ausgenommen, gleich groß sind, und weit von einander abstehen, außer daß sich ihre hinterwärts gebogene Spitzen auf einander lehnen p).

Die **Hinterflosse** breitet sich vom After bis nahe an die Schwanzflosse längst den Hinterleib aus, sitzt eben wie die Rückenflosse in einer Rinne verborgen, und besteht aus 28 bis 30 gleich langen Strahlen.

Die beiden **Brustflossen** liegen gleich hinter der Kiemenöfnung unten an den Seiten und dicht am Körper an, nicht senkrecht, wie Artedi an seiner Gattung wahrnahm, sondern horizontal. Eine jede besteht aus dreizehn Strahlen, wovon die mittlern die längsten sind. Ausgebreitet haben sie die Gestalt eines Fittigs, sonst sind sie lanzenförmig.

Die **Schwanzflosse** ist bis auf die Hälfte entzwei gespalten, und besteht aus vierzehn meistens ofen getheilten und gegliederten Strahlen, ohne die in der Mitte befindliche haardünne mitzurechnen.

Der Schluß folgt künftig.

p) Salvian, der zuerst des Tobias gedenkt, hat ihm, wie Klein bemerkt, ganz unrichtig zwei Flossen am Rücken, statt einer zugeschrieben, und aus den Ray sehe ich auch, daß er ihm zwei Paar Brustflossen, statt einem Paare zueignet.

# Hannoverisches Magazin.

23tes Stück.

Montag, den 20ten März 1780.


## Schluß der Beschreibung des Tobias.

Der Abstand der äußern Theile von einander, verhielt sich bei einem 5 Zoll und 8 Linien (Pariser Maaßes) langen Fische folgendermaaßen: Die Nasenlöcher waren 4''', die Augen 5''', der Anfang des Rücken 9''', die Brustflossen und der Hinterrand der Kiemendeckel 1'', der Anfang der Rückenflosse 1'' 3''', der After 3'' 5''', der Anfang der Hinterflosse 3'' 6''', der Grund der Schwanzflosse 5'' 3''', und deren beide spitze Enden 5'' 8''' von der Spitze der Schnautze entfernt.

Die Rückenflosse betrug 3'' 8''', die Hinterflosse 1'' 7''', und die Brustflossen 5''' in der Länge: die senkrechte Breite des Körpers 6''' und die Horizontale 5'''.

Seinen inwendigen Körper habe ich folgendermaaßen befunden:

Unter der äußern Haut und den Schuppen kömt eine quecksilberfarbige Folie zum Vorschein, welche die Ursache von dem Widerschein der äußern Farben ist.

Das Darmfell ist eben also gefärbt, und mit schwarzen Punkten besäet.

Das Herz ist vollkommen dreiseitig, (triquetrum) und liegt schief gleich hinter den Kiemenblättern und etwas unter der Leber.

Diese ist groß, mit dem Schlunde und Magen verbunden, als welche sie zum Theil umfasset, gelblichgrau von Farbe, oben länglichtrund und unten in zween Lappen getheilet.

Der Schlund ist lang und weit.

Der Magen enge, einen Zoll lang und kegelförmig zugespitzt, bloß an seinem Munde mit dem Schlunde und kurz dahinter an seiner rechten Seite durch eine enge Oefnung mit den Gedärmen verbunden, übrigens ganz frei und an der linken Seite gelegen.

Die Gedärme sind oben weiter als unten, gegen den After zu etwas auf und niedergekrümt, und überhaupt von der Länge des ganzen Körpers. Sie waren wie der Magen fast ganz mit einem durchsichtig weissen gekörnten Fette umgeben. Den vom Artedi angemerkten Blinddarm

am Pförtner habe ich bei dieser Gattung nicht gefunden.

Der Rogen so wie der Milchbehälter bestanden jener aus einem glänzendgelben, dieser aus einem weissen; beiderseits einen Zoll langen und lanzenförmigen Körper, der zwischen den Nieren und Gedärmen nach dem After hinunter liegt.

Die Nieren sitzen längst dem Rückgrade dicht neben einander und reichen vom Kopf bis an den After hinunter: sie sind sehr schmal und dunkelroth von Farbe.

Die Milz ist schmal, dünne, in ein spitzes Dreieck zulaufend, dunkelroth, und sitzt am Ende des Magens und an der linken Seite der Gedärme.

Bening, D.

---

## Ein Paar Versuche mit dem Purgierkraut.
### (Gratiola officinalis L.)

Ita fiet paulatim Materies medica, cui confidas.

*Haller.*

❁ ❁ ❁

Unter den vielen schönen und nützlichen Pflanzen, deren Kräfte und Wirkungen auf unsern Körper wir noch nicht so genau kennen, als wie wir billig solten, befindet sich auch die Gratiola officinalis Linn. oder das von den Deutschen sogenante Purgierkraut, Niesekraut, Gottesgnadenkraut, Erdgall, wild Aurin.

Ich hatte vor einigen Wochen das Vergnügen, diese, seit meiner Abreise aus meinem Vaterlande, der Schweiz, von mir nicht wieder wild wachsend angetroffene Pflanze, auf einer, ohngefähr eine Meile von hiesiger Stadt, zwischen den Dörfern Langenhagen und Isernhagen liegenden Wiese, zu entdecken. Mir fiel hierbei ein, daß einmal mein seliger Lehrer von Linné zu mir sagte, daß er glaube, daß dieses Kraut mit großen Arzneikräften versehen sey und daß er nur bedaure, daß solche noch nicht in Gewißheit gesetzet worden und nichts so sehr wünsche, als daß jemand der Gelegenheit hätte, mit der noch frischen Pflanze Versuche anstellte und solche zum Nutzen des gemeinen Wesens bekant machte, welche Arbeit mir einst sehr leicht seyn würde, da dieses Gewächs mein Landsmann wäre, und ich nicht wie andere nöthig habe, mich mit der schon viele Jahre in den Apotheken aufbewahrten Herba Gratiolæ abspeisen zu lassen, die, aus Mangel botanischer Kenntnisse, leider! noch zum öftern mit einer andern Pflanze, nemlich der Scutellaria galericulata, verwechselt sey. Ich entschloß mich also sogleich diese Gelegenheit zu nutzen, eine Portion des Purgierkrauts mit mir nach Hause zu nehmen und damit einige Versuche anzustellen. Ich that es, und damit ich desto gewisser von meiner

ner Sache werden mögte, probirte ich dieses Gewächs nicht, wie gewöhnlich geschiehet, zuerst an einem kranken, sondern an einem gesunden und starken Körper, und zwar an mir selbst. Hier sind meine Versuche, welche ich zum Nutzen des Publikums vorgenommen und zum Nutzen desselben bekant mache.

Erster Versuch.

Ich nahm zwanzig Gran wohl getrocknetes und fein pulverisirtes Purgierkraut, (welches beim Aufbruch der ersten Blüten gesammelt und von dem untern Theil des Stengels und den daran sitzenden gelben Blättern gereinigt worden,) des Morgens nüchtern mit ein wenig frischem Wasser ein und trank noch ein Glas von diesem nach. Kaum hatte ich meine Arznei eine halbe Stunde im Leibe, so verspürte ich Eckel und Neigung zum Erbrechen. Eine halbe Viertel Stunde darauf stellete sich dieses leztere auch würklich ein und ich brach mich so gut als von der schönsten Ipecacuanha. Dieses war jedoch bald vorbei, und ohne daß sich ein neuer Anfall einfand. Nach diesem ward mir wieder wohl, indessen merkte ich doch, daß noch ein Theil von dem Eingenommenen zurück war, und sich in meinem Unterleibe befand. Gegen Mittag stellte sich denn dieses auch wieder ein, und ich hatte einen guten Stuhlgang. Etwa eine Stunde darauf erfolgte der zweite, und anderthalb Stunden nachher der dritte. Alle drei waren ohne Kneipen und hinterließen nicht die geringste Incommodität, sondern ich befand mich des Abends gesund und wohl.

Zweiter Versuch.

Ich nahm ein halbes Quentchen vom erst bemeldten Pulver, goß einige Unzen kochendes Wasser darauf und ließ solches die Nacht über stehen. Des Morgens filtrirte ich meine Infusion durch ein grobes Löschpapier, und nahm das Durchgelaufene ein. Eine halbe Stunde nachher empfand ich wieder Eckel, der jedoch ohne Erbrechen sich allgemach verlor. Ich bekam einige tüchtige Oeffnungen und befand mich übrigens recht wohl.

Dritter Versuch.

Eben so viel Purgierkrautpulver kochte ich mit drei Unzen Wasser ein Paar mal auf, seigte solches durch, und trank es auf einmal aus. Es verhielt sich dieses Decoct in allem wie die vorhergehende Infusion.

Vierter Versuch.

Anstatt des Wassers nahm ich hier Milch, und kochte solche mit vorbenanter Quantität Pulver. Nachdem ich das Durchgeseigte eingenommen hatte, empfand ich wieder Uebelkeit, jedoch ohne Erbrechen, es erfolgten einige Stuhlgänge, und damit war es vorbei.

Fünfter Versuch.

Auf ein halbes Quentchen Purgierkrautpulver goß ich zwei Unzen Franzwein, schüttelte es zuweilen um, und ließ es zwei Tage ausziehen. Des Morgens filtrirte ich es durch Löschpapier und trank es aus. Ich verhielt mich dabei wie zuvor, und dieser Weinaufguß verhielt sich ebenfalls so wie vorgedach-

gedachter Wasseraufguß. Ich empfand nemlich Eckel und nach diesem erfolgten einige gute Stuhlgänge.

Sechster Versuch.

Eben so viel Purgierkrautpulver digerirte ich mit drei Quentchen Weingeist, und nachdem solcher alles Wirksame ausgezogen, preßte ich ihn durch ein Linnen und nahm solchen ein. Diese Essenz verursachte meist eben dasselbe wie der vorhergehende Purgierkrautwein. Ich empfand die gewöhnliche Uebelkeit, purgirte vier mal, und des Nachmittags befand ich mich wieder frisch und wohl.

Dieses sind meine mit dem Purgierkraut gemachten Versuche. Gerne wolte ich, daß ich solche weiter fortsetzen, und einige davon ein Paar mal repetiren könte. Allein ich merke daß ich allgemach des Evacuirens müde werde, zumal da meine Diät so beschaffen ist, daß ich niemals Evacuantia nöthig habe. Diese sechs mal habe ich für das Publikum purgirt, und so viel kan für dieses mal genug seyn. Fühlet ein anderer eben die Verbindlichkeit für das gemeine Wesen bei sich, wie ich solche bei mir gefühlet habe, so kan er mit meinen Versuchen fortfahren, und anfangen wo ich aufgehöret habe, oder wenn es ihm beliebig ist, repetiren. Hätte ich Gelegenheit an Kranken Proben anzustellen, so würde ich es ebenfalls thun, da ich aber solche nicht habe, auch weder Erlaubniß noch Verbindung dazu erhalten, so überlasse ich dieses unsern praktischen Aerzten zu thun, denen ich diese Pflanze auf das nachdrücklichste und beste empfele. Ich hoffe nicht, daß einer unter diesen seyn wird, der solche Versuche für unnöthig hält, und glaubt, daß wir an den alten und bekanten Purgiermitteln schon genug haben und daß wir dieses ohne Noth entbehren können. Solte es aber so seyn, so versichere ich diesen, daß unter allen dieses mal gebräuchlichen Abführungsmitteln keines von der Natur des Purgierkrauts ist, welches nicht nur eine vis evacuans, sondern eine mit dieser verbundene und dem bittersten unter allen, der Quassia, wenig nachgebende Bitterkeit besitzt, und dennoch wenig oder nichts von Geruch hat, welches jeder selbst sehr leicht versuchen und sich davon überzeugen kan. Hat jemand Gelegenheit in der Ruhr die Wirkung dieser Pflanze zu versuchen, den bitte ich diese Gelegenheit nicht unbenutzt vorbei gehen zu lassen. In Clistiren und Umschlägen hoffe ich besonders, daß dieses Arzneimittel sich wirksam und nützlich bezeigen werde. Vornemlich empfele ich das Purgierkraut auch unsern Herren Pferdeärzten, zumalen da es einheimisch ist und also zu denen gehört, deren wir uns wo möglich bei allen Vorfällen lieber als der viel theurern, oft verfälschten und nicht selten verdorbenen ost- und westindischen Quackeleien bedienen solten.

Indessen habe ich hier noch eine Bitte zu thun, daß sich nemlich niemand, der keine medicinische Kentnisse besitzt, ohne Rathfragung eines Arztes einfal-

len lasse, dieses vorgeschlagenen Arzneimittels sich zu bedienen. Es ist dieses wie alle andern Purgiermittel, einem Degen gleich, womit ich mich zwar gegen einen Feind vertheidigen, solchen abtreiben und überwinden, aber eben so leicht auch mich ermorden kan. Das Modepurgieren ist eine der schädlichsten medicinischen Narrheiten, und gehört so wie das Aderlassen ohne Vollblütigkeit, das Schweißtreiben in hizzigen Krankheiten, das Essen ohne Appetit, das Trinken ohne Durst, u. d. m. unter die nie genug zu verfluchenden Gewohnheiten unsers Zeitalters.

Hannover, den 10ten Aug. 1779.

F. Ehrhart.

## Nachschrift.

Eben da ich dieses geschrieben, besuchte mich ein guter Freund, welcher schon zwei Tage mit Verstopfung geplagt war. Auf mein Erzählen, daß ich zeither einige Versuche mit dem Purgierkraut gemacht, begehrte er eine Dosis Pulver davon. Ich gab ihm 15 Gran, welche er sogleich einnahm, ein Glas Wasser darauf trank und sich nach Hause verfügte. Kaum kam er alda an, so bemerkte er die hiebei gewöhnliche Uebelkeit, die sich jedoch bald verlor. Nach diesem folgten nach und nach fünf Stuhlgänge und mein Freund befand sich des andern Tages ganz wohl.

Eine Freundin, welche von meinen Versuchen wußte, erbot sich einen derselben zu repetiren. Ich gab ihr also 10 Gran von obigem Pulver, welches sie in meiner Gegenwart einnahm und darauf etwas Theewasser nachtrank. Nicht lange darnach empfand sie Eckel, worauf sich Erbrechen einstellte, völlig so, als wenn sie eine Dosis von der Brechwurzel eingenommen hätte. Purgieren erfolgte nicht, weil vermuthlich alles Eingenommene durch das Vomiren heraus kam.

Ich habe für gut befunden diese zwei Versuche noch beizufügen. Hoffentlich werden unsere Herren Praktici deswegen nicht böse auf mich werden. Ich schwere beim Vater Hippocrates und seinen Aphorismen, daß ich weder von meinem Freunde noch von meiner Freundin einen Pfenning Sostrum genommen habe.

## Beantwortung der Anfrage im 18ten Stück des Magazins: ob die Steigbügel bei den Alten schon im Gebrauch gewesen sind.

Hierauf dienet zur Antwort, daß sie selbige, wie Pancirollus, Polydorus, Virgilius de inventione rerum und Petrus Victorius, welcher leztere besonders davon geschrieben, melden, gar nicht gekant haben. Man trift nicht allein auf den alten Steinwerken, Münzen u. s. w. der Römer keine Steigbügel an, sondern Plinius sagt uns gleichfalls, daß die Alten

Alten nichts von Steigbügeln gewust. Beinahe wolte ich wohl allein aus der lateinischen Benennung der Steigbügel, beweisen, daß sie eine Erfindung der neuern Zeiten sind; denn man hat im Lateinischen kein altes Grundwort, welches einen Steigbügel bedeutet. Die Wörter staphæ, stapes, oder stapeda, werden bei den åltern Schriftstellern gar nicht gefunden, und unterschiedliche andere Worte, die man in dieser Bedeutung nehmen mögte, sind entweder später gebraucht worden, oder haben zu Cäsars Zeiten diesen Verstand nicht gehabt. **Lipsius** bemerket daher, daß, damit ein Ding, das so allgemein gebraucht würde, auch ein gemeines Wort hätte, **Franciscus Philelphus** die Steigbügel stapedas, und **Bodinus** subices pedaneos genant habe.

Wolte aber Jemand sagen, es erhelle daraus, daß dieser Name schon sehr alt sey, weil unter den drei kleinen Knochen im Ohr, der eine wegen seiner Gleichheit mit dem Steigbügel, von den Naturkündigern den Namen Stapes erhalten; so ist zu wissen, daß diese drei kleinen Knochen, der Amboß, (Incus,) der Hammer, (Malleus,) und der Steigbügel, (Stapes,) weder vom Hippocrates und Galenus, noch von einem andern Arzneilehrer der damaligen Zeit sind beobachtet, viel weniger benennet worden. Denn, wie **Laurentius** anzeiget, so hat sich bei der Erfindung dieses Steigbügelknochens zwischen einem gewissen **Columbus** und einem **Ingrassius**, davon der eine aus Sicilien und der andere von **Cremona** gewesen, und die alle beide in den letzten hundert Jahren gelebet, ein Streit entsponnen.

Es läßt sich auch solches ferner aus verschiedenen Autoren beweisen: denn, wenn **Polybius** den Weg beschreibet, durch welchen **Annibal** in Italien gezogen, so gebraucht er das Wort βεβημάτισαι, das ist, wie **Petrus Victorius** erkläret, derselbe sey voll Steine oder Hügel gewesen, daß man durch deren Hülfe auf die Pferde steigen können, und diese Steigbühnen hießen *bemata.*

**Plutarch** schreibt in dem Leben **Caji Gracchi**, daß derselbe sich dadurch bei dem Volk beliebt zu machen gesucht, daß er außer denjenigen Steinen, die bei jeder Meile gesetzt gewesen, gewisse Erhöhungen und Hülfen zum Aufsteigen viel näher an einander machen lassen, damit man desto bequemer hätte auf die Pferde kommen können.

**Lipsius** lehrt uns, daß diejenigen, die etwas zärtlich gewesen, und nicht gut auf ihre Pferde hätten kommen können, beständig ἀναβολεῖς, oder Aufsetzer bei sich gehabt, wie z. B. **Plutarch** vom **Crassus**, **Spartianus** vom **Caracalla** und vom **Valentinian** berichtet, welcher leztere seinem Aufsetzer, (Strator,) da sein Pferd nicht so lange stille stehen wolte, bis er sich recht aufgesetzet, im Zorn die rechte Hand abhieb.

Hurtige und geübte Reuter, sagt Vegetius de re militari, sprangen auf ihr Pferd. Sie hatten auch dieserwegen, um sich beständig im voltisiren zu üben, hölzerne Pferde in ihren Häusern, und brachten es durch die Uebung so weit, daß sie, wie wir aus dem Virgil wissen, rechts und links mit dem Schwerd in der Hand, aufs Pferd springen konten:

Poscit equos atque arma simul, saltuque superbus
Emicat.

Infrænant alii currus, & corpora saltu
Iniiciunt in equos.

Nach dem Bericht des Julius Pollux, richtete man auch die Pferde so ab, daß sie sich niederbeugten und auf die Knie fielen, damit die Reuter desto besser aufsitzen konten.

Es ist daher ein lächerlicher Fehler des Malers, wenn man auf dem Pferde des Hectors oder des Cäsars einen Sattel mit großen Steigbügeln erblicket.

---

# Die Schnecke und die Waldbiene.

## Eine Fabel. *)

Eine Biene, die in einem Walde lebte, war auf dem Wege ihres Berufs einer Schnecke sehr nahe gekommen. Sie grüsseten einander. Anfangs waren ihre Gespräche, wie es zu geschehen pflegt, von dem Meelthaue, von dem herannahenden Winter und andern dergleichen Dingen, bis sie endlich, ich weiß nicht wie, in ihrer Unterredung auf den Menschen kamen. Nie hatte die Schnecke gehöret, daß es Menschen gäbe, aber die Eltern der Imme in dem Walde, hatten von einer Dorfbiene sich etwas mehreres erzählen lassen, nur bedaurete die unsrige, daß sie noch keine gesehen hätte. Ihr Vater und ihre Mutter hatten ihr den herrlichsten Begrif von dem Menschen beigebracht. Sie trug daher die größte Ehrerbietung gegen ihn. Es war nichts schön, es war nichts vollkommen, welches sie nicht dem Menschen beilegte, von welchem sie überzeugt war, daß er das vortreflichste Thier unter der Sonne sey. Ich war neugierig, fuhr die Biene fort, dieses edle Geschöpf zu sehen, ich machte mich in aller frühe auf, und flog, in der Hofnung einen zu erblicken, in die Stadt. Allein zum Unglück war es, wie ich ankam, noch zu früh, und liebste Schnecke, das ist die Ursache, daß ich bei so hohem Morgen niemand erblickt habe.

Sie

*) Durch Fabeln, sagt Hommel, hat man besonders die Sittenlehre vorgetragen. Denn zu Aesopens Zeiten war die Moral der Philosophen ihr einzigstes Geschäft. Ich will einen Versuch machen, fährt er fort, ob man sich derselben bei der Metaphysik und natürlichen Theologie nicht auch bedienen könne, und erzählt uns diese Fabel.

Sie schliefen. Unterdessen aber habe ich mir aus dem vortreflichen Bau der Stadt recht gut einen Begrif von den Menschen machen können, ob ich gleich keine gesehen habe. Denn ich bin in ihren Zellen gewesen, die sie nicht, so wie wir Bienen, mit sechs Winkeln, sondern viereckigt bauen. Sie hatten zu der Zeit noch nicht eingetragen, aber ich zweifle nicht, daß es ein vortreflicher Honig seyn müsse, den die Menschen machen.

Die Schnecke war in der That bei allem diesem eifersüchtig. Solte denn, sprach sie, der Mensch alle Eigenschaften nur von der Biene und keine von der Schnecke haben? Du wirst dich irren liebste Freundin, das sind nicht Zellen, die du gesehen hast. Unfehlbar sind es runde Häuser, so wie ich eins trage, und keine Zellen gewesen. Denn, wenn du später hingekommen wärest, so würdest du diese Häuser, welche du verkehrter Weise Zellen nennest, und die ganze Stadt haben wandeln sehen. Aber damals war es früh, und sie waren noch nicht ausgekrochen, das vermuthe ich. — Die Biene mußte herzlich lachen, daß eine Schnecke es für die größte Vollkommenheit hielt, auf dem Rücken ein Haus zu tragen. Sie redete dieser Einfältigen solches aus, und setzte vielmehr an dessen Stelle die Flügel. Denn, Freundin, sagte sie, ich wüßte in der That nichts bequemers als das Fliegen. Es mag seyn, fieng nunmehr die Schnecke an zu reden; aber, damit du den Menschen nicht ganz und gar nach der Biene machen mögest, so ist nöthig, eines und das andere davon abzusondern. Nim es mir nicht übel, sprach sie, indem sie sich durch Stimme und Mine ein Ansehn zu geben suchte, nim es mir nicht übel, sprach sie, dein Kopf, o Biene! gefällt mir nicht. Ich glaube sicher, daß der Mensch, soll er vollkommen seyn, ein Schneckenhaupt haben müsse. Siehe, was ist anständiger, was läßt schöner, als meine Hörner? Ich kan mich derer als Augen bedienen, und die Dinge damit von weitem betasten. Die Biene, mehr aus Höflichkeit als aus Ueberzeugung, ließ sich endlich gefallen, daß dem Menschen von der Schnecke Hörner angesetzt würden. Hierauf war unter den beiden noch wegen der Füße ein Streit, bis sie zuletzt einig wurden, und folgenden Begrif von dem Menschen unter einander fest setzten: **Es sey der Mensch eine geflügelte Schnecke, ohne Haus, die sechs Beine habe und Honig mache, aber vortreflichen Honig.**

Solten die Menschen nicht oft auf ähnliche Art ihre Begriffe von höhern Wesen nach sich selbst formen?

Hannoverisches Magazin.

24tes Stück.

Freitag, den 24ten März 1780.

## Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 63te St. vor. J.)

### Fünfter Brief.

(Aus dem Schwedischen übersetzt.)

Sie fragen mich, mein liebster Ehrhart, um Edelerde (Aedeljord) und Schwererde (Tungjord). Ich will Ihnen von beiden Bescheid geben.

Von der ersten oder der Terra nobilis, bin ich noch nicht ganz gewiß. Anfangs vermuthete ich, daß solche sich in den sogenanten edlen Steinen, dem Diamant, Rubin, Saphir, Topas und Smaragd finde, aber durch weitere Versuche habe ich gefunden, daß die vier letztern aus Alaunerde (Lera), Kiesel und Kalk zusammen gesetzt sind, und zwar so, daß solche am meisten von dem ersten, am wenigsten aber von dem letzten Bestandtheile enthalten, welches alles ausführlich in dem dritten Bande der Nova Acta Upsaliensia in einer Abhandlung de Terra Gemmarum, gewiesen habe. Der Diamant aber ist von einer ganz andern Beschaffenheit, und enthält nach aller Anleitung, eine eigene Erde, welcher, wenn diese Meinung in Zukunft durch Versuche bestätiget wird, der Name Edelerde zukomt. Diese Erdart ist also bis dahin bloß vermuthet, und so lange man noch keinen Ausweg gefunden des Diamants nächste Bestandtheile (Principia proxima) von einander zu scheiden, nichts weniger als bewiesen. Es wäre zu wünschen, daß irgend ein Reicher einige Diamanten zu Versuchen bestehen wolte, vermuthlich solte es dann nicht mehr lange gehen, bis man von dem Wesen und Bestandtheilen dieses wunderbarsten und theuresten unter allen Steinen, Gewißheit bekäme.

Was die Schwererde oder Terra ponderosa angeht, so ist es damit ganz anders beschaffen. Diese ist bisher mit Kalk confundiret worden, und kan, so viel man weiß, allein aus Schwerspath (Tungspat), welches eine Terra ponderosa vitriolata ist, erhalten werden. Die Säure abzuscheiden, kan auf folgende Weise am leichtesten geschehen. Man vermischt fein pulverisirten Schwerspath, Kohlen-

staub und Weinsteinalcali, jedes gleich viel, wohl unter einander, und läßt es bei gutem Feuer, in einem bedeckten Tiegel, zwei Stunden wohl glühen. Nach diesem schlägt man auf diese Masse Salpetersäure, welche die Schwererde auflöst, und zuletzt präcipitirt man solche mit Weinsteinalcali. Dieses Alcali Tartari darf aber nicht caustisch seyn, indem die Schwererde die Säure stärker attrahiret als das Alcali causticum solches thut, wenn aber dieses Alcali mit Luftsäure gesättigt ist, so geschiehet sogleich eine Decomposition und Fällung, vermöge einer doppelten Verwandtschaft. Die vornehmsten Gleichheiten und Verschiedenheiten dieser Erde in Absicht auf den Kalk, sind benannt in meinen Anmerkungen zu Scheffers chemischen Vorlesungen und im zweiten Bande der nova Acta Upsaliensia S. 124. und 223. Der Schwerspath selbst, ist bei uns fast gar nicht zu finden, ich weiß wenigstens nicht mehr als eine Stelle in Schweden, wo man etwas davon gefunden hat. In Deutschland und England hingegen ist er gar nicht selten. Es ist dieses der rechte Bologneserstein, denn Schwerspath ist es eigentlich, was nach Marggrafs Weise gebrannt, zwischen Kohlen das Vermögen bekomt, das licht anzuziehen. Leucht- und Flußspath darf nicht mit Schwerspath confundirt werden, welcher letztere durch seine ihm eigene sehr beträchtliche Schwere, die jener ihre weit übertrift, sogleich zu unterscheiden ist.

Auf dem Harz werden häufig sogenannte Hahnenkammskrystalle (Tuppkamscrystaller) gefunden. Sie bemerken sich beides durch ihre Schwere und Gestalt, und sind nichts anders als ein wirklicher Schwerspath. Gipsspath mit Weinsteinalcali und Kohlenstaub auf vorbeschriebene Weise tractirt, giebt Kalk, aber Schwerspath giebt Schwererde, welche beide Erdarten durch die Auflösung in der Salpeter- oder Salzsäure am leichtesten zu unterscheiden sind, denn die erste giebt durch die Evaporation keine oder doch nur diliquescirende Crystallen, die letzte aber solche, die im Wasser schwer aufzulösen sind.

Upsal, den 1ten Jul. 1779. T. Bergman.

## Zusatz des Herausgebers.

Solte Jemanden mit einer etwas weitläuftigern Nachricht von der Schwererde gedienet seyn, so empfele ich demselben den Auszug eines Briefes unseres Freundes Scheele in Kiöping, welcher in dem vierten Bande der Beschäftigungen der Berlinischen Gesellschaft Naturforschender Freunde, unter dem Titul: chemische Untersuchung der Schwerspatherde, von C. W. Scheele, abgedruckt ist. Man wird allda die Bereitung dieser Erde

aus

aus dem Schwerspath, und derselben Eigenschaften und Verhalten mit andern Körpern, kurz und deutlich beschrieben finden. Ich habe die mehresten der Scheelischen Versuche nachgemacht und richtig befunden. Indessen will ich doch hier beiläufig anmerken, daß der Schwerspath, wenn er mit Vitriolöl gekocht wird, sich gänzlich darinnen auflöset. Schlägt man zu dieser Auflösung aber etwas Wasser, so fällt sogleich der Schwerspath, in der Gestalt eines sehr feinen weißen Pulvers, wieder zu Boden. Außer dem gemeinen harzischen Schwerspath (Spathum vitriolatum lamellosum), habe ich auch den Spiegelspath (Spathum vitriolatum tabulare), und den Balkenspath (Spathum vitriolatum trabicum) probirt, und solche mit jenem fast gänzlich gleich befunden. Unter der von Hrn. Scheele in vorbenantem Aufsatz gebrauchten, im Deutschen noch etwas ungewöhnlichen Benennung: Weinsteinlauge, versteht sich, wie natürlich, zerflossenes Weinsteinalcali, welches aber bei der Abscheidung der Schwererde alle nur mögliche Reinigkeit besitzen muß, denn enthält solches auch nur das geringste von vitriolisirtem Weinstein, so ist der dadurch erhaltene Niederschlag anstatt Schwererde nichts weiters als ein regenerirter Schwerspath. Zum Devitrioliren des Schwerspaths brauche ich nichts als den neunten Theil Kohlenstaub, und lasse so wohl Honig als Weinsteinalcali weg.

F. Ehrhart.

---

# Auszüge nützlicher Briefe.

## Sechster Brief.

Was den Braunstein betrift, werthester Freund! so ist dieser ein merkwürdiges Mineral, und man hat die gröste Anleitung, ihm unter den Erdarten der Halbmetallen einen Platz einzuräumen, denn man kan ihn durch zugesetztes Phlogiston, in einem sehr heftigen Feuer, in einen Regulus verwandeln, welchem der Herr Professor und Ritter Bergmann in Upsal den Namen Magnesium gegeben hat.

Der Braunstein hat eine heftige Anziehung zu einer gewissen Menge Phlogiston, er bekomt alsdenn ein weißes Ansehen, und in diesem Zustande ist er in den Säuren aufzulösen. Gießt man, nachdem er in einem gläsernen Mörser zart pulverisirt worden, eine mit Wasser verdünnte Vitriolsäure darauf, so läßt sich zwar eine geringe Menge davon auflösen, der größte Theil aber wird doch, obgleich das Menstruum kocht, unaufgelöst zurück bleiben. Diese Auflösung komt daher, weil der Braunstein von Natur etwas weniges vom Brennbaren bei sich führet. Setzet man demselben ein wenig Zucker, arabisches Gummi oder dergleichen zu, so löst er

sich in besagter Säure gänzlich auf. Während dieser Auflösung entstehet eine Gährung. Sammelt man die sich hierbei absöndernde Luft, so findet man, daß solche Luftsäure ist. Präcipitirt man den aufgelösten Braunstein mit Weinsteinalcali, so erhält man einen weißen Präcipitat. Dieser Niederschlag bestehet aus Braunstein, Phlogiston und Luftsäure. Wird derselbe in offenem Feuer calcinirt, so wird er sogleich wieder schwarz, in einem verschlossenen Tiegel aber behält er seine weiße Farbe, obgleich die Luftsäure sich abscheidet. Der flüchtige Schwefelgeist löst den Braunstein ohne andern Zusatz auf. Die Salpetersäure verhält sich mit ihm eben so wie der Vitriolgeist. Die Salpeterluft (Acidum Nitri phlogisticatum) solvirt ihn, weil diese elastische Säure so viel Phlogiston bei sich führet, als der Braunstein, um sich in den Säuren aufzulösen, anziehet. Die Salzsäure löset ihn, ohne Zusetzung des Phlogistons, in gelinder Digestion auch gänzlich auf. Scheidet man den aufgelösten Braunstein durch ein Alcali wieder, so ist er weiß, und hat alle die Eigenschaften wie der aus der vitriolischen Auflösung präcipitirte. Hieraus folget also, daß die Salzsäure Brennbares in ihrer Mischung führet. Während dieser Auflösung entstehet eine der Lunge höchst schädliche Luft, welche unter beständiger Gährung in die Höhe steiget. Sammelt man solche, und setzt Phlogiston, auf irgend eine Art, dazu, so wird diese Luft wieder in gewöhnliche Salzsäure verkehret. Leget man gleich im Anfang etwas Zucker hinzu, so erhält man keine solche corrosivische Luft, sondern Luftsäure.

Die vegetabilischen Säuren solviren den Braunstein auch wegen ihren ölichten Bestandtheilen, wiewohl es etwas langsam damit hergehet. Die Citronsäure gähret mit ihm und die sich davon scheidende Luft ist Luftsäure.

Ich habe gesagt, daß dieses Mineral, ohne Phlogiston zu bekommen, in den Säuren nicht aufzulösen sey. Demohngeacht geschiehet solches, wenn man die concentrirte Vitriolsäure mit starker Hitze über dasselbe abstrahiret. Aber hier wird das Phlogiston aus der Hitze angezogen. Der Beweiß davon ist, daß man während der Abstraction, eine Luft erhält, welche nichts anders als Feuerluft oder ganz reine Luft ist. Die Verwandschaft des Phlogistons zum Braunstein ist also, wenn eine Säure mit zugegen, stärker, als zur reinen Luft. Solvirt man das Residuum nach der Abstraction in Wasser, und läßt die Auflösung gelinde abdampfen, so erhält man parallelipipedische Crystallen, von einem bittern Geschmack, welche Herr Westfeld, in seiner Abhandlung vom Braunstein, für Alaun angegeben; er hat aber hierinnen gefehlet.

Calcinirt man fein geriebenen Braunstein mit Kohlenstaub in einem verschlossenen Tiegel, so läßt er sich nachher in allen Säuren auflösen. Mit Baumöl löset er sich während

dem Kochen auf, woraus denn eine Art Pflaster entstehet.

Die Laugensalze und Salpeter lösen ihn während dem Fließen im Tiegel auf. Hieraus entstehet eine dunkele, blaugrünliche Masse. Da nun die Laugensalze, wenn sie mit etwas Holzasche geschmolzen werden, eine blaue Farbe erhalten, so schloß ich, daß vielleicht in solcher Asche etwas Braunstein könte zugegen seyn. Diese Meinung betrog mich auch nicht, denn ich fand wirklich in der Asche Spuren von Braunstein, und ich freuete mich, daß ich nun auch die Ursache entdeckt warum die Alcalien bei einer starken Calcination eine bläuliche Farbe annehmen.

Die weiße Farbe, welche der phlogistisirte Braunstein bekomt, erklärt uns auch eine andere Erscheinung. Es ist bekant, daß der Braunstein die dunkele Farbe der Gläser raubet und solche weiß und klar macht. Was geschiehet hier anderes, als daß dieses Mineral das Brennbare, welches die Schwärze solches Glases hervorbringt, an sich ziehet? Komt zu viel Braunstein dazu, so ist es kein Wunder, daß, da er nicht genug Phlogiston bekomt um weiß zu werden, er dem Glase seine natürliche Farbe mittheilet. Setzet man zu solchem Glase, nur etwas Kohlenstaub, Zinn, Blei, oder einen andern ähnlichen Körper, so wird es sogleich wieder ungefärbt, komt aber alsdenn ein wenig Salpeter dazu, so erhält es die vorige braunrothe Farbe wieder. Alles dieses ist nun sehr leicht zu erklären.

So viel, mein werthester Freund, um Ihre Wißbegierde ein wenig zu beruhigen. Mehreres finden Sie in meiner, über dieses merkwürdige Mineral geschriebenen weitläuftigen Abhandlung, welche in den Schriften der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften auf das Jahr 1774 abgedruckt ist.

Nun folget noch die begehrte Bereitungsart der Benzoeblumen auf dem Präcipitationsweg. — Man nimt vier Unzen frisch gebranten Kalk, gießt darauf etwas Wasser, damit er in Pulver zerfalle. Nach diesem nimt man ein Pfund fein gesiebtes Benzoegummi, mischet solches in einem zinnernen Kessel mit dem zerfallenen Kalk, und gießt nach und nach unter beständigem Umrühren acht Pfund Wasser dazu. So dann kocht man dieses eine halbe Stunde über gelindem Feuer und rühret es immer um. Hierauf filtrirt man die Auflösung und auf das im Filtrum zurückgebliebene gießt man heißes Wasser, und laugt das vorher aufgelöste wohl aus. Auf das Residuum gießt man noch ein Paar mal acht Pfund Wasser, kocht solches und verfähret damit wie das erste mal. Die Solutionen werden sodann bis auf zwei Pfund eingekocht, und in ein Zuckerglas gegossen. Solte das Eingekochte noch nicht recht klar seyn, so muß man solches noch ein mal filtriren. Endlich tröpfelt man so lange Kochsalzgeist hinein, bis die Mischung etwas säuerlich schmeckt. Sogleich präcipitiren sich die Benzoeblumen und

das Gemische bekomt einen schönen Geruch. Man läßt alles einige Stunden stehen und gießt es sodann auf ein Filtrum. Das Durchgelaufene enthält noch einige Blumen aufgelöst, welche man durch fernere Abrauchung und Cristallisirung ebenfalls erhalten kan. Den Präcipitat oder Flores edulcorirt man mit kaltem Wasser. Will man diesem wesentlichen Salze ein silberfärbiges Ansehen geben, so kan man es nur in heißem Wasser solviren und nachher wieder crystallisiren lassen. Von einem Pfund Gummi erhält man vierzehn Drachmen Benzorsalz. Die Theorie dieses Processes ist Ihnen schon bekant.

Kiöping, den 2ten Jul. 1779. C. W. Scheele.

## Botanische Zurechtweisungen.

— — Es nimt ein weiser Mann,
Der Lehren giebt, noch lieber Lehren an.

Hagedorn.

* * *

1. Gramen cyperoides medium angustifolium spicis teretibus erectis flavescentibus. Moris. hist. v. 3. p. 242. s. 8. t. 12. f. 8. und Carex elongata Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten, welche nicht einmal in einer Abtheilung und hiemit noch viel weniger in einer Nummer stehen können.

2. Gramen cyperoides polystachyon flavicans spicis brevibus prope summitatem caulis. Moris. hist. v. 3. p. 243. s. 8. t. 12. f. 16. und Carex pallescens Linn. Schreb. spicil. p. 66. gehören ebenfalls nicht zusammen.

3. Lichen fungiformis. Weber. spicil. p. 196. ist ganz gewiß der Linneeische Lichen Byssoides.

4. Lichen nivalis, luteus. Weber. spicil. p. 238. heißt bei Linnee Lichen juniperinus.

5. Lichen Tremelloides. Weiss. crypt. p. 52. und Tremella Lichenoides Linn. sind zwei sehr ungleiche Pflanzen.

6. Die Pflanze Oed. dan. t. 284. und Carex muricata Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten.

7. Rosa eglanteria. Münchhaus. Hausv. v. 5. p. 275. Du Roi Harbk. v. 2. p. 336. heißt bei Linnee Rosa rubiginosa.

8. Rosa lutea. Münchh. Hausv. v. 5. p. 289. Du Roi Harbk. v. 2. p. 344. ist die Linneeische Rosa Eglanteria.

9. Rubus Chamæmorus Linn. ist ganz sicher ein Diöciste.

10. Viscum album Linn. wird bloß durch den Mistler (Turdus viscivorus L.) fortgepflanzt, ohngeacht diese Wahrheit erst neulich einer von unsern deutschen Schriftstellern wieder angegriffen u. durch Studierstubenerfahrung lächerlich zu machen gesucht hat. Unter hundert Mistelpflanzen haben gewiß neun

und neunzig ihre Existenz vorgedachtem Vogel zu verdanken, so wie vielleicht unter einhundert Mistlern, welche bei uns ihr Winterquartier nehmen, neun und neunzig crepiren würden, wenn der Schöpfer nicht durch die süßen Beeren, dieser auch in der strengsten Kälte immer grünen Staude, für ihren Unterhalt gesorget hätte. Wir lesen also auch hier: der Herr hat alles wohl gemacht und die Erde ist voll seiner Güte!

F. Ehrhart.

## Von Bäumen an Deichen.

Etwas sonderbar ist es, daß beim ganzen Deichwesen wohl über nichts häufiger und hartnäckiger gestritten wird, als ob Bäume an und auf den Deichen nachtheilig oder nützlich sind? Mir scheint nichts leichter und deutlicher beantwortet werden zu können, als eben dieses. Vernunft und Erfahrung lehrt es, daß überhaupt alle Arten der Bäume, sowohl zunächst hinter den Deichen, als besonders zunächst vor, oder gar in und auf denselben, höchst bedenklich, ja gefährlich sind. Sie haben insgesamt viel zu starke, und viel zu weit aus einander laufende Wurzeln, so daß sie nicht allein den Fuß des Deiches, sondern auch oft die ganze Anlage selbst, solchergestalt hin und wieder durchkreuzen, daß sie nicht selten von einem Ende des Deiches bis zum andern sich hindurch schlängeln. Was sind aber die Folgen? Schon das gewöhnliche Gewässer spület die Erde, wegen der unmöglich festen Verbindung mit Holz, an den Stämmen nach und nach loß. Wellen aber nehmen nicht allein diese vorher loßgespülte Erde mit, indem sie in dem Grunde wühlen und sich brechen, sondern gehen weiter an die Bäume hinauf, und je stärker sie hinauf schlagen, und je höher dabei die Winde in ihren Wipfeln sausen, je leichter wird es ihnen nach den Gesetzen der Hebel, die Bäume dergestalt zu erschüttern und wankend zu machen, daß es Vorland, Berme und Deich zugleich mit empfindet. Nun erhält der ganze Deichgroden a), vermittelst der hin und wieder von Erde entblößten Wurzeln, Risse, Rönneln, Rillen, ja gleichsam Kanäle, denn Maulwürfe, Ratten, Mäuse, u. d. gl. Thiere, die so gerne und so häufig sich in solchen Gegenden des Erdreichs aufhalten, haben immittelst auch ihrer Seits durch Gänge und Löcher das übrige dazu beigetragen. Wasser, dem es nicht unmöglich wird, durch die Poros auch noch so fester Metalle zu dringen, bedient sich nun dieser schon gebahnten Wege. Es dringt weiter an, und oft ganz durch; zumal wenn endlich die mächtigen hohen Bäume nach und nach, und nachdem sie vorher die Erde

a) Die ganze Fläche des festen Erdreichs, worauf und woran ein Deich unmittelbar liegt.

de durch ihre Neigung zum Falle, allenthalben locker gemacht, zum völligen Sturz kommen, und einen Theil des Deiches, der seine starken Wurzeln noch bedeckt gehabt, mit nehmen; da denn eine Verwüstung der andern folgt. Gesetzt auch es kömt hiezu nicht, die Bäume bleiben an- und in dem Deiche stehen, sie veralten, werden am Ende ihrer Tage oben abgewehet, abgeschnitten oder abgehauen, so verfaulen alle ihre Wurzeln in dem Deiche, verderben von Grund aus die so nöthige thönigte, dichte und feste Erde desselben, und ihre dicke hole Stämme werden wie Brunnen in dem Deiche, wodurch er gar nach hydrostatischen Gesetzen bei jedem hohen Wasser, Gefahr läuft, wie durch eine Mine in die Luft gesprenget zu werden. Man halte diese Folgen keinesweges für übertrieben, sondern betrachte sie nur selbst an den abbrechenden und mit starken Bäumen bepflanzten Ufern und Deichen. Ja, mit einem geringen Unterschiede, den ein jeder hiernach leicht selbst finden wird, sind Bäume nicht allein in- und auf, sondern auch sowohl zunächst hinter als zunächst vor den Deichen, eben so schädlich. Des besonders an Ufern so gewöhnlichen heftigen Windes habe ich hier nicht einmal sonderlich gedacht, der wenn er in hohe Bäume wehet, und sich daselbst verweilet, schon allein unten keinen festen Grund zuläßt.

So gewiß es nun wohl ist, daß alle Arten von Bäumen, und überhaupt alle Gewächse mit starken Wurzeln, in und zunächst um den Deich, mehr oder weniger, über kurz oder lang, nachtheilig sind; eben so gewiß ist es im Gegentheile, daß die Anpflanzung der sogenanten Pothen, Kneyen- b) und Korbweiden, wie auch des Werder- und Ellernbusches, in soferne dessen Wurzeln sich nicht bis an den Deich erstrecken können, zu Erhaltung des Vorlandes und also des Deiches selbst, nicht genugsam zu empfehlen stehen. Die den Deichen noch so fürchterlichen Eisschollen brechen oder setzen sich sofort daselbst fest, oft bis der ganze Winter vorüber; Wellen schleichen über eine solche Zupflanzung, wenn sie auch noch so tobend ankommen, sanft herüber; der Wind kan gar nicht nachtheilig darauf würken; und was für ein großer ökonomischer Vortheil, entsteht aus ihrem Anwachs, nicht dem ganzen Deichwesen überhaupt! Bomben sagt Herr Hube in seiner Preisschrift zu Anlegung festerer und stärkerer Dämme, vom Jahr 1766, richten die stärksten Verwüstungen gegen harte ihnen entgegen gesetzte Körper an, und verlieren hingegen alle Kraft in einem weichen nachgebenden Boden. So auch mit Wind, Wellen und Wasser: man zwingt es im letzten Fall den bei sich führenden Schlamm fallen zu lassen, und gegen seine eigene Gewalt eine neue Vormauer aufzuführen.

b) Salix viminalis.

Harburg. N. B.

# Hannoverisches Magazin.

25tes Stück.

Montag, den 27ten März 1780.


## Schreiben eines Hannoverischen Officiers aus Gibraltar, den 27ten Jan. 1780.

Von den großen Vortheilen, welche der Admiral Rodney über die spanische Flotte unter dem Commando des Admiral Don Juan de Langara, bestehend aus 9 Schiffen und 4 Fregatten, in unserer Nachbarschaft erfochten, werde ich nichts umständliches erwähnen, weil mir solches bei den vielen Briefen, so ich mit dem abgehenden Schiffer schreiben muß, zu weitläuftig fallen würde, und die Zeitungen auch genug davon erzählen werden. Nachdem wir vom 21ten Jun. bis den 15ten Jan. 1780 zu Wasser und zu Lande auf das allerschärfste bloquirt gewesen waren, so war es natürlich, daß unsre Provision bei einer so zahlreichen Garnison etwas abnehmen mußte, und ob wir gleich noch auf fünf bis sechs Monat Brodt hatten, so waren doch einige andre Artikel eingekrimpet. Butter bekam der Soldat gar nicht mehr. Es wurde ihm wöchentlich ein halb Pfund gesalzen Rindfleisch und ein Viertel Pfund Schweinefleisch abgezogen. Habergrütze wurde gar nicht mehr gereicht, und von den Erbsen verlor er die Halbschied, dagegen bekam er zwei Mahlzeiten Reis die Woche. Auf einmal kam den 15ten Jan. ein kleines englisches Schif an. Der spanische Admiral, der sonst allemal mit Schiffen von Force agirte, schickte für dieses mal nur eine Galere ab, um dieses Schif abzuhalten, und unsre kleinen Sloops und Cutters waren also hinreichend, es einzuholen. Wie groß war unsre Freude, als wir hörten, daß Artillerie und Munition auf diesem Schiffe wäre, und daß es in schlechtem Wetter von einer ansehnlichen Convoy für diesen Ort getrennet wäre. Den 16ten des Abends kam ein anderes Schif mit der Nachricht, daß eine spanische Convoy von 1 Schif von 60 Canonen, 5 Fregatten und 23 Transportschiffen der englischen Flotte in die Hände gefallen, und daß nur ein einziges kleines Schif das Glück gehabt hätte, zu entkommen; dabei meldete es aber zugleich, daß es auf der Höhe von Cadix eine spanische Flotte gesehen, die natürlicherweise

auf unsre Convoy wartete; wir wusten nicht, wie viel Kriegsschiffe bei unserer Convoy zur Bedeckung waren, indem es nach Aussage des Schifscapitains in der Flotte geheißen hatte, daß Admiral Rodney nach Westindien gehen, und nur einen Theil der Flotte mit der Convoy hieher senden würde. Den 18ten Mittags kam wieder ein Schif mit der Nachricht, daß den 16ten des Mittags die spanische Flotte der englischen ins Gesicht gekommen wäre, daß der Admiral Rodney sogleich für die Flotte das Signal zum Fechten, für die Convoy aber das Signal zum Flüchten gegeben hätte, daß Nachmittags um 4 Uhr die Flotte in ein hitziges Gefecht gekommen, davon der Schifscapitain den Ausgang nicht wuste, und daß er ein Schif in die Luft fliegen sehen, wuste aber nicht von welcher Seite. Sobald wir hörten, daß die englische Flotte von 22 Schiffen von der Linie und 4 Fregatten noch bei einander gewesen wären, zweifelten wir gar nicht an einem guten Ausgange, indessen war uns doch die Ungewißheit unangenehm, besonders wegen des aufgeflogenen Schiffes. In der Nacht vom 19ten auf den 20ten kam aber schon die Fregatte Apollo mit der Nachricht eines vollkommenen Sieges hieselbst an, sie sagte, daß fünf Schiffe von der Linie genommen, eins aufgeflogen, eins auf den Strand gejagt, und zwei entwischt wären. Die Fregatten haben gleich beim Anfang des Gefechtes die Flucht genommen. Die Tage darauf kam die ganze Flotte und Convoy, ein Schif nach dem andern, ein, indem sie nach der Affaire durch einen Sturm sehr zerstreuet worden. Der Admiral Digby, an dessen Bord sich der Prinz William Henry befindet, lief gleich mit seiner rothen Division ein; Admiral Rodney aber, und Sir Lockart Roß giengen mit ihren Divisionen in das Mediterraneum und einige Tage nachher nach Tetuan, um, wie es heißt, mit dem Kaiser von Marocco zu negotiiren. Jetzo ist aber alles hier, und man kan sich nichts prächtigers verstellen, als die Bay von Gibraltar. Auf der einen Seite sieht man die siegreiche englische Flotte mit den vielen Admiralsflaggen und die ganze Convoy, denn Gibraltar mit seinen Fortificationen, denn das feindliche bevestigte Lager, und denn den armen Admiral Barcelo mit zwei großen und etlichen kleinen Schiffen; er hat alle Canonen und andere Sachen ans Land geschaft, um sich leicht zu machen, und so nahe als möglich ans Ufer unter die Landbatterie zu gehen, woselbst er nun auch ganz sicher liegt. Von Tetuan haben wir diesen Morgen die Nachricht erhalten, daß Se. Barbarische Majestät und das ganze Morische Volk äußerst vergnügt über den englischen Sieg, und bereit sind alles mögliche lebendige Vieh was nur angeschaft werden kann, hieher zu schicken. Der spanische Gouverneur von Ceuta hat beim Kaiser von Marocco um Lebensmittel nachgesucht, indem es ihm daran sehr fehlte, der Kaiser hat ihm geantwortet, es sey ihm sehr lieb, und

er

er hoffe, die Engländer würden den Ort wegnehmen. Dieses wird wahrscheinlich einen Krieg zwischen Spanien und den Mohren veranlassen, der uns allemal vortheilhaft ist. Von den fünf genommenen Schiffen von der Linie sind drei hier wirklich in der Bay, und der Admiral *Langara* hat sein Quartier in der Stadt bekommen. Es wiederfähret ihm alle mögliche Ehre, die Admirale, Generale und selbst der Prinz haben ihn wiederholte Visiten gemacht, die übrigen spanischen Officiere haben auch Quartier, und können bei Tage auf der Straße herum gehen, und ein Theil derselben ist auf Parole schon entlassen; die Gemeinen, deren Anzahl sich auf 5000 beläuft, sind auf der Flotte; heute und gestern sind die Blessirten den Spaniern zugesandt. Nachdem der Feind sieht, daß er uns nicht aushungern kan, so sahe man deutlich, daß er uns zu bombardiren gedachte, und nach der Aussage der Deserteurs solte den 20ten Jan. am Geburtstage des Königs von Spanien der Anfang damit gemacht werden. Den 19ten demasquirten sie auch wirklich alle ihre Batterien, und erhöhten die Brustwehren in den Forts mit Sandsäcken, und machten vor ihren Bombenbatterien auch alle mögliche Anstalten, woraus man schließen mußte, daß sie anfangen würden; der Gouverneur quartirte indessen den spanischen Admiral und alle Officiere in den Theil der Stadt, welcher dem Bombardement am mehrsten ausgesetzt ist, wo alle Steinpflaster aufgenommen, Traverten in den Straßen gemacht sind, und den deshalb die Einwohner längst verlassen haben. An demselbigen Tage bekamen einige Officiere ihre Freiheit und giengen hinaus ins Lager. Ob diese ihnen nun gesagt haben, daß ihre Landsleute dem Feuer am mehrsten ausgesetzt seyn würden, oder ob sie es aus andern Ursachen unterlassen haben, ist ungewiß, genug sie haben bis jetzo noch nicht förmlich angefangen auf uns zu schießen. Da sie bei einigen kleinen Vorfällen uns schon gezeigt hatten, daß sie ihre Kugeln bis mitten in die Stadt schießen könten, so hatten wir unsre Maasregeln schon längst genommen. Nunmehr aber, sagen die letzten Deserteurs, wollen sie uns eher nicht bombardiren, bis ihre Flotte von Cadix komt, und unsre Flotte ruinirt; das mögte aber wohl so bald nicht gehen. So bald sie anfangen die Stadt zu bombardiren, rückt die Garnison in die Casematten, und auf dem Berge ins Lager. Denn mögen sie ihr Pulver verschießen; dieses kan uns wenig Sorge machen, nachdem wir einen so ausserordentlich großen Vorrath von Provision erhalten haben, es ist auch den Leuten deswegen alles, was ihnen in den letzten Wochen abgezogen war, in Natura nachgegeben.

Von den fünf genommenen Schiffen, liegen hier drei in der Bay; eines hat der Terrible genommen, und da es so erschrecklich zugerichtet war, hat dieser sich davor gespannet und es gezogen, der Wind ist aber so heftig geworden, daß der Terrible es hat verlassen müssen, um nicht selbst mit zu

verunglücken, und so ist das spanische Schif vor seinen Augen, unter grausamen Lamentiren gestrandet. Das fünfte hat seine Parole gebrochen, und ist nach Cadix hinein geschlichen. Als die spanischen Schiffe genommen waren, haben die englischen die spanischen Officiere und einen Theil der Leute davon nehmen, und von den ihrigen dagegen welche an Bord schikken wollen. Da die See aber so hoch gewesen, daß solches ohne Gefahr nicht hat geschehen können, so haben der spanische Admiral und alle Officiere ihre Parole gegeben, daß sie die Schiffe selbst nach Gibraltar führen wolten, und es ist also höchstens nur 1 Officier 20 Mann von den Engländern an Bord eines jeden Schiffes gesandt, und alle Spanier darauf geblieben; ehe aber jenes Schiff, welches sich entfernt hat, nicht ausgeliefert wird, werden der Herr Admiral und die Schifscapitains auch nicht loskommen, sondern als Geißel zurückbehalten werden. Das 60 Canonenschif und die fünf Fregatten, so etliche Tage vor der Bataille genommen, sind zwar keine Königl. Schiffe, aber doch Kriegesschiffe, welche die Stadt Cadix zur Beschützung ihres Handels ausrüsten lassen. Die Fregatten und andere Transportschiffe, welche mit Kaufmannsgütern befrachtet gewesen, sind von da gleich nach England gesandt. Das 60 Canonenschif aber, und alle mit Provision beladene Transportschiffe sind hieher gekommen. Das 60 Canonenschif ist hier bereits zum Kriegsschiffe declariret, und ihm der Name des jungen Prinzen, Prince William Henry gegeben; es ist ein ganz vortreffliches nach der neuesten Art gebauetes Schif. Der Capitain Conway ist zum Capitain desselben ernant, und wird darin nach England gehen, um dem Könige einen umständlichen Bericht von der Bataille zu überliefern, und damit geht auch dieser Brief ab.

Was unsere Flotten an Schiffen, Thauen und Segeln gelitten, ist von keiner Erheblichkeit, und in etlichen Tagen wird alles wieder ausgebessert seyn. Zum Glück ist unter den Priesen ein Schif mit Mastbäumen, woran es hier fehlte. Nun wollen Sie auch wohl gern etwas von dem Midshipman *), Prince William hören! Ich habe ihn noch nicht anders als in seinem blauen Saylors Jacket, langen Schifferhosen, und ledernem Mützchen gesehen. Es ist ein allerliebster junger Herr, alles ist bezaubernd an ihm. Alle Morgen ehe er das Breakfast (Frühstück) bekomt, muß er auf ausdrücklichen Befehl des Königs erst in den Mastbaum steigen. Bei Affairen muß er immer dem Admiral zur Seite stehen, und er soll sich in der letzten

*) Midshipmen sind Schifsbediente, davon einige ihre Posten auf dem Oberlof, andere im Hintertheile des Schifs haben. Gemeiniglich sind es junge Leute von Stande, welche ihre Zeit als Volontairs ausgehalten haben, und ihrer Beförderung nahe sind. Johnson's Dictionary of the english language. Vol. II.

letzten Bataille sehr gut betragen haben, ohngeachtet das Schif einen scharfen Posten gehabt hat.

Ein alter Capitain erzählte, daß er in allen den See-Bataillen, denen er beigewohnet, kein solch entsetzliches und unaufhörliches Feuer gesehen, als der Prinz George von 100 Canonen, (dieses ist der Name des Schifs, worauf sich der Prinz beim Admiral Digby befindet,) gemacht hätte. Wann von den Admirals oder Generals Jemand an Bord des Prince George geht, und der Prinz ist nicht in Star and Riband, (Stern und Band,) so nimt er seine lederne Kappe unter den Arm, und trit an die Treppe, wo der Midshipman seinen Posten hat. Wenn Fremde an Bord kommen, und sie wieder weg wollen, so geht er in die Cajüte, und sagt: Sir the boat is ready, (Mein Herr, das Bot ist fertig!) alles mit steifem Rücken, wie es einem Midshipman zukömt und gebührt. Es ist dieses ein glorieuser Anfang für den Herrn, ich denke er wird aber auch viel zu erzählen wissen, wenn er erst einmal wieder nach London zu seinen Brüdern komt. Heute Morgen war Sir George Rodney zum ersten mal am Lande. So wie er den ersten Fuß ans Land setzte, ließ ihm der Gouverneur 17 Canonenschüsse von der Festung geben.

Ich denke dieses sind genug Neuigkeiten, besonders da ich im Anfang gesagt habe, ich wolte nicht weitläuftig seyn. Doch muß ich erst noch beifügen, daß 1200 Bergschotten zur Verstärkung dieser Garnison mit angekommen sind, und Morgen landen werden. Die Herren sans culotte finden hier ein vortheilhaftes Clima.

---

## Erfahrungen von magnetischen Kräften.

Es ist eine schon ziemlich bekante Sache, daß jedwedes Eisen seine besondere magnetischen Pole und selbst eine schwache anziehende Kraft hat. Da es aber für einen Freund der Wahrheit allemal wichtig ist, jedweden neuen Beweis derselben mitzunehmen; so will ich hier eine nicht ganz bekante Erfahrung davon anführen, die zwar nicht sehr erheblich, aber doch auch nicht ganz unbedeutend scheint. Eine halb abgebrochene runde Feile, ward an dem untern Ende, in einem Schmiedefeuer erweicht, spitz zu gearbeitet, nachmals von neuem gehärtet und geschliffen, damit sie zu einem Durchschläger gebraucht werden könte. Ich fand diese Feile an einem Orte, wo alle Magnete entfernt waren, und doch, als ich die Spitze derselben in Eisenfeilspänen herumwandte, setzten sich dieselben so häufig an, daß sie rund herum einen starken Bart formirten, der auch mit Mühe nicht konte abgewischt werden. Ich näherte sie einer zarten Nehnadel, und sahe, wie dieselbe davon aufgehoben wurde; ja, ich holte einen Compas herbei, und fand, daß sie, auch durch

An-

Anziehen und Fortstoßen die Polarkräfte des Magnets bewies, und also alle die Eigenschaften, wiewohl nur schwach, zeigte, die dem eigentlichen Magnetstein zukommen. Freilich wird man sagen, ist dies eine Wahrnehmung, die beinahe allen Künstlern, welche in Eisen arbeiten, bekant ist. Man gehe in ihre Werkstätten und frage sie um die Sache; so werden sie sich bald daran erinnern. Aber, wenn sie nun auch den Künstlern bekant ist; so ist sie es deswegen nicht zugleich allen Nichtkünstlern. Und vielleicht ist es auch vielen unter jenen unbekant, daß dies Anhängen der Eisenspäne die natürliche magnetische Kraft des Eisens verrathe, da sie oft gewohnt sind, eine Sache ohne Nachdenken zu betrachten, die sie billig aufmerksamer machen solte.

Dem sey aber, wie ihm wolle; so lehrte mich doch dieser Vorfall, wie behutsam man bei dergleichen Proben seyn müsse, um nicht getäuscht zu werden. Jener Versuch geschahe an einem fremden Orte und es war natürlich, daß ich auch zu Hause denselben nachzumachen, geneigt war. Ich nahm daher auf meiner Stube eine dreieckige Feile, feilte mit derselben die Spitze eines Nagels und bemerkte, daß sich die Feilspäne sowohl an die Feile, als auch an den Nagel anhingen. Um von diesen Wirkungen noch gewisser zu werden, holte ich Eßgabeln und andere eiserne und stählerne Werkzeuge, strich mit der Feile 10 bis 20 mal an denselben herum, und beobachtete den nemlichen Effect. Zirkelspitzen, Scheeren, Messer, u. d. gl. alles ward durch das Feilen magnetisch gemacht. Auffallend genug waren nun diese unerwarteten Erfahrungen für mich. Daß wohl gehärteter Stahl, der geschliffen und lange im Gebrauch gewesen ist, schwache Spuren der magnetischen Kraft äußere, würde mich eben nicht befremdet haben: aber daß jedwedes eiserne Werkzeug, so gar ein jedweder Nagel, bloß durch ein Paar Feilstriche, eine so merkliche Kraft bekommen solte, schien mir hinreichend genug, einiges Mißtrauen auf meine Versuche zu setzen. Es fiel mir ein, daß ein künstlicher, wie ein Hufeisen gestalteter Magnet an der Wand hing, imgleichen daß ein Paar schwache magnetische Stäbe da waren, in deren Nachbarschaft die Feile konte gelegen, ihre Kraft durch einige Berührung von denselben entlehnt, und solche durch das Streichen, der Gabeln, Scheeren u. s. w. wieder mitgetheilet haben. Und vermuthlich war das auch die Ursache dieser so geschwinden und sichtbaren Wirkung. Von Uhrmachern ist es bekant, daß sie gern alle Magnete entfernen, damit die stählernen Uhrfedern dadurch nicht irre gemacht werden. Ich ließ daher an andern Orten, mit ganz andern Feilen Proben machen; ich stellte selbst mit weit entfernt gelegenen Instrumenten neue Versuche an, und die *anziehende* Kraft wolte sich, wenigstens nicht in dem Grade äußern. Die Wahrnehmungen also, die ich auf meiner Stube gesehen, waren nicht so wohl durch *eigenthümliche*, als *mitgetheilte* mag=

magnetische Kräfte verursacht worden. Indessen zeigt doch das erste Beispiel, wobei ohne Widerrede nichts Magnetisches mitgewirkt hatte, und die Proben, welche so viel Eisenarbeiter davon anführen, wie leicht durch Zusammenstimmung verschiedener, uns vielleicht unbekanter Ursachen, die im Stahl und Eisen gleichsam schlafende magnetische Kraft kan erweckt werden. Ich habe selbst ehemals einen stählernen Stab, durch bloßes Reiben an einer alten eisernen Stange, unter gewissen Handgriffen, so weit gebracht, daß er schon einen kleinen Nagel zog, und die künstlichen Behandlungen des Eisens, die in dieser Absicht in England und anderwärts sind angestellt worden, und zur Verfertigung der künstlichen Magnete Gelegenheit gegeben haben, sind Kennern zu bekant, als daß ich derselben weiter gedenken solte.

Bei den vorigen Versuchen mit Gabeln, bemerkte ich aber doch noch einen Umstand, welcher angemerkt zu werden verdient. Wenn ich die Gabeln mit ihren Bärten an den Spitzen, gegen den Bart an der Feile hielt, oder auch sie selbst unter einander näherte und gegen das Licht betrachtete; so sahe ich deutlich, daß bei manchen die Eisenfeilspäne fortgestoßen, bei andern aber angezogen wurden. Ich schloß daraus, daß einige Spitzen eine natürliche Neigung nach Norden; andere aber nach Süden haben müßten, oder, daß der sogenante magnetische Nordpol nicht bei allen Gabeln an der Spitze zu finden sey. Um dies genauer zu erfahren, nahm ich die Magnetnadel zu Hülfe, und fand meine Muthmaßung bestätigt, indem sich die Nordspitze der Nadel einigen näherte, von andern aber entfernte.

Doch ich komme zu einer andern Art der Erfahrungen über magnetische Kräfte. Es ist ein artiger physikalischer Versuch, daß man mit Hülfe der nöthigen Behutsamkeit, eine Nehnadel auf die Oberfläche des Wassers in ein Glas legen und zum Schwimmen bringen kan. Ich zeigte diesen Versuch einigen Freunden, und auch hier war ich begierig, zu erfahren, ob die Nehnadel ihre beiden Polseiten habe? Ich näherte derselben also einen Magnet, und fand durch Anziehen und Fortstoßen, daß ihre Spitze nach Süden, das breite Ende derselben aber nach Norden wieß. Unterdessen fiel die Nadel, durch eine ohngefähre Erschütterung des Glases zu Boden. Eine Beobachtung leitet immer wieder zu mehrern. Ich näherte meinen Magnet von außen der auf dem Boden des Glases liegenden Nadel, sie ward von demselben angezogen und so führte ich sie, durch den äuserlich an das Glas gehaltenen Magnet, immer weiter herauf, bis ich sie mit den Fingern ergreifen konte. Der nächste Gedanke bei dieser Operation war der, ob nicht durch Hülfe des Magnets eiserne ins Wasser gefallene Sachen, wieder könten heraufgebracht werden. Ich ließ mir einen Eimer voll Wasser bringen, warf eine Scheere hinein, senkte meinen künstlichen Magnet an einem Faden hinunter, und holte sie mit leichter Mühe wieder herauf. Ich blieb aber hiebei nicht stehen.

Es

Es fließt ein Wasser durch meinen Garten, das ohngefehr eine Elle tief ist. Ich ließ also einen Schlüssel, ein Messer, eine Scheere, die ich zur Vorsicht an einen Faden gebunden hatte, hinein fallen, und brachte sie alle mit dem Magnet glücklich wieder herauf. Es ist wahr, wenn das Wasser helle ist, kan man die Stelle am besten treffen, wo die verlorne Sache liegt: aber auch bei trübem Wasser würde der Versuch nicht unmöglich seyn, wenn man sich nur die Lage des versunkenen Stücks so ziemlich gemerkt hat und die Mühe nicht achtet, den Magnet verschiedene male hinein zu lassen und zur Besichtigung wieder herauf zu ziehen. Ich muß es gestehen, der Vortheil ist nicht groß, da sich der ganze Gewinn nur auf eiserne Sachen erstreckt und vielleicht viel darauf ankomt, dergleichen Kleinigkeiten zu entbehren. Allein die Mühe ist auch nicht groß, die man zur Wiedererlangung derselben nöthig hat. Es giebt freilich auch andre Mittel dazu, aber vielleicht solche, die mehr Umstände machen, vorausgesetzt, daß man mit einem Magnet versehen ist. Das strömende Wasser treibt zwar denselben einige Zolle weit fort, ehe er auf den Grund komt, wenn er bloß an einem Faden hängt; doch dieser Schwierigkeit kan dadurch abgeholfen werden, wenn man ihn an einem hölzernen Stabe befestiget, und auf die Art desto sicherer die Stelle trift, wo die verlorne Sache liegt. Bei schwereren eisernen Werkzeugen, deren Gewicht die Kraft des Magnets übersteigt, würde die Unternehmung freilich vergeblich seyn. Doch giebts auch Magnete, die viele Pfunde tragen, und da eine Sache im Wasser so viel leichter wird, als die Masse des Wassers am Gewicht beträgt, die dadurch aus der Stelle getrieben wird; so könte hiedurch die Heraufziehung schwerer eiserner Sachen erleichtert werden, wenn man nur die Vorsicht gebrauchte, sie sofort mit der Hand zu ergreifen, so bald sie der Oberfläche des Wassers nahe sind. Doch, der Nutzen sey groß oder klein; der Versuch selbst bleibt meinen Gedanken nach, allemal merkwürdig. Daß der Strom der magnetischen Materie, auch tief unter dem Wasser in einem so schweren Fluido im geringsten nicht geschwächt wird, erhöhet ohne Zweifel das Wunderbare der Kräfte, welche die Natur in dies Mineral gelegt hat.

Dieser letzte Gedanke erregte daher die Frage in mir: ob es auch wahr sey, daß die magnetische Kraft in und unter dem Wasser gar nicht geschwächt werde? Sehr wahrscheinlich konte mir solches bereits seyn. Dringt der magnetische Strom durch weit dichtere Materien, durch ein ganz Dutzend zinnerne Teller; so wird er durch ein solches Fluidum, als Wasser ist, noch weniger können aufgehalten werden. Doch, da die Erfahrung die beste Lehrerin ist; so solte sie es auch hier seyn. Ich nahm einen Hufeisenförmigen künstlichen Magnet, der im Freien gemächlich ein Pfund zieht, senkte ein Pfundgewicht auf einer Wagschale ins Wasser, und fand, daß es in demselben gerade drei Loth am Gewicht verlor. Der eiserne Haken, an welchen der Magnet gewöhnlich angreift, hatte genau das Gewicht von drei Loth. Ich bevestigte also denselben an das Pfundgewicht, so daß beides zwar in der Luft ein Pfund und drei Loth, im Wasser aber nur ein Pfund schwer war. Nun setzte ich dies Gewicht eine halbe Elle tief unter Wasser, ließ den Magnet von oben hinunter an einem Faden auf das Gewicht hinabsinken, und zog es mit eben der Leichtigkeit, als zuvor in freier Luft, aus dem Wasser in die Höhe. Die anziehende Kraft eines Magnets wird also durch Wasser gar nicht geschwächt. Aber die Richtung nach Norden? — Auch diese nicht. Ich setzte den mit Wasser gefüllten Eimer hohl, ließ $1\frac{1}{2}$ Zoll unter den Boden desselben einen Kompaß stellen, senkte den Magnet ins Wasser, und da er noch über vier Zoll vom Boden entfernt war, äuserte er bereits seine Wirkung auf die unter dem Eimer gestellte Magnetnadel, so daß also auch die polarische Richtung durch das Wasser nicht gehindert wurde.

# Hannoverisches Magazin.

26tes Stück.

Freitag, den 31ten März 1780.


## Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel, als einem besondern Nahrungszweige im Sanct-Jürgens-Lande, im Herzogthum Bremen.

### An den Herrn Grafen zu ****

(Mit einem Kupfer.)

Es gereicht mir billig zur Ehre, und einem vorzüglichen Vergnügen, daß Ew. rc. — durch ein wiederholtes schriftliches und schätzbares Zeugniß versichern, daß Ihnen in unserm einsamen Sanct Jürgens-Lande a), und welches Sie mit besonderer Güte, eine liebe Gegend nennen, bei Ihrem kurzen Aufenthalt gleichwohl sehr vieles als ein würdiger Gegenstand für Ihre große Aufmerksamkeit, so zum Nutzen als Vergnügen vorgekommen sey. Freilich konte Ihnen unsre Gegend, die im Sommer jederzeit große Anmuth hat, in der besten Zeit des Jahrs, und bei einer so außerordentlichen trocknen und gewünschten Witterung nicht anders als reitzend, und höchst angenehm vorkommen. Solten Sie dagegen bei kläglichen Sommerüberschwemmungen, die seit etlichen Jahren verschiedene mal die Ernte verderbet haben; oder bei heftigen Winterfluthen, drohendem Eisgange, u. s. w. uns Ihrer Gegenwart würdigen; so dürften Sie sich gewiß eine ganz andere Vorstellung von unserm Sanct Jürgens-



a) Das theils im Amte Lilienthal, theils in dem Erbgericht Nieder-Ende-Sanct-Jürgen belegene Kirchspiel Sanct Jürgen führet von uralten Zeiten den Namen Sanct-Jürgens-Land. Die Einwohner bleiben noch immer eifersüchtig auf die Beibehaltung dieses Namens; und ein hiesiger Prediger macht sich dadurch gewiß beliebt, wenn er denselben auf alle Art beibehält. In allen Urkunden heißt es Villa Sancti Georgii. Aber die wahren Grenzen dieser alten Villa zu bestimmen, würde wohl sehr schwer halten. Wahrscheinlich aber hat das nunmehro dem Herrn George Gröning J. V. D. eigenthümliche Erbgericht Nieder-Ende St. Jürgen, und die sogenante Nord-Seite, den größten Theil derselben ausgemacht.

lande machen. Doch, davon will ich lieber ganz stille schweigen, damit ich das höchst schätzbare gute Andenken nicht vermindere, mit welchem Sie unsre Einöde beehren. Dagegen will ich, wie Sie mir befolen haben, Ihnen mit einer ausführlichen Nachricht vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel, in hiesiger Gegend, nach bestem Vermögen aufwarten. Dieses mit der größten Industrie von den überall sehr fleißigen und arbeitsamen Einwohnern des St. Jürgen-Landes b), vom September bis in den Mai, wenn das Wasser offen ist, betriebene Geschäft, ist sonder Zweifel, ja unläugbar, in älteren Zeiten ein weit fruchtbarer Nahrungszweig gewesen. Ich habe alte Leute in meiner Gemeinde darüber besprochen: welche mich versicherten, daß sie in ihren jüngern Jahren, und da man im St. Jürgens-Lande noch gar keine Schiffe gebraucht hätte, Backtröge an die kleinen Seen und Sümpfe, die sich in dem Moore befinden, geschleppt hätten; um sich einer großen Menge von Eyern der wilden Wassergeflügel zu bemächtigen; theils zur eigenen Nahrung, theils um sie zum nutzbaren Verkauf in Bremen zu verwenden.

Als ich selbst vor etwa zwei und zwanzig Jahren ein Einwohner hiesiger Gegend wurde, waren die Wasservögel, die hier im Lande brüten, noch in sehr großer Menge vorhanden. Aber jetzt scheint dieser schöne Nahrungszweig geringhaltiger und unfruchtbarer zu werden. Zwo Ursachen davon fallen fast von sich selbst in die Augen. Die erste ist die Abwässerung und Bevölkerung der großen vorhin wilden Moordistrikte. Ehe und bevor durch landesväterliche hohe Verordnung unsers allergnädigsten Königes, und weise Ausführung hoher und niederer Beamten, dieselben angebrochen, abgewässert, und zur Wohnung vieler Menschen artbar und geschickt gemacht wurden, waren dieselben ein sicherer Aufenthalt für eine unbeschreiblich große Menge wilder Land- und Wassergeflügel, die darin ungestört brüten und ihre Jungen führen und ernähren konten. Nunmehr sind diese von edleren Einwohnern verscheucht und verdränget. Die kleinen Sümpfe und Seen trocknen aus, die Hunde der neuen Anbauer zerstören die Bruten, und das wilde Geflügel muß in andere und sichere Gegenden fallen u. s. w. Die zwote Ursache ist der Mißbrauch des Schieß-

b) Mit diesem Fange wilder Wassergeflügel beschäftigen sich auch einige Einwohner im nahe belegenen Block-Lande; und im Amte Lilienthal. Ob und wie viel diese für die Erlaubniß solches Fanges an herrschaftlichen Abgaben entrichten müssen, ist mir unbekant. So weit aber das eigentlich sogenante Sanct-Jürgens-Feld reichet, ist dieser Fang von uralten Zeiten frei, und mit keiner Abgabe belegt. Die Einwohner im Erbgericht St. Jürgen liefern zwar jährlich auf Michaelis ihrem Erbrichter und Deichgrefen einige zahme oder wilde Enten, sub titulo Siehl-Vögel; allein dieses scheinet nur ein Præstandum für die Feiheit des Fischfanges vor den Siehlen zu seyn.

Schießgewehrs. Vorhin waren nur einige Männer von Erfahrung mit diesem Fange beschäftigt, brauchten das Geschütz nur zur höchsten Noth, sorgten auch wohl, daß nicht alle Weibchen abgewürget wurden. Aber seit etlichen Jahren ist dieses ganz anders geworden. So bald nur die jungen Knaben laufen können, ahmen sie schon dem ungemeinen Nahrungsfleiß der Eltern nach. Sie durchstreichen die Wiesen und Weiden; suchen die Nester von allem wilden Geflügel auf; fangen die Alten mit Schlingen auf den Nestern; nehmen die Eyer in den Kauf mit; machen alles in der Stadt zu Gelde; und samlen sich einen kleinen Schatz. Reicht dieser nun so weit hin, daß eine alte Flinte und Pulver und Blei angeschaft werden kan, so fahren sie zu Schiffe überall im Felde herum, und plazen das Pulver so lange in die Luft, bis sie treffen lernen: und dann muß alles daran was ihnen vorkomt, und wenns auch in der besten Brutzeit wäre. So störet man die Bruten, und der Vogel wird verscheucht. Gleichwohl ist der Fang noch immer von Bedeutung, und geschiehet auf eine so bequeme Art, und mit so einfachen Geräthschaften, insonderheit mit einem unter das Wasser gelegten Fangnetz, oder sogenanten Vogelgarn, daß derselbe es wohl verdient, näher beschrieben zu werden. Doch, Sie werden ohne Zweifel zuerst gerne diejenigen wilden Vögel kennen lernen wollen, die zu fangen sind. Man theilet sie, in Rücksicht auf den Fang, in drei Gattungen.

A) In **Nachtvögel**, die nicht anders als in der Nacht mit dem Netz gefangen, bei Tage aber mit dem Geschütz erlegt werden können. Diese sind sämtlich Entenarten.

B) In **Tagvögel**, welche nur am Tage mit dem Netz können berückt, und nur selten geschossen werden; und diese gehören theils zu den Tauchenten, theils zu den Sägeschnäblern.

C) In **Sumpfvögel**, die sich in niedrigen Wiesen und Sümpfen nähren, und mehrentheils Stelzenläufer sind.

Unter den sogenanten Nachtvögeln steht oben an:

a) **Die grobe wilde Maschente**, Anas Boschas Fera. *Linn.* Anas fera torquata Autorum. engl. The common wild Duk. Das Weibchen ist mittelgrau c), mit einem grünen Spiegel auf den Schwungfedern, rothgelben Füßen und gelben Schnabel. Das Männchen, Entrich, (Waarth,) ist wasserblau, blank, mit grünem Kopf und Brust, mit einem schmalen weißen Ringe um den Hals. Beide sind von ansehnlicher Größe, überaus wohlschmeckend, und im Herbst sehr fett.

b) **Die Heideente.** Anas Mediocris. *Linn.* Ist eine kleinere Abart der vorigen, von Farbe derselben ähnlich, aber



c) Der Ausdruck hellgrau, mittelgrau, dunkelgrau ist ein hiesiger Idiotismus, und bedeutet eigentlich gelb mit schwarz gesprengt: bald heller, bald dunkler.

aber nicht so wohlschmeckend, und dunkler von Federn.

c) Die Knäckente. Wahrscheinlich Anas Querquedula. *Linn.* Bergente. Ist gestaltet wie die vorige. Das Weibchen ist nur heller von Farbe, und das Männchen hat keinen weißen Ring um den Hals. Gemeiniglich ist diese Knäckente sehr mager und dürre, und hat sich seit einigen Jahren wenig spüren lassen.

d) Der Langhals oder Pylsteert. Pfeilschwanz. Anas Acuta. *Linn.* Anas fera caudacuta Autorum. engl. the Cracker. Ist ziemlich groß, fast wie die Maschente, mittelgrau von Farbe, hat aber einen sehr langen Hals, und die zwei mittelsten Steißfedern stehen spitzig und lang hervor. Schnabel und Füße sind schwärzlichblau. Das Männchen ist mit weißen Flecken gezeichnet und hat einen rothbraunen Kopf. Das Fleisch von dieser ist nicht so gut, als von der groben Maschente.

e) Die Lepelschnute. Anas Glaucion. *Linn.* Platyrhyncos Aldrovand. Löffelente. Breitschnabel. engl. Spoon bill'd Duk. Ist ziemlich groß, schwärzlich und dunkelgrau, fast braun von Farbe. Der Schnabel ist bräunlich gelb, und wird an der Spitze sehr breit und rund, und ist daselbst ein wenig über sich gebogen. Das Männchen ist wasserblau, hat weiße Seiten, weiße Brust und röthlichen Unterleib. Das Wildpret ist gut; schmeckt aber doch ein wenig stark, oder wie man sagt, wild.

f) Die Schmünte. Anas Penelops. *Linn.* Pfeifente. englisch Whisling und Widgeon. Anas fistularis Autorum. Anas canora a sono acutiore, quem fistulæ modo volando emittit. Das Weibchen ist braungrau, mit schmutzig weißer Brust und Unterleibe, übrigens von mittler Größe. Der Schnabel ist kurz und schwarzblau. Die Füße sind von eben der Farbe. Das Männchen hat die Farbe seines Weibchen, dabei einen hellroth braunen Kopf, weiße Seiten und weißen Kropf. Im Herbst ist das Wildpret sehr fett und von unvergleichem Geschmack. Diese Entenart ziehet in großen Heeren in der Luft, und giebt im Fliegen einen angenehm lautenden einsylbigen Pfif von sich; woraus sich mannigmal, durch die Menge solcher Pfeifer, deren jeder den Ton bald höher, bald tiefer hat, von ohngefehr Sätze von Melodie bilden. Mir ist dabei mehr als einmal die neue russische Feldmusik eingefallen, von welcher wir vor einigen Jahren in den Zeitungen unterhalten wurden.

g) Die große Krichente. Krikke. Anas Crecca. *Linn.* Hat die Größe einer Taube. Das Weibchen ist hellgrau mit dunkelgelbem Schnabel und Füßen, mit einem grünen Schilde auf den Schwungfedern. Das Männchen ist schön blau und weiß gefleckt, mit einem weißen Querstrich über den Augen. Das Wildpret ist zart und von feinem Geschmack. Wenn diese Entenart in Gefahr schnell auffliegt, schreiet sie ein schmetterndes: Kreck,

daher

daher sie auch den Namen hat. Sie paart sich einfach; es brütet und führet das Männchen und Weibchen gemeinschaftlich die Jungen; und äusert eine unbeschreibliche Lust, dieselben vor den Menschen zu verbergen und in Sicherheit zu bringen. Zu andern Zeiten ist diese große Kricke gar wenig scheu. Die Einwohner sagen, der Vogel ist barwe, d. i. läßt nahe an sich kommen.

h) **Die kleine Kricke**, wahrscheinlich die Anas Circia. *Linn.* Ist kleiner als Anas crecta, und das Weibchen ist heller von Farbe. Das Männchen ist vorzüglich schön durch seinen rothen Kopf. Diese Art paart sich einfach, ist eben nicht häufig vorhanden, und eine köstliche Speise.

Die sogenanten **Tagvögel**, die hieselbst also heißen, weil sie nur am Tage auf der Taghütte mit dem Schlagnetz, fast aber entweder gar nicht, oder nur sehr selten können geschossen werden, weil sie erstlich sich nicht zur Schußmaasse nahe kommen lassen; zweitens aber schnell untertauchen, sind theils Sägeschnabler, (Serratores,) theils Tauchenten (Mergi), und folgende.

a) **Die Schöbbeje.** Mergus Merganser. *Linn.* Plotus Serrator cirratus Autorum. **Kariffer. Seerabe. Taucherganß.** engl. Sparling - Fowl. Die Gestalt dieses Vogels ist platt, schmal und gestreckt. Das Weibchen hat bräunlich mit blaugemischte, fast aschenfarbige Federn, und einen im Nacken niederhängenden Federbusch, von ähnlicher Farbe. Das Männchen ist schneeweiß mit schwarzem Kopf und Federbusch, oder Haube, und am ganzen Körper sehr schön mit schwarzen Streifen gezeichnet. Der Schnabel ist nicht platt, sondern rund, dünne und lang, und mit Zähnen bewaffnet; von Farbe roth und schwarz. Die Beine und Füße sind rothgelb. Dieser Vogel taucht schnell, fliegt nicht in gar großen Gesellschaften, und es ist ein seltner Fall, daß einer geschossen wird. Das Fleisch, oder vielmehr das Fett, oder Peist, ist sehr thranig und übelschmeckend. Gleichwohl wissen die Städter beim Zurichten diesen garstigen Geschmack zu benehmen, kaufen den Vogel gern, und bezahlen ihn theuer.

b) **Die Scharbeje.** Ist ganz wahrscheinlich der Mergus Serrator. *Linn.* **Sägeschnäbler.** engl. the round crested Duck. Ist nur halb so groß als der Mergus Merganser, sonst aber an Farbe von beiden Geschlechtern demselben ähnlich. Nur ist zu merken, daß das Männchen allein den niederhängenden Federbusch oder Haube habe, und dann daß die kleinen Zähne, mit welchen der Schnabel dieser Vögel bewaffnet ist, wie Haken rückwärts gebogen sind, daher dieselben sehr grimmig und beißig aussehen, und sie sind es auch. Das Wildpret ist thranigt.

c) **Die Kölljc.** Ich bin zweifelhaft, ob ich diese wilde Tauchente als die Anas Discors *Linn.* **bunte Ente** anzeigen, oder für die Anas Clangula. *Linn.*

*Linn.* halten soll. Weil mir das leztere am gewissesten scheint, mag sie dieses bleiben, und so wäre es der Engländer Golden Eyen, oder Goldauge: das Weibchen nennt man Kölje-Quene. Dasselbe ist kothig, oder rußfarben schwarz; der rußfarbene Schnabel platt, schmal und kurz. Das Männchen heist eine Köllje, ist rabenschwarz, hat aber am Leibe große länglichte weiße Flecken, besonders zwei runde Flecken an den Backen. Beide Geschlechter haben einen starken goldfarbenen Ring um den Augapfel, und ein unangenehmes Aussehen, wozu die dicke und runde Gestalt des Körpers wohl vieles beiträgt. Sie sind nur halb so groß, als andere wilde Enten, tauchen sehr schnell unter, und bleiben sehr lange unter dem Wasser. Wenn sie, und zwar in ziemlichen Schaaren schnell fliegen, machen sie mit den Flügeln ein klingendes Geräusch. Diese sind noch wohl zu essen.

d) Die Freseke. Anas Fuligula. *Linn.* kleine Haubenente. engl. tufted Duck. Ist nicht größer als die Kölje. Sie ist bräunlich, mit einer kleinen niederhängenden Haube, die aber das Weibchen nicht allemal hat. Füße und Schnabel sind graublau. Das Männchen hat weiße Seiten. Dieser Vogel wird zuweilen geschossen, weil er kein scharfes Gesicht hat, auch nicht schnell untertaucht.

e) Die Grelje. Ist sehr wahrscheinlich Anas Ferina. *Linn.* englisch Pochard. Rothhals. Das Weibchen ist bläulich, mit röthlich braunem Kopf und Hals, blauen Füßen und Schnabel. Das Männchen unterscheidet sich durch eine hellere Farbe. Uebrigens ist sie nicht größer wie die vorige.

f) Die Kirre. Wahrscheinlich Anas Hyemalis. *Linn.* Winterente. Ist schwärzlich, mit einem breiten schwarzen Entenschnabel; und eben so gefärbten Beinen. Das Weibchen unterscheidet sich, mit einigen grauen Federn an den Seiten. Ist auch nur klein, und nicht sonderlich von Geschmack.

g) Die Plattehrke. Auch Schläphack genant. Colymbus Podiceps. *Linn.* Arschfuß. Eine sehr kleine Tauchente, in der Größe einer Taube. Ist ein wunderliches Geschöpf. Die Farbe ist aschgrau, mit roth vermenget; der kleine flache Entenschnabel ist blau, so auch die Beine und Füße; welche leztere steif, gerade, und sonder merkliches Gelenk, hinten aus über den Steiß gewachsen sind, daher dieser Vogel niemals gehend auf dem Lande gefunden wird, welches sonst aufgerichtet gehend geschehen müste, wie uns Linnee seine Diomedeam demersam, oder den schwimmenden Peeguin abbildet. Der Steiß an der Plattehrke ist fast unmerklich; daher es scheinet, als ob die Oefnung des Mastdarmes, mitten unter der Brust sey. Die Flügel sind so klein, daß dieser Vogel nur so eben auf dem Wasser wegflattern kan. Er taucht behende. Weil er selten vorkomt, habe ich die äußerlichen Unterscheidungszeichen

zeichen vom Geschlecht nicht bemerken können.

Im Vorbeigehen will ich hier noch berühren, daß recht gute Schützen, nicht nur oft so glücklich sind, die überaus scheue wilde Ganß (Anas anser ferus *Linn.*) zu erlegen; sondern auch von den wilden Schwänen (Anas Cygnus *Linn.*) die bei hohem Wasser, in ganz kleinen Gesellschaften einfallen, eine Beute davon zu tragen.

Nun sind noch die Sumpfvögel übrig, welche entweder mit Geschütz, oder mit Schlingen (Schnirren) erlanget und gefangen; und entweder als ein eßbares Wildpret, oder zur Seltenheit an Liebhaber in der Stadt verkauft werden. Die mehrsten gehören unter die Aves Grallas, oder Stelzenläufer.

a) **Der Regenworp. Regenwulp. Güthvogel.** Scolopax arquata *Linn.* (ni fallor) Numenius Europæus Autorum. **Wind- und Wettervogel, engl.** Curlew. Hat die Größe eines jungen Huhnes. Auf dem Rücken ist er braun gesprenkt, an der Brust heller, und heller noch an dem Bauch und den Steißfedern. Der Hals ist lang, der Schnabel dünne, rund, lang, und an der Spitze mit einem kleinen Löffel krum unterwärts gebogen. Die langen grünen ins blaue zielenden Beine haben vier Zähen, oder Finger ohne Schwimmhaut. Dieser Vogel fliegt Schaarenweise, und wenn er sich dann mit seinem pfeifenden Laut: *Tui*, *Tui*, viel hören läßt, kündigt er nahen Regen und ungestümes Wetter an. Er lagert und äßet sich auf den sumpfigten Grabenufern so dichte, daß man oft viele mit einem Schuß erlegt. Das Wildpret ist recht wohlschmeckend.

b) **Der Stickup.** Scolopax Limosa. *Linn.* **Die Pfuhlschnepfe. engl.** Godwitt. Hat ohngefehr die Größe einer jungen Taube, und ist am Rücken braungrau, am Bauch weißlich, am Kropf rostfarben mit weiß gesprengt. Der dünne gerade stumpfe Schnabel ist röthlich und schwarz, und vier Zoll lang. Die langen Beine und Füße sind schwärzlich. Er verdient wegen seines wohlschmeckenden Wildprets einen Schuß; fällt aber im langen Grase nicht leicht in die Augen. Sein Ruf ist hell: Stickup, Stickup. Wird mit Irrthum von einigen für das Männchen der Wasserschnepfe gehalten.

c) **Das Haavekenblatt. Schnibbe.** Scolopax Gallinago. *Linn.* Capella cœlestis Autorum. **Wasserschnepfe. Heerschnepfe. Bekassine.** Ist nicht größer als eine Wachtel. Das Gefieder ist braungelb, mit gezackten schwarzen Strichen. Der dünne, runde, stumpfe Schnabel ist etwa drei Zoll lang. Die Farbe der Beine zielet ins grüne. Bei anhaltender schönen Witterung steiget dieser Vogel hoch in die Luft, wälzet oder taumelt sich oft im Fliegen herum, und macht alsdenn mit den Flügeln ein solches Geräusch, als wenn eine Ziege mit grober Stimme meckerte. Er stehet mit einem schwankenden Fluge auf, und ist daher nicht leicht zu schießen, insonderheit für unsre

sre Einwohner, die gar nicht aus dem Fluge schießen. Sie wissen diesen Vogel aber doch mit zu erhaschen, indem sie kleine Schlagnetze in der Nacht an die Grabenufer legen, und mit frischem Schlamm belegen. In diesem frischen Schlamm sucht die Bekassine am frühen Morgen ihre Nahrung, und wird darüber gefangen. Diese Schlagnetze sind eben so beschaffen, werden auch eben so vorgerichtet, als die großen Entennetze oder Vogelgarn, die ich Ihnen weiter unten beschreiben werde, nur daß sie nur das Viertel der Größe von jenen haben, und die Spiegel oder Schmoschen nur so groß seyn dürfen, daß man einen Mannsfinger durchstecken kan. Daß die Bekassine eine Delicatesse sey, brauchte ich gar nicht einmal anzuführen.

d) **Die Haarschnepfe.** Scolopax Gallinula. *Linn.* **Kleine stumme Schnepfe.** Ist vom Leibe nicht grösser als ein Sperling. Am Kopf ist sie schwarz und gelb gestreift. Der Körper ist violet und grünglänzend, die Steißfedern sind weißbunt, und die Füße grünlich. Er äzt sich an sumpfigen Orten, und ist nicht viel zu finden, übrigens vortrefflich zu essen.

e) **Das Miethuhn.** Ist vermuthlich Rallus Aquaticus. *Linn.* **Wasserralle.** engl. Velvet Runner. Lebt gerne in sumpfigten nassen Orten, die mit kleinen Buschwerk bewachsen sind. An Größe übertrifft es die Taube. Die Farbe ist wie an der Wachtel, gelb mit kleinen schwarzen und spitzigen Flecken wie angesprengt. Dieser Vogel trägt sich recht schön und stolz auf seinen langen Stelzenbeinen mit Hünerfüßen, die ins grünlichte zielen, und zur Hälfte mit Schwimmhäuten verbunden sind. Der recht schöne gelbe Schnabel ist wie an den Haushähnen (Phasianus Gallus) doch etwas stärker, über welchen das Männchen oder Hahn, ein schmales rothes Häutgen hat, daß sich bis zur Hälfte des Kopfs, und dann bis zu den Augen hinein ziehet. Der Ruf des Hahns ist hell, schnarrend, zischend, und überaus angenehm zu hören. Das Wildpret ist unvergleichlich wohlschmeckend.

f) **Das Grashuhn.** Nach meinem Urtheile Rallus Porzana. engl. Gerardin. Von Gestalt und Farbe wie das Wirthhuhn, aber nur halb so groß, auch nicht so schön. Scheint von demselben eine Abart zu seyn. Ist vortrefflich zu essen.

g) **Der Arpschnarp.** Rallus Crex. *Linn.* **Der Wachtelkönig.** engl. Daker-Hen. Ist ein gut Theil größer als die Wachtel, trägt sich, und hat fast die Gestalt als ein junges Haushühnchen. Die Farbe ist auf dem Rükken schwarzgrau, am Bauche röthlich und weiß, und Hals und Brust sind aschgrau. Es läuft insonderheit des Abends auf den Grabenufern im langen Grase herum mit seinem scharfen und schnarrenden Geschrey: Arrp. Snarrp, daß man seiner nahen Gegenwart von Herzen müde wird. Auch dieses giebt auch ein wohlschmeckend Gericht.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

Hannoverisches Magazin.

27tes Stück.

Montag, den 3ten April 1780.

## Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel, als einem besondern Nahrungszweige im Sanct-Jürgens-Lande, im Herzogthum Bremen.

(Fortsetzung.)

k) Der Mönnik. Struußhahn. Tringa Pugnax. *Linn.* Glareola pugnax Autorum. Kampfhahn. Hausteufel. engl. the Ruffe und Rieve. Von der Größe einer jungen Taube. Die Henne, die man Begine zu nennen pflegt, ist braungelb mit spitzigen schwarzen Flecken angesprengt, fast wie die Schnepfe, und trägt sich auch eben so auf langen röthlichen Stelzenbeinen. Die Hähne sind von ungemein vielen Farbenveränderungen in roth, weiß, schwarz, braun, aschfarben u. s. w. Diese strauben die langen Hals- und Kragenfedern, samt den Flügeln, daß es wie ein weiter Mantel aussieht, mit allerhand Coloraturen und wunderlichen Sprüngen, insonderheit wenn sie in der Pfalze miteinander kämpfen, und welches alsdenn mit großem Grimm unaufhörlich geschieht. Mit Anfang des Maimonats kommen diese Zugvögel an, und bleiben bis zum Ende des Augustmonats. Sie halten ordentliche Pfalzstände auf welchen sich Morgens und Abends, oft sehr viele Hähne und Hennen versammeln. Diese Plätze erwählen sie auf einem festen Anger, der sich hin und wieder in und bei den Sümpfen befindet. Diese Stände sind rund, halten etwa sieben Fuß im Durchschnitt, und sind so fest getreten als eine Dreschdiele, welches die Hähne mit ihrem beständigen springen und tumeln verursachen. Jedoch solche, hier so genante Tanzplätze, werden von den Einwohnern aufgesucht, die sich dann entweder vor der Ankunft der Gesellschaft verbergen und sie alsdenn zusammen schießen, oder sie nur verscheuchen und den Platz mit Laufschlingen von schwarzem Pferdehaar bestecken. Oft währt es keine fünf Minuten, so ist die Gesellschaft wieder da, die Hähne fangen wieder an zu springen und sich zu tumeln und werden gefangen. Die Hennen die sich ru-

ruhig halten, bleiben gemeiniglich frei. Das Wildpret der Hähne wird nicht geachtet, es ist trocken und übelschmekkend, aber die Hennen sind gut von Geschmack. Die lebendig gefangene Hähne werden an einem Flügel verschnitten und an Gartenliebhaber in der Stadt verkauft, die sie gerne theuer bezahlen und in ihren verschlossenen Gärten herum laufen lassen, wo diese Vögel nicht den geringsten Schaden thun, vielmehr Regenwürmer und Ungeziefer fleißig auflesen, sich völlig damit nähren, und durch ihre Geberden und wunderlichen Posituren dem Gartenfreunde manches Vergnügen machen. Kan man einen oder mehrere **Kuckuckskóster** mit in diese Gesellschaft bringen, so giebt es noch spaßhaftere Aufzüge.

Dieser hier sogenante **Kuckuckskóster**, (weil er in den Bäumen wie der Kuckuck sein Upée anstimmt,) ist der Upupa Epops. *Linn.* der **Wiedehopf. Stinkhahn.** engl. Hopoe, und nähret sich auch von Erdwürmern und Insekten. Er ist nicht so groß als eine Taube, ist am Halse, an der Brust und auf dem Rücken braungelb, übrigens hellgelb, mit dunkelbraunen Flekken gesprengt. Der Schnabel ist stumpf, erhaben und gebogen. Auf dem Kopfe hat er eine Reihe langer Federn, die von der Schnabelwurzel anfangen und bis in den Nacken gehen. Diese Federn, die weißgelb sind und braune Spitzen haben, richtet er wie einen Kamm in die Höhe, wenn er sich fürchtet oder gereizt wird, dann siehet er aber recht prächtig aus. Der Steiß ist so lang als ein Mannesfinger und hat einen breiten weißen Querstreif. Hier nistet er nicht, ist aber ein Paar mal in den zum trocknen aufgehängten Fischkörben gefunden und gefangen worden. Sein Nest macht er auf hohen Bäumen in den Hölzungen, und wird auf dem Nest gefangen. Das Nest und die Eyer sollen abscheulich stinken, der Vogel aber den Gestank verlieren, wenn er nicht mehr in sein Nest kommen kan.

i) **Der Kiewiht.** Tringa Vanellus. *Linn.* **der Kibitz.** engl. Lapwing. Ein bekanter Vogel in der Größe einer Taube, auf dem Rücken grün und goldglänzend, die Brust schwarz und der Unterleib weiß. Der Kopf und der im Nacken hinunter hangende spitzige Federbusch, oder Kappe, sind schwarzgrün und glänzend. Die jungen Kibitze sind im Herbst nicht nur eine wohlschmeckende, sondern auch heilsame Speise für diejenigen, die mit Gicht oder Podagra beladen sind. Man sagt solches auch von den weißgesprengten Eyern. Die alten Kibitze werden lebendig mit Schlingen auf dem Nest gefangen, an einem Flügel verschnitten, oder gelähmet, den Gartenliebhabern in der Stadt verkauft, und von diesen in den Garten gesetzt, die Erdwürmer und Insekten zu verzehren.

k) **Die Löwerke.** Alauda Pratensis. *Linn.* **die Wiesenlerche.** engl. Titt-Lark. Dieser bekante kleine Vogel, der sich in sumpfigten Wiesen nähret,

ret, und unter allen Lerchengattungen am angenehmsten singet, wird wie oben bei der Scolopax Gallinago gezeiget ist, mit kleinen Schlagnetzen gefangen, und in der Stadt sehr oft vortheilhaft zu Gelde gemacht.

l) Die Scheerke. Sterna Nævia. *Linn.* die Kirrmeve. Ein kleiner länglichter Sumpfvogel, nicht völlig so groß als eine Taube von Ansehen, und am Körper nicht größer als ein Krammetsvogel, röthlich und weiß von Farbe, mit spitzigem geraden Schnabel, langem Steiß mit schwärzlichem Rande, langen Flügeln, die fast über die Steißfedern hinaus reichen. Er komt im Maimonat, oft schon im April heerdenweise angezogen, kirret im Fliegen beständig, legt und brütet in nassen Wiesen vier schmutzige grüne Eyer, die für eine sehr wohlschmeckende und gesunde Speise gehalten werden. Man schießt ihn oder fängt ihn auch auf dem Neste mit Schlingen, und verkauft ihn zur Speise in die Stadt, er ist aber dürre und schlecht von Geschmack.

m) Der Timphahn. Blaßhuhn. Fulica Aterrima. *Linn.* das schwarze Wasserhuhn. engl. Bald-Cok. Gehört zum Geschlecht der Wasserhühner, und ist ganz schwarz von Schnabel, Füßen und Federn. Der Schnabel ist wie ein Hühnerschnabel geformt. An der Stirne zeigt sich ein knochenharter weißer Strich oder Bläße. Die Zähen sind halb mit Schwimmhäuten verbunden, und halb mit Lappen, die die Einwohner Simme nennen. Die Größe ist wie eine große wilde Ente, und das Geschlecht ist nicht wohl zu unterscheiden. Sie scheinen sich bloß von Wasserkräutern zu ernähren. Gleichwohl sind nur bloß die Jungen zum essen brauchbar. Die Alten haben zähes und übelschmeckendes Fleisch.

Die jetzt noch folgende drei Gattungen dienen zwar nicht zur Speise, werden aber gleichwohl von den Einwohnern entweder auf dem Nest erhascht, oder zufälliger Weise lahm geschossen, und entweder an die reichen Naturliebhaber in der Stadt theuer verkauft, oder wohl gar zu vielem Gewinne für Geld gezeigt.

n) Der Reiger. Ardea Cinerea. *Linn.* Der graue Reiher. engl. Heron. Dieser bekante Vogel bedarf keiner Beschreibung. Er nähret sich in sumpfigten Wiesen von Fischen, besonders Aalen, und gehet beim Fange nicht von der Stelle. Die Fische und Aale kommen ihm von selbst an die Füße und dann hebt er sie auf. Etliche Reiher sehen vorzüglich schön und fast blau aus, und selbige hält man für die Männchen oder Hähne. Die Einwohner verkaufen die langen Hals- und Brustfedern an die Federschmücker. Von den großen Flügeln bereiten sie sehr dauerhafte Weher oder Fächer zum trocknen des gestärkten Garns beim Leinweben. Wird der ganze Reiher mit Federn und allem in Stücken zerhauen, in Wasser gekocht, und das davon geschöpfte wenige Fett oder Feist mit Semmelkrumen zu einem

Teige geknetet, und mit ein wenig Reiherblut angemacht, so giebt es einen vortrefflichen Köder zum Fischangeln. Fliegt der Reiher sehr hoch, so sagt man es bedeute Sturm, und wenn er im Fliegen schreiet, nahen und vielen Regen.

o) **Der Iprump.** Ardea Stellaris. *Linn.* **Rohrdommel.** englisch Bittern und Bittour. Dieser Vogel hat die Stellung, bei weitem aber nicht die Größe des Reihers: auch fehlt ihm der Federbusch am Kopf: aber er hat sehr lange Federn am Halse und an der Brust. Die Farbe ist gelb mit zackigten schwarzbraunen und länglichten Flecken. Die langen gelben Stelzenbeine und langen Zähen zielen mit ins grüne. Der Schnabel ist nicht sehr lang und ungemein spitzig. Seine Nahrung sind Fische, Kröten und Wasserinsekten. Wenn er solche Nahrung sucht, steckt er den Schnabel ins Wasser, und brüllet: I-prump, daß mans eine halbe Meile weit hören kan. Stehet er ruhig, so streckt er den langen Hals und Schnabel so senkrecht in die Höhe, als wenn er an der Spitze des Schnabels aufgehangen wäre. Soll also das Wort Stellaris wohl einen Sternkucker bedeuten. Wird er furchtsam, oder zornig, so sträubt er die Federn recht fürchterlich, zieht den Hals ein, und zeigt einen großen offenen Rachen mit der Mine, dem Menschen nach den Augen zu greifen: daher er auch Kindern leicht gefährlich seyn könte. Sonst kan man ihn, an einem Flügel gelähmt, lange in einem verschlossenen Garten unterhalten, und mit kleinen Fischen die Nahrung ersetzen, die ihm an Kröten und Gewürme etwa fehlen mögte. In ruhiger Stellung ist es ein schöner Vogel.

p) **Der Nachtrabe.** Ardea Nycticorax. *Linn.* **Schildreiher.** engl. Quak-Reiger. Ist kleiner als der Iprump, und nur so groß als eine Krähe. Er gehet nicht so hoch als der Reiher, trägt sich auch fast als eine Krähe. Aber im Fluge stehet er dem Reiher ganz ähnlich. Von Farbe ist er gerade wie der Kibitz (Tringa Vanellus), hat aber quer über die Stirn und Augen eine breite weiße Binde, und hinten am Kopf drei lange und schmale Federn, oft weiß, oft schwarz von Farbe, gerade hinten hinausstehend. Er macht im Fliegen des Abends und Nachts einen sehr groben Ton: Cuak: und wenn er sich hören läßt, kündigt er trockne und schöne Witterung an.

Da ich in richtiger Beschreibung, und in Bestimmung der linnéischen Namen in alle Wege sehr genau seyn solte und wolte, war, wie Ew. * * leicht einsehen, völlige Erfahrung und viele Mühe nöthig. Erstere hat mir ein zwei und zwanzigjähriger Aufenthalt in dieser Gegend gewähren können. Nebst mehreren Ornithologischen guten Schriften habe ich vornemlich dasjenige Natursystem des Ritters Carl von Linné zu Rathe gezogen, welches uns der Herr Professor Phil. Lud. Stat. Müller zu Erlangen mit einer

aus-

ausführlichen Erklärung geschenkt hat. Die bei einigen Arten vorkommende Abweichung der Farbe hat mich nicht irre machen dürfen. Viele Vögel ändern ihre Farbe und Flecken, theils mit den Jahrszeiten, theils mit dem Alter.

Diejenigen die von vorbeschriebenen Schwimm- und Sumpfvögeln eßbar sind, verkauft derjenige der sie gefangen hat, sie mögen ihm nun durch den Schuß, oder im Netz oder in der Schlinge zu Theil werden, nicht etwa so rauch und roh, als sie ihm in die Hände gerathen. Vielmehr wird der gefangene wilde Vogel erstlich gerupft, und die Federn verwendet man zum Gebrauch in die Betten. Hier trift auch das alte Axioma ein: Adde parum parvo, & magnus cumulabitur acervus. Der Städter wirft diese Federn weg und kauft das Federwildpret lieber gepflückt; so kan er sehen, obs gut und fett sey. Der von Federn wohl gereinigte Vogel wird ausgeweidet, ihm die Brust eingedrückt, wohl gewaschen, in warmen Wasser aufgequellet, noch wohl einige Tage in kaltes Wasser gelegt; denn aufs zierlichste nebst mehreren seiner eben also zugerichteten Brüder in einen Korb gelegt und zu Markte gebracht. Aber die Beine müßen nicht abgeschnitten werden, damit man den Vogel kenne, und nicht etwa eine gerupfte Nebelkrähe (Corvus coturnix), oder ein wohl appretirter Heister (Corvus Pica) oder so etwas mit durchschleiche. Denn der Stadtmann hat doch wohl mehr Menschenverstand als der Bauer — Gleichwohl — hier entfällt mir ein Gedanke, den ich fast schon auf der Zunge hatte. Von der größeren Art der Schwimmvögel wird aus Kopf und Halse, Flügeln, Magen, Herz, Leber und Gedärmen ein Bündel gemacht, und unter dem Namen Kröseje (Gekröse) besonders zum Verkauf ausgeboten.

Das wilde Geflügel mit Geschoß zu erlegen, mit Schlingen zu fangen u. d. gl. ist überall eine bekante Sache. Aber die Schwimmvögel auf die einfachste Weise mit einem unter das Wasser gelegten Schlagnetz oder Vogelgarn zur Beute zu machen, ist wohl nur hier zu Lande bekant, oder wenigstens im Gebrauch. Ich habe Gelegenheit gehabt, an verschiedenen Orten auf eine andere Art eingerichtete Fänge der wilden Enten genau zu bemerken, die aber hier nicht füglich, dabei von vielen Umständen und Kosten sind. Unter diesen ist mir der Entenfang zur Meyenburg, einem Rittersitz des Herrn Generalmajor von Wersebe, im Herzogthum Bremen, am artigsten und beträchtlichsten vorgekommen.

Die hiesige leichte und einfache Art, nicht nur die eigentlichen wilden Entengattungen, sondern auch andere vorhin beschriebene wilde Schwimmvögel mit einem Netz zu fangen, macht wenige Kosten; der Einwohner verfertigt das Geräthe mit eignen Händen, und es sind dazu folgende Stücke nöthig:

A) Ein Ahntenpool.

B) Ein Paar Staavelen und warme Kleidung.

C) Ein gutes Entenneß, oder vulgo Vogelgarn.

D) Eine Hütte.

E) Ein Ahntenbuhr.

F) Verschiedene Arten von Lockenten.

Ich sehe mich verpflichtet, diese zum hiesigen Fange erforderlichen Stücke so deutlich als möglich zu erklären.

**Der Ahntenpool** A) bedeutet einen wohl belegenen und von den Wohnungen weit entfernten, niedrigen, mit Wasser überflossenen Platz im Felde, der festen Grund und nicht tiefer Wasser hat, als der Fänger höchstens bis an die Knie abwaten kan; daselbst sein Netz eines guten Fußes tief unter Wasser vorzurichten. Diese Plätze sucht der Entenfänger, wo möglich, und um Streit zu vermeiden, auf seinen eigenthümlichen Wiesen, durch Vertiefungen u. d. gl. einzurichten, ohngefehr 200 Fuß lang und breit, falls sie nicht von ohngefehr schon vorhanden sind.

**Die Staavelen** B) sind eigentlich überaus weite und lange, von gutem Leder wohl genähete grobe Stiefeln, die gegen 4 bis 5 Rthlr. kosten. Sie müssen dem Fänger nicht nur bis an die Hüften hinauf reichen, sondern auch darum so groß und weit seyn, daß der Entenfänger eine große Menge Stroh um die Füße und Beine legen, und damit in seine Staavelen hineinsteigen könne, vor Nässe und Kälte gesichert zu seyn. An der Oste, in der Börde, Kahde, wo die große wilde Ente in den kleinen Seen die auf der Heide sind, auf eine ähnliche Art gefangen wird, habe ich solche Staavelen halb von Holz und halb von Leder bemerkt. Was die Beine und Lenden bekleiden solte, war von Faßbinderarbeit mit Reifen gebunden. Daran waren weite und große lederne Schuhe mit Messingdrath befestiget. Zugleich versorget sich der Entenfänger mit recht warmer Kleidung und einer guten Kabuße. Den Leib umgürtet er vornemlich mit einem sehr breiten ledernen Riemen, und stellet, wenn er in voller Rüstung zum Fange wandert, eine ziemlich redoutable Figur vor.

**Das Entennetz**, C) **Vogelgarn**, ist ein länglich: viereckigtes Netz, dreissig Fuß lang, am Hintertheil mit einer Spitze, von starkem Seegeldrat, (Bindfaden) von Hanf bereitet, und mit einer Linie eines kleinen Fingers dick gesäumet. Die Schmoschen oder Spiegel (hieselbst Mäschen), des Netzes sind zwei Zoll weit. Zum Fange bei Tage muß das Netz mit Eichenrinde gelohet, das ist, schwärzlich gefärbt seyn. Dieses Fangnetz unter Wasser einzulegen und zum Fange einzurichten, sind folgende Geräthschaften nöthig.

**Zwei Lurren.** Sind platte zugespitzte Pfäle, zwei Fuß lang, mit etwa 5 Zoll breitem Haupt und einer breiten Kerbe, durch welche ein beweglicher eiserner Sticken geschoben ist, ein Paar Stäbe mit ihren eisernen Ringen damit anzuhängen.

Zwei Paar platte Stäbe, 5 Fuß lang,

lang, an dem einem Ende mit einer schrägen Kerbe, an dem andern Ende mit einem unbeweglichen eisernen Ringe, womit sie an eine Lurre angehängt werden. Diese dienen dazu, das Netz ausgebreitet unter Wasser zu halten.

Ein starker **Hinterpfal**, den spitzigen Theil des Netzes anzubinden, 3 Fuß lang.

Zwei starke **Vorderpfäle** mit einem einpassenden Querholz, (zusammen das **Heck** genant,) wodurch, durch ein Paar eingebohrte Löcher, die Zuglinie gehet, und wo zugleich der Vordertheil des Netzes befestiget wird.

Zwei **Schwöpen**. Sind starke Linien, 9 Fuß lang, werden mit zwei eisernen Ringen am Vordertheil des Netzes ins Kreuz an die Saumlinien gehängt, und in einem schrägen Winkel mit zwei kleinen Pfälen von beiden Seiten straf abwärts gesteckt. Sie dienen dazu, dem Netz beim Zusammenschlagen Schwung und Elasticität zu geben.

Eine **Zuglinie**, wodurch das Netz gezogen wird. Beim Nachtfange muß sie 15 Fuß lang seyn, und wird alsdenn das **Nachtstück** genant. Bei dem Fange auf der Taghütte muß sie wenigstens 600 Fuß lang seyn.

Noch zwei Paar **Heepen**. Sind dünne Stäbe, unten zugespitzt, etwa 2 Fuß lang, mit einer tiefen Kerbe am Haupt. Sie werden am abwärts liegenden Ende eines jeden Stabes in den Grund gesteckt, und die Extremität des Stabes wird in die Kerbe gefüget, und dadurch das Netz unter Wasser gehalten.

Dieses alles, und wie der Fänger mit solchem Geräth zum Fange eigentlich umgehe, läßt sich mit Worten nicht deutlicher beschreiben. Ich will beim Schluß dieses Aufsatzes einen Abriß oder Abbildung eines unter Wasser liegenden sogenanten Vogelgarns nebst allen seinen Geräthschaften, und zugleich eine näher passende Erklärung mittheilen, die Ihnen alles ganz deutlich machen kan, zumal ich Ihnen alles hieselbst einigermaßen in natura habe zeigen lassen. Vorher müssen wir uns noch von einigen Bedürfnissen und Verhältnissen unterhalten, die zu diesem Fange gehören.

Die **Hütte** D) bestehet gemeiniglich nur aus zwei krummen Stücken Holz, die mit dünnen Brettern oder mit Stroh bekleidet sind. Sie machen ein halbes Verdeck aus, unter welchem ein sitzender Mensch sich nur so eben ein wenig vor Wind und Regen schützen kan. Der Entenfänger befestiget es an einem Pfal an derjenigen Seite des Schifs, wo der Wind herkomt. Einige machen sichs zwar bequemer, und bauen ganze Hütten von Stroh, unter welche sie das Vordertheil des Schifs, worin sie sitzen, schieben. Aber bei hellen Nächten wird bei der Nachthütte der wilde Vogel dadurch scheu gemacht.

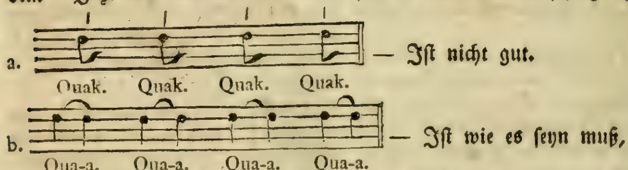
Das **Ahntenbuhr** E) ist ein von leichtem Stabwerk verfertigter länglichter Kefich, in welchem nicht nur etwa zwölf Stück Lockenten Raum haben, sondern auch ein besonderes Behältniß vorhanden, darin einige Stück gefangene wilde Enten mit nach Hause

können

können genommen werden, welches bei der Taghütte oft nöthig ist. Es ist auch so eingerichtet, daß es der Fänger auf dem Rücken auf die Flinte hängen kan, und die mitgenommen wird, wilde Enten, die nicht recht aufs Netz ziehen wollen, damit zu bewillkommen.

Die **Lockenten** F) sind ganz unentbehrlich. Sie müssen entweder durch ihren Ruf, oder bloß durch ihre Gegenwart das Wild veranlassen, aufs Netz sich niederzuthun, um welches sie angefesselt (angebähket) sind. Sie sind aber verschiedener Art. Auf der Taghütte müssen die Lockvögel von eben der Art seyn als die, welche sollen gefangen werden. Schöbbeje fallen auch nur bei Schöbbeje, Cölje fallen auch nur bei Cölje, u. s. w.

Wo der Fänger diese Lockvögel hernehme, davon wollen wir hernach reden. Jetzt aber von den Lockenten die auf der Nachthütte nicht nur die gemeine wilde Ente, sondern auch die Lepelschnute, Langhals, Schmünte, Kricke u. s. w. durch ihren Ruf aufs Netz zu kommen reitzen. Dieses sind die **zahmen Hausenten**: doch mit Unterschied. Die weißen, bunten, schwarzen rc. Hausenten sind nicht brauchbar; sondern nur diejenigen, die die Farbe der groben Maschente, Anas Boschas fera, haben. Die Weibchen mittelgrau, die Männchen wasserblau mit grünem Kopf. Unter diesen sind die besten, die einen hellgelben Strich (Flechte) an beiden Seiten des Kopfs quer über den Augen haben: und unter diesen sind diejenigen, die eben so, und eben so langsam rufen, als die wirklichen wilden Enten, am schätzbarsten. Die zahme Lockente, welche geschwänzte Noten singt, ist nicht so gut, als diejenige, welche geschleifte Vierteltöne anschlägt. Z. E.




musicalisch von der Sache zu reden. Es ist sehr gut, wenn man zu einem Netz, (einige Fänger stellen oft zwei Netze aus,) acht Enten weiblichen Geschlechts, und nur zwei bis drei männlichen Geschlechts haben kan. Zur Noth können es weniger thun. Die Weibchen werden rund um das Netz angefesselt, (S. Abriß) doch nicht allzunahe, daß sie das zusammenschlagende Netz nicht treffen und beschädigen könne. Die zwei oder drei Männchen (Wahrte) befestigt der Fänger nahe vor seiner Hütte, und zwar aus folgender Absicht. Zuweilen werden die Lockenten träge zum rufen; alsdenn rührt der Fänger die ihm nahe sitzende Männchen nur mit einem Stabe an, so fangen sie an zu quarren (zu eschen) u. denn wird alles wieder munter.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

28tes Stück.

Freitag, den 7ten April 1780.

# Etwas vom Fange der wilden Schwimm- und Sumpfvögel, als einem besondern Nahrungszweige im Sanct-Jürgens-Lande, im Herzogthum Bremen.

(Schluß.)

Das Anfesseln, (oder wie man hier sagt Anbähken,) der Lockenten geschiehet wie folget. Eine ellenlange starke Schnur, hat an einem Ende eine feste Schlinge, am andern Ende ist ein starker Pflock, etwa 18 Zoll lang, wohl befestigt. Die Schlinge wird der Ente um ein Bein gelegt, und der Pflock an der Stelle, wo dieselbe sitzen soll, fest in den Grund gestecket. Damit aber die Schnur durch ötteres Umdrehen der Ente sich nicht verkürze, ist in der Mitte derselben ein kleiner umlaufender Wirbel angebracht, der gar leicht von einem hölzernen Ringe und etwas Eisendraht zu machen ist. Eine solche Schnur heist nun mit einem Worte ein Bähk.

Wenn der Fänger auf der Nachthütte mit Untergange der Sonne sein Netz unter Wasser zum Fange bereit liegen, seine Lockenten angefesselt, und sich in seiner Hütte verborgen hat, lauret er mit Fleiß, ob Wild auf sein Netz falle. Dieses kan er hören, auch immer, wenn die Nacht nicht gar zu dunkel ist, wegen der Nähe des Netzes ein wenig sehen: dann faßt er den Querstock, der an der Zuglinie ist mit beiden Händen, und ziehet nicht rapim, oder ruckweise, sonder tractim, zugweise, eben, langsam und kräftig das ganze Netz zu sich, dann rücken oder gleiten die Extremitäten der vier Stäbe unter den vier Heepen hervor, das Netz klappt über sich zusammen, wie man ein offen liegendes Buch schnell zu macht, und das Wild ist darin beschlossen. Geschähe der Zug ruckweise, so könte leicht, auch nur ein Stab unter der Heepe behängen bleiben, und dann schlösse sich das Netz nicht, und der scheue Vogel würde bald seiner Wege gehen.

So bald der Zug geschehen und das Netz zusammen geschlagen ist, bindet der Fänger die Zuglinie straf ans Heck, daß das zusammen geschlagene Netz

nicht umfalle, sondern aufrecht stehen bleibe, watet mit seinen Staavelen zum Netz, greifet oben zwischen den Saumlinien hinein, holet die gefangenen Enten hervor, drehet ihnen im Genick den Hals ab, trägt sie zu seiner Hütte, und watet hin, voller Hofnung sein Netz oder Vogelgarn wieder unter das Wasser zu legen. Werden, wie es wohl zuweilen geschieht, viele wilde Enten in einem Zuge gefaßt, so giebt es ein lustig Stück Arbeit. Ist in solchem Fall das Entennetz alt und abgenutzt, oder der Fänger weiß nicht recht mit der Sache umzugehen, so zerreissen die Gefangenen auch wohl durch heftiges Schlagen mit den Flügeln das Netz und befreien sich. So sitzt nun der nahrungsbegierige Einwohner in Kälte und Ungemach, vom Untergange der Sonne bis dieselbe wieder aufgegangen ist, 12 bis 16 Stunden lang, und zwar manche liebe Nacht, ohne einige Beute zu erlangen, tröstet sich aber immer mit der Hofnung besserer Zeiten auf die künftige Nacht. Wenn die Sonne völlig aufgegangen, zieht er sein Netz wie zum Fange auf, schlinget dasselbe zum trocknen um die Saumlinien, befreiet seine Lockenten, steckt sie in den Käfich und begiebt sich nach Hause. Hier überliefert er die etwa gefangenen Vögel seiner Hausehre zur weitern Verfügung, sperret seine Lockenten in ein geräumiger Behältniß, füttert sie reichlich, thut selbst eine gute Mahlzeit, und legt sich schlafen. Nachmittags füttert er seine Lockenten, und speiset selbst so zeitig, daß er mit Sonnenuntergang wieder bei seiner Hütte, und mit seinem Vogelgarn zum Fange bereit sey.

Dieser Fang währt oftmals von der Mitte des Septembers bis in den December, nemlich so lange das Wasser nicht völlig zufrieret, oder das Feld überall überschwemmet wird. Geschiehet dieses aber, so verlieren die sogenanten Nachtvögel Stand und Nahrung und suchen andere Gegenden. Einige Einwohner, die nicht Lust haben ganze Nächte vor dem Vogelgarn zu frieren, bereiten an einer bequemen Stelle eine versteckte Hütte, irgendwo in einem kleinen Gebüsch, begeben sich mit Anbruch des Tages dahin, fesseln ihre Lockenten auf Schussesmaße an, und verbergen sich in ihrer Hütte mit ein Paar guten geladenen Flinten, um die herumfliegenden wilden Enten, die bei ihren Lockenten fallen, zu erlegen. Auch diese Methode bringt oft gute Beute, so sehr sie auch die Fangvögel verscheucht und im allgemeinen sehr nachtheilig ist. Bei dieser Gelegenheit wird oft eine Fischotter, (ni fallor Lutra *Linn.*) die in unserm Felde nicht sehr selten ist, erhaschet und an die umher wohnenden Schutzjuden zu drei Rthlr. und drüber theuer verkauft.

Wenn das Feld völlig überschwemmet ist, (dieses geschieht meistens im November und December,) so stellen sich diejenigen Tauchvögel und Tauchenten ein, die ich oben unter dem Namen der Tagvögel besonders namhaft gemacht habe. Zu deren Fange richtet

tet nun der Entenfänger seine Taghütte ein. Hiezu ist kein besondrer Ahntenpool (Fangstätte) nöthig. Dieser findet sich allenthalben im Felde, so lange das Wasser nicht über zwei Fuß hoch ist. Wird es höher, so ist der Fang vorbei, und der Vogel ziehet weg. Der Fänger stellet sein Netz an eine Stelle im Felde, die er abwaten kan, oder bei mäßigem Frost, in eine Windwacke, oder Stelle im Eise, die der Wind offen gehalten hat, und zwar wo möglich in einer solchen Richtung, daß der Wind die kleinen Wellen quer über das Netz treibe, denn so kan er sehen, ob sich die eingefallenen wilden Vögel recht auf dem Garn und nicht etwa noch hinter oder vor demselben befinden. Das Netz oder Vogelgarn ist wie beim Nachtfange beschaffen, nur muß es schwarz gefärbt seyn. Uebrigens wird es eben so gestellet und vorgerichtet, (siehe den Abriß und dessen Erklärung,) nur mit dem Unterschied: beim Nachtfange durfte die Zuglinie nur 15 Fuß lang seyn, hier muß sie wenigstens die Länge von 600 Fuß haben. Der Fänger schlägt also in der Distanz von 15 Fuß vor dem Netz, und zwar in der genauen Mitte desselben, einen starken Pfal ganz unter Wasser. Dieser Pfal hat am Haupte ein daumendickes Loch; durch dieses Loch leitet er die lange Zuglinie, bindet sie an sein Schif, und fähret so weit zurück, als die Linie reichet, und befestiget sie dort an einem starken Pfal. Er setzet auch hier seine Hütte feste, verbirgt sich unter derselben, und hat seine angefesselten Lockvögel beständig im Auge. Siehet er nun, daß wilde Vögel zwischen denselben einfallen, so säumet er nicht, sondern ergreift seine Zuglinie, stemmet die Füße gegen einen Gegenstand und thut einen kräftigen, mächtigen und langen Zug, so daß er mit dem Rücken an die Erde, oder ins Schif zu liegen komt. Siehet er alsdenn, daß sein Vogelgarn hervor und zusammen geschlagen ist, so befestigt er die Zuglinie hieselbst so straf als möglich an dem Pfal, eilet mit dem Schif zum Netz, befestigt das Schif an dem Vorderpfal durch welches die Zuglinie geleitet ist, steigt aus, watet zum Netz, nimt seinen Fang aus, drehet entweder den gefangenen Vögeln die Hälse um, oder stecket sie lebendig in den Käfich um sie zu Lockvögeln zu gebrauchen, wenn er derselben noch bedarf. Nun legt er sein Netz wieder unter Wasser, fährt zu seiner Hütte, hoffet und lauret auf neuen Fang, und beschäftiget sich den ganzen Tag und oft noch viele folgende Tage mit dieser überaus mühseligen Arbeit, die selten die Mühe bezahlet, insonderheit wenn bei plötzlichem Frost durch das Treibeis das Netz, und die über zwei Rthlr. kostende lange Zuglinie, gänzlich oder zum Theil, verloren gehet.

Nun müssen wir auch von den Lockvögeln reden, die bei diesem Fange auf der Taghütte erforderlich sind. Die zahmen Hausenten, die bei der Nachthütte gebraucht werden, sind, wie ich schon oben erwähnt, hier ganz unbrauchbar. Es müssen wirkliche

Tag- und Tauchvögel aller Arten seyn. Diese gesellen sich nie zu den zahmen, auch nie zu den andern wilden Enten. Durchfüttern und zahm zu machen wäre ein vergeblicher Versuch. Diese äußerst wilden Vögel, nehmen in der Gefangenschaft keine andere Nahrung als die man ihnen mit Gewalt in den Hals stopft, und werden dadurch kaum 10 bis 12 Tage zu Lockvögeln im Leben erhalten. Es würde also schlecht um die Lockvögel aussehen, wenn der Vogelfänger nicht schon in vorigen Jahren darauf bedacht gewesen wäre, von allen Gattungen ein Paar abzublasen und auszustopfen.

Diese ausgestopfte Schwimmvögel nennet man hier Vogelblöcke, und befestiget dieselben beim Tagnetz, bis man dabei, und oft ziemlich langsam, einige lebendige gefangen hat, die nunmehr zum locken gebraucht werden, und zwar bloß durch ihre Gegenwart. Einen Ruf oder Geschrei, geben sie entweder selten, oder gar nie von sich. Diese ersten Lockvögel heißen hier Stahl oder Stahlvögel, und würden wegen ihrer Wildheit nicht aufhören zu reißen und zu flattern, bis sie sich an dem Bähk, mit welchem sie am Netz befestiget werden, das Bein abgerissen hätten. Aber man weiß sie ruhig, das ist, beinahe sinnlos zu machen. Nemlich man ruft ihnen einige mal ein schmetterndes Hopp, Hopp, in jedes Ohr, und glaubt daß sie nun taub sind, darauf ziehet man ihnen, vermittelst einer krum gebeugten Nähnadel einen mit Wachs bestrichenen starken Zwirnfaden durch jede untere Augenwimper, und bindet diese beiden Faden über dem Kopf zusammen um sie dadurch zu blenden. Nun sitzen sie ziemlich ruhig an den Fesseln. Man öfnet ihnen auch die Augen, wenn sie nicht am Netz sind, und stopft ihnen weich gekochte Feldbohnen ein. Aber über den zehnten Tag währt es nicht. Sie sterben, und werden alsdenn, weil sie noch warm sind, abgeblasen, ausgestopft und zum ersten Fange aufs künftige Jahr aufbehalten. Ich glaube Ew. rc. werden gerne sehen, wenn ich Ihnen diese Operation beschreibe.

Dem todten Vogel, (es ist gut wenn er noch warm ist,) machet man auf dem Rücken, wo sich der Hals endiget, eine kleine Oefnung durch die Haut, also daß man einen starken Rohrhalm hinein bringen kan. — Durch diesen Rohrhalm bläset man etwas stark, dadurch löset sich um den ganzen Körper die Haut vom Fleisch. Man kan es mit der Hand fühlen, ob es allenthalben geschehen sey. – Die Beine werden im Gelenk abgeschnitten. — Nun thut man mit möglichster Verschonung der Federn, einen Querschnitt am Rücken durch die Haut, von einem Schulterknochen bis zum andern; — zerret die Haut am Halse bis ans Genick hinauf, — bricht am Genick den Hals völlig ab, — thut einen Schnitt längst dem Rücken bis zum Steiß, — löset an den Schultern, ein Gelenk die Flügel von dem Körper ab, — bricht die Knochen des ober-

obersten Flügelgelenks aus der Haut der Flügel, — ziehet nun den ganzen Körper aus der Haut, und verhütet, daß die Federn nicht zu sehr mit Blut beschmutzt werden, — nimt einen kleinen, vorn etwas breiten eisernen Haken, und ziehet von innen, sowohl die Augen, als auch das Gehirn aus dem Kopfe. Geschiehet dieses nicht, so fallen die Federn am Kopfe und am Halse aus. — Nun steckt man einen zuvor bereiteten Kloß von trockenem und leichten Holz, der wie ein Vogelkörper geformt und mit einem fingerslangen angeformten Pflock, den Hals auszufüllen, versehen ist, wieder in die Haut, nähet das aufgeschnittene wieder zusammen, stopft die leeren Stellen, die der Kloß nicht füllen wolte mit feiner Heede (Werk) aus, beuget alles zu rechte, insonderheit die Flügel an ihre Stelle, bewickelt also den ausgestopften Vogel mit breiten Binden von Bast oder Leinwand, und läßt ihn im Schatten dürre werden. Nach zwei Monaten wickelt man die Binden wieder ab, so ist der ausgestopfte Lockvogel fertig, kan von ferne von einem lebendigen Vogel nicht unterschieden werden und verschiedene Jahre brauchbar seyn, wenn er vor Rauch und Staube bewahret wird.

Nun ist noch dieses übrig, daß ich Ew. *** den Abriß eines zum wilden Entenfange, unter Wasser ausgestellten Vogelgarns mit allen dazu gehörigen Stücken überliefere, und eine genaue Beschreibung hinzufüge. Die Länge, Größe und Breite aller dieser Theile habe ich bereits vorhin angegeben; und da ich Ihnen den Gebrauch und Wirkung dieses Fangnetzes hieselbst in Natura habe zeigen lassen, so wird Ihnen alles um desto eher verständlich seyn.

Wenn der Vogelfänger sein Vogelgarn mit allem Geräthe an die Stelle gebracht, wo er es auszustellen für gut findet, so befestiget er erstlich sein so genantes Heck A. als die Basin seiner Arbeit; nemlich er schlägt zwei vier Fuß lange und zugespitzte Pfäle b b — fest ein, in solcher Weite, daß das Querholz a a mit seinen beiden Löchern in die beiden Zapfen passe, die an den Häuptern der beiden Pfäle sich befinden. Dieses Querholz hat zwei bis drei runde Löcher c c, durch welche die Zuglinie d — geleitet wird. An dieser Zuglinie (auch das Nachtstück genant) ist ein Ellen langer gekrümter Stock, von der Dicke eines Kinder Arms befestigt e — welchen der Fänger ergrift, wenn er das Netz zum Fange ziehen will. Wenn dieser Stock nicht krum wäre, könte ihn der Fänger nicht mit beiden Händen fassen; weil er, wenn alles fertig, hart vor dem Zugloche liegt. Wenn das Heck berichtiget ist, liegt das Querholz etwa sechszehn Zoll über Wasser, und ist hier anzumerken, daß von allen übrigen größern und kleinern Pfälen, die noch gebraucht werden, kein einziger aus dem Wasser hervorragen müsse. Nun watet er dahin, wo er den Hinterpfal f — nach Maaßgebung des Netzes und der Zuglinie anbringen muß. Diesen drei Fuß langen Pfal

rammet er ein, bis er völlig unter Wasser ist, und bindet die **Hinterlinie** des Netzes g — fest an, also, daß alles straf und fest angezogen sey. Dazu benutzet er jetzt den Knebel t, (ein Stück Holz vier Finger breit, einer Spanne lang und in welchem zwei runde Löcher sind), mit welchem die Zuglinie und die hervorragenden beiden Saumlinien mit einander verbunden sind. —

Weiter stecket er die eine Lurre mit den eingehenkten beiden Stäben in der Mitte vom breiten Vordertheil des Netzes hhh, breitet die Stäbe aus einander, und hänget die Saumlinie des Netzes an beiden Seiten in die schräge Kerbe, die sich an der Extremität jeden Stabes befindet. — Ferner befestiget er die beiden Schwöpen ii (Seitenlinien. S. auch was schon oben davon gesagt ist) und stecket sie mit ihren beiden Pfälen kk zur Seite hinaus. Jetzt watet er zum Hintertheil des Netzes, ziehet das spitzige Ende desselben, den Prüdick nn zum Hinterpfal hinaus so weit es reichet. (Dieser Prüdick giebt oft den besten Fang.) — Nun nimt er die andere Lurre mit daran gehängtem zweiten Paare der Stäbe, stecket sie recht unter die Mitte des Netzes wo dasselbe beginnet schmäler zu werden mmm, breitet die Stäbe aus einander, und hängt auch hier die Saumlinie in die schrägen Kerben der Stäbe. — Er watet darauf zu den bereits ans Netz gehängten Vorderstäben, nimt eine Heepe in die Hand, beuget den einen Stab mit dem daran hängenden Netz unter Wasser, stecket die Heepe an der Spitze des Stabes fest ein – o, und beuget den Stab unter die Kerbe der Heepe, daß er unter Wasser bleibt; gehet nach der andern Seite und beuget den Stab auch unter eine Heepe. Der Vordertheil des Netzes liegt nun schon unter Wasser, und die beiden Hinterstäbe haben sich von selbst aufrecht in die Höhe gestellet. Der Entenfänger bekümmert sich aber um diese letztern vorerst nicht weiter. Hievon will er nun die wahre Richtung nehmen, wie er seine Lockenten nicht zu nahe, auch nicht zu ferne ansetzen müsse. Er holet sie also aus ihrem Kefich hervor, fesselt die Weibchen ums Netz, vor dem Netz, und abwärts, wie im Riß bei ppppp und q und rr zu sehen; zwei bis drei Männchen dicht vor der Hütte sss, und watet nun hin, auch die noch aufrecht stehenden beiden Hinterstäbe mit ihren Heepen unter Wasser anzuhängen. Nun befestigt er seine Hütte vor dem Heck, schiebet sein Schif unter die Hütte, verbirgt sich gänzlich zum fangen bereit, und siehet man von allen Dingen nichts weiter als die Hütte und die Lockenten.

Die kleinen Schlagnetze, mit welchen die Einwohner Bekassinen, Lerchen und andere Vogel auf dem Lande fangen, sind nach allen Theilen eben so eingerichtet, aber nur den dritten, ja oft nur den vierten Theil so groß.

Nunmehr habe ich es wenigstens an dem guten Willen nicht ermangeln lassen Ew. *** verehrungswerthem Befehl



fehl ein Gnüge zu leisten. Dero höchstschätzbarer Beifall wird mir eine wahre Ehre seyn. Mich deucht, die von mir beschriebene leichte und einfache Art des Fanges des wilden Wassergeflügels dürfte in vielen Gegenden, wo man diesen Nahrungszweig bei einem Ueberfluß solcher Vögel nicht kennet, z. E. an den Ufern des Niederrheins, der Nachahmung zu vielem Gewinn werth zu seyn. Ich habe die Ehre mit ehrerbietigster Ergebenheit zu seyn rc.

Sanct Jürgen.

J. W. Hönert.

---

## Beantwortungen der Anfrage im Hannoverischen Magazin, Nr. 18. vom 3ten März d. J. wegen Abhauung des Ellernholzes.

### I.

Ich habe einen kleinen Bruch hinter meinem Hofe, daraus ich, wie gewöhnlich zur Winterszeit, einen Theil Ellern, die theils jung, theils alt und abständig waren, rein weghauen lassen. Sie liefen zwar mehrentheils ziemlich wieder aus; mein Nachbar hieb aber erst im Mai, ja im Junius die seinigen weg. Dennoch sind diese eben so stark wieder ausgeschossen, als die meinigen. Auf die bei seinem Hauen ihm zu verstehen gegebene Besorgniß äußerte er sich, es wäre die späte Zeit des Hauens besser, oder doch eben so gut als die frühe, und daß er nicht Unrecht habe, finde ich gegründet. Nur will es öfters ein morastiger Boden, auf welchem nicht anders, als bei überhaltendem Eise gearbeitet werden kan, nicht zu aller Zeit erlauben, die Abtreibung und Herausbringung des Ellernholzes später zu verrichten.

Und in meinem Bruche war ein Revier ohne Holz, etwa ½ Morgen groß, so tief und naß mit Schilf und Mooß bewachsen, daß wenn kein Frost war, man auch mit Stiefeln nicht hindurch kommen konte. Ich wünschte doch diesen District, (wo sich kein Abzugsgraben anbringen ließ,) nutzbar zu machen, und mein Einfall war folgender:

Im Herbst 1772 versorgte ich mich mit einem ziemlichen Theil junger aus Saamen aufgeschossener Ellern, etwa drei bis vier Fuß lang, und ließ sie in Bunden so in die Erde schlagen und die Wurzeln mit Stroh bedecken, daß ich sie stets heraus nehmen konte. Als im Frühjahr 1773 der Winter weggehen wolte, und es anfing aufzuthauen, ließ ich auf meiner wüsten Stelle allenthalben Löcher 1 Fuß Quadrat durchs Eis hauen, in jedes eine junge Eller setzen, und die Wurzeln derselben mit einem bestiefelten Fuße in den Morast treten. Mir sind hievon nicht nur gar wenig ausgegangen, sondern mein sumpfigter Platz hat jetzt schon Ellern von 16 bis 20 Fuß hoch, und

Zum wilden Entenfang unter Wasser ausgestelltes Vogelgarn mit allen dazu gehörigen Stücken.

Hannoverisches Magazin.

29tes Stück.

Montag, den 10ten April 1780.

## Verzeichniß der Lektionen, welche zu Ilfeld im Sommer 1780 gegeben werden sollen.

Der Direktor M. Meißner stehet im Vortrage der allgemeinen Weltgeschichte im fünften Zeitraum des zweiten Haupttheils des Schroeckhischen Lehrbuchs, und wird diesen, und den letzten Zeitraum oder die Geschichte der neuern Zeiten im bevorstehenden Sommer zu Ende bringen. Diese Lektion wird Dienstags in der ersten Nachmittags- und Mittwochens und Donnerstags in der ersten Frühstunde gehalten.

Einigen Scholaren der ersten Ordnung wird derselbe die Logik und Metaphysik, nach dem Handbuch des Herrn Prof. Feders vortragen, und diesen Sommer insonderheit die Logik Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde lehren.

Von der Erdbeschreibung der jetzigen Zeiten wird nach Anleitung des dritten Theils des Schatzischen Lehrbuchs Atlas Homannianus illustratus, die Beschreibung der nordischen und des Russischen Reichs, und der drei übrigen Welttheile, wo möglich geendiget werden, Dienstags in der zwoten Morgenstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Die Anfangsgründe der Geometrie sind bishero der ersten mathematischen Klasse, nach dem Rouyerschen Lehrbuch der mathematischen Wissenschaften im ersten Theil vorgetragen worden, und es wird nunmehr die Trigonometrie folgen, und wenn diese geendigt seyn wird, die Rechenkunst von neuen wieder angefangen werden, Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Die zwote mathematische Klasse, welche aus den Anfängern bestehet, wird historisch mit den Gegenständen der Geometrie bekant gemacht, und in Auflösung allerlei Aufgaben, von Verzeichnung, Berechnung, Verwandlung und Theilung der Figuren geübt, und zugleich angeleitet, das, was sie gemacht hat, selber auch aufzuschreiben, und jede Auflösung ordentlich abzufassen, damit sie dadurch eine Uebung der Aufmerksamkeit und der Ordnung haben möge, welche bei die-

sen sinnlichen und einfachen Gegenständen sehr faßlich ist. Diese Uebungen geschehen Mittwochens und Sonnabends in der zwoten Morgenstunde.

In der cursorischen Lektion des **Livius** sind die vier ersten Bücher desselben gelesen worden. Die Erklärung geschiehet hier meistens in lateinischer Sprache, und die gelesenen Stücke werden in der folgenden Stunde Auszugsweise von den Zuhörern gleichfalls lateinisch wiederholet. Es wird mit dem fünften Buche fortgefahren, und diese Lektion wird Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Nachmittags gehalten.

Außerdem giebt der **Direktor** auch besondern Unterricht in der **Mathematik**. Einigen in den **Anfangsgründen**: andern wird er auch eine historische Einleitung in die **optischen Wissenschaften** ertheilen, und solche mit angenehmen Versuchen erläutern, und die Struktur und den Gebrauch der vornehmsten optischen Werkzeuge sie lehren.

Der Rektor **Pätz** wird in der **theologischen Lektion**, Montags und Donnerstags von 9 bis 10 nach Anleitung des Dommerichischen Handbuchs die beiden Artikel von **der Erlösung der Menschen und deren Zubereitung zur Seligkeit** den Zuhörern erklären; bei welchem Unterricht zugleich die **christliche Sittenlehre** durch eine praktische Anwendung der erklärten und bewiesenen Lehren mit vorgetragen wird.

In der **lateinischen Sprache** giebt er der obersten Klasse in mehrern Stunden Unterricht.

In vier öffentlichen Stunden, nemlich Montags, Mittwochens, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11 Uhr, in welchen immer eine Schrift des Cicero statarisch gelesen, und in Absicht der Sprache, Sachen, Gedanken und deren Verbindung ganz genau erklärt wird, ist er mit dessen Briefen an verschiedene zu Ende gekommen. Statt ihrer wird er im bevorstehenden Sommer die **Tuskulanischen Streitfragen** erklären, und, um diese ganze Schrift zu endigen, sie chrestomatisch lesen lassen.

Mit dieser Lektion wird er zugleich die **Uebung im Lateinschreiben**, die Montags und Donnerstags von 3 bis 4 angestellt wird, solchergestalt verbinden, daß zu den Aufgaben, die von den Scholaren auf ihren Zimmern ausgearbeitet werden, allezeit eine mit kurz vorher erklärten Stellen des Cicero verwandte Materie genommen, sowie zu den extemporellen Uebungen, historische, zur Erläuterung des Auctors dienende Stellen aus dem Cicero und andern guten Schriftstellern von ihm übersetzt und diktirt werden sollen.

In drei andern öffentlichen Stunden, Montags und Donnerstags von 4 bis 5. und Sonnabends von 8 bis 9 erklärt er einen lateinischen Dichter.

In die Stelle des **Virgils**, der bisher gelesen worden, trit nun, nach der eingeführten Ordnung, **Horaz** ein, dessen **Oden** der Rektor nach einer

ner den Zuhörern vorher bekant gemachten Auswahl, bei welcher auf die Aehnlichkeit des Inhalts mehrentheils gesehen wird, diesmal erklären wird.

Zwo *außerordentliche für einige der besten Untergebnen bestimmte Stunden*, werden solchen Schriftstellern gewidmet, die in den öffentlichen Lektionen gewöhnlich nicht vorkommen, und es werden die Zuhörer darinnen besonders zur Erklärungskunst, und eigenen Ausübung derselben angeführt. Bisher ist in denselben der *Silius Italikus* so gelesen worden, daß die zwei ersten Bücher desselben ganz, aus den übrigen aber, mit beständiger Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen, solche Stellen durchgegangen worden, die eine Vergleichung mit dem Virgil veranlassen konten. Im bevorstehenden halben Jahre sollen in diesen Stunden die Scholaren, ihrem eignem Wunsche gemäß, mit dem *Tacitus* bekant gemacht, und dessen *Geschichte* gelesen werden: Mittwochens und Sonnabends früh von 6 bis 7.

In seinen ordentlichen *vier Privatstunden*, worin mehr cursorisch gelesen wird, behält er die im vorigen halben Jahre angefangenen *Briefe des Plinius* bei, die zugleich von den Untergebenen übersetzt werden müssen.

Uebrigens erklärt er in mehrern außerordentlichen Stunden denen, die es verlangen, noch andere lateinische Schriftsteller, und giebt zugleich zum lateinischen Stil Anleitung.

Endlich ist auch unter des Rektors Aufsicht die Bibliothek des Pädagogiums Mittwochens von 1 bis 3 zum Gebrauch der Scholaren geöfnet. In diesen Stunden wird er die bereits angefangene Beschäftigung fortsetzen, die Untergebenen mit der *Geschichte* und deren *Hülfswissenschaften* durch Anführung, und, so weit der Vorrath der Bibliothek reicht, Vorzeigung der dahin gehörigen Hauptbücher, bekant zu machen.

Der Subconrektor **Leopold** ertheilet öffentlich Unterricht in der *hebräischen Sprache*. Bisher hat er die Zuhörer mit den Anfangsgründen derselben nach Anleitung der *Diederichischen Grammatik für Anfänger* beschäftiget, und dabei einige Kapitel *aus dem ersten Buch Mose* analytisch erkläret. Im bevorstehenden Sommer wird diese Uebung Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 fortgesetzt werden.

Der *ersten griechischen Ordnung* sind von demselben im verwichenen Winter, die fünf ersten Bücher *der Geschichte Xenophons von dem Feldzuge des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes* erklärt worden. Diese Geschichte wird im bevorstehenden Sommer halben Jahr beibehalten und nach Endigung der noch übrigen zwei Bücher, werden die in der neuesten Leipziger Ausgabe befindlichen Stücke des *Xenophon von der Staatsverfassung der Lacedemonier und Athenienser* hinzugefügt werden: Dienstags und Freitags

tags von 4 bis 5 und Mittwochens und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

In zwo Stunden, die wöchentlich zu einer suppletorischen Lektion im Griechischen bestimmt sind, wird er die Iliade des Homer von der zwölften Rhapsodie an, Auszugsweise, doch immer in Rücksicht auf den Zusammenhang des Ganzen erklären, und er hoft auf diese Weise mit dem Gedicht im nächsten Sommer zu Ende zu kommen.

Mit der dritten Ordnung der Privatisten wird er in den gewöhnlichen Stunden, Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 statt des Vellejus Paterculus, der bisher gelesen worden ist, die Lustspiele des Terenz vornehmen.

Zu Verfertigung verschiedener Gattungen von Aufsätzen in der deutschen Sprache giebt der Subconrektor, einem Theil der Untergebenen in zwo Stunden wöchentlich Anleitung. Um diese Uebungen mit dem Ganzen in Verbindung zu setzen, wählt er die Materien zu den einzuliefernden Ausarbeitungen theils aus den übrigen Lektionen, theils aus den Privatbeschäftigungen der Scholaren. Die Beurtheilung der verfertigten Aufsäze geschiehet öffentlich, und so, daß die übrigen Zuhörer selbst Theil daran nehmen. Die zu dieser Beschäftigung bestimmten Stunden, sind Dienstags von 9 bis 10 und Freitags von 3 bis 4.

Die römischen Alterthümer trägt er in den lezten Frühstunden Dienstags und Freitags nach Anleitung des Grunerschen Handbuchs vor. Gegenwärtig ist er bis zum Ende des zweiten Theils; der von der Religionsverfassung der Römer handelt, gekommen, und er hoft im nächsten halben Jahr den dritten Theil von der bürgerlichen Einrichtung völlig abzuhandeln.

Da ihn auch, nach dem unter den Lehrern eingeführten Wechsel, die Reihe trift, die Mittwochens und Sonnabends Stunden von 4 bis 5 zu halten; so ist er gesonnen, solche dem Vortrage der alten Geographie zu widmen. Er wird dabei hauptsächlich auf diejenigen Länder Rücksicht nehmen, deren genauere Kentniß den Scholaren, zum Verständniß alter Schriftsteller, vorzüglich nothwendig ist.

Der Sprachmeister Meißler wird mit der ersten Klasse, welche zeither die Satyren, Episteln und Dichtkunst des Boileau, gelesen hat, die Fabeln des la Fontaine lesen. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der zwoten Ordnung wird er fortfahren die Lettres de Bussy zu lesen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der dritten Klasse wird er in dem Leben Carls des XII. von Voltaire fortfahren. Mittwochens und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der vierten und fünften Klasse wird er fortfahren die kleinen Historien der Peplierischen Grammatik durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hier=

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen, wöchentlich ein bis zweimal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des Französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften, geübet werden.

Auch giebt er denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen als Italiänischen.

Der Collaborator **Wolf** hat im vergangnen halben Jahr der zwoten griechischen Ordnung das 13. 14. 1 und 2 Buch von Aelians vermischten Erzählungen erklärt. Im nächsten Sommer wird er vom dritten Buch an, doch mit Weglassung einiger weniger wichtigen Kapitel, weiter fortfahren, und mit der Lektüre dieses Schriftstellers immer die genauere Erläuterung der grammatischen Grundsätze verbinden. Dieser Unterricht wird Dienstags und Freitags 4 bis 5 und Mittwochens und Sonnabends 9 bis 10 gegeben.

Den ersten Anfängern in der griechischen Sprache wird eben derselbe in zwo wöchentlichen mit den Zuhörern demnächst zu verabredenden Stunden die Grammatik dieser Sprache erklären, und, um die hier gegebenen Regeln durch die Anwendung sogleich desto deutlicher zu machen, den ersten Theil von Stroths griechischer Chrestomathie sie lesen lassen.

Montags und Donnerstags in der zwoten Nachmittagsstunde fährt er in der Erklärung der Metamorphosen des Ovids, wovon er zeither die ersten zwei Bücher geendigt hat, im folgenden halben Jahr weiter fort.

Einige auserlesene Heroiden dieses Dichters werden von ihm des Sonnabends in der ersten Frühstunde erklärt, wobei auch zugleich auf die prosodischen Regeln der lateinischen Sprache Rücksicht genommen wird.

In besondern Stunden hat er theils Anfängern, theils Geübtern in der englischen Sprache Unterricht ertheilt, und dort Lillo's London Merchant nebst Goldsmith's Vicar of Wakefield, hier aber Auszugsweise die ersten sechs Gesänge von Milton's Paradise lost erklärt. Er ist auch ferner bereit, mit denen die es verlangen, den Unterricht in dieser Sprache fortzusetzen, und wird sodann das genante Buch von Goldsmith nebst Lillo's Fatal Curiosity im nächsten halben Jahre lesen.

Der Collaborator **Köppen**, wird mit der zwoten prosaischen Klasse, den Cæsar de bello gallico chrestomathisch lesen. Anleitung zur Interpretation, und gründliche Kenntniß der Sprache ist der Hauptzweck dieser Lektion. Daher wird er wöchentlich in zwo Stunden seine Zuhörer unter seiner Aufsicht abwechselnd, den Schriftsteller übersetzen lassen, und sie hier besonders auf das Eigenthümliche beider Sprachen, aufmerksam machen, und auch in lateinischen Aufsätzen üben.

Einigen andern Scholaren sowohl der ersten als zwoten Ordnung, wird er die Harlesische Chrestomathiam poëticam nach einer Auswahl der ihnen angemessensten Stücke erklären,

Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

Mit der **vierten Ordnung der Privatisten** wird eben derselbe die Schriften, welche man dem Aurelius Victor beilegt, lesen. Er wird diese Lektüre so einrichten, daß sie außer der Uebung im Interpretiren und in der Grammatik eine nützliche Vorbereitung zum Studio der römischen Geschichte, Alterthümer und alten Geographie sey.

Es werden auch in der **Schreibekunst**, so wohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im **praktischen Rechnen**, von dem Cantor **Liebau** öffentliche Uebungen angestellet: jenes geschiehet Montags und Donnerstags, und dieses Dienstags und Freitags in der zwoten **Nachmittagsstunde**. Er giebt auch besondern Unterricht in diesen beiden Stücken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der **Vocalmusik** gleich nach Tische.

Im **Tanzen** unterrichtet der Tanzmeister **Rudolph**, auch giebt derselbe Unterricht zur **Instrumentalmusik**, auf der **Violine**, **Violoncello** und **Flaute**. Der Cantor **Liebau** auf der **Davidsharfe**. Der Organiste **Zimmermann** unterrichtet im **Clavierspielen**. Diese Lehrstunden werden besonders mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlt.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tische **Collegium musicum** gehalten.

---

## Beitrag zum tragischen Theater.

Die traurige Scene, welche ich hier liefere, scheinet mir, so viel ich nemlich weiß, von den Trauerspieldichtern noch nicht genutzet zu seyn: und es ist dieselbe in einem vortreflichen lateinischen Gedichte enthalten, welches in *I. T. Rœnickii* recentior. poetarum Germanorum carminibus selectior. im 1. Bande, auf der 325. u. folg. Seiten befindlich ist. Der Verfasser ist ein italiänischer Abbe, **Hortensio Mauro** genant, der sich erst an dem Hofe des gelehrten Fürst-Bischofes zu Paterborn, **Ferdinand von Fürstenberg**, aufhielt, und, nach dessem Absterben, seine übrige Lebenszeit hier zu Hannover zubrachte, wo er von dem Herzoge **Joh. Friederich**, dem Churfürsten **Ernst August**, dem damaligen Erbprinzen, und nachmaligen Könige von England, Georg I. und vielen auswärtigen Fürsten und Herren, überaus werth gehalten wurde. Es liebten ihn auch wegen seiner Höflichkeit und artigen Manieren hohe und geringe zu Hannover: vornemlich brachte ihm seine Geschicklichkeit lateinische, französische und italienische Verse zu machen, wie auch seine besondere Fertigkeit im

Schießen und Jagen, viele Gönner zuwege; und er soll wegen dieser letztern Eigenschaft insgemein der Flugschütze seyn genennet worden. Da er jährlich ein reiches Einkommen genoß, und viele Geschenke bekam; so war er, nach dem sonst gemeinen Schicksale, kein armer Poet, sondern hinterließ seines Bruders Sohne zu Verona ein sehr beträchtliches Vermögen, machte auch zu Hannover einige Vermächtnisse, woselbst er 1724 im 92. Jahre seines Alters starb, und in der katholischen Kirche begraben ward. Sein Leichenstein mit einer lateinischen Grabschrift wird noch da zu finden seyn.

Der Inhalt des Gedichtes, welches eine in Griechenland wirklich geschehene Sache zum Grunde haben soll, ist, ohne die vorangehende poetische Vorrede, folgender:

Vor dem Altar der Brautgöttin stand ein Mädchen, das sich eben durch ein unauflößliches Band zu einer unangenehmen Ehe verbinden solte. Sie hieß Phila, und hatte zween artige, wählenswürdige Liebhaber, die Schäfer waren: den Thyrsis liebte sie herzlich, aber ihr Vater hatte sie dem Lycidas zugesaget: alles ihr Flehen und Weinen hilft nichts, sondern sie muß gezwungener Weise zum Altare folgen, ohngeachtet sich die Liebe eines Mädchens durch väterliche Befehle nicht zwingen läßt. Bei solchen Umständen fliehet Hymen, der die gezwungenen Ehen hasset, nebst der Juno von dem Altare weg, deren Platz die Furie einnimt, welche den Bräutigam wegen eines unschuldigen Wortes zu höllischer Eifersucht und Rache anfeuert. Als Phila nemlich gefraget wird, ob sie den Lycidas zum Manne haben wolle, antwortet das gute Kind, mit schamhaften Angesichte: Ich wolte freilich lieber den Thyrsis heirathen, aber mein Vater **. Mehr konte ihr seufzender Mund vor Schluchsen nicht hervorbringen; mehr brauchte es auch nicht den Lycidas wegen der abschlägigen Antwort, und zwar in Gegenwart des Nebenbuhlers, der dadurch neue Hofnung bekommen konte, in Wuth zu setzen. Aus Verzweiflung, daß er seine Braut nicht ganz besitzen werde, und sie vielleicht dem andern noch zu Theile werden könne, tödtet er sie unverzüglich, und sie fällt, als ein unglückliches Opfer des Hasses und der Liebe, durch die Hand ihres eignen Bräutigams ermordet, am Fuße des Altars nieder. Als Thyrsis sein liebes Mädchen, durch die verruchte Hand erstochen, auf die heiligen Stufen fallen sieht, gehet er, als ein rächender Blitz schnell auf den Mörder los, und opfert ihn dem Geiste seiner todten Geliebten auf. Noch nicht genug. Der Vater des Lycidas stößt dem Thyrsis eben so den Degen durch den Leib, wie dieser seinen Sohn getödtet hatte; und darauf fällt er auf den todten Sohn und wäscht seine Wunden mit Thränen, wiewohl die Blutschuld nicht kan abgewaschen werden. Auch du, o harter Vater, saget der Poet ferner, du weinest,

nest, daß du an diesen Mordthaten Schuld bist, doch nun, da es zu spät ist, nur Crocodillenthränen. Dann folget eine Drohung an denselben, daß ihn sein Gewissen ärger als Feuer und Rad wegen des ermordeten Mädchens ängstigen, und das Bild der Sterbenden ihn beständig quälen würde; daß dagegen seine Strafe andern Eltern eine Warnung seyn solle, sich und ihre Kinder nicht ins Unglück zu stürzen.

Uebrigens ist in einen Vers des lateinischen Originals dieser sonst schönen Poesie ein Fehler wider die Prosodie eingeschlichen; es solte nemlich in dem Verse

In singultanti *suffōcat* ore dolor.

die vorletzte Sylbe des Worts suffōcat lang seyn, weil es von fauces herkömt, und ist doch durch einen Irrthum kurz gebrauchet. Und so nicket auch der gute **Hortensio** einmal ein, eben wie **Homer**, von dem **Horaz** saget:

Indignor, quandoque bonus dormitat Homerus.

**Hannover.** **J. C. Winter.**

---

# Nachricht die im 35sten Stück dieses Magazins vom vorigen Jahre für den besten Unterricht für Schulmeister der niedern Schulen versprochene Prämie betreffend.

Unter der großen Menge der eingegangenen Aufsätze sind viele zum Theil recht vortrefliche Ausarbeitungen befunden worden, deren Herren Verfasser wegen ihrer einsichtsvollen Bemerkungen und gründlichen Bearbeitung das größte Lob verdienen. Da aber in den beiden Abhandlungen mit den Devisen: Ex parvis magna crescunt, und omne tulit punctum, qui miscuit utile dulci, die ganze Aufgabe nicht stückweise, sondern in ihrem ganzen Umfange systematisch, mit einer ungemeinen Deutlichkeit und Richtigkeit, dem Zwecke gemäß, betrachtet und vorgetragen worden; so ist der ersten Abhandlung der Hauptpreis, und der zweiten das Accessit zuerkant worden.

Bei der Entsiegelung der Devisen hat sich gefunden, daß der Aufsatz mit der Devise, ex parvis, den Herrn **Daniel Joachim Köppen**, Prediger zu Zettemin in Pommern, unweit Malchin, und der mit der Devise, omne tulit punctum, den Herrn **Joh. Friedrich Goldbeck**, Feldprediger bei dem Königl. Preußischen Infanterieregiment von Rohr, zu Graudenz in Westpreußen, zu Verfassern habe.

Die übrigen Herren Verfasser werden ersucht, ihre Ausarbeitungen, nebst den unentsiegelten Devisen, gegen Einlieferung einer gleichlautenden von derselben Hand geschriebenen Devise, bei dem Buchdrucker, Herrn Schniebes, in Hamburg auf den Bleichen wohnhaft, vor nächstkommenden Johannis, denn länger steht derselbe nicht dafür ein, wieder abzufordern.

Hannoverisches Magazin.

30tes Stück.

Freitag, den 14ten April 1780.

# Beispiel Hannöverischer Wohlthätigkeit.

Folgende Geschichte, die sich vor kurzem in unserer Stadt zugetragen hat, und woran noch jeder Menschenfreund mit inniger freudiger Rührung denkt, verdient in mancher Rücksicht allgemeiner bekant zu werden. Ohne alle Partheilichkeit, ohne jeden vergrößernden Umstand, werde ich nichts thun, als einem edeldenkenden Mitbürger die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, die ihm gebürt, und ihm den Beifall zu bezeugen, den ihm schon längst ein jeder mit willigem Herzen gezollt hat.

Es war den 12ten Febr. d. J. am Nachmittage, als die nunmehr verwitwete Bergheim von einem Sohn entbunden wurde. Die Lage ihrer häuslichen Umstände war die betrübteste, die man sich nur vorstellen kan. Ihr Mann, vormals ein angesehener Kaufmann hiesigen Orts, der durch seine Schuld in Armuth gerathen war, lag itzt ohne Besinnung auf dem Todbette, starb eine Stunde nach ihrer Niederkunft, und hinterließ sie mit fünf Kindern in der äußersten Dürftigkeit, ohne Brod und ohne Geld, so daß selbst eine arme Frau und Freundin vom Hause, die der Wöchnerin durch thätige Unterstützung an die Hand geht, sechs Groschen, ihren ganzen durch Fleiß und Mühe erworbenen Schatz hergiebt, um die nothwendigsten Kleinigkeiten anzuschaffen. Man urtheile von dem bedrängten Zustande der verlassenen Witwe — In der äußersten Armuth, ohne Geld, ohne Brod — vier Kinder, die um Brod wimmern, wovon das älteste einen Anfall von der fallenden Sucht hat — das fünfte, erst geborne, an der Mutterbrust — die Leiche ihres Mannes im Hause — eine arme Magd, die um geringen Lohn dient, itzt an den Blattern krank. — Kan ein Anblick trauriger, ein Zustand hülfloser seyn? In dieser Noth wandte sich die verwitwete Bergheim an verschiedene Leute, und fand bei manchem Gehör und Unterstützung. Aber keiner nahm sich ihrer mit werkthätigem Eifer so sehr an, als ein hiesiger wohlbemittelter Kaufmann, namens Bräuner. Ohne Bande der Verwandschaft, ohne anderweitige Verbindungen mit der unglücklichen

Familie, hört er die traurige Geschichte am Sonntage in der Kirche, stellt sich das Unglück der Bergheim in seiner ganzen Größe vor, und wird, vom edelsten Mitleiden durchdrungen — der Retter einer ganzen Familie, und wer zählt alle die Generationen, deren Retter er ward?

Herr Bräuner kömt aus der Kirche nach Hause, erzählt diesen traurigen Vorfall seiner eben so rechtschaffenen Frau, und nun berathschlagen beide und forschen nach Mitteln, wie dieser unglücklichen Witwe am besten beizuspringen sey. Nach Verlauf einer Stunde kömt Herr Bräuner auf den Einfall, um einen recht ansehnlichen Beitrag für die Witwe zusammen zu bringen, auf der bevorstehenden Maskerade für sie zu samlen. Seine Gattin widerrieth ihm dieses aus wohlmeinender Bedächtlichkeit und aus Furcht, schlecht denkende Menschen könten ihm diese gute Gesinnung übel auslegen, als suchte er eignen Vortheil darunter. Allein der Menschenfreund besteht auf seinem einmal gefaßten Entschluß, läßt sich nicht durch die wiederholte Abmahnung seiner Gattin, nicht durch Vorstellung davon abbringen, daß er schon oft durch gutgemeintes Unterstützen anderer in übeln Ruf gekommen; er sagt ihr: *Es mag ausgelegt werden, wie es will, es ist Pflicht unserm Nächsten zu dienen — Niedrig denkende Menschen mögen glauben, was sie wollen, wenn mein Gewissen mich frei spricht, und meine That den Beifall von wenig Rechtschaffenen erhält, so werde ich gegen alle grobe Beschuldigungen hinlänglich schadlos gehalten.*

Kurz Herr Bräuner beharrt, aller Vorstellung und Gegenrede ohngeachtet, bei seinem Vorsatze, und noch denselben Tag samlet er auf einem öffentlichen Hause vor Hannover eine ansehnliche Collecte zum Besten der Witwe Bergheim.

Herr Bräuner entdeckt an dem Redoutentage einigen Herren vom hohen Adel seinen Anschlag. Namentlich könte ich hier verschiedene hohe Personen anführen, und die Wärme loben, womit sie seinen Einfall gut hießen, schon im voraus unterstützten, und auf den Abend ferner zu unterstützen versprachen.

Nun hatte Herr Bräuner die Erlaubniß zu samlen, und war gleichsam höheren Orts dazu authorisirt worden. Es war nun noch die Besorgung des Habits und eines gedruckten Zettels übrig, um am Abend das große Werk auszuführen: auch dieses besorgt er. Er wählt die Ordenskleidung eines Kapuziners; doch aus Besorgniß, daß es bei der hiesigen katholischen Geistlichkeit Misfallen, und bei dem gemeinen Mann Anstoß erregen könte, geht er zu einem Freunde, der ein Katholik, ein rechtschaffener Christ und edel denkender Mann ist, und frägt ihn: ob es Aergerniß für seine Glaubensverwandten wäre, wenn jemand bei öffentlichen Lustbarkeiten in Kapuziner-

zinerkleidung erscheine? Der Freund antwortet: Ja, wenns auf einer Maskerade wäre — dies wäre eben der Fall, versezt Bräuner; und jener: dann könne es nicht geschehen. Bräuner fragt, wenn aber durch diese Kleidung füglich eine ganze hülflose Familie aus aller Noth gerissen werden könte? Nun erzählt er den traurigen Fall und sein Vorhaben, erhält herzlichen Beifall, wird von dem Manne bei Anschaffung der klösterlichen Tracht unterstüzt, und bekömt den schönen Rosenkranz desselben zum Gebrauch.

Den Dienstag Abend, um 7 Uhr, erschien Herr Bräuner in der völligen Kleidung eines Kapuziners mit einem weißen Stabe, gekrümt wie Vater Lorenzo, mit einer blechernen Büchse woran unten ein weißer leinener Beutel genähet war, und mit einem Zettel, worauf man folgende Worte las:

Gedenket bei eurer Freude an eine vor wenig Tagen durch den Tod ihres Mannes in das tiefste und drückendste Elend gerathene kranke Wöchnerin, fünf unmündige Kinder, nebst einer alten Großmutter. Sämtliche erflehen euren Beistand.

Der erste Gang unsers Kapuziners war in das Spielzimmer. Hier hätte man die Bereitwilligkeit sehen sollen, womit jeder, nach dem Beispiel unsers erhabnen Prinzen die Karten niederlegte, und die willige Miene, womit jeder von dem anwesenden hohen Adel seine Börse öfnete, und reichlich zur Unterstüzung der unglücklichen Familie in die Büchse steckte. So giengs von Tisch zu Tisch. Der Kapuziner theilte Zetteln herum, ärntete Lob und Beifall, und empfieng von jedem reichliche Beisteuern. Nun gieng er in den Tanzsaal. Drei Damen von hohem Range beeiferten sich um die Wette, den Kapuziner herum zu führen, und die Masken, die im Tanzen begriffen waren, zur milden Beisteuer zu bewegen. Ja sogar nahm eine Dame vom ersten Range unsern Kapuziner an den Arm, führte ihn auf die Spielgallerie und wieder herunter in den Saal. Unaussprechliche Wonne mußte unser menschenfreundliche Mönch empfinden, wenn er, von dem Verlangen und Bestreben durchglüht, diese Familie glücklich zu machen, sich von hohen und niedrigen umringt sah, wovon jeder mit willigem Herzen nach Vermögen sein Scherflein einlegte.

Nun war der Beutel voll, und jedermann wünschte die Summe des zusammengeschoßnen Geldes zu wissen. Herr Bräuner erfüllte diesen Wunsch, kam nach Tische wieder, aber nicht als Kapuziner, und sagte, daß sich die Summe des gesamleten Geldes auf neunzig Thaler vier und zwanzig Groschen belaufe. Dazu wurde ihm die Einnahme von den Zuschauern auf der Gallerie bewilligt, die siebzehn Thaler und ein und zwanzig Groschen betrug. Macht also die ganze eingekommene Summe von diesem Abend Ein hundert acht Thaler und neun Groschen Cassengeld.

Unser hoher Adel, dessen Freigebigkeit und Menschenliebe sich schon so ausnehmend gezeigt hatte, gab einen neuen Beweiß seiner erhabnen und edelmüthigen Denkungsart, indem er Herr Bräuner ersuchte, auf den folgenden Redoutenabend wieder als Kapuziner zu kommen, und abermals zu samlen, und unser Menschenfreund, um sein edles Werk nicht unvollendet zu lassen, war auf das erste Wort dazu bereit und willig.

Er erschien den Freitag Abend wieder. Kurz vor seiner Ankunft hatte er folgende gedruckte Verse anheften lassen, die er nachher selbst unter die Masken austheilte.

Ich goß es in der Witwe Schooß;
Die erste Freudenthräne floß
Auf ihren Säugling hin.
— Seht Freunde, euer Meisterstück!
Vollendets heute — Gottes Blick
Lacht Beifall auf euch hin.

Sein Anzug war diesesmal vollständiger, und hatte mehr Klosterkostüme. Das ehrwürdige Ansehn des Mannes flößte Bewunderung und Hochachtung ein. Er theilte nach Mönchssitte geschnitzte Bilderchen unter die Damen, und hornene Lorenzodosen unter die Herren von Adel aus, die mit dem größten Beifall aufgenommen wurden, und die man stets zu seinem Andenken aufzuheben versprach. Sein Ansehn und die edle Beredsamkeit, womit er gleich Yoriks Lorenzo jedem die Bedürfnisse und den Jammer der unglücklichen Familie ans Herz zu legen wußte, lockte mancher mitleidigen Seele Thränen ins Auge. Die diesmal gesamlete Summe war, ohne das Geld von der Gallerie, ansehnlicher wie das erste mal, und belief sich auf **Ein hundert acht und dreißig Thaler, drei Groschen und drei Pfennige Cassenmünze.** Ein Theil von dem Gelde von der Gallerie wurde diesen Abend zur Belohnung der Tugend der armen Frau bestimt, die am Tage der Niederkunft der Witwe Bergheim, diese mit Handleistungen und ihrem geringen Vermögen von sechs Groschen unterstützt hatte.

Sie ist eine arme ehrliche Frau, erwirbt sich ihr Brod mit Kaufgarnspinnen, und war im Begrif für die eben als Spinnlohn empfangnen sechs Groschen für sich Flachs und Brod zu kaufen. Allein zur Unterstützung der Bergheimschen Familie schränkt sie ihre eignen Bedürfnisse ein, und theilt ihren Vorrath mit der Witwe Bergheim. Ein Beweiß, daß auch geringe Leute fähig sind, edle Handlungen zu verrichten, die das dankbare Andenken der Nachwelt verdienen.

Damit die eingekommene Summe, die außer der Collecte von der Redoute, und außer andern durch Herr Bräuner angestellten Samlungen, durch eingesandte anderweitige Unterstützung ansehnlich vermehrt ist, auch zum wahren Nutzen der Witwe und ihrer Familie verwendet werde, wird dieser edle Mann noch auf andre Weise ihr Wohlthäter.

Er miethet ihr an einer gangbaren Straße eine Wohnung, läßt ihr darin einen

einen Kramladen anlegen, kauft für eine gewisse Summe allerhand Waaren an, und übernimt die ganze Aufsicht über ihren kleinen Handel. Mit jedem Monat soll sie ihm Rechnung von ihrer Einnahme und Ausgabe ablegen. Und bis ihr Handel, bei welchem er ihr mit Rath und That an die Hand geht, recht im Gange ist, bekömt sie wöchentlich ein gewisses Geld zu ihrem Unterhalt. Das übrige wird auf Zinsen ausgethan.

Der ganze Betrag der Summe, die durch Herr Bräuners Bemühung zum Besten der Witwe Bergheim gesamlet ist, besteht aus fünf Collecten in verschiedenen Gesellschaften:

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| die 1te von | 52 Thl. | 12 gr. | – pf. | Casseng. |
| die 2te von | 35 = | 12 = | – = | – |
| die 3te von | 9 = | 12 = | – = | – |
| die 4te von | 6 = | 24 = | – = | – |
| die 5te von | 18 = | 12 = | – = | – |
| die 6te von | 11 = | 24 = | – = | – |
| zum 1ten mal v. d. Redoute | 108 = | 9 = | – = | – |
| das 2te mal eben daher | 138 = | 3 = | 3 = | – |
| Hauptsume | 380 Thl. | – gr. | 3 pf. | Casseng. |

Man sieht aus dieser Geschichte, die dem Herrn Bräuner und vielen hohen und niedrigen Personen ewig zur Ehre gereicht, wie wenig oft von unsrer Seite dazu erfordert wird, der Schöpfer des Glücks von vielen zu seyn. Oft treffen glücklicher weise die Umstände so zusammen, wie die Getriebe und Räder einer Kunstmaschine, wo ein kleiner Stoß im Stande ist, alles in Leben und Bewegung zu setzen; oft ist schon das *Wollen* und das bloße Bemühen die Quelle mancher edlen That; und wenn das geringe Maaß von Glücksgütern uns verhindert, selbst das Vergnügen des Wohlthuns zu haben, so ists gleiches Verdienst von uns, wenn wir andre edeldenkende Leute zum Wohlthun aufmuntern.

Die alten Griechen und Römer gaben demjenigen, der in einer Schlacht oder auf andre Weise seinem Mitbürger das Leben rettete, eine Bürgerkrone; eine Belohnung, die ins Auge fiel und den Trieb zu dergleichen Edelthaten nothwendig sehr anflammen mußte. Der Mann, der unaufgefordert bloß auf Antrieb der allgemeinen Menschenliebe sich so thätig zum Dienst der leidenden Nebenmenschen verwendet, der Versorger einer verlassenen Familie wird, sich durch keine Hindernisse auf dem einmal betretenen Wege irre machen läßt — harren nicht Kronen seiner, so ist er hinlänglich durch das innere Bewußtseyn, und durch die Erwartung dereinstiger höherer Wonne belohnet.

Noch ein Wort des Danks an alle mitleidige Armenfreunde. Oft sahen wir von Ihnen die erhabensten Beweise edler Mildthätigkeit und Unterstützung — Wie reichlich wurde vor einiger Zeit die Tugend eines armen Landmädchens belohnt, das mit zärtlicher Sorgfalt seiner armen Eltern pflegte. Wie viel sind der Beiträge und Zuflüsse jeder Art zur Unterstützung Hülfsbedürftiger? Hundert und mehrere Namen und edle Thaten könt ich hier nennen, und würde sie nen-

nen, wenn nicht die schuldige Ehrfurcht dadurch verlezt würde. Einen neuen Beweiß der Großmuth und Uneigennüzigkeit kan ich nicht übergehen, womit der hiesige hohe Adel die ganze Einnahme von den Zuschauern auf der Gallerie, bei der diesjährigen Redoute ans Armenhaus gesandt hat. Mit welchem Eifer muß sich nicht jeder redlich denkende den Diensten eines Staats widmen, wo alle Stände Freude im Wohlthun finden!

---

## Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

So wenig es möglich ist, Jemanden der nie in einem Bergwerke gewesen, ohne Zeichnung, und nur bloß durch Beschreibung desselben einen rechten anschaulichen Begrif vom Bergbau zu geben, eben so unmöglich ist es, Jemanden der gar keine Kenntnisse vom Schifbau und von der Schiffahrt hat, die Struktur dieser großen schwimmenden Palläste, und die vielen tausend Theile woraus ein jedes derselben zu seinem besondern Zweck zusammen gesetzt ist, so aus einander zu setzen und begreiflich zu machen, daß der Unterschied der mancherlei Gattungen derselben sogleich einleuchtend würde. Da nun die Beschaffenheit und Absicht dieser Blätter keine Erläuterung durch viele Kupfer zuläßt, so kan es nicht fehlen, daß nicht die Beschreibung derselben sehr mangelhaft bleiben wird; jedoch will ich versuchen, den Unterschied der verschiedenen Gattungen der Schiffe und auch die genauere Beschreibung einiger der vornehmsten und bemerkungswürdigsten hier anzugeben.

Man findet, wenn man sich mit dem Seewesen befasset, eine unglaubliche Mannigfaltigkeit der Benennungen dieser so verschiedenen großen Gebäude; diese verändern sich oft dadurch, daß andere Nationen sie in ihre Sprache übertragen, und werden durch den verschiedenen Dialekt zu neuen Wörtern. Je mehr man dies untersuchet, je mehr wird man gezwungen alle Hofnung aufzugeben sie jemals alle kennen zu lernen, und man muß sich nur darauf einschränken die gewöhnlichsten und bekanntesten anzuführen.

Da die Schiffahrt der Alten sehr mangelhaft war, und sie auch vor der Erfindung des Compasses sich nicht weit auf das hohe Meer wagen durften, so waren auch ihre Schiffe noch bei weitem nicht zu der Vollkommenheit gelanget, der man sich näherte, als die Erfindung desselben Entdeckungen fremder Länder, und Beschiffung unbekanter Meere veranlassete; ich werde derohalben von den Schiffen der Alten hier nichts sagen, und nur bloß mich auf die einschränken, deren man sich jezo bedienet.

Da der Zweck den man bei Erbauung der Schiffe hat verschieden ist, so zeigt

zeigt sich auch in Betracht ihrer Größe, ihrer Struktur, und des Verhältnisses der Theile eine große Verschiedenheit. Einige sind länglich, einige mehr rund, welche spitzig, einige sind zu Lasten, einige zum Fischen und andere zum Kriege bestimmt. Es zeigen sich die Folgen ihrer Struktur und ihre Wirkung in den Eigenschaften, welche die Schiffe dadurch erhalten. Man nennet eigentlich alle Schiffe welche bewaffnet sind um dem Feinde Abbruch zu thun, Kriegsschiffe; genauer aber werden nur die so genannt, welche Vermöge ihrer Größe, Stärke, und der Menge der Kanonen und Mannschaft die sie am Bord haben, in dem Seetreffen in der Linie stehen, weßhalb sie denn auch Linienschiffe, oder Schiffe vom Range benannt werden. Auch in der Bestimmung des Ranges sind nicht alle Nationen einig; die Franzosen haben derselben nur drei, und das Verhältniß der Theile einer jeden Gattung derselben, ist nebst ihrer Benennung durch eine Königl. Verordnung auf das genaueste vorgeschrieben. Vorläufig will ich auch noch anmerken, daß die Franzosen ihre Schiffe mit Kanonen von schwererm Kaliber besetzen, als die Engländer, daß aber die dieser Nation jetzo größer gebauet werden, und dieser ihrer Größe unbeschadet, vortreflich segeln.

Französische Schiffe vom ersten Range führen von 100 bis zu 120 Kanonen; sie sind 170 bis 180 Fuß lang, 50 Fuß breit, und die Artillerie ist in drei Etagen über einander gleich vertheilt. Diese Etagen nennet man auch Verdeck, und hievon bekommen die Gattungen den Namen zweideckig, dreideckig. — Eine jede Batterie besteht aus 15 bis 16 Kanonen, und der Raum zwischen zween beträgt 7 Fuß. Außer diesen 6 Batterien, stehen nun noch auf dem Halbverdeck, welches bis an den großen Mast reichet und an dem Hintertheil des Schifs die vierte Etage machet, an jeder Seite gleichfalls 5 Kanonen. Auf dem Vorderkasteel sind deren an jeder Seite 3, und im Hinterkasteel, zwischen den Verdecken sind gemeiniglich auch noch einige angebracht, welches die kleinsten zu seyn pflegen.

Die erste Batterie, das heißt die unterste, besteht aus 15 ganzen Kartaunen (48pfündig), die zwote aus 16 halb Kartaunen (24pfünder). (Diese Batterie enthält ein Stück mehr, weil das Schif oben länger ist als unten beim Kiel). Die dritte Batterie besteht aus 15 Viertel Kartaunen (12pfünder), (diese hat darum 1 Stück weniger als die zwote, damit der benöthigte Raum zu den Zimmern im Hinterkasteel gesparet werde). Die Kanonen auf den Halbverdecken schiessen nur 8 Pfund, und die im Hintertheil zwischen den Verdecken nur 4 Pf.

Zu diesen $3\frac{1}{2}$ Verdecken kömt nun noch am Hintertheil des Schifs ein Viertel Verdeck (die Hütte) zur Bequemlichkeit der Officiers, so daß überhaupt am Steuer der Etagen über dem Wasser fünfe sind, in welchen beinahe dreißig

dreißig Zimmer angebracht werden, die alle sauber verzieret, und von außen prächtig vergoldet und mit Bildhauerarbeit ausgeschmücket sind. Zwei Gallerien oder Balkons befinden sich an beiden Sälen der dritten und vierten Etage, welche über das Wasser hängen.

Der Raum zwischen den Verdecken ist die Lagerstätte der Besatzung. Hier hat jeder seine Hangematte, welche aber, so bald sich das Schif zur Action anschicket, sämmtlich abgenommen, und mit ihrem Zubehör aufgerollet werden müssen. Dies hat einen doppelten Nutzen, denn erstlich ist nun der Raum für die Constabler und den Zimmermann frei, und zweitens dienen diese aufgerollete Sachen oben auf dem Verdeck zur Schutzwehr gegen die feindlichen Flintenkugeln: denn der Bord des Schifs ist mit zwei Reihen geflochtenen Tauwerk so eingerichtet, daß dies dazwischen zu stopfende eine sehr gute Brustwehr abgiebt. Die Etagen unter dem Wasser dienen nur zur Aufbewahrung der Mund- und andern Provisionen, Segel und Tauwerkvorräthe des Wassers u. d. gl. Die Munition aber ist zu mehrerer Sicherheit in dem alleruntersten Raume.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

## Daß die Erkältung gebrüteter Eyer nicht immer schädlich sey.

Zu dem im 78ten Stück des Hannöv. Magaz. v. J. 1777 angeführten Exempel, daß kalt gewordene, schon bebrütete Eyer, dem ohngeachtet noch zur Ausgeburt lebendiger Küchlein gelanget, kan ich ein anderweitiges glaubwürdiges Beispiel hinzufügen, das in mancher Absicht noch sonderbarer ist. Eine Hauswirthin hatte den Verdruß, daß eine brütende Ente sechs Tage vor Endigung ihrer Brütezeit, ich weiß nicht, durch was für einen Zufall, todt auf ihren Eyern gefunden wurde. Sie schickte umher, eine Henne zu suchen, die zum Brüten geneigt wäre, um die Stelle der gestorbenen zu ersetzen; aber sie konte keine finden, und unter dieser fruchtlosen Erkundigung vergieng ein ganzer Tag. Am folgenden wiederholte sie ihre Bemühungen, schickte die kalten Eyer, nachdem sie eins derselben versucht und noch ein schwaches Leben an dem Embryo bemerkt hatte, eine halbe Stunde weit über Feld zu einer Bekanten, in der Hofnung, bei derselben glücklicher zu seyn; aber auch vergeblich. Endlich am dritten Tage fand sich an einem Orte, ebenfalls eine halbe Stunde weit von ihr, jemand, der die Eyer anzunehmen, und sie einer gluckenden Henne aufs Gerathewohl unterzulegen versprach. Sie packte sie daher aufs neue ein und schickte sie hin. Die Henne brütete treulich, bis acht Tage verflossen waren. Da brachte sie 10 lebendige Küchlein aus, kaum eins weniger, als derselben Eyer untergelegt waren, nur mit dem Unterschiede, daß sie einige Tage später zum Vorschein kamen, als bei ungestörter Brütung würde geschehen seyn; denn, natürlicher Weise mußte der zwei Tage unterbrochene Wachsthum auf diese Art wieder ersetzt werden.

# Hannoverisches Magazin.

31tes Stück.

Montag, den 17ten April 1780.


## Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

(Fortsetzung.)

Ehe ich mich zu den Schiffen vom zweiten Range wende, will ich doch auch hier etwas von der Bemastung derselben überhaupt sagen. Alle großen Schiffe heißen nun zwar überhaupt dreimastige, jedoch bestehen diese drei Masten aus mehrern auf einander gesetzten; und zwar erstlich der Mittelmast, aus dem großen Mast von 86 Fuß lang und darüber, der großen Stenge von 60, der großen Bramstenge von 27, und der Flaggenstenge, von welcher die Admiralsflagge wehet.

2) Der Vordermast, aus dem Fockmast von 77 Fuß und darüber, der Fockstenge von 54, der Vorderbramstenge von 23, nebst der Flaggenstenge von der die Flagge des Viceadmirals wehet.

3) Der Hintermast, aus dem Besaanmast von 64 Fuß, der Kreuzstenge von 20, und der Flaggenstenge, von der die Flagge des Contreadmirals wehet. Außer diesen drei Masten ist nun noch die Boegspriet, welche vorn aus dem Schiffe unter einem kleinen Winkel hinaus liegt, lang 54 Fuß, und deren perpendicular stehende Stenge 24; auch hier ist noch eine Flaggenstenge hinzu gefüget, von welcher aber nur bei erfreulichen Begebenheiten eine Flagge wehet. Auf dem Hintertheil des Schifs, steht nun noch der große Flaggenstock, und von diesem eigentlich wehet die große Flagge.

Die Dicke dieser Masten ist sehr verschieden; der große Mast hat bei Hauptschiffen über zwei Klafter im Umfange, und es versteht sich, daß er der Dicke nach aus mehrern großen Bäumen zusammen gesetzt, und mit sehr starken eisernen Bänden wohl verbunden ist; die andern Maste und Stengen, sind nun verhältnißmäßig auch schwächer. Die Querstangen welche an den Masten und Stengen angebracht sind, und zur Befestigung der Segel dienen, heißen die große Schaa, die kleine Schaa rc. und die Befestigung der Stengen auf den Masten, und jener in einander geschie-

 het

het durch eine runde Art von Gallerie die man den Mars oder Mastkorb nennet, und welcher 9 bis 10 Fuß, auch noch mehr im Durchmesser hat. Auf dem großen Mars bringet man auch oft Amusetten und Schraubstücke an, stellet auch Scharfschützen darauf, um die feindlichen Verdecke von oben herunter zu säubern.

Die vornehmsten Segel großer Schiffe sind folgende:

1) Das große Segel an der großen Schaa des Mittelmasts.

2) Das Focksegel an dem Fockmaste.

3) Das Besaansegel am Hintermaste.

4) Die große Blinde am Boegspriet.

5) Das große Marssegel, an der ersten Stenge des Mittelmasts.

6) Das vorder Marssegel, an der ersten Stenge des Fockmasts.

7) Das Kreuzsegel an der Stenge des Besaanmasts.

8) Das große Bramsegel an der zweiten Stenge des Mittelmasts.

9) Das vorder Bramsegel an der zweiten Stenge des Fockmasts.

10) Die oberste Blinde, an der Stenge der Boegspriet.

Außer diesen giebt es nun noch andere, die man Stagsegel nennet, und welche ohne Raaen *) an dem Tauwerke an den Seiten, wo noch Raum dazu ist ausgespannet werden, um bei wenigem Winde, desselben so viel zu fassen, als nur immer möglich ist. Sie sind dreieckig, und ihrer werden so viele aufgehisset (aufgezogen), als der Raum und die Umstände erlauben.

Ein Schif vom ersten Range, erfordert nun, um vollkommen fertig gebauet zu seyn, an ausgewachsenen gesunden Eichen, 4000 Stück, das andere Holz nicht zu rechnen; ferner 300,000 Pfund Eisen, an gepichtem Tauwerk, den Vorrath mit gerechnet, 219,000 Pfund, und über 120,000 Tagarbeiten. Ein solches Schif kömt in England allezeit theurer zu stehen als an andern Orten, wie man denn sicher annehmen kan, daß ein Schif von der Linie, wenn es fertig ist in See zu gehen, über 60,000 Pfund Sterling zu stehen kömt.

Schiffe vom zweiten Range haben auch drei Verdecke, und darüber auf dem Hinterkasteel das Vierteldeck oder die Hütte, so daß sie am Steuer vier Etagen haben; das halb Verdeck mangelt ihnen. Sie sind 150 bis 155 Fuß lang, und führen 80 bis 100 Kanonen, deren Vertheilung so wie die der ersten Art sind.

Schiffe vom dritten Range sind 135 bis 145 Fuß lang, führen 60 bis 70 Kanonen, und haben nur zwei und ein halb Verdeck, welches ihnen also drei Etagen über dem Wasser giebt. Alle erfahrne Seeleute versichern es, daß diese Gattung Schiffe die bequemste ist, und daß sie den Stürmen am besten wiederstehen können.

Ein starker Wind, welcher kleinen Schiffen schon zu heftig ist, setzt diese großen Maschienen nur erst in eine ordentliche

*) Raaen sind die Segelstangen, welche quer an den Masten hangen, und woran die Segel aufgespannet werden. Anm. des Herausgebers.

dentliche geschwinde Bewegung, welche auch bei weitem nicht so schwankend und unangenehm ist, als bei kleinern. Vor den vorbenanten grössern, haben sie noch das voraus, daß bei heftigen Stürmen, der Wind nicht so stark auf das hohe Gebäude des Schiffes selbst wirken kan, und daß sie bei wenigerem Winde sich leichter forttreiben lassen, als jene unbehülflich große Maschienen, welche eben darum in der Action oft unbrauchbar sind, weil sie bei schwachem Winde nicht so leicht gedrehet werden können als diese.

Alle diese nun heißen Schiffe von der Linie, und die, welche kleiner sind, und wenigere Kanonen führen, heißen Fregatten. Das Admiralschif einer Flotte ist dasjenige, worauf der Befehlshaber derselben sich befindet, und von welchem alle Signale gegeben werden. Es befinden sich verschiedene kleine Fahrzeuge in dessem Gefolge, um die Ordres den andern mitzutheilen, oder zu recognosciren. Es braucht dies nicht allezeit das grösseste zu seyn; gemeiniglich wird dazu dasjenige ausgesuchet, welches am stärksten und besten gebauet ist, und am leichtesten segelt.

Eine Fregatte, ist ein Kriegsschif, schwächer von Holz gebauet, als die erstern vom Range; die größern haben zwei, die kleinern aber nur ein Verdeck nebst einer Hütte, stehen gewöhnlich nicht hoch über dem Wasser, und segeln dadurch auch viel leichter. Ihrer Bauart nach sind sie der bauchigten Galliote und Flüte entgegen gesetzt. Sie führen von 48 zu 24 Kanonen, die kleineren aber 16 bis 24.

Die englische Marine ist in sechs Rangordnungen getheilt, wovon jedoch die kleinern Schiffe, als Kriegsschaluppen, Bomben und Feuerschiffe, auch Cutters und Schoners, ausgenommen sind, als welche von Lieutenants geführet werden.

Schiffe vom ersten Range führen 100 Kanonen und darüber, 42pfünder im untern Deck, 24pfünder im mittel Deck, 12pfünder im obern Deck, und 6pfünder auf dem Hinter- und Vorderkasteel. Sie haben an Equipage 6 Lieutenants mit 850 Mann, worunter 150 Seesoldaten sind; sind über 200 Fuß lang, 50 breit, 21 tief, und ihre Last ist über 2000 Tonnen.

Schiffe vom zweiten Range führen 90 bis 100 Kanonen auf drei Verdecken, wovon die untern 32, die mittlern 18, die obern 12, und die auf den Kasteelen 6 Pfund schießen. Die Equipage besteht aus 6 Lieutenants und 750 Mann, wovon 120 Seesoldaten sind. Die Länge ist 177 Fuß zu 50 in der Breite; die Last derselben 1934 Tonnen.

Schiffe vom dritten Range führen von 64 bis 80 Kanonen, welche 32, 18 und 9 Pfund schießen; die Equipage besteht aus 5 Lieutenants und 500 bis 650 Mann, worunter 100 Seesoldaten mit begriffen sind; die Länge derselben ist 160, zu 45 Fuß in der Breite, und ihre Last 1700 Tonnen.

Schiffe vom vierten Range führen

50 bis 60 Kanonen auf zwei Verdekken und einer Hütte, wovon die untern 24, die obern 12 Pfund, und die der Kasteele 6 Pfund schießen. Die Equipage besteht aus 3 Lieutenants und 350 Mann, worunter 60 bis 70 Seesoldaten befindlich sind. Die Länge des Schifs ist 146 zu 40 Fuß in der Breite, und die Last beträgt 1050 Tonnen.

Schiffe der beiden folgenden Ordnungen sind Fregatten, und zwar gehören zum fünften Range, alle die von 40 bis 32 Kanonen führen; die größesten dieser Gattung haben zwei Verdecke, die untere Batterie mit 18pfündern, die obere aber mit 9pfündern besetzt, allein die andern haben alle nur ein Verdeck, und führen auf selbigem lauter 12pfünder, auf den Kasteelen aber 6pfünder. Das größeste dieser Gattung hat an Besatzung 3 Lieutenants und 280 Mann, die andern aber nur 2 Lieutenants mit 240 Mann, worunter 50 Seesoldaten mit begriffen sind. Die Länge des Gebäudes ist 130 Fuß, die Breite 35, und die Last 800 Tonnen.

Schiffe vom sechsten Range führen lauter 9pfündige Kanonen, die größesten haben auch noch 3pfünder auf dem Kasteel, nebst 200 Mann mit 2 Lieutenants am Bord; hierunter sind 40 Seesoldaten. Die kleinsten von 24 Kanonen haben nur 1 Lieutenant und 160 Mann, worunter 40 Seesoldaten sind, zur Equipage. Die Länge derselben ist 118 Fuß zu 33 Breite, und die Last derselben beträgt 580 Tonnen.

Kriegsschaluppen führen von 8 zu 18 Kanonen; die größten haben 6pfünder, die kleinen 3pfünder; sie sind beinahe wie die Fregatten der letzten Ordnung bemannet, und werden nicht von Capitains, sondern von Lieutenants commandirt. Man rechnet sie auf 316 Tonnen, die Länge derselben ist 98, zu 27 Fuß in der Breite.

Bombenschiffe sind von dem Schlage wie die Schaluppen, allein die Feuer- und Hospitalschiffe gleichen den Schiffen vom fünften Range.

Corvetten nennen die Franzosen ihre kleinen Fregatten, deren Bestimmung hauptsächlich ist, Ordres zu bringen, zu recognosciren, oder anderweitig verschickt zu werden.

Außer diesen hier beschriebenen Fahrzeugen bedient man sich im Kriege auch noch anderer, welche zwar eigentlich nicht zum Kriege erbauet sind, jedoch im Fall der Noth bewafnet und bemannet werden, um als Küstenbewahrer, Wachtschiffe, Hospitalschiffe, zu Transporten oder sonst gebraucht zu werden.

Diese sowohl, wie andre bekante Arten werde ich nach der Reihe, so viel es die nöthige Kürze dieser Blätter verstattet, anzeigen.

Aiguilles sind kleine französische spitzige Fischerkähne.

Almadi sind kleine afrikanische Fahrzeuge, ohngefehr 24 Fuß lang, doch giebt es auch deren von 80; sie sind leicht gebauet.

Bakassa, ist ein großes Ruderschif der Caraiben.

Ba-

Balous, ist ein gondolirter siamischer Kahn. In der Mitte stehet eine Hütte, auch wohl Thürme mit Glocken.

Balander, ist ein kleines Fahrzeug mit 2 Masten und einer an selbigen befindlichen Querstange zur Befestigung des Segels, welches die Form eines Tropezions hat. Die größten sind von 80 Tonnen, und werden von 4 Personen geführt. Sie haben ein Schwert, das ein eyförmiges grosses Brett ist, 10 Fuß lang, und 6 Fuß breit, und an der Schifsseite außen so befestiget ist, daß es mit seiner breiten Fläche kan in das Wasser gelassen werden; dieses geschiehet beim laviren, theils das Umschlagen des Schifs zu verhüten, theils aber auch, damit das Schif nicht zu sehr abgetrieben werde. Schwerter von der Art führen fast alle kleinen Schiffe.

Boot, ist ein kleines offenes Fahrzeug, welches theils mit Ruder, theils mit Segel auf dem Wasser fährt; die Stärke und Größe derselben ist sehr verschieden, und richtet sich, so wie auch ihre Struktur, nach ihrer Bestimmung. Einige sind rund, andre plat, einige offen, andre gedeckt und mit Zierathen gearbeitet, so wie es ihre Bestimmung erfordert.

Brander, ist ein Schif mit brennbaren Materialien angefüllet. Diese dienen dazu, entweder eine fremde Flotte, oder einen Haven damit in Brand zu stecken. Es sind dies entweder Schaluppen, oder Flütschiffe, auch wohl Pinassen, von der Größe bis zu 80 Last oder 160 Tonnen. Sie haben nur ein Verdeck, von welchem viele kleine Kanäle in den Raum führen, welcher mit Kunstfeuer aller Art angefüllt ist. Man bedeckt jede dieser Oefnungen mit einem Dach von trocknem Reiserholz, welches vorher in Oel, Schwefel und andere brennbare Materialien getunkt ist. Das ganze Schif muß unten und innerhalb sehr stark verpicht seyn, und mit lauter Sachen, die sich leicht entzünden, angefüllt werden. Am Steuer führt es auch gemeiniglich einige Kanonen, damit es sich gegen kleinere Fahrzeuge vertheidigen könne. Es wird mit 10 bis 12 Mann besetzt, welche alle doppelten Sold haben, und das Schif dahin führen müssen, wo es seine Wirkung thun soll. So bald sie dasselbe so weit gebracht haben, daß es das feindliche Schif berührt, lassen sie den grossen Enterhaken, der es an selbiges festklammert, sogleich über Bord fallen, zünden es an, und setzen sich in eine Schaluppe, die sie zu dem Ende bei sich führen, um sich zu entfernen.

Brigantine, ist ein zweimastiges Kaufmannsschif, welches von allen Nationen nicht von gleicher Größe erbauet wird.

Brigantine, ist eine kleine Galiotte, welche im mittelländischen Meer gebraucht wird. Die Corsaren haben dergleichen zum Priesen machen, sie führen 20 Ruderbänke, und auf jeder derselben einen Mann, der zugleich Soldat ist. Die Rhodiser sollen sie erfunden haben, und sie sollen den Namen

men von der Stadt Corunna haben, welche lateinisch Brigantinum heißt.

Busche-Buyse, wird hauptsächlich beim Heringsfang gebraucht; es sind kleine Schiffe, 52 bis 60 Schu lang, vorne 20, hinten aber 22 Fuß hoch.

Canot. Die mehrsten dieser Fahrzeuge der Wilden sind aus ausgehöhlten Bäumen gemacht, sehr lang, jedoch nicht tief und sehr schmal. Die von Guinea sind 16 Fuß lang, $1\frac{1}{2}$ breit und dabei sehr flach, doch haben sie auch größere bis zu 35 Fuß lang und 5 breit: leztere sind ihre Kriegsschiffe. Wenn sie einen Mast führen, so steht dieser gemeiniglich vorn, und ihre Segel sind von Binsen oder Matten. Die Bewohner der Magellanischen Küsten machen sie von Baumrinde, die sie so zu bearbeiten und zu ründen wissen, daß sie ihnen beinahe die Form der Gondeln in Venedig geben. Diese Canote haben 12 bis 16 Fuß länge, zu 2 Fuß in der Breite; sie enthalten 6 bis 8 Bänke, und 8 Mann haben bequem Raum darin.

Cajaße, sind türkische Fahrzeuge, die zwar groß sind, aber niedrigen Bord haben; in Aegypten sind sie sehr im Gebrauch.

Core Core, sind moluckische Lustschiffe. In Kriegszeiten werden sie zu 100 Fuß lang gebauet, und haben 80 Ruderknechte.

Caruke, nanten die Portugiesen eine Art Schiffe, welche sie ehedem nach Brasilien oder Indien schickten; sie waren sehr groß und weit, konten an die 2000 Mann führen, und waren von 2000 Tonnen oder 4 Millionen Pfund.

Auch die Maltheser-Ritter haben sich derselben ehedem bedienet, jezo aber sind sie nicht im Gebrauch.

Caramussel, ist ein türkisches Kaufmannsschif, dessen Hintertheil außerordentlich hoch erbauet ist. Diese Schiffe haben nur einen Mast, einen kleinen Besaanmast und eine Boegspriet; der Mast mit seinen Stengen aber ist außerordentlich hoch. Sonst wurden sie auch mit zu Kapereien gebraucht, führten 20 Kanonen und 60 Mann; wurden auch kleinern Schiffen der Höhe ihres Kasteels, des Entern und Feuereinwerfen wegen sehr furchtbar.

Caravelle, ist ein kleines portugiesisches Fahrzeug, rund wie eine Flüte, führt nur einen Mast ohne alle Stengen. Es segelt außerordentlich schnell, hat dreieckige Segel, und läßt sich leicht regieren.

Caturs, heißen die Kriegsschiffe der Indianer auf Bantam, sie sind sehr gebogen und laufen an beiden Enden spizig zu; die Segel sind von großen Blättern zusammengesezt.

Chaland, Barge, auch Cabotiere, sind platte offene Fahrzeuge, sonst auch Pramen genant, vermöge welcher die Kaufmannsgüter auf den Flüssen oder Kanälen transportirt werden: die länge verhält sich gemeiniglich zur Breite wie 72 zu 10; sie haben nur 4 Fuß Bord.

Chalinpue, sind kleine Kähne der In-

Indianer, platt und fast rund gebauet, sie dienen dazu, an die Schiffe zu fahren, oder jemanden von denselben an das Land zu setzen.

Chaluppe. Es giebt derselben von mancherlei Größe; die, welche zur Communication der Flotte bestimt sind, werden groß gebauet, damit sie See halten können. Die Größe der andern richtet sich nach den Schiffen, denen sie zugegeben werden, denn ein jedes in See gehendes Schif führt außer dem Schifsboot noch eine Schaluppe mit sich. Die Länge derselben pflegt nun gemeiniglich der Breite des Schifs wozu sie gehört gleich zu seyn; ihre Breite aber von 8 bis 10 Fuß. Sobald ein Schif die Anker gelichtet, wird sie eingeholet, und hängt an dem großen Mast über dem Verdeck, das Schifsboot aber über derselben.

Man braucht sie, Mundprovision oder andere schwere Sachen damit an Bord zu bringen, das Boot aber, jemanden an oder aus dem Schif zu setzen.

Bei großen Chaluppen ist der große Mast 80 Fuß lang, und die Stenge darauf 12; der Vordermast aber 15 bis 16 Fuß, und die Stenge 11; außer dem führen sie auch noch Ruder und fahren sehr schnell.

Camehl nent man in Holland die Schiffe, welche dazu dienen, Kriegs- oder andere schwer beladene Schiffe über die seichten Stellen des Pampus zu bringen. Ihrer 2 legen sich dem Schiffe, welches herüber gebracht werden soll, zu beiden Seiten, füllen sich mit Wasser, und bevestigen alsdenn das Schif zwischen sich. Nachdem hierauf das Wasser aus dem Camehl weggepumpt worden, heben sie sich, und zugleich das Schif mit, und so wird es ohne vorher gelichtet zu werden über die Untiefen weggebracht. Sie sind grob gebauet, 127 Fuß lang, an dem einem Ende 22, und an dem andern nur 13 Fuß breit.

Charoi, ist eine große Schaluppe, deren man sich in Terreneuve beim Stockfischfange bedienet.

Chat oder Katze, ist das Mittel zwischen einer Flüte und Pinasse, mit rundem Hintertheil ohne alle Zierathen, vorn sind sie spitz. Sie haben nur ein Deck und eine kleine Kajüte vorn auf dem Schif, welches nur ohngefehr 5 Fuß im Wasser geht. Der Boden ist platt, und darum sind sie an seichten Orten gut zu gebrauchen. In Norden sind sie gewöhnlich; man bauet sie bis zu 600 Tonnen ohne Zierde; sie sind die gewöhnlichen Kohlenschiffe. Die Länge des Gebäudes ist 116 Fuß zu 23 bis 24 Fuß Breite; sie können viel Fracht laden, segeln aber schlecht.

Cabane, ein klein französisch Fahrzeug mit einem kleinen Deck oben, worunter einer stehen kan, übrigens leicht von Holz.

Cabare, ein Schif mit plattem Boden. In Norden heißt es Klinkar.

Caracorn, ein sehr schnelles Fahrzeug der Molucken; es ist vorn und hinten niedrig, führt Segel von Fellen, aber auch Ruder.

Cracke, sind dänische und schwedische

sche Lastschiffe mit drei Masten, haben jedoch keine Stengen auf selben.

**Cutter**, ist ein kleines Schif, mit einem Mast, wie eine Schaluppe ausgerüstet; sie werden von den Contrebandiers gebraucht, allein die Regierung bedient sich derselben auch gegen diese; auch werden sie wie bei dem Franzosen die Corvetten größern Schiffen und Flotten zur Bequemlichkeit mitgegeben.

**Damloper**, ist ein holländisches Fahrzeug, dessen sie sich auf den Canälen zu Transportirung der Waaren bedienen; seine Länge und Breite bestimmet sich nach der Breite der Canäle und Schleusen, und pflegt 56 zu 12 zu seyn; es trägt 56 Last.

**Felouque**, ist ein kleines offenes Fahrzeug, dessen man sich im mittelländischen Meer bedient; es führet Segel und Ruder, und ist so gebauet, daß das Steuerruder so wohl vorn als hinten angehängt werden kan, und hat verschiedene Ruderbänke. Es durchschneidet das Wasser außerordentlich geschwind.

**Flüte** oder **Pinke**, ist ein Lastschif, welches einen etwas platten Boden hat, vorn und hinten ist es rund, und wird im Kriege viel mit zu Transporten oder zu Hospitalschiffen gebraucht. Die Länge pflegt 130 Fuß, und die Breite 26½ zu seyn; sie können über 200 Last tragen, und werden stark zum Holzhandel in Norden gebraucht. Die, welche zu weitern Reisen bestimmet sind, werden auch etwas stärker von Holz gebauet wie gewöhnlich. Sie segeln sehr gut, und fassen viel Wind; sie führen oft 10 bis 12 Kanonen, und haben drei Masten.

**Fue**, ist ein Japanisches Schif, zu Transportirung großer Lasten, theils an den Küsten, theils auf den Flüssen im Lande; es ist vorn und hinten spizzig, und durchschneidet das Wasser sehr leicht. Es hat nur einen Mast, welcher fast vorn steht, und herunter gelegt werden kann, wenn der Wind stille ist, alsdann dient er, weil er vierekig ist, zur Bank für die Ruderknechte. Diese Schiffe sind zierlich und artig erbauet, dienen aber weder zum Kriege noch auf der hohen See.

**Gabare**, ist in Frankreich im Gebrauch, und eigentlich ein großes plattes Fahrzeug, dessen man sich auch in Holland bedient, und welches man bei uns **Lichter** nennet. Sie dienen, die Schiffe auszuladen und leichter zu machen, damit sie nicht so tief gehen, und in die Flüsse herauf gehen können.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

32tes Stück.

Freitag, den 21ten April 1780.

## Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend.

(Schluß.)

Gallion, sind die großen spanischen Schiffe, welche zum Handel nach Amerika gebraucht werden, sie führen oft 50 Kanonen, gehören dem König, und sind gemeiniglich so schwer beladen, daß sie sich nicht sehr wehren können. Die Spanier in Indien nennen alle großen und kleinen Schiffe so, vorzüglich die, welche sonst zum Handel zwischen Amerika und den Manilen gebraucht wurden. Diese waren sehr groß und ausserordentlich stark von Holz. Sie führten oft an die 1200 Mann, doch ist jetzo der Handel nach den Philippinischen Inseln von Amerika aus aufgehoben worden.

Galeasse, ist ein großes Schif mit flachem Bord, welches nicht allein mit Segeln, sondern auch mit Rudern fährt. Es führt drei Masten, und unterscheidet sich dadurch von der Galeere, die deren nur zwei hat, welche noch dazu beide können herunter genommen werden. Die Galeasse ist das größeste Ruderschif, und hat 32 Ruderbänke. Sie führt vorn drei Batterien, die niedrigste besteht aus zwei 36pfündern, die zwote aus zwei 24pfündern, und die oberste aus zwei 12pfündern. Hinten sind zwei Batterien jede von drei 18pfündern. Diese Schiffe sind der Länge und Breite nach die allergrößesten, und die Equipage besteht oft aus 1000 bis 1200 Mann; die Venetianer bedienen sich derselben.

Galeere, ist ein Schif, welches so wohl Segel als Ruder führt, und von flachem Bord ist. Gemeiniglich ist es 120 Fuß lang, 18 breit und 6 tief. Es führt zwei Masten, und zwei große Segel. Es sind 5 Kanonen darauf, wovon eine vorn steht und bis an 36 Pfund schießet. An jeder Seite sind 25 bis 30 Ruderbänke angebracht, auf deren jeder 5 bis 6 Ruderknechte sitzen. Alle sind nicht von gleicher Größe,

sondern man hat auch sehr kleine, deren sich hauptsächlich die Schweden viel bedienen. Ueberhaupt werden sie sehr viel im mittelländischen und baltischen Meere gebraucht, und sind vorzüglich an seichten Küsten gut.

**Halbgaleeren** oder **Galeotten**, sind mittelmäßige Fahrzeuge, nur mit einem Mast, welche an jeder Seite bis 20 Bänke haben, jede nur zu einem Ruderknecht. Sie führen 2 bis 3 Steinstücke, und jeder Matrose hat sein Gewehr, welches er im Fall der Noth, sogleich statt des Ruders zur Hand nimt.

**Galiotte**, ein rundes mittelmäßiges Fahrzeug, mit einem großen Mast, deren man viel in Holland braucht, ja sie auch wohl gar nach Indien schickt. Ihre Länge ist verschieden, mehrentheils zwischen 80 bis 90 Fuß, doch giebt es auch noch größere. Der Mast, welcher über die Mitte hinaus nach vorn steht, führt einen Gabelmast, und hängt gemeiniglich etwas nach hinten, der Ueberwucht wegen, die das Fahrzeug sonst von dem grossen Segel leiden würde. Die Cajüte ist halb aus dem Verdeck und halb darinnen, gerade vor selbiger steht ein kleiner Besaanmast. Man bauet auch in Holland eine andere Gattung dieser Schiffe, welche oben den Pinassen, und unten den Gallioten gleich sind, nur ein Halbverdeck haben, und zu kurzen Reisen gebraucht werden. Zu Zeiten haben sie auch hinten die Gestalt einer Flüte, und alsdann nennet man sie ein Boot; diese haben in dem Fall am Hintertheil die größeste Breite. Die Jachten sind ohngefähr von dieser Bauart, nur schmäler, vorn spitziger, leichter gebauet, haben stärkere Masten, und sind zu mehr Segeln eingerichtet. Die Fischerboote sind von diesem dadurch unterschieden, daß sie kleiner sind, und unten verschiedene Behälter haben, die Fische darin zu bewahren. Der große Mast einer Galiotte der ersten Größe hat 80 Fuß, seine Stenge 14, die Boegspriet 18, der Besaanmast 40, und dessen Stenge 40. Die Equipage besteht nur aus 8 bis 10 Mann und einem Jungen.

**Bombardiergalliote**, englisch Ketch, ist von der vorbeschriebenen Art, nur mit etwas plattem Bauch; statt des Verdecks, sind nur Gänge an den Seiten angebracht, in dem Raum aber stehen die Mörser. Sie sind weit stärker von Holz gebauet wie die andern Arten, damit sie fähig sind die heftige Erschütterung auszuhalten, welche sonst das Schif bald zerschmettern würde. Uebrigens zeiget der Name schon die Bestimmung desselben an.

**Galivaten**, sind ostindische Schiffe mit einem schräge stehenden Mast; sie heißen auch Galvetten, und man versteht fast immer eine Art Kriegsschiffe darunter.

**Gondel**, ist ein venetianisches Fahrzeug, vorn und hinten spitz zusammen laufend, und 6 Fuß hoch aufgeworfen; sie sind über 30 Fuß lang, in der Mitte stehet ein Kaste wie unsere Kutschkasten, worinnen man sitzt; 2 Ruderknechte führen es.

Hucker,

Hucker, ist ein Fahrzeug mit platten Bauchstücken, gerundet wie die Flüten, nur mit einem Mast, von dem eine Stenge schräge nach dem Hintertheil des Schifs stehet, diese heißt das Horn, und sie dienet zur Befestigung des großen Segels; an dem Mast ist gleichfalls eine große Raa, welche ein Segel trägt. Auch befindet sich eine kleine Boegspriet mit einem Segel darauf, und mit diesem Takelwerk können sie sehr bequem laviren. Es giebt deren von 50 bis zu 300 Tonnen, ja gar machen einige die Reise nach Indien, ob sie gleich nur mit 6 oder 8 Mann besetzt sind. Erasmus soll sie zur Fahrt auf den Canälen in Holland erfunden haben, als auf welchen sie auch alsdann noch fahren, wenn ihnen gleich der Wind ganz entgegen, und der Canal nur fünf mal so breit als das Schif lang ist. Oft haben sie auch noch einen Besaanmast, und auf den Masten noch Stengen; doch ist dies nur bei Reisen nach Indien im Gebrauch, und auf kurzen Fahrten nicht nöthig.

Heu-Hulck, ein Fahrzeug, welches von Holländern und Engländern viel gebraucht wird, gleicht dem vorbeschriebenen dem Körper nach, allein, es hat nur bloß einen Gabelmast; auch hat es einen flachen Boden, allein einen mittelmäßigen Hochbord; auch in Frankreich ist es im Gebrauch.

Jonke, ist ein Fahrzeug, welches in Indien sowohl als auch an den chinesischen Küsten allgemein gebraucht wird. Sie sind von sehr verschiedener Größe und Gestalt; jede der dortigen Nationen ist darinnen von der andern verschieden; die Segel die sie dazu brauchen, sind von Matten, und die Anker von einem schweren Holze gemacht.

Karaerre, ist ein indianisches Schif, dessen sich die Einwohner von Borneo bedienen; bei stillem Wetter gebrauchen sie die Ruder, und alle Ruderknechte sind bewaffnet; sie führen oft 170 Mann, vorn und hinten sind sie spitz, und anstatt, daß andere Schiffe daselbst die höchste Höhe haben, ist es bei diesen umgekehrt, denn sie laufen flach ab.

Karacke, ist die größeste Art gewöhnlicher Schiffe, ründlich gebauet, unten breit und oben enge; sie hatten sonst wohl 6 bis 7 Boden, und konten wohl 2000 Mann fassen. Die Rhodiser brauchten sie so wohl als Kriegsschiffe, wie zur Handlung; auch die Spanier haben sie gehabt. Der englische Admiral Burgh, nahm einst eines weg, welches 7 Verdeck hatte, von 1600 Tonnen war, 32 Kanonen führte, und über 600 Mann inne hatte.

Korbüis, ist ein japanisches Fahrzeug mit 30 Rudern, zum innern Handel im Gebrauch; es ist sehr geputzt, und hat hinten eine Hütte.

Mahame, ist eine türkische Galeasse, kleiner als die venetianischen.

Oranizen, sind schmale türkische Schiffe, auf der Donau gebräuchlich.

Paros, ist eine indianische Barke, welche vorn und hinten gleich gebauet

 ist,

ist, damit man das Steuer bald hie bald dorthin hängen kan; es sind jedoch nur Lastschiffe, welche nur bloß an der Küste bleiben. Man bedienet sich derselben auch beim Perlenfischen, und die Fischer derselben heißen davon Paruans.

**Perna**, ist eine türkische Gondel, in Constantinopel gebräuchlich.

**Periagoes**, sind spanische Fahrzeuge in Indien, von 12 Rudern.

**Peote**, ist eine leichte venetianische Schaluppe, sehr im Gebrauch, und dienet auch wie ein Advisschif.

**Piatta**, ein italiänisches Fahrzeug ohne Segel, wie unsere Lichter.

**Pinke** oder **Flibot**, ist ein Flütschif mit plattem Boden, dessen Hintertheil sehr lang, schmal und hoch ist. Es dienet zum Transport der Lasten und Kaufmannsgüter.

**Pinasse**, wird auch in Holland viel gebraucht, ist aber eigentlich ein nordisches Fahrzeug, dessen Hintergebäude mehr viereckig als rund ist; die Länge pflegt 134 Fuß zu seyn. Die biscajeschen Pinassen unterscheiden sich von den andern dadurch, daß sie sehr lang und schmal sind, auch eben dadurch leichter segeln. Leztere führen drei Masten, und können sich außerdem auch noch der Ruder bedienen.

**Pirogue**, ist eigentlich ein Kahn, aus einem Baum gemacht, dessen sich die südlichen Amerikaner bedienen; sie sind oftmals so groß, daß 50 Mann darinnen Raum haben.

**Polakre**, ist ein dreimastiges Schif, welches im mittelländischen Meere sehr im Gebrauch ist. Ihre einfachen großen Maste haben keine Stengen; an dem großen Mast führen sie ein viereckiges, an den andern aber ein dreieckiges Segel, auch bedienen sie sich oftmals dabei der Ruder.

**Rennschif**, ist ein langes Fahrzeug, welches einen Vorder- und Mittelmast hat, auch nebst den Segeln noch die Ruder braucht.

**Saike**, ist ein griechisches Fahrzeug, führt einen sehr hohen Mittelmast mit Gestenge, außerdem einen Besannmast, und dazu eine Boegspriet.

**Samuckin**, sind Kauffahrteischiffe in der Levante, besonders bei den Türken, doch wagen sie sich nicht damit in die hohe See.

**Sandeln**, sind Lichter, in der Levante so benant.

**Sappines**, kleine französische Schiffe, nicht so lang als der Chaland, aber auch etwas breiter.

**Siampam**, ist ein chinesisches Schif, mit einem Segel und einigen Rudern. Sie führen oft 30 bis 35 Mann, und sind sehr leicht.

**Soun** oder **Tsoen**, sind auch chinesische Schiffe, von der Größe bis zu 700 Lasten. Die, welche zum Kriege dienen, sind nur von 100 Last, haben hohe Verdecke und Hinterkasteele, und führen 20 bis 30 Kanonen, nebst 200 Mann und darüber. Sie sind platt, und haben außer einem großen Mast, noch einen kleinern vorn, welche aber beide ohne Stengen sind. Sie werden zierlich und nett erbauet, haben

auch

auch sehr bequeme Zimmer für die Officiere und Mandarinen.

**Somme**, ist gleichfalls ein großes chinesisches Schif, welches sie sehr zum Handel nach Japan, Siam und Batavia brauchen, auch bei den Siamern ist es im Gebrauch.

**Schebecke** auch **Xebecke**, ein kleines dreimastiges Schif, so in der mittelländischen See üblich ist; es ist wie die Polakre besegelt, nur daß es lange dreieckige Segel, an einer sehr langen schief stehenden Raa führet. Der Vordertheil ist sehr spitz und stark, der Hintertheil endigt sich in einer Gallerie, oder Platte vorne, die weit über das Wasser hinaus gehet. Die afrikanischen führen bis zu 24 Kanonen und 400 Mann.

**Schoner**, ist ein kleines zweimastiges Schif, welches zum Anlanden sehr bequem ist, weil es nicht tief gehet.

**Schnau**, eine lange Barke, deren sich die Russen und Schweden sonst häufig zum Kriege bedienten; sie führten bis 24 Kanonen, wovon ein Theil Schraubstücke waren, und 58 Mann; sie sind lang und platt, von allen zweimastigen Schiffen die größten, und zum Handel wohl mit die allerbequemsten.

**Schmacke**, ist in Holland gebräuchlich, ein Schif von hohem Bord mit einem einfachen Mast, wozu jedoch eins Boegspriet komt. Sie sind unten platt, vorn weitbäuchig und hinten rund, und gehen bis in die Ostsee.

**Tartane**, ist ein Schif, welches nur in der mittelländischen See gebraucht wird, und zwar an den Küsten. Eigentlich ist es eine Barke, welche sich aber dadurch unterscheidet, daß sie nur einen Mast und eine Boegspriet führet, und an selbigen dreieckige Segel.

**Tender** und **Katasche**, sind kleine Schiffe, welche vorzüglich in England üblich sind, beim Matrosenpressen gebraucht werden, auch die Linienschiffe begleiten, um Ordres, Rapports oder Nachrichten von einem Ort zum andern zu bringen.

**Traversiere**, ist eine Art Boot, in Frankreich üblich, zur Fischerei und zu kleinen Reisen eingerichtet; hat einen Mast, allein oftmals wohl drei Segel.

**Treck-Schüten**, sind bedeckte Fahrzeuge mit einem Mast, woran oben ein Tau gebunden, damit sie so auf dem Ufer des Kanals von Pferden können fortgezogen werden. Sie sind sehr bequem, haben auch wohl mehr als einen bedeckten Raum für Reisende, und in Flandern sogar eine Küche, so daß man während der Farth darauf eben so gut essen kan wie in einem guten Wirthshause, und zwar um billige Preise: dort nennt man sie Barge. Sie gehen wie die Posten, täglich von einer Stadt zur andern, ja zwischen einigen Städten auch wohl 3 bis 4 und mehrmal des Tages.

**Schüten**, nennet der Holländer auch noch mehrere Arten solcher Transportschifgen; einige sind nur bloß zu Lasten, grob und schlecht gebauet, zur Beschiffung der Kanäle eingerichtet, andere aber zur Lust, sauber mit vie-

len Zierrathen erbauet, und haben kleine nette Cajüten.

Dies wären nun meiner Meinung nach alle bekante Arten der Fahrzeuge, und nun will ich auch noch kürzlich von ihrer Bemannung reden. Alle Schiffe, deren man sich zum Handel bedienet, werden nach der Zahl der Tonnen oder Lasten berechnet, die sie in ihrem Raum lassen können, hiernach richtet sich die Bemannung derselben, und zwar größtentheils nach folgendem Verhältniß:

| | | | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Ein Schif von | 40 | bis | 50 Last | hat | 7 | Matrosen | und | 1 | Schifsjungen. |
| — | 50 | — | 60 | — | 8 | — | | 1 | — |
| — | 60 | — | 70 | — | 9 | — | | 1 | — |
| — | 70 | — | 80 | — | 10 | — | | 2 | — |
| — | 80 | — | 90 | — | 11 | — | | 2 | — |
| — | 90 | — | 100 | — | 12 | — | | 2 | — |
| — | 100 | — | 110 | — | 13 | — | | 2 | — |
| — | 110 | — | 120 | — | 14 | — | | 2 | — |
| — | 120 | — | 130 | — | 15 | — | | 2 | — |
| — | 130 | — | 140 | — | 16 | — | | 2 | — |
| — | 140 | — | 150 | — | 17 | — | | 2 | — |
| — | 150 | — | 160 | — | 18 | — | | 3 | — |
| — | 160 | — | 170 | — | 19 | — | | 3 | — |
| — | 170 | — | 180 | — | 20 | — | | 3 | — |
| — | 180 | — | 190 | — | 21 | — | | 3 | — |
| — | 190 | — | 200 | — | 22 | — | | 3 | — |

Größere Schiffe haben nun in eben dem Verhältniß auch mehr Leute, führen auch wohl 8 und mehr Kanonen bei sich.

Die Flütschiffe haben nur 10 bis 12 Mann und 2 Jungen, die Pinasse aber bis zu 80 Mann, welches sich denn mit nach der Zahl der Kanonen richtet, die ein solches Schif führet.

Die Schiffe der Engländer sind fast allezeit stärker mit Mannschaft besetzt als die holländischen Schiffe, dieses kömt aber wohl mit größtentheils daher, weil es dieser Nation jetzo sehr an Menschen fehlt, indem ihre auswärtigen Besitzungen derselben zu viel wegnehmen, vorzüglich Ostindien.

Vielleicht werde ich wohl in diesen Blättern auch eine Erklärung der Manoevres einzelner Schiffe und ganzer Flotten gegen einander wagen, allein vor jetzo breche ich hier ab, weil die Einrichtung und Bestimmung dieser Blätter Abwechselung und Mannigfaltigkeit fordert.

G . . . M . . . L . . .

---

* * *

Mein Herr!

Erlauben Sie mir, Ihnen eine kleine wackere Blume zu beschreiben. Ich entschließe mich dazu, weil ich in dem Vorrath meiner vom Blumenbau und Blumengarten handelnden Bücher davon keine Nachricht finde. Vielleicht geschiehet auch andern Blumenfreunden damit ein Gefallen. Ich fand sie zuerst an der Brust einer Dame, bat mir einen Ableger davon aus, dieser bekam, und ich beschreibe sie nun völlig nach dem Leben. Sie ist ein perennirendes Wurzelgewächs. Aus der Wurzel, die ziemlich stark und gerade ist, schießt zuerst ein Laub hervor, das dem Erdbeerenlaube in seiner Gestalt ziemlich gleicht, aber von etwas hellerer Farbe ist. Im Mai treibt die Wurzel einen geraden Stengel, der wol anderhalb Fuß hoch werden kan. Wenn der Stengel eine gewisse Höhe erreicht hat, setzt er einen Knoten, aus welchem 3 oder 4 andere und kleinere Stengel hervorkommen, an deren Fuße bei dem gedachten Knoten ein weißgrünliches Blatt, das drei Spitzen hat, sitzet. Der Hauptstengel ist höher und dicker, als die Nebenstengel. Die Blume ist auf allen Stengeln gleich. Unten rings umher sitzen vierzehn längliche Blätter, die auswärts weiß sind, inwendig aber etwas ins rothe spielen. Darin stehen 50 bis 60 subtile Stengelchen, die gleichsam aus einem Centro gehen, und sich in einem Cirkel ausbreiten. Auf jedem derselben sitzt wieder ein kleines Blümchen, das unterwärts violet, von oben aber weiß anzusehen ist. Aus jedem derselben ragen zwei sehr feine Fädchen hervor, deren Extremität ein ganz kleines feines schwarzes Knöpfchen ist. Unter diesen Blümchen ist eine kleine grüne Kapsel, welche mit der Zeit länger und dicker wird und den Saamen liefert. Wenn die Blume in ihrem rechten Lüstre ist, so hat sie ein schönes glänzendes Ansehen. Ich habe sie in verschiedenen Gärten gefunden, aber ihren Namen lange nicht erfahren können. Auch Gärtner wußten ihn mir nicht anzugeben. Endlich hörte ich von einem Freunde auf dem Lande, daß sie Sanniculum alpinum heiße. Ich bin stets ꝛc.

Stade. Pratje.

---

# Anfragen.

I.

Da in dem hiesigen Landeskalender aufs Jahr 1779. den J. G. Berenberg in Lauenburg herausgiebt, und den er Haushaltskalender betitelt hat, der Lucerner Klee sehr gerühmt ist; so sind dadurch einige Ackerleute in der Gegend Göttingen ermuntert und gewillet, Versuche damit zu machen. Sie wünschen aber zuforderst noch von folgendem recht unterrichtet zu seyn:

1) Wie das Land beschaffen seyn müsse?

2)

2) Wie es dazu müsse bereitet werden?

3) Um welche Zeit er müsse gesäet werden?

4) Ob er allein, oder wie der dreiblätterige Klee, mit Haber oder Gerste müsse gesäet werden?

5) Wie viel Pfund auf einen Morgen von 120 Quadratruthen gehören?

6) Wo der Saame zu bekommen, und wie viel das Pfund koste?

7) Wie man den Saamen selbst anbauen könne, wenn man erst einigen hat, und hernach mehrern anbauen will?

8) Wenn derselbe müsse abgemähet werden?

9) Wie man damit umzugehen habe, wenn man denselben trocknen will?

10) Wie er, wenn er trocken ist, müsse verwahret werden?

11) Ob die Milch darnach schmekke, wenn milchende Kühe damit gefuttert werden? dies wollen einige behaupten, aber nur nach Hörsagen, da sie keine eigene Erfahrung davon haben.

Wolte jemand, der hiervon Wissenschaft und Erfahrung hat, den gewünschten Unterricht mittheilen, so würde er dadurch den Anbau desselben befördern.

2.

Der Herr Pastor Meyer zu Kupfenzelle im Hohenlohischen, der vieles von der Landwirthschaft geschrieben und sich dadurch berühmt gemacht, empfielet in seinen Schriften gar sehr den Anbau des Turnips oder der burgundischen Rüben. Es wird also angefraget:

1) Ob in hiesigen Landen jemand Versuche damit gemacht, und wie dieselben befunden?

2) Wo der Saame davon zu bekommen sey?

3) Wie man mit dem Anbau derselben zu verfahren, sowohl in Bereitung des Landes, als dem Säen des Saamens und Verpflanzung der Rüben, und wann und auf welche Art solches geschehen müsse?

Wer hiervon Wissenschaft und Erfahrung hat, wolle zum Besten des Publici Unterricht ertheilen.

## Anweisung des Herausgebers.

Von der Lucerne findet man Nachricht und Versuche in den Hannoverischen gelehrten Anzeigen vom Jahr 1750, im 23ten und 29ten Stück, ferner im 91ten Stück vom Jahr 1751, desgleichen im Hannoverischen Magazin von 1763. S. 1402, und im Jahr 1765 im 64ten und 65ten Stück.

Der Anbau und die Wartung der Rüben ist in der, von dem Herrn Superintendenten Lueder zu Dannenberg kürzlich herausgegebenen Anleitung zur Wartung der Küchengartengewächse von S. 683 bis S. 699 umständlich gelehret. Ein Buch, welches einem jeden Gartenliebhaber und Landwirth nützlich seyn, und Vergnügen schaffen wird. Auch findet man von den großen Rüben eine Nachricht in dem Hannoverischen Magazin von 1764. S. 1093.

# Hannoverisches Magazin.

## 33tes Stück.

Montag, den 24ten April 1780.


## Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien a).

Philipp der andere, König von Spanien, war mit Elisabeth, der Königin von England seit ihrer Gelangung zum Throne, als sie seinen Vermählungsantrag abgewiesen hatte, sehr arglistig umgegangen. Zuweilen stellte er sich, als wäre er ihr getreuer Freund, zuweilen suchte er jede Gelegenheit, ihren Unterthanen Schaden und Unrecht zu thun, wozu er, wegen ihres großen Handels, welchen sie nach Flandern trieben, sehr oft Gelegenheit hatte. Der Haß des gemeinen Volks wider die Spanier ward durch die Grausamkeit und Treulosigkeit, womit diese letztern gegen den Hauptmann Hawkins und seine Schifleute in Westindien verfuhren, sehr vergrößert b). Diese Beleidigung erweckte auch bei der Königin einen gros-



a) Einige Leser haben in diesen Blättern eine Erzählung des unglücklichen Schicksals der sogenanten spanischen unüberwindlichen Flotte zu lesen gewünscht, zugleich aber auch das Verlangen geäußert, daß man die vorhergegangenen Feindseligkeiten mitnehmen, und sie dadurch mehr in den Zusammenhang der wichtigen Begebenheiten der damaligen Zeit führen mögte, als durch die bloße Erzählung der eigentlichen Expedition geschehen würde. Man willfahrt diesem Verlangen um so lieber, da diese Geschichte beinahe für alle Leser unterhaltend seyn muß, und es doch schwer hält, zu den Quellen selbst zu gehen, oder die größern historischen Werke zu bekommen, die diese wichtige Begebenheit zuverläßig erzählen. Man hat bei Erzählung derselben gebraucht: Hume's Geschichte von England, Campbells Leben und Thaten der englischen Admirale, und *Gregorio Leti vita del catolico Re Filippo II. Monarca delle Spagne. Coligni* 1679. *4to.*

b) Die Geschichte des barbarischen und treulosen Verfahrens der Spanier gegen den Hauptmann Hawkins, davon die Erzählung hier zu weitläufig seyn würde, kan man nachlesen in dem historischen Bericht von den sämtlichen durch Engländer geschehenen Reisen um die Welt, Th. I. S. 77. Die Königin verlor bei dieser Gelegenheit auch zwei Schiffe.

sen Unwillen, ob sie gleich nach Beschaffenheit der Umstände solche nicht wohl ahnden konte, weil alle Handlung nach dem spanischen Westindien den Verträgen zwischen beiden Kronen gewissermaßen zuwider war. Unterdessen aber, da diese Vorfälle die Nation unruhig machten, wurden **Frankreich** und die **Niederlande** weit ärger durch die Glaubensstreitigkeiten zerrüttet, und dadurch zulezt ein bürgerlicher Krieg erregt. Weil die Protestanten die schwächste Partei und der Untergang derselben für **Elisabeth** äußerst gefährlich war, so schien sie geneigt, sich ihrer unterdrückten Glaubensbrüder anzunehmen, aber sie wolte doch auch nicht gern mit dem allerchristlichsten und dem katholischen Könige brechen. Dieser leztere hatte den Herzog von **Alva** als Statthalter nach den Niederlanden gesandt, welcher ein hochmüthiger Mann und unmenschlicher Wütherich, zugleich aber ein geschickter, tapferer General und ein vollkomner Staatsmann war. Es gehört nicht hieher, der Länge nach die Gewaltthätigkeiten zu erzählen, die **Alva**'s natürliche Unmenschlichkeit, durch Ueberlegung gestählt, und durch Troz vermehrt in diesen blühenden Provinzen ausübte. Es ist genug gesagt, daß alle ihre Vorrechte, die Geschenke vieler Fürsten, und eine Erbschaft so vieler Jahrhunderte, öffentlich und ausdrücklich durch einen Befehl aufgehoben; willkürliche und blutige Gerichte eingeführt; die Grafen von **Egmont** und **Horn**, ohngeachtet ihrer großen Verdienste und geleisteten Dienste auf die Richtbühne gebracht; eine Menge von allen Ständen ins Gefängniß geworfen, und von da dem Nachrichter übergeben wurden; und daß man ungeachtet der friedlichen Unterwerfung Aller, von nichts hörte als Einziehung der Güter, Gefängniß, Landesverweisung, Marter und Tod. Als ein heftiger Feind der Protestanten hegte **Alva** auch einen grossen Haß gegen die Königin **Elisabeth**, der diese Tyrannei äußerst zuwider war, und hatte bald Gelegenheit denselben an den Tag zu legen. Gegen das Ende des Jahrs 1568 erhielten einige Kaufleute von **Genua** von dem Könige von Spanien die Erlaubniß, eine sehr große Summe baares Geld (400,000 Kronen) auf gewissen biskayischen Schiffen nach den **Niederlanden** zu bringen, wo sie eine Bank anlegen wolten. Diese Schiffe wurden auf ihrer Reise von einigen französischen Kapern verfolgt, und gezwungen, zu ihrer Sicherheit nach den Häfen **Plymouth**, **Falmouth** und **Southampton** zu fliehen, wo auf Befehl der Königin die Schiffe in Schuz genommen, und die darauf befindlichen Leute wohl gehalten wurden, bis auf Ansuchen des spanischen Bothschafters das Geld ans Land gebracht ward. Der Cardinal von **Chatillon**, welcher damals in England als ein Flüchtling war, meldete der Königin, daß dieses Geld nicht dem Könige von **Spanien**, wie vorgegeben ward, sondern Kaufleuten gehörte,

hörte, und wenn sie zugäbe, daß man es nach den Niederlanden brächte, so würde der Herzog von Alva es gewiß wegnehmen und damit seine verderblichen Anschläge auszuführen suchen. Die Königin beschloß also, auf Einrathen ihres großen und klugen Ministers, Cecils, diesen Plan zu vernichten, und das Geld vorerst zurück zu halten; wobei sie jedoch versprach, es sogleich, wenn es sich finden würde, daß es dem Könige von Spanien zugehörte, zu bezahlen, und den genuesischen Kaufleuten, wofern dieselben Eigenthümer davon wären, billigmäßige Zinsen zu geben. Dieses empfanden Philipp und der Herzog von Alva sehr übel. Jener suchte durch seinen Abgesandten den Staatssecretair Cecil ermorden zu lassen, und durch den Herzog von Norfolk und den Grafen von Ormond, die er beide zu gewinnen bemühet war, sowohl in England, als in Irland, Unruhe anzustiften; welches ihm doch beides mislung. Der Herzog von Alva hingegen warf alle englische Kaufleute in den Niederlanden ins Gefängniß, ließ alle den Engländern in Flandern zugehörige Waaren einziehen, und seine Fregatten und Kaper auf der englischen Küste kreuzen. Auch ließ er sich mit der Königin von Schottland in ein Verständniß gegen Elisabeth ein. Die Königin gebrauchte ihrer Seits Repressalien, und ertheilte ihren Unterthanen Erlaubniß, Schiffe gegen die Spanier auszurüsten. Diese giengen der Kaperei mit solchem Glück und solcher Begierde nach, daß einige zuletzt keinen Unterschied unter Freunden und Feinden machten, wodurch die Königin genöthigt ward, durch einen öffentlichen Befehl bekant machen zu lassen, daß keiner Schiffe und Güter, die von diesen Kapern erbeutet wären, kaufen solte. Bald hernach wurden diese Streitigkeiten gütlich beigelegt und der Friede wieder hergestellt, wiewohl er nicht lange dauerte, da sowohl die Spanier als die Engländer überhaupt geneigt waren, denselben zu brechen.

Mitten in allen diesen Händeln ergrif die Königin jede Gelegenheit, ihre Unterthanen zu neuen Arten der Handlung in auswärtigen Ländern aufzumuntern, oder ihnen Vorschub zum bessern Anbau ihrer Felder und Aecker zu thun. In dieser Absicht gab sie zuweilen Schiffe, zuweilen Geld her; und zuweilen trat sie selbst mit in dergleichen Gesellschaften; kurz, sie unterließ nichts, wodurch sie ihre mütterliche Liebe gegen alle ihre Unterthanen bezeugen konte. Auch gab sie in diesen sehr bedenklichen Zeiten eine ausnehmende Probe ihrer Großmuth, indem sie die Erzherzogin Anna von Oesterreich, auf ihrer Reise aus Flandern nach Spanien, durch ein starkes Geschwader von ihren Schiffen bedecken ließ, ob sie gleich damals mit dem Könige Philipp in schlechtem Vernehmen stand. Ungeachtet des Friedens mit Frankreich ließ sie doch Portsmouth überaus stark befestigen,

gen, und es zeigte sich bald, daß diese Vorsicht gar nicht die Wirkung einer unnöthigen Furcht gewesen war. Denn die Franzosen rüsteten bald darauf eine ansehnliche Flotte aus, und stellten sich, als wenn sie sich durch die Hülfe, welche die Königin den Hugenotten geleistet hatte, für beleidigt hielten, allein da sie sahen, daß diese Prinzeßin gute Anstalten gegen alle ihre Unternehmungen gemacht hatte, so ließen sie ihr Vornehmen fahren, und gaben noch größere Freundschaftsversicherungen, als sie zuvor gethan hatten.

Elisabeth unterhielt aller Versuchungen und Aufforderungen ohngeachtet noch immer einige Freundschaft mit Philipp, und obgleich die wichtigsten Ursachen sie nöthigen konten, den unterdrückten Protestanten in den Niederlanden, so wie den Hugenotten beizustehen, so hielt doch die Klugheit, Philipps ansehnliche Macht, der Ruhestand aller seiner andern Länder, und die Gewalt, welche er in den Niederlanden behauptete, sie zurück. Der spanische Gesandte stellte ihr vor, daß viele holländische Flüchtlinge, die das Meer beunruhigten und seines Herrn Unterthanen beraubten, in den englischen Häven aufgenommen würden, und da ihre Beute absetzten; und sogleich versagte die Königin ihnen allen Eingang in ihre Länder. Aber dieses Verfahren schlug am Ende zu Philipps Nachtheile aus: diese verzweifelten Flüchtlinge, die länger keine Möglichkeit sahen, sich zu erhalten, waren gezwungen die gefährlichsten Unternehmungen zu versuchen; sie bestürmten die Brille, eine holländische Seestadt, wo sie glücklich waren, und nach kurzem Widerstande sich des Platzes bemeisterten. Der Herzog von Alva ward durch die Gefahr in Unruhe gesetzt; er hielt inne mit den blutigen Hinrichtungen, die er an den wehrlosen Holländern ausüben ließ; und eilte mit seiner Armee, die Flamme auszulöschen, die auf so feuerfangende Materien fiel, und eine allgemeine Feuersbrunst zu drohen schien. Es zeigte sich bald, daß seine Furcht wohlgegründet war: das Volk in der Nachbarschaft dieser Stadt, in Wuth gebracht, durch dies Gewebe von Grausamkeit, Unterdrückung, Unverschämtheit, unrechtmäßiger Gewalt und Verfolgung, worunter es lebte, floh zu den Waffen, und in wenigen Tagen war fast die ganze Provinz Holland und Zeeland von den Spaniern abgefallen, und hatten sich öffentlich wieder Alvas Tyrannei erklärt. Diese Begebenheit eräugnete sich im Jahre 1572.

Wilhelm, Prinz von Oranien, stammte aus einem deutschen fürstlichen Hause von großem Glanze und Alterthume. Er hatte die Länder eines fürstlichen Hauses in Frankreich geerbt, und seinen Aufenthalt in den Niederlanden genommen. Wegen seiner hohen Geburt und seiner unermeßlichen Reichthümer so wohl, als persönlicher Tugenden wegen betrachtete man ihn allgemein als den größesten

Mann,

Mann, der in diesen Ländern lebte. Er hatte sich durch alle ordentliche und pflichtmäßige Mittel dem Fortgange der spanischen Unterdrückungen widersetzt: und da *Alva* seine Armee in die Niederlande führte und die Statthalterschaft übernahm, entfloh dieser Prinz, dem die gewaltsame Denkungsart dieses Mannes und die tyrannische Gesinnung des Hofes zu Madrid wohl bekant waren, weislich der ihm drohenden Gefahr, und begab sich nach seinen väterlichen Ländern in Deutschland. Er ward vor *Alvas* Gericht gefordert, abwesend verurtheilt, für abtrünnig erklärt und seiner weitläufigen Besitzungen in den Niederlanden beraubt. Aus Rache warb er im Reiche ein Heer von Protestanten, und machte einige Versuche, die Holländer wieder in Freyheit zu setzen: er ward aber stets mit Verlust zurück getrieben durch *Alva*'s Wachsamkeit und Kriegsklugheit, und durch die große Tapferkeit und Kriegsordnung der versuchten Spanier, die unter diesem General dienten. Hollands und Seelands Empörung, als Provinzen, die vorher unter dem Prinzen von Oranien standen, und wo er unaussprechlich geliebt ward, rief ihn aufs neue aus seiner Entfernung: und er verband nicht weniger Klugheit als Muth, mit jenem hartnäckigem Widerstande, den man hier der spanischen Herrschaft entgegen setzte. Durch Vereinigung der abgefallnen Städte in einen Bund, gründete er jenen berühmten Staat, jene Wirkung des Fleißes, dessen Waffen und Policey lange eine ansehnliche Figur in jeder europäischen Unterhandlung gemacht haben. Er erhitzte die Einwohner durch jeden Antrieb, den Religion, Erbitterung, oder Freyheitsliebe einflößen konte. Obschon die damalige Größe der spanischen Monarchie ihnen allen Muth benehmen konte, so schmeichelte er ihnen doch immer mit dem Beitrit der andern Provinzen und der Hülfe der benachbarten Staaten; und ermahnte sie zur Vertheidigung ihres Glaubens, ihrer Freyheit und ihres Lebens, die äusserste Noth des Krieges auszuhalten. Eine Folge dieses Muthes war die verzweifelte Gegenwehr der Harlemer; eine Gegenwehr, die nichts als der tödtlichste Hunger überwinden konte, und wofür die Spanier aus Rache mehr als zweitausend Einwohner hinrichteten. Statt den Holländern Schrecken einzujagen, reizte diese äusserste Strenge sie zur Verzweiflung; und der muthige Widerstand der Einwohner von Alkmaar, wo *Alva* endlich zurück getrieben ward, zeigte ihnen ihre trotzigen Feinde als nicht ganz unüberwindlich. Da zuletzt der Herzog die verderblichen Wirkungen seiner gewaltsamen Rathschläge sah, suchte er um seine Zurückberufung von der Statthalterschaft an. *Medina-Celi* der zu seinem Nachfolger ernant ward, weigerte sich, die Bedienung anzunehmen. *Requesens* Commendator von Castilien, ward aus Italien an *Alva*'s Stelle gesandt: und dieser Tyran verließ die Niederlande

1574. Sein Name blieb ein Fluch bei den Einwohnern, und der Unmensch prahlte auf seiner Seite: er hätte in den fünf Jahren seiner Statthalterschaft über 18,000 dieser abgefallnen Kezer dem Nachrichter in die Hände geliefert.

Obgleich Requesens ein Mann von sanfterer Gemüthsart war, so konte er doch den heftigen Haß der Holländer gegen die spanische Herrschaft nicht besänftigen, und der Krieg blieb so hartnäckigt als jemals. Bei der Belagerung von Leyden, welche die Spanier unternahmen, öfneten die Holländer die Deiche und Schleusen, damit sie, von dem Unternehmen abstünden; und selbst die Bauern waren geschäftig, lieber durch eine Ueberschwemmung ihre Aecker zu verderben, als wieder unter die verhaßte Tyranney der Spanier zu gerathen. Aber ungeachtet dieser mißlungenen Unternehmung sezte der Statthalter doch den Krieg fort; und der Streit schien zu ungleich zwischen einer so mächtigen Monarchie und zwo kleinen Ländern, so sehr sie auch von der Natur befestigt, und durch den verzweifelten Muth ihrer Einwohner vertheidigt wurden. Der Prinz von Oranien entschloß sich daher 1575, fremden Beistand zu suchen. Die Holländer und Seeländer schickten eine feyerliche Gesandschaft nach London, nemlich St. Aldegonde, Douza, Nivelle, Buys und Melsen; und nachdem sie der Königin die unterthänigsten Vorstellungen gethan hatten, boten sie ihr den Besiz und die unumschränkte Herrschaft über ihre Provinzen an, wenn sie mit ihrer Macht sie beschüzzen wolte.

Viele starke Bewegungsgründe konten **Elisabeth** antreiben, ein so freyes Anerbieten zu genehmigen. Sie war von den Beleidigungen benachrichtigt, die **Philipp** ihr durch sein Verständniß mit den Mißvergnügten in England und Irland zugefügt hatte. Sie war unzufrieden, eine gewaltsame und kriegerische Herrschaft in ihrer Nachbarschaft eingeführt zu sehen: Sie sah die Gefahr voraus, die sie von der gänzlichen Obermacht der Catholiken in den Niederlanden zu fürchten hatte: Und sowohl die Seelage dieser Länder, als ihre Gewalt über grosse Flüsse, waren sehr lockende Umstände für eine Nation, wie die englische, die anfieng sich im Handel und zur See hervorzuthun.

Allein so hoch diese Fürstin auch dachte, so hatte sie doch nie die Ehrsucht gehegt, Eroberungen zu machen, oder neue Besizungen zu erwerben; und die ganze Absicht ihrer wachsamen und geschäftigen Staatsklugheit war, durch die sparsamsten und vorsichtigsten Mittel die Ruhe ihrer eignen Länder zu erhalten. Ein öffentlicher Krieg mit der spanischen Monarchie war die offenbare Folge davon, wenn sie die Herrschaft über diese Provinzen annähme: denn bei aller Feindseligkeit die Spanien gegen England hegte, war doch noch kein Krieg erklärt: und hätte sie die Einwohner

unter ihren Schutz genommen, so konte sie mit Ehren sie nicht wieder verlassen, sondern mußte ihre Vertheidigung, so verzweifelt sie auch werden mögte, übernehmen, und zwar mehr, als es ihre Sicherheit oder ihr Vortheil erlaubten. Aus diesen Gründen weigerte sie sich in klaren Ausdrücken, die angetragene unumschränkte Herrschaft anzunehmen: sagte aber den Abgesandten, sie wolte aus Erkentlichkeit für das Wohlwollen, daß der Prinz von Oranien und die Staaten ihr gezeigt hätten, für sie einen Vergleich auf die billigsten Bedingungen, die sie erhalten könte, zu vermitteln suchen. Sie sandte deswegen Sir Heinrich Cobham an Philipp und stelte ihm die Gefahr vor, alle Niederlande zu verlieren, wenn Frankreich die geringste Erholung von seinen innern Unordnungen, die dies Reich damals zerrütteten, bekommen und Zeit erlangen würde, den mißvergnügten Einwohnern seinen Schutz anzubieten. Philipp schien diese Vorstellung gut aufzunehmen: aber es erfolgte kein Vergleich, und der Krieg dauerte fort mit derselben Wuth und Gewaltthätigkeit, als vorher.

Ein Zufall befreyete die Holländer von ihren verzweifelten Umständen. Der spanische Statthalter Requesens starb plötzlich: die spanischen Kriegsvölker, die wegen ermangelnder Bezahlung mißvergnügt, wegen eines fehlenden Oberhaupts ausgelassen und frech waren, brachen in eine wütende Meuterey aus, und setzten alles in Verwirrung. Sie zerstörten und plünderten die Städte Mastricht und Antwerpen und richteten ein großes Blutbad unter den Inwohnern an. Sie droheten allen andern Städten mit einem gleichen Schicksale: und alle Provinzen außer Luxenburg vereinigten sich zur gemeinschaftlichen Gegenwehr wider alle Gewaltthätigkeit, und riefen den Prinz von Oranien und die Holländer, als ihre Beschützer, herzu. Ein Vertrag, gemeiniglich der gentische Friedensbund genant, ward mit gemeinschaftlicher Bewilligung gemacht; worin die Austreibung fremder Kriegsvölker und die Widerherstellung ihrer alten Freiheiten die Punkte waren, wornach die Provinzen zu streben versprachen. Don Juan d'Austria, Philipps natürlicher Bruder, der zum Statthalter ernant war, fand bei seiner Ankunft zu Luxenburg, daß die Staaten sich so stark gemacht hatten, und die spanischen Kriegsvölker durch ihre Lage so getrennt waren, daß der Widerstand ihnen unmöglich war; und er willigte in die Bedingungen, die man von ihm verlangte. Die Spanier wurden zurück gerufen und die Provinzen schienen sich ein wenig von ihren Trübsalen zu erholen.

Aber ein gänzlicher Frieden ließ sich nicht gleich schließen, so lange Spanien Unterwerfung forderte, und Empfindlichkeit über vergangene und Furcht vor künftigen Beleidigungen die Holländer beunruhigte. Don Juan, der von Begierde nach diesem großen Schauplatze für seine Kriegsgaben

gaben brannte, wurde durch seinen Ehrgeiß gezwungen, den Krieg mehr zu entzünden, als zu dämpfen; und da er die Staaten entschlossen fand, seiner Gewalt sehr enge Gränzen zu setzen, brach er alle Friedensbedingungen, nahm Namur in Besitz, und ließ die spanische Armee wieder aus Italien kommen. Dieser Fürst, der einen hochmüthigen Geist besaß und durch das Glück seiner Jugend aufgemuntert ward, hatte sein Herz zu weiten Unternehmungen eröfnet; und da er über die Eroberung der abgefallnen Provinzen hinaus sah, hatte er den Entwurf gemacht, sich mit der Königin von Schottland zu vermählen, und mit ihr die Herrschaft über die brittischen Königreiche zu erlangen.

Elisabeth ward seine Absichten gewahr: und da sie nun in der Vereinigung aller Provinzen die einzige Aussicht erblickte, ihrem Feinde langen und muthigen Widerstand zu thun, so durfte sie sich durchaus nicht mehr bedenken, sich zur Beschützerin ihrer Freyheiten zu erklären, die mit ihrer eignen Sicherheit so innig verbunden waren. Nachdem sie ihnen über 20,000 Pfund an baaren Gelde zur Bezahlung ihrer Kriegsvölker gesandt hatte, schloß sie mit ihnen einen Vertrag, worin sie ihnen mit fünftausend Fußvölkern und tausend Pferden, auf Kosten der Holländer, beizustehen, und ihnen 100,000 Pfund anzuleihen versprach; wenn sie die Einkünfte einiger der beträchtlichsten Städte der Niederlande zum Pfande bekäme, daß das Geld in Jahresfrist zurückbezahlt werden solte. Ferner ward ausgemacht, der Befehlshaber des englischen Heeres solte mit in den geheimen Rath der Staaten kommen; und weder Krieg noch Frieden beschlossen werden, ohne vorgängige Nachricht davon an die Königin: sie solten ohne ihre Bewilligung in kein Bündniß treten; entstünde unter ihnen ein Zwist, so solte er ihrer Entscheidung überlassen werden; und übte irgend ein Fürst, unter irgend einem Vorwande, Feindseligkeiten gegen Elisabeth aus, so solten sie ihr zum Beistande eben eine solche Armee senden, als sie ihnen zur Vertheidigung gegeben hätte. Dieses Bündniß ward am 7ten Jenner 1578 unterzeichnet.

Die Fortsetzung folgt künftig.

---

Druckfehler. In einigen Exemplaren vom 30ten St. ist S. 473. Zeile 16. statt fünf Collecten: sechs Collecten zu lesen.

# Hannoverisches Magazin.

34tes Stück.

Freitag, den 28ten April 1780.


## Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Ein Hauptbewegungsgrund für die Königin, in den Vergleich mit den Staaten zu treten, war, daß sie dieselben hindern wolte, sich Frankreich in die Arme zu werfen. Sie ließ dem König von Spanien diesen Bewegungsgrund vorstellen, und machte nochmals einen Versuch, einen Vergleich zu vermitteln: Don Juan, den sie für ihren Todfeind halten müßte, mögte zurückgerufen; ein anderer beliebter Prinz in seine Stelle gesetzt; die spanischen Armeen entfernt; und die Holländer wider in ihre alten Freiheiten und Vorrechte eingesetzt werden: Und widerstrebten sie noch nach diesen Bewilligungen, so verspräche sie, sie zur Unterwerfung zu zwingen. Der Versuch war vergeblich; Philipp verbarg seinen Haß gegen die Königin, und unterstützte Don Juan immer mit Gelde und Mannschaft. Dieser Prinz wurde zwar zu Rimenant zurück getrieben, und ihm widerstand sowohl die Armee der Staaten, als der Prinz Casimir, der ein großes Heer Deutsche in die Niederlande geführt hatte; doch erhielt er über die Holländer einen großen Vortheil zu Gemblours; aber mitten in seinem Glücke starb er durch Gift, den ihm die Spanier gegeben hatten. Ihm folgte in der Befehlshaberstelle der Prinz von Parma, der Tapferkeit und Gnade, Staatsgeschäfte und Kriegsthaten mit einander verband, wider die Holländer sehr glücklich war, und den Fortgang der Spanier sowohl durch List als durch die Waffen beförderte.

Philipp hatte zwar, bei aller Feindseligkeit gegen Elisabeth, noch nicht öffentlich mit ihr gebrochen, ward aber täglich gegen sie erbitterter. Um sich für den Beistand zu rächen, den sie den Niederlanden geleistet hatte, sandte er unter des Pabstes Namen sieben hundert spanische und italienische Kriegsleute nach Irland, dessen Einwohner ihrer Glaubensvorurtheile we-

gen damals sehr bereit waren, sich mit jedem, der ins Land fiel, zu verbinden. Der spanische General, San Josepho, bauete ein Fort in Kerry, und da der Graf von Ormond, Präsident von Münster, es belagerte, zu dem bald nachher der Deputirte, Lord Gray stieß, that er schwachen und feigen Wiederstand. Nach einigen Stürmen, die er schwach aushielt, ergab er sich auf Gnade; und Gray, den eine sehr geringe Macht begleitete, fand sich mit so vielen Gefangenen beschwert, daß er alle Spanier und Italiener ohne Gnade niedermachen und über 1500 aufrührische Irländer aufknüpfen ließ; eine Grausamkeit, die der **Elisabeth** aufs äußerste mißfiel.

Da der englische Gesandte sich über diesen Einfall beklagte, stellte man ihm ähnliche Klagen über die Seeräubereien entgegen, die Franz Drake ausübte; ein kühner Seeheld, der die Spanier an dem Orte bestürmte, wo sie sich am sichersten achteten, in der neuen Welt. Dieser Mann, der Sohn eines Predigers, war zu Devon geboren, und hatte beträchtliche Reichthümer durch Kaperei erworben, die er an den Spaniern auf der Landenge Panama verübt hatte, um sich an ihnen, wegen der an ihm und seinem Verwandten Hawkins in dem Hafen St. Johann von Ulloa verübten Treulosigkeit und Grausamkeit zu rächen. Da er auf dieser Landenge einen Anblick von dem stillen Südmeere bekam, so spornten ihn seine Ehrsucht und sein Geiz so an, daß er sich nicht bedachte, sein ganzes Glück auf ein neues Ebentheuer in diesem Meere zu wagen, das zu der Zeit allen europäischen Nationen so sehr unbekant war. Durch den damaligen Vicekammerherrn Sir Christopher Hatton, einen großen Liebling der Königin, erhielt er ihre Bewilligung und ihren Beifall zu einem Unternehmen gegen ihre Feinde, und segelte 1577 von Plymouth ab mit vier Schiffen und einer Schaluppe, die hundert und vier und sechzig geschickte Seeleute an Bord hatten. Er kam in das Südmeer durch die magellanische Straße, und überfiel die Spanier, die auf dieser Seite keinen Feind erwarteten; machte viele reiche Beuten, und bereitete sich zur Rückkehr mit der unermeßlichen Beute, die er erworben hatte. Aus Besorgniß, durch den Feind abgeschnitten zu werden, wenn er denselben Weg zurücknähme, auf dem er in das stille Meer gekommen war, versuchte er, eine Durchfahrt in Norden von California zu finden; und da ihm diese Unternehmung fehlschlug, segelte er nach Ostindien und kam wohl behalten 1580 über das Vorgebürge der guten Hofnung zurück. Er war der erste Engländer und Hauptbefehlshaber, der die Erdkugel umsegelte; denn Magellan, dessen Schif dieselbe Unternehmung ausführte, starb auf dieser Fahrt. Sein Name ward sehr berühmt durch einen so kühnen und glücklichen Versuch. Viele, die den Haß der Spanier fürchteten, suchten die Königin zu überreden, es wäre klüger, von der

Unternehmung abzustehen, den Drake zu strafen und den Schatz wider herauszugeben. Aber Elisabeth, die Tapferkeit bewunderte, und durch die Aussicht gereizt ward, die ihren Feinden abgenommenen Reichthümer zum Ersatz ihres Verlustes mit ihm zu theilen, beschloß, den tapfern Seefahrer zu beschützen; sie begnadigte ihn mit der Ehre eines Ritters, und nahm zu Deptford bei ihm ein Mahl ein, am Bord des Schiffes, das eine so denkwürdige Reise vollendet hatte. Da Philipps Gesandter, Mendoza, über Drakes Kapereien klagte, antwortete sie ihm, die Spanier hätten dadurch, daß sie sich höchst unrechtmäßiger Weise ein Recht über die ganze neue Welt anmaßten, und davon alle andere europäischen Nationen ausschlössen, die selbst mit der Absicht, den rechtmäßigsten Handel zu treiben, hieher segeln würden, ganz natürlich die andern gereizt, in diese Länder mit Gewalt einzubrechen. Um indessen den spanischen Monarchen zu beruhigen, machte sie, daß ein Theil der Beute an Peter Sebura wieder ausgegeben ward, der sich für einen Agenten der spanischen Kaufleute ausgab, die Drake beraubt hatte. Da sie aber nachher erfuhr, Philipp hätte das Geld zu sich genommen und einen Theil davon wieder sie selbst in Irland angewandt, und einen andern Theil, die Völker des Prinzen von Parma zu bezahlen, beschloß sie, nichts mehr wieder herauszugeben.

Die staatskluge und großdenkende Elisabeth vergaß bei allen Unruhen die Sorge für den innern Wohlstand ihres Reichs nicht, sie nahm die Flüchtlinge von allerlei Nationen, die sich der Religion wegen nach England begaben, nicht nur gütig auf, sondern ertheilte ihnen auch verschiedene Freiheiten, damit sie im Königreiche bleiben und die Manufakturen, mit welchen sie sich in ihrem Vaterlande beschäftigt hatten, daselbst in Aufnahme bringen mögten. Diese Maaßregeln hatten auch einen so guten Erfolg, daß Colchester, Norwich, Yarmouth, Canterbury und viele andere Oerter mit diesen arbeitsamen Fremden angefüllet wurden, welche die Engländer mancherlei seidene und wollene Zeuge zu verfertigen gelehrt haben. Viele Deutsche wurden auch in die nördlichen Provinzen des Königreichs gesandt, welche in den Bergwerken arbeiteten, Salpeter machten und allerhand eiserne Werkzeuge schmiedeten. Dergleichen Künste waren den Engländern vor der Ankunft dieser Fremden schlechterdings unbekant, und würden ihnen ohne die Klugheit und den patriotischen Eifer der Königin und ihrer Minister vielleicht noch lange unbekant geblieben seyn. Die Franzosen und Spanier sahen wohl ein, wie viel die Engländer gewönnen, und wie viel sie dadurch verlören, daß ihre Künstler auf jene Insel flüchteten, und machten daher scharfe Gesetze, um dieses zu verhindern, welche aber zu dieser Absicht so wenig hinlänglich waren, daß nur noch weit

mehrere Leute als zuvor hinüber giengen. Man kan mit Wahrheit sagen, daß die große Handlung der Engländer ein Segen gewesen sey, den ihnen Gott für den diesen bedrängten französischen und niederländischen Protestanten in den Tagen ihrer Trübsal verliehenen Schutz gegeben hat.

Da dieses Königreich so sichtbarer Weise an Macht und Handlung zunahm, so durfte **Philipp**, der staatsklügste Prinz seiner Zeit gar nicht zweifeln, daß es um seinen Plan, die völlige Oberherrschaft über Europa zu erlangen, oder wenigstens alles darin nach seinem Willen einzurichten, geschehen seyn würde, wofern er nicht ein Mittel ausfündig machte, **England** auf einmal zu Grunde zu richten. Inzwischen, daß er sich mit diesem Vorhaben beschäftigte, und verschiedene Maaßregeln nahm, dasselbe auszuführen, ward er täglich mehr und mehr zum Unwillen gereizet, da er sah, wie große Mühe sich die Königin gab, seine Entwürfe zu vernichten, und die große Macht, die er von seinem Vater, dem Kaiser **Carl dem fünften** geerbet hatte, zu schwächen. Der 1573 geschlossene Vergleich war keine Wirkung der aufrichtigen Neigung zum Frieden, sondern ein Werk der Staatskunst, weil man noch nicht mit den Anstalten fertig war, die vorhabenden Anschläge zur Wirklichkeit zu bringen. Der katholische König suchte der Königin **Elisabeth** nicht nur Schaden und Ungemach zu verursachen, sondern sie auch völlig zu Grunde zu richten, und den englischen Staat gänzlich umzukehren. Um dieses nun bewerkstelligen zu können, hatte er seine Aufmerksamkeit vornemlich auf folgende drei Punkte gerichtet. Der erste bestand darin, daß er unter dem Scheine der Religion die meisten auswärtigen Prinzen und Staaten wider sie zu vereinigen suchte; welches er durch Hülfe des Pabstes und vermittelst seines eignen großen Einflusses auch ziemlichermaaßen bewerkstelligte; indem er, seinen Unwillen so weit trieb, daß er so gar die kleinen Republiken in Deutschland aufzuhetzen suchte, die Handlung der Engländer zu stören. Zweitens suchte er in dem Königreiche selbst innerliche Unruhen zu erregen, und unterstützte die papistische Partey, auch unterhielt er die katholischen Flüchtlinge mit großen Kosten. In diesem Unternehmen war er eine Zeitlang glücklich, denn das Königreich war in beständiger Bewegung; seine Kräfte waren erschöpft, und die Regierung, ja das Leben der Königin selbst befand sich oft in Gefahr, weil diese unruhigen Köpfe sich in der strafbarsten Sache so eifrig finden ließen, als wenn sie durch die ruhmwürdigsten Bewegungsgründe dazu wären angetrieben worden. Der letztere Punkt, womit König **Philipp** sich beschäftigte, war dieser, daß er so geheim, als es möglich wäre, eine solche Macht zusammen brächte, wodurch er nebst der Mitwirkung seiner andern Anstalten im Stande seyn mögte, sich auf einmal vollkommen Meister von **England** zu ma-

machen. Zu diesem Ende suchte er mit großem Fleiße, seine Seemacht zu verstärken und bei seinen Kriegen in den Niederlanden unter dem Prinzen von **Parma**, eine solche Armee beständig bereit zu halten, welche hinlänglich wäre, diese Eroberung ins Werk zu richten, wenn er eine Flotte bereit hätte, die dieselbe auf ihrer Ueberfahrt bedecken könte.

Die Königin **Elisabeth** und ihre Minister waren zu scharfsichtig und hatten zu geschwinde und gewisse Nachrichten, als daß ihnen des Königs von Spanien Vorhaben unbekant geblieben wäre. Sie bezeigten dabei sehr große Klugheit, und gebrauchten alle mögliche Mittel, dasselbe zu zernichten, ohne der Welt ihre Furcht merken zu lassen. Auch suchten sie andere Staaten zu überführen, daß **Philipp** ihr allgemeiner Feind wäre, dessen Anschläge auf nichts geringeres abzielten, als alle seine Nachbaren unter das Joch zu bringen. Weil diese Wahrheit so richtig war und ihre eigene Erhaltung so nahe angieng, so machte sie auch einen desto größern Eindruck.

Das große Geheimniß aber, wodurch die Königin alle die listigen Entwürfe des Königs von Spanien wider ihre Person vernichtete, scheint den meisten Geschichtschreibern der damaligen Zeit unbekant gewesen zu seyn. Es war dieses. Sie entdeckte die vornehmsten Werkzeuge, deren sich **Philipp** zu ihrem Verderben bedienen wolte, aber anstatt sie öffentlich zur Strafe zu ziehen, oder sie aus dem Wege zu räumen, ließ sie dieselben so lenken und wenden, daß sie ihr wirklich zur Erreichung ihrer Absichten beförderlich waren, ob sie gleich die ganze Zeit hindurch in **Philipps** Solde standen und ihm als seine Werkzeuge dienten. Also wurde der spanische Gesandte **Mendoza**, dessen Ränke und Künste, wenn er länger dageblieben wäre, gefährlich hätten werden können, zu solchen Maaßregeln verleitet, wodurch er die Rechte eines Gesandten verwirkte, indem er Leute bestellte, um den Staatssecretair **Cecil** zu ermorden, und in der Nacht Schmähschriften wider ihre eigene Person in den Gassen ausstreuen ließ. Eben so ließ man die Verrätherey der spanischen Kundschafter, welche in **England** das Volk verführen, und eine starke Partey bei einem bevorstehenden Einfalle machen solten, früher reif werden, daß sie sich in Verschwörungen wider sie einließen, eingezogen, überführt und hingerichtet wurden. Dies erhellet aus dem Beispiele des **Parry** und anderer Verschwornen. Ja selbst dem Prinzen von **Parma** sollen solche Gedanken in den Kopf gesetzt worden seyn, daß er mehr seinen eignen als des Königs Nutzen suchte.

Da unterdessen die Staaten durch die Ermordung ihres großen Anführers und Beschützers, des Prinzen von **Oranien** a), und durch das Kriegs-



a) Die Ermordung dieses Prinzen ist ein fürchterlicher Beweiß, wie sehr der Aberglaube

Kriegsglück des Prinzen von Parma, im Jahr 1585, aufs äußerste getrieben waren, so schickten sie zum zweitenmale eine feyerliche Gesandschaft nach London, und boten der Königin von neuem an, sie für ihre Monarchin zu erkennen, wenn sie ihnen Schutz und Beistand gewähren wolte.

**Elisabeth** hatte vom Anfange ihrer Regierung nicht einmal, vielweniger jetzt die Wahl gehabt, ob sie mit **Philipp** in Freundschaft oder Feindschaft leben wolte. Die Absicht dieses ehrsüchtigen Monarchen war keine andere, als sie gänzlich zu Grunde zu richten und England zu erobern, nachdem ihm die Mittel, es durch die Vermählung mit **Maria** und nachher mit **Elisabeth** zu erhalten, fehlgeschlagen waren. Nichts hätte also erwünschter und annehmungswürdiger scheinen können als dies angebotene Mittel, die Macht dieses Monarchen zu schwächen und den etwanigen Verlust durch die Erwerbung so wichtiger Provinzen für das englische Reich zu ersetzen. Ja es schien fast das einzige Mittel zu seyn, die weit aussehenden Absichten des ehrsüchtigen und stolzen **Philipps** auf England zu vereiteln. Dennoch aber erregten einige Räthe der **Elisabeth** Zweifel, und widerriethen ihr, den Antrag anzunehmen. Andere hingegen riethen ihr aus den wichtigsten Gründen, diese Gelegenheit zu ergreifen, um ihrem Verderben zu entgehen, weil die erbitterten Staaten zwar nicht allein, aber doch mit den Engländern vereint, der Macht ihres Feindes widerstehen und das Wetter von **England** zurück halten könten. Kurz es schien gar keinem Zweifel unterworfen, daß **Elisabeth** den Antrag annehmen müsse, ja daß sie unrecht thäte, wenn sie nicht auf alle mögliche Art den Absichten **Philipps**

glaube jeden Funken von Menschlichkeit auslöschen und Menschen in wahre Bestien verwandeln kan. Spanien hatte damals auf den Kopf des Prinzen drittehalb Tonnen Goldes und einen Adelsbrief gesetzt. Nicht dies, sondern die Erwerbung des Himmels scheint **Balthasar Gerhard**, einen **Burgunder**, bewogen zu haben, diese teufelische That zu verüben. Er gieng an den Hof des Prinzen und nahm die Larve eines lebendigen Heiligen an. Endlich befahl ihm der Statthalter, wieder nach Frankreich, seinem Vaterlande zu gehen, aus welchem er um der Religion willen vertrieben zu seyn vorgab. Der Prinz gab ihm noch einen Zehrpfennig mit, wofür er sich aber zwei Pistolen kaufte, die er mit drei vergifteten Kugeln lud, und damit zwei Tage hernach, nemlich den 30ten Junii 1584 den oranischen Held, da er von der Tafel gieng, meuchelmörderischer Weise erschoß. In dem Verhör gestand er, daß er schon seit sechs Jahren Willens gewesen wäre, den Prinzen zu entleiben, und drei Jesuiten hätten alles versucht, um ihn in diesem Vorsatz zu bestärken. Im Gefängniß sagte er, daß er den Prinzen, wenn er auch mit tausend Trabanten umgeben wäre, noch jetzt ermorden wolte, gesetzt auch, daß er selbst eines tausendfachen Todes darüber sterben müßte, weil er dafür eine große **Belohnung** im Himmel zu bekommen hoffen könte. Bei seiner langsamen und grausamen Hinrichtung, oder vielmehr Zerfleischung, ließ er nicht die geringste Empfindlichkeit spüren.

lipps zuvorzukommen und sie zu vereiteln suchte.

Unter diesen entgegenstehenden Rathschlägen fürchtete die Königin die Folgen, die mit jedem äußersten Entschlusse verbunden wären, und war geneigt, einen Mittelweg zu nehmen; und obgleich solche Aufführung selten von guten Folgen ist, so ward sie doch in diesem Entschlusse von keinem Vorurtheile oder von Gunst, sondern durch Nothwendigkeit geleitet. Sie durfte durchaus nicht, ohne sich zu widersezzen, dem gänzlichen Untergange der empörten Provinzen zusehen, deren Vortheile so genau mit den ihrigen verknüpft waren: da sie aber voraus sah, die Annehmung der Herrschaft über dieselben würde sie nöthigen, ihre ganze Macht auf deren Vertheidigung zu wenden; würde bei ihren Nachbarn Aufsehn erregen, und sie dem Vorwurfe der Ehrsucht und Usurpation aussezen, den sie bisher so sorgfältig vermieden hatte; so wies sie sogleich diesen Abtrag ab. Sie schloß aber mit den Staaten ein Bündniß auf folgende Bedingungen: Sie wolte zu ihrem Beistande ein Heer von 4000 Fußvölkern und 1000 Pferden hinüber senden, und sie während des Krieges besolden: der General und zween andere Herren, die sie ernennen würde, solten zu dem geheimen Rathe der Staaten mit zugelassen werden: keine Parten solte, ohne der andern Einwilligung, Frieden machen: ihre Kosten solten, nach geendigtem Kriege, ihr wider bezahlt; und die Städte Vlissing und de Brille, mit dem Castel Rammekens, indessen zur Sicherheit in ihre Hände geliefert werden.

Die Königin wußte, dieses Verfahren würde sie sogleich in öffentliche Feindseligkeiten mit Philipp verwikkeln; doch erschrack sie nicht vor dem Anblick der gegenwärtigen Größe dieses ehrsüchtigen Monarchen. Das Königreich Spanien war damals blühend und volkreich; und das neulich (1580) eroberte Portugal hatte sowohl den innern Ruhestand mehr gesichert, als ein reiches Land mit Philipps Reichen verknüpfet, ihn zum Herrn vieler Pläze in Ostindien, und des ganzen Handels dieser Gegenden gemacht, und seine Seemacht ansehnlich vergrößert, woran es ihm zuvor hauptsächlich mangelte. Alle italienische Fürsten, auch der Pabst und der römische Hof waren zu einer Art von Unterwürfigkeit unter ihn gebracht, und schienen ihre Herrschaft auf sehr ungewisse Bedingungen zu besitzen. Das östreichische Haus in Deutschland, nebst den davon abhängenden Fürstenthümern, war genau mit ihm verbunden, und bereit, ihn mit Kriegsvölkern zu jeder Unternehmung zu unterstüzen. Alle westindische Schätze waren in seiner Gewalt; und die damalige Seltenheit der kostbaren Metalle in jedem europäischen Lande machte den Einfluß seiner Reichthümer desto kräftiger und ausgebreiteter. Die Niederlande schienen auf dem Punkte zu seyn, wider in ihre Knechtschaft zurück zu fallen; und man hatte nur ge-

geringe Hofnung, daß sie es gegen diese zahlreichen und versuchten Heere aushalten würden, die unter Anführung des erfahrensten Generals wieder sie gebraucht wurden. Auch Frankreich, das der östreichischen Größe das Gegengewicht zu halten pflegte, hatte alle seine Macht durch innere Unruhen verloren; und da die herrschende Partei desselben, die Katholiken, genau mit Philipp verbunden waren, erwartete er daher vielmehr eine Verstärkung, als Schwächung seiner Macht. Im Ganzen hegte man überall solche Vorurtheile für die Macht der spanischen Monarchie, daß der König von Schweden, da er hörte, Elisabeth hätte öffentlich die Vertheidigung der Holländer übernommen, sich nicht bedachte, zu sagen, sie hätte nun die Krone von ihrem Haupte genommen, und sie auf den zweifelhaften Kriegswechsel zur Wage gesetzt. Doch war diese Fürstin von Natur mehr behutsam, als unternehmend; sie hatte allezeit mehr nöthig, durch den Muth ihrer Minister angetrieben, als durch deren Klugheit zurückgehalten zu werden: Wenn sie aber eine offenbare Nothwendigkeit sah, trotzte sie der Gefahr mit großmüthiger Herzhaftigkeit; und da sie sich auf ihre vollkomne Weisheit und auch auf die ungetheilte Liebe ihres Volks verließ, rüstete sie sich zum Widerstande, und gar zum Angrif gegen die ganze Macht des katholischen Monarchen.

Der Graf von Leicester ward an der Spitze der englischen Hülfsvölker nach Holland gesandt. Er führte einen glänzenden Hofstaat mit sich; und hatte zu Begleitern den jungen Grafen von Essex, seinen Stiefsohn, die Lords Audley und North, Sir Wilhelm Russell, Sir Thomas Schirley, Sir Arthur Basset, Sir Walter Waller, Sir Gervas Clifton und einen auserlesenen Haufen von fünfhundert geringern Edelleuten. Ihn empfing, bei seiner Ankunft zu Flusching, der Commendant, Sir Philipp Sidney, sein Neffe; und jede Stadt, wo er durchkam, drückte ihre Freude durch Zuruf und Ehrenbögen aus, als ob seine Gegenwart und der Schutz der Königin ihnen die gewisseste Befreiung gebracht hätten. Die Staaten, die Elisabeth immer mehr zu ihrer Vertheidigung zu nöthigen wünschten, und wußten, wie viel Leicester bei ihr galt, legten ihm den Titel eines Statthalters und Generalcapitains der vereinigten Provinzen bei, gaben ihm eine Ehrenwache, und begegneten ihm in gewissen Betrachte wie ihrem unumschränkten Herrn. Aber dieser Schritt hatte eine ganz andere Wirkung, als sie erwarteten: Der Königin mißfiel der Kunstgrif der Staaten und Leicesters Ehrgeiz: sie gab beiden scharfe schriftliche Verweise; und ließ sich mit einiger Schwierigkeit von ihnen, nach vielen demüthigen Abbitten, besänftigen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

35tes Stück.

Montag, den 1ten Mai 1780.

## Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Amerika betrachtete man als die Hauptquelle von Philipps Macht, und als den wehrlosesten Theil seiner länder; und da Elisabeth sah, ein öffentlicher Bruch mit diesem Monarchen wäre durchaus unvermeidlich, so beschloß sie, ihn in jener Gegend nicht zufrieden zu lassen. Eine Flotte von zwanzig Segeln ward ausgerüstet, die Spanier in Westindien anzugreifen: 2300 Freiwillige, außer den Seeleuten, giengen am Bord derselben mit; Sir Franz Drake ward zum Admiral ernannt, Christoph Carlisle zum Befehlshaber der landtruppen. Sie nahmen St. Jago bei Capo Verde durch Ueberfall weg; und fanden daselbst die Fülle von lebensmitteln, aber keine Reichthümer. Sie segelten 1586 nach Hispaniola; und da sie St. Domingo leicht durch einen Sturm eroberten, zwangen sie die Einwohner, ihre Häuser durch eine Summe Geldes zu lösen. Carthagena fiel darauf, nach etwas mehr Widerstande, in ihre Hände, und ward auf dieselbe Art behandelt. St. Anton und St. Helena, zwo Städte auf der Küste von Florida zündeten sie an. Da sie längst der virginischen Küste segelten, fanden sie geringe Ueberbleibsel einer Pflanzstadt, die von Walter Raleigh dort angelegt, und ganz in Abnahme gekommen war. Dieses war der erste Versuch der Engländer, solche Plätze anzulegen; und obgleich sie nachher alle andere europäische Nationen, sowohl durch die lage ihrer Pflanzstädte, als durch die edlen Grundsätze der Freiheit und Aemsigkeit übertroffen haben, worauf dieselben gegründet sind; so waren sie hier doch so unglücklich gewesen, daß die elenden Pflanzer ihre Plätze verließen und Drake bewegten, sie mit sich nach England zu nehmen. Er kehrte zurück mit so viel Reichthümern, die den Freiwilligen Muth machten, und mit solchen Nachrichten von der spa-

nischen Schwäche in diesen Ländern, die den Muth der Nation zu künftigen Unternehmungen heftig zu entflammen dienten. Das viele Sterben, das jener Himmelsstrich auf der Flotte verursacht hatte, war, wie gewöhnlich, nur eine schwache Zurückhaltung der Habsucht und der frohen Hofnungen der jungen Abentheurer a).

Leicesters Unternehmungen giengen nicht so glücklich als Drakens. Er hatte weder Muth noch Fähigkeit, die dem Zutrauen gemäß gewesen wären, das die Königin in ihn sezte. Er erhielt zuerst einigen Vortheil in einem Treffen mit den Spaniern und schickte eine Verstärkung nach Grave, wodurch dieser Ort in den Stand gesezt ward, muthige Gegenwehr zu thun; aber die Feigheit des Commendanten van Hemert machte alle diese Bemühungen fruchtlos. Er capitulirte nach einem sehr schwachen Widerstande, ward für seine Aufführung zur Verantwortung gezogen und litt die Todesstrafe nach dem Ausspruch des Kriegsgerichts. Der Prinz von Parma unternahm hierauf die Belagerung von Venlo, das sich nach einigem Widerstande ergab. Das Schicksal von Nuys war trauriger; denn es ward mit Sturm erobert, indem die Besazung capituliren wolte. Rhimberg, das von 1200 Engländern unter dem Befehle des Obersten Morgan besezt war, ward darauf von den Spaniern erobert; und Leicester, der sich zu schwach glaubte, um die Aufhebung der Belagerung zu versuchen, wolte den Prinzen von Parma durch ein anderes Unternehmen davon abziehn: Er grif zuerst Doesberg an und war dort glücklich: darauf lagerte er sich vor Zütphen, das der spanische General für einen so wichtigen Plaz hielt, daß er eilte, es zu befreien. Er ließ den Marquis von Guasto mit einer Bedeckung anrücken, die er in den Plaz zu werfen dachte. Ein Nebel war ihnen günstig: da sie aber zufällig auf einen Haufen englischer Reuterei stießen, erfolgte ein wüthendes Treffen, worin die Spanier übermannet wurden. Den Fortgang unterbrach die Näherung des Prinzen von Parma mit der Hauptarmee.

Obgleich ein langer Frieden die Engländer aller Kriegserfahrung beraubt hatte, so besaß sie doch ein starker kriegerischer Geist; und die Vortheile, die der Prinz von Parma erhielt, schrieb man nicht der höhern Tapferkeit und bessern Kriegszucht der Spanier zu, sondern bloß Leicesters Ungeschicklichkeit. Die Staaten waren sehr unzufrieden mit seiner Führung des Krieges, noch mehr aber mit seiner eigenmächtigen und herrischen Aufführung; und am Ende des Feldzuges wandten sie sich an ihn wegen einer Vergütung aller ihrer Beschwerden. Aber ohne ihnen einige Genugthuung zu geben, gieng Leicester bald darauf nach England zurück.

Da

a) Man glaubt, Drakens Flotte habe zuerst den Gebrauch des Tobacks nach England gebracht.

Da **Elisabeth** hörte, daß **Philipp**, der die Beleidigungen, die ihm von den Engländern wiederfuhren, nicht zu achten schien, heimlich eine große Flotte ausrüstete, um sie anzugreifen; sandte sie 1587 den Sir **Franz Drake** mit einer Flotte aus, seine Gelder aufzuheben, seine Küste zu berauben, und seine Schiffe zu verderben. **Drake** fuhr aus mit vier Hauptschiffen der Königin, und sechs und zwanzig großen und kleinen Fahrzeugen, die ihm die londonschen Kaufleute zugaben, in Hofnung an der Beute Theil zu haben. Da er von zwei holländischen Schiffen, denen er auf seiner Fahrt begegnete, erfuhr, daß eine reich beladene spanische Flotte zu **Cadix** läge, und im Begrif wäre, auf **Lissabon** zu segeln, als dem Versamlungsplatze der bestimten Flotte: so richtete er seinen Lauf nach jenem Haven, und that einen kühnen und glücklichen Angrif auf den Feind. Er zwang sechs Galeeren, die ihm die Spitze boten, unter den Forts Schutz zu suchen. Er steckte über hundert Schiffe in Brand, die mit Kriegsvorrath und Schifsgütern beladen waren, und bohrte ein großes Schif des Marquis von **Santa Cruz** zu Grunde. Darauf segelte er nach Cavo **St. Vincent**, und eroberte mit Sturm die Vestung auf diesem Vorgebürge, nebst drei andern starken Schanzen. Er bot darauf **Lissabon** Troz: da er aber fand, daß die Kaufleute, die sich bloß in Hofnung des Gewinstes mit ihm verbunden hatten, über diese kriegerischen Unternehmungen mißvergnügt waren, segelte er nach den Terceraininseln, um dort ein gewisses reiches aus Ostindien kommendes Schif zu erwarten, das in diese Gegend kommen solte. Er war so glücklich, daß er seine Beute antraf; und diese geschwinde Ausführung ihres Unternehmens, woran das Publikum so geringen Antheil nahm, ermunterte die Ebentheurer, weitere Versuche zu wagen; die englischen Seeleute lernten die ungeheuren schweren Schiffe des Feindes verachten; die spanischen Seerüstungen wurden vernichtet, die vorgehabte Unternehmung wider England auf ein Jahr verzögert; und für die Königin Zeit gewonnen, wider diesen furchtbaren Angrif sichere Maaßegeln zu nehmen b).

In diesem Jahre rüstete auch **Thomas Cavendish**, ein Edelmann aus **Devonshire**, der durch seinen Aufenthalt



b) Noch eine andere Ursache der Verzögerung des Auslaufens der Flotte wird in des Herrn von Beausobre allgemeiner Einleitung in die Kenntniß der Politik, der Finanz und Handlungswissenschaft, übersetzt vom Herrn Prof. Albaum. Riega 1774. 2 Th. S. 326. angegeben. Ein einziger Banquier, heißt es daselbst, sicherte die Königin **Elisabeth** gegen alle Absichten Spaniens, das die unüberwindliche Flotte ausgerüstet hatte. Als die Königin die Gefahr vernahm, die ihr drohete, hatte sie keine Schiffe, die sie den spanischen hätte entgegen setzen können: ein Theil derjenigen, die in den Häven

enthalt am Hofe ein ansehnliches Vermögen verschwendet, und nun auf Kosten der Spanier seine Umstände zu verbessern beschlossen hatte, zu Plymouth drei Schiffe aus, eines von 120 Tonnen, das andere von 60, und das dritte von 40; und fuhr mit diesen kleinen Schiffen auf Ebentheuer in das südliche Meer und verübte große Räubereien an den Spaniern. Er nahm ihnen neunzehn Schiffe, deren einige reich beladen waren; und da er um das Vorgebürge der guten Hofnung zurückkehrte, kam er wieder nach England, und lief, wie im Triumpfe, in den Fluß ein. Seine Schifleute und Soldaten waren in Seide gekleidet, seine Segel von Damast, seine Toppsegel von goldnem Stücke; und man schäzte seine Beute für die reichste, die je war nach England gebracht worden.

Die Landunternehmungen der Engländer im diesjährigen Feldzuge (1587) brachten der Nation nicht so viel Vortheil und Ehre. Die wichtige Vestung Deventer vertraute Leicester dem Wilhelm Stanley mit einer Besazung von 1200 Engländern; und diesen katholischen Edelmann sezte die Entdeckung der babingtonschen Verschwörung wider Elisabeth in Unruhe, daß er besorgte, man würde künftig in England jedem, der seines Glaubens wäre, mit Mißtrauen begegnen. Er ließ sich mit den Spaniern in einen Briefwechsel ein, verrieth ihnen die Stadt für eine Summe Geldes, und beredete die ganze Besazung, mit ihm in spanische Dienste zu gehen. Roland York, dem eine Schanze bei Zütphen untergeben war, ahmte sein Beispiel nach; und die Holländer, die schon mit Leicester unzufrieden und argwöhnisch gegen die Engländer waren, brachen in laute Klagen aus, über die Unvorsichtigkeit, wo nicht gar Verrätherei, seiner Staatsverwaltung. Bald darauf kam er selbst in den Niederlanden an; aber seine Aufführung war gar nicht darnach eingerichtet, sie zufrieden zu stellen, oder den Argwohn zu entfernen, den sie gegen ihn hegten. Weil

Häven und auf Werften lagen, konten erst in einem Jahre gebraucht werden; und man war in großer Unruhe. Ein Banquier, der den Zustand der spanischen Finanzen kannte, wußte, daß die Flotte nicht anders unter Segel gehen konte, als vermittelst der Wechsel, die man auf die genuesische Bank zöge. Er verfiel also darauf, aus allen Handelsplätzen in Europa alle Summen, die er nur negotiiren konte, an sich zu bringen, um sie alle in die genuesische Bank niederzulegen; damit sie, durch seine großen Rimessen, ganz in seiner Gewalt wäre, und sie, so bald er nicht wolte, denn Spaniern nicht helfen könte. Da er wußte, daß es bloß darauf ankam, diese Rimessen so lange in Genua liegen zu lassen, bis es die Jahrszeit nicht mehr erlaubte, die Flotte abzuschicken; so berechnete er, daß die Wechselreuterei 40,000 Pfund St. kosten würde, und er schlug es der Königin vor, sie, für diesen Preis aus aller Verlegenheit zu reissen. Der Vorschlag ward angenommen und so geheim ausgeführt, daß Philipps Hände gebunden waren, und er erst im folgenden Jahre die Flotte konte auslaufen lassen.

Weil der Prinz von Parma Sluys belagerte, suchte er diesen Platz von der See: und hernach von der Landseite zu befreien: Beide Unternehmungen aber schlugen ihm fehl; und da er den schlechten Erfolg der übeln Aufführung der Holländer zuschrieb, waren sie eben so frei in ihrem Tadel über die seinige. Der Bruch zwischen ihnen erweiterte sich täglich; sie verachteten sein Ansehn, widersetzten sich seinen Maaßregeln, und achteten nicht auf seinen Rath; indem er durch ein herrisches Betragen und durch Gewalt jenes Gewicht wieder zu erlangen suchte, das er durch seine unvorsichtigen und schlecht überlegten Maaßregeln verloren hatte. Diese Nation hatte ihn sogar im Verdacht eines Entwurfs, ihre Freiheiten zu schmälern, und die Eifersucht, die man gegen ihn hegte, fieng gar an, sich auf die Königin selbst auszudehnen. Diese Fürstin hatte sich auf Friedensunterhandlungen mit Spanien eingelassen; man hatte deswegen eine Zusammenkunft zu Bourbourg, einem Dorfe bei Gravelines, eröfnet: Und obgleich beide Höfe, besonders aber der spanische, keine andere Absicht hatten, als daß jeder seinen Feind durch Unterhandlungen aufhalten, und daß sie sich von beiden Seiten an Zurüstungen zur Vertheidigung und zum Angriffe hindern wolten; so geriethen doch die Niederländer, die entschlossen waren, unter keiner Bedingung sich dem spanischen Joche wider zu unterwerfen, in Furcht, England mögte ihre Freiheit seinen Staatsvortheilen aufopfern. Die Königin aber, welche die Wichtigkeit ihrer Verbindung mit den Staaten bei diesen Zeitläuften einsah, beschloß, ihnen völlige Genugthuung zu geben, indem sie Leicester zurück rief, und ihm befahl, seine Statthalterschaft niederzulegen. Moritz, ein Sohn des Prinzen von Oranien, ein Jüngling von zwanzig Jahren, ward an seine Stelle von den Staaten zum Statthalter erwählt; und Peregrine, Lord Willoughby von der Königin zum Befehlshaber der englischen Kriegsvölker ernannt. Die Maaßregeln dieser beiden Feldherrn wurden sehr verhindert durch Leicesters Bosheit, der eine Parthei hinterlassen hatte, und noch durch seine Unterhändler versuchte, alle Unternehmungen der Staaten zu stören. So bald aber Elisabeth von diesen Unordnungen Nachricht bekam, sorgte sie, dieselben wider gut zu machen, und nöthigte alle Englischgesinnte, mit dem Prinzen Moritz übereinstimmend zu handeln. Aber obgleich ihre Vernunft über ihre Partheilichkeit gegen Leicester so weit siegte, so konte man sie doch nie zur völligen Einsicht seiner Laster und seiner Ungeschicklichkeit bringen.

Philipp hatte zwar bis jetzt der Königin Elisabeth (1588) noch immer nicht den Krieg erklärt, aber lange ein heimliches und heftiges Verlangen gehegt, sich an ihr zu rächen. Auch seinen Ehrgeitz und die Hofnungen, sein Reich zu erweitern, ermunterte seine glückliche Lage sehr; nemlich

die Eroberung Portugalls, der Zuwachs des indianischen Handels und der dortigen Colonien, und die jährliche Einführung großer Schätze aus America. Der Punkt, worin er seinen höchsten Ruhm sezte, der beständige Gegenstand seiner Staatskunst, war, die Rechtgläubigkeit zu schüzen, und die Kezerei auszurotten, und da **Elisabeths** Macht und Ansehn das Hauptbollwerk der Protestanten war, so hofte er, wenn er diese Fürstin überwände, den ewigen Ruhm zu erwerben, daß er im Stande gewesen wäre, die ganze christliche Welt wieder zur katholischen Gemeinschaft zu vereinigen. Ueberdies reizte ihn sein Unwille gegen seine abgefallenen Unterthanen in den Niederlanden, die Engländer anzugreifen, die wegen ihrer nahen Nachbarschaft die Holländer so wohl unterstüzen konten, und sie ihrer eigenen Sicherheit wegen unterstüzen mußten, daß er nie hoffen durfte, diese Abtrünnigen sich wieder zu unterwerfen, so lange die Macht jenes Königreichs ganz und ungeschwächt bliebe. Die Ueberwindung Englands schien eine nothwendige Vorbereitung zur Widerherstellung seines Ansehns in den Niederlanden; und alles Anscheins ungeachtet, war jenes an sich selbst sowohl ein wichtigeres, als leichteres Unternehmen als dieses. Jenes Königreich lag Spanien näher, als die Niederlande, und war den Einfällen von dieser Seite mehr ausgesezt: wenn einmal ein Feind den Eingang erlangt hatte, so war es weder durch Kunst noch Natur so befestiget, wie das leztere, ein langer Frieden hatte es aller Kriegszucht und Erfahrung beraubt: und die Katholiken, wovon es noch einen Ueberfluß hatte, würden bereit seyn, wie man hofte, sich mit dem zu vereinigen, der einen Angrif thäte, und sie von den Verfolgen befreiete, die jezt wider sie ergiengen, und den Tod der Königin von Schottland rächte, der sie alle ihre Liebe zugewandt hatten. Das Schicksal Englands mußte in einer Schlacht zur See, und in einer zu Lande entschieden seyn: und was für ein Vergleich zwischen den Engländern und Spaniern, so wohl in Absicht auf die Seemacht, als die Anzahl, den Ruhm und die versuchte Tapferkeit ihrer Heere? Außer dem Gewinne von einem so großen Königreiche, sicherte der glückliche Erfolg in England ihm die Unterwerfung der Holländer, die, wenn sie von jeder Seite angegriffen, und aller Unterstüzung beraubt wären, ihre steifen Hälse unter dieses Joch strecken müßten, dem sie so lange widerstanden waren. Zum Glücke würde dieser Eroberung, die für die Größe Spaniens von der äußersten Wichtigkeit war, sich jezt die Eifersucht der benachbarten Mächte nicht wiedersezen, denen so sehr daran gelegen wäre, den Fortgang dieser Unternehmung zu verhindern. Ein Waffenstillstand war neulich mit den Türken geschlossen; das deutsche Reich war in den Händen eines Freundes und nahen Verwandten; und Frankreich,

reich, Spaniens beständiger Nebenbuhler, war so durch innere Unruhen zerrissen, daß es nicht Zeit hatte, einige Achtung auf fremde Angelegenheiten zu wenden. Diese günstige Gelegenheit also, die sich vielleicht nie wieder zeigen mögte, mußte er ergreifen, und einen kühnen Versuch wagen, diese Obermacht in Europa zu erlangen, wozu die damalige Größe und der blühende Zustand der Spanier sie völlig zu berechtigen schien.

Diese Hofnungen und Beweggründe nöthigten **Philipp**, ungeachtet seiner vorsichtigen Gemüthsart, diese wagliche Unternehmung zu versuchen; und obgleich der Herzog von **Parma**, da er ihn zu Rathe zog, sich dem Anschlage widersetzte, wenigstens die Nothwendigkeit vorstelte, zuvor von einigen Seestädten in den Niederlanden Besitz zu nehmen, die der spanischen Flotte zur Zuflucht dienen mögten, so beschloß doch der katholische Monarch, so gleich zur Ausführung seines ehrsüchtigen Entwurfs zu schreiten. Eine Zeitlang hatte er heimliche Zurüstungen gemacht; aber so bald er völlig entschlossen war, wiederscholl jeder Theil seines weiten Reichs vom Geräusche der Waffen; und alle seine Minister, Generale und Admirale, wurden zur Beförderung dieses Entwurfs gebraucht. Der Marquis von **Santa Cruz**, ein Seeofficier von großem Ruhme und großer Erfahrung, war zum Befehlshaber der Flotte bestimmt, und die Schiffe wurden nach seinem Rathe ausgerüstet. In allen Häven von Sicilien, Neapel, Spanien und Portugall, brauchte man Künstler, um Schiffe von ungewöhnlicher Größe und Stärke zu bauen; Schifsvorrath kaufte man mit gewaltigen Kosten; man legte Magazine an; man errichtete Kriegesheere, und legte sie in die spanischen Seestädte; und machte Entwürfe, eine solche Flotte und Schifsbesatzung auszurüsten, die nie in Europa ihres gleichen gehabt hatte. Die Kriegsrüstungen in Flandern waren nicht weniger furchtbar. Kriegsvölker kamen jeden Augenblick von allen Seiten zusammen, um den Herzog vom **Parma** zu verstärken. **Capizuchi** und **Spinelli** brachten Völker aus Italien; der Marquis von **Borgaut**, ein Prinz aus dem Hause Oestreich, warb in Deutschland; die Wallonischen und Burgundischen Regimenter wurden vollzählig gemacht, oder vermehrt; die spanischen Fußvölker mit neugeworbenen verstärkt; und ein Heer von 34,000 Mann in den Niederlanden versammelt, und in Bereitschaft gehalten, nach England hinüber zu gehen. Der Herzog von **Parma** brauchte alle Zimmerleute, die er in Flandern, in Niederdeutschland, oder an den Küsten der Ostsee bekommen konte; und bauete zu **Dünkerken** und **Nieuport**, besonders aber zu **Antwerpen**, eine große Anzahl Böte und platte Fahrzeuge zum Ueberschiffen seines Fußvolks und seiner Reuterey nach England. Die berühmtesten adelichen und fürstlichen Personen aus Italien und

Spanien

Spanien waren eifersüchtig, an der Ehre dieser großen Unternehmung Theil zu haben. Don Amadeus von Savoyen, Don Juan von Medicis, Vespasian Gonzaga, Herzog von Sabionetta, und der Herzog von Pastrana eilten, sich mit dem Heere unter dem Herzog von Parma zu vereinigen. Ueber zwei tausend Freywillige, worunter viele von guten Häusern waren, hatten sich in spanische Dienste begeben: Man hegte gar keinen Zweifel, daß so weitläuftige Zurüstungen, wobei Officiere von so vollkommener Geschicklichkeit gebraucht wurden, einen glücklichen Erfolg haben müßten, und die Spanier, die auf ihre Macht prahlten, und von leeren Hofnungen aufgeblasen waren, hatten schon ihrer Flotte den Namen der **unüberwindlichen Flotte** gegeben.

Nachrichten von diesen außerordentlichen Zurüstungen waren bald nach England gekommen; und ungeachtet der Heimlichkeit des spanischen geheimen Raths, und ihres Vorgebens, daß sie diese Macht in Indien brauchen wolten, schloß man doch leicht, sie wären gesonnen, etwas auf England zu unternehmen. Die Königin hatte den Angrif voraus gesehen; und da sie nun für ihre Krone gegen die ganze spanische Macht streiten mußte, rüstete sie sich zum Widerstande; und erschrack nicht vor jener Macht, wovon ganz Europa fürchtete, daß dieselbe sie nothwendig überwinden müßte. Ihre Macht hatte in der That gar nicht das Ansehn, daß sie einem so mächtigen Feinde widerstehn könte. Alle Schifsleute in England machten damals nur eine Anzahl von 14,295 Mann aus. Der Umfang der englischen Schiffe war überhaupt so klein, daß, außer wenigen Kriegsschiffen der Königin, nicht vier der Kaufmannsschiffe 400 Tonnen Raum hatten. Die königliche Flotte bestand nur aus 28 Fahrzeugen, deren viele sehr klein waren; keines war von größerer Bauart, als die größesten englischen Fregatten, und die meisten verdienten mehr den Namen der Schaluppen, als Schiffe. Um die damalige Unansehnlichkeit der englischen Seemacht zu zeigen, führt Campbell ein Verzeichniß der königlichen Kriegsschiffe vom Jahre 1578 an, nach welchem die ganze Flotte aus 24 großen und kleinen Schiffen bestand. Das größte darunter hieß der Triumph und war von tausend Tonnen, das kleinste, der Georg, war unter sechzig Tonnen. Zu eben dieser Zeit beliefen sich alle Schiffe in ganz England, die von hundert Tonnen und darüber waren, nur auf hundert und fünf und dreißig, und alle unter hundert und über vierzig Tonnen, auf sechs hundert und sechs und funfzig. In einer Rechnung des Zeughauses, wird die Anzahl der Kanonen auf den Kriegsschiffen im Jahre 1578 nicht höher als funfhundert und vier angegeben. (Die Spanier hingegen hatten zwei tausend sechs hundert und dreißig auf ihrer Flotte.)

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

36tes Stück.

Freitag, den 5ten Mai 1780.

## Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Damit man sich einen Begrif von der Ausrüstung dieser Schiffe machen könne, führe ich aus dem von Campbell eingerückten Verzeichnisse das größte und kleinste hier an.

Nr. 1.

Der Triumpf.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Mannschaft, 780, wovon | | |
| Matrosen | — | 450 |
| Büchsenmeister | — | 50 |
| Soldaten | — | 200 |
| 2. Geräthschaft | | |
| Büchsen | — — | 250 |
| Bogen | — — | 50 |
| Bündel Pfeile | — | 100 |
| Piken | — — | 200 |
| Brustharnische | — | 100 |
| Mariner a) | — | 200 |
| 3. Größe der Ladung | — | 1000 |

Nr. 24.

Der Georg.

| | | |
|---|---|---|
| 1. Mannschaft, 50, wovon | | |
| Matrosen | — — | 40 |
| Büchsenmeister | — | 10 |
| Soldaten | — | keine |
| 2. Geräthschaft | | |
| Büchsen | — — | 12 |
| Bogen | — — | 10 |
| Bündel Pfeile | — | 20 |
| Piken | — — | 15 |
| Hellebarden | — | 20 |
| Mariner | — | 30 |

Der einzige Vortheil der englischen Flotte bestand in der Geschicklichkeit, und dem Muthe der Seeleute, die gewohnt waren, auf stürmischen Meeren zu segeln, und sich allen Gefahren auszusetzen; in welchem Stücke sie die spanischen Seesoldaten so sehr übertrafen, als ihre Schiffe an Größe und Stärke unter jenen waren. Alle englische Handelsstädte wurden ersucht, Schiffe zur Verstärkung dieser kleinen Flotte herzugeben, und zeigten bei dieser Gelegenheit einen muthigen Eifer zur Vertheidigung ihrer Freiheit und ihres Glaubens, wider jene



a) Eine Art damals gebräuchlicher Waffen, die jetzt nicht mehr gebraucht werden.

nahen Gefahren, die ihnen droheten. Den eifrigsten Antheil nahmen die londonschen Bürger an der gemeinen Sache, und rüsteten, statt funfzehn Schiffe, die von ihnen waren verlangt worden, freiwillig noch einmal so viel aus. Der niedrige und hohe Adel miethete und bemannete 43 Schiffe auf seine eignen Kosten; und alle Darlehne, welche die Königin verlangte, gewährten ihr diejenigen, an die sie sich wandte. Lord **Carl Howard von Effingham**, ein Mann von großem Muthe und Fähigkeiten, war Lord Admiral, und übernahm die Befehlshaberschaft dieser Flotte; **Drake**, **Hawkins** und **Frobisher**, die berühmtesten englischen Seeleute, dienten unter ihm, der erste als Unteradmiral, und der zweite als Contreadmiral. Die Hauptflotte lag zu **Plymouth**. Ein kleineres Geschwader von vierzig englischen und holländischen Schiffen hatte Lord **Seymour**, zweiter Sohn des Protector **Sommersett**, unter seinen Befehlen, und lag damit bei **Dünkerken**, um den Herzog von **Parma** aufzuheben.

Die englische Landmacht hatte, mit der spanischen verglichen, ganz andere Eigenschaften, als ihre Seemacht; sie war zahlreicher, als die feindliche, aber weit unter ihr an Kriegszucht, Ruhm und Erfahrenheit. Ein Heer von 20,000 Mann war in verschiedene Haufen längst der Südküste vertheilt; und diese hatten Befehl, wenn sie die Landung der Spanier nicht verhindern könten, sich zurückzuziehen, das Land umher zu verderben, und auf Verstärkung aus den benachbarten Grafschaften zu warten, ehe sie sich dem Feinde näherten. Ein Heer von 22,000 zu Fuß, und 1000 zu Pferde, unter dem Befehle des Grafen von **Leicester**, stand zu **Tilbury**, um die Hauptstadt zu vertheidigen. Die Hauptarmee bestand aus 34,000 zu Fuß, und 2000 Pferden, und ward vom Lord **Hundsdon**, einem wackern, wirksamen, entschlossenen Mann und nahen Anverwandten der Königin, angeführt. Diese Macht solte der Person der Königin zum Schutze dienen, und sich allerwärts hinziehn, wo der Feind sich sehen ließe. Das Schicksal Englands, wenn alle spanische Heere landen könten, schien von dem Ausgange einer einzigen Schlacht abzuhängen; und Männer von Nachdenken hegten die schrecklichsten Besorgnisse, wenn sie die Macht von 50,000 versuchten Spaniern, die von erfahrnen Officieren unter dem Herzoge von **Parma**, dem vollkommensten General dieser Zeit angeführt wurden, betrachteten, und diese furchtbare Rüstung mit der Kriegsmacht verglichen, die England, das zwar nicht durch den Frieden entkräftet, aber doch lange des Krieges ungewohnt war, dagegen aufstellen konte.

Der vornehmste Schutz des Königreichs schien in der muthigen und klugen Aufführung der Königin zu bestehn; die sich durch die gegenwärtigen Gefahren nicht schrecken ließ, alle ihre Befehle mit Ruhe gab, ihr Volk

zu einer standhaften Gegenwehr ermunterte, und jedes Mittel brauchte, daß ihr so wohl die einheimische Lage ihrer Sachen, als ihre auswärtigen Verbindungen verschaffen konten. Sie sandte Sir Robert Sydney nach Schottland, und ermahnte den König, ihr ergeben zu bleiben, und die Gefahr zu bedenken, womit die Ehrsucht des spanischen Tyrannen sein königliches Ansehen nicht weniger, als das ihrige bedrohete. Der Gesandte fand Jacob geneigt genug, eine Verbindung mit England zu unterhalten; und er hielt sich so gar in Bereitschaft, der Elisabeth zum Beistande mit der Macht seines ganzen Königreichs auszurücken. Ihr Ansehn bei dem Könige von Dännemark, und das Band ihres gemeinschaftlichen Glaubens nöthigten diesen Fürsten, auf ihr Ansuchen sich eines Geschwaders von Schiffen zu bemächtigen, die Philipp in den Dänischen Häven gekauft oder gemiethet hatte. Die Hanseestädte standen zwar damals nicht in gutem Vernehmen mit Elisabeth, fanden sich aber doch durch dieselben Gründe bewogen, die Ausrüstung einiger Schiffe in ihren Häven so lange zu verzögern, daß sie zu der Absicht einer Landung in England unnütz wurden. Die Franzosen waren zu klug, als daß sie den Spaniern einige Hülfe hätten leisten sollen; und die Holländer rüsteten zum Dienste der Königin eine ansehnliche Flotte unter dem Grafen Justin von Nassau aus. Alle Protestanten in ganz Europa betrachteten diese Unternehmung als die kritischste Begebenheit, die auf immer das Schicksal ihrer Kirche entscheiden solte: und ob sie gleich wegen ihrer Entlegenheit nicht ihre Macht mit Elisabeth vereinigen konten, so richteten sie doch ihre Augen beständig auf ihr Betragen und ihr Glück, und sahen mit Aengstlichkeit, die mit Bewunderung vermischt war, den unerschrockenen Muth, womit sie diesem fürchterlichen Ungewitter entgegen gieng, das ihr jeden Augenblick näher kam.

Die Königin merkte auch, daß ausser der allgemeinen Liebe, die sie genoß, und dem Vertrauen, daß ihre Unterthanen auf ihre kluge Regierung sezten, der allgemeine Eifer des Volks für den protestantischen Glauben, und die starken Vorurtheile, die es wider das Pabstthum eingesogen hatte, die festeste Stütze ihres Thrones sey. Sie sorgte bei dieser Gelegenheit dafür, bei der Nation ihre Anhänglichkeit an ihren Glauben, und jenen Abscheu wider die Gegenpartei aufs neue zu beleben. Man erinnerte die Engländer ihrer vorigen Gefahr vor der spanischen Tyrannei; alle Unmenschlichkeiten, die Maria wider die Protestanten ausgeübt hatte, schrieb man den Rathschlägen dieser scheinfrommen und herrschsüchtigen Nation zu; die Blutbäder in Indien, die unaufhörlichen Hinrichtungen in den Niederlanden, die entsetzlichen Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten der Inquisition stellte man ihnen lebhaft vor; man machte ein Verzeichniß und eine Be-

schreibung bekant, und theilte Bilder aus von den verschiedenen Marterwerkzeugen, womit die spanische Flotte solte beladen seyn; und brauchte sowohl jeden Kunstgrif, als jeden Beweggrund, das Volk zu muthiger Vertheidigung ihres Glaubens, ihrer Gesetze und ihrer Freiheiten zu ermuntern.

Indem aber die Königin in diesen kritischen Umständen die Erbitterung der Nation wider das Pabstthum reizte, behandelte sie die Anhänger dieser Sekte mit Mäßigung, und wüthete nicht gegen sie. Ob sie gleich wußte, daß der neue Pabst Sixtus der fünfte, der wegen seiner Fähigkeit und Tyrannei berühmt war, eine neue Excommunicationsbulle wider sie hatte ausgehen lassen, ihre Unterthanen von ihren Eiden und Pflichten losgesprochen, einen Kreuzzug wider England aufgeboten, und jedem völligen Ablaß ertheilt hatte, der sich zu dieser Unternehmung anheischig machte: so wolte sie doch nicht glauben, daß alle ihre katholischen Unterthanen so verblendet seyn könten, der Andächtelei ihre Pflicht gegen ihre Monarchin und die Freiheit und Unabhängigkeit ihres Vaterlandes aufzuopfern. Sie verwarf alle gewaltsamen Rathschläge, die ihr angaben, Vorwand zu suchen, um die Häupter dieser Partei aus dem Wege zu schaffen: sie wolte nicht einmal eine beträchtliche Anzahl derselben gefangen setzen; und da die Katholiken diese gute Begegnung merkten, zeigten sie allgemein den höchsten Eifer für die Landesvertheidigung. Einige geringere Edelleute dieser Sekte, die sich bewußt waren, daß sie billigerweise kein Zutrauen oder Ansehn erwarten dürften, begaben sich als Freiwillige auf die Flotte, oder zu der Armee: einige rüsteten Schiffe aus auf ihre eigenen Kosten, und gaben Protestanten die Befehlshaberschaft darüber: andere waren geschäftig, ihre Pächter, Lehnsleute und Nachbarn zur Vertheidigung ihres Landes zu ermuntern: und jeder Stand vergaß für itzt allen Parteiunterschied, und schien sich mit Ordnung und Muth zu rüsten, um der Gewalt jener drohenden Feinde zu wiederstehn.

Um noch mehr den kriegerischen Geist dieser Nation zu erwecken, erschien die Königin selbst zu Pferde in dem Lager bei Tilbury; sie ritt durch die Glieder, zeigte eine fröliche und lebhafte Mine, ermahnte die Soldaten, ihrer Pflicht gegen ihr Land, und ihren Glauben eingedenk zu seyn; und erklärte ihre Absicht, ob sie gleich ein Frauenzimmer wäre, sie selbst wider den Feind anzuführen, und lieber in der Schlacht zu sterben, als den Untergang und die Knechtschaft ihres Volks zu überleben. Ihre Rede verdient hier ganz eingerückt zu werden. Sie lautet also: „Mein treues Volk, „wir sind von einigen, denen unsere Sicherheit am Herzen liegt, beredet worden, uns zu hüten, daß „wir uns nicht einer gewaffneten Menge überliessen, aus Furcht vor Verrätherei: aber ich versichere euch, für „mein

„mein Leben mögte ich in mein treues „und mich liebendes Volk kein Miß„trauen setzen. Tyrannen mögen sich „fürchten: Ich habe mich immer so „betragen, daß ich nächst Gott, meine „Hauptstärke und Bedeckung in den „gehorsamen Herzen meiner Untertha„nen, und ihrem geneigten Willen su„che: und deswegen bin ich jezt unter „euch gekommen, nicht zu meiner Er„holung oder für die Langeweile; son„dern weil ich entschlossen bin, mitten „in dem hitzigsten Gefechte unter euch „zu leben oder zu sterben; für meinen „Gott, für mein Königreich und für „Volk, meine Ehre und mein Blut „in den Staub hinzulegen. Ich weiß, „ich habe nur den Körper eines schwa„chen und zärtlichen Frauenzimmers; „aber ich habe das Herz eines Königs „und zwar eines Königs von England; „und ich hielt es für einen niedrigen „Schimpf, wenn Parma oder Spa„nien, oder irgend ein europäischer „Fürst es wagen dürfte, in meine „Gränzen einzudringen. Lieber, ehe „ich eine Schande durch mich auf euch „kommen lasse, will ich selbst die „Waffen ergreifen; ich will eure Feld„herrin, Richterin, und Belohnerin „jeder eurer Kriegsthaten seyn. Ich „erkenne schon aus eurer Bereitwillig„keit, daß ihr Belohnungen und „Siegskränze verdient habt; und wir „versichern euch auf unser fürstliches „Wort, daß sie euch verdientermaaßen „sollen ausgetheilt werden. Mittler„weile soll mein Generallieutenant „meine Stelle vertreten; nie befahl ein „Fürst einem edlern und würdigern „Unterthanen; und ich zweifle nicht, „wir werden durch euren Gehorsam „gegen meinen General, durch eure „Einigkeit im Lager, und eure Tapfer„keit im Felde, im kurzen einen be„rühmten Sieg erlangen über diese „Feinde meines Gottes, meines Kö„nigreichs, und meines Volks."

Durch dieses muthige Bezeigen belebte sie wider die Zärtlichkeit und Bewunderung der Soldaten: die Ergebenheit gegen sie ward zu einer Art der Begeisterung bei ihnen; und sie fragten einander, ob es möglich wäre, daß Engländer diese rühmliche Sache verlassen könten, weniger Muth zeigen könten, als man an dem weiblichen Geschlecht sähe, oder je durch Gefahren dahin gebracht werden könten, die Vertheidigung ihrer heldenmüthigen Fürstin zu unterlassen.

Die spanische Flotte war schon mit dem Anfange des Maimonats segelfertig, aber eben da sie unter Segel gehen wolte, überfiel ihren Admiral, den Marquis von *Santa Cruz*, ein heftiges Fieber, woran er bald nachher starb. Den Viceadmiral, Herzog von *Paliano* betraf zu eben der Zeit, durch eine wunderbare Verbindung der Unfälle, dasselbe Schicksal; und der König ernante zum Admiral den *Don Alphonso de Gusmann*, Herzog von *Medina Sidonia* b), einen



b) So nent ihn Campbell. Gregorio Leti nent ihn hingegen mit seinem vollen Titel:

einen Edelmann von dem größesten Hause in Spanien, der aber im Kriege unerfahren, und mit Seeangelegenheiten durchaus unbekant war. Nach Gregorio Leti war dies seine erste Seeunternehmung. Unter ihm diente Don Martinez de Ricaldo, ein alter erfahrner Biscayer, der die Aufsicht über alles hatte, und nach dessen Gutachten der Herzog sich gänzlich richtete. Alcarede ward zum Viceadmiral ernant. Außer dem Verluste eines so großen Officiers, als Santa Cruz war, verzögerte dieses Unglück auch die Absegelung der Flotte, und gab den Engländern mehr Zeit zu ihren Kriegsrüstungen wider sie. Endlich segelte die Flotte den 1ten Junius neuen Kalenders, voll Hofnung und Eifer von Lissabon ab, aber am folgenden Tage ergrif sie ein gewaltiger Sturm, der die Schiffe zerstreuete, einige der kleinsten in den Grund trieb, und die übrigen zwang nach Corunna zu segeln, (welches die Engländer insgemein Groyn nennen,) wo sie warteten, bis sie wieder ausgebessert wurden. Da von diesem Vorfalle Nachricht nach England kam, schloß die Königin daraus, der Entwurf einer Landung wäre für diesen Sommer vereitelt; und da sie immer bereit war, jeden Vorwand zu ergreifen, um Geld zu schonen, ließ sie durch Walsingham an den Admiral schreiben, er mögte einige der großen Schiffe abtakeln lassen, und die Seeleute abdanken: Aber Lord Effingham, der in seinen Hofnungen nicht so sanguinisch war, nahm sich die Freiheit diesem Befehl ungehorsam zu seyn; und bat um Erlaubniß, alle Schiffe in Diensten zu behalten, solte es auch auf seine Kosten geschehen. Er bediente sich eines Nordwindes, segelte nach der spanischen Küste mit der Absicht, den Feind in seinen Häven anzugreifen: aber der Wind drehete sich nach Süden, und er war furchtsam, sie mögten unter Segel gegangen seyn, ihm vorbei gehen, und auf der englischen Küste landen, die nun durch die Abwesenheit der Flotte bloß lag. Er kehrte daher mit der größten Eile nach Plymoth zurück und legte sich in diesem Haven vor Anker.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Titel: Don Ludovico Ponze, Duca di Medina Sidonia, e Signore di San Lucar, Cavaliere del Toson d'oro. (Ritter des güldnen Fließes.)

---

## Kurze Beschreibung der Insel Pauli Timon.

Die Insel Pauli Timon ist eine der größten unter den Inseln, welche nicht weit von den Küsten von Malacca liegen. Sie gehört dem König von Johor, welcher in Siperka auf der Halbinsel Malacca residirt. Dieser läßt die Insel durch zwei Orankays regieren, auf jeder Seite der Insel einen Orankay, welches Wort in malayischer Sprache einen Waldmen-

schen bedeutet, das ist, einen Menschen, der über Wälder gesetzt ist.

Die Einwohner sind eine Art Banditen, welche die Insel schon von langer Zeit her besessen, und sich sehr auf derselben vermehrt haben.

Ein Orankay behauptete, die Zahl der Einwohner belaufe sich auf 2000; man kan aber kaum die Hälfte glaubwürdig annehmen.

Diese Einwohner leben hin und wieder zerstreuet, in kleinen schlecht gebaueten Häusern oder Hütten, die nur aus einem Zimmer mit einem kleinen Fenster und einer Thür bestehn. Die meisten sind nicht über fünf bis sechs Schritte lang, und zwei bis drei breit. Inwendig geht rings an der Wand her eine Bank, so hoch wie eine Tafel, und sehr bequem zum Sitzen und zum Liegen. Um das Haus steht eine Art einheimischer Bäume, die Pirangbäume heißen.

Obgleich die Einwohner an einem sehr steilen und unebenen Gebirge wohnen; so suchen sie doch gemeiniglich ihre Wohnungen so anzulegen, daß wenigstens auch etliche Schritte umher ein ebener Platz ist.

Diese Menschen sind ziemlich belebt und nicht häßlich, etwas schwärzer als die Japaner, und freilich auch der Linie näher als diese.

Sie ziehen, wie auch die Einwohner des festen Landes von *Malacca* und von *Sumatra* thun, die Barthaare sich ganz aus, daß sie wie alte Weiber aussehen. Die meisten sind der muhammedanischen Religion zugethan, welche sich durch ganz Indien sehr weit verbreitet hat.

Ihre Kleidung besteht bloß in einem Tuche um die Schaamtheile, das aus einer Baumrinde sehr grob gewirkt ist. Eben ein solches Tuch, in einen runden Kranz gewunden, tragen sie um den Kopf; und einige auch Hüte von Gabbe Gabbe Blättern geflochten. Gabbe Gabbe ist ein Baum, aus welchem die Indier das Saga bereiten, dessen sie sich statt des Brodts bedienen.

Sie fahren in kleinen Fahrzeugen, in welchen nur eine Person sitzen kan, und die so leicht sind, daß ein Mann ohne große Mühe sie ans Land tragen kan. Derjenige, welcher darin fährt, setzt sich gerade in die Mitte des Fahrzeugs, und leget seine Waaren hinter sich.

Das Ruder hat ohngefähr Mannslänge, und ist so eingerichtet, daß man es in der Mitte anfaßt, und dann damit auf beiden Seiten des Kahns eins ums andere mit beiden Enden rudert.

Sie haben aber auch größere Fahrzeuge, in welchen vier Personen Raum haben, und mit denen sie bis an die Küste von *Malacca* überfahren.

Die ganze Insel besteht aus Felsen, und steinigten hohen Gebirgen, die aber doch an sehr vielen Orten und, (welches in der That sonderbar ist,) oft da, wo man kaum eine Hand voll Erde entdecken kan, mit Buschwerk und Bäumen bewachsen sind. Nicht ohne Gefahr und Mühe kan man die felsigten Ufer hinanklimmen, und bei diesem Aufklimmen und Durchkriechen durch die Gebüsche, helfen nicht wenig die Wurzeln der Bäume, welche oben auf den Bergen wachsen. Denn von diesen

Wur-

Wurzeln sind manche zwei, drei und mehrere Daumen dick, die sich 10 bis 20 Klaftern um die Hölen in den Bergen winden und herunterlassen, um Grund zu suchen. An diesen kan man sich wie an Seilen hinauf helfen.

Zwischen den unter und durch einander gefallenen Felsen und Steinen sind einige kleine Seen von süssem Wasser, und etwas höher ist ein Fluß, der wasserreich genug ist, um zwei Mühlen zu treiben, und mit solchem Geräusch über Stein und Felsen herabfällt, daß man kaum mit einander reden kan. Das Wasser dieses Flusses ist klar, sehr kalt und etwas bittern Geschmacks.

Folgende Bäume und Gebüsche sind vorzüglich auf dieser Insel zu bemerken: **Terum Lauck**, eine nicht sehr hohe Staude mit 2 bis 3 Zoll langen und 1½ Zoll breiten Blättern, die dick und fast ganz undurchsichtig sind, und einen Nerven haben, der etwas unregelmäßig durch die Mitte läuft. Die Blume ist gelb mit fünf Blättern, und hat eine sehr artige Sternfigur. Der Saame ist auch sehr schön, grün, sternförmig mit sieben radiis. Gemeiniglich hängen 3, 4 bis 5 Saamenkörner bei einander, welche eine schöne Figur ausmachen.

**Prije Laut**, eine Beeren tragende Staude, welche etwas größer als unsere Wacholderbeeren, grün und sehr fleischigt sind. Die Blätter sind gezackt (serrata). **Maanbu.** Dieser Baum hat viele stumpfe und weiche Blätter. Die Blume ist sehr merkwürdig, und bestehet aus fünf Blumenblättern, welche alle auf einer Seite in der Runde herum, und in der Form eines halben Mondes oder halben Zirkels geordnet sind. Gegen ihnen über ist ein gekrümter Griffel (stylus), oben mit einem grünen kleinen Kopfe bedeckt. So bald die Blumen abgefallen, folgen fünf Beeren nach der Zahl der Blumenblätter, die alle mit einer fleischigten Substanz angefüllt sind.

**Papiniok** hat weiße Blumen, den Bohnenblumen nicht unähnlich, und drei länglichte Blätter an einem Stiel, von denen aber das mittelste etwas länger und größer ist, als die zwei übrigen.

Ein andrer Baum, dessen Namen ich nicht erfahren konte, hat sehr große, weiche, nervichte und beinahe runde Blätter, der Haselnußstaude nicht unähnlich, doch zwei bis drei mal größer. Die Blume ist weiß und hat eine ungleiche Zahl Blumenblätter, meistens sieben oder neun. Die Frucht ist ein Apfel.

Wegen ihrer besondern Schönheit ist unter den hiesigen Pflanzen eine fleischfarbene **Iris** merkwürdig. Sie hat gelbe Striche und eine stachlichte Frucht, von der Größe einer Muscatennuß. Sie besteht aus drei Behältnissen, in deren jedem vier schneeweiße, erbsförmige, runde Saamenkörner sind.

Alle Schiffe, welche von Batavia nach Siam gehn, haben von der Compagnie Befehl, wo möglich auf dieser Insel **Pauli Timon** anzufahren, um sich mit frischem Wasser, Holz und Lebensmitteln zu versorgen, weil sie ohngefähr gerade in der Mitte des Weges eine sehr bequeme Lage hat.

Hannoverisches Magazin.

37tes Stück.

Montag, den 8ten Mai 1780.

# Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Fortsetzung.)

Mittlerweile hatte die spanische Flotte ihren erlittenen Schaden wieder ersetzt; und gieng wieder mit neuen Hofnungen in See, um ihre Unternehmung zu verfolgen. Der König von Spanien hatte eine so große Einbildung von der Macht dieser außerordentlichen Flotte, die gewiß alle Seerüstungen, die in vorigen Zeiten waren gemacht worden, übertraf, daß er nun, anstatt die Stärke derselben zu verbergen, eine genaue Beschreibung davon in lateinischer und in den meisten europäischen Sprachen, außer der englischen, ans Licht stellen ließ. Der spanische Titel lautet also: La feliciſſima Armada, qui el Re Felipe, nueſtro Sennor mando juntar en el Puerto de la Ciudad de Lisboa, en el Reyno de Portugal: En Anno de mille quinientos y ochenta y ocho. Hecha por Pedro de Pas Salas. Diese Schrift war unter dem 20ten Mai 1588 ausgefertigt, und nach derselben bestand die glücklichste Flotte, wie sie darin genant wird, aus 130 Schiffen, die zusammen 57,868 Tonnen ausmachten. Darunter waren fast 100 Gallionen, und von größerm Umfange, als man sie irgend vorher in Europa gebraucht hatte. Sie führte am Bord 19,295 Landsoldaten, 8456 Seesoldaten, (Campbell zählt 8450 Matrosen.) 2088 Galeerensclaven, und 2630 große metallene Stücke. Ueberdem befand sich dabei noch eine große Flotte von andern Schiffen, die mit einer erstaunlichen Menge Waffen beladen waren, welche unter diejenigen ausgetheilt werden solten, die in England zu ihnen übertreten würden. Es waren auf dieser Flotte auch einhundert und vier und zwanzig Freiwillige von hohem Stande, und ungefähr hundert und achtzig Geistliche von verschiedenen Orden. Sie war auf sechs Monate mit Lebensbedürfnissen versehen,

und von zwanzig kleinern Fahrzeugen begleitet, die man **Caravellen** nannte und von 10 sechsrudrigten Salven a).

Der

a) Gregorio Leti erzählt S. 318. die Ausrüstung der Flotte ausführlicher mit einigen Nebenumständen. Um aber den Leser nicht zu lange damit aufzuhalten, füge ich seine Beschreibung in einer Anmerkung bei, wo sie eine Stelle verdient.

Das Königreich **Portugall** gab auf eigene Kosten, unter Anführung des Herzogs von Medina Sidonia, (hernachmaligen Befehlshaber der ganzen Flotte,) 10 der allergrößten Gallionen, 2 Atabri, 1300 Seeleute, 3000 Soldaten, 350 Stück Kanonen zu dieser Flotte her.

Biscaja unter Anführung des Admirals **Don Juan Martinez de Ricaldo**, 10 Gallionen, 4 Pettachie, (kleinere Schiffe,) 700 Seeleute, 2000 Soldaten und 250 Stück Kanonen.

Guipuzcoa unter Michael d'Oquendo, 10 Gallionen, 4 Pettachie, 700 Seeleute, 2000 Soldaten und 280 Kanonen.

Andalusien unter **Don Pedro de Valdez**, 10 Gallionen, 1 Pettachia, 800 Seeleute, 2400 Soldaten und 260 Kanonen.

Italien, unter dem Befehl des **Martin di Bartendona**, 10 Gallionen, 800 Seeleute, 2000 Soldaten und 310 Kanonen.

Castilien, unter dem Befehl des **Don Diego Florez de Valdez**, 13 Gallionen, 1700 Seeleute, 2400 Soldaten und 300 Kanonen.

Außerdem waren noch 23 große Schiffe da, **Hulkes** genannt, unter dem Commando des **Don Juan Lopez di Medina**, mit 700 Seeleuten, 3200 Soldaten und 400 Stück Kanonen.

Ferner 4 neapolitanische Galeassen, unter **Don Diego di Moncada**, auf welchen sich 1300 Sclaven, 500 Seeleute, 800 Soldaten und 200 Stück Kanonen befanden.

Ferner waren dabei 4 Galeeren von **Portugall**, unter **Don Diego di Medrana** mit 900 Sclaven, 400 Seeleuten und 120 Stück Kanonen.

Imgleichen 22 Pettachie (kleinere Schiffe) unter Anführung des **Don Antonio Buccado di Mendozza**, mit 550 Seeleuten, 400 Soldaten und 180 Kanonen.

Außer den erwähnten Schiffen befanden sich noch bei der Flotte 20 Caravellen, oder Barken mit Rudern, um den großen Schiffen beizustehen, so daß sich die ganze Flotte auf 150 Segel belief, mit Provision in Menge, 8500 Edelleuten und Ebentheurern, und 2700 Stück Kanonen. Die Schiffe waren in der That von ganz ungeheurer Größe, und schienen eher Schlösser als Schiffe zu seyn, das gemeinste hielt 60,000 Tonnen (sessanta mila botti). Es waren mehr als 60 Gallionen dabei, von der besten Bauart, stark und hoch, vollkommen wie Thürme, die zwar geschickt waren die Landung zu schützen, aber unnütz zum Gefecht zur See, wozu sich hingegen die englischen und holländischen sehr gut schickten, weil man aller Orten damit herum kommen konte. Die Defension oben auf den Schiffen war schußfrei von Musketenkugeln; und unten waren sie so unglaublich dick, mit Holz von 3 oder 4 Fuß dick gefüttert, daß eine Kugel nicht durchgieng, außer wenn der Schuß in der Nähe geschah. Die Masten waren mit außerordentlich dicken Tauen umgeben, und sehr wohl gegen die Ka-

Der Entwurf des Königs von Spanien war, die Flotte solte nach der Kü- sie segeln, die Dürkerken und Nieuport gegen über lag; und wenn sie

Oo 2 alle

Kanonen verwahrt. Die Galeassen waren bewundernswürdig schön, mit Kammern, Capellen, Thürmen, Predigtstühlen und verschiedenen andere Bequemlichkeiten, sie konten gerudert werden, wie Galeeren, und auf jeder befanden sich 300 Sclaven. Mit der Artillerie konten sie sehr viel ausrichten, und diese Galeassen sowohl als die Schiffe waren zur Pracht mit Trompeten, großen und kleinen Fahnen und Standarten versehen.

Kriegsvorrath war in Menge vorhanden, und jedes Schif hatte Ueberfluß daran. Es waren 120,000 Kugeln da, wovon die kleinste 30 Pfund, ein grosser Theil derselben aber mehr als 110 Pfund wog: 4,500 Quintalen Pulver. (Es giebt große und kleine Quintalen, 1 Quintal hat 100 Libras, 95 Pfund Hamburgisch Gewicht, 1 Quintal macho aber 150 Libras. Man begeht keinen großen Fehler, wenn man Centner dafür setzt.) 1000 Quintalen gewöhnliche Kugeln, und 1200 Quintalen Lunten. Ferner 7000 Musketen und Flinten, 10,000 Partisanen und Hellebarden; eine große Anzahl Feldschlangen (Colombrine, soll wohl Colubrine heißen,) und Doppelhaken; und überhaupt alles, was zu einer Landung und zum Fortbringen der Kanonen und anderer Dinge zu Lande nöthig war. Mundprovision war von allerlei Gattung im Ueberfluß vorhanden. Man hatte auf jeden monatlich ½ Quintal Brodt und Zwieback gerechnet, und dies auf sechs Monate, welches 160,000 Quintalen betrug. Weinvorrath war auf 6 Monate da. Ferner hatte man 7000 Quintalen Speck, 3000 Quintalen Käse, Oel, Essig, Bohnen, Reis und allerlei Art Gemüse im Ueberfluß, nebst hinlänglichem Wasservorrath. Ferner eine große Anzahl Lichter, Laternen, Lampen, Linnen, Pelzwerk und Blei, um die Löcher zu verstopfen, welche die feindlichen Kugeln in die Schiffe machen könten, und überhaupt alles, was zur Ausrüstung einer großen Flotte nöthig war, und, wie ich schon gesagt habe, im Ueberfluß, und in der besten Ordnung. Diese Flotte kostete dem Könige, wie Don Diego Pimentel erzählt, täglich 30,000 Ducaten. Er versichert, daß 32,000 Mann darauf gewesen.

Es waren fünf Regimenter Spanier, unter fünf Mastri di Campo, und verschiedene alte Soldaten von den sicilianischen und terceriſchen Regimentern auf der Flotte. Die Anführer, oder Obristen waren Don Diego Pimentel, Don Francesco di Toledo, Don Alonso die Lucon, Don Nicolo di Lira und Don Agostin di Mixia. Jeder dieser Obristen hatte 32 Compagnien unter seinem Befehl, außer einigen andern portugiesischen Regimentern. Philipp hatte nicht nur ohne alle Ausnahme, bei Lebensstrafe, verboten, irgend ein Frauenzimmer auf der Flotte zu dulden, sondern vielmehr so viel Reliquien, Creuze, Crucifixe und vom päbstlichen Nuncius geweihete Bilder auf selbige bringen lassen, daß die Soldaten beim Anblick derselben unwillig wurden, und viele unter ihnen sagten: Der König Philipp begegne ihnen nicht wie Soldaten, sondern als Einsiedlern.

Don Martin Alacon war Administrator und Generalvicarius der Inquisition, und hatte die Aufsicht über alle Cappellane, deren über hundert auf der Flotte waren, außer 200 Mönchen von verschiedenen Orden. Ferner waren 200 Wundärzte, 100 Aerzte, und aller nöthige Vorrath zu einem guten Hospitale da,

alle englische und holländische Schiffe verjagt hätte, die ihnen den Weg verrennen mögten, (denn man dachte nie daran, daß sie sich wehren könten,) solte sie sich mit dem Herzoge von Parma vereinigen, dann in die Themse einlaufen, und wenn sie die ganze spanische Armee ans Land gesezt hätte, so mit einem Streiche die ganze Eroberung Englands vollführen. Zur Ausführung dieses Entwurfs gab Philipp dem Herzoge von Medina Befehl, er solte, indem er durch den Canal gienge, so nahe an der französischen Küste segeln, als er mit Sicherheit könte, und nach der Rhede von Calais gehen, er solte mit Klugheit vermeiden, der englischen Flotte zu begegnen, und indem er das Hauptunternehmen vor Augen hätte, alle geringere Vortheile versäumen, die der Eroberung eines Königreichs ein Hinderniß in den Weg legen oder sie auch nur verzögern könten. Nachdem die Flotte unter Segel gegangen war, nahm sie einen Fischer, der die Nachricht gab, der englische Admiral wäre neulich in See gewesen; hätte von dem Ungewitter gehört, das die Flotte zerstreuet; hätte sich wieder nach Plymouth zurück gezogen, und weil er in diesem Jahre keinen Ueberfall mehr fürchtete, seine Schiffe abgetakelt, und das meiste Schifvolk entlassen. Hierauf hielt der Herzog Kriegsrath und überlegte mit demselben, ob man sich wörtlich nach des Königs Befehlen richten, oder diese günstige Gelegenheit ergreifen solte, die englische Flotte in ihrem Hafen zu verbrennen. Nach einer langen Berathschlagung, worin verschiedene Meinungen waren, ward beschlossen, auf die englische Flotte loszugehen, und dieses vornemlich auf heftiges Anrathen des Don Diego Florez de Valdez, Admirals des andalusischen Geschwaders. Nach dieser falschen Nachricht stellte sichs der Herzog von Medina auch höchst leicht vor, die englischen Schiffe im Hafen anzugreifen und zu Grunde zu richten; und er ließ sich durch Valdez und die Aussicht einer so entscheidenden Unternehmung verführen, seinen Auftrag zu überschreiten und gerade auf Plymouth zu segeln; ein Entschluß, der England retten half.

Der Lizard war das erste Land, das die Flotte mit dem Untergange der Sonne erreichte, und da die Spanier ihn für den Ramshead bei Plymouth hielten, hielten sie noch die See, mit der Absicht, am folgenden Tage wieder zu kommen und die englische Flotte anzugreifen. Fleming, ein schottischer Kaper, der in dieser Gegend kreuzte, entdeckte sie, und segelte sogleich hin, um dem englischen Admiral ihre Annäherung zu berichten; das war wieder ein Glücksfall, der vorzüglich die Flotte retten half. Der Wind blies stark auf die Rhede bei Plymouth und es hatte große Schwierigkeit, in See zu kommen. Effingham aber hatte noch eben die rechte Zeit, den Hafen zu verlassen, da er die spanische Flotte (den 20ten Julius) mit vollen Segeln auf sich zu-

kom-

kommen sah, die eine Schlachtordnung, wie ein halber Mond hielt, und von dem Ende der einen Abtheilung bis zu der andern eine Strecke von sieben englischen Meilen einnahm.

Die Schriftsteller dieses Zeitalters erheben ihre Schreibart bei der prächtigen Beschreibung dieses Anblicks, dergleichen sich nie auf dem Ocean gezeigt hatte, und dem Herzen aller Zuschauer eben so viel Schrecken als Bewunderung einflößte. Die hohen Masten, die schwellenden Segel, die emporragenden Vordertheile der spanischen Gallionen scheinen fast nicht malbar zu seyn, wenn man nicht Farben der Dichtkunst nimt; und ein beredter Geschichtschreiber Italiens hat Camden nachgeahmt, und versichert, die spanische Flotte sey, obgleich die Schiffe alle Segel aufgespannet hatten, doch nur mit langsamer Bewegung angerückt; als wenn der Ocean unter einem so ungeheuren Gewicht seufzte, und die Winde ermüdet wären, es fortzutreiben b). Die Wahrheit ist indessen, daß die größesten spanischen Schiffe kaum für Schiffe der dritten Ordnung in der jetzigen englischen Flotte gehn würden; dabei waren sie so übel gebauet, und wurden so übel gesteuert, daß sie ganz unlenkbar waren, und weder mit halben Winde segeln, noch sich gelegentlich drehen, noch in Sturm von den Schifleuten konten regiert werden. Weder die Kunst der Schifsbauer, noch die Erfahrung der Seeleute hatte so große Vollkommenheit erreicht, als zur Sicherheit und Regierung so plumper Schiffe nöthig waren; und die Engländer, die schon erfahren hatten, wie unbrauchbar sie gemeiniglich wären, erschracken nicht vor ihrer fürchterlichen Erscheinung.

Effingham gab Befehl, es nicht zu einem Treffen in der Nähe mit den Spaniern kommen zu lassen, wobei, wie er besorgte, den Engländern die Größe der Schiffe und die Anzahl der Soldaten nachtheilig seyn mögte, sondern sie von ferne zu beschießen, und die Gelegenheit abzuwarten, die ihnen die Winde, die Ströme, oder mancherlei Zufälle anböten, einige zerstreute



b) Bentivoglio und Gregorio Leti. Der leztere macht folgende prächtige Beschreibung von der Flotte Parte seconda p. 324. Non aveva mai l'Oceano veduto prima d'allora spettacolo più superbo di questo. Stendevasi l'Armata Spagnola per un tratto immenso da un corno all'altro, e si potevan quasi tutti insieme vedere l'un l'altro i Vascelli, perche s' erano posti in forma lunare. Gli Alberi, le antenne, e le Poppe che sembravano senz'alcun dubio altissime Torri, e che in altezza, e numero così grande si vedevano sorger da tanti moli, rendeva gran maraviglia a quei luoghi circonvicini, che de'siti più alti rimiravano lo spettacolo, stando per così dire tutti in dubbio, se quella fosse Campagna maritima di Vascelli, ò pur Città terrestre di Castelli; e se in mostra così pomposa havesse maggior parte l'elemento dell' acqua, che della terra. Veniva con tardo moto detta Armata Spagnola, anche allora che portava le vele gonfie, quasi che gli stessi venti si stancassero nel reggere così grand Mole.

zerstreute Schiffe des Feindes wegzunehmen. Er ließ die spanische Flotte ruhig vorbei gehen, damit er den Vortheil des Windes gewinnen, und sie desto besser von hinten anzugreifen im Stande seyn mögte, welches er auch mit gleicher Herzhaftigkeit und Glück ins Werk richtete. Und obgleich **Don Martinez de Ricaldo** alles, was einem tapfern Officier möglich war, that, so ward doch die Flotte in die äußerste Unordnung gebracht und viele Schiffe beschädigt. Man würde noch mehr ausgerichtet haben, wenn nicht ein großer Theil der englischen Flotte zu weit entfernt gewesen, und der Admiral dadurch genöthigt worden wäre, darauf zu warten. Die folgende Nacht steckte ein holländischer Büchsenmeister, dem einige spanische Officiere übel begegnet hatten, ein großes biscayisches Schif, worauf ein beträchtlicher Theil der spanischen Gelder war, in Brand; und es kostete große Mühe, das Feuer auszulöschen, dadurch blieb es hinter der Flotte. Der größte Theil des Geldes ward auf eine Gallion, worauf **Don Pedro de Valdez** Befehlshaber war, gebracht. Diese verlor bald darauf ihren Fockmast; und da sie solchergestalt zum Dienst untüchtig gemacht war, fiel sie den folgenden Tag dem Ritter **Drake** in die Hände, welcher den Hauptmann nach **Darmouth** sandte, und das Geld seinen Schifleuten zur Plünderung überließ c). Den folgenden Tag wandte der spanische Admiral an, seine

c) Als **Franz Drake** auf diese Gallion stieß, schickte er einige von seinen Leuten ab, sie zur Uebergabe aufzufordern, und diese fanden, daß sie 450 Soldaten außer den Seeleuten enthielt. **Valdez** wolte capituliren und schickte deshalb zwei seiner Leute zu **Draken**. Dieser aber antwortete, er habe keine Zeit mit Schreiben zu verlieren, und wenn er sich nicht auf Discretion ergeben wolle, so würde er ihn angreifen, nichts hindere ihn, sich zu vertheidigen, aber er versichere ihn, daß er seinen Mann finden werde. **Valdez** hielt Kriegsrath, und da er fand, daß die Vertheidigung unnütz seyn, und er sich doch würde ergeben müssen, so ergab er sich. **Valdez** mit den Edelleuten und etwa 50 andern kamen zum General **Drake** aufs Schif, die übrigen wurden mit derselben Gallion nach Plymouth gesandt, wo man sie nicht länger als anderthalb Jahr gefangen hielt, bis sie ausgewechselt wurden. Als **Valdez** zu **Draken** kam, küßte er ihm die Hand und versicherte: sie wären alle entschlossen gewesen mit dem Degen in der Hand zu sterben, und würden es auch gethan haben, wenn ein anderer Officier sie aufgefordert hätte, aber jetzt hielten sie es für ein großes Glück, in die Hände eines solchen Generals zu fallen, der den Ruhm des höflichsten und leutseligsten Mannes von der Welt hätte, und vorzüglich gegen seine überwundene Feinde äußerst großmüthig handelte; sie wären deshalb zweifelhaft, ob seine Feinde ihn wegen seiner glorreichen Thaten im Kriege mehr lieben, oder wegen seiner glücklichen Unternehmungen mehr fürchten solten.

**Drake** war von Natur sehr höflich und leutselig, aber er hielt sich durch diese Rede auf alle Weise verpflichtet, mehr als gewöhnlich zu thun, und seine Höflichkeit zu verdoppeln, er umarmte daher **Valdez** aufs höflichste, und bewieß

ne Flotte in Ordnung zu stellen, und den Officieren Befehle zu ertheilen. Er sandte auch ein Postschif an den Herzog von **Parma** ab, dem er von seinem großen Verluste und der Gefahr, worin er sich befand, Nachricht gab, und ihm anlag, eiligst zu ihm zu stoßen. Den 23ten schlugen sie wieder mit verschiedenem Glücke, und die **Spanier** sahen nunmehr ein, daß die Größe ihrer Schiffe ihnen zum Nachtheil gereiche, weil ihre Kugeln über die englischen Schiffe wegflogen; da hingegen diese mit jeder trafen. Den 24ten konten die **Engländer** wegen Mangel an Pulver und Kugeln wenig thun: allein, da sie des Abends wieder einen Vorrath bekamen, machte der Admiral die nöthigen Anstalten, die **Spanier** mitten in der Nacht anzugreifen. Er theilte zu dem Ende seine Flotte in vier Geschwader ein; das erste ward von ihm selbst; das zweite von dem Ritter **Franz Draken**; das dritte von dem Ritter **Hawkins**; und das vierte von dem Hauptmann **Martin Frobisher** angeführt: aber eine gänzliche Windstille hinderte die Ausführung dieses Vorhabens. Den 25ten ward eins der spanischen Schiffe erobert d), und den 26ten beschloß der Admiral, nichts weiter wieder sie zu unter-

wieß gegen ihn und die übrigen Edelleute viel Liebe, auch begegnete er den Leuten desselben mit vieler Gütigkeit. Er ließ **Valdez** nebst **Silva** und **Sains** Mittags und Abends in seiner Cajüte speisen, bewirthete sie köstlich und ließ die übrigen von seinen Leuten traktiren. Er ließ auch **Valdez** in seiner Cajüte schlafen und erkundigte sich bei ihm aufs genaueste über die Beschaffenheit und Macht der spanischen Flotte. Darauf wurde **Valdez** nach London geschickt, wo ihn die Königin sehr gnädig empfing, denn er war in der That ein Mann von vielem Ruhm und Ansehn, der von jedermann wegen seiner großen Verdienste und edlen Art zu handeln hochgeschätzt wurde. Auf seiner Gallion war der größte Theil der königlichen Gelder zur Bezahlung der Soldaten, gegen 60,000 Dukaten, welches alles **Draken** in die Hände fiel, so daß dieser erste Unfall nicht leicht hätte größer seyn können. Der Herzog von **Medina** betrübte sich nicht wenig darüber, nicht nur, weil die königlichen Gelder dem Feinde in die Hände gerathen waren, sondern auch deswegen, daß er **Valdez**, einen der erfahrensten Seeofficiere, verloren hatte.

d) Wahrscheinlich die Gallion von Andalusien, deren Verlust **Gregorio Leti** Th. 2. S. 326. mit folgenden Umständen erzählt: Es kam auf dieser Gallion, die der Viceadmiral **Oquendo** commandirte, Feuer aus, so daß sie zurückbleiben mußte. Die Engländer eilten zwar herbei, um zu löschen, außerdem wäre alles darauf verbrannt, aber doch wurden mehr als 200 Menschen ein Raub der Flammen, die übrigen wurden gefangen genommen und nach England gebracht, wobei sich mehr als 150 halb verbrannte befanden. Zu jedermanns Erstaunen war es, daß ein so heftiges Feuer das Pulver nicht ergriffen hatte. Auch dieser Verlust verursachte dem Herzoge von **Medina** großen Kummer, und er fieng an, von seinem Unternehmen nicht viel gutes zu ahnden. In der That waren auch diese beiden Officiere, **Valdez** und **Oquendo** die tapfersten und erfahrensten auf der ganzen spanischen Flotte.

unternehmen, als bis sie in die Meerenge bei Dover kämen, wo, wie er wußte, der Lord Heinrich Seymour und der Ritter Wilhelm Winter mit einem frischen Geschwader auf sie warteten. Er machte bei dieser Gelegenheit auch den Lord Thomas Howard, den Lord Sheffield, Roger Townshend, den Admiral Hawkins und den Hauptmann Frobisher, wegen ihres herzhaften Betragens in dem Gefechte, zu Rittern.

Weil der Wind der spanischen Flotte günstig war, so setzte sie ihren Lauf in dem Canal fort, und die englischen Schiffe waren dicht hinter ihnen her. Denn die Engländer hatten bald gefunden, daß auch im nahen Treffen die Größe der spanischen Schiffe denselben nicht vortheilhaft wäre. Sie beunruhigten die Spanier immer bei der Hinauffahrt im Canal mit Scharmuziren. Jeder Versuch schwächte die Zuversicht der Spanier und gab den Engländern neuen Muth.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Ein alter schottischer Küchenzettel von einer gewöhnlichen vornehmen Mahlzeit.

Lord und Lady Northumberland hatten im Jahr 1512 zur Fastenzeit zum Frühstück ein Leib Brodt auf hölzerne Teller geschnitten, zwei Semmel, (so hieß ihr Weißbrodt) ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, zwei Stücke gesalzene Fische, sechs gebackene Heringe, vier weiße Heringe oder einen Teller Sprotten, eine Art kleine Heringe. Zum Abendessen, wobei neun Diener aufwarteten, welche, Brod und Getränk ausgenommen, nichts weiter als die übrigen Brocken zum Abendbrodt bekamen, fünf Semmel, eine Bouteille Bier, eine Bouteille Wein, vierzig Sprotten, zwei Stück gesalzenen Fisch, ein Viertel gesalzenen Lachs, zwei Schnitte Steinbütten, eine Schüssel Plateiße oder Meergründlinge, einen gebackenen Steinbütten, oder eine Schüssel gebratene Smelts (einjährige Lachse oder Stinte.) Zum Frühstück an Fleischtagen ein Leib Brodt auf hölzerne Teller geschnitten, zwei Semmel, ein Quartier Bier, ein Quartier Wein, einen halben Hammelrücken, oder ein Rückenstück gekochtes Rindfleisch. An großen Festtagen bestand das Frühstück gewöhnlich aus eingepöckeltem Schweinfleisch, Senf und Malvasierwein.

---

# Hannoverisches Magazin.

38tes Stück.

Freitag, den 12ten Mai 1780.


## Geschichte der sogenanten unüberwindlichen Flotte, und der vor dieser Unternehmung der Spanier hergegangenen Feindseligkeiten zwischen England und Spanien.

(Schluß.)

Da das Gerücht nun auch nach der englischen Küste gedrungen war, eilete der hohe und niedere Adel mit seinen Schiffen aus jedem Haven herbei, und verstärkte den Admiral, denn die Stärke der spanischen Flotte hatte die ganze Nation nicht allein unruhig, sondern auch muthig gemacht; die Grafen von Oxford, Northumberland und Cumberland, Sir Thomas Cecil, Sir Robert Cecil, Sir Walter Raleigh, Sir Thomas Vavasor, Sir Thomas Gerrard, Sir Karl Blount, nebst vielen andern unterschieden sich durch diesen großmüthigen und uneigennützigen Dienst gegen ihr Vaterland. Die englische Flotte bestand nach der Vereinigung mit diesen Schiffen aus 140 Segeln. Leute von niedrigem Stande bewiesen ihren Eifer und ihre Treue dadurch, daß sie der Flotte Kriegsvorrath und Proviant zuführten. Ja alles war so einmüthig wider diese Feinde vereiniget, daß sogar die Papisten, welche die Spanier in den Waffen zu finden gehoffet hatten, gern als gemeine Soldaten dienten, um durch diese Aufführung das wider sie ausgestreuete nachtheilige Gerücht zu widerlegen.

Die Flotte hatte Calais erreicht, und warf Anker vor diesem Orte, in Hofnung, der Herzog von Parma, der von ihrer Annäherung Nachricht hatte, würde in See gehen, und seine Macht mit der ihrigen vereinigen. Der englische Admiral brauchte hier eine sehr glückliche Kriegeslist gegen die Spanier; er füllte acht seiner kleinern Schiffe mit lauter brennbaren Materien, und ließ sie, unter Anführung der Haupleute Young und Prowse, eins nach dem andern mitten unter den Feind laufen. Die Spanier meinten, es wären Brander, hieben sogleich ihre Anker ab, und nahmen mit der größesten Unordnung

und Eile die Flucht. Gregorio Leti setzt hinzu, daß nach Mitternacht noch oben drein ein fürchterliches Wetter die Spanier zerstreuet habe. Die Engländer überfielen sie am andern Morgen, da sie noch ganz in Verwirrung waren, und außer dem großen Schaden, den sie andern Schiffen zufügten, nahmen oder verdarben sie mehr als zwölf feindliche Schiffe. Zwei Gallionen, St. Mattheo und St. Philippi, auf deren ersterer der Generalquartiermeister Pimentel und auf der andern Don Francesco di Toledo Befehlshaber waren, wehrten sich ungemein. Als es der General gewahr ward, eilte er mit dem Hauptschiffe herbei, um ihnen zu helfen. Die Engländer aber fielen dasselbe auf allen Seiten an, und durchlöcherten es durch beständiges Kanoniren so sehr, daß es auf seine eigene Sicherheit bedacht seyn, und die beiden andern Schiffe im Stiche lassen mußte. Es entkam mit genauer Noth. Die andern Schiffe fuhren fort sich tapfer zu wehren, bis sie vom Winde auf die Bänke getrieben wurden und jämmerlich untergiengen. Toledo wolte sich retten, ersoff aber unglücklicherweise samt seinem Vetter. Pimentel und einige andere ergaben sich, und es wurde ihnen gut begegnet. Eine neapolitanische Galeasse, welche der Herzog di Moncada commandirte gieng auf der Küste von Calais ganz und gar unter. Die Mannschaft wolte sich durch Schwimmen retten, ertrank aber im Angesicht ihrer Feinde, die sie retten wolten.

Weil die Spanier indessen doch gern etwas unternehmen wolten, so versammelten sie sich wieder bei Gravelines und warteten daselbst einige Zeit, in der Hofnung, daß der Prinz von Parma sich mit ihnen vereinigen würde. Allein sie fanden sich in ihrer Rechnung betrogen, und nun zeigte es sich offenbar, daß die Absichten, warum die Spanier alle diese großen Zurüstungen gemacht hatten, gänzlich vereitelt waren. Die Schiffe, die der Herzog von Parma angeschaft hatte, waren gemacht, Soldaten überzuschiffen, aber nicht zum Gefecht; und da man in diesen General drang, den Haven zu verlassen, weigerte er sich durchaus, sein blühendes Heer so augenscheinlicher Gefahr auszusetzen, da die Engländer nicht nur im Stande waren, die See zu halten, sondern sogar über ihren Feind zu triumphiren schienen.

Der spanische Admiral fand nach vielen kleinen Treffen, daß er einen so beträchtlichen Theil seiner Flotte verloren, indem er nur ein kleines englisches Schif zu Grunde gerichtet hatte; und sah voraus, er müßte durch die Fortsetzung eines so unglücklichen Kampfs alle übrige in ihren unvermeidlichen Untergang stürzen. Da nun die englische Flotte ihm hart zu Leibe gieng und beständig ein abscheuliches Feuer auf seine Schiffe machte, so machte er einen kühnen Versuch, ob er sich durch die Meerenge bei Dover

ver zurückziehen könte. Allein der Wind, welcher sich nach Nordwesten wandte, und stark ward, trieb ihn auf die seeländische Küste; wie er aber bald darauf wieder südwestlich ward, so wandten sie sich nach der andern Seite und entkamen der Gefahr. Der Herzog von Medina Sidonia rief einen Kriegsrath zusammen, worin beschlossen ward, da keine Hofnung mehr übrig wäre, etwas mit gutem Glück zu unternehmen, daß es am klügsten seyn würde, nach Hause zu gehen, und so viele Schiffe, als möglich, zu retten.

Nachdem dieser Schluß gefaßt war, ward er auch sogleich vollzogen, und die ganze spanische Flotte setzte alle Segel bei und wandte sich nordwärts, denn der Admiral hatte beschlossen, die ganze Insel zu umschiffen, um die spanischen Häven durch den Ocean wieder zu erreichen. Der englische Admiral hatte den Lord Henrich Seymour, aus Vorsicht, mit einem starken Geschwader auf die seeländische Küste gesandt, damit die Spanier sich nicht mit dem Prinzen von Parma vereinigen mögten; die Engländer folgten den Spaniern eine Zeitlang, ließen sie aber nachher ihren Lauf ungehindert fortsetzen. Kein Versehen des Admirals, sondern die Nachläßigkeit einiger niedern Kriegsbedienten, welche die Aufsicht über den Kriegesvorrath hatten, und damit zu sparsam umgegangen waren, war Schuld daran, daß man die Spanier nicht angreifen konte. Wäre dieser Fehler nicht begangen worden, so hätte man die ganze Flotte gezwungen, sich auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Der Herzog von Medina hatte schon einmal diesen Entschluß gefaßt, ward aber davon durch das Zureden seines Beichtvaters noch abgehalten a). Dieses Ende der großen Unternehmung wäre den Engländern rühmlicher gewesen; doch schlug der Erfolg für die Spanier eben so unglücklich aus. Als die spanische Flotte auf den schottländischen Küsten ankam, und sah, daß dorten alle Anstalten gemacht wären, ihnen alle Zufuhr von Lebensbedürfnissen abzuschneiden; so warfen sie ihre Pferde und Maulesel über Bord, und diejenigen Schiffe, welche noch genug Vorrath an



a) Campbell hingegen sagt, man hätte dafür gehalten, daß sich der Herzog von Medina, auf Anrathen seines Beichtvaters würde ergeben haben, da er dem Ansehn nach eben so wenig mit Kriegsvorrath versehen gewesen, als die Engländer. Er macht dabei die Anmerkung, daß man nicht zu übereilend seyn müsse, große Officiere zu tadeln, oder zu gelinde, die niedrigern zu bestrafen. In dem gegenwärtigen Falle scheine dieser Fehler, welcher Schuld war, daß man die Spanier nicht angreifen konte, durch die von der göttlichen Vorsehung verliehenen Vortheile bedeckt geworden, und diejenigen, welche ihn begangen hatten, der Strafe entgangen zu seyn, wegen der allgemeinen durch die ganze Nation, über ihre Errettung von einem so großen Unglücke, ausgebreiteten Freude.

Wasser hatten, seegelten sogleich mit dem Herzoge von **Medina Sidonia** nach dem biscanischen Meerbusen. Diese machten zusammen fünf und zwanzig Schiffe aus. Die übrigen, ungefähr vierzig an der Zahl, richteten ihren Lauf mit dem Unteradmiral nach der irländischen Küste; und ihre Absicht war, bei dem Vorgebirge **Clare** Wasser einzunehmen. Jedoch am 2ten Sept. entstand ein Sturm: die Schiffe hatten schon ihre Anker verloren, und waren gezwungen die See zu halten; das Schifsvolk, welches solcher Beschwerden nicht gewohnt war, konte so ungeheure Schiffe nicht regieren, und überließ sie der Wuth des Sturmes, der sie nach den schottischen westlichen Inseln, oder an die irländische Küste trieb, wo sie ohne Errettung scheiterten. Ueber dreißig Schiffe und viele tausend Leute giengen auf der irländischen Küste zu Grunde. Einige wurden zum andern male in den englischen Canal getrieben, wo sie theils von den Engländern, theils von den **Rochellern** weggenommen wurden. Verschiedene große Schiffe giengen zwischen den westlichen Inseln und der Küste von **Argyle** verloren. Von diesen wurden ungefähr fünfhundert Personen gerettet, welche fast nackend nach **Edinburg** kamen, wo die Einwohner dieser Stadt sie aus christlichem Mitleiden kleideten, und sie nach Spanien zu schicken suchten. Allein sie wurden, gleich als wenn das Unglück sie beständig verfolgen solte, auf ihrer Reise auf die Küste von **Norfolk** verschlagen, und genöthigt in **Yarmouth** einzulaufen, wo sie so lange angehalten wurden, bis man der Königin und dem geheimen Rathe davon Nachricht gegeben hatte. Die Königin aber, welche das Elend, das sie bereits ausgestanden hatten, in Erwägung zog, und nicht weniger mitleidig als die Schotten scheinen wolte, erlaubte ihnen ihre Reise fortzusetzen.

Nicht die Hälfte der Flotte kam nach Spanien zurück, und die übrigen Seeleute sowohl, als die Soldaten, waren durch die ausgestandenen Unglücksfälle und Abmattungen so angegriffen, daß viele starben, so wie sie ans Land traten. **Ricaldo** starb einige Tage nach seiner Ankunft zu **Santander**, desgleichen auch **Ochendo** und viele andere Personen von Stande. Die übrigen waren durch ihre erlittene Niederlage so muthlos gemacht, daß sie ganz Spanien mit Erzählungen von der Tapferkeit der Engländer, und von der stürmischen Gewalt des Meeres erfülleten, das sie umgiebt.

Das war das elende und schimpfliche Ende eines Unternehmens, worauf man sich drei Jahre gerüstet, das Spaniens Einkünfte und Macht erschöpft, und lange ganz Europa mit Angst und Erwartung erfüllet hatte. Binnen Monatsfrist war diese dreijährige ungeheure Zurüstung völlig vernichtet. Von hundert und dreißig Schiffen kamen nur drei oder vier und funfzig nach Hause, und von der

dar-

darauf befindlichen Mannschaft waren wenigstens zwanzig tausend Mann umgekommen. Wir können am besten von dem Verluste daraus urtheilen, daß König **Philipp**, um denselben zu verbergen, durch einen öffentlichen Befehl die Trauer hatte verbieten lassen. Dieser Monarch, der ein Sclav seiner Ehrsucht war, und seine Mienen völlig in seiner Gewalt hatte, erfuhr kaum die demüthigende Begebenheit, die alle seine Entwürfe vernichtete, als er auf seine Knie fiel, für diese gnädige Fügung der Vorsehung dankte, und seine Freude bezeigte, daß das Unglück nicht noch größer war. So erzählt Hume.

Gregorio Leti erzählt das Betragen **Philipps** beim Empfang dieser traurigen Bothschaft umständlicher und etwas verschieden. Als zu Ende des Septembers, sagt er, der Herzog von Medina in dem Haven zu Santander ankam, schickte er ungesäumt den Don Antonio Montez oder Mendez, der dieses Auftrags gern wäre überhoben gewesen, an den König ab, um ihm umständlichen Bericht von dem Ausgange des Unternehmens abzustatten, und seine Ankunft zu melden. Mendez kam bei Hofe voll Betrübniß an, wie sichs ein jeder leicht vorstellen wird: die Hofleute liefen ihm entgegen und glaubten nichts geringers als die Zeitung zu hören, daß ganz England erobert sey, und Flandern sich gänzlich unterworfen habe, aber der arme Mendez konte auf alle Fragen nichts anders antworten, als: Tutto è perso, tutto è perso! (Es ist alles verloren!) Der König schrieb bei der Ankunft des Mendez eben an seine Minister, und als dieser begleitet vom Staatssecretair ins Cabinet trat, nahmen Seine Majestät die Brille von der Nase, um desto genauer zuzuhören. Da nun der Gesandte, unter beständigen Thränen in den Augen, alles erzählt hatte, antwortete der König mit seiner gewöhnlichen Standhaftigkeit: **Ich habe meine Flotte ausgesandt, den Stolz der Engländer zu bekämpfen, nicht aber die Wuth der Winde, und den Ungestüm des Meers.** Nachdem er dies gesagt, setzte er, ohne sich im geringsten auch nur einen Augenblick zu alteriren, die Brille wieder auf und schrieb fort, als wenn er keine solche unglückliche Neuigkeit erhalten hätte. Campbell sagt, er mögte vielen Schriftstellern von großem Ansehn, in der Erzählung der bei dieser Gelegenheit von **Philipp** bewiesenen Standhaftigkeit, nicht gern widersprechen; allein es sey gewiß, daß der Großschatzmeister, Lord Burleigh, ganz andere Nachrichten empfangen habe, nemlich, der König hätte nach der Messe gesagt, daß er alle Reichthümer Spaniens bis zum Leuchter vom Altar anwenden wolle, um sich an den Engländern zu rächen. Seine folgende Aufführung stimte auch mit diesen Drohungen so genau überein, daß wir sicher schließen können, er habe dieses zum wenigsten gedacht, wenn er es

auch nicht gesagt habe, und seine Standhaftigkeit sey bloß Verstellung gewesen. Dies konte einigermaßen seinen Unwillen rechtfertigen, daß das Unglück durch die Ueberschreitung seiner Befehle geschehen war, denn wofern seinen Verhaltungsbefehlen wäre nachgelebt worden, so war es höchst wahrscheinlich, daß die Engländer unglücklich gewesen wären. Der Herzog von Medina Sidonia entgieng der Strafe durch die Vorbitte seiner Gemahlin: aber Don Diego Florez de Valdez, auf dessen Rath der Admiral diesen unbesonnenen Schritt gethan hatte, ward sogleich, als er ans Land trat, in Verhaft genommen, und nach dem Schlosse St. Andero geführt, wo man weiter nichts von ihm gehört hat.

In Seeland prägte man zum ewigen Andenken einige silberne und kupferne Medaillen. Auf einer stand das Seeländische Wapen mit der Inschrift: Soli Deo honor & gloria: auf der andern einige große Schiffe mit den Worten: Classis Hispanica venit, ivit, fugit, 1588. Auf einer andern war auf der einen Seite ein Schif abgebildet, das mit vollen Segeln flohe, und ein anderes, welches eben untergehen wolte, auf der andern Seite sah man vier Spanier knien, welche mit gen Himmel gehobenen Händen Gott dankten, mit der Umschrift: Homo proponit, Deus disponit, (der Mensch denkts, Gott lenkts.).

Die Königin Elisabeth hielt dieses herrlichen Sieges und der fast nicht erwarteten wunderbaren Errettung halber, (außer den Feuerwerken und überall angestellten Freudenfesten,) nebst den Gliedern des Parlements, welches indessen immer versammelt blieb, einen feyerlichen Einzug in London. Sie fuhr auf einem Triumphwagen, und die andern folgten ihr zu Pferde mit den prächtigsten Rüstungen und Gefolge durch die ganze Stadt London. Der Zug gieng von ihrem Pallast bis an die Hauptkirche. Von Zeit zu Zeit ließ man gegen ihren Triumphwagen zu die Fahnen, Wimpel, Flaggen und Standarten in der Luft wehen, die man den Spaniern abgenommen hatte. Die Bürgerschaft von London war auf beiden Seiten der Straßen, jeder nach seinem Gewerk und in Liverey, hinter blau überzogene Schranken gestellt, und hielt Fahnen und Standarten in den Händen. Da die Königin an die Kirche kam, die ganz voll von Menschen war, stieg sie vom Wagen, dankte Gott nebst dem ganzen Hofe und der Geistlichkeit. Nach angehörtem Sermon von dem Dechanten, hielt sie selbst eine Rede an das Volk, aber es war ihr nicht möglich, sie zu endigen vor dem Freudengeschrey, Zujauchzen und Glückwünschungen ihrer Unterthanen.

Man würde dem Ruhme der tapfern Männer, welche bei dieser Gelegenheit so große Dinge verrichtet und zur Vertheidigung ihres Vaterlandes alle ihre Kräfte aufgeboten haben, zu nahe thun, wenn man nicht zum Schlusse die-

dieser Erzählung eine Nachricht von der damaligen Stärke der englischen Flotte beifügte, die Herrn Campbell von dem D. Knipe, Chorherrn der Christkirche zu Oxford ist mitgetheilt worden.

Ein Verzeichniß der englischen Flotte im Jahre 1588.

| | |
|---|---|
| Kriegsschiffe der Königin — | 17 |
| Andere von der Königin gemiethete Schiffe — | 12 |
| Bei- und Vorrathsschiffe — | 6 |
| Schiffe der Stadt London, welche mit Mannschaft und Proviant wohl versehen, und deren doppelt so viele, als die Königin gefordert hatte, waren geliefert worden — | 16 |
| Bei- und Vorrathsschiffe — | 4 |
| Schiffe der Stadt Bristol, welche groß und stark waren, und vortreffliche Dienste thaten — — | 3 |
| Ein Beischif — | 1 |
| Kaufmannsschiffe von Barnstaple, woraus Fregatten gemacht waren — | 3 |
| Von Exeter — | 2 |
| Eine große Pinnasse — | 1 |
| Von Plymouth große Schiffe, die den königlichen Kriegsschiffen vollkommen gleich waren — — | 7 |
| Ein Jagdschif — | 1 |
| Königliche und von der Königin in Dienste genommene Schiffe unter dem lord Henrich Seymour in dem Canal — | 16 |
| Schiffe, die von dem hohen und niedern Adel und den Gemeinen in England ausgerüstet worden — — | 43 |
| Schiffe der zur See handelnden Kaufleute, die vortrefflich und wohl ausgerüstet waren — | 10 |
| Des Ritters Wilhelm Winters Pinnasse — | 1 |
| Zusammen | 143 |

## Ein alter Küchenzettel von einem Erzbischöflichen Gastmale.

(Aus dem London Chronicle von 1779.)

Georg Nevil, ein Bruder des grossen Grafen von Warwick, gab im Jahr 1470, bei seiner Installation als Erzbischof von York, ein solch ungeheures Gastgebot, daß man sich wundern muß, wie seine Proviantmeister eine solche Mannigfaltigkeit ersinnen und sie herbeischaffen konten. Folgendes war sein Küchenzettel: — 300 Quart Weizen, 330 Tonnen Ale, 104 Tonnen Wein, eine Pipe Gewürzwein, 80 fette Ochsen, 6 wilde Stiere, 1004 Schöpse, 300 Schweine, 300 Kälber, 3000 Gänse, 3000 Kapaunen, 300 Ferkel, 100 Pfauen, 200 Kraniche, 200 junge Ziegenböke, 2000 junge Hüner, 4000 Tauben, 4000 Kaninchen, 204 Rohrdommel, 4000 Enten, 200 Phasanen, 500 Rebhüner, 4000 Schnepfen, 400 Was-

Wasserhüner, 100 Krumschnäbel oder Wasserschnepfen, 100 Wachteln, 1000 Wasserreiger, 200 Rehe, über 400 Hirsche, Hirschkühe und Böcke, 1506 Wildprettpasteten, 1400 Schüsseln gebrochene Gelee, 4000 Schüsseln ganze Gelee, 4000 kalte Custards und 2000 warme Custards *), 300 Hechte, 300 Brahsem, 8 Robben, 4 Delphine oder Taumler, und 400 Torten. Der Graf von **Warwick** war bei diesem ungeheuren Gastgebote Haushofmeister, der Graf von Bedford Schatzmeister, Lord Hastings nebst vielen andern Edlen Oberaufseher. Es waren 1000 Diener da, 62 Köche, und 515 Aufwärter in der Küche. Doch besaß dieser schwelgerische und verschwenderische Sohn der Kirche, sein Erzbißthum nicht lange, denn **Eduard** der IV. zog seine Güter ein, und sandte ihn gefangen nach Calais, wo er, zur Strafe für seine vorige Eitelkeit und Ausschweifung, die äußerste Armuth erduldete.

*) Ein Gericht von Milch, dem Gelben vom Ey, Zucker und Gewürz. In Hamburg heißt es Kistard.

---

# Anekdoten.

## 1.

Rührend ists, was Robertson und andere uns von Carl dem V. hinterlassen haben. Carl, sagt er, lebte von aller weltlichen Hoheit entkleidet als ein Mönch in dem Kloster St. Justi. Das Ungefähr führte ihn in eine Kammer, worin das Bildniß des unglücklichen Churfürsten Johann Friedrichs sich befand. Nach einer ernsten Stille brach er aus: Hätten wir den Mann bleiben lassen, was er war, so wären wir auch geblieben, was wir waren.

## 2.

Zum Kaiser Hadrian kam ein alter römischer Ritter, dessen Bart schon eisgrau war, und bat ihn um eine Gnade. Der Kaiser konte ihm seine Bitte nicht gewähren. Weil der Ritter glaubte, sein Alter sey die Ursache dieser abschlägigen Antwort, so färbte er seinen Bart schwarz und kam nach einiger Zeit wieder mit der nemlichen Bitte. Wie kann ich dir, antwortete der Kaiser, der ihn erkante, eine Bitte gewähren, die ich vor kurzem deinem Vater abschlagen mußte.

Hannoverisches Magazin.

39tes Stück.

Montag, den 15ten Mai 1780.

## Beschreibung der russischen Lappen.

Die Lappen, welche sich selbst Same, auch Some, und ihr Land Sameandna, auch Meladde nennen, sind von mittlerer Größe. Die mehrsten haben ein etwas plattes Gesicht, eingefallene Backen, dunkelgraue Augen, dünnen Bart, braune, dichte, gerade Haare, und von der Luft, vom Rauch und Unreinlichkeit, eine gelbbraune Gesichtsfarbe. Ihre Lebensart macht sie hart, hurtig und geschmeidig, aber auch der Faullenzerei ergeben.

Sie haben ordinairen Menschenverstand, sind friedfertig, ihren Obern ergeben, nicht diebisch, nicht leichtfertig, im Umgange munter, aber mißtrauisch, im Handel betrüglich, auf ihr Vaterland und ihre Verfassung stolz, und so dafür und von sich eingenommen, daß sie außer dem Vaterland meistens für Heimweh sterben.

Ihr Frauenzimmer ist klein, gefällig, nicht ausschweifend, oft wohl gebildet und überaus reizbar, welches auch die Männer, doch im geringern Grade sind. Ein auf sie springender Feuerfunken, ein unversehenes Geräusch, ein unvermutheter Anblick fremder, nicht eben scheußlicher Gegenstände, und sonst unbedeutender Dinge, ziehen ihnen Ohnmachten oder Paroxismen von Raserei zu, in welchen sie mit dem ersten dem besten, was ihnen in die Hände komt, um sich schlagen, und wenn sie wieder zu sich kommen, von nichts wissen. Man sieht bei gesellschaftlichen Gesprächen, daß die Zuhörer die Mäuler gleich dem Redenden bewegen.

Sie sprechen alle Silben so hart aus, daß davon ihr Singen dem widrigsten Heulen und Bellen gleicht. Sie haben keine Buchstaben und Schrift, aber Hieroglyphen, deren sie sich auf ihren Runstäben oder Kalendern, und statt der Unterschrift zu Hand oder Baumarken bedienen. Die Monate nennen sie nach den Erscheinungen der Natur bei Pflanzen und Thieren. Der Mai z. E. heißt Froschmond (Tschesmes lappländisch,).

Ihre Rangordnung gründet sich auf Alter und Vermögen. Das Streben nach letzterm ist ihre größte Leidenschaft, daher sie sich am öftersten wegen Erbschaftssachen verklagen. Der Eigennutz

gennutz macht sie gegen Nothleidende sehr hart. Weil sie mit einem Rennthiere, welches einen Todten gezogen, nicht fahren dürfen, so veranlassen die Begräbnisse selbst der Eltern unter den Kindern oft weitläuftige Erörterungen. Aus Furcht für Strafen fliehen sie bisweilen wegen kleiner Verbrechen aus ihrer Mark in die nächste; das ist aber für sie so etwas großes, als wenn ein Europäer nach Indien irrt.

Die Lappen sind, der Aufnahme des Christenthums ohngeachtet, bei ihrer **nomadischen Lebensart** geblieben. Sie theilen sich in Gebirg- und Seelappen. Die **Gebirglappen**, welche mit größern oder kleinern Heerden ihrer **Rennthiere** nach der Jahrszeit am und auf dem Gebirge leben, ziehen fast beständig herum. Sie sind vortrefliche und sorgfältige Hirten, und gegen die Seelappen reich; mancher hat 600 bis 1000 Rennthiere und überdies bisweilen baar Geld oder Silbergeräthe. Sie zeichnen ihre Rennthiere an den Ohren, und theilen sie in so viele Classen, daß sie, ob sie gleich nicht zählen können, die fehlenden gleich vermissen. Die kleine Heerden haben, geben jedem Thier einen Namen. Die überflüßigen Männchen kastriren sie, indem sie ihnen die Testikeln mit den Zähnen zerquetschen. Solche Männchen oder Rennthierochsen sind munter, nicht wild, groß, stark und schön, weswegen sie zum Fahren bestimt sind. Sie sind auch bei ihnen so beliebt, daß sie eine rechte Schmeichelei zu sagen glauben, wenn sie von Jemand behaupten, er sey ein Rennthierochse (Haerze Tez lappländisch).

Die Seelappen, die auch **Wald-** und **Jagdlappen** genennet werden, weil sie des Sommers an Seen und des Winters in Wäldern wohnen, leben von der Fischerei und Jagd, und wählen darnach ihren Aufenthalt. Die mehrsten haben doch auch einige Rennthiere. Sie ziehen wenig herum und sind emsige und geschickte Jäger. Pfeil und Bogen sind fast ganz durch **Feuergewehre** verdrungen. Wenn ein Berglappe verarmt, so pflegt er den Rest seiner Heerde an einen Freund zu geben, und auf einige Zeit ein Jagdlappe zu werden. Groß Wild, wilde Rennthiere, Wölfe rc. erschlagen sie meistens mit Keulen, da sie es auf Schneeschuhen leicht einholen. Ein **Bär** wird angeschossen, und dann mit dem Spieße erlegt. Außer der Rennthierzucht, Fischerei und Jagd, verfertigen die Mannspersonen ihre kleinen, leichten, dichten Böte, botähnliche Schlitten, Rennthiergeschirre, allerlei hölzernen Hausrath, Schalen, Becher, und dergleichen, welches sie zum Theil sauber schnitzen, oder mit Knochen, Zinn oder Horn auslegen. Das Mannsvolk besorgt auch, ohne Hülfe der Weiber, die Küche. Das Weibsvolk strickt Netze, trocknet Fische und Fleisch, melkt Rennthiere, macht Käse, gerbt Pelzwerk, spaltet Thiersehnen zum Zwirn, zieht Zinndrath, dabei sie statt der Zugeisen in Rennthierhörner Löcher bohren und die Faden erst rund, und dann platt

platt ziehen, nähet Kleider, stickt mit Zinn- Silber- und unächten Goldfaden, nähet mit Wolle aus und färbt.

Sie wohnen in zeltähnlichen **Hütten** (Koje lappländisch). Das Gerippe derselben besteht aus Pfälen, die in die Erde gestoßen und oben zu einem fast runden Gewölbe zusammen gebogen werden. Eine Hütte hält vier bis fünf Klafter im Durchmesser, und ist wenig über ein Klafter hoch. Sie bedecken sie dann nach der Jahrszeit und dem Vermögen mit Reisern, Rasen, Birkenrinden, Leinewand, groben Tuch, Filzen oder alten Rennthierfellen. Die Thüre besteht in einer Klappe von ausgespanntem Tuch, Filz und dergleichen. In der Mitte ist zum Feuer ein Platz mit Steinen umsetzt, über welchem eine Kette zum Kessel hängt. Ums Feuer ist Tangelreisig gestreut und derselbe mit Pelzdecken, Filzen und dergleichen belegt. Sie können in ihren Hütten nicht gerade stehen, sondern sitzen auf den Fersen ums Feuer.

Des Nachts **schlafen** sie alle nackt, und legen zur Abtheilung der Quartiere Stangen zwischen sich. Sie bedekken sich mit den Kleidern oder legen sie auch unter sich; und des Winters stecken sie die bloßen Füße in einen Pelzbeutel.

Ihr **Hausgeräthe** besteht in kupfernen und eisernen Kesseln, hölzernen, sauber geschnitzten Schalen, Bechern, Löffeln, auch wohl in silbernen und zinnernen Bechern, Jagdfuhrwerk und Fischereigeräthe. Um bei dem Ziehen nicht alles mitschleppen zu dürfen, errichten sie hie und da in den Wäldern auf gekapten, über ein Klafter hohen Baumstämen kleine Hütten (**Loavret** lappländisch) unsern Taubenhäusern gleich, die Hausrath und Speise enthalten und zwar offen stehen, aber doch nicht bestohlen werden.

Zu ihrer **Kleidung** gehört keine Wäsche. Männer tragen enge in die Schuhe reichende Hosen, rauhe, spitze, vorn aufgebogene Schuhe, in welche sie des Winters etwas Heu legen, schliessende Brusttücher, die vorn offen stehen und einen nach dem Leibe gemachten Rock mit engen Ermeln, dessen Schöße bis an die Knie reichen, den sie mit einem ledernen, mit Zinn oder Messingblech bedeckten Gürtel befestigen, und an dem Messer, Feuerzeug und Tobacksgeräthe hängt. Die Materie der Kleidung ist von Pelz, Leder oder Tuch; lederne und tuchene Röcke sind immer mit Pelzwerk oder gefärbten Tuchstreifen besetzt.

Die **Mützen** haben Breme, zu welchen die russischen Lappen meistens Ratzenfell nehmen, gehen spitz zu und werden auf den vier Näthen mit Tuchstreifen von einer andern Farbe besetzt.

Das **Frauenzimmer** trägt **Hosen, Schuhe, Brustlatz** und **Röcke** den Männern gleich; den **Gurt** aber, an welchen sie ebenfalls Tobacksgeräthe rc. hängen, sticken sie oft mit Zinnfaden. Der **Rock** hat einen mehr aufstehenden Kragen. Ueberdas tragen sie **Halstücher** und kleine **Schürzen** von bunter russischer Leinwand, **Finger-** und **Ohrringe**; an den letztern hängen

bisweilen **Ketten**, die einige mal um den Hals reichen. Ihre **Mützen** sind öfters voller Falten, fast wie ein Bund, oft Hauben nach dem Kopf gemacht, immer mit Stickerei von Zinnfaden oder doch mit gefärbten Lakenstreifen geziert.

Ihre **Speisen** erhalten sie meistens von der Rennthierzucht, wie auch von der Fischerei und der Jagd. Rennthierfleisch, Würste von Blut, das für sich oder mit wilden Beeren vermischt in Rennthiermägen aufgefangen und gekocht wird, das Eingeweide der Rennthiere, Käse, Butter und Milch von denselben, sind die vornehmsten Gerichte der Lappen. Unter allem Wilde sind die häufigen wilden Rennthiere das nützlichste, und die Bären das leckerste. Sie essen alle Fische, auch Seehunde, und, bis auf Raubthiere und Raubvögel, alles Wild. Sie lassen auch Rennthiermilch in Thiermagen und allerlei wilde Früchte, Blau- Preisel- und Moosbeeren 2c. zum Vorrath frieren. Wenn sie die Milch des Winters nutzen, hauen sie von der gefrornen ein Stück ab, und so genießen sie selbige. Das Fett von Seehunden, zuweilen auch Salz nutzen sie als Gewürze. Einige Lappen kaufen oder verschaffen sich durch Tausch Mehl und Grütze zu Suppen. Zu ihren Leckerbissen gehört Sülzmilch von Rennthiermilch, die mit Fett- oder Butterkraut (Pinguicula vulgaris des Ritters von Linnee) gerinnend gemacht wird. Vom Käse, der so fett ist, daß er, an das Licht gehalten, brennt, machen sie auch Suppen.

Ihr allgemeines **Getränk** ist Wasser, hiernächst Wasser mit Milch, Fleisch- und Fischbrühen. Brantewein ist schwer zu haben, so sehr er auch geliebt wird.

**Tribut** geben sie an die Landesherrschaft, auf deren Gebiet sie wohnen. Da sie durch ihre Züge bald dieses, bald ein anders Gebiet berühren, so geben auch viele an zwei, und einige gar an alle drei Kronen Steuern; die sind aber bei allen dem so gelinde, und die Lappen so bequeme Leute, daß deswegen nicht die geringsten Erörterungen entstehen.

Mit den Normännern treiben sie den stärksten **Handel**, der sonst durch Tausch geschah, jetzt aber mit baarem Gelde geschieht, wobei der Vortheil auf der Seite der Lappen ist, die mehr Pelzwerk veräußern, als Tuch, Messer, Beile und Spielwerk, Mehl, Grütze und dergleichen ankaufen. Sie entrichten daher ihre Abgaben gewöhnlich in Gelde, ob sie es gleich im russischen Lapplande auch in Pelzwerk thun können.

Wenn sie essen, so breitet der Hausvater eine Matte (Orello lappländisch) auf der Erde aus, denn nie setzen sie Speise auf die bloße Erde. Um die Matte und Speisen lagern sich Manns- und Weibsleute. Ein jeder trägt beständig Messer, Löffel, und eine kleine Schale, um daraus zu trinken, bei sich. Jeder bekömt alsdann seinen Antheil für sich, damit keiner zu kurz komme, denn sie sind starke Esser. Vor und nach Tisch beten sie kurz, wor-

worauf sie sich, wenn alle gespeiset, die Hände geben. Wenn sie sich unter einander besuchen, so geben sie sich die Hände und küssen sich, wobei sie sagen: Bueriß! auch nach anderer Aussprache Puereß! (sey gegrüßt!). Fremden breiten sie Kleider hin, um sich darauf zu setzen; die vornehmste Stelle ist, wenn man zwischen dem Wirth und der Wirthin zu sitzen kömt. Sie bewirthen ihre Fremden mit Früchten und Rauchtoback. Wenn sie rauchen spucken sie in die Hände und ziehen den Speichel in die Nase.

Wenn sie Vornehmere besuchen, so bringen sie Geschenke mit. Beim Weggehen machen sie die Complimente des Empfanges. Mit wem sie es gut meinen, den pflegen sie Buor Azt zu nennen. Sie gebrauchen keine Bäder, waschen sich aber des Sonnabends, der ihnen der heiligste Tag ist, in Flüssen, und oft beide Geschlechter zugleich. Entbehrliches Geld, Silber und was ihnen von Werth scheint, vergraben sie in die Erde, und zeigen es auch auf dem Sterbebette nicht an, weil sie es in jener Welt zu nutzen hoffen, worüber denn das meiste verloren geht.

Wegen der harten Erziehung sterben viele Kinder; die aber über bleiben, leben meistens gesund und munter, welches in ihrer Sorglosigkeit, Mäßigkeit, Bewegung und der hohen Lage, die sie für ihre Wohnungen erwählen, seinen Grund haben kan. Wenige erreichen indeß ein hohes Alter.

Ihre gewöhnlichsten Krankheiten sind die Krätze, Lungensucht, faule Fieber, Beinbrüche und triefende Augen, letztere vom Schnee und Rauch. Die Venusseuche ist hier unbekant. Ihre Gegenmittel sind meistens abergläubisch, doch aber auch in Wunden Kienharz, in der Krätze Bäder mit Erlenrinde, wider innere Krankheiten der Genuß des frischen Blutes wilder Rennthiere, und vorzüglich wider allerlei Schmerzen das Brennen der schmerzhaften Stellen durch Auflegung angezündeten Schwammes, womit sie nicht eher nachlassen, als bis die Haut berstet.

Die Unfruchtbarkeit ist bei den Lappen, wie bei den Jüdinnen, schimpflich.

Sie haben gewöhnlich leichte Geburten, und weil sie von weiblichem Beistande oft sehr entfernt sind, so helfen ihnen ihre Männer.

Ihre Wiegen sind klein und leicht, in Form der Weberschiffe, oder an beiden Enden zugespitzter Kähne, aus Holz geschnitzt. In dieselben legen sie die nackten Kinder auf Moos, und schnüren einen Pelzlappen darüber. Sie hängen sie in den Hütten oder auch an Baumzweigen auf; beim Herumziehen aber tragen sie die Mütter als einen Mantelsack. Der Vater giebt dem Kinde eine Rennthierkuh und zeichnet sie besonders. Dieses Zeichen ist das künftige Handzeichen des neuen Mitbürgers, und alle Zucht von dieser Kuh ein nicht zur Erbschaft gehöriges Eigenthum desselben. Reiche

schenken ihm beim ersten Zahn ein zweites Rennthier. Ueberhaupt äussern die Eltern eine rechte Affenliebe gegen die Kinder, und das hat bei den Lappen, wie in der ganzen Welt, die Folge, daß sie sich im Alter von ihnen, wo nicht gehasset, doch verlassen sehen.

Die Eltern **verheirathen** die Kinder nach Willkühr, und sehen dabei bloß auf Vermögen, daher das elendeste Weibsbild, wo sie nur nicht arm ist, eine gute Heirath treffen kan. Kein Jüngling soll eher heirathen, als bis er ein Rennthier schlachten kan. In einigen Gegenden wird der Heirathscontract so genau, als immer ein Kauf, eingerichtet, obgleich die Anfrage sehr hochtrabend klingt. Was der Bräutigam für die Braut giebt, wird nach Stücken gerechnet, und besteht in Rennthieren und Pelzen.

Die **Hochzeit** ist bei der Braut. Diese wird aufs beste gepuzt, und erscheint mit bloßen Haaren, da sonst die Weiber und Mädchen die Haare bedecken. Die Gasterei ist ein Pikenik, auf der jeder Gast Speise und Getränk mitbringt. Ihre Lustbarkeiten bei Hochzeiten und außer denselben bestehen in dem Gänsespiel, einer Art Schach mit dreizehn Steinen, die Gänse und einen Fuchs vorstellen, Ringen, Springen über horizontal gehaltene Stäbe, abentheuerlichen Erzählungen und auch schreiendem Singen und Tänzen. Die jungen Leute wohnen das erste Jahr bei den Eltern der Braut und beziehen dann ihre eigene Koje.

Ihre **Todten** begraben sie ohne Särge, an einigen Orten in ihren Kleidern, an andern ganz nackt. Heiden begraben die berühmtesten Schützen nahe an Opferplätzen. Ehemals legte man die Leichen auf der Erde hin, sezte Steine umher, und warf einen Steinhaufen über ihnen zusammen. Auf das Grab legen sie gewöhnlich einen umgekehrten Schlitten und geben dem Todten auch etwas Speise und Geräthe mit, welches die Getauften heimlich zu thun pflegen. Reiche Leute geben den Begleitern ein kleines Gastmal, die meisten aber unterlassen dieses.

Die schwedischen und norwegischen Lappen heißen alle, und von den russischen die meisten, **Christen**. Es ist aber bei diesen Christen sehr viel Aberglauben und Vermengung christlicher und heidnischer Gebräuche anzutreffen.

Als **Heiden** glaubten und glauben sie in dem **Jubmel** *einen allgemeinen Gott*, und außer ihm gute und böse, männliche und weibliche **Untergottheiten**. Diese wohnen und regieren im **Himmel**, wie **Jubmel** und **Rädian**, der die Frommen zu sich nimt; in der **Luft**, z. E. **Beiwe** (die Sonne), **Horangelis**, der auch **Aja** und **Thor** genennt wird und den **Donner** bedeutet, **Biag Olmai**, der dem Sturm gebietet; auf der **Erde**, auf heiligen Bergen, z. E. **Leib Olmai**, der Gott der Jagd, **Maderacko** mit ihren drei Töchtern, Göttinnen über weibliche Angelegenheiten; **Saiwo Olniak**

Berg-

Berggötter der Zauberer u. s. w. Unter der Oberfläche der Erde Jabme Acko, die Mutter des Todes, bei der die abgeschiedenen Seelen bis zur Entscheidung ihres Schicksals sind; und im Mittelpunkt der Erde oder der Hölle, wo Peskal der oberste der bösen Gottheiten Rota und andere über die Gottlosen gebieten; auch im Wasser glauben sie böse Gottheiten.

Sie fürchten Kobolde und Gespenster (Stallomna), Waldteufel u. s. w. Verschiedene Lappen haben nicht selten einen verschiedenen Glauben an alle, oder mehr, oder wenigere, auch wohl an andere Gottheiten und Geister.

Statt der Tempel, haben sie heilige Berge, die immer vom Rennthier den Beinamen haben, z. E. Styren Alda, das Rennthier des Berges Styre; auch heilige Seen (Ailekas Jauwra) und Flüsse (Passe-Jok). An diesen Oertern stehen geheiligte Bäume, an welche sie Figuren geschnitzt haben, und in der Nähe sind drei bis fünf Fuß hohe Opfergerüste. Solche Oerter sind auch den christlichen Lappen so fürchterlich, daß sie ihnen nicht ohne Opfer nahe kommen, und in der Nähe weder jagen noch wohnen; am meisten muß sie das Weibsvolk vermeiden. Sie haben daselbst hölzerne, unförmige, von Wurzeln geschnitzte oder steinerne Götzen; erstere nennen sie Passe, und letztere, die sonderlich an Seen und Flüssen sind und aus ganzen Haufen seltsam geformter Steine bestehen, Sarti. Wenn sie in solchen Seen fischen, so dürfen sie nicht sprechen, keinen Hund bei sich haben, sich von ihren Weibern nicht helfen lassen, und dergleichen.

Sie opfern wegen Krankheiten, Seuchen der Rennthiere, unfruchtbarer Ehen und anderer zeitlichen Bedrängnisse. Ein Zauberer muß ihnen sagen, an welche Gottheit sie sich zu wenden, und was und wo sie zu opfern haben. Dazu bedient er sich zuweilen der Zaubertrommel (Gobodes), einer eyförmigen, an einer Seite mit einem Fell bespannten Schachtel, mit vielen Schnüren und Klimperwerk. Das Trommelfell ist mit Bildern von Himmelskörpern, Thieren, Vögeln, Charakteren u. s. w. bezeichnet. Wenn der Zauberer einen Ring auf dasselbe legt und dann mit dem Schlägel, der ein haarichtes Rennthierhorn ist, darauf schlägt, kan er aus der Figur, auf welcher der hüpfende Ring liegen bleibt, alle Fragen, die Vergangenes und Zukünftiges betreffen, beantworten. Sie citiren auch die Trommelgeister, dabei sie in Ohnmacht fallen, und ihre Seele an den Versamlungsort derselben, um sich mit ihnen zu unterreden, verreisen lassen. Ein jeder opfert selbst. Wenn dieses geschieht, so reinigt sich der Opferer, bindet alle Hunde, damit sie ihm nicht über den Weg laufen, fest, und wandert mit den Knochen oder Hörnern des verlangten Thieres, ohne zu reden, nach dem heiligen Ort. So bald er denselben

selben erblickt, fällt er nieder und kriecht dahin. Er legt denn sein Opfer auf das Gerüste, betet auf dem Angesicht liegend und geht nach Hause. Die meisten Opfer bleiben liegen, davon große Haufen Knochen und Hörner entstehen. Einige aber begraben sie, vermuthlich weil sie unterirdischen Gottheiten bestimt sind. Fleisch opfern sie nie, weil sie annehmen, daß die Götter die Knochen schon damit bekleiden würden. Frißt ein Hund einen Opferknochen, so muß er sterben, da denn eben die Knochen von seinem Gerippe, die er zerstöhrte, statt desselben, aufs Gerüste gelegt werden. Bisweilen lassen sie das Blut der Opferthiere in einen Fluß laufen, oder gießen Milch oder Brantewein zu Opfern auf die Erde, um den Erd- und Wassergöttern angenehm zu seyn.

Leute von solchen Grundsätzen und so reizbaren Nerven müssen an Träumen, Gespenstern, Aberglauben und Mährchen reich seyn, und sind es auch. Den Bären, z. E. nennen sie nicht bei dem Namen, sondern den Alten mit dem Pelze. Von den Zauberern glauben sie, daß sie Winde und Regen verschaffen und hindern, Insekten rufen und vertreiben, Geister sprechen u. d. gl. können, daß sie aber der Donner verfolge, daher sie sagen; wäre kein Donner, so vergienge die Welt durch Zauberei. Sie trauen gewissen Sprüchen und Formeln besondere Kräfte zu. Dennoch sind unter ihnen rechtschaffene griechische und protestantische Christen vielleicht nicht sparsamer, als unter den Christen selbst.

---

# Anekdote.

(Aus dem London Chronicle.)

Vor ungefähr dreißig Jahren erhub man eine große Klage gegen die Nachwächter von London und Westminster, daß sie ihre Pflicht im höchsten Grade vernachläßigt hätten. Ein Senator machte hierauf im Unterhause eine Motion, daß man erlauben mögte, eine Bill einzubringen, vermöge welcher die Nachtwächter gezwungen werden solten, bei Tage zu schlafen, um im Stande zu seyn, des Nachts ihre Pflicht desto besser zu thun. Der verstorbene Sir James Creed bat sogleich das ehrenfeste Mitglied, ihn mit in diese Bill einzuschließen, denn er würde so entsetzlich vom Podagra geplagt, daß er weder bei Tage, noch des Nachts schlafen könte.

# Hannoverisches Magazin.

40tes Stück.

Freitag, den 19ten Mai 1780.



## Industrie *).

Hitteren ist ein Kirchspiel im Stifte Drontheim in Norwegen, welches aus vielen im Meere belegenen Inseln besteht. Der größte Theil desselben ist zum Anbau nicht geschickt. Es sind da viel nackte Felsen und sumpfige Moore. Zwischen den Felsen und Sümpfen liegen hin und wieder schmale Streifen und Flecke Erde, welche allein bewohnt werden können. Diese sind zwar nicht unfruchtbar, das Wasser aber, welches von den Felsen hinunter fließt, macht ihre Arbeit beschwerlich. Die Einwohner sind es gewohnt, ihre meiste Nahrung auf dem Wasser zu suchen, welches sie noch mehr vom Feldbau entwöhnt, und verursacht hat, daß sie überhaupt sich nicht viel darum bekümmert, sich etwas mehreres oder besseres zu verschaffen, als was die Erde ihnen freiwillig gegeben hat.

In einer solchen Gegend übernahm vor ungefähr 30 Jahren ein Bauerknecht, Niels Justesen, das Bauergütchen Eide, welches 7 bis 8 Jahr wüste gelegen, und worauf die Gebäude theils verfallen, theils abgetragen waren. Das Gut war ein Mensalgut des dortigen Predigers. Es hatte durch Ueberschwemmungen von Felsströmen beträchtlichen Schaden erlitten. Verschiedene hatten es in Pacht gehabt, ohne dabei bestehen zu können, und endlich wolte keiner mehr damit zu thun haben. Niels Justensen war der einzige, der sich endlich dazu überreden ließ, und erhielt es auf die Bedingung, daß er nichts für die Pacht bezahlen, und zwei Jahr von der Grundschatzung frei seyn, hingegen auf eigene Kosten die Gebäude wieder herstellen und in Stand setzen solte.

Er war aus dem benachbarten Kirchspiel Hesve gebürtig, wo der Landbau auch vernachläßigt wird; war in seiner Jugend als Knecht nach Hittern gekommen, und hatte aus Armuth es nicht weiter gebracht, als daß er noch in seinem 36ten Jahre als Knecht für andere arbeiten mußte. Die Aussicht, die ihm jetzt gegeben

Rr wurde,

*) Aus des Kammerraths Owe Malling großen und guten Handlungen einiger Dänen, Norweger und Holsteiner. S. 209. T. II.

wurde, da er sich nun setzen wolte, war nichts weniger als ermunternd; allein durch eine gar besondere und vorzügliche Arbeitsamkeit hat ers dahin gebracht, daß das Gut Eide sich nun durch seinen Ackerbau und seine Gebäude unter den Gütern in Hittern auszeichnet, und er selbst ein wohlhabender Mann, und ein sehr geehrtes Beispiel unter seinen Nachbarn geworden ist. Sobald Niels Justesen sich des wüsten Guts angenommen, fieng er gleich an, seine Arbeit unter dem Hausbau und Feldbau zu theilen. Zuerst verschafte er sich das benöthigte Dach und Fach; nachher arbeitete er nach Zeit und Gelegenheit an Aufputz, Erweiterung und Verbesserung. Das Bauholz fällete er selbst, und führte es durch sehr beschwerliche Wege heran. Die Arbeit sowohl am Wohnhause, als an den andern Gebäuden besorgte er auch selbst, bloß durch Hülfe seiner Frau, einer Magd und eines Nachbarn; doch bediente er sich des letztern nicht länger als etwa ein Paar Wochen. Indessen war doch der Feldbau vornemlich seine Sache. Der Boden war hier, so wie überall in dieser Gegend, schwer urbar zu machen, der größte Theil lag zwischen zween Felsenstücken und zween Meerbusen. Von den beiden Felsen strömten verschiedene Bäche herunter, welche die Ebene überschwemmten und sich in mehreren Sümpfen und Pfützen samleten, dazwischen die Aecker in kleinen Flecken angelegt waren. Den größten Schaden aber that ein ordentlicher Fluß, der in vielen Buchten durch den besten Theil des Guts lief, oft Steine und Sand über das Land schwemmte, u. manchmal ganze Stücke Land abriß. Hieraus nahm Niels Justesen ab, daß, wenn hier etwas rechtes ausgerichtet werden solte, so müßte der Anfang mit einer ganz neuen Einrichtung gemacht werden, und faßte den Muth, diese vorzunehmen. Um diesen schädlichen Fluß abzuwenden, grub er längs dem einen Felsen einen tiefen Graben 500 Schritte lang, brach durch einen niedrigen Felsen, der ihm im Wege war, und öfnete dadurch dem Flusse ein neues Bette bis in die See; und um einem neuen Einbruche vorzubeugen, machte er am Ufer dieses neuen Grabens eine Erhöhung, theils von Mauer- theils von Holzwerk, wodurch er sich gegen diese Furcht sicher stellte.

Als das Haupthinderniß solchergestalt gehoben war, gieng er weiter. Er grub mehrere Gräben, um die andern von den Felsen niederströmenden Wasser abzuleiten, füllte die Sümpfe mit Erde, grub die Steine, die er fortbringen konte, aus, und führte sie weg; neben den größern grub er Gruben, wälzte sie dahinein, und bedeckte sie mit Erde. Durch diese und mehrere Anstalten machte er zuletzt sein ganzes Land überall so eben und trokken, daß es gepflügt werden konte, und ein Acker wurde, der sich zwischen den Felsen von einem Meerbusen zum andern erstreckte 700 Schritt in die Länge und gegen 50 in die Breite.

Als dieser Acker gebauet wurde, gab er reichliche Frucht, und Niels Justesen bekam dadurch Lust ihn zu erweitern. Seitwärts konte dies nicht geschehen; denn da hatte er vornemlich den Hauptgraben längs den Felsen graben müssen. Es fiel ihm also ein, sein Land an dem einen Ende in den Meerbusen auszudehnen, als welcher immer von der Fluth unter Wasser gesetzt, aber auch eben so oft von der Ebbe trocken gemacht wurde. Hier führte er eine fast unglaubliche Menge erst von Steinen, dann von Moorerde und Seegras zusammen, und ließ nicht ab, bis er sich ein neues Stück Ackerland von fast einer Tonne Aussaat, so zu sagen, erbauet hatte. Der Strom, der ihm zuvor so viel zu schaffen gemacht, hinderte ihn auch hier, indem er seinen Ausfluß gerade an der Ecke des neuen Ackers hatte, und also ihm leicht Schaden zufügen konnte; aber auch hier wußte Niels Justesen ein Mittel zu finden, diesem vorzubeugen, indem er einen Canal von der Mündung in die See grub, und dadurch den Strom nach einer andern Seite wandte.

Da er solchergestalt dies Land zu Acker gemacht, hatte er nun fast gar kein Wiesenland übrig, außer was bewachsen mit Unterwald auf den Felshügeln lag, und bisher wenig gegeben hatte. Er sah, daß ihm Wiesenwachs zur Verbesserung des Ackers nothwendig sey. Er machte sich also über diesen Unterwald, rodete ihn aus, ebnete den gereinigten Boden, und pflanzte die besten der Bäume in gewisse Ordnung, so daß sie zum Nutzen wachsen, und doch nicht dem Wiesenwachse schaden konten. Welches denn die gute Wirkung hatte, daß er zu seiner Zeit eine ganz ansehnliche Heuernte erhielt. Man sieht leicht, daß mehr als eine kurze Zeit erfordert wurde, so vieles auszurichten. Der Ueberrest von Niels Justesen besten Lebensjahren gieng denn auch unter diesen mühsamen Arbeiten dahin, und man hätte vermuthen können, daß er in seinem zunehmenden Alter allein dahin getrachtet haben würde, alles im Stande zu erhalten und die Früchte zu genießen. Allein seine Lust zur Arbeit gieng noch weiter, und nach allen diesem nahm er ein neues Werk vor, wobei er fast der Natur selbst zu trotzen schien. Zwischen zween Hügeln, unweit seines Hofes, lag in einem tiefen Thale ein fast grundloses Wasser, von dem Niemand leichtlich glauben sollen, es könne zu etwas genutzt werden. Es war so belegen, daß es alles Wasser auffieng, welches von dem Dünger auf dem Hofe abfloß. Niels Justesen, als ein fleissiger Landmann, konte es nicht ansehen, daß dieser sein Dünger so nutzlos verloren gehen solte. Er zapfte daher das Wasser ab, legte steinerne Rinnen in die Gräben, grub von dem Hügel Erde, womit er das Thal füllte, und legte aufs neue Steinrinnen. Durch diese, und mehrere dergleichen Zubereitungen, bekam er endlich nach unglaublicher Arbeit einen vortreflichen

und fruchtbaren Acker, so groß, daß er eine Tonne Saat hinein säen konte, und erhielt jetzt mit geringer Mühe eine mehr als gewöhnliche Ernte, weil er nicht nöthig hatte, Dünger hinzuzuführen.

Dies sind die vornehmsten der Verbesserungen und Versuche im Landbau, die dieser eine Mann vorgenommen und ausgeführt hat; sie sind aber nicht die einzigen. Er hat nachher noch zwei Stück Land urbar gemacht, jedes auf eine Tonne Aussaat, und hat, um sie nutzbar zu machen, einen weitläuftigen und kostbaren Steinwall aufführen müssen. Er hat um seinen Hof herum neue Wege über unebne und sumpfige und felsigte Stellen angelegt, und verschiedene andere kleinere Einrichtungen gemacht, welche alle Zeit, Arbeit und Unkosten erfordert haben.

Uebrigens ist hiebei noch das zu merken, daß er, zur Bearbeitung verschiedener der von ihm urbar gemachten Ländereien, nicht Pflug und Pferde gebrauchen können, sondern die Erde mit der Hacke umwühlen müssen, und hiezu, so wie zu seinen andern Arbeiten, hat er keine Hülfe gehabt, als seine Frau, zwo Töchter, und ab und an einen Jungen oder eine Magd.

Im Jahr 1772, als man zuerst in Koppenhagen von diesem seltenen Manne Nachricht erhielt, war er 62 Jahr alt, arbeitete noch mit Lust und Feuer wie sonst, und nach wie vor gieng ihm ein häusliches und arbeitsames Weib an die Hand, welche außer ihren Hausgeschäften noch Zeit genug übrig hatte, ihm in seinen Feldarbeiten zu helfen. Eben damals gab ihm Jemand den Rath, sein hohes Alter zu bedenken, sich mit dem, so er schon zu Stande gebracht, zu begnügen, ohne mehrere Anlage zu machen, und nun nicht so eifrig zu arbeiten. „Nein, „antwortete er, ich würde dadurch das „beste meines Lebens verlieren, nemlich die unglaubliche Freude, die ich „fühle, wenn ich immer etwas neues „hinzu thue; denn ich bin nie so froh, „als wenn ich dergleichen Arbeiten unter Händen habe.“

Die Früchte dieser seiner anhaltenden Arbeit waren schon damals beträchtlich. Anfänglich, da er aufs Gut kam, hatte er 3 bis 4 Tonnen ausgesäet, und 10 bis 12 geerntet: damals aber säete er 12 Tonnen, und erntete gemeinlich 90 Tonnen, und also achtfältig, da doch in diesem Kirchspiel nur insgemein drei bis vierfältig geerntet wird. Zuvor konte er nur 7 bis 8 Stück Hornvieh, 20 Stück klein Vieh und 2 Pferde halten, jetzt hielt er 16 Stück Hornvieh, 60 Stück klein Vieh und 3 Pferde. Seine andern äußerlichen Umstände waren auch merklich dadurch gebessert. Mit Armuth hatte er angefangen, war aber jetzt ein wohlhabender Mann, der Niemands bedurfte, sondern andern helfen konte, wohnte gut, hatte übrig, daß er etwas vorzusetzen hatte, wenn Jemand zu ihm kam, hatte gutes Vieh, einen überflüßigen, obgleich nicht prächtigen Hausrath, und seine Ackergeräthschaften in dem besten

Stande; welches, zusammen genommen, ein wirklicher Reichthum für einen Mann seines Standes ist. Auch dies verdient noch angemerkt zu werden, daß er, bei aller Betriebsamkeit in der Arbeit, bei aller Geflissenheit im Erwerbe und aller Sparsamkeit im Gebrauche des Erworbenen, doch klüglich gewußt sowohl der Habsucht als der Kargheit zu entgehen. Er hat zusammengebracht, nicht zum Verwahren, sondern zum Gebrauche für sich selbst und andere. Und so wie er stets munter bei seiner Arbeit gewesen, so hat er auch allezeit mit Erkentlichkeit von der Vorsicht geredet, welcher er allen Segen und guten Fortgang zugeschrieben, die seine Arbeit gehabt hat.

Als verdiente Ehrenzeichen hat die Königl. Landwirthschaftsgesellschaft ihm ihre kleinere goldene Schaumünze und einen großen silbernen Pokal geschenkt.

---

## Etwas von Futterkräutern.

Die wegen des Luzerner Klees im 32ten Stücke des Hannöverschen Magazins geschehene Anfragen veranlassen mich, folgendes bekant zu machen.

Mit dem Luzerner Klee habe ich zwar keine Versuche gemacht, halte aber dafür, daß dessen Anbau für unsere Gegend um so weniger anzurathen stehe, da der weil. Herr Superintendent Schwachheim zu Hedemünden sich viele Mühe gegeben, den Luzerner Klee einzuführen, und viele Versuche damit angestellet, welche aber den Erfolg nicht gehabt, daß mehrere sich damit abgegeben hätten. Wäre der Nutzen von dem Luzerner Klee auch nur zu einem mittelmäßigen Ertrag in Anschlag zu bringen gewesen, so zweifele ich nicht, daß sich dessen Anbau sehr bald würde ausgebreitet haben, weil die Einwohner im Fürstenthum Göttingen sich wegen des Mangels an Wiesen vorzüglich auf die Anziehung der Futterkräuter legen müssen. Daß solches auch wirklich geschiehet, davon zeugen die häufig in den Feldern anzutreffende mit Esparcette bestellte Stücke, obgleich ich meines Theils mich von dem angerühmten großen Nutzen des Esparcette noch nicht überzeugen kan. Denn, wenn man die in den ersten Jahren daran, ohne einigen Nutzen davon zu haben, zu verwendende Wartung rechnet, und bedenket, daß wir nur selten Länderei annehmen können, auf welcher bei guter Bearbeitung nicht auch andere Früchte, die mehr eintragen, wachsen solten; so wird bei denen auf die Wartung des Esparcette zu verwendenden Kösten und bei dem Abgange an andern Früchten der davon zu ziehende Vortheil allemal sehr geringe bleiben. Will man aber Nutzen vom Esparcette haben, so ist schlechterdings erforderlich, daß er zwei Jahr nach der Aussaat vom Unkraute rein erhalten und ausgegätet werde. Man irret gewiß sehr, wenn

man annimt, daß der Esparcette in dem schlechtesten Boden, der zu andern Früchten nicht tauglich, gut fortkomme. Es ist zwar wahr, daß derselbe einen steinigten schwer zu verarbeitenden Boden liebet, und darin vorzüglich gut gerathe. Untersucht man aber das Erdreich tiefer, so wird man einen bessern Erdboden finden, welcher denen tief unter sich wachsenden Wurzeln des Esparcette diejenige Nahrung zuführet, welche dessen freudigen Wachsthum befördert. Fehlet es unter der obern Fläche an gutem Erdreiche, so wird der Esparcette auf solchen Stücken allemal nur kümmerlich bleiben.

Von denen Turnips, Burgunder Rüben, Runkelrüben, oder wie sie hier genant werden, Runkschen, ziehe ich jährlich eine ansehnliche Quantität, und kan deren Nutzen aus eigener Erfahrung bezeugen, folglich deren Anbau empfelen. Es dienen nicht nur die Blätter im Nachsommer dem Hornvieh zu einem milchreichen Futter, sondern es geben die Rüben selbst im Winter ein sehr gutes Viehfutter ab, wenn sie gestutzet und übergemenget werden. In dem ersten Theile des Hausvaters Seite 307 bis 312 findet man zur Anzieh- und Wartung der Runkelrüben die beste Anweisung, welche sicher befolget werden kan. Nur würde ich rathen, die Pflanzen lieber statt 18 Zoll, volle 2 Fuß weit aus einander zu setzen, um ihnen sowohl zu Ausbreitung der nutzbaren Blätter, als auch besserer Formirung der Wurzeln hinlänglichen Raum zu verschaffen. Auch bezweifele ich das zu 18 Pfund angegebene Gewicht einer solchen Rübe. Hier haben sie ohnerachtet des daran gewandten Fleißes nur bis zu 8 Pfund schwer erzielet werden können. Da aber der Boden, worin sie, um die Rüben nahe bei dem Hofe zu haben, gebauet worden, thonartig ist, so kan es wohl seyn, daß dieselben in einem mehr lockerm Erdreiche bis zu einem stärken Gewichte fortwachsen. Den erweiterten Anbau befördern zu helfen, wird mir zum Vergnügen gereichen, und biete ich denenjenigen, welche sich durch eigene Erfahrung von dem Nutzen der Runkelrüben überzeugen wollen, den Saamen zur ersten Aussaat unentgeldlich an.

In dem schon angeführten ersten Theile des Hausvaters wird Seite 314 von dem Herrn Verfasser der Wunsch geäußert, daß diejenigen, welche mit dem Spergel, hier Spork genant, Versuche angestellet, solche bekant machen mögten. Mir sind die zwei Jahre hindurch damit gemachte Versuche gut gelungen, da ich Gelegenheit hatte, einigen Saamen zu erhalten. Der Saamen hat viel ähnliches mit dem Mohnsaamen, nur daß er noch feiner ist, und daher sehr behutsam gesäet werden muß. Wenn das Rockenfeld abgeerntet ist, so wird das zum Spergel bestimte Land sogleich umgepflüget, und recht fein geegget, worauf der Saamen ausgestreuet und das Land nachmals mit der Egge überzogen wird. Der Spergel wächst sodann

dann zu einer graden der Hirse nicht unähnlichen Pflanze dicht neben einander bis zu zwei Fuß hoch auf, und kan derselbe nach Beschaffenheit der Witterung entweder 8 Tage früher oder später um Michaelis bereits gemähet und grün verfuttert werden. Das Vieh frißt denselben mit großer Begierde. Das angenehmste bei dem Spergel ist, daß er sich lange grün erhält, und sich bis nach Martini zum frischen Futter gebrauchen läßt. Ob sich gutes Heu davon machen lasse, habe ich noch nicht versucht, gedenke solches aber in diesem Jahre zu thun, von dessen Erfolge ich nachher das weitere mittheilen werde. An der Butter habe ich keinen vom Spergel herrührenden widrigen Geschmack wahrgenommen. Vorzüglich dürfte es dem Spergel zur Empfelung gereichen, daß das Land überaus rein darnach wird. Im Frühjahr lasse ich das Land, wovon ich im späten Herbste den Spergel genutzt habe, mit der Schafhürde belegen, und stelle solches mit Gersten aus. Folglich wird durch dieses Futterkraut kein Abgang im Felde verursacht. Gemeiniglich pflegt zwar der nach der Rockenernte gesäete Spergel noch reifen Saamen zu geben, um aber recht guten reifen Saamen zu erhalten, thut man wohl, im Frühjahr ein kleines Fleck damit zu besäen, wovon man um Johannis aus den Saamen ernten kan, den die Pflanze in reichlicher Maaße trägt. Solte sich hin und wieder Jemand finden, der den Spergel ebenfalls zu ziehen Lust hätte, so bin ich erbötig, denselben mit dem erforderlichen Saamen ebenfalls umsonst zu versehen.

Niedeck. v. Ramdohr.

---

# Anekdoten.

(Aus dem Englischen.)

I.

Doctor Flamstead, ein Mann der zuweilen, wenn er just aufgeräumt war, äußerst launigt seyn konte, aber auch zugleich durch die unbeträchtlichsten Kleinigkeiten in Hitze gerieth, war viele Jahre auf der berühmten Sternwarte im königlichen Thiergarten zu Greenwich, königlicher Astronome.

Zum Scherz pflegten andere Astronomen den gemeinen Leuten weiß zu machen, Doctor Flamstead könte wahrsagen. Eine arme Waschfrau, der des Nachts ein fremdes Stück Leinewand von der Bleiche gestohlen war, das sie dem Eigenthümer wieder bezahlen solte, hatte auch von Flamsteads Wahrsagerei gehört, und gieng dieser wegen gleich zu ihm nach Greenwich. Ganz ängstlich fragte sie ihn, ob er ihr nicht sagen könte, wo die gestohlne Leinewand wäre, und wer der Dieb sey. Doctor Flamstead war eben bei

bei guter Laune und erwiederte; sie mögte nur ein wenig warten, er wolte zusehen, was bei der Sache zu thun wäre. Die Leinewand könte er ihr vielleicht wieder verschaffen, allein das stände nicht in seiner Macht, ihr auch zugleich den Dieb anzuzeigen. Er sezte sich darauf nieder, machte zum Spaß auf seinem Tische mit Kreide verschiedene Kreise, Vierecke, u. s. w. und sagte nach einer kleinen Pause, sie solte nur auf das und das Feld gehen, und in der und der Gegend würde sie in einem ausgetrockneten Abzugsgraben ihre Leinewand in ein Tuch gewikkelt wieder finden. Die Frau gieng hin, fand auch wirklich beschriebenermaaßen die Leinewand, lief ganz freudig wieder zum Doctor, dankte ihm und bot ihm zum Zeichen ihrer Erkentlichkeit eine halbe Krone für seine Bemühung an. — Der Doctor gerieth selbst über den spaßhaften Ausgang dieses Vorfalls in Verwunderung, und sagte: gute Frau, ich freue mich herzlich, daß ihre eure Leinewand wieder gefunden habt, aber ich versichere euch zugleich, daß ich in der That selbst nicht wußte wo sie war. Ich wolte nur bloß meinen Scherz mit euch haben, deswegen sagte ich euch aus Spaß einen Ort, wo ihr sie wieder finden würdet. Daß ihr sie da gefunden, ist ein bloßer Zufall. Seyd ins künftige klug, und glaubt nicht, daß ein Mensch wahrsagen könne; komt auch nie wieder in dieser Absicht zu mir, oder schickt mir andere, die solches von mir verlangen.

Der Doctor Flamstead pflegte diesen Vorfall öfters dem Herrn Whiston zu erzählen.

2.

Admiral Blake wurde, als er noch Hauptmann war, mit einem kleinen Geschwader nach Westindien zu einer geheimen Unternehmung gegen die spanischen Pflanzungen geschickt. Bei einem Gefecht flog unglücklicher Weise eins seiner Schiffe auf, welches den Muth seiner Leute sehr niederschlug; Blake hingegen, den Unglücksfälle nicht leicht außer Fassung sezten, rief seinen Leuten zu: Gut, Cammeraden, ihr habt ein englisches Schif auffliegen gesehen; laßt uns nun auch sehen was ein spanisches in derselben Situation für eine Figur machen wird. Diese zur rechten Zeit angebrachte Rede erweckte ihren Muth augenblicklich wieder, und in weniger als einer Stunde sezte er seinen Gegner in Feuer. Hier, Cammeraden, sagte er darauf, ich wußte wohl, daß wir uns bald revangiren würden.

# Hannoverisches Magazin.

41tes Stück.

Montag, den 22ten Mai 1780.


## Darstellung der Ursachen, welche die schlechte Beschaffenheit der Niedersächsischen Ziegeldächer veranlassen, nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Vom Hrn. Landbauverwalter Christian Ludewig Ziegler in Celle.

Zu diesem Aufsatze, welchen ich dem Publico gegenwärtig vorlege, ist bereits eine Einleitung im Jahre 1755 von dem verstorbenen Professor Lowitz zu Göttingen geschrieben, und in dem 93ten Stücke der Hannöverischen nützlichen Samlungen gleiches Jahrs eingerückt worden. Ich bitte diejenigen meiner Leser, welche diese Materie interessiret, selbige zur Ergänzung folgender Betrachtungen zur Hand zu nehmen. Auch muß ich sie ersuchen, bei verschiedenen hier nachmals vorkommenden Aeusserungen sich zu merken; daß es nicht meine Absicht gewesen, allgemein treffende Sachen zu behandeln; sondern ich mich vielmehr in diesem Aufsatze auf einen Staat einschränken wollen, worin ich als Baubedienter angesetzet bin. Die Mängel unserer jetzigen Ziegeldächer werden meinen Lesern am leichtesten in die Augen fallen, wenn ich sie an die letzte Herbstwitterung zurück erinnere, und dadurch in ihrem Gedächtnisse die damalige Beschaffenheit ihrer Dächer mit dem Zustande ihrer Böden und allen Verwünschungen ganz lebhaft wieder darstelle, die sie auf Maurer und Dachdecker darüber ausgestoßen. Dann kann ich hoffen; sie werden meine Vorschläge recht beherzigen, und alle Vorurtheile gegen Neuerungen durch Thatsachen bekämpfen lassen. Waren nicht, so ungefähr gegen Weihnachten des vorigen Jahrs, die Ziegeldächer ihrer Wohnungen den Sieben gleich, wodurch das Wasser nach Gefallen floß, ihnen die Böden, die Decken der Zimmer und wohl gar die Meublen verdarb? Und ist nicht dieser unangenehme und verderbliche Umstand ihres Hauses alle Nachherbste bald minder, bald mehr, eingetreten? Bringt nicht beim weggehenden Frost auch die Dachtraufe alle den Kalk wieder von ihren Dächern herunter, den sie mit vielen Kosten wenig Monate zuvor für eine Dichtung anbringen ließen? Wirft

nicht oft der Sturm einige Dutzend Pfannen mit einmal zu der unangenehmsten Zeit herab und giebt ihre Böden dem regnigten Himmel preis? Mit Recht muß sie dieses unzufrieden gegen alle die machen, welche die Bedachungen veranstalteten, und ihnen darunter Schutz für Regen und Schnee versprachen. Und bei ihnen, jetzt bedaurenswerthe Kornaufschütter, müssen unsere Dächer doppelten Unwillen hervorbringen; wenn sie die Böden besuchen, und außer jener verderblichen Benässung noch zu allen Zeiten ihre Vorräthe mit abgefallenem Kalk besäet finden, und abermal mit pro Centen Tara für eine Säuberung dieser Art Unrathe bedrohet werden.

Schon Verdrießlichkeit genug für die Inhaber der Gebäude, und doch noch Kleinigkeiten in Vergleich der Nachtheile, welche den Eigenthümern derselben, aus einer solchen Beschaffenheit erwachsen. Sie finden in den Reparationskosten, die sie auf Dächer verwenden müssen, einen Krebs für ihre Baukasse, und bei ihren, ich mögte fast sagen, täglichen Ausgaben, befinden sie sich nicht viel verbessert, es bleibet beim Durchregnen nach wie vor. Haben sie gar einen Miethsmann in ihrem Hause, so beunruhiget sie auch der noch dazu mit stetem Klagen über die Dächer, daran sie nichts spareten. Und mitlerweile verfaulen ihnen unbemerkt einige Balken und Sparren im Hause; so gering die Dachlecken bei ihrer sorgfältigen Reparatur auch geschienen haben. In wenig Jahren aber kündigt man ihnen endlich den drohenden Einsturz derselben an, der sie dann zu einem belastenden Baue zwingt.

Diese und mehrere dergleichen Erfahrungen veranlassen mich, mit der Beschaffenheit unserer Pfannendächer unzufrieden zu seyn, und hierin dem Publico beizupflichten, welches sich über selbige nicht nur äußerst beschweret, sondern auch außerdem bald den Dachdecker, den Kalkverkäufer, oder Ziegellieferanten, je nachdem ihm der eine, oder andere eben im Wurf komt, ohne Gnade, als schuldig verurtheilet. Meiner Meinung nach bedürfte es aber einer Untersuchung; ob die Schuld allein an diesen Leuten lieget.

Ich will keinesweges eine Apologie für sie schreiben, da ich selbst auf sie schmälen muß. Allein ich kan es nicht zugeben, daß man sie schlechthin so ganz verdammet, ohne nicht wenigstens vorher an seinen eigenen Verstand um nähere Untersuchung für sie appelliret zu haben; wenn erstere zu schwach sind solche Gründe vorzubringen, die bei mehrdenkenden Menschen sie zum Theil entschuldigen können. Alte Dächer und alte Ziegel machen dichte Häuser! Ein Ausspruch, womit man einem oft unter die Nase raunt, und die Anwendung nach belieben machen läßt. Freilich hat dieser Spruch seine guten Gründe, jenen Leuten unbeschadet. Denn vor Zeiten machte man bei uns die Dächer viel höher, das ist, unter einem spitzigern Forstwinkel. Und wer weiß nicht, daß

das Wasser auf einer weniger geneigten Fläche zu schnell abfließet, als daß es durchschlagen könte. Ferner haben die alten Ziegel, welche sich noch auf den Dächern finden, die Probe in allen Wiederwärtigkeiten ausgehalten, und müssen nothwendig die festesten seyn. Oft haben sie gar ihre Dauer einem alten vortrefflichen Thone der Ziegelei zu verdanken, wovon nichts mehr vorhanden ist, und dessen Stelle nun ein schlechterer vertreten muß.

Die natürlichste Folge, daß unsere neuen Dächer mit gleicher Art Bedachung der ältern Zeiten, und von der nemlichen Ziegelei versehen, weniger schützen, als jene thaten. Gleichwohl zu wenig Ursachen, als daß sie dadurch zu einer jetzigen gänzlichen Unbrauchbarkeit herunter gesetzt werden können. Um mein Urtheil über sie und ihre Schöpfer also im Ganzen zu fällen, so glaube ich alle vorgedachten Fehler aus der Form unsers Bedachungsmaterials herleiten zu können.

Die allgemeinste Art Dachziegel in Niedersachsen sind nemlich die Pfannen, welche im Profil die Figur eines S machen, und also einen auswärts gebogenen Rand haben, welcher leztere über den ersteren des anliegenden Ziegels greift und ihn schließt; daher sie von Reichsländern Schlußziegel genannt werden. Sie haben zwar den Vorzug vor den jezt wenig mehr gebräuchlichen und durch sie aus unserer Gegend verdrengten Hohl- und Breitziegeln, allein daß man den Pfannen vor allen existirenden und möglichen Arten Dachziegeln nicht den Vorzug geben muß, wird sich aus folgendem ergeben.

Die Pfannen machen, außer auf dem geringen Theile, wo sie nach der Länge und mit der Krimpfe nach der Breite überfassen, durchgehends nur eine einfache Decke von einer gebranten Thonerde, die oft kaum $\frac{1}{2}$ Zoll zur Dicke hat. Ist der dazu gebrauchte Thon dergestalt mit Sande vermischt gewesen, daß er Lehm genannt werden kan, so ziehen die daraus hervorgebrachten poreusen Steine bei anhaltender Näße nicht nur das Wasser in sich; sondern lassen es in Tropfen, wie ein Viltrierstein, leicht durchseigern; indem die durchdringende Feuchtigkeit, wenig Körper in der Pfannen dicke zum Widerstande findet.

So verderblich dies Tropfen allein schon werden kan; so entstehen aus jener Beschaffenheit des Steins, daß er das Wasser gleich einem Schwamm überall einnimt noch schlimmere Folgen. Es solten sich nemlich die Pfannen vermöge ihres Baues durch vorbeschriebene Krimpfe dichte schließen; aber nie können sie dergestalt bei uns zum Schlusse gebracht werden, daß sie nicht wenigstens unten mit Mörtel oder Gips verstrichen werden müßten. Und man ist an den meisten Orten gar genöthiget, auch außerhalb die offene Fügung mit jenen Sachen zu schließen. Diese anzuwendende Verbindungsmittel sind eigentlich heterogen mit den Hauptkörpern, und können ihre Eigenschaft, wodurch sie sonst

 feste

feste Mauren machen, bei den Pfannen nicht zur Wirkung bringen. Wenn man auch suchen wolte, ersteren, der aus Mischungen entstehet, durch einige Zusätze mit den Hauptkörpern in nähere Verwandschaft zu bringen, so bleibt doch gewiß, daß er gleich dem Gipse das Wasser in sehr verschiedenem Verhältnisse mit unsern Pfannen einziehen wird. Die durchschlagende Feuchtigkeit muß zwischen dem Fügungsmittel und dem Körper, mit welchen sie durch Cohäsion nur verbunden sind, sich häufen und der geringste Frost, der diese Feuchtigkeit trift, und in Eise ausdehnet, trennet selbige gänzlich.

Der unterstrichene, und bloß durchs Anhängen fest gewesene Mörtel oder Gips, fält von seiner eigenen Schwere herunter, und das Wasser erhält durch die offene Fügung einen freien Lauf.

Diese üble Folge entsteht zwar nur bei den Ziegeln, die nicht aus dem fettesten Thone gemacht waren und also durchschlagen mußten, aber die aus besserem Thone, wodurch die Feuchtigkeit nicht gänzlich dringen kan, sind mit jenen Steinen einem zweiten nachtheiligen Umstande für unsere Dächer unterworfen. Wärme und Kälte dehnen wie bekant, wechselsweise die Körper aus und ziehen sie zusammen. Die Dachziegel sind diesen beiden Veränderungen am meisten und stärksten ausgesetzet, weil Frost und Sonne gleich unmittelbar auf sie wirken, und wegen ihres wenigen Körpers bald durchdringen können.

Ich habe zum Beispiel oft im April schon die Ziegel so heiß um Mittag gefunden, daß ich unter den Dächern keine Hand darauf halten konte, und die folgende Nacht fiel ein ziemlicher Frost ein, daß durch solche schnell auf einander folgende und im Sommer fast täglich eintretende Veränderungen eine Trennung der unterstrichenen Verbindungsmittel von den Ziegeln vorgehen müsse, bedarf ich wohl nicht weiter theoretisch zu beweisen, da die Erfahrung schon jeden meiner Leser davon belehrt haben wird. Unsere Dachdecker suchen diese Trennung des Mörtels von den Ziegeln durch einen Zusatz von Haaren auf eine Zeitlang den Augen zu entziehen, und das daraus erfolgende wirkliche Herunterfallen desselben etwas länger zu verschieben, indem sie in den verschiedenen kleinen Härchen, so an der äußersten Circumferenz des Mörtels mit den Pfannen verbunden bleiben, ihm eben so viele kleine Tragbänder geben. Mit diesem Blendwerke ist aber dem Bewohner nichts geholfen, der Regen findet seinen Weg auch durch die unsichtbaren Fugen solcher Trennung und in kurzer Zeit eilet der Frost ihm zu Hülfe, die Ritzen zu erweitern und freien Weg zu bahnen. Der Bauherr aber, der nun einen Dachdecker zum Ausbessern hinauf schicket, verschwendet nur unnütze sein Geld, weil dieser bloß über den getrennten Mörtel noch mal herstreichet, oder pinselt, und den Grundfehler so lassen muß wie er war.

Jene uns so wenig auffallende und doch Hauptursachen zur Vernichtung niedersächsischer Pfannendächer sind oft noch mit den heftigsten Windstößen begleitet, welche das ganze Dach erschüttern, und also die verbundenen leichten Körper gar bald trennen. Diese können aber destomehr wirken, je weiter die Sparren aus einander stehen, und je entfernter gelattet ist. Beides findet sich nur zu oft, ersteres bald aus unzeitiger Holzersparniß, bald aus Unwissenheit der Arbeiter, weil derjenige so jetzt für ein Ziegeldach zimmert, seine bei Strohdächern gewohnte Sparrenweite als eine unabweichliche Maasse ansiehet, und hier auch anbringet, letzteres aus Nachläßigkeit die Maassen der Ziegel zu untersuchen, indem der Dachdecker dem guten Schlendrian folget, und z. E. um Zelle so lattet, wie in Hamburg von ihm gelattet worden ist, da doch eine 18 bis 20 Zoll lange Emdener Dachpfanne eine weitere Lattung erlaubet, als eine von 16 bis 17 Zoll unserer Ziegeleien, und wenn daher für erstere 14 Zoll gelattet wird, letztere nur 12 Zoll gestatten kan.

Mir deucht nach jenen angegebenen Ursachen, welche alle die vorgedachten Mängel unserer Pfannendächer unausbleiblich machen, werden diejenigen meiner Leser, so sich davon überzeugt haben, und noch aus der Erfahrung selbigen beipflichten können, die Frage an mich richten: kan diesem unerträglichen Uebel denn nicht abgeholfen werden? Ich antworte allerdings! und werde meine Räthe auch dazu ertheilen. Nur thut es mir leid, daß ich gleich anfangs frei sagen muß, sie werden für die zukünftigen Gebäude von ausgebreiteterm Nutzen, als für die gegenwärtigen, und bei letztern nicht allemal anzuwenden seyn, weil selbige in der Neuerung der Ziegelart hauptsächlich bestehen sollen. Und daher sind sie denen die alte Häuser besitzen, oder bewohnen, welche solchen neuen Hut nicht mehr werth sind, auch weniger brauchbar.

Was für besondere Eigenschaften wir zu dichten Dächern in unsern Gegenden von einer solchen Ziegelart nothwendig fordern, werden meine Leser aus der vorgebrachten Weise, wie die Zerstöhrung der jetzigen geschiehet, mit mir schon abstrahiret haben. Und ich glaube sie auf folgende drei Punkte einschränken zu können, daß selbige

1) bei etwas magerem Thone solche Decke geben, wodurch das Regenwasser nicht unmittelbar traufen kan, und

2) hinlänglich an einander schliessen, um des Unterstreichens mit Mörtel, oder Gips ganz entübriget zu werden. Die in den obern Kraisen Deutschlands üblichen platten Ziegel, die man Bieberschwänze oder Zungen nennet, entsprechen gänzlich diesen beiden Forderungen, wenn sie doppelt gelegt werden. Und wer in dem Reiche, in Böhmen, Schlesien, im Brandenburg- und Chursächsischen die damit belegten Gebäude aufmerksam betrachtet hat, wird mit mir ihre Einführung bei uns herzlich wünschen. Auf solche

ist denn auch das Hauptziel meiner Vorschläge zur Verbesserung unserer Dächer gerichtet. Gedachte Ziegel sind 15 bis 16 Zoll lang, $6\frac{1}{2}$ bis 7 Zoll breit, und $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Zoll dick, am obern Ende gerade und werden mit einem daselbst versehenen Haken aufgehangen, nach unten sind sie entweder abgerundet, zugespitzt, oder durch eine coupirte Spitze mit zwei Ecken versehen, wie es das Herkommen einer Provinz gut findet. Vor vielen Jahren hat man von ihnen auch Gebrauch in Niedersachsen gemacht, und es ist sonderbar, daß selbige von den aus Holland bei uns eingeführten Pfannen wieder verdrängt worden sind, und daß nicht schon längst die sich noch allenthalben zerstreuet findende Beispiele solcher platten Ziegel, welche ihre gute Eigenschaft und den Vorzug vor Pfannen doch in den meisten niedersächsischen Provinzen bewähren, eine allgemeine Einführung wiederum befördern können, sondern bei alledem ganz unbeachtet geblieben und in Vergessenheit gerathen sind. Jedoch habe ich bei meiner Durchreise durch einen Strich von Mecklenburg angemerkt, daß man selbige dort allgemein wieder zur Bedachung wählet.

Da vielen meiner Leser nicht unbekant seyn kan, daß in den Niederlanden nur die Pfannen gebraucht werden, und daselbst eine vortrefliche Bedachung verschaffen; so muß ich dem Einwurf, der mir von denselben aus dieser Erfahrung gegen meine Neuerung mit Recht gemacht werden könte, gleich anfangs begegnen, und die Gründe angeben, warum unter den Ziegelarten z. E. die Pfannen in Amsterdam eine feste und vortheilhafte Bedachung geben; dahingegen in Berlin eben dies nur von Zungenziegeln zu erwarten stehet. Die Holländer können die Thonerden von der reinsten und feinsten Beschaffenheit sehr wohlfeil haben; denn es werden ihnen entweder noch itzt die Theile derselben durch die sich dort verseigende Flüsse so fein und abgeschlämmet zugeführet, als der Mineralog sich solche nur zuzubereiten vermag; indem der Rhein und die Maaß die gröbern Theile von Sand und Steinen, als ein Sedement, schon oberhalb abgesetzt haben, wenn sie sich dort in Arme vertheilen und den feinen Thon zurück lassen. Oder diese Erden sind ihnen von der nemlichen Qualität auf gleiche Weise und von dem überströmten Meere schon vor vielen Jahrhunderten aufgeschlämmet worden, ehe die Bewohner das Land eindämmeten.

Der holländische Thon ist so fett und rein, daß die Ziegelstreicher oft gezwungen sind, einen Zusatz von feinem Sande zu selbigen zu fügen, um nur Ziegel daraus schaffen zu können. Die sorgfältige Bearbeitung, die sie darauf verwenden, liefert dies Materiale auch in einer Tüchtigkeit dem keines in der Welt gleich kommen kan; weshalb es denn bei wichtigen Bauen auch in alle vier Welttheile verschiffet wird. Zugleich verursachet der wohlfeile Transport mittelst Schiffen

in und ausserhalb Landes, nebst der nicht kostbaren Torffeurung die Verringerung des Preises von eben diesem Baumateriale, das anderer Orten mit gleicher Sorgfalt bereitet sehr theuer werden dürfte.

Gleichwol darf ich auch nicht unbemerkt lassen, daß man in Holland die gute Ziegeleiwaare auch gut bezahlet. Z. E. zu dem im Jahre 1770 in Amsterdam erbaueten Muydenschen Thore wurde das Tausend von einem Sortement rother Klinker, die 8 Zoll lang, 4 Zoll breit und $1\frac{1}{2}$ Zoll dick waren, und deren 36 Stück erst einen Cubikfuß Mauer machten, für 60 Gulden holländisch angeliefert. Im Jahre 1777 habe ich zum Giebel an einem Privatgebäude in Amsterdam dergleichen Steine vermauren sehen, wovon das 1000 auf 72 Gulden zu stehen kam. Von einer dergleichen ausgesuchten holländischen Fayanze können auch Pfannen, wohl fest schliessende und dicht haltende Dächer geben; wenn sie gleich nur eine einfache Decke machen, und auch zu Zeiten Kalk zum Unterstreichen erfordern. Denn weil sie kein Wasser durchschlagen und in der Fügung so genau schliessen, daß der Kalk nicht zu Tage komt; so können jene Folgen, die bei unserm Materiale eintreten, dort nicht statt finden.

In Deutschland, die Gegend an den Ausflüssen der Ströme nehme ich aus, verhält es sich mit der Ziegelerde ganz anders. Hier ist sie zu Hause, und befindet sich als ein Landesprodukt, in dem rohesten Zustande, und bald mit Steinen, Kalk, Mergel und Sande dergestalt vermischt, daß man sie kaum gebrauchen kan.

Das Schlämmen derselben würde hier aber eine kostbare Sache werden, und doch die Erde nicht so gut bereiten, als es die Natur mittelst der Gewässer in den sieben Provinzen von Holland gethan hat. Es bleibt uns daher nur übrig, daß wir die besten Nester des Thons aufsuchen und wir müssen zufrieden seyn; wenn wir ihn nur ohne den überaus schädlichen Kalk oder Mergel finden, und oft den zu viel beigemischten Sand nebst Steinen gerne ertragen; uns auch gefallen lassen, leztere durchs Treten oder Schürfen, so viel möglich, heraus zu bringen. Eine solche ungleichförmige Erde aber, die eher Lehm, als Thon, genennet werden kan, behält weder die den Pfannen nöthige genau schliessende Form im Feuer, welches uns nachmals veranlasset, eben so viel Mörtel als Steine aufs Dach zu bringen; noch erhält sie darin die Eigenschaft, bei einer so geringen Dicke die Feuchtigkeit nicht durchzulassen und mit einer einfachen Lage auf dem Dache das Gebäude fürs Durchregnen zu schützen.

Indem ich nun generaliter dargethan, daß die Bewohner der in der Mitte vom Reiche und Holland belegenen Provinzen erst ihre Ziegelerden aus jenem Gesichtspunkte beurtheilen müssen, woraus ich sie betrachtet habe, bevor sie sich für die platten Ziegel der Oberländer erklären; glaube

ich

ich meine Landesleute überführt zu haben, daß sie an den Zungenziegeln eine bessere Wahl treffen, wann sie ein durchaus dichtes und festes Dach fordern.

Ehe ich indessen solche weiter anpreise, habe ich noch einige Einwürfe zu berichtigen, welche das Vorurtheil den Ober- und Niedersachsen wieder beide Arten Dächer wechselsweise in den Mund leget, und weßwegen auch die einsichtsvollesten Männer falsche Urtheile zu fällen veranlaßt worden sind.

Wie gefallen ihnen die Pfannendächer in Holland? fragte ich einen sehr geschickten Baumeister in Dresden, als er aus den Niederlanden zurückkehrte. Sie sind vortreflich; aber zu schwer fürs Gespärre und machen ein kostbar Dach. Und eben diese Antwort erhielt ich von einem der erfahrensten Baumeister in Niedersachsen, wie ich mir seine Meinung über die Zungendächer erbat.

Auch der verstorbene Professor Lowitz urtheilet, als ein Reichsländer in seiner vorangeführten Einleitung §. 7 und 11, wie mein sächsischer Freund.

Weil nun aber keine Sache zugleich seyn und nicht seyn kan; so verdienet die Frage: welches von beiden der vorgedachten Dächter für das schwerste und kostbarste zu achten, auch erst entschieden zu werden, bevor sich jemand für das eine oder andere aus Gründen determiniren kan. Zu folgender Untersuchung, woraus ich eine richtige Bestimmung darüber zu leiten glaube, wollen sich meine Leser zuvor merken; daß die mit platten Ziegeln bedeckten Dächer in einfache und doppelte getheilet werden, und zu ersterer Art nur erforderlich sey, daß der Ziegel nach Abzug des Hakens und der Ründe zwei Latten überfasse, die zweite Gattung aber unter diesen Umständen noch einer dritten Latte bedürfe, worauf er etwa 1 Zoll reiche. Die für beide Arten erforderliche Zwischenweite der Latten, ändert sich zwar wie sich die Maaßen bei den Ziegeln und Latten ändern; sie läßt sich aber aus den Längen der erstern und der Breite der leztern mit folgendem allgemeinen Ausdruck bestimmen. Wenn a die Länge des Ziegels, b die Länge des Hakens, c die Länge der untern Ründung und d die Breite der Latten bezeichnet; so ist die Zwischenweite der Latten x, bei einem einfachen Dache

$$= a - b - c - 2d$$ und bei einem doppelten $$= \frac{a - b - c - 2d - 1}{2}.$$ Will ich die Entfernung der Latten dergestalt bestimmen, daß sie von der obern Kante der einen, bis zur obersten der andern, und also mit Einschluß der Latten gerechnet werde, wie es die Zimmerleute und Dachdecker verlangen, so setze ich zu der gefundenen Zahl für x noch d hinzu, daß also diese Weite $y = x + d$ ist. Nachdem ich diese Kentniß von den platten Ziegeldächern vorausgehen lassen; kan ich die Vergleichung der Schwere und Kosten unter sich selbst und mit dem Pfannendache vornehmen.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

42tes Stück.

Freitag, den 26ten Mai 1780.


## Darstellung der Ursachen, welche die schlechte Beschaffenheit der Niedersächsischen Ziegeldächer veranlassen, nebst einigen Vorschlägen zu ihrer Verbesserung.

Vom Hrn. Landbauverwalter Christian Ludewig Ziegler in Celle.

(Schluß.)

Damit solche aber genau werde, denke ich mir beide Arten des Dachmaterials von eben derselben Ziegelei. Sonst würde ich bei Verschiedenheit der Ziegelei ein falsches Resultat der Schwere herausbringen, oder nach meinem Gefallen herleiten können; wenn ich hiebei z. E. das Gewicht eines Zungenziegels aus dem Leipziger Intelligenzblatte vom J. 1774. Nr. 25. zu $3\frac{7}{8}$ Pfund annähme, und das Gewicht einer Pfanne zu 8 Pfund, wie sie eine Ziegelei in hiesiger Nachbarschaft liefert, festsetzte. Da auch die Preise der Materialien an jedem Orte verschieden sind; so muß ebenmäßig der Erbauungsort bestimmet werden, um den Unterschied der Kosten richtig angeben zu können.

Weil nun hier um Celle noch keine platte Ziegel gemacht werden, so verlege ich diesen Bauplatz nach Bleckede an der Elbe, woselbst beide Arten Dachsteine von der benachbarten Ziegelei erfolgen, und ich auch vor kurzem auf beide die Anschläge entworfen habe.

Man darf sich zu einer solchen Berechnung nur ein Gebäude bereits mit seinem Gespärre versehen, vorstellen, bei dem es jedem frei stehet, ein Dach von Pfannen oder Zungenziegeln darauf legen zu lassen. Um aber alsdann den Unterschied des Gewichts der Körper ausfindig zu machen, welche auf diesem Gespärre ruhen sollen, kan bloß deren absolute Schwere in Betracht kommen. Denn die relative, mit welcher jene auf die Sparren drücken, hängt von dem Neigungswinkel ab, den selbiger mit den horizontal gelegten Balken macht, und wenn dieser für alle drei Arten unserer Bedachung eben derselbe bleibt, wie zu einer solchen Untersuchung nothwendig voraus gesetzt wird; so muß auch das Verhältniß in der relativen Schwere, wie in der

der absoluten sich gleich bleiben. In dem hier aufzustellenden Beispiele soll nun die zu bedachende Fläche 2000 Quadratfuß halten, dazu werden erfordert:

1) Auf ein Pfannendach, 12 Zoll gelattet.

| | |
|---|---|
| 3000 Pfannen, 17 Zoll lang, 10 Zoll mit der Krimpfe breit, wiegen à Stück 6 Pfund, — | 18000 ℔ |
| 2000 Fuß tannene Latten, 3 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze | $1687\frac{1}{2}$ = |
| $10\frac{1}{2}$ Schock Nägel, $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, wiegen à Schock 2 Pfund, — | 21 = |
| 24 braunschweigische Himten Kalk, à 50 Pfund — | 1200 = |
| 72 Himten grandiger Sand, à 100 Pfund — | 7200 = |
| Summa — | $28008\frac{1}{2}$ ℔ |

2) Auf ein einfaches Zungendach, 10 Zoll gelattet.

| | |
|---|---|
| 4110 Zungenziegel, 16 Zoll lang, 7 Zoll breit, wiegen à Stück 4 Pfund — | 16440 ℔ |
| 2400 Fuß tannene Latten, 3 Zoll breit, $1\frac{1}{2}$ Zoll dick, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze — | 2025 = |
| $12\frac{1}{2}$ Schock Nägel von $4\frac{1}{2}$ Zoll lang, wiegen à Schock 2 Pfund — | 25 = |
| 4110 Dachsplissen, 12 Zoll lang, $2\frac{1}{2}$ breit und $\frac{1}{8}$ dick, wiegen à Hundert 10 Pfund — | 411 = |
| Summa — | 18901 ℔ |

3) Auf ein doppeltes Zungendach, 6 Zoll gelattet.

| | |
|---|---|
| 6850 Zungenziegel, wiegen à Stück 4 Pfund, | 27400 ℔ |
| 4000 Fuß Latten, wiegen à Fuß $13\frac{1}{2}$ Unze — | 3375 = |
| 21 Schock Nägel à Schock 2 ℔ | 42 = |
| Summa — | 30817 ℔ |

Aus dieser Berechnung ergiebt sich, daß wenn man über den Unterschied der Schwere eines Pfannen- und Zungenziegeldachs eine cathegorische Antwort erwartet, man sich auch bestimt ausdrücken müsse, welches von den zwei Arten der Zungendächer gemeint sey, und daß ich dann nach obiger Berechnung ein einfaches für $\frac{1}{3}$ leichter, als unsere Pfannendächer; ein doppeltes aber für circa $\frac{1}{9}$ schwerer angeben müsse. Weil nun die vermeinte Beschwerung der Zungenziegel für ein Gebäude einen der Haupteinwürfe gegen ihre Einführung bisher bei uns ausgemacht hat; so will ich hierüber noch einige Betrachtungen anstellen.

Es bringt freilich das doppelte Zungendach ein Gewicht von circa 3000 Pfund auf einer Fläche von 2000 Quadratfuß mehr, und dieses beträgt auf jeden Quadratfuß $1\frac{1}{2}$ Pfund. Allein diese Schwere wird durch die Erhebung des Sparrens von einer horizontalen Lage noch sehr vermindert, und bei dessen hier gewöhnlichen kleinsten Erhebungswinkel von 45 Grad in ihrem relativen Zustande auf $\frac{3}{4}$ Pfund herunter gesetzt. Eine geringe Schwere, die dem Unterbau für diese

diese Art Bedachung, welcher durch die mehrern Latten schon eine Verstärkung bekömt, kostbarer zu machen, unmöglich veranlassen kan.

Denn man nehme nur die äußerlichen Umstände, die auf unsere itzigen Dächer wirken, und die weit mehr als dieses am Gewichte auf einen Quadratfuß ausüben. Z. E. die Windstöße, welche auf die Dächer fallen; den Regen, der in die Steine zieht, und den Schnee der sie überdies beschweret.

Der heftige Anfall des erstern würde bei einer 45 Grad geneigten Dachfläche auf jeden Quadratfuß 11 Pfund bringen; wenn ich dessen Geschwindigkeit zu 120 Fuß in einer Secunde annehme a). Das Gewicht des zweiten kan bei hiesigen Pfannen auf einen Quadratfuß $1\frac{1}{8}$ Pfund betragen, da ich aus vielfältigen Versuchen das Resultat erhalten; daß eine Dachpfanne, die nur $\frac{2}{3}$ Quadratfuß decket, $\frac{3}{4}$ Pfund Wasser einzuziehen vermag. Setze ich ferner, daß ein Dach mit 2 Fuß hohem Schnee befällt, und sein Verhältniß gegen Wasser wie 1 zu 6 ist b), so wird er jeden Quadratfuß mit 20 Pfund beschweren, wenn der Cubikfuß Regenwasser zu 60 Pfund angenommen worden.

Beide letzten Gewichte bringen auf eine 45 Grad geneigte Fläche demnach zusammen $10\frac{9}{16}$ Pfund. Weil aber alle diese drei Arten von Würkungen im Winter zugleich eintreten können; so giebt es Augenblicke, wo ein Quadratfuß von der Dachfläche mit einer relativen Schwere von $21\frac{9}{16}$ Pfund belastet wird. Und diesem temporellen mehreren Druck der Dächer müssen ja unsere itzigen Unterbaue widerstehen.

Freilich darf man dem Gesparre keine 5- 6- bis 7füßige Weiten geben, die sich, wie bereits gedacht worden, bei uns finden. Denn solche Entfernungen geben auch keinem Pfannendache den gehörigen festen Unterbau; sondern veranlassen zuerst die Biegung der oft sehr schlechten und ebenmäßig zu weit aus einander gebrachten Latten, nachmals die Biegung der Sparren selbst.

Man gebe nur den Sparren jedesmal eine angemessene Weite und folge der gemeinen Regel für viele unserer practischen Handlungen: dem Guten lieber etwas zu viel, als zu wenig gethan.

Das minimum einer solchen Sparrenentfernung würde ich bei unseren gebräuchlichen Bauhölzern auf 4 Fuß, und das maximum auf $4\frac{1}{2}$ Fuß vom Mittel zu Mittel setzen, um sie für eine jede obiger drei Arten der Dächer tauglich zu machen. Wird der Bauherr dabei Sorge tragen, daß die Latten genau $1\frac{1}{2}$ und 3 Zoll Quadrat halten und vollkantig sind, denn dies erfordern die platten Ziegel mehr, als die Pfannen, so kan er für die hin-

 reichende

a) Lamberts Beiträge zum Gebrauche der Mathematik Tom. 3. Cap. VIII. §. 151 und 152.

b) Muschenbrock Essay de Physique pag. 807. Ed. de Leyde 1739.

reichende Stärke des Unterbaues sicher seyn.

Ich schreite nun zur Vergleichung der Kosten unserer vorbetrachteten drei Arten Dächer, und berechne selbige für bereits gedachtes Städtlein Blekede. Die zu bedachende Fläche bleibe 2000 Quadratfuß.

## 1) Kosten eines Pfannendaches.

### a) Materialien.

| | Rthl. | gr. | pf. |
|---|---|---|---|
| 3000 Pfannen von Boitzenburg, kosten mit dem Transporte das Hundert 1 Rthl. 18 gr. — | 45 | — | — |
| 2 Schock 5 Stück 16füßige starke Latten, mit dem Transporte von Gorleben, à 5 Rthl. — | 10 | 15 | — |
| 10½ Schock Nägel, à 9 gr. — — | 2 | 22 | 4 |
| 24 Braunschw. Himten Kalk von Fallersleben à 15 gr. | 10 | — | — |
| 72 Braunschw. Himten reinen Treibsand der Elbe, sind 6 Fuder, à 9 gr. — — — | 1 | 18 | — |
| 4 Pfund Schweinshaare, à 6 pf. — | — | 3 | — |
| **b) Arbeitslohn.** | | | |
| 125 Stück Latten aufzunägeln, à 2 pf. — | — | 31 | 2 |
| 24 Himten Kalk zu löschen, à 6 pf. — | — | 18 | — |
| 3000 Pfannen 1 Stock hoch unter Dach zu bringen, à 9 gr. — — — | — | 27 | — |
| 3000 Pfannen einzudecken und zu unterstreichen, à 2 Rthl. 9 gr. — — | 6 | 27 | — |
| Summa – | 78 | 17 | 6 |

## 2) Kosten eines einfachen Zungendaches mit Splissen.

### a) Materialien.

| | Rthl. | gr. | pf. |
|---|---|---|---|
| 4110 Zungenziegel von Boitzenburg, das Hundert 30 gr. — — — | 34 | 9 | — |
| 2½ Schock 16füßige Latten, à 5 Rthl. — | 12 | 18 | — |
| 12½ Schock Nägel, à 9 gr. — — | 3 | 4 | 4 |
| 4110 Dachsplissen, das Tausend 24 gr. — | 2 | 26 | 5 |
| **b) Arbeitslohn.** | | | |
| 130 Stück Latten aufzunägeln, à 2 pf. — | 1 | 1 | 4 |
| 4110 Zungenziegel unter Dach zu bringen, à Tausend 6 gr. — — — | — | 24 | 5 |
| 4110 Zungenziegel mit Splissen aufzuhängen, à Tausend 27 gr. — — | 3 | 3 | — |
| Summa – | 57 | 15 | 2 |

3) Kosten

### 3) Kosten eines doppelten Zungendaches.

a) Materialien.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| 6850 Zungenziegel, das Hundert 30 gr. — | 57 Rthl. | 3 gr. | – pf. |
| 4 Schock 10 Stück 16füßige Latten, à 5 Rthl. — | 20 ; | 30 ; | – ; |
| 21 Schock Nägel, à 9 gr. — — | 5 ; | 9 ; | – ; |

b) Arbeitslohn.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 250 Stück Latten aufzunägeln, à 2 pf. — | 1 ; | 26 ; | 4 ; |
| 6850 Zungenziegel unter Dach zu bringen, à 6 gr. — | 1 ; | 5 ; | 2 ; |
| 6850 Zungenziegel doppelt aufzuhängen, à 24 gr. — | 4 ; | 20 ; | 2 ; |
| Summa — | 90 Rthl. | 22 gr. | – pf. |

Bei dieser Berechnung muß ich erinnern, daß die Farst- und Walmziegel, auch die dazu nöthige Befestigungsmittel, als Mörtel und Dachhaken, nebst der Arbeit selbiges anzubringen, bei jedem der drei berechneten Arten Dächer gleich bleiben, und da sie nichts zur Vergleichung beitragen, auch weggelassen worden sind.

Die Kosten eines doppelten Dachs, worauf ich nemlich meine Betrachtung hauptsächlich zu richten habe, kommen nach obiger Berechnung circa $\frac{1}{6}$ mehr, als diejenigen, so itzt auf unsere Pfannendächer verwandt werden müssen. Da aber ein doppeltes Zungendach zu einem Pfannendache sich in der Dauer wie 2 zu 1 verhält; so lasse ich meine Leser selbst urtheilen, ob man nicht bloß in Rücksicht der Dauer schon diese Art wählen müsse. Setze ich zu jener wahren Oekonomie, welche ich bei der Wahl des doppelten Zungendaches beobachte, noch die Vortheile, daß man alsdenn der eben so unangenehmen, als kostbaren jährlichen Dachreparaturen entübriget wird, weil keine unterstrichene Kalkfugen nöthig sind; daß man für alles Durchregnen sicher ist; daß die gesollerten Kornfrüchte ohne Kalk bleiben; daß der Wind keinen Stein zu rücken vermag, der bei dem Pfannendache manchmal einige 100 Stück zugleich abwirft, und letztlich, daß das Gespärre des Gebäudes keines heimlichen Verfaulens unterworfen ist: so kan ich ein solches Dach bei unserer magern Ziegelerde nicht genug empfelen.

Es dürften itzt mancher Orten bei uns die Zungenziegel noch schwer zu haben seyn; allein nothwendig bald allgemeiner werden müssen, wenn sich zu dieser Waare Liebhaber finden. In dem Lüneburgischen werden auf verschiedenen Ziegeleien bereits durch meine Veranlassung Zungenziegel gemacht, und ich bitte die Inhaber und Administratoren für das Beste des Publikums hier öffentlich: sie wollen allen Fleiß auf dies unentbehrliche Materiale wenden.

Für diejenigen mit denen ich keine Verabredung getroffen, und die sich auch zu deren Anfertigung entschließen wollen, merke ich an: daß nach meiner Angabe ein solcher Ziegel nach dem Brande 16 Zoll in der Länge, 7 Zoll in der Breite, und $\frac{5}{8}$ in der Dicke halten müsse; daß dessen untere Ründe

nur einen Stichbogen von höchstens $1\frac{1}{2}$ Zoll, und der Haken an der obern geraden Querseite genau im rechten Winkel von $1\frac{1}{2}$ Zoll nach allen Seiten oben etwas abgerundet zu sitzen seyn. Ueberdieß muß der Ziegel gänzlich gerade Flächen, nebst Seiten, ohne Wurf haben, auch auf der obern Fläche einige mit dem Finger eingezogene Furchen erhalten, welche oben auf $\frac{1}{4}$ des Steins nach gelinde ansangen, weiter unten aber tiefer eingreifen. Zu einem dergleichen platten Ziegeldache bedarf man auch so viel halbe Steine, als Schichte auf dem Dache kommen sollen; damit man den Verband in den Fugen geben und das Spalten der Steine mit dem Hammer entbehren könne. Diese werden ebenmäßig nach obigen Maaßen nur von der halben Breite, als $3\frac{1}{2}$ Zoll, angefertiget. Bei der Deckung ist hingegen zu beobachten, daß unten auf den ersten 2 Latten ein Ziegel gelegt, und dessen Haken abgeschlagen werde, wovon das abgerundete Ende unter die dritte unten abzuschrägende Latte gesteckt wird, dadurch kan eine nach der ausgespannten Schnur bestimte untere gerade Linie des Dachs erhalten werden, und es bekommen auch die untersten Dachfugen am Rande des Daches eine Unterlage. Auf diese erste Schicht wird die zweite auf die dritte Latte dergestalt geleget, daß die Fugen der ersten mit dem nächst obern Ziegel der zweiten Schicht gedecket und dergestalt stets ein Verband beibehalten werde.

Daß Forsten, Walm und Bood der Zungendächer die des Mörtels fernerhin bedürfen, habe ich schon zuvor erwähnet; damit derselbe aber nicht gleich durch Frost zerstöret werde, wie es bei unseren jetzigen Dächern geschiehet; will ich meinen Lesern die Loriotsche Manier, der Zubereitung des Mörtels hier empfelen; dessen Bearbeitung auf zwei Dachdecker zwar einen Handlanger mehr erfordern wird, durch welche Kleinigkeit man aber, sich eines festern Daches vertrösten kan, wenn es gehörig gemacht worden ist. Diese Manier ist bereits in dem 35ten St. des Hannöverischen Magazins vom J. 1775 bekant gemacht, und ich kan sie für die Oerter, wo man nicht stets frischen ungelöschten Kalk haben und bearbeiten kan, nicht genug anpreisen. Außer meinen eigenen Versuchen, die ich auf Befehl eines hohen Collegii dieses Landes im J. 1775 darüber anstellen müssen, und welche mich von der Vortreflichkeit derselben in der Nässe und dem Froste überzeugen können; habe ich noch das Vergnügen gehabt, mit dem Erfinder bekant zu werden, ihn darüber zu befragen, die Art der Bereitung und seine sämtlichen Versuche zu sehen, die er am Louvre und dem Observatorio zu Paris; auch der Wasserleitung zu Arcueuil gemacht hat, und welche alles das bewähren, was dieser vortrefliche Mann angiebet. Ich wiederhole hier aus seiner Angabe, was zu unserer Absicht nöthig ist, und reducire es auch auf die bei uns gewöhnlichen Geschirre.

Der

Der Dachdecker lässet sich den Dachmörtel, der aus einem Theile gelöschten Kalke und zwei Theilen scharfen doch nicht zu groben Sande (Grand) bereitet ist, vom Handlanger reichen, und nimt fünf Kellen voll in den Dachkasten, der an einer Latte auf dem Dache bei ihm hänget, sprenget selbigen, wenn er trocken, mit dem Quaste etwas an, giebt dazu eine Kelle von gestossenem und gesiebten ungelöschten Kalkpuder, den ihm der Handlanger ebenmäßig reichet; er arbeitet den Mörtel mit der Kelle stark durch einander und verbraucht ihn sogleich. Während des Eindeckens muß der Dachdecker die einzulegenden Dachsteine stets näßen. Eine kleine Weile nach dem Verbrauchen fängt der Mörtel an warm zu werden und etwas feinen Dampf spüren zu lassen, der Dachdekker muß daher die Fuge gleich nachstreichen, damit der Mörtel nicht berste und dieses etwan zweimal thun. Wenn der Kasten leer ist, wird die erwähnte Zubereitung jedesmal von neuem angefangen, und so oft, als nöthig, wiederholet, wobei ich noch erinnere, daß eine solche fertige Portion in höchstens 10 bis 15 Minuten verbraucht seyn müsse, widrigenfalls dieser Mörtel seinen Werth verliert, und nichts mehr, als unser gewöhnlicher, nutzet. Eben diese Art Zubereitung empfele ich auch denen, die gezwungen sind die Pfannen beizubehalten, sie werden verschiedene bisherige Fehler ihrer Dächer dadurch mindern.

Zur Verwandlung des ungelöschten Kalks in Puder, könte man sich der Manier des Herrn de la Faye, die ich im 88[ten] Stücke des Hannoverischen Magazins vom J. 1777 bekant gemacht habe, unter den Umständen bedienen, daß man nur jedesmal so viel von schnell mit der Hand ins Wasser getauchten Kalkstücken über den im Dachkasten eingeschlagenen Mörtel zerfallen ließe, als diese fünf Kellen nach obiger Angabe bedürfen, allein es erfordert dieses mehr Sorgfalt und Prüfung, als man von unsern Dachdeckern erwarten kan. Daher ich meinerseits lieber das Zerstossen des ungelöschten Kalks im Mörser wähle, und darüber eine Leinewand winden lasse, damit der Staub dem Arbeiter weniger beschwerlich werde.

Ich darf hier anzumerken nicht übergehen, daß man zur Ersparung der Kosten und Verminderung der Schwere noch eine dritte Art mit Zungenziegeln zu decken erfunden habe, die zwischen dem einfachen und doppelten Dache in der Mitte stehet.

Hierzu giebet man den Latten von einer obersten Kante zur andern eine Weite von 8 Zoll, und den Ziegeln einen Querschlag von Mörtel und decket sie bald mit, bald ohne Splisse. Dieser Mörtel ist von geringem Betrage, und kan weder unten abfallen, noch oben zu Tage kommen, also mehr gedachte Inconvenienzen nicht geben, die selbiger beim Pfannendache veranlasset. Wenn bei dieser Art die Gespärre nicht zu flach liegen, auch die Steine recht gerade Flächen und

Seiten

Seiten haben, schützen sie völlig für Schnee und Regen. Man bedienet sich derselben in Dresden überall, und ein solches Dach egalisiret am Gewichte mit unsern jetzigen Pfannendächern.

Die Vertheilung, welche man unter obigen drei Arten von Zungendächern zu machen hätte, würde sich folgendermaaßen bestimmen lassen. Für alle öffentliche Gebäude die von Belang sind, für Hauptwohnungen, für Gebäude, wovon die Böden mit Korn beschüttet werden, müssen die doppelten Dächer ausgesetzt bleiben. Für die Scheuren, welche mit Garben und Heu bis unter die Belattung angefüllet werden, für Schoppen aller Art, ist ein einfaches Dach mit Splissen auf 10 Zoll gelattet hinreichend. Denn das Pansen unter solche Dächer gestattet schlechterdings keine Kalkfügung, weil sie jährlich durch die Erschütterung und Pressung nur wieder getrennet wird, auch wenn bei einem solchen einfachen Dache mal ein Stein zerbrochen wird, jederman selbigem ohne Hülfe eines Dachdeckers einsetzen lassen kan. Die Mittelart bliebe allenfalls für kleine Haushaltsgebäude bestimt.

Wie nun aber bei uns vorerst eine Menge Dächer mit Pfannen, der Oekonomie wegen, beibehalten werden müssen, indem es zu große Vorräthe von selbigen auf allen Gebäuden giebt, die man doch so gut, als möglich, zu nutzen Ursach hat: so rathe ich an, sie den Haushaltsgebäuden, die mit hohen Gespärren versehen sind, zu widmen, und sie daselbst an statt des unterzustreichenden Kalkes mit Strohdocken unterziehen zu lassen. Diese werden zur Sicherung für den Mäusefraß und zur Verminderung der Feuersgefahr erst in rechtem fetten Lehm, der wie ein Brei angemacht ist, durchgearbeitet, bevor sie eingedecket werden, wodurch jeder Strohhalm mit der Thonerde incrustiret wird. Solche zuerst im Lüneburgischen eingeführte Strohdocken dichten ein Pfannendach zu geringen Haushaltsgebäuden hinreichend. Nur sehe man letztere Art der Bedachung nicht als die schützenste an, noch weniger wähle man sie für Wohngebäude, sondern lasse sie für Schoppen der rauhen Fourage bestimt bleiben, und auch hiezu wird bei ihrer Verfertigung, Sorgfalt, und einige Kentniß erfordert, wenn aber die fehlet, gerathen dergleichen Dächer so wenig, wie alle andere Sachen. Alle Bauherrn, welche der Sache schon weiter nachgedacht haben, oder auf selbige nur eine geringe Aufmerksamkeit wenden wollen, werden übrigens darin mit mir einstimmig seyn, daß die vernachläßigte Sorgfalt und der Mangel an Kentniß, bei Bereitung der Ziegel, so wie auch bei der Anlage unserer jetzigen Dächer, solche in einen Zustand gesetzt haben, der den Wunsch nach einer gänzlichen Reform, in Absicht ihrer erregt.

Wie diese zu bewerkstelligen, darüber sind nun, wie ich hoffe in gegenwärtigen Blättern hinreichende Vorschläge gegeben worden, welche ich zu näherer Prüfung und öfteren Anwendung, hiemit nochmals aufs lebhafteste empfele.

# Hannoverisches Magazin.

43tes Stück.

Montag, den 29ten Mai 1780.


## Bemerkung im Forsthaushalt.

Ignotum est vobis hoc quod in orbe latet.
Namque Elementa gravi clausit digesta labore – –
Materiamque manu certa duplicarier arte – –

❋ ❋ ❋

Die Klage ist allgemein, und sowohl den Forstmännern als Landleuten eigen, daß in den hiesigen Landen das Eichenholz abnimt und da nicht mehr wachsen will, wo ehemals das stärkste gestanden. Schon lange hat man hiervon die Schuld der im Zuziehen und Pflanzen des Eichenholzes begangenen Vernachläßigung zugeschrieben, und darauf rafiniret neue und einem bessern Erfolg entsprechende Zuziehungs- und Pflanzarten zu erfinden.

Einige Forsthaushälter haben daher diese, andere jene vorgeschlagen. Einige wollen, daß die pflanzbaren Eichheister geköpft, andere daß sie ungeköpft gepflanzt werden. Einige behaupten, daß die Zuziehung des Eichenholzes in unangebrochenen Saamenkämpen der Verpflanzung aus Eichelnkämpen vorzuziehen sey; andere, daß die Pflanzung der Eicheln vermittelst eines Bohnentreters mit eisernen Zacken in einem heilen Boden besser reüssire, als die Säung der Eicheln in einen geerdwundenen Boden. Noch andere pflanzen die Eichheister auf Erdhügel, beobachten dabei deren vormalige Seitenrichtung nach der im Mutterboden gehabten Himmelsgegend, und machen kleine Seitengraben zum Auffangen des Walddüngers. Dagegen preisen andere, andere Pflanzarten an. Alle kommen jedoch darin überein, daß die Eichenholzzuziehung, oder die Eichenholzanpflanzung, an eben dem Orte wieder geschehen müsse, wo ehemals Eichenholz gestanden; wenigstens ist es allen Forsthaushaltsgrundsätzen entgegen, da wo ehemals eine Eichen- oder Büchenforst gewesen, eine Tannen- oder Fuhrenhölzung aufwachsen zu lassen und anzulegen, weil nach allgemeiner Behauptung da, wo so viele Jahrhunderte gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz gestanden, auch gutes starkes und dichtwüchsiges Holz wieder wachsen muß.

Ich habe dieser Sache lange nachgedacht, habe solche mit den Geschäften verglichen, die die Natur bei andern Gewächsen verrichtet, und bin durch Schlüsse von der Analogie anderer Gewächse der ganz entgegen gesetzten Meinung, und überzeuget worden, daß da, wo viele Jahrhunderte gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz gestanden, nach Verlauf eines solchen großen Zeitraums kein gutes starkes dichtwüchsiges Eichenholz mehr wachsen kan.

Gehen wir in die Zeiten unserer Vorfahren zurück, so finden wir in den Geschichten, daß Deutschland vorzüglich mit Holz gesegnet gewesen ist, und daß es dessen Bewohner in der Zeitfolge mehr Mühe gekostet solches auszurotten, als anzuziehen.

In den Kriegen mit den Galliern und Römern wurden ganze Wälder zum Verhacken umgehauen, ganze Haine abgebrannt, große Forsten in Ackerfelder verwandelt, und dennoch ist das Eichenholz bis auf unsern neuern Zeiten im Ueberfluß von selbst ohne rafinirte Zuziehungs- und Pflanzarten gewachsen. Nur jetzt will es mit dem Eichen und Büchenholze, da, wo ehemals große Wälder ohne Forstkultur gewachsen, bei der rafinirtesten Anziehungsart nicht mehr fort. Ich gebe gerne zu, daß man der Natur durch künstliche Kulturarten nachhelfen kan, und daß diejenigen Holzanziehungsmethoden, die mit Beobachtungsgeist erfunden und mit Genauigkeit bewerkthätiget werden, denen weit vorzuziehen seyn, die mit Nachläßigkeit und nach schwachen altväterlichen Grundsätzen geschehen; allein die Holzkultur ist ein zu grosses Geschäfte, als daß künstliche Kulturarten der Natur im Großen so viel Hülfe geben, wie selbige, wenn sie, daß ich so reden mag, matt und ohnmächtig geworden, erfordert.

Für meine Hypothese, daß da, wo viele Jahrhunderte große und dichtwüchsige Eichen und Büchenwaldungen gewesen jetzt kein Eichenholz mit glücklichem Erfolge wieder anzuziehen stehe und fort wachse, streitet, so paradox sie manchem verständigen Forstmann auch scheinen möge, die Erfahrung, die Analogie von andern Erdgewächsen hergenommen, auch die Natur selbst, und die obberührte allgemeine Klage bestärket sie.

Die Erfahrung lehret, daß eine jede Kornfrucht und Gewächs seinen eigenthümlichen Boden erfordere. Nicht, als wenn ich hiermit sagen wolte, ein Boden trüge nur einerlei Frucht und Gewächs, sondern ich will damit so viel anzeigen, daß der Boden, welcher seiner Natur nach z. B. Buchweizen, weiße Rüben und Heide hervorbringt, in eben dem natürlichen Zustande keinen rothen Weizen, Linsen, Blumenkohl und Klee trägt, es sey denn, daß er mit den zu solchen Gewächsen erforderlichen Elementartheilen geschwängert, das ist, durch Düngung und Kultur dazu geschickt und tüchtig gemacht worden. Es müssen also in jedem Grund und Boden eigenthümliche

liche Fruchttheile vorhanden seyn, die durch die bloß natürliche Mischung der Elemente nicht geschickt gemacht werden können alles und jedes Gewächse hervorzubringen, sondern die nur tüchtig sind gewisse diesen eigenthümlichen Fruchttheilen angemessene Gewächse zum Fortwuchs und zur Reife zu befördern.

Der Kleiboden enthält z. B. Theile die dem Saamen des Weizen und der Sandboden Theile, die dem Saamen des Buchweizen Befruchtung und Fortwuchs bis zur Vollkommenheit, das ist, bis zur Reife geben.

Allein ist der Kleiboden leer von den Fruchttheilen für den Weizensaamen, und der Sandboden leer von den Fruchttheilen für den Buchweizen, so kan jener keinen Weizen, und dieser keinen Buchweizen mehr tragen, man werfe darin von jeglicher Kornart so viel Saamen, wie man immer wolle; oder es müssen dem von solchen Fruchttheilen leeren Boden durch die Düngung oder durch die Länge der Zeit erst neue wieder mitgetheilet werden.

Ich will zur Erläuterung dieser Bemerkung ein und andere bekante Erfahrungen aufstellen.

Man besäe einen Acker, der noch so gut bepflüget wird, 20 Jahr mit Weizen ohnbedünget, er träget im 20ten Jahre gewiß keinen Weizen mehr, man bedünge ihn aber alle Jahre und säe alle Jahr Weizen darin, auch alsdenn wird er zwar längere Jahre Weizen tragen; allein zur gewissen Zeit, z. B. im 30ten Jahre, das ist, wenn er von allen Weizentheilen leer ist, gänzlich damit aufhören. Man lasse ihn aber entweder einige Jahr brach liegen, oder bestelle ihn mit einer andern Kornfrucht, so wird er in solcher Weizenruhezeit wieder Fruchttheile samlen und nachher wieder willig Weizen tragen.

Ich kenne einen Acker, der von einem Amthause zur bequemen Düngung zu entfernet lieget, dieser wird alle 4 auch 6 Jahre mit Buchweizen bestellet, und niemals bedünget, lieget aber nach der einjährigen Bestellung allemal 3 auch 5 Jahre brach und träget sodann wieder ein Jahr mit guter Ausbeute Buchweizen, welches er nicht könte, wenn er alle Jahr mit Buchweizen bestellet würde, indem non entis nulla sunt prædicata. Woraus aber nicht folgt, daß der von Weizen- und Buchweizen-Fruchttheilen leere Boden, auch für den Aufwuchs anderer Gewächse an Fruchttheilen leer sey. Vielmehr lehret die Erfahrung, daß ein für den Weizen an Fruchttheilen leerer Acker Rocken, Haber und andere Kornarten ergiebig träget.

Der Landmann und Gärtner, von dieser Wahrheit überzeugt, wechselt daher in Bestellung des Ackers und Gartenlandes mit den Früchten ab. Jener lässet darum seinen ausgetragenen Acker brach liegen, oder bestellet das ausgetragene Weizenland mit Rocken; und dieser rijolet, und weiß es nur gar zu gut, daß der weiße Kohl im neuen Lande am besten geräth. Man kan auf einem Lande nicht immer und beständig einerlei Gartenfrüchte, nicht einer-

lei Korn bauen. Man muß abwechseln, dieses ist die bekanteste Sache im Acker- und Gartenhaushalte. Warum? damit dem ausgetragenen Boden durch Brache, durch Ruhezeit, durch Dünger, die verlorene Fruchttheile des Gewächses, das darin nicht mehr fortwachsen kan, wieder ersetzt werden.

Ein jeder, der den Grund und Boden dieses Erdballes nur mit eingeschränkter Kentniß beobachtet hat, wird durch Augenschein und Erfahrung von der Verschiedenheit der darin vorhandenen Elementarfruchttheile der Gewächse überzeuget, das ist, er wird durch Erfahrung belehret seyn, daß ein Boden in seiner rohen ungekünstelten Natur nur solche Früchte hervorzubringen fähig ist, zu deren Bestandtheile er die Elementartheilen enthält a).

Man setze z. B. in einen magern Boden, der bis daher nichts wie Heide getragen, ohngedüngt Blumenkohlpflanzen. Sie werden nicht fortwachsen, sondern sterben, weil in dem ungedüngten Heideboden keine Elementartheile zu Hervorbringung der zum Blumenkohl erforderlichen Bestandtheile vorhanden sind. Durch Kultur und Wartung kan zwar der schlechteste Heideboden geschickt gemacht werden, Blumenkohl hervorzubringen, und durch Kunst kan das ersetzt werden, was ihm die Natur versaget hat; allein die Natur bleibet dennoch Natur, und der mit Elementartheilen zum Blumenkohl geschwängerte Heideboden, wird wieder in seinen ungekünstelten natürlichen Zustand zurück sinken, so bald die durch Kultur und Kunst in ihn hineingebrachten fremden Fruchttheile verzehret und keine neue hinzugekommen sind. Woraus denn klar wird, daß eine jede Frucht und jedes Gewächse, es mag Namen haben wie es will, zu seinem Fortwuchs und Reise einen Boden erfordert, darin die zu seinen Bestandtheilen erforderliche Ele-

a) Ich nenne Bestandtheile eines Dinges, diejenige Theile, die im Zusammenhange die Existenz desselben ausmachen; und Elementartheile diejenigen Urtheile (prima stamina) welche durch Mischung der Natur (fermentation) die Bestandtheile erzeugen, oder kürzer die Theile, woraus die Natur die Bestandtheile zusammensetzt.

Les elemens, sagt Febure in seinem Traité de la Chymie Chap. IV. Sect. I. sont les matrices universelles de toutes les choses, & le veritable effet des elemens sont de corporifier par des divers fermens, qui sont contenus dans leurs Matrices particulieres.

Woraus die Elementartheile bestehen, und ob sie Feuer- Wasser- Luft- und Erdtheile, oder ob sie durch dieser Mischung Wasser, Salz, Oel, Erde und ein gewisses Phlogiston enthalten, sind Sachen, die hieselbst nicht erläutert werden können, sondern außerhalb den Gränzen dieses Aufsatzes liegen. Man schlage indessen hiebei des Pastors Mayers Catechismus des Ackerbaues Seite 11. und folgende, auch die in dem neuen Göttingischen Magazin 11te Stück eingerückte Theorie des Herrn Doctor Försters über die Blätter der Pflanzen Seite 188. nach.

Elementartheile vorhanden sind, und daß, wenn die darin nicht mehr vorhanden, solche Frucht darin nicht eher wieder hervorgebracht werden könne; als bis solche entweder durch neue Kultur und Düngung, oder Ruhezeit ersetzt worden.

Könten wir tief genug in die Geschäfte der Natur dringen, und von der Mischung ihrer Elemente nähere Kenntniß haben, so würden wir freilich näher bestimmen können, ob entweder einem jeden Gewächse in der Erde eigenthümliche, und welche Elementartheile ihm gleichsam angewiesen sind, dergestalt, ob andere Elementartheile zu den Bestandtheilen des Blumenkohls, andere zu den Bestandtheilen des Korns, andere zu den Bestandtheilen des Grases, und noch andere zu den Bestandtheilen des Holzes erfordert werden, oder aber, ob es bloß auf die Mischung der Elemente selbst ankömt, wenn und was für Bestandtheile dieser oder jener Art Gewächse daraus gebildet, zusammengesetzt und erzeuget werden sollen, das ist, wir könten sodann genau angeben, daß ohne Absicht auf Quantität und Qualität der Elemente, dieser oder jener Boden geschickt gewesen, oder noch geschickt ist, eine solche Mischung zuzulassen, wodurch Elementartheile bereitet werden, die zwar zu Hervorbringung dieser oder jener Fruchtbestandtheile beeigenschaftet sind, aber nur nicht die Bestandtheile derjenigen Frucht hervorbringen können, die sonst in dem Boden fortgewachsen. Es soll z. B. der Blumenkohl eine Mischung der Elemente erfordern, die Elementartheile von ganz zarter Erde, flüchtigem Laugensalz, wenig Oel, und Phlogiston und vielem Wasser, die gelbe Wurzeln oder Erdtuffel aber eine Mischung die Elementartheile von groberer Erde, wenigem Wasser und Oel und anderm Alkal hervorbringen. So lange der Boden noch geschickt, jene erstere Mischung der Elemente zuzulassen, so können die Blumenkohlpflanzen darin die zu ihrem Wachsthum erforderlichen Elementartheile an sich ziehen; so bald aber solche Mischung nicht mehr statt finden kan, sondern aus dem Boden das zum Blumenkohl erforderliche flüchtige Salz und die feinen Erdtheile ꝛc. herausgezogen sind, so hört die Nahrung darin für den Blumenkohl auf, und es ist nur diese Mischung der Elemente für die gelben Rüben und Erdtuffeln darin übrig, und wenn auch diese darin aufhört, so hat für andere Gewächse vielleicht noch eine andere Mischung statt.

Jedoch dieses Naturgeschäfte mit vollenkommener Gründlichkeit zu untersuchen und mit untrüglicher Gewißheit zu bestimmen, lieget außer der Sphäre meiner Kenntnisse und der Absicht dieses meines Vortrages.

Genug die Natur mag die Mischung der Elemente vornehmen auf welche Art sie will, so bleibet es doch gewiß und überzeugend klar, daß in einem jeden Boden die Elementartheile vorhanden seyn müssen, die zur Befruchtung, Fortwuchs und Reife eines jeden

den Gewächses erfordert werden, und daß, wo diese Elementartheile entweder gar nicht vorhanden gewesen, oder jetzt nur nicht mehr vorhanden sind, die Gewächse darin wegen mangelnder Elementartheile nicht hervorgebracht werden können. Woraus denn die umgekehrte Schlußfolge zu ziehen, daß da, wo entweder ein Gewächse gar nicht zum Fortwachsen zu bringen stehet, wenn es gleich daselbst nie gewachsen, oder auch, wenn es gleich ehemals daselbst gut gewachsen, nur für jetzt nicht mehr fortwachsen will, der Boden keine Elementartheile zu den Bestandtheilen des bestimten Gewächses, es sey Korn oder Holz, oder Garten- oder Staudengewächs ꝛc. entweder gar niemals enthalten, oder für jetzt nicht mehr enthalte. Ja daß wenn darin dergleichen Gewächse hervor gebracht werden sollen, entweder durch Kunst und Kultur die mangelnden Elementartheile hineingebracht, oder in dem ausgetragenen Boden der Mangel solcher Elementartheile durch Ruhe und Länge der Zeit ersetzt, und demselben durch Düngung nachgeholfen werden müsse. Beiläufig berühre ich, daß nach dieser Theorie sich die Bemerkung erläutern läßt, warum in den Göttingenschen Gegenden bei der fortgesetzten guten Kultur, die Erdtuffeln nicht mehr so gut gerathen wollen, wie ehemals. Das Erdtuffelnland um Göttingen hat sich von den Elementartheilen, die zu den Bestandtheilen der erstern guten Art Erdtuffeln erforderlich, ausgetragen; es muß zu andern Früchten genutzt werden. Vielleicht daß diese Abwechselung in der Zeit-Folge der Natur Ruhe genug giebt die Mischung der Elemente zu beschaffen, die zu Wiederhervorbringung der Elementar- und Bestandtheile der Erdtuffeln nöthig ist. Die Erfahrung und eine genaue Beobachtung mag es indessen entscheiden, wie viel Zeit zu dem Ersatz der ausgetragenen Elementartheile der Gewächse erfordert wird.

Dieses zum vorausgesetzt, schreite ich zur Anwendung dieser Theorie auf das Holz in den Waldungen fort.

Was von den Korn- und Gartengewächsen gilt, ist auch von den Bäumen und allen übrigen Vegetabilien anzunehmen.

Will in dem Boden, der ehemals das stärkste, beste, dichtwüchsigste Eichen- und Ellernholz getragen, kein Eichenholz mehr fortwachsen; so ist die Schuld davon nicht der Wiederbepflanzungsart, sondern dem Austragen des Bodens beizumessen, der durch die unaufhörliche langjährige Hervorbringung so vieler Bäume endlich der Elementartheile, die zu den Bestandtheilen des Eichen- und Büchenholzes erfordert werden, beraubet worden, ohne daß solche entweder durch neue Kultur und Düngung, oder eine Ausruhezeit hätten können ersetzt werden. Um dieses in einer überzeugenden Stärke zu zeigen, will ich nach jenen Grundsätzen von dem Verlust der Elementartheile zum Eichen- und Büchenholze folgende Berechnung machen.

Ich nehme mit den Forstverständigen

gen das Lebensalter eines Eichenbaums auf 300 Jahre an, als 100 Jahre vom Keime bis zur Reife, 100 Jahr von der Reife bis zur Ueberständigkeit, und 100 Jahre bis zur völligen Abständigkeit. Man wende hier wieder die Richtigkeit dieses angenommenen Zeitalters nicht ein, daß solches Zeitalter des Eichenbaums nicht in allen Gegenden und Boden zutreffend sey. Ich gebe dieses zu. Allein um eine runde Zahl zu haben, setze ich 300 Jahre von der Geburt bis zum völligen Ableben eines Eichbaums.

Unter diesem zum Voraussatze will ich einen Erdraum von 100 Morgen Gehalt mir gedenken, und demselben, um meine Idee durch eine abermalige runde Zahl desto faßlicher zu machen, 6 Billionen Elementartheile zum Eichenholze zuschreiben, und zugleich annehmen, daß auf dieser Erdfläche von 100 Morgen 6000 starke Eichbäume wachsen können.

Ich will ferner annehmen, daß seit 1000 Jahren bis an das letzte Jahrhundert auf diesen 100 Morgen nichts wie dichtwüchsiges Eichenholz gestanden. Nach Endigung des dritten Jahrhunderts sollen alle 6000 Eichen abgetrieben und in einer benachbarten Stadt verbauet und verbrannt, in den folgenden 300 Jahren abermals 6000 Eichbäume wiederum aufgewachsen seyn, und am Ende des zweiten Trisseculi wiederum abgetrieben und verbauet auch verbraunt, solches alles aber in dem dritten Triseculo zum drittenmale geschehen seyn. Ist dieses, so hat der Erdstrich von 100 Morgen in 900 Jahren 18000 Stamm Eichen getragen, und aus seinem Eingeweide die zu deren Bestandtheilen erforderlichen Elementartheile geliefert.

Ich will abermals annehmen, daß zu den Bestandtheilen von 6000 Eichen 2 Billionen Elementartheile erfordert werden, so hat der Boden in 900 Jahren schon sämtliche 6 Billionen Elementartheile zu den Bestandtheilen der 18000 abgehauenen Stamm Eichen geliefert und hergegeben, die er überhaupt besaß, und es scheinet nach obiger Theorie, daß in dem letztern Jahrhunderte in solchem ausgetragenen Boden gar kein Eichenholz mehr wachsen könne, obgleich die Erfahrung das Gegentheil zeiget. Allein, man muß bedenken, daß durch die Abtreibung der 18000 Stämme nicht alle Bestandtheile der Eichen weggeräumet worden, sondern daß das Laub in der Oberfläche und die Wurzeln in dem Erdreiche zurück geblieben sind; und annehmen, daß durch Zurückbleibung der Wurzeln und Laubes noch eben so viel Elementartheile als Bestandtheile nach der dreimaligen Holzabtreibung in den Morgen Erdreich vorhanden. Und ich setze nun, daß von den 6000 Stämmen bei jedesmaliger Abtreibung $\frac{1}{12}$ Billion und also nach 900 Jahren $\frac{1}{4}$ Billion Elementartheile durch das Laub und Wurzeln in dem Grund und Boden zurück geblieben; so folgt bei vorgesetzter Berechnung, daß aus diesen $\frac{1}{3}$ Billion zurück gebliebener Elementartheile in

dem

dem $10^{ten}$ Jahrhundert nur 1000 Jahrhundert nur 1000 Bäume hervorwachsen können, und daß, wenn im $4^{ten}$ Triseculo abermals 6000 junge Eichheister aufschlägen, solche wegen mangelnder Fruchttheile nicht zu vorigen starken Stämmen erwachsen, sondern nur so lange fortwachsen können, als Elementartheile vorhanden geblieben, davon sie zu zehren haben. Sind aber diese aufgezehret, welches in den ersten 50 Jahren geschiehet, so besturren sie, wachsen nicht fort, vivotiren nur wegen unzureichender Nahrung so lange sie können, und sterben endlich nicht halb ausgewachsen einen frühzeitigen Tod.

Dieses ist das gewöhnliche Schicksal unserer jetzigen Eichengehölze und des Forstbodens, der schon mehr wie tausend Jahre in verschiedenen Generationen, daß ich so reden mag, Eichenholz getragen, und der durch augenscheinliche Beweise meine in dem vorstehenden aufgestellte Theorie bestärket. Sind aber in dem ausgetragenen Forstboden gleich keine Elementartheile zum Eichen- und Büchenholze mehr vorhanden, so können darin nach meiner Theorie dennoch Elementartheile zu andern Holzarten noch genug befindlich seyn. Denn will derselbe keine Eichen mehr hervorbringen, so wachsen noch gerne Fuhren, Tannen oder Birken darauf. Auch dieses lehret und bewähret die Erfahrung, und ich könte desfalls viele überzeugliche Beweise beibringen. Nur ein Paar will ich anführen.

In der Amtsvogtei Beedenbostel ist eine unter dem Namen des Hohner Holzes bekante Forst, welche, wie die abgehauene u. noch vorhandene Stämme zeigen, auch noch lebende Menschen sich zu erinnern wissen, aus lauter starken Eichen bestanden, die alle abgetrieben sind. Es ist bereits versuchet, darauf wieder Eichenholz anzuziehen. Die besturrten bemoseten Heister, die man darauf findet, bewahrheiten es aber hinlänglich, daß darauf ein glücklicher Eichenholzanzug nie zu hoffen. Ellern, Birken und Tannen dürften jedoch gewiß darauf fortwachsen.

Die Orpker Gehäge in der Amtsvogtei Fallingbostel, und das Becklinger Holz in der Amtsvogtei Bergen trugen in den Vorzeiten nichts wie die stärksten Büchen auch Eichen; jetzt werden sie gleichsam ein Raub des überziehenden Tannenholzes, weil jenes nicht mehr, wie ehedem fort will, dieses aber seine zum Fortwuchs erforderlichen Elementartheile noch im Ueberfluß findet.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

44tes Stück.

Freitag, den 2ten Junius 1780.

## Schluß der Bemerkung im Forsthaushalt.

Auch der Hassel, Breitenhorn und Lüße in hiesiger Gegend geben redende Beweise von dem Austragen des Forstgrundes in Ansehung der vormaligen Holzarten, und diese werden sich allenthalben, wo Forsten aus dem ehrwürdigen Alterthum herstammen, finden. Da, sagte mir neulich ein verständiger Bauer, wo das Tannenholz nicht mehr fortwachsen will, pflanze ich Eichheister, denn sie wachsen daselbst am besten. Dieser Bauer sprach Erfahrung, nicht Theorie.

Hier mögte vielleicht Jemand noch die Frage aufwerfen: Wird der Boden, worauf z. B. von undenklichen Zeiten her Eichenholz gestanden, dieses Holz aber niemals genutzet worden, sondern stehen geblieben, und nach seiner Reife in und auf dem Boden wieder vergangen ist, nicht immer geschickt bleiben Eichenholz zu tragen, weil nach obigen Sätzen die Bestandtheile des Eichenholzes bleiben und wieder in ihre Elementartheile zurück vermodern? Die Beantwortung dieser Frage hängt von der Erörterung der Frage ab: Ob die Elementartheile bei der erlittenen Verwandlung in Bestandtheile des Eichenholzes noch eben dieselben bleiben, die sie vorher waren, und ob die Eichenbestandtheile sich wieder in Eichenelementartheile auflösen? Allein, da die Beantwortung dieser Frage der Absicht meines Vortrags nicht entspricht, so will ich solche unerörtert lassen, und dabei bloß nur die Erfahrung bemerken, daß, wenn in dem Boden, wo ehemals Eichenholz gestanden, vermoderte Stämme vorhanden, der Bauer in diese vermoderten Stämme seinen Eichheister am liebsten pflanzt, weil derselbe darin gut und besser fortkömt, als in dem übrigen Boden. Daß ein Holzmoder wieder zur Erde wird, ist die bekanteste Sache. Der Erde aus holen Weidenbäumen, oder anderer Holzerde, bedienen sich die Gärtner sehr gerne. Verolmete und in Erde verwandelte Sagespöne sind zur Aufhäufung des Spargelbeets vortreflich; und es leidet keinen Zweifel, daß man mit verfaultem Kohl, Turnips und andern im Lande vermoderten Rüben

und Vegetabilien ein Land zu Hervorbringung anderer Garten- und Korngewächse bedüngen kan. Ob aber die vermoderten Bestandtheile des Eichenholzes wieder zu Elementartheilen werden, das ist, ob dadurch der ausgetragene Boden wieder zum neuen Eichenholzanzug gedünget werde, liesse sich aus obigem zwar wohl vermuthen und annehmen, weil solches aber durch Erfahrungsbeweise im Großen nicht kan dargethan werden, diese Düngungsart auch an und für sich inpraktikabel und thörigt seyn würde, so überlasse ich solches als einen bloß spekulativischen Gegenstand anderer Beurtheilung. Besonders, da die Absicht dieses meines Vortrages sich nur darauf einschränkt, die Forsthaushälter dadurch zu einer nähern Erwegung aufzufordern:

1) ob es nicht der Natur Gewalt anthun heiße, wenn man in dem Boden, der seit tausend und mehr Jahren Eichenholz getragen, die Anziehung desselben fortzusetzen eigensinnig verlanget, besonders da die Erfahrung lehret und hinreichend bewähret, daß der Boden ausgetragen, und das Eichenholz darin nicht mehr fortwachsen will,

2) ob es dagegen nicht rathsamer und natürlicher sey, da, wo ehemals Eichen- und Büchenholz gestanden, und dieses nicht mehr fortwachsen will, welches man durch eine kurzjährige Beobachtung schon erfahren kan, andere Holzarten anzubauen, oder daselbst Acker- oder Wiesenländerei anzulegen, und

3) ob nicht von dem vergeblichen Betriebe abzustehen, in dem Boden, der nur geschickt ist, mutterländische Holzarten hervorzubringen, ausländische Holzarten und Cedernwälder anzuziehen, die nur auf dem Berge Libanon ihre Elementartheile finden, da doch ein Zeitraum von minder denn 10 bis 15 Jahren eine hinlängliche Erfahrung darbietet, daß die Besaamungen und Zupflanzungen der ausländischen amerikanischen, ägyptischen, voigtländischen und anderen Holzarten fremder Erdstriche darin der Hofnung und angewandten Kultur nicht entsprechen, und daß solches ein eben so vergebliches Geschäfte sey, als der Anbau des Ananas- und des Caffebaums in der Heide und Morbrüchen.

Ob die in vorstehendem aufgestellte Hypothese neu oder schon von andern angenommen oder verworfen worden, weiß ich nicht. Das weiß ich aber, daß eine jede Belehrung und Widerlegung derselben, wenn dabei Bescheidenheit und eine gemeinnützige Absicht die Feder führet, mir zur Belehrung willkommen seyn, und nicht allein zum wahren Dank, sondern gutwilligen Nachgeben auffordern soll.

Hermannsburg. Marwedel.

---

# Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

Es ist keinesweges meine Absicht, hier eine ausführliche weitläuftige Erklärung aller bei Seeleuten üblichen Kunstwörter zu liefern, weil das Stoff genug zu einem ganzen Buche, und eine diesen Blättern gar nicht angemessene Arbeit seyn würde; sondern ich lege dem Leser, da jetzo alle unsere Zeitungen kriegerische Begebenheiten zur See erzählen, und nicht selten unbekante Kunstwörter der Seeleute darin vorkommen, nur ein kurzes Verzeichniß der vorzüglichsten solcher Wörter vor, das, da auch zugleich einige in der im 30ten, 31ten und 32ten St. des Magazins befindlichen Beantwortung der im 92ten Stück des vorigen Jahrgangs geschehenen Anfrage unbemerkt gebliebene Schiffe, Fahrzeuge rc. darin angeführt sind, als ein Nachtrag dieser Beantwortung angesehen werden kan.

**Abfertigen**, bedeutet bei der Schiffahrt, ein Schif oder Fahrzeug in segelfertigen Stand setzen, und mit allem benöthigten zur Abfahrt ausrüsten.

**Ablaufen, das Schif läuft ab**, sagt man, wenn ein gebauetes Schif vom Stapel gelassen wird. Solches geschiehet auf folgende Art: Es werden auf beiden Seiten bei dem Kiel, zwei starke runde Hölzer gelegt, die nach hinten zu höher als nach vorne zu liegen, und also schrege nach dem Wasser hinein gehen. Diese Hölzer werden vorne bei den Vorsteeven mit Seife beschmirt. Im Wasser liegt eine Rinne, darein der Kiel passet. Soll nun das Schif abgelassen werden; so werden die Stützen weggeschlagen, und es wird mit Schrauben hinten bei den Hintersteeven in die Höhe geschroben, wodurch es einen Schuß bekömt, über das Holz glitschet und ins Wasser läuft.

**Abstoßen**, sagen die Bootsleute, wenn sie die Schiffe vom Lande abstoßen.

**Abtakeln** ein Schif, oder einen Mast, heißt Segel, Taue und andere Geräthschaften davon nehmen.

**Ack**, eine Art Fahrzeug, das unten breit ist, einen flachen Boden und hohen Bord hat, der sich oben zusammen ziehet. Es wird auf selbigen der Rhein- und Moselerwein nach Holland geführet.

**Acken**, ein kleines Fahrzeug mit flachem Boden, dessen man sich an den Küsten des Landes Aunis bedienet, um damit auf dem Schlamme zu fischen, wenn sich das Meer zurück gezogen hat.

**Adelbursche**, (Gardes de la marine;) werden auf den holländischen Schiffen diejenigen Soldaten genennet, die etwas besser, als die gemeinen Soldaten, gehalten werden, mit denselben aber gleiche Dienste thun.

**Ance**, oder **Anse**, ein Meerbusen, welcher so wohl am fordern, als am hintern Theile fast einerlei Weite hat, und mit zweien Gebirgen verwahrt ist. Der Unterschied hierunter und einer

Bai bestehet darin, daß diese leztere an dem Eingange sehr weit ist, und am Ende enge zusammen läuft.

**Anker**, ist ein großes Eisen, welches aus einer Stange bestehet, an deren einem Ende zwei etwas gekrümmte Arme zu beiden Seiten herausgehen, die Ankerarme heißen und an der Spitze mit platten breiten Schaufeln, **Fliegen** oder **Ankerschaufeln** genant, versehen sind. Diese Ankerschaufeln sind gleichfalls etwas gekrümmet und spitzig, damit der Anker desto besser in den Grund greifen kan. Jedes Schif führet verschiedene Anker. Der gröste der auf großen Schiffen zuweilen 1800 Pfund wiegt, heißt der **Pflicht-** oder **Nothanker**, ist die sacra ancora der Alten, und wird nur in der äußersten Noth ausgeworfen. Die mittlern sind der **große Buganker** und der **kleine Buganker**. Die kleinern sind der **Stromanker**, und der **Flußanker**, (Kedge anchor,). Die Anker werden gemeiniglich am Vordertheile des Schifs ausgeworfen, es sey denn, daß man gewisser Ursachen halber hinten ankert. In freier See, und wo die Ebbe und Fluth geht, wird ein Schif an zwei oder drei Anker fest gelegt, davon zwei zu beiden Seiten und der dritte forne hinaus gebracht wird, damit weder Wind noch Fluth es umtreiben können. Die Fahrzeuge so auf den Flüssen fahren, haben wenigstens einen Anker; die in den Gewässern und Kanälen von Seeland fahren, sind mit zweenen versehen; die aber aufs Meer fahren, haben drei, vier und mehr Anker. **Den Anker aufsetzen**, (boffer l'ancre,) heißt denselben auf den **Kranbalken**, der forn auswendig am Schiffe befindlich ist, bringen, und daran befestigen. **Den Anker bekleiden**, (brider l'ancre,) heißt die Schaufeln am Anker mit Brettern verbinden, wenn man in einem schlimmen Grunde ankern muß, um dadurch zu verhindern, daß die Schärfe der Schaufeln den Sand nicht zertheile, und das Schif nicht schleppe. **Den Anker kappen**, oder **abkappen**, heißt das Ankerseil abhauen, wenn man nicht Zeit hat, den Anker aufzuwinden; und solches geschiehet entweder bei entstehendem gählingen Sturm, um das Schif geschwind in die See zu bringen; oder wenn ein Schif, das in der See vor Anker liegt, unvermuthet vom Feinde überfallen wird, sich gegen denselben geschwinder zur Gegenwehr setzen zu können, oder auch dasselbe anzufallen. **Ankern, vor Anker legen, Anker werfen**, heißt den Anker auswerfen, um das Schif stehend zu machen. **Den Anker lichten**, heißt denselben in die Höhe ziehen oder winden, um das Schif frei zu machen und segeln zu können. **Vor Anker liegen**, heißt wenn die Anker ausgeworfen sind, und das Schif stehet. **Den Anker schleppen**, heißt, wenn die Anker im Grunde nicht feste halten, und den Wind oder die Fluth das Schif wegführen lassen, welches man **vor Anker treiben** heißt.

Wenn ein Schif bei dem Einlau-

sen in den Hafen auf eines andern Anker scheitert, so muß das im Hafen liegende den Schaden ersetzen, wofern es keine Boylinie daran geführt hat. Ankert ein Schif an einem Gestade, und steckt des Nachts keine Leuchte auf; so muß es den Schaden, den es selbst und andere dadurch leiden, allein tragen. Alle Schiffe sind gehalten, dergestalt ihre Anker zu werfen und zu lichten, daß die neben ihnen liegenden deshalber keine Gefahr laufen. Solte auch ein Ungewitter sie zwingen, ihre Taue abzuhauen, und die Anker zu hinterlassen; so müssen sie andern zur Warnung Zeichen daran machen.

**Ankergeld**, (Anchoragium,) ist die Gebühr, die von den Schiffern bezahlt wird, die in einem Hafen oder auf einer gewissen Rhede zu ankern kommen; welches Geld aber weder unter den Havereigebühren begriffen wird, noch auch von den Assecurateurs übernommen werden darf, sondern von den Schiffern selbst bezahlet werden muß.

**Ankergrund**, ist ein Platz, an welchem man ein Schif sicher vor Anker legen kan. Der beste Ankergrund ist Sand, mit Muscheln vermengt: Schlickgrund ist nicht so gut, weil der Anker darin nicht fest hält, und leicht schleppet. Im Steingrunde kommen alle Anker und Taue leicht zu Schaden, und wohl gar zum brechen.

**Ankerhake**, ist ein starker eiserner Hake an einem Tau befestiget, damit der Anker aus dem Wasser gehoben wird.

**Ankerrecht**, das Recht, auf eines andern Ufer die Anker ohne Entgeld einzuwerfen, welches sonst ohne Erlegung eines gewissen Geldes (siehe Ankergeld) nicht erlaubt ist.

**Ankerstock**, ein großes Stück Holz, worin der Stiel des Ankers befestigt ist.

**Anker- oder Kabeltaue**, große dicke hänfene Seile, die an den Anker gebunden werden, um das Schif mittelst derselben vor Anker zu legen und festzuhalten.

**Anker- oder Kabeltaulänge**, ist insgemein hundert und zwanzig Klafter.

**Ankerwächter- oder Anker-Buoy**, ist ein großes Stück Holz, oder auch eine Tonne, die auf dem Wasser schwimmt, und die Lage des Ankers auf dem Grunde anzeigt.

**Arche oder Arke**, (navis rostrata,) ein vorn spitziges, und hinten breites und stumpfes Fahrzeug, von mittelmäßiger Größe, mit einem platten Boden, so auf der Oberelbe gebraucht wird.

**Aufbringen** wird von einem Schiffe gesagt, wenn es von einer andern Macht in der See weggenommen, und in einen Hafen eingebracht wird.

**Auflegen** (ein Schif) heißt dasselbe in den Hafen führen, um darin zu überwintern, und es bis zur bequemen Reisezeit darin liegen zu lassen.

**Aufziehtaue** heißen Seile, womit die Segel aufgezogen, oder eingenommen werden.

**Auslaufen** der Schiffe, heißt deren Abfahrt oder Absegelung aus einem Hafen.

**Ausleger, Ausliefer**, ist ein leichtes gut bewafnetes Fahrzeug, das auf einem Strome oder vor einem Hafen, auf das Wasser ausgelegt wird, den feindlichen Ueberfall zu hindern und abzuhalten. Sie pflegen auch zur Sicherheit der Handlung zur See an den Küsten zu kreuzen.

**Azimuth-Compaß**, ein Instrument zur Beobachtung des magnetischen Azimuths astronomischer Gegenstände, und zur genauen Bestimmung der Abweichung der Magnetnadel.

**Baacken**, Wacht- und Leuchtthürme, auf welchen an dem Seestrande des Nachts Feuer gehalten wird, denen in der See befindlichen Schiffen dadurch Nachricht zu geben, wie sie ihren Lauf richten sollen, damit sie im Finstern nicht ans Land laufen und stranden. Zur Unterhaltung dieser Baacken, müssen an vielen Orten die ankommenden und abgehenden Schiffe ein gewisses entrichten.

**Baak**, heißt bei der Seefahrt ein gewisses Zeichen, z. E. ein großes Stück Holz oder Kork, oder eine mit eisernen Reifen wohl verwahrte, und mit einer Kette oder einem Seile an einen großen Stein, oder ein Stück von einer zerbrochenen Kanone (die man auf den Grund des Wassers versenkt) gebundene Tonne, welche auf dem Wasser schwimmt, und anzeigt, daß da, entweder die von einem oder dem andern Schiffe abgehauenen und verlassenen Anker im Grunde liegen, oder daß sich die Schiffe sonst daselbst in Acht zu nehmen haben. Man richtet auch wohl Masten, Pfäle u. s. w. wenn es angeht, an solchen Orten auf. An einigen Orten müssen die dahin kommenden Schiffe zu Unterhaltung solcher Baaken ein gewisses Geld erlegen, welches eben daher das **Baaken-** oder Tonnengeld genennet wird.

**Backbord.** Die linke Seite des Schifs, wenn man vom Hintertheile nach dem Vordertheile siehet.

**Backbordsbug.** Der Bug zur linken Seite. S. Bug.

**Backen** oder **Wangen**, nennen die Seeleute breite Stücken Holz, oder Späne, mit welchen die Masten an den Stellen, wo sie einen Riß bekommen haben, eingefaßt werden.

**Balancirte Segel**, wenn in Stürmen u. s. w. ein Segel an einem Ende eingewickelt wird.

**Ballast**, eine Quantität Sandsteine, oder andere schwere Dinge, die auf dem Schifboden vertheilt werden, um dem Schiffe die nöthige Stätigkeit im Laufe zu geben.

**Band.** Diesen Namen haben die großen krummen hinten und vorne am Schiffe herum befindlichen Balken, welche zur Befestigung des Vorder- und Hintertheils dienen.

**Bank**, eine seichte Stelle in der See, worüber die Schiffe nicht segeln können. Bisweilen auch der Grund in dem Hafen oder Rhede, worauf man ankert.

Barge

Barge ist eines von denen bei Kriegsschiffen gebräuchlichen Booten mit ungefähr zwölf Rudern. In England haben die Lustboote insonderheit diesen Namen.

Barke. Ein kleines Fahrzeug mit einem oder zween Masten, etwa funfzig Fuß lang. Es wird in Italien und im Archipelago sehr gebraucht.

Barkhölzer sind acht bis neun Zoll dicke, und anderthalb Fuß breite Dielen oder Bretter, die an die Inhölzer stark angenagelt sind, und die äußern Seiten des Schifs ausmachen. Sie dienen sowohl dem Schiff an den Seiten eine bessere Festigkeit zu geben, als auch, weil sie ziemlich weit heraussteben, darauf ab- und aufzusteigen.

Barre. Dieses Wort hat bei dem Seewesen und der Schiffahrt unterschiedene Bedeutungen. Bisweilen bedeutet es den Ruderstock, oder das große Stück Holz, mit welchem der Steuermann das Steuerruder eines Schifs hin und her bewegt. Bisweilen versteht man auch unter Barren die vier Stücken Holz, die um jeden Mast unter den Mastkörben herumgesteckt sind, sie zu halten. Auch nennt man die eisernen Stäbe, womit man auf den Schiffen die Löcher vermacht, durch welche man die Waaren hinein und herausbringt, Barren.

Barre, eine Sandbank, oder eine Reihe Klippen im Meere, so vor dem Eingange eines Hafen oder Stromes liegen, also, daß man nur bei der Fluth, oder hie und da darzwischen durchkommen kan. Befinden sie sich vor einem Hafen, so nennt man ihn Zeithafen, (Havre de Barre) sind sie aber vor einem Strome, so heißt er Riviere de Barre.

Barre, sind gewisse gefährliche Wellen in der See, längst der Küste von Guinea in Afrika, von Rio da Volta, bis nach klein Ardra gerade vor dem Ufer. Durch das Wort Barre versteht man hier die Wirkung, die von drei Wellen hervorgebracht wird, welche sich eine nach der andern an der Küste brechen, unter welchen die letzte die gefährlichste ist, weil sie eine Art von Bogen macht, der hoch genug, und von einem so großen Durchschnitte ist, daß er ein Canot oder einen kleinen Kahn von einem Ende zum andern bedecken, es mit Wasser anfüllen und versenken, oder umwerfen kan.

Bassen, heissen sonst auch Drehbassen. Es sind kleine Stücke von Eisen, die auf einem Pfale befestigt sind, und einen eisernen Schwanz haben, mit welchem man sie herum drehen kan. Sie stehen insgemein auf dem Hinterverdecke, aber zuweilen werden sie auch in einem Gefechte auf den Mastkörben gebraucht, um die Verdecke des Feindes desto besser zu bestreichen.

Bay, ein großer Meerbusen zwischen zwei Stücken Landes.

Bekalmen. Wenn ein Schif ganz windloß und stille liegen muß, so sagt man, das Schif ist bekalmet worden.

Beilegen, ein Schif, heißt dessen Segel dergestalt anordnen, daß ihre

ihre verschiedene und einander entgegen laufende Wirkungen das Schif im Laufe vor- und rückwärts aufhalten: man ersparet sich dadurch die größere Mühe und den Zeitverlust des ankerns, bedienet sich auch dieses Mittels an Stellen, wo man der Tiefe ꝛc. wegen gar nicht ankern könte. Auch heißt beilegen zuweilen zu einem andern Schiffe segeln, oder die Segel einziehen.

**Bergen**, oder *salviren*, wird bei der Seefahrt von denen entweder durch Schifbruch im Meere verloren gegangenen, oder wegen Sturms über Bord geworfenen Waaren und Gütern gesagt, die aber hernachmals von Leuten, die sich darauf verstehen, noch gerettet und wieder aufgefischet, oder auch wohl gar aus dem Grunde des Meers heraufgeholet worden, welchen sodann, absonderlich nach Verordnung des französischen Seerechts, von solchen geborgenen Gütern der dritte Theil gebührt. Daher sagt man auch von einem Schiffe, welches unbeschädigt in einem Hafen, oder an dem Orte seiner Bestimmung anlanget, es sey geborgen.

**Bergegeld**, oder **Bargegeld** wird das Abfindungsgeld genennet, welches die Schifleute und Eigenthumsherrn für die durch Schifbruch verunglückten und ans Land geworfenen Güter, der Obrigkeit eines solchen Gebiets, als ein Abzug- oder Bergegeld entrichten müssen. Es heißt auch das Geld, so denen gegeben wird, die etwas von den Gütern eines zerscheiterten Schifs aufgebracht, in Verwahrung genommen, und mithin gerettet haben. In Betracht selbigen Bargegeldes wird denenjenigen, die sich der von dem Meere ausgeworfenen Güter bemächtiget haben, das Behaltungs- und das erste Pfandrecht darauf eingeräumet. Es ist dieses Bergegeld von dem Strandrechte zu unterscheiden.

**Besaane**, das unterste Segel am hintersten Maste, oder Besaanmast; französisch (misaine.)

**Besaanmast** ist der hinterste Mast.

**Besteck**, (Point d'un Pilote, Pointage de la Carte), heißt die bemerkte Stelle auf der Karte, von dem Orte, wo der Steuermann vermeint auf der See zu seyn. Die Seefahrer heissen daher ein **Besteck** machen, wenn sie den Ort, wo sie zu seyn muthmaßen, auf der Seekarte anmerken. Diese Bemerkung wird durch zween gemeine Compasse, oder vermittelst einer von durchsichtigem Horn gemachten Windrose verrichtet, und auf die Karte gelegt, auf welcher der Steuermann den Punkt der Länge und Breite bemerkt, wo seine Ermessungen den Lauf des Schifs ihm beiläufig zeigen, wo das Schif zu der Zeit sey. Solches pflegt alle drei Stunden zu geschehen, und muß zu dem Ende ein jeder, wenn er vom Steuer abgelöset wird, solches in seinem Tagebuche, nach Schiffers Weise, aufzeichnen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

45tes Stück.

Montag, den 5ten Junius 1780.


## Etwas vom Bergwerke des einseitigen Harzes.

Vor zwei Jahren ist der Anfang gemacht, in diesen beliebten und gemeinnützigen Blättern einige Nachrichten von den Bergwerken des einseitigen Harzes bekant zu machen, und damit in dem vergangenen Jahre fortgefahren. Die Veranlassung dazu ist gewesen; theils wirkliche Gewerken von den Hauptveränderungen, welche bei den Gruben entstanden sind, zu unterrichten; theils auch andern, welche an dem Bergbau nicht aus Geld erwerbenden Absichten Theil nehmen, solche Nachrichten zugehen zu lassen, welche zwar an Ort und Stelle niemals verheimlichet werden, aber doch aus Mangel der Gelegenheit entweder nicht jedem zu Theil, oder wohl gar aus Miß- und Unverstande vorenthalten werden mögten. Auch in dem abgelaufenen Jahre haben sich einige Veränderungen bei diesen Bergwerken eräugnet, welche nicht allein keine Verschlimmerung derselben anzeigen, sondern vielmehr eine erhebliche Verbesserung davon vor Augen legen. Um so angenehmer ist es dem Verfasser, solche nach der vorhin gewählten Ordnung (man sehe das 53te Stück vom Jahre 1778, und das 56te Stück vom Jahre 1779 dieses Magazins) hier mitzutheilen.

1) Bei den Gruben, welche Ausbeute geben, und zwar

a) Zu Clausthal

ist der Preis eines Kuxes von der Neuen Benedicte, obgleich an der Ausbeute nicht zugeleget worden, bis auf 100 Rthlr. gestiegen. Dieses hat ohne Zweifel seinen Grund darin, daß die Erze sowohl in Rücksicht auf die Güte als die Menge sich verbessert haben, wodurch nicht allein die Besorgniß eines weitern Rückfalls, als die Verablassung eines geringen Preises, entfernet; sondern auch eine Hofnung zur Wiederaufnahme erwecket ist. Bei den übrigen Ausbeutgruben ist nur noch mit der Caroline eine Veränderung dahin vorgegangen, daß seit dem letzten Vierteljahre von 1779 vier Reichsthaler Ausbeute mehr gegeben werden, und der Preis eines Kuxes um deswillen bis auf 5400 Rthlr. sich erhöhet hat. Für Gewerken ist

dieser Erfolg gewiß keine unangenehme Sache, und eben so wenig für den Credit und den langjährigen so wenig unterbrochenen Flor des Harzischen Bergwerkes.

Die Ursache davon wird aber nicht etwa in einer stärkeren Förderung von Erzen zu suchen seyn, wie denn dem Verfasser bekant ist, daß davon wöchentlich nicht mehr, als sonst gefordert wird; sondern in der Ergiebigkeit und besserm Ausbringen derselben, gegen den vor der Verarbeitung und dem Schmelzen davon gemachten Anschlag. Hierdurch ist, ungeachtet erst vor zwei Jahren die Ausbeute erhöhet worden, dennoch der baare Vorrath dieser Grube von Zeit zu Zeit so stark angewachsen, daß es, nach denen in der Bergwerkswirthschaft am Harze hergebrachten Grundsätzen, billig gefunden ist, den Gewerken noch ein mehreres von dem Ueberschusse zufliessen zu lassen. Es hat dieses auch wohl um so weniger Bedenklichkeiten unterworfen seyn können, da, wie jeder erfahren kan, damit den Gewerken keine kurze Freude zu machen gesuchet wird, sondern der schon wirklich vorhandene baare Vorrath, mit Zurechnung dessen, was die in der Grube selbst vor Augen liegende Erzmittel und Anbrüche versprechen, nicht besorgen läßt, daß die Grube Caroline weniger Ueberschuß, wie bisher, liefern werde, oder an der Ausbeute so bald wieder abbrechen müsse. Zu diesen jetzt und vorhin verzeichneten Ausbeutezechen ist noch, seit dem Vierteljahre Luciä 1779, die Grube Gabe Gottes und Rosenbusch hinzugekommen, welche einen Reichsthaler Ausbeute, bei dem Preise von 100 Rthlr. auf einen Kux liefert; wie unter den im Freibau stehenden Gruben angeführet ist. Die Ausbeute, welche von diesen Gruben alle Vierteljahr den Gewerken ausgezahlt wird, ist nunmehro auf 14,170 Rthlr. gestiegen.

b) Zu St. Andreasberg hat sich in Ansehung der Ausbeute keine Veränderung zugetragen. Dagegen ist ein Kux auf der Catharine Neufang bis auf 240 Rthlr. gefallen, und auf dem Samson bis auf 360 Rthlr. gestiegen. Diese Veränderlichkeit des Kuxpreises, in Vergleichung mit der Ausbeute, hat nicht so sehr ihren Grund in dem Mangel der gebrochenen Erze, als in der Beschaffenheit, oder innern Güte derselben. Wenn zu St. Andreasberg, vorausgesetzt, daß sonst alle Umstände gleich sind, die guten Geschicke, welche daselbst, nicht wie zu Clausthal mit Füßen oder Lachtern, sondern mit Zollen ausgemessen werden, Ausbeute bringen sollen; so müssen sie, außer der erforderlichen Menge, auch reiche Erze liefern, welche mehr zu den Silber- als Bleierzen zu rechnen sind. Fängt dieser reiche Gehalt an, in den Erzen abzunehmen, so stehet ein Rückfall im Ueberschusse natürlich bevor, und dieses, da es nicht unbekant bleiben kan, hat seinen Einfluß auf den Kuxpreis zur Verringerung, so wie das

das Gegentheil zur Erhöhung. Da aber nach der Erfahrung bei reichen Geschicken, solche ab- und zufällige Veränderung in den Anbrüchen gar nichts fremdes ist; so kan eine davon herrührende Ebbe und Fluth des Kuxpreises nichts beträchtliches wirken, wenn nicht zugleich an der Ausbeute abgebrochen wird; ob es gleich Gewerken, welche Bergtheile auf solchen Gruben besitzen, nicht zu verdenken ist, wenn sie bei solchen Eräugnissen auf ihren Vortheil oder Schaden aufmerksam sind.

II.) Bei den im Freibau stehenden Gruben, hatte man in vergangenem Jahre die wohl gegründete Hofnung zu einer baldigen Ausbeute von der Clausthalischen Grube Heinrich Gabriel.

Wenn gleich die Verminderung der Anbrüche, seitdem die Erfüllung dieser Hofnung noch nicht zulassen wollen; so kan sie doch auch jetzt noch nicht als aufgegeben angesehen werden. Dagegen aber hat die Grube Gabe Gottes und Rosenbusch, welche vordem schon eine gute Zeit Ausbeute gegeben hat, durch mächtigere Ausbrüche, und daher möglich gewordene stärkere Erforderung, nicht weniger durch den guten Gehalt der Erze, sich nach und nach wieder erholet, und einen so beträchtlichen baaren Vorrath erworben, daß sie, wie vorhin angeführet ist, wiederum unter die Ausbeutegruben gesetzet werden können.

III.) Bei denen Zubusse erfordernden Gruben ist

a) Zu Clausthal

nur die geringe Veränderung entstanden, daß ein Kux auf der Grube Herzog Christian Ludewig, im Handel auf 20 Rthlr. gekommen ist. Diese Grube hat schon vor der Mitte des vorigen Jahrhunderts Ausbeute gegeben, und erst vor wenigen Jahren, wegen der geringen Erze, und der durch die zugenommene Tiefe vermehrten Kosten, damit aufhören und Zubusse erhalten müssen. Die Erfahrung, daß die Gegend, worin diese Grube gebauet wird, so lange Zeit ergiebig gewesen ist; und der, wiewohl entfernte Anschein zur Verbesserung und Erholung, mag also einiges Zutrauen für sie, und den angeführten Preis hervorgebracht haben.

b) Zu St. Andreasberg

hat auf der Grube Gnade Gottes, der Gang vor einiger Zeit sich beträchtlich veredelt. Die Erwartungen, welche dieses für die Zukunft gab, hat veranlaßt, daß die nur noch aus wenigen Personen bestehende Gewerkschaft wiederum vollständig zusammen gebracht, die Zubusse von einem Kuxe auf 3 Mariengulden herunter gesetzt, und der Preis auf 20 Rthlr. gestiegen ist. Die Gruben Georg Wilhelm und silberner Bähr, haben fortgefahren, in ihren glanzigen Erzen auch Rothgulden, und erste zugleich derbe Flecken von Weißgulden zu zeigen.

So viel gutes man sich aber von beiden versprechen darf; so wird ein jeder, der etwas Begriffe vom Bergbau

bau hat, sich leicht vorstellen, daß zumal bei dem so festen Gestein, worin zu St. Andreasberg die Gänge gemeiniglich streichen, noch Jahre erfordert werden, ehe diese Gruben zu einer solchen Vorrichtung gelangen, daß von einer Hofnung zur Ausbeute etwas bestimtes behauptet werden könte.

c) Zur Altenau

ist keine Veränderung vorgefallen.

d) Bei Lutterberg

hingegen, ist der Preis eines Kuxes auf der Louise Christiane bis zu 40 und mehr Rthlr. gestiegen, allem Ansehen nach aus der Ursache, daß die seit einiger Zeit gemachte Veranstaltungen zur Gewältigung des Wassers nunmehr einen ununterbrochenen Betrieb dieser und anderer benachbarten Gruben erwarten lassen; und dadurch die Hofnung zur Erholung und Ausbeute näher gebracht worden ist.

Außerdem ist eine neue Grube unter dem Namen Lutterbergs Glück, aufgenommen, und mit 2 Mariengülden Zubusse in den Bergzettel gesetzt worden. Der nicht geringe Gang dieser Grube besteht aus einem bräunlichen und gelblichen Sande, welcher einige 20 Pfund Blei im Centner hält; und in diesem Sande finden sich schmale Trümmer, auch Nester oder Nieren vom Bleierz, welches 70 bis 80 Pfund Blei, und ein Viertel Loth Silber im Centner geliefert hat. Diese Beschaffenheit des Ganges ist in hiesigen Gegenden ganz fremd, wenigstens nicht bekant, daß sie vorhin allhier angetroffen sey. Der geringe Silbergehalt mögte manchem zu unbeträchtlich scheinen, um etwas bei dieser Grube zu wagen. Wer aber weiß, daß selbst bei den so ergiebigen Clausthalischen Hauptgruben dieser Gehalt nur auf wenige Loth hinangehet, und das in den Erzen befindliche Blei das mehrste zu ihrem Wohlstande beiträgt, der wird sich jenes Bedenken gar bald selbst heben.

Es ist daher die Untersuchung des Ganges dieser neuen Grube allerdings der Mühe werth zu halten; und haben sich schon so viel baulustige Gewerken angefunden, daß die vollständige Gewerkschaft auf dieser Grube erhalten ist.

---

## Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

(Siehe das 44te St.)

Blinde (die), das Segel am Boegspriet.

Blinde Ree, oder Raa, die Segelstange am Boegspriet.

Bodmerei, ein Vertrag, wodurch den Rhedern eines Schifs, oder auch dem Schiffer mit ihrer Einwilligung Geld vorgeschossen wird, mit dem Bedinge, daß solches, wenn das Schif wohlbehalten zurückkömt, mit großen Zinsen

Zinsen bezahlt werde, hingegen wenn das Schif verunglückt, das Capital verloren sey.

**Bodmereibriefe** heißen die Verschreibungen, die dem Gläubiger über solches Geld ausgestellet werden.

**Boegspriet**, der am Vordertheil des Schifs hinausliegende Mastbaum.

**Boegsprietsstenge**. Die Verlängerung des Boegspriets.

**Bolten**, große eiserne Nägel, wodurch die Balken und Bretter am Gebäude des Schifs befestigt werden.

**Boogsiren**; ein Boot an einem Seil am Schiffe nachziehen; auch, ein Schif an einem Seile von Booten fortschleppen lassen, imgleichen an einem andern, vermittelst eines Seils fortziehen.

**Bord**, die Seite des Schifs, oder auch das Schif selbst. In dieser lezten Bedeutung heißt daher Jemanden an **Bord** fahren, am **Bord** seyn, vom Bord kommen, einem feindlichen Schif am Bord legen, so viel wie Jemanden an sein Schif fahren, im Schif seyn, vom Schiffe ans Land kommen, ein feindliches Schif anklammern. **Steuerbord**, (engl. starboard) ist die rechte Seite des Schifs, und **Backbord**, (engl. lärboard) die linke Seite desselben.

**Bramstenge**, die zwote Verlängerung des großen Masts, oder auch des Fockmastes.

**Brandung**. Das ungestüme Anprellen der Wogen am Gestade, oder auch an Felsen und Klippen, die beinahe an die Oberfläche des Wassers hinaufreichen. Brandungen sind bisweilen so hoch als ein Mast.

**Brecher** (breakers; brisans), blinde oder verborgene Klippen unter dem Wasser.

**Breite**. Die Entfernung eines Orts von der Mittellinie, (Aequator).

**Brunn** (Schifs-), ein Verschlag unten im Raume des Schifs, wohin das eingedrungene Wasser durch die sogenannten Rinnen geleitet, und von wo es hernach ausgepumpt wird.

**Bucht**; ein kleiner Meerbusen.

**Bug**; der breiteste Theil eines Schifs an seinem Vordertheile. Er fängt von dem Gipfel des Schifs an, und geht bis an das Ende des Vorderkasteels.

**Buganker**. S. Anker.

**Cabottiere**, ist ein langes, flaches schmales und ungefähr drei Fuß tiefes Fahrzeug, mit einem sehr langen Steuerruder, welches in Gestalt eines ordentlichen Ruders gemacht ist. Diese Fahrzeuge können nur bei dem Handel auf dem Flusse Eure gebraucht werden, welcher von Chartres herkomt, nach Dreux zugehet, und sich eine Viertelmeile über Pont de l'Arche in die Seine ergeußt.

**Caic**, oder **Caichio**, **Caique**, ein kleines griechisches Kaufmannsschif, welches in der Levante auf dem mittelländischen Meere gebraucht wird, und mit einem Korbmaste, so ungemein lang, imgleichen mit einem Boegspriet, und einem kleinen Hinter- oder Besaanmast versehen ist.

Cajes (oder Roches) molles, sind Sandbänke oder Klippen, oben mit einem solchen dicken Schlamme oder großen Menge Kräuter bedeckt, daß die kleinen Schiffe, die darauf gestrandet sind, sich ohne Gefahr wieder erheben und los machen können.

Cajüte, das Zimmer in einem Schiffe, auf welchem der Capitain oder Schiffer wohnet.

Calaison, so nennet man in den Häfen der Provinz Guienne, absonderlich aber zu Bourdeaux, die Tiefe eines Schifs, von dem ersten Verdeck an bis auf den Boden desselben gerechnet.

Caliber, heißt bei den Seeleuten das Modell oder Muster, welches man von dem vorhabenden Bau eines Schifs macht, und nach welchem man seine Länge, Breite, und ganze Proportion nimt.

Campan, wird der obre Hintertheil eines Schifs über der Cajüte genannt, daher man die große Flagge, welche hinten aufgezogen wird, die Campanflagge nennet.

Canhooks, sind die an einem Tau befestigten Haken, womit man die Güter und andere Sachen in und außerhalb dem Schiffe in die Höhe zieht.

Cantimarons, sind 2 bis 3 mit Cocosstricken zusammen gebundene Canots, welche dreieckige Segel von Matten führen, und derer sich die Schwarzen auf der Küste von Coromandel zum Fischfange bedienen.

Capitana, die vornehmste unter den Barken, die man, absonderlich in Amerika, zur Perlenfischerei gebraucht.

Cardeele, große, an dem mitlern auf dem Verdecke befindlichen viereckigten Holze mit drei Rollen befestigte Taue, vermittelst welcher die Raaen aufgezogen und niedergelassen werden.

Carling-Knies, heissen die Balken auf der Seite eines Schifs, wo das Loch ist, dadurch man die Waaren herunterläßt.

Champane, ein japanisches Fahrzeug von 60 bis 80 Tonnen, welches ohne eiserne Nägel, oder einiges anderes Eisenwerk, und nur mit hölzernen Keilchen oder Nägeln zusammen gemacht ist.

Compagnons, heissen bei dem Seewesen die Matrosen von der Equipage eines Schifs, Fregatte, Barke rc. welche die auf selbigen nöthige Handarbeit verrichten helfen, und der Capitains, Steuermänner, oder Schiffer Befehle vollziehen.

Constabel. Der Officier über das Geschütz im Schiffe.

Constabelkammer. Das Zimmer im Hintertheile des Schifs unter der Cajüte, wo sich der Constabel und die Kanonirer aufhalten, und wo die Flinten und Pistolen nebst anderm kleinen Gewehr und Geräthschaften verwahrt werden.

Convoy oder Geleitschif, eins, oder auch mehrere Kriegsschiffe, welche Befehl haben, ein Kauffahrtheischif, oder eine Kauffahrtheiflotte zu convoyiren, d. i. dieselbe zu begleiten, und ihr zur Bedeckung zu dienen,

nen, wie auch dieselbe im nöthigen Falle wider die Anfälle der Feinde des Staats oder der Seeräuber zu vertheidigen.

Coralline, eine Art kleiner und leichter Schaluppen in der Levante, die zum Corallensuchen gebraucht werden. In Bastion de France nennt man sie Satteau.

Coubais, ein japanisches Fahrzeug, das von ungefähr vierzig Ruderknechten regieret, und nur innerhalb Landes gebraucht wird.

Coudran, eine Gattung Schifpech, oder eine Composition von gewissen Kräutern, und verschiedenen andern darunter gemengten Ingredienzien, worin die Schiffer zu Paris ihr Strickwerk einweichen, um zu verhindern, daß es nicht verfault.

Coureau, eine Art kleiner Schiffe, deren man sich in Frankreich auf der Garonne bedient, um vermittelst derselben, die Menschen und Waaren auf die großen Schiffe zu transportiren.

Crayer, ein nordisches Schif, mit drei Masten, ohne Stenge, noch Mastkorb.

Cuserofne, ein kleines japanisches Schif ohne Verdeck, lang und unten spitzig. Man stellet sehr viele Leute zum rudern hinein, und braucht es zum Wallfischfange.

Debarquiren, die Güter aus dem Schif aus Land bringen und ausladen.

Dispache, die Repartition, was ein jeder Interessent zu Erstattung des erlittenen Schadens contribuiren muß, wenn ein Schiffer auf der Reise bei entstandenem anhaltenden Ungewitter genöthiget worden, zur Errettung des Lebens, Schifs, und einiger Güter, etwas über Bord zu werfen.

Docke, ist ein Platz an der See, oder bei einem Hafen, wo man das Wasser, nach Belieben, ein- und auslassen kan, um Schiffe zu bauen und auszubessern.

Dreg, ein kleiner Anker von fünf Klauen, welchen man zu den Schaluppen, Galeeren und andern Fahrzeugen mit niedrigem Bord gebraucht.

Drehbassen. S. Bassen.

Dünen, die Sandhügel längst der englischen und flandrischen Küste.

Einbucht, ein kleiner Arm von der See, der in das Land geht.

Einlaufen, wird von einem Schif gesagt, wenn es in einem Hafen einlegt, oder auf einer Rhede zu Anker gehet.

Embarquiren, heißt Güter einladen und zu Schiffe bringen; und sich embarquiren, heißt zu Schiffe gehen.

Einreffen (die Segel), sie unten etwas zusammen wickeln, damit sie weniger Wind fangen.

Entern, heißt ein Schif mit Haken fassen, um es mit Gewalt zu ersteigen und wegzunehmen.

Eselshaupt, ist ein etwas längliches Stück Holz oben auf dem Maste, worin die Stengen zu stehen kommen und ruhen. Es sind an allen Masten dergleichen, daher sie auch verschiedene Namen bekommen.

Ever, ein Fahrzeug mit flachem Boden, hinten und vorne spitzig, und

mit einem Segel und Rudern versehen.

**Faden**, ein See= oder auf den Schiffen gebräuchliches Maaß einer Klafter lang, womit man die Tiefe der Flüsse und des Meeres mißt.

**Fähre**, ein flaches niedriges und breites, aus Balken und Bohlen verfertigtes Fahrzeug, welches von einem Fährmeister, nebst dazu gehörigen Fährknechten getrieben, und, wenn ein Fluß nicht allzubreit, aber doch etwas reißend ist, an ein über solchen Fluß gezogenes starkes Fährseil angehangen und hin und her gezogen, sonst aber mit Stacken getrieben wird. Vermittelst eines solchen Fahrzeuges werden Menschen, Pferde und Wagen, für ein gewisses Fährgeld, über die Flüsse und Ströme gesetzet.

**Falle**, das Ende eines Ankertaues.

**Fallen**, aus dem Schiffe in das Boot hinab steigen.

**Fallen**, Taue, womit die Raaen aufgezogen und niedergelassen werden.

**Figale**, ein kleines indianisches Fahrzeug, welches, ob es schon einen Mast und aufgespanntes Segel hat, dennoch allezeit des Ruders bedarf.

**Flagge**. Die englische Flotte wird in drei Geschwader eingetheilt, von denen das erste eine **rothe**, das andere eine **weiße**, und das dritte eine blaue Flagge führt. Die rothe Flagge ist im Range die erste, und die blaue die letzte. Diese Eintheilung ist erst in neuern Zeiten gemacht worden; und man findet vor **Carl dem Andern** davon keine Spuren. Man hat auch niemals alle drei Flaggen zusammen in der See gesehen, außer in dem ersten holländischen Kriege, unter eben diesem Monarchen. In dem zweiten Kriege, welchen derselbe mit der Republik der **vereinigten Niederlande** führte, bestand die englische Flotte nur aus zweien Geschwadern, nemlich dem von der rothen, und dem von der blauen Flagge. Denn die Franzosen, welche damals Bundesgenossen von England waren, und ein Geschwader ihrer Kriegsschiffe zur englischen Flotte hatten stossen lassen, führten die weiße. In den beiden großen Kriegen, die hernach von England und Holland gemeinschaftlich wider Frankreich geführet, und durch den Ryswickischen und Utrechtischen Frieden geendiget worden sind, rüsteten beide Seemächte zusammen eine Flotte aus.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

## 46tes Stück.

Freitag, den 9ten Junius 1780.


## Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

Flaggeofficiere, heißen die Admirale, und zwar deswegen, weil ein jeder derselben seine Flagge führet, welches Recht kein anderer Seeofficier hat. Ein Admiral führt dieselbe auf der Stenge des grossen Mastes, ein Unteradmiral auf der Vorstenge, und ein Contreadmiral auf der Kreuzstenge. Ein Oberbefehlshaber führet keine Flagge, sondern einen breiten Wimpel, und zwar auf der Kreuzstenge: aber wenn er über ein besonderes Geschwader gesetzet ist, so läßt er ihn auf der großen Stenge wehen.

Wenn ein Admiral zum Oberbefehlshaber über eine Flotte oder Geschwader ernannt, und aus dem Brittischen Canal ist, so besetzt er alle erledigten Officierrstellen. Die von ihm ernannten Officiere werden bei seiner Zurückkunft von dem Großadmiral, oder jetzo von den Commissarien der Admiralität bestätiget, es wäre denn, daß etwas erhebliches wider sie einzuwenden wäre.

Wenn auf der Flotte Kriegsrath gehalten wird, so werden nur die Flaggeofficiere, nebst dem ersten Hauptmann des Admirals, der in diesem Falle auch wie einer angesehen wird, und seine Stelle unter dem jüngsten Contreadmiral nimt, dazu berufen. Wenn aber weniger, als drei Flaggeofficiere, gegenwärtig wären; so kan der Admiral einige von den ältesten Hauptleuten, nach seinem Gutbefinden, mit dazu nehmen.

Wenn ein Flaggeofficier auf ein Kriegsschif komt, so wird er von der Wache im Gewehr, und mit Trommelschlage empfangen. Vor dem Admiral und obersten Befehlshaber der Flotte wird Marsch geschlagen; ein anderer Admiral bekomt drei Wirbel, ein Unteradmiral zween, und ein Contreadmiral einen. Eben diese Ehre wiederfährt ihnen auch, wenn sie in ihren Booten mit aufgesteckter Flagge ein Schif vorbei fahren.

Floß, heißt bei der Schifbauerei, wenn drei bis vier Masten zusammen gebunden, und mit Brettern belegt werden, worauf die Kalfaterer sicher

stehen können, wenn sie ein Schif kalfatern wollen.

**Flott**, alles was auf dem Wasser schwimmet, daher heißt **flott machen** ein Schif, welches fest sitzt, wieder in den Lauf bringen. **Flott werden** aber sagt man, wenn die Ebbe vorbei ist, und die Fluth wieder kömt, oder das Meer anläuft, und das Wasser die Schiffe erhebt, daß sie ihren Lauf fortsetzen können.

**Flottille**, nennen die Spanier diejenigen Schiffe, die nach Amerika in geringer Anzahl mit einander abgefertiget werden, wenn die gewöhnliche Silberflotte auszurüsten, entweder nicht Waaren genug vorhanden, oder die vorhandenen Kriegsschiffe und andere Umstände es nicht zulassen. Sonst nennt man auch diejenigen Schiffe also, welche sich von der von Vera Crux zurückkommenden Flotte absondern, und voraus gehen, um in Spanien die Nachricht von ihrer Abfahrt und von ihrer Ladung zu überbringen. Desgleichen giebt man diesen Namen der kleinen Flotte, welche den aus Amerika zurückkommenden Gallionen entgegen geht, und sie nach Hause begleitet. Seit einigen Jahren hat man auch in der Ostsee diesen Namen einem Commando leichter Kriegsschiffe, welches sonst eine Escadre genennet wird, zu geben angefangen.

**Fockmast**, der vordere Mastbaum.

**Fockraa**, die Raa am Fockmaste.

**Fockſegel**, das unterste am Fockmaste.

**Futterung** (eines Schifs), ein besonders, bei Gelegenheit des Strandens an der Klippe bei Neu-Holland beschriebenes Mittel, dessen Lecke unter dem Wasser von aussen zu verstopfen.

**Futterung**, die inwendige Verkleidung des Schifs mit Brettern.

**Geschwader**, ist eine Anzahl Kriegsschiffe, unter der Anführung eines hohen Seeofficiers.

**Gewinde**. Die Stellen an den Masten, an welche einige Stücke Holz genagelt, und hernach mit dicken Tauen umwunden werden, um sie zu verstärken.

**Großadmiral**. Das Haupt der englischen Seemacht ist der Großadmiral, der unter die hohen Kronbedienten von Großbritannien gehört. Man findet schon unter dem Könige **Heinrich dem Dritten**, Personen, welche den Titel eines Admirals über das englische Meer geführt haben.

Seit **Eduards des Ersten** Zeiten trift man zween Admirale in England an, davon der eine über das nordliche, d. i. von der Themse nordwärts liegende, und der andere über das westliche, d. i. von der Themse westwärts liegende Meer gesetzet war. Allein, seit **Heinrichs des Vierten** Zeiten scheinen diese Aemter wieder in einer Person vereiniget worden zu seyn, und sind es auch hernach beständig geblieben.

Der Großadmiral ist nicht nur der höchste Befehlshaber über die ganze Britannische Seemacht, sondern auch der oberste Richter in allen den See-

dienst

dienst und das Seewesen betreffenden Sachen, sie mögen bürgerlich oder peinlich seyn. Und gleichwie man die Herrschaft und Gerichtsbarkeit über die See mit Recht ein besonders gemeines Wesen oder Königreich nennen kan; so ist er, Kraft seiner Bestallung, als der Unterkönig dieses Seekönigreichs anzusehen. Seine Gewalt erstreckt sich über Großbritannien, Irland, Wallis, und die dazu gehörigen Inseln, ferner über Neu-England, Neu-York, Ost und West Jersey, Jamaica, Virginien, Barbados, St. Christoph, Nevis, Montserrat, Bermudas und Antigoa in Amerika, und Guinea, Binny und Angola in Afrika, und alle andere Oerter und Colonien, welche Großbritannischen Unterthanen zugehören.

In Friedenszeiten thut er gegen das Ende des Jahrs bei dem Könige Anfrage, wie viele Seeleute er in dem künftigen Jahre in seinen Diensten zu gebrauchen für gut befinde. Und wenn der König ihm seinen Entschluß bekant gemacht hat, veranstaltet er die Ausführung desselben. Er besorget auch den Bau der neuen Schiffe, und versiehet diejenigen, die zum Seedienste ausgerüstet worden, mit dem nöthigen Geschütze, welches er, mittelst eines Schreibens, vom Generalfeldzeugmeister fordert.

Wird eine Flotte in See geschickt, so ertheilt der Großadmiral demjenigen Officier, den der König darüber zum obersten Befehlshaber ernannt hat, seine Bestallung. Zu Kriegszeiten giebt er auch, auf einen von dem König erhaltenen Befehl, den Admiralitätsgerichten in den auswärtigen Provinzen und Colonien Gewalt, über alle gemachten Prisen zu erkennen, und dieselben nach Befinden der Umstände für verfallen zu erklären. Ferner läßt er auf einen gleichen von dem Könige erhaltenen Befehl, Repressalienbriefe für die Kaper ausfertigen, Kraft deren sie sich der feindlichen und auch anderer Schiffe, die Contrabandegüter am Bord haben, bemächtigen können.

Er hat ein eigenes hohes Gericht, worin alle Streitigkeiten und Verbrechen untersucht und entschieden werden, die auf der See, in den Häfen und Flüssen bis zu der ersten Brücke von dem Meere, vorgefallen und begangen sind. In diesem Oberadmiralitätsgerichte, worin er den Richter bestellet, wird nach dem römischen Rechte gesprochen, (denn das englische Recht gilt nur auf dem Lande,) und es kan an dasselbe von den Unteradmiralitätsgerichten appellirt werden.

Der Großadmiral bestellet auch seine Unteradmirale in allen an der See gelegenen Provinzen in Großbritannien und Irland, imgleichen in den auswärtigen Colonien und Ländern, wo sie seine Gerichtsbarkeit ausüben, und alle in der Provinz vorfallende Seesachen entscheiden. Vormals bestellete er auch einen Unter- und einen Contreadmiral; allein jetzo giebt die Krone ihnen unter dem großen Siegel ihre Bestallungen, und es werden diese Ehrenbedienungen insgemein

den ältesten Admiralen der Flotte ertheilt.

Weil das Amt des Großadmirals so wichtig, und von einem so weiten Umfange ist; so hat die Krone dasselbe öfters durch verschiedene Personen, die den Titel Commissarien oder Herrn der Admiralität führten, verwalten lassen.

Der Graf von Pembroke ist der letzte, der nach dem Tode des Prinzen Georg von Dänemark, der diesen hohen Posten bis 1708 bekleidete, Großadmiral gewesen ist. Und von dieser Zeit an ist dieses Amt beständig von sieben oder acht Commissarien verwaltet worden. Von diesen Commissarien der Admiralität sind die Commissarien der Flotte unterschieden, welche vornemlich mit den die Flotte betreffenden Rechnungssachen zu thun haben, und sich theils zu **London**, theils zu **Portsmouth**, **Plymouth** und **Chatham** aufhalten.

**Große Bramstenge**, die zwote Verlängerung des Hauptmasts.

**Großer**, oder **Hauptmast**, ist der mittelste.

**Große Jungfern**, s. **Jungfern**.

**Großes Segel**, das unterste am Hauptmaste.

**Große Stenge**, die erste Verlängerung des Hauptmastes.

**Große Wand**, bedeutet die Hauptaue am großen Maste.

**Grüßen**, ist ein bei den Seeleuten übliches Ceremoniel, nach welchem Schiffe sich unter einander, oder gewissen Personen und Oertern einige Merkmale der Hochachtung und Höflichkeit erweisen. Nach den englischen Seegesetzen verhält es sich folgender Gestalt damit:

Flaggeofficiere grüßen den Admiral und obersten Befehlshaber der Flotte mit funfzehn Kanonen, und die Hauptleute thun es mit siebenzehn. Der Admiral antwortet den Flaggeofficieren mit zwoen weniger, und den Hauptleuten mit vieren weniger.

Wenn Flaggeofficiere ihren obern oder ältern Officier grüßen; so thun sie es mit dreizehn Kanonen. Er antwortet denen, die mit ihm von gleichem Range sind, mit einer gleichen Anzahl, den niedrigern und Hauptleuten aber mit zwoen Kanonen weniger.

Ein Hauptmann grüsset den Admiral von der weißen oder blauen Flagge mit funfzehn Kanonen, Unter- und Contreadmirale aber mit dreizehn.

Wenn ein Flaggeofficier von zweien oder mehrern Kriegesschiffen gegrüßet wird; so danket er ihnen nicht eher, als bis sie es alle gethan haben, und mit einer solchen Anzahl Kanonen, als er für gut befindet.

Wenn zwei Geschwader sich begegnen, so grüßen sich nur die beiden Oberbefehlshaber; und wenn einzelne Schiffe einem Geschwader mit mehr, als mit einer Flagge begegnen; so grüßen sie nur die vornehmste.

Keine Kriegsschiffe grüßen sich, wofern sie nicht wenigstens sechs Monate von einander gewesen sind.

Hauptleute grüßen sich einander gar nicht.

Wenn ein zum obersten Befehlshaber über ein Geschwader ernannter Flaggeofficier zuerst seine Flagge aufsteckt, so wird er von allen gegenwärtigen Schiffen mit einer solchen Anzahl Kanonen, als oben festgesetzet ist, gegrüßet.

Fremde, die nicht ihr Marssegel streichen, und ihre Flagge nicht einnehmen, wenn sie einem königlichen Kriegsschiffe auf dem Brittischen Meere bis zum Vorgebirge Finisterre begegnen, sollen dazu genöthigt, und königliche Unterthanen, die solches unterlassen, an gehörigem Orte belangt werden.

Die königlichen Kriegsschiffe sollen gegen keinen in dem Brittischen Meere streichen, und in andern Gewässern auch nicht, es sey denn, daß die Fremden zuerst gestrichen hätten, oder zu gleicher Zeit streichen.

Wenn ein fremder Admiral ein königliches Admiralsschif grüßet, soll ihm Kanone für Kanone geantwortet werden; wenn er aber ein Unter- oder Contreadmiral ist, bekomt er zwo Kanonen weniger. Ist der Fremde nur ein Hauptmann, sollen Flaggeofficiere ihm mit zwoen Kanonen weniger, und Hauptleute mit einer gleichen Anzahl antworten.

Fremde Oerter können von Hauptleuten, mit so vielen Kanonen, als gewöhnlich ist, auf die gewisse Versicherung, daß ihnen auf gleiche Weise gedanket werden soll, gegrüsset werden. Aber, wenn ein Schif eine Flagge führet; so muß der Flaggeofficier zuerst sorgfältige Nachricht davon einziehen; und sodann darauf bestehen, daß ihm eben die Ehre, als den Officieren anderer gekrönter Häupter erwiesen werde.

Hauptleute können an fremden Oertern diejenigen Personen, die zu ihnen an Bord kommen, nach Gutbefinden, und nach ihrem Stande grüßen: allein, sie haben es zu verantworten, wenn sie durch den Mißbrauch dieser Freiheit zu viel thun mögten. Sie müssen auch zuvor von dem Oberbefehlshaber, oder dem ältesten Hauptmann, wenn einer da wäre, die Erlaubniß dazu einholen.

Wenn Kaufleute, sie mögen königliche Unterthanen oder Fremde seyn, den Admiral von der Flotte grüßen, so antwortet er ihnen mit sechs Kanonen weniger, die andern Flaggeofficiere mit vieren weniger, und die Hauptleute mit zwoen weniger.

Wenn zwei oder mehr Kauffahrtheischiffe ein Kriegsschif grüßen, soll ihnen nicht eher, als bis sie alle fertig sind, geantwortet werden, und zwar mit einer solchen Anzahl Kanonen, als man für gut befinden wird.

Wenn Herzoge oder Bothschafter auf ein königliches Kriegsschif kommen; so werden sie bei ihrer Ankunft und dem Weggehen mit funfzehn Kanonen gegrüßt. Andere Gesandten, oder vornehme Personen werden mit eilf, oder weniger Kanonen, zufolge der Verschiedenheit ihres Standes begrüßet.

Alle Grüße geschehen mit den Kanonen des öbersten Verdecks.

Die königlichen Kriegsschiffe und königlichen Festungen grüßen sich einander gar nicht.

Oeffentliche Freudentage werden von den königlichen Kriegsschiffen, wenn sie im Hafen sind, mit einer solchen Anzahl Kanonen, als der Oberbefehlshaber für gut befindet, gefeiert, dergestalt, daß dieselbe nicht ein und zwanzig in jedem Schiffe übersteige.

Die Ceremonien bei Begräbnissen werden zufolge den von der Admiralität vorgeschriebenen Regeln beobachtet.

**Gürtel**; Taue, die unten an den Segeln befestigt sind, und vermittelst welcher sie aufgespannet oder eingenommen werden.

**Hakebord**. Das oberste am Hintertheile des Schifs, welches meistens aus Bildhauerarbeit bestehet.

**Halsen** sind vier starke Taue an dem großen Segel und der Focke. Sie laufen nach dem einen Ende etwas spitzig zu, an dem andern aber haben sie einen großen Knopf, mit welchem sie an den Ecken der Segel befestigt sind. Sie dienen die Segel nach Beschaffenheit des Windes zu stellen.

**Hängematten** sind die Betten der Bootsleute, die auf den Verdecken an vier Ecken befestiget sind, und also hangen. Diese werden, wenn es zum Gefechte komt, in das an den Seiten des halben Verdecks befindliche Netz gethan, da sie zur Vertheidigung, und gleichsam statt einer Brustwehre dienen.

**Haspel** (Schifs). Eine bekante, in Kauffahrtheischiffen gebräuchliche cylinderische Maschine zum Aufheben der Anker.

**Haupt**- oder **Untersegel**; siehe Segel.

**Hauptraue** sind sieben, auch wohl acht oder neun große Taue, die an beiden Seiten des Schifs befestigt sind, und bis zu dem Mastkorbe, an allen Masten, gehen. Sie heißen auch die Wand, und bekommen von den Masten, zu welchen sie gehören, besondere Namen. Die Mastkörbe und die Stengen haben auch ihre eigenen Haupttaue, oder Wände.

**Haut**, die Bretter oder Planken, womit das Schif von außen bekleidet ist.

**Heckboot**, ist eine Art kleiner Fahrzeuge zu Wasser, mit einem weiten Bauche, ohne Hinter- und Vordermast, wie eine Flüte gestaltet, das bis 100 Tonnen tragen kan.

**Hintersteve**, ist das in dem Hintertheile des Schifs in den Kiel eingefügte aufrechtstehende Holz, woran das Steuerruder an eisernen Haken hängt.

**Hinterverdeck**, ist ein unterbrochenes Verdeck auf großen Schiffen, welches von dem Orte, wo das Steuerruder regiert wird, bis zu des Schiffers Hütte gehet.

**Hissen**, heißt bei der Schiffahrt, etwas in die Höhe ziehen. Also werden die Segelstangen in die Höhe gehisset; die Güter werden aus dem Schiffe ausgehisset, wenn sie gelöschet werden sollen, und hierzu verschiedene

Hissen oder Winden, nach dem Unterschiede der Last gebrauchet.

Höhe, heißt in der Schiffahrt die Erhebung des Pols über den Horizont, oder die Entfernung eines Orts von dem Aequator.

Holm, wird in einigen nordischen Seeplätzen der Ort genannt, wo die Schiffe gebauet werden.

Jagd, heißt die Verfolgung eines Schiffes durch andere.

Jelle, ein kleines Schif, vorn und hinten spitzig, welches in Norwegen und Moskau sehr gebraucht wird.

Inhölzer, die zu beiden Seiten von dem Kiel an in die Höhe stehende starke Hölzer, welche krum gebogen sind, damit das Schif seine Runde bekomme.

Jölle, ein kleines Boot bei Kriegsschiffen, mit ungefähr sechs Rudern.

*Jour-Nomme*, nennen die Franzosen ein geschwind fahrendes Schif, dessen Schiffer sich verbindlich gemacht hat, an einem gewissen bestimten Tage in den Hafen, wohin es bestimmet ist, einzulaufen, bei Strafe der Verminderung der Hälfte des Preises, der in seinem Frachtbriefe enthalten ist.

Jungfern, (Dead Eyes,) in jedem Pütting eingefaßte Rollen mit drei Löchern, die an die untersten Enden der Haupttaue befestiget, und mit einem Taue durch die Löcher an einander gehängt sind. Sie dienen dazu, daß die Haupttaue oder Wände fester angezogen werden, und desto steifer zu stehen kommen. Von den Masten, wozu sie gehören, bekommen sie verschiedene Namen.

Kaag, oder Koeg, ein bei den Holländern gebräuchliches Fahrzeug, das fast einer Schmacke ähnlich sieht. Man braucht dasselbe auch auf der Nieder-Elbe.

Kahn, heißt 1) ein kleines Fahrzeug, so weder Mast noch Segel hat, und nur durch eine oder zwei Personen, vermittelst eines Ruders, oder einer Stange, regiert wird, um damit über einen Fluß zu setzen: 2) ein mittelmäßiges Fahrzeug, das mit Segel und Ruder fortgetrieben wird, und worauf man Personen und Güter von einem Orte zum andern auf den Flüssen zu bringen pflegt.

Kalfatern. Die Fugen des Schifs ausstopfen und verpichen.

Kaper. In Kriegszeiten rüsten oft Privatleute auf ihre Kosten Schiffe aus, mit welchen sie auf den Feind kreuzen, um ihm Abbruch zu thun, und seine, oder seinen Unterthanen zugehörige Schiffe, Güter und Waaren wegzunehmen, auch sich anderer Fahrzeuge, die mit Contrabandewaaren für den Feind geladen sind; zu bemächtigen. Diese heißen Kaper. In Ansehung derselben ist zu merken, daß keiner ohne vorgängige Erlaubniß Schiffe zur Kaperei ausrüsten darf, sondern er muß sich vorher bei der Admiralität melden, welche sodann auf Genehmhaltung und Befehl der Regierung ihm Repressalienbriefe mit gewissen Verhaltungsbefehlen ertheilt. Ehe aber dieses geschieht, muß er wegen seines Wohlverhaltens, wenn sein Schif 150 Mann führt, auf 3000, und wenn es weniger Mannschaft hat,

auf 1500 Pfund Sterling Sicherheit bestellen. Der Inhalt der gedachten Verhaltungsbefehle bestehet in folgenden Punkten:

1) Den Kapern wird erlaubt, alle dem Feinde zugehörigen Kriegs auch andere Schiffe, Güter, Waaren und Personen wegzunehmen, auch sich anderer Schiffe, die Contrabandegüter am Borde haben, zu bemächtigen. Aber es ist ihnen verboten, Feindseligkeiten gegen sie auszuüben, oder in den Seehäfen solcher Prinzen, die mit dem König in Frieden leben, oder in ihren Flüssen und Rheden, innerhalb eines Kanonenschusses, Prisen zu machen.

2) Sie sollen die Prisen entweder nach einem Orte des Königreichs, oder den englischen Colonien, wo Admiralitätsgerichte sind, führen, und über ihre Rechtmäßigkeit urtheilen lassen.

3) Sie sollen vor das Admiralitätsgericht drei oder vier der vornehmsten zu der Prise gehörigen Personen stellen, damit sie wegen des Eigenthums des Schifs und der Waaren befraget und vereidiget werden mögen. Gleichergestalt sollen sie auch alle auf der Prise gefundene Briefschaften dem Admiralitätsgerichte einliefern, und durch einen Zeugen beschwören lassen, daß dieselben wirklich zu der Zeit, da das Schif aufgebracht ward, darauf gefunden worden seyn.

4) Ehe das Schif, nebst den Waaren, von dem Admiralitätsgerichte für eine rechtmäßige Prise erkläret worden ist, sollen sie nichts davon wegnehmen, noch auch Jemand darauf mit kaltem Blute tödten, noch ihm anders, als in solchen Fällen gewöhnlich ist, begegnen.

5) Sie sollen auf keine Weise den Verträgen, die zwischen Großbritannien und andern Staaten gemacht sind, zuwider handeln, noch wider deren Unterthanen etwas unternehmen.

6) Wenn das aufgebrachte Schif mit den Waaren für eine gute Prise erkläret worden ist, so stehet ihnen frei, beides zu verkaufen.

7) Sie sind schuldig, den Schiffen königlicher Unterthanen Beistand zu leisten, wenn sie von dem Feinde angegriffen werden.

8) Diejenigen, welche am Borde der Kaper dienen, sollen nicht als Uebertreter der Landesgesetze angesehen werden.

9) Diejenigen, die ein Schif zur Kaperei ausrüsten, sollen der Admiralität den Namen und die Größe des Schifs, nebst dem Namen des Hauptmanns und des Eigenthümers, die Anzahl der Kanonen und Seeleute, und die Zeit auf welche es verproviantiret ist, anzeigen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

47tes Stück.

Montag, den 12ten Junius 1780.


## Fortsetzung der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

10) Ferner sollen die Kaper dem Secretair der Admiralität von den Absichten und Bewegungen der feindlichen Schiffe, so weit sie etwas davon entdecken können, auch von ihren Kauffahrteischiffen, ob deren einige ein- oder auslaufen wollen, Bericht abstatten.

11) Sie sollen nicht die königliche Flagge, insgemein die Flagge der Vereinigung genannt, sondern außer der bei Kauffahrern gewöhnlichen Flagge, eine rothe Fahne, worin zunächst an dem Stocke, die Flagge der Vereinigung in einem Quartiere gezeichnet ist, führen.

12) Sie sind verbunden, allen königlichen Befehlen und Anweisungen, die ihnen zugefertiget werden mögten, nachzuleben.

13) Es wird ihnen zugleich angedeutet, daß diejenigen, welche diesen Verhaltungsbefehlen zuwider handeln, auf das schärfste bestraft, und angehalten werden sollen, denen, welchen sie Schaden und Unrecht gethan haben, Genugthuung zu geben.

Kay, oder die Schälung, wird die Einfassung des Strandes oder des Ufers in einem Hafen genannt.

Kehren, (die See,) s. See.

Kelecks, eine Art Fahrzeuge, deren sich die Caravanen bedienen, wenn sie zu Wasser reisen wollen. Ein Keleck trägt ungefähr acht und zwanzig Personen, und zehn bis zwölf Centner Waaren.

Kielen, oder Kielholen. Ein Schif auf die Seite legen, damit man dem Kiele beikommen, und die ganze Seite des Schifs ausbessern kan.

Kiel. Der unterste große Balke, oder vielmehr die in einander gefügten und befestigten Balken, welche das Fundament des ganzen Gebäudes des Schifs ausmachen.

After-Kiel. Ein starker dicker Balken, der an dem Kiel befestigt ist, um dessen untere Seite desto besser zu verwahren.

Kieming, die auswendig herumgehenden starken Planken am Schif, wodurch dessen Bauch seine Rundung bekomt.

**Klampen.** Große Stücke Holz, wodurch die Balken im Schiffe an einander befestigt werden.

**Kleidung,** oder **Bekleidung des Ankertaues,** bedeutet die Stellen, wo dasselbe mit alten Lumpen und Reisen umwunden ist, damit es auf dem Grunde nicht von den Steinen oder Klippen zerrieben werde.

**Klüsen,** sind zwei runde Löcher am Vordertheile des Schifs, durch welche die Ankertaue gehen, wenn das Schif vor Anker liegt.

**Knie** des Boegspriets ist ein krummes Holz, welches an dessen vörderften Ende mit Bolten von oben nach unten befestiget ist, worauf das Eselshaupt, darin die Stenge steht, angemacht ist.

**Knie-** oder **Krumhölzer,** krumme Balken zu unterst am Schifebauche, wodurch der Boden mit den Seiten verbunden wird.

**Koy,** wird auf dem Schif die Abtheilung genannt, so zu einer Kammer oder Schlafstelle gemacht wird.

**Kreuzer,** sind Schiffe, welche in gewissen Gegenden auf dem Meere herumstreichen, um es von den Seeräubern zu reinigen, oder auch feindliche Schiffe zu beobachten und wegzunehmen.

**Kreuzsegel,** heißt das Segel, welches an der Kreuzstenge geführt wird. S. Segel.

**Kreuzstenge,** bedeutet die Stenge, so auf dem Besaanmaste stehet. S. Mast.

**Küste,** das Ufer eines Landes, welches von dem Meer angespület wird.

**Länge.** Die Entfernung eines Orts, Ost- oder Westwärts vom ersten Mittagszirkel, der nach Belieben angenommen wird.

**Lanteas,** große chinesische Fahrzeuge, deren sich die Portugiesen zu **Macao** bedienen, und die ungefähr von sieben bis achthundert Tonnen sind.

**Lantione,** ein chinesisches Fahrzeug, welches auf jeder Seite acht Ruderbänke hat; auf jeder Bank sind sechs Ruderknechte. Es sind diese Fahrzeuge den europäischen Galeeren ziemlich gleich; und bedienen sich derselben sonderlich die Seeräuber desselben Landes.

**Lascars,** eine Art Botsknechte in Indien, die oft von den Engländern gebraucht werden.

**Lastschif.** So werden alle diejenigen Schiffe genennet, die zu Verführung der Güter und Waaren, wie auch zu Uebersetzung der Kriegsvölker gebraucht werden.

**Laufendes Tauwerk.** S. **Tauwerk.**

**Laviren** heißt, wenn bei widrigem Winde von der rechten zur linken, und von der linken zur rechten gesegelt wird, um den Wind zu gewinnen.

**Leck.** Irgend eine Ritze, oder Oefnung, wodurch das Seewasser in ein Schif eindringt.

**Leeküste,** desgleichen **Leeseite,** diejenige, auf welche der Wind hinwehet.

**Leesegel,** (auch Seitensegel,) kleine

ne Segel, welche an jedem Ende der großen und der Fockraa an runden Stangen befestiget, und gleichsam Flügel des Großen- und des Focksegels sind. Man spannt sie bei stillem Wetter auf, um desto mehr Wind zu fangen.

**Leesegelbaum**, ist die Stange, woran diese Segel befestiget sind.

**Lichten**, einem Schiffe, um es flott zu machen, oder damit es leichter segeln könne, einen Theil seiner Ladung nehmen. Auch heißt **lichten** so viel, wie in die Höhe ziehn, aufheben, z. E. die Anker lichten ꝛc.

**Lichter**, ein jedes mittelmäßiges Fahrzeug, das nicht tief gehet, und gebraucht wird, andere Schiffe zu beladen, oder zu entladen. Insgemein sind die Lichter ohne Masten; zuweilen sind sie aber auch bemastet.

**Liegegeld**, heißt bei der Seehandlung dasjenige Geld, welches ein Schiffer, der stille liegen muß, deswegen dem Schifsvolke annoch über Kost und Trank giebt.

**Lin**, eine Art Schiffe, welche ohne alle Gefahr mit allen Winden segeln können.

**Linie**, oder **Mittellinie**, ist der Aequator oder der Zirkel, der um die Fläche der Erdkugel beschrieben wird, und von jedem Pole neunzig Grade absteht.

**Loddingen**, ist eine Art kleiner Fahrzeuge, oder Boote, deren sich die Russen auf der Ostsee bedienen.

**Löschen**, heißt in der Schiffahrt ausladen.

**Lootsen**, Leute denen die Ausfahrten, und überhaupt der Weg auf einem Strom oder nach einem Hafen vollkommen bekant ist.

**Luftbug**, die Seite des Bugs, woher der Wind bläst.

**Mars**, oder **Mastkorb**, ein aus starken Brettern bestehender Boden, in dessen Mitte ein viereckiges Loch ist, wodurch der Mast gehet. Jeder Mast auf großen Schiffen hat seinen Mastkorb; auch haben die Stengen ihre Mastkörbe.

**Marslaterne**, die Laterne, welche ein Schif auf dem großen Maste führt.

**Marsraa**, die Segelstange, die ein Marssegel führt.

**Marssegel**, die an den Großen- und Vorstengen.

**Marswand**. Die Wand oder Haupttaue am Mastkorbe.

**Masten**, oder **Mastbäume**, große aufrecht stehende Bäume, welche die Segel führen und vermittelst derselben den Lauf des Schifs lenken helfen. Große Schiffe sind mit drei Masten versehen. Der mittlere heißt der Grosse oder Hauptmast; der vordere wird der Fockmast, und der hintere der Besaanmast genannt. Alle drei werden durch andere kleinere Masten verlängert. Die erste Verlängerung des großen Masts heißt die große Stenge; die zwote nennt man die große Bramstenge. Die erste Verlängerung des Fockmasts heißt die Vorstenge, die zwote wird die Vor-Bramstenge genannt. Die einzige Verlängerung des Besaan- oder hintern Masts nennt man die Kreuzstenge.

**Meilen**, sind in allen Ländern sehr verschieden. Die Schifsleute rechnen nach Seemeilen, die den französischen gleich kommen, und deren man zwanzig auf einen Grad rechnet. Eine englische Meile ist ungefähr der vierte Theil einer mittlern deutschen Meile. Es werden deren sechzig auf einen Grad gerechnet. Eine spanische Meile ist etwas kleiner, als eine deutsche, und gehen davon siebenzehn auf einen Grad.

**Meßbrief**, ist diejenige schriftliche Urkunde, welche einem Schiffer von Obrigkeitswegen ertheilet, und darinnen bezeuget wird, daß der Schifmesser eidlich angezeiget, daß er das Schif gemessen, und es so lang und so breit gefunden habe, und daß es so und so viel Last führen könne.

**Mittagszirkel**, ein halber Zirkel auf der Erdkugel, der durch die Pole und einen jeden Ort beschrieben wird.

**Manson**, ein ordentlich, in einer gewissen Jahrszeit beständig wehender Wind.

**Mulet**, eine Art portugiesischer Schiffe, von mittelmäßiger Größe, mit drei Masten, so dreieckigte, oder sogenannte lateinische Segel führen.

**Muzzi**, sind auf den Galeeren Türkensklaven, die zu allerhand Arbeit auf dem Schiffe gebraucht werden.

**Nevre**, ein kleines Schif, dessen sich die Holländer zum Heringsfange bedienen. Es ist eine Gattung von Flüten, zu ungefähr 60 Tonnen.

**Nothmasten**, sind die aus Segelstangen und anderm Holzwerk in der Eile verfertigte Masten, die an die Stelle derjenigen, die in einem Sturm oder Gefechte verloren worden, aufgesetzt werden.

**Oberbootsmann**, ein Gehülfe des Schiffers, der die Aufsicht über alles Tauwerk und die Segel führt, und den Matrosen ihre Arbeit anweiset.

**Passeport**, ein offenes Schreiben, welches die Schiffer zu ihrer Sicherheit bei sich führen.

**Passatwind**, ein Wind, der in gewissen Gegenden fast beständig aus einerlei Gegend wehet.

**Patache**, ein kleines Kriegsschif, welches andern gemeiniglich zur Begleitung mitgegeben wird. Sonst liegt es vor dem Eingange des Hafen, um die einlaufenden Schiffe zu beobachten, und heißt sodann ein Ausleger.

**Periagua**, ein kleines Boot oder Kahn, so mit einem Paar Rudern fortgetrieben wird.

**Perm**, eine Gattung kleiner türkischer Fahrzeuge, die den Gondeln gleich sind. Man gebraucht solche zu Constantinopel, Galata, Pera, und andern Orten in der Levante zum Ueberfahren.

**Persening**, die gepichte Decke, oder Wachstuch, welches über die Lucke der Schiffe gelegt wird.

**Pflichtanker**, s. Anker.

**Pilote**, s. Lootse.

**Pöller**, Pfäle, worauf die Bassen befestiget sind.

**Police**, das Versicherungs- oder Assecuranzinstrument, so auf Schifswaaren 2c. ausgefertiget wird.

Prä=

**Prämie**, das Geld, welches der Assuradeur oder Versicherer für die Gefahr bekomt, die er auf sich nimt.

**Prame**, ein Fahrzeug mit einem flachen Boden, welches zur Ausladung und zu Landungen gebraucht wird.

**Pressen**, heißt, wenn der Staat Mangel an Seevolk hat, und auf jedem Kauffahrtheischif eine gewisse Anzahl Matrosen wegnehmen läßt.

**Prise**, ein auf der See erbeutetes Schif: und **eine Prise aufbringen**, bedeutet so viel, als sich eines Schifs bemächtigen, und selbiges in den Hafen bringen. Wenn ein Capitain eine Prise gemacht hat, ist er schuldig, der Admiralität, oder wer von derselben dazu verordnet ist, davon Rechenschaft zu geben, und zu erwarten, daß es für eine **gute Prise**, das ist, für eine rechtmäßige Beute erkant wird.

**Püttings**, dicke eiserne Stangen, die unten mit Bolten an der Schifsseite befestiget sind, nicht weit von einander abstehen, oben wie ein Ring geschmiedet, und worin die sogenannte Jungfern eingefaßt sind. Sie dienen zur Verstärkung der Haupttaue oder der Wände.

**Quarantaine**, wird die Zeit von vierzig Tagen genennet, während welcher ein Schif, welches aus Ländern komt, wo die Pest und andere ansteckende Krankheiten geherrscht, in einiger Entfernung von dem Hafen vor Anker liegen muß, um abzuwarten, ob sich in dieser Zwischenzeit nichts ansteckendes auf dem Schiffe zeigt.

**Quartiermeister**, ein Schifsofficier, sonst auch **Schiemann** betitelt. Er hat die Aufsicht über die Fock- und Marssegel beim Wenden des Schifs, und über die Anker- oder Kabeltaue.

**Raaen**, die Segelstangen, welche quer an den Masten hangen, und woran die Segel aufgespannt werden. Die große Raa führet das große oder untere Segel am Hauptmaste; die Fockraa hält das Focksegel; Marsraaen die Marssegel; Bramraaen die Bramsegel.

**Raum**, (Schifs-) der unterste Platz im Schiffe.

**Reff**, ist eine Einwickelung des untersten Endes der Segel, welches bei Stürmen geschiehet, damit sie nicht so viel Wind fassen.

**Rein.** Ein reines Schif nennt man dasjenige, worin alles auf den Verdecken weggeräumet ist, damit es desto geschickter zum Gefechte seyn möge. Auch nennen die Seeleute ein solches Schif, ein reines Schif, das erst vor kurzem mit Fett und Theer überstrichen worden ist, und daher leichter und geschwinder segelt. Diesem wird ein unreines Schif entgegengesetzt, welches lange in der See gewesen, und woran sich allerlei kleine Muscheln und Schnecken gesetzt haben, so daß es daher schwer und langsam segelt.

**Rhede**, eine Stelle in der See nicht weit von der Küste, worin man sicher ankern kan.

**Rheder**, die Eigenthümer eines Schifs.

**Rinnen**, Abzüge unten im Schifsraum, die das eingedrungene Wasser in den Schifsbrunnen und folglich in die Pumpen leiten.

**Rüst**, ein dickes und starkes, etwa funfzehn bis zwanzig Fuß langes Brett auf beiden Seiten des Schifs, woran die Wände oder Haupttaue befestiget sind. Ein jeder Mast hat auf beiden Seiten seine besondern Rüsten.

**Saaling**. Vier längliche, oben am Mastkorbe kreuzweise verbundene Hölzer, worauf der Mastkorb ruhet. Jeder Mast und Stenge haben ihre eigene Saaling.

**Samoreus**, ein sehr langes und flaches Fahrzeug, dessen man sich auf dem Rhein und in Holland bedienet, und insgemein damit Holz von einem Orte zum andern führet. Der Mast ist von zwei Stücken, und sehr hoch; er ist am Hintertheile des Schifs und an den Seiten fest gemacht.

**Sandale**, eine Art Fahrzeuge auf dem mittelländischen Meere, welche dazu dienen, die großen Schiffe zu entlasten.

**Sarter vom Schiffe**, ein den Kaufleuten und Seefahrenden bekantes Wort, welches so viel heißt, als die Länge, Tiefe und Weite eines Schifs, oder wenn es seine rechte Länge, Proportion, und sein gehöriges Modell hat.

**Saugue**, eine gewisse Art Fischerkähne in Provence in Frankreich.

**Saumtaue**, Seile, womit die Segel eingefaßt, und an ihren Enden verstärkt sind.

**Schanze**, die Erhöhung über dem Oberverdecke am Hintertheile des Schifs, welche sonst auch das Hintercasteel heißt.

**Schärfe**, oder der **Kriech**, ist das an der Vordersteve befestigte vorne ausstehende Holz, worauf gemeiniglich der voran befindliche ausgeschnitzte Löwe die Vordertatzen legt, und welches das Wasser zertheilt.

**Schärfe**, sind auch die Enden der zusammengefügten Bretter oder Planken.

**Scheerboot**, sind in Schweden kleine bewaffnete Fahrzeuge, die in den Scheeren gebraucht werden, um die feindlichen Schiffe abzuhalten.

**Scheeren**, werden sonst überhaupt die Klippen und Felsen genennet, die im Meere hervorragen, oder nur mit seichtem Wasser bedeckt sind, und daher die Schiffahrt gefährlich machen. Insonderheit aber führen die Seeklippen auf den Küsten in Schweden und Finnland, diesen Namen, sonderlich die, die sich vor dem Hafen bei Stockholm befinden.

**Schiffer** oder **Meister**, einer von den Oberofficiers des Schifs, der die Oberaufsicht über die Seeleute führt, und wieder seine Gehülfen hat.

**Schifrechnungs-Schnur**, eine durch proportionirte Knoten abgetheilte Schnur, die an einer besondern Maschine gebraucht wird, den Weg, den das Schif zurück legt, zu messen.

**Schlupfhafen**, ein bequemer Hafen

sen oder Ankergrund hinter einer Höhe, wo mittelmäßige Fahrzeuge vor Wind und Wellen sicher liegen können.

**Schooten**, sind Taue, womit die Segel ausgespannt werden. Sie bekommen von den Segeln, wozu sie gehören, auch verschiedene Namen.

**Schout by Nacht**, (franz. Contre-Admiral,) ist der dritte Flaggofficier bei einer Kriegsflotte, und folget gleich nach dem Viceadmiral, in dessen und des Admirals Abwesenheit er das Commando über die Flotte führt. Seine Flagge führt er auf dem Besaanmaste. So wohl im Gefechte, als auch sonsten commandirt er den Nachzug. Des Nachts muß er Achtung darauf geben, daß die Schiffe im Segeln in ihrer Ordnung bleiben, damit sie sich nicht an- und übersegeln. In Holland ist er ein beständiger Officier, wie der Admiral selbst, in Frankreich aber versieht der älteste Chef der Escadre dessen Amt.

**Scitie**, ist der Name, welchen die Türken, Griechen und Italiener einem kleinen Schiffe oder Fahrzeuge mit einem Verdeck, und einem dreieckigen Segel geben.

**See, die See kehren**, heißt ein langes Seil längst dem Boden in der See hinziehen, um vermittelst desselben, einen abgerissenen Anker ꝛc. wieder zu finden, und zu fassen. Zu diesem Ende werden die beiden Enden des Seils an zwei Boote befestiget, die in einiger Entfernung einander gegenüber rudern. An die Mitte des Seils hängt man zwo Kanonenkugeln, oder andere Gewichte, die es auf den Boden hinab drücken. Indem nun die Boote fortrudern, schleppen sie das Seil im Grunde des Meeres nach; und dieses faßt den Anker ꝛc.

**Seeschlacht**. Das wichtigste in dem Seewesen, sind die Schlachten, die auf dem Meere geliefert werden. So bald der Admiral in See gehet, theilet er den Plan der Schlachtordnung den unter ihm stehenden Officieren mit, auf daß ein jeder seinen Posten, im Falle eines Gefechtes, wissen möge. Die Schlachtordnung einer Flotte bestehet darin, daß die Schiffe sich in eine Linie legen, und ihre Seiten dem Feinde entgegen stellen. Die englischen Flotten pflegten vor diesem in der Nähe, Bord an Bord, und nicht in der Ferne, in einer Linie, oder halbem Monde, wie jetzo geschieht, zu fechten. Aus dieser Ursache waren ihre Kanonen kürzer, aber größer gebohrt, als die französischen, welche zu dem Gefechte in einer Linie eingerichtet sind, indem sie eine größere Länge haben, und weiter schießen, daß also diese Art zu fechten, den Engländern nachtheilig war. Denn man hat öfters wahrgenommen, daß die Kanonen der Franzosen schon über die Schiffe der Engländer weggeflogen sind, da dieser ihre sie innerhalb einer englischen Meile noch nicht erreichen konten.

Liegt die Flotte in Schlachtordnung, so befindet sich der Admiral und oberster Befehlshaber immer in der Mitte, und die anderen Flaggeofficiere sind auf den beiden Seiten oder

Flügeln. Der Vortrab, (l'avant-garde,) heißt diejenige Seite, nach welcher die Vordertheile der Schiffe gerichtet sind, und der Nachtrab, (l'arriere-garde,), diejenige, nach welcher ihre Hintertheile liegen. Den Vortrab siehet man insgemein als den rechten, und den Nachtrab als den linken Flügel an; allein, oft wird der Vortrab der linke, und der Nachtrab der rechte Flügel, nachdem die Flotte von dieser oder von jener Seite gegen den Feind heranrücken und den Angrif thun muß.

See stechen, (in) wird von einem Schif gesagt, welches aus einem Hafen oder Fluß in See segelt.

Seewind, heißt der kühle Wind, der aus dem Meere an den Küsten auf das Land wehet.

Segel, sind zusammen genähete Stücke von grober hanfener Leinewand, die mit Tauen eingefaßt und an die Raaen gebunden werden, damit sie den Wind auffangen, und das Schif fortgetrieben werde. Sie bekommen von den Masten woran sie geführt werden, verschiedene Namen.

Das unterste am großen Maste heißt das große, oder Schönfahrsegel.

Das unterste am Fockmaste, die Focke.

Das unterste am Besaanmaste, die Besaane; und diese drei zusammen, werden die Haupt- oder Untersegel, (main courses,) genannt.

Das Segel am Boegspriet heißt die Blinde.

Das an der großen Stenge, ist das große Marssegel.

Das an der Vorstenge, das Vor-Marssegel.

Das an der Kreuzstenge, das Kreuzsegel.

Die Segel an den Bramstengen heißen Bramsegel.

Segelbaum, s. Leesegelbaum.

Spalme, eine harzigte Materie, französischer Erfindung, womit die Fugen der Schiffe beschmieret werden, um sie dadurch auf ihrer langen Fahrt vor den Anfall der Seewürmer, von denen sie oft und viel Schaden leiden, zu erhalten.

Speygaten, die Löcher an den Seiten des Schifs, durch welche das Wasser von den Verdecken herauslauft.

Stagen, große Taue, womit die Masten und Stengen von vorn zu befestiget werden.

Stagsegel, die Segel, welche ohne Raaen an die Stagen gehängt werden.

Stagel, wird in manchen Seestädten der Platz genennet, wo ein Schif gebauet wird; auch heißt das Gerüste Stagel, worauf Schiffe gebauet oder ausgebessert, und von da in das Wasser gelassen werden.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

48tes Stück.

Freitag, den 16ten Junius 1780.

## Schluß der Erklärung einiger bei Seeleuten gebräuchlichen Kunstwörter.

**Starbord.** Die rechte Seite des Schifs, wenn man vom hintern nach dem vordern Theile siehet.

**Stehendes Tauwerk**, s. Tauwerk.

**Steinstücke**, eine Art kleines Geschütz, kürzer und weiter in der Mündung als die Kanonen. Sie werden so genannt, weil insgemein Steine daraus geschossen werden.

**Stengen**, sind die kleinen Masten, welche auf die untersten, über den Mastkörben, gesetzet sind, s. **Mast**.

**Steven**, die in dem Kiel hinten und vorn eingefügten aufrechtstehenden Hölzer, wovon die einen die **Hinter-** und die andern die **Vorsteven** genannt werden.

**Straße**, eine Meerenge oder Kanal zwischen zwei nahe gelegenen Ländern. Besonders wird die Meerenge bei Gibraltar also genannt.

**Strom**, (See-) eine mehr oder weniger heftige Bewegung des Wassers in der See, nach einer gewissen Gegend, wodurch die Schiffe sehr oft unvermerkt von ihrem Laufe abgetrieben werden, und hernach ihre Rechnungen berichtigen müssen.

**Strop**, ist ein starkes Tau oben mit einem Haken, welches zur Befestigung der Wand an der Rüste gebraucht wird. Es befinden sich auch dergleichen an den Raaen, und dienen sie aufzuziehen.

**Tauwerk**, alle Seile, die sich auf einem Schiffe befinden. Man theilt es überhaupt in laufendes und stehendes Tauwerk ein. Das laufende Tauwerk sind alle die Taue, Seile, Stricke, die gezogen werden. Das stehende hingegen begreift alle diejenigen, welche fest stehen bleiben, z. E. die Hauptaue oder Wände, die Stagen rc.

**Tonne**, eine Last von zweitausend Pfunden, oder zwanzig Centnern. Man rechnet die Größe des Schifs nach der Anzahl Tonnen, die es führen kan.

**Top**, das oberste Ende eines Masts.

**Tronc**, ein kleines französisches Fahrzeug, mit einem Verdeck und einem viereckigten Segel.

**Tschaicken**, oder **Tschinackel**, klei-

kleine Boote, deren sich die Ungern sonderlich auf der Donau, und die Kosacken auf dem Dniper bedienen, und damit von einem Ufer zum andern fahren.

**Ueberlauf**, der oberste Boden des Schifs: oft schlechtweg, das Verdeck.

**Ventjagers**, oder vielmehr **Windjagers**, ingleichen **Heringjagers**; nennt man in Holland die ersten Schiffe, oder Heringsbuisen, die von dem Heringsfange mit Heringen zurück kommen. Sie haben die Freiheit, zu allen Zeiten, auch so gar des Sonntags, und vor der Sonnen Aufgange oder nach deren Untergange, auszuladen, und ihre Heringe zu verkaufen, welches sonst nicht erlaubt ist.

**Verdeck**, der Boden in einem Schif, dergleichen die großen Schiffe drei ganze haben. Oft nimt man es auch für den Raum zwischen zween Böden.

**Verschlagen**, von dem rechten Wege oder Laufe abkommen; und dieses geschiehet entweder wegen der unterschiedenen Veränderung der Magnetnadel, der Bewegung der Ströme im Meere, oder in einem starken Sturme, u. d. gl.

**Unterofficiere**, sind Personen auf Kriegsschiffen, welche die Befehle des Hauptmanns und der andern Oberofficiere den Bootsleuten ertheilen, und auf alles, was im Schiffe vorgehet, acht haben müssen. Insgemein verstehet man diejenigen darunter, welche ihre Zeit als Freiwillige ausgedienet, und die nächste Anwartschaft zu den erledigten Oberofficiersstellen haben.

**Untersegel**, s. Segel.

**Untiefe**, ein seichter Grund, oder vom Wasser bedeckte Klippen und Hügel in der See, worüber das Wasser nicht so hoch geht, daß ein Schif sicher darin fahren kan.

**Vorkasteel**, ist die Erhöhung und der vorderste inwendige Theil auf grossen Schiffen über dem obersten Verdecke, wo der Fockmast steht.

**Voreselshaupt**, ist das Eselshaupt auf dem Fockmast. S. **Eselshaupt**.

**Vormarssegel**, ist dasjenige, welches an der Vorstenge geführet wird. S. Segel.

**Vorstenge**, der kleine Mast, der auf den Fockmast gesetzt ist. S. **Mast**.

**Wall**, nennen die Schiffer das Ufer der See.

**Wand**, s. **Hauptraue**.

**Wendezirkel**, sind die beiden Zirkel, welche auf der Erdkugel durch den Anfang des Krebses und des Steinbocks parallel mit dem Aequator gezogen sind.

**Weveleinen**, sind kleine Seile, welche von einem Hauptaue zum andern von unten bis oben eingebunden werden. Hieraus entstehen die Leitern, auf welchen die Bootsleute die Masten auf und herunter laufen.

**Wimpel**, ist eine lange schmale gespaltene Flagge, welche ein hoher Seeofficier, der kein Admiral ist, auf seinem Schiffe führt.

**Wind**. Sich an den **Wind** legen,

gen, heißt den Lauf des Schifs näher an den Strich des Compasses, woher der Wind bläset, lenken.

**Unter dem Winde seyn**, heißt in Ansehung eines anderm Gegenstandes oder Platzes auf der Seite seyn, nach welcher der Wind wehet.

**Unter den Wind hin oder leewärts.**

**Vor dem Winde segeln**, den Wind von hinten haben.

**Windseite**, ist diejenige, von welcher der Wind herkömt.

**Winde (Schifs)**, ein starker langer Baum in Gestalt eines abgekürzten Kegels, am obern Ende mit einer Anzahl Löcher durchbohret, worin man die Hebel steckt, vermittelst welcher die Winde herumgedrehet wird. Sie wird zu den schweresten Bestreben gebraucht, z. E. ein Schif von einer Klippe oder Bank in tieferes Wasser hinab zu heben.

**Wrack.** Die Stücke eines zerscheiterten Schifs; imgleichen ein von seiner Mannschaft verlassenes und in der See herumtreibendes Schif.

**Zattare**, eine Art italienischer Fahrzeuge, die auf dem Po und der Adige gebraucht wird.

**Zwischenläufer**, Leute, welche einer privilegirten Handlungsgesellschaft zum Nachtheile, an einem gewissen Orte, oder auch mit gewissen Waaren Handlung treiben.

---

## Von den öffentlichen Lustbarkeiten der Minorkaner.

Die Minorkaner verstehen die Kunst bei wenigem sehr fröhlich und vergnügten Muths zu seyn. Kostbare Gastereien findet man bei ihnen gar nicht. Wenn sie des Tages über gearbeitet, so macht die Zither und ein Paar Castanetten des Abends ihr ganzes Vergnügen aus. Die zu öffentlichen Vergnügungen bestimten Zeiten sind die Carnevalszeit, der Johannis, Petri, Jacobi rc. Tag. Das Vergnügen des Carnevals bestehet in Verkleidungen und Bällen. Das gemeine Volk läuft so gar bei Tage vermummet und verkleidet mit der Zither auf den Straßen und Wegen herum, und selbst alte Mütterchen sieht man hier die Thorheiten der Jugend mitmachen. Die Vornehmern verkleiden sich gegen Abend, und gehen gemeiniglich, so wie auch die Gemeinen, von einem Hause zum andern, wo sie nur den Ton der Zither hören, tanzen einige Fandango und gehen so dann weiter. Dies ist das Recht des Carnevals. Ein türkischer Gesandte von Algier, den man fragte, wann eher er wieder zurückkehren werde, hatte wohl nicht ganz Unrecht, als er antwortete: zu der Zeit, da die Christen unsinnig wären. Indessen mag ihr Ramadan wohl nichts besser seyn. Das sind die Folgen von dem Gewissenszwange in der Römischen Kirche!

Die übrigen Lustbarkeiten der Minorkaner haben mir überaus wohl gefallen, und scheinen ein sehr unschul-

 diger

diger angenehmer Zeitvertreib zu seyn. Dahin gehört das Bootrennen am St. Petri Tage. Dies ist eine gar trefliche Uebung der Seeleute, und reitzet sehr zur edlen Ehrbegierde und rühmlichen Nacheiferung. Es werden nemlich einige Boote mit junger wohl geschmückter Mannschaft ausgerüstet. Diese rudern mit großer Geschwindigkeit auf das gegebene Signal nach einem gewissen Ziele zu, die Magistratspersonen sind dabei selbst gegenwärtig, und erkennen den Siegern den Preis zu; welche sodann mit großem Freudengeschrei vom Volk und besonders von ihren Verwandten am Ufer bewillkommet, und nach Hause geführt werden, und hier ist man bei einer geringen Bewirthung außerordentlich vergnügt. Der Preis der ihnen zuerkant wird, ist an sich sehr gering, etwa ein silberner Löffel, oder etwas ähnliches ꝛc. Allein es ist unglaublich, wie sehr sich jedermann bei der Sache interessirt und an dem Vergnügen Theil nimt. Damit ist zugleich eine andere Lustbarkeit verbunden. Es wird nemlich an einem Schiffe ein mit Fett beschmirter horizontal liegender Mastbaum befestigt, an dessen Ende ein mit vielen Bändern ausstaffirter Hut flattert. Hier versammelt sich nun ein großer Schwarm muntrer halb nackter Knaben, und besteigen diesen Baum, um die schöne Beute zu erlangen. Wie geschickt sie auf demselben zu balanciren wissen! Doch es kostet erst manchen Gang, ehe irgend einer so glücklich ist, und das Ende erreicht. Hier purzelt schon einer und plumpt tief ins Wasser. Aber da zeigt sich der kleine Täucher schon wieder, und schwimmt ans Schif, da ist ihm nun das Hinaufkommen ziemlich schwer gemacht. Denn man hat die gewöhnlich am Schiffe befindliche Leiter weggenommen und kaum kan er das Strick erreichen, um sich herauf zu schwingen. Vielen von seinen Nachfolgern gehts nicht besser, und müssen sehr oft plumpen. Unterdessen pflegen einige andere Knaben ihre Geschicklichkeit im Schwimmen zu zeigen. Jener legt sich auf den Rücken, und liegt ganz ruhig auf dem Wasser, oder rudert langsam fort. Dieser bewegt nur eine Hand, und hält sich dennoch über Wasser. Hier taucht einer ganz unter, macht sich ziemliche Zeit unsichtbar, und komt in einer guten Entfernung wieder aus dem Wasser hervor. Wirft man ihm Geld in Papier gewickelt ins Wasser; so suchet ers aus demselben wieder hervor. Diese Lustbarkeiten werden gegen Abend mit einem Ball beschlossen. Dazu wählt man irgend einen offnen Platz in der Stadt, hier macht man ein grosses Freudenfeuer, und das Volk versammelt sich bei demselben. Die Frauenzimmer setzen sich auf Bänken nieder, die Zither wird zur Hand genommen, und nun wird jeder Tanz durch den Ausrufer dem Meistbietenden käuflich überlassen. Dafür hat der Tänzer das Recht, so lange den Fandango mit dem aufgeforderten Frauenzimmer zu tanzen, als er will. Dieser Tanz ist eine sehr einfache Bewegung,

wobei man mit den Castanetten in beiden Händen nach dem Tacte schlägt. In Ermangelung derselben werden auch Knippchen geschlagen. Das Geld, so aus dem Ball gelöset wird, ist ein Gewinnst für den Heiligen, dessen Fest gefeiert wird. Eine artige Manier Geld zu verdienen! Allein dergleichen Arten Geld zu gewinnen findet man unter den hiesigen Mönchen mehrere.

Am Johannistage wird ein Wettrennen mit Pferden und Maulthieren angestellt, es folgen ihnen zu Zeiten einige Sackesel, um die Sache desto komischer zu machen, und diesen bindet man wohl gar einen Strohmann auf, wobei das Volk in lautes Gelächter ausbricht. Das Wettrennen zu Citadella hat das besondere, daß man dabei nach einem Ringe wirft, den man zu treffen sucht, wodurch es einem Caroussel reiten ähnlich wird. Auch pflegt man sich hier mit der Schleuder zu üben.

Bei allen diesen Lustbarkeiten wird alles durch die Magistratspersonen angeordnet, und von ihnen der Preis zuerkannt. Der Bailli reitet auch jedesmal vorher, und siehet, ob alles in gehöriger Ordnung ist. —

Ein Ball von der Art, als erwähnt ist, ist allemal der Beschluß einer solchen Feierlichkeit, und dieser dauert die ganze Nacht.

Die Musik zu einem Fandango auf der Guitarre, ist sehr sonderbar, und allemal aus einem Molltone, wodurch sie eine besondere Zärtlichkeit auszudrücken scheinen. Der Curiosität halber will ich nächstens die Musik von zwei Fandango mittheilen, welche die Humeur der Nation ziemlich charakterisiret.

---

## Des Herrn Brelin Erfindung, einen Steinleim zu machen.

Es ist eine bekante Sache, daß mit Eyerweis und ungelöschtem Kalk zerbrochene steinerne Gefäße zusammen geleimet werden können. Arabisches Gummi, in starkem Weingeist aufgelöset, ist auch gut, zerbrochenes Glas zusammen zu fügen. So mancherlei Dinge aber auch hiezu gebräuchlich seyn mögen, so glaube ich doch nicht, daß eine Sache an Zähigkeit und Stärke zusammen zu halten, den süßen Milchkäse übertreffen werde. Es ist bekant, daß zerbrochene steinerne Gefäße in süsser Milch zusammen gekocht werden können, woraus man schließen kan, was in dem Käse selbst für Zähigkeit gefunden wird, wenn er auf die rechte Weise zu einem Leim bereitet wird.

Alle Weitläuftigkeit zu vermeiden, geschiehet solches auf folgende Weise: Man zerschneidet reinen, frühen süssen Milchkäse in dünne Scheiben, nachdem man vorher die äußerste Rinde abgenommen, und rühret denselben in kochendem heißem Wasser so lange mit einem Kochlöffel um, bis er zu einem zähen Schleim wird, der sich mit dem Wasser nicht vermischet. Wenn nun dieser Käse solchergestalt

zu verschiedenen malen in heißem Wasser, das immer aufgegossen werden muß, bearbeitet worden, so schöpft man solchen mit einem Löffel auf einen warm gemachten Reibstein, und arbeitet denselben mit lebendigem oder ungelöschtem Kalke zusammen, bis er zu einem rechten guten Leim wird, welcher sich am besten warm gebrauchen läßt, denn wenn er kalt ist, ist er nicht so gut, obgleich auch dann sowohl steinerne Gefäße als Bretter damit geleimet werden können. Dieser Leim löset sich im Wasser nicht auf, wenn er nur wohl getrocknet ist, welches, nach Beschaffenheit der Größe der zusammen geleimten Sache, doch längstens in zwei bis drei mal vier und zwanzig Stunden geschehen muß. Zerbrochener Marmor und steinerne Gefäße werden damit so sauber zusammen gefüget, daß man den Ort des Bruches kaum wahrnehmen kan. Dieses hat ohnstreitig in allen Haushaltungen seinen Nutzen. Hölzerne Materialien können auch damit zusammen befestiget werden; so daß, wenn ein von einander geborstenes hölzernes Gefäße damit geleimet wird, solches wieder von neuem gebraucht werden kan.

Man kan sich auch des solchergestalt im heißen Wasser durchgearbeiteten süßen Käses beim Fischen zum Köder an der Angelruthe bedienen. Denn wenn derselbe wieder kalt geworden, kan man ihn schneiden, in was für Formen man will, und dann auf den Angel stecken. Er zerweichet nicht im Wasser, sondern ist den Fischen eben so anreizend und wohlschmeckend, als irgend etwas, dessen man sich sonst bei kleinen Fischen zum Köder zu bedienen pfleget.

---

* * *    * * *    * * *

Die angebornen Ideen sind eine Chimäre, alle Begriffe kommen durch die Sinne in unsere Seele. Das Gesicht, der Geruch, das Gefühl, der Geschmack, vermögen in ihr nichts als Vorstellungen von körperlichen Dingen, und dazu nur von solchen, die nahe bei ihr sind, hervorzubringen. Durch das Gehör wird sie das, was man vernünftig nennt. Durch das Gehör lernet sie eine Sprache, und diese theilet ihr die Begriffe, welche seit Erschaffung der Welt unzählige Menschen, nach und nach, von Gott, von der Welt, von Geistern und Körpern, von Tugenden und Lastern gehabt haben, auf einmal mit. Ein Taubgeborner ist von einem wohl gezogenen Thiere wenig unterschieden. Man sieht hieraus, daß das Vermögen der Seele, zu denken, durch die Beschaffenheit des Körpers eingeschränkt oder erweitert werde. Wenn dem weisesten Mann ein Ziegelstein auf den Kopf fällt, und sein Gehirn beschädiget, so wird er närrisch; und doch wird Niemand behaupten, daß seine Seele närrisch geworden sey.

Zur

Zur Bestätigung dessen, was ich gesagt habe, will ich ein Exempel aus dem zweiten Theil der physischen Abhandlungen der königlichen Akademie der Wissenschaften in Paris anführen.

Ein Sohn eines Künstlers in Chartres, von 24 Jahren, der taub, und folglich auch stumm geboren war, fieng, zum großen Erstaunen der ganzen Stadt, auf einmal an zu reden. Man erfuhr von ihm, daß er drei bis vier Monate zuvor den Schall der Glocken gehöret habe, und über diese neue und unbekannte Empfindung nicht wenig erstaunt sey. Darauf war ihm aus dem linken Ohr eine flüßige Materie wie Wasser gelaufen, und er hatte auf beiden Ohren vollkommen gehöret. Diese Zeit über hatte er sich nicht merken lassen, daß er hörte, und sich nur gewöhnet, die Worte, die er gehöret, ganz leise zu wiederholen, dabei er sich in der Aussprache fest gesetzet, und die mit den Worten verbundenen Begriffe gefasset. Endlich fieng er an, wiewohl sehr unvollkommen, zu reden. Sofort befragten ihn gelehrte Theologen über seinen vorigen Zustand, und ihre vornehmsten Fragen betrafen Gott, die Seele, und das sittliche Gute und Böse in den menschlichen Handlungen. So weit schien er seine Gedanken nicht getrieben zu haben. Man hatte ihn mit in die Messe genommen, das Zeichen des Kreuzes machen, und in der Stellung eines Betenden niederknieen gelehret. Er hatte aber niemals dabei eine Absicht gehabt, noch begriffen, warum es andere thäten. Er wußte nicht recht deutlich, was der Tod wäre, und dachte niemals daran. Er führte ein bloß thierisches Leben, und beschäftigte sich nur mit sinnlichen und gegenwärtigen Dingen, und den wenigen Ideen, die ihm durch die Augen zukamen. Ja er zog aus der Vergleichung der Ideen nicht einmal alles, was er, wie es scheint, daraus hätte ziehen können. Es fehlte ihm von Natur nicht am Verstande. Allein, der Verstand eines Menschen, der des Umganges mit andern beraubt ist, bleibt so ungebauet und ungeübt, daß er nur so viel denket, als er durch die Dinge außer ihm zu denken unumgänglich gezwungen wird. Die reichste Quelle der Begriffe der Menschen ist in ihrem Umgange zu suchen.

## Etwas von den englischen Bauern.*)

Der englische Landmann ist reich und genießet alle Bequemlichkeiten des Lebens im Ueberfluß; arbeitet er für den Kaufmann, so nimt er auch, gleich dem übrigen Theile der Nation an den Vorzügen des Handels An-

*) Choix de Nouveaux Opuscules, sur toutes sortes de sujets interessans & amusans; par une Societé Danoise. Tom. 3 pag. 79.

Antheil. – In vielen Gegenden trinkt der Knecht eines Pächters erst seinen Thee, bevor er hinter dem Pfluge hergehet.

Der sorgfältige Landbau in England, ist die Quelle von dem Ueberflusse, darin der Landmann daselbst lebt; und ist es, überhaupt zu reden, wahr, daß er hier weit stärker und robuster ist, als in Frankreich, so rührt auch das von seiner bessern Nahrung her. Die Frucht seiner Arbeit reichet ihm nicht allein das Nothwendige dar; sie ertheilt ihm noch dazu diese Art des Ueberflusses, welcher die sogenanten Annehmlichkeiten des Lebens ausmachet.

In England wie in Holland sind die Dörfer angenehmer und besser bebauet, wie in Frankreich: alles verkündiget allda den Reichthum seiner Bewohner. In den Wohnungen des englischen Landmanns fällt es gleich in die Augen, daß er ein hinlängliches Wohlseyn genieße, um an der Reinlichkeit Geschmack zu finden, und daß es ihm nicht an Musse fehle, diesem Geschmack ein Genüge zu thun. Man sieht sie immer wohl gekleidet, und im Winter gehen sie nie ohne Ueberkleid aus. Ihre Weiber, ihre Töchter kleiden sich nicht allein an, das ist ihnen auch nicht genug, sie sehen auch auf ihren Schmuck. Des Winters über tragen sie kleine Mänteln von Tuch, um sich gegen die Kälte zu schützen; im Sommer Strohhüte gegen die Hitze der Sonne. — Man siehet hier oft ein junges Landmädchen, ihres artigen Schmuckes und der Artigkeit ihrer ganzen Person wegen, für eine Schäferin unsrer Romane an, und es ist etwas sehr seltenes, daß sich die englischen Bäuerinnen mit schweren Arbeiten abgeben. —

---

# Anekdote.

Auf einem Dorfe bei Heiligenstadt schickte ein reicher Bauer seinen Sohn nach Amsterdam bei einem Uhrmacher in die Lehre. Nach Verlaufe eines Jahrs bekam der Vater von dem Lehrherrn ein Schreiben, worin selbiger über die ausschweifende Lebensart seines Lehrlings die bittersten Klagen führte. Kaum hatte der aufgebrachte Vater den Brief geendigt, so nahm er eine Peitsche von der Wand, machte sich eiligst auf, gieng zu Fuße nach Amsterdam, und prügelte seinen Sohn derb ab. Wie er solches verrichtet hatte, sagte er: *auf ein ander mal führe dich besser auf du Bösewicht*; und ohne sich wegen sonstiger Geschäfte weiter aufzuhalten, gieng er wieder zu Fuße nach seiner Heimath zurück.

# Hannoverisches Magazin.

49tes Stück.

Montag, den 19ten Junius 1780.


## Von den Vortheilen der Koppelwirthschaft.

Wenn man die verschiedenen Arten der Niedersächsischen Landwirthschaften, nach ihren verschiedenen Theilen, und ihren besondern Anstalten übersiehet, so wird man darin gewisse Abweichungen gewahr, die fast eben so sehr von einander unterschieden sind, als oft Lage und Entfernung derselben von einander.

Untersuchet man die Gründe dieser Abweichungen, so findet man, daß zuweilen mehr die beibehaltene Gewohnheit verjährter Zeiten, als gegründete Ursache daran Schuld ist.

So gewiß es indessen keinem einfallen wird, eine allgemein einförmige Behandlung einer jedweden Wirthschaft vorzuschlagen, so gewiß ist es dennoch, daß nach übereinstimmenden Regeln, die nach Verschiedenheit der Umstände angewendet werden können, jedwede Wirthschaft behandelt werden kan.

Aller wirthschaftliche Betrieb muß sich auf gewisse Regeln gründen, die vorzüglichen Theile desselben aber müssen es zeigen, wie diese Regeln, die im ganzen als richtig befunden sind, entweder auf alle, oder den einen oder den andern Theil, mehr oder weniger anzuwenden sind.

Eine Wirthschaft hat vor der andern oft gewisse natürliche Vortheile, diese können in der vorzüglichen Güte des Bodens; in der guten Uebereinstimmung der zu einander gehörigen Theile; in der Lage und Entfernung von bevölkerten Orten, und dem an dem Orte, vorzüglichen Werth der Produkte bestehen. So haben nahe und weit entlegene Städte von dem landwirthschaftlichen Orte, einen merklichen Einfluß auf denselben.

Alle Produkte die der Acker nur hervorbringet, belohnen hier die daran gewendete Mühe. Gegenden in der Nachbarschaft großer Städte geben, so wie Städte an schifbaren Strömen, dem Handelsmann vorzüglich Gelegenheit zum Wucher geben, hier dem Landwirth Gelegenheit zum Wucher mit ländlichen Produkten.

Aber anders ist es mit solchen Wirthschaften, die die Vortheile nahe gelegener Oerter zum Absatz der Produkte entbehren. Die kostbaren nur Zeit

verschwendenden Fuhren, sie zum Verkauf zu transportiren, verringern den Gewinn derselben. Der von bevölkerten Orten entlegene Wirth, kan nur gewisse Arten von Pflanzen bauen; von vielen würde der Gewinn in den Fuhren wieder aufgehen, dadurch entgehen ihm aber viele Nebenvortheile, die, ob sie zwar nicht beträchtlich, doch eine Wirthschaft nebenhin abwerfen kan.

Dann hat auch die Volksmenge des Orts selbst einen Einfluß auf die Landwirthschaft. Leidet der Wirth einen Mangel an denen zur Wirthschaft nöthigen Leuten, so wird der Betrieb kostbar, und der Ertrag gering. Es gehet der Betrieb der ländlichen Arbeiten nur langsam von statten; der Pflanzenbau wird mit minderer Sorgfalt, und nur obenhin betrieben, und ziehet dann auch den Nachtheil einer geringern Gewinnung der Produkte nach sich.

Wenn man aber außer diesen Umständen, die bei einer Wirthschaft zu treffen können, die verschiedenen Theile der Landwirthschaft selbst gegen einander betrachtet, oder die Wirthschaft in dem Verhältniß, das diese Theile gegen einander haben solten, ansiehet, so findet man gewöhnlich bei den Niedersächsischen Landwirthschaften, daß Weide, Wiesen und Ackerbau ein unschickliches Verhältniß mit einander haben.

Es lieget nicht in dem innern dieser Wirthschaften, wenn sie bei aller ihrer Größe, dennoch nach Verhältniß, nicht so viele Vortheile gewähren, als sie wohl solten. Sie haben sie oft alle in sich, aber ihre verschiedene Theile sind nur nicht in das gehörige Verhältniß gegen einander gesetzet.

Bei einer gewöhnlichen Wirthschaft aber, den Acker immer als Acker, und die Weide immer als Weide zu gebrauchen, ist an keinen beständigen Viehstand und an eine schickliche Gleichheit zwischen Ackerbau und Viehzucht zu denken. Bei aller Größe des Ackers, ist er doch nur wenig erträglich, und die Weide nicht vermögend, Nahrung für einen gehörigen Viehstand zu schaffen, von welchem doch der vervielfachte Gewinn der Produkte abhängen muß.

Es sind daher allgemeine Veränderungen in dem bisherigen Gebrauch dieser Theile vorzunehmen, wenn anders ein passendes Verhältniß zwischen Viehzucht und Ackerbau, erhalten werden soll.

Jedoch so nothwendig es ist, Viehzucht und Ackerbau in Verhältniß zu setzen, so wird doch dieses Verhältniß nicht allgemein, sondern nur bei jeder Wirthschaft besonders, oder denen, die in ihren Theilen sich gleichen, oder ähnlichen Wirthschaften, fest gesetzet werden können.

So leicht es auch wäre, den Viehstand zu dem vorhandenen Acker, dessen mehr oder minder erfordernden Düngung und Bearbeitung, nach bekanten ökonomischen Regeln festzusetzen, so fehlerhaft wäre es jedoch, bei einer Wirthschaft, der es an hinlänglicher

Heu:

Heuwinnung und Weide nicht fehlet, hiernach die Größe des Viehstandes zu bestimmen. Bei einer Wirthschaft von vorzüglichem gräsigten Boden, würden dann oft die besten Vortheile, die diese in Ansehung der Viehzucht geben könte, verloren gehen.

Die zum Ackerbau oder zur Viehzucht schicklichen Theile der Wirthschaft selbst, müssen es ergeben, in wie weit Viehzucht oder Ackerbau, entweder vermehret oder vermindert werden müsse, und der an dem Orte vorzügliche Gewinn vom Viehstande oder Ackerbau, kan auf dieser oder jener Seite den Ausschlag geben.

Wenn aber das schickliche Verhältniß dieser so genau mit einander in Verbindung stehenden Theile einer Landwirthschaft, das wesentliche derselben ausmacht, so ist es für selbige gewiß vortheilhaft, diese Theile gegen einander richtig zu bestimmen, und eine Wirthschaft die Gelegenheit giebet, diese Theile schicklich gegen einander zu ordnen, ist einer bisher fehlerhaften Wirthschaft vorzuziehen.

Am leichtesten und schicklichsten aber kan die Ordnung dieser Theile, bei einer Wirthschaft durch die Koppelwirthschaft erhalten werden.

Unter dem Namen der Koppelwirthschaft, verstehet man diejenige ökonomische Einrichtung, in dem Gebrauche der Länderei, daß man den Acker nicht immer als Acker, sondern eine Zeitlang zur Weide für das Vieh, und dann wieder als Acker nutzet, und zu dem Ende den ganzen Acker in gewisse gleiche Theile theilet, davon gewisse Theile bald zur Weide für das Vieh, und denn wieder als Acker nutzet.

Ihre Erfindung ist nicht neu. In den ältesten Zeiten hatte man schon den Gebrauch, den Acker so wohl der Viehzucht, als dem Acker selbst zum besten, von Zeit zu Zeit ohne Bestellung liegen zu lassen. Auch in Italien war es schon eine der ältesten Gewohnheiten, den Acker eine Zeitlang mit Saamen zu besäen, und ihn dann wieder der Ruhe und dem Viehe zur Weide, zu überlassen, wie uns solches die alten scriptores rei rusticæ, erzählen.

Es hat diese Gewohnheit, den Acker von Zeit zu Zeit ruhen zu lassen, mit dem bei uns an vielen Orten gewöhnlichen Dresch sehr viel gemein, da der totale Acker einer ganzen Dorfschaft, in gewissen Schlägen lieget, die nach der Reihe drei bis vier Jahr lang Früchte tragen, und dann eben so lange unbestellet für das Dorfvieh zur Weide liegen bleiben. An andern Orten hingegen ist der Gebrauch, ihn nur ein Jahr brach liegen zu lassen, welche letztere Gewohnheit aber von der Koppelwirthschaft schon mehr abweicht, da die einjährige Dauer, so wohl in Absicht der Ruhe, als Vertilgung des Unkrauts zu kurz ist, daß der Acker davon Vortheile haben solte.

Diese bloß einjährige Ruhe des Ackers verdiente gänzlich abgeschaft zu werden. Sie hindert nicht nur den Landwirth in solchen Gegenden, eine

Kornart mehr zu bauen, sondern es bleibt auch ein ganzes Drittel des Landes, alle Jahr völlig ungenutzt. Die Vortheile der Weide dagegen sind zu unbeträchtlich, da sich binnen dieser Zeit der Boden erst setzet, solche hervorzubringen.

Der Koppelwirth aber, läßt den Acker einige Jahre hindurch, gleich einem erschwächten, und sich zu erholenden Kranken ausruhen, und Kräfte wieder erlangen, um sie ihm aufs neue, und doppelt wiederum abzunehmen.

Die Koppelwirthschaft ist im Hollsteinschen eine der ältesten Bestellungsarten des Ackers, und in neuern Zeiten zu noch mehrerer Vollkommenheit gebracht. Noch vor wenig Jahren ist sie aber auch im Mecklenburgischen eingeführet, und mit so gutem Erfolge, daß nachher die Mecklenburgischen Landwirthschaftsarten, für ein Muster wohl eingerichteter Wirthschaften sind gehalten worden.

Man weiß es aus sichern bewährten Erfahrungen, daß ein Acker, der eine Zeitlang in Ruhe gelegen, besseres Getreide trägt, sich merklich von einem Acker, der nie in Ruhe lieget, sondern alljährlich bestellt wird, unterscheidet, und dem Wirth volle Fuder mit Garben und gehäufte Scheffel voll Körner giebt.

Siehet man auf die Ursache dieses so unweit mehr ergiebigen Ertrages eines ausgeruheten Ackers, so ist diese wohl in nichts anders, als in der Ruhe des Ackers zu suchen.

Einem Acker der eine Zeitlang ohne Bestellung liegen bleibt, werden nur auf eine Zeitlang Nahrungstheile entzogen, und diese gewinnen in dem Zwischenraume, zwischen Ruhe und Bestellung, Zeit, sich in der Erde aufzulösen, und zur Fäulung zu gelangen. Werden diese Theile durch die stete Bearbeitung des Ackers, zu oft an die freie Luft gebracht, so werden sie in der Disposition zur Fäulung gehindert.

Die Natur bewirket während der Ruhe eine Gährung oder Fäulung dieser Theile selbst, und sondert die feinen von den rohen Nahrungstheilen ab. Diese Wirkung der Natur, suchen wir oft durch den Dünger zu erregen, Erfahrungen aber zeigen, daß aller Dünger das nicht vermag, was die Ruhe des Ackers bewirket. Die Körner von einem ausgeruheten Acker, sind weit vollständiger und mehlreicher, als die von dem besten gedüngten Acker.

Auch die strenge durchziehende Luft, wirkt dann eine Zeitlang ohngehindert auf die Oberfläche des Ackers, verfeinert die gröbern Theile derselben zu Nahrungstheilen für Pflanzen, und die schon einmal von der Natur aufgelöseten feinen animalisch- und vegetabilischen zum Pflanzenreich schon geschickten Theile, werden denn dem Acker um so leichter zugeführet.

Nach Bewährung dieser vermögenden Kräfte, die der Acker nach der Ruhe zeiget, wird selbiger nie von dem Wirth davon ganz erschöpft, und so wie er nach und nach darin nachläßt, den gehörigen Abtrag, der ihm an-

anvertraueten Früchte zu geben, in Ruhe gelassen, und zur Weide für das Haushaltungsvieh, oder als Wiesenland genutzet.

Der Acker trägt also jezt Gras statt Korn, und höret auch in seiner Ruhe nicht auf, einträglich zu seyn. Doch so wie er ermüdete, beständig Getreide zu tragen, so ermüdet er auch endlich Gräser hervorzubringen, wenn er zu lange in Ruhe liegt.

Lieget der Acker zu lange in Ruhe, so verringert sich sein Ertrag in der Weide; alles gute Gras verlieret sich, und artet nach Beschaffenheit des Bodens, entweder in Brahm, Heide, Moos, oder andere Unkräuter aus. Der Acker verlanget jezt wieder aufgebrochen zu werden, und Saamenfrüchte zu tragen.

In den schlechtesten Sandgegenden, macht sich diese Wirthschaft bewähret, und je größer, je besserer der Boden ist, desto einträglicher wird die Weide in den Ruhejahren des Ackers.

Nach den gehörigen Anstalten, kan sie entweder vorzüglich für die Viehzucht oder den Ackerbau eingerichtet werden. Bei einer Wirthschaft aber, deren vornehmster Betrieb der Ackerbau ist, gründet sie sich dennoch auf Regeln, in wie weit solcher zu erweitern, oder einzuschränken ist, um den dazu gehörigen Viehstand zu erhalten.

Sie giebet mithin die eigentliche Größe des Ackerbaues, schränket solchen nur in so weit ein, als es die wahren Regeln der Verbindung des Viehstandes mit dem Ackerbau erfordern, und da diese beiden Theile nicht von einander getrennet werden können, wenn sie nach gleichen Regeln genutzet werden sollen, so giebt sie so wohl für die schlechten als guten Gegenden, vornemlich für alle große Wirthschaften, und die einigermaaßen ins große gehen, als auch für alle Bauerwirthschaften, einen nützlichen Gegenstand ab.

So viel es die Gränzen dieser Blätter erlauben, will ich zu ihrer Einrichtung eine kurz gefaßte Anleitung geben.

Man hat bei vielen Wirthschaften den Gebrauch, das Land in Schläge einzutheilen; man gedenke sich einen solchen Schlag mit einem Graben und lebendigen Knick, oder bloß mit einem lebendigen Knick umgeben, so hat man den Begrif von einer Koppel.

Einer solchen Koppel, giebet man nach Beschaffenheit der Pflanzen die sie trägt, den Namen; so hat man Ackerkoppeln, Viehkoppeln und Holzkoppeln.

Ist ein Gut oder ein Bauergehöfte, in solche Schläge oder Koppeln abgetheilet, und werden solche nach einer gut gewählten Ordnung, bestmöglichst genützet, so nennet man es eine Koppelwirthschaft.

Man theilet den Acker den Umständen nach zuweilen in 7, 8, 9, 10, 11 in 12, auch wohl 13 und 14 Schläge oder Koppeln ab.

Welche von diesen Eintheilungen die beste sey, läßt sich vor Untersuchung des Feldes nicht allgemein bestimmen. Es hänget dieses von der Güte des Bodens, von den vorhande-

nen Wiesen, von der lage des Feldes und noch von manchen kleinen Umständen ab.

Eine Art Eintheilung hat vor der andern besondere Vortheile. Bei dieser ist die Weide für das Vieh größer, bei jener kleiner, dahingegen der Kornbau größer, diese erfordert daher auch mehr Bestellungsarbeit jene weniger.

Daher ziehet der Wirth oft eine Eintheilung der andern vor, wenn sie ihm zu seinem Zweck dienlicher scheinet, ob er gleich bei dieser Art Eintheilung einige Vortheile entbehren muß, die eine andere Eintheilung mitbrächte, doch aber dem ganzen seiner Wirthschaft nicht so angemessen gewesen wäre.

Um aber Viehzucht und Ackerbau in Gleichheit zu setzen, ist es eins der wesentlichsten Stücke, bei Eintheilung der Schläge, daß der Acker die gehörige Ruhe habe, und in Ansehung der Weide hat man dahin zu sehen, daß das Zug- und Haushaltungsvieh, im Sommer mit hinlänglicher Nahrung, so wie es nach Maaßgabe des von den Wiesen zu ergebenden Vorraths im Winter versorget wird, durchgebracht werden kan.

Je besser der Boden von innerer Güte ist, und desto besser Weide und Wiesen im Verhältniß stehen, desto eher ist man im Stande dieses zu erhalten, und diejenige Eintheilung, von der man den meisten Vortheil zu haben glaubt, anzubringen.

So wird man die Holländerei nach ihren, nach sich ergebenden Umständen, mehr oder minder erwogenen Vortheilen gegen Ackerbau, möglich ausdehnen können.

Aber so erwünscht diese gute Uebereinstimmung der landwirthschaftlichen Theile mit einander ist, so ist sie es doch nicht immer, und man muß erst durch die Kunst das übereinstimmend machen, was es ohne diese in der Natur nicht ist.

Oft ist so vieles Winterfutter nicht da, als für das im Sommer zu haltende Vieh nöthig ist. Aber auch der umgekehrte Fall kan eintreten, da eher ein Ueberfluß als Mangel der Wiesen da, die Weide aber nur wenig ergiebig ist. In diesem Fall kan nicht so viel Vieh im Sommer auf die Weide genommen werden, als wohl des Winters wegen des Heuvorraths durchgebracht werden könte. Es kan auf schlechten, Mittel- und vornemlich Sandfeldern zutreffen.

Auch die Ruhe des Ackers, die Dauer der Saaten in Ansehung des Korngewinns, ist bei Bestimmung dieser wirthschaftlichen Theile in Betracht zu ziehen. Man findet, daß der Acker nach Verschiedenheit seiner Güte, nach vier, und selbst der graswüchsige Boden, nach fünf Jahren, in der Weide nicht mehr einträglich bleibt, und diese ist auf den Sandfeldern noch eingeschränkter, da sie nach dem dritten Jahre, Brahm und Lacksbarth und auch wohl Heide schon wieder hervorbringen. Mit einer kürzern Ruhe als diese aber wäre dem Acker wenig geholfen, auch das Unkraut wenig oder gar nicht vertilget.

Eben

Eben so findet man, daß das Getreide nicht mehr lohnet, wenn der Acker nach der Ruhe vier Saaten, oder nach derselben zwei, und nach darauf erhaltenem Dünger drei Saaten getragen hat. Fände man aber Vortheile bei einer verlängerten Dauer der Saaten, so sind die Schläge darnach einzurichten, und aufs neue zu düngen.

Diese Fälle ergeben, wie viel Theile, und in wie weit solche, darnach größer oder kleiner gemacht werden müssen, um den nach Förderung des Pflanzenbaues und möglichst zu haltenden Viehstand, nach dem jährlich im Durchschnitt, bei guten und Mitteljahren sich ergebenen Wintervorrath, festzusetzen. Acker und Weide sieht man als eins an, und theilet denselben so ein, daß jährlich davon so viel in der Weide liege, als zur Ernährung dieses sich ergebenen Viehstandes im Sommer nöthig ist, bestimmet hiernach gleich große und mehr oder weniger Theile, und läßt dann nach gehöriger Ruhe, alle Theile, bald zum Kornbau, bald zur Weide für das Vieh, mit einander abwechseln.

Bei dieser Bestimmung ergeben sich denn alle Theile, die sich zu dem Viehstande, und der dazu erforderten Weide, mithin zum Düngvorrath, und des davon abhängenden Ackerbaues, am schicklichsten gegen einander verhalten.

Es haben neun Theile die Eigenschaft, daß bei ihnen der Kornbau und die Viehweide, von gleicher Größe ist, da vier Schläge jährlich bebauet, und vier zur Weide liegen, ein Theil aber alljährlich aus der Weide genommen, und zum Kornbau angeschickt wird.

Bei einer Wirthschaft, wo die Heuwinnung mit dem Kornbau sich so ziemlich gleich komt, und auf einem nicht zu schlechten Felde, ist sie recht schicklich anzubringen. Zur Ruhe des Ackers sind bei dieser Eintheilung vier Jahr nöthig, und binnen dieser Zeit kan der Boden Weide für das Vieh schaffen. Der hiebei sich findende Düngvorrath kan auch auf dem Brachschlage in gutem Verhältniß angebracht werden. Ihre Ordnung wäre diese, die nach neun Jahren, von neuem wieder anfangen würde.

| I. | II. | III. | IV. | V. | VI. | VII. | VIII. | IX. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Brache | Rocken | Gerste | Erbsen | Haber | Weide | Weide | Weide | Weide |
| Rocken | Gerste | Erbsen | Haber | Weide | Weide | Weide | Weide | Brache |
| Gerste | Erbsen | Haber | Weide | Weide | Weide | Weide | Brache | Rocken |
| Erbsen | Haber | Weide | Weide | Weide | Weide | Brache | Rocken | Gerste |
| Haber | Weide | Weide | Weide | Weide | Brache | Rocken | Gerste | Erbsen |
| Weide | Weide | Weide | Weide | Brache | Rocken | Gerste | Erbsen | Haber |
| Weide | Weide | Weide | Brache | Rocken | Gerste | Erbsen | Haber | Weide |
| Weide | Weide | Brache | Rocken | Gerste | Erbsen | Haber | Weide | Weide |
| Weide | Brache | Rocken | Gerste | Haber | Haber | Weide | Weide | Weide |

Auch

Auch sieben Schläge haben diese Eigenschaft, jedoch mit minderm Vortheil als vorige, mit der Veränderung der größern Brache. Sie giebt zu Anbringung des Düngers Gelegenheit, und kan bei hinlänglichem Wiesenvorrath gut angebracht werden.

Wenn die Heuwinnung, die wir bei neun und sieben Schlägen als hinlänglich voraus gesetzt haben, eingeschränkter wird, so wird man eilf Schläge wählen müssen.

Eilf Schläge geben ungedüngt zwei, und nach gedüngter frischer Brache drei Saaten, und vier Schläge zur jährlichen Weide ab. Brache und Weide ist bei dieser Eintheilung kleiner. Sie ist aber bei eingeschränktem Wiesenvorrath schicklich, zu dem kleinern Viehstande die Weide in Verhältniß zu setzen, und ersetzt das, was hierin abgeht, durch den vergrößerten Ackerbau.

Wäre der Heumangel noch größer, so würde man mit der Anzahl der Schläge noch höher hinauf gehen, und zwölf auch wohl dreizehn Schläge machen müssen. Je mehr Schläge man macht, je größer wird der Kornbau, und je länger dauert die Ordnung der Saaten, und wem es hauptsächlich um den Kornbau zu thun ist, und nur in sofern seine Absicht auf die Weide, wegen Haltung eines, zu der Größe des Kornbaues schicklichen Viehstandes, zu richten hat, dem kommen sie zu statten.

Eben so ändern sich die Umstände nach der Güte des Bodens. Bei schlechten Feldern ist schon die Weide weniger einträglich. Zur Ernährung eines Stück Viehes gehört hier schon eine größere Fläche als bei gutem Boden. Nach Maaßgabe der schlechtern Weide, können dann auch die Wiesen überflüßigen Vorrath geben.

Alle Eintheilungen, die große Brachen und große Aussaaten verschaffen, wären dann hier anzubringen. So schickten sich im letztern Fall sieben Schläge mit der Veränderung, daß vier zur Saat aber nur zwei zur Weide genommen würden. Die Aussaat oder der vergrößerte Ackerbau, auf den man, bei diesen Umständen anstatt der Holländerei zu sehen hat, ist ansehnlich, und auf der Brache kan der Dünger gut angebracht werden.

Und so ist es auch mit den Sandfeldern. Man wird hier am wenigsten auf Holländerei zu rechnen haben, aber die Schäferei mehr ausdehnen können, und da Nutzen von Thieren suchen müssen, die uns fast gleich einträglich sind, und doch schlechterer Nahrung bedürfen.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Hannoverisches Magazin.

50tes Stück.

Freitag, den 23ten Junius 1780.


## Von den Vortheilen der Koppelwirthschaft.

(Schluß.)

Auch kan man wegen der Lage des Feldes genöthigt werden, andere Eintheilungen zu machen. So würden bei einem Gute, das nur schmal, und sich sehr in die Länge ziehet, zwölf, dreizehn und vierzehn Schläge nicht gut anzubringen seyn. Die Bestellung dieser Schläge würde, wegen ihrer großen Entfernung, ungemein viele Zeit erfordern. Es kan auch wohl der Boden zu sehr an seiner Güte abweichen. In beiden Fällen pflegt man alsdann, den Acker in Haupt- und Nebenschläge abzutheilen.

Zu den Hauptschlägen nimt man den nächsten und besten Acker um das Gut herum, und wendet die meiste Pflege an ihn. Zu den Nebenschlägen aber nimt man den entfernten oder schlechten Acker, und läßt solchen von den Schafen bedüngen.

Je genauer man alle Umstände bei Regulirung dieser Theile in Erwegung ziehet und mit einander vergleichet, desto schicklicher wird man die Theile der Wirthschaft bestimmen, und auch oft durch Anbauung der Futterkräuter vorfallende Schwierigkeiten heben können.

Diese Wirthschaft giebt Gelegenheit, die Vortheile von Viehzucht und Ackerbau aufs höchste gegen einander abzuwägen. Es würde aber wider die Absicht dieser Bogen seyn, ihre Veränderungen und Anstalten, die nach Verschiedenheit der Umstände sich darin treffen lassen, näher anzuzeigen. Es verdienet über diese Materie Herrn Schumachers gerechte Verhältniß der Viehzucht zum Ackerbau, gelesen zu werden, ein Buch das über allen landwirthschaftlichen Betrieb, sehr richtige Bemerkungen enthält.

Ziehet man nun auch die allgemeinen Vortheile der Verkoppelung in Erwägung, so sind solche diese:

Nächst der richtigen Einrichtung der Bauerwirthschaften, kan durch sie die Aufhebung der Gemeinheit erhalten werden. Es kan diese zwar auch ohne Verkoppelung, hierbei aber um so leichter, bewirkt werden.

Alle diese zum öffentlichen Gebrauch bestimmte Reviere, werden mit wenigem Vortheil genutzet. Sie sind ei-

gentlich das, was man ödes und unkultivirtes Land nennet. Sie sind die eigentliche Heimath aller Unkräuter, die durch ihren völlig gereiften Saamen sich beständig vermehren und alle gute Grasarten ersticken.

Außerdem daß diese Oerter durch Moräste und Büsche verwildern, zernichtet selbst das Vieh in der ersten Frühlingszeit, die zartesten Pflanzen gleich bei ihrer ersten Entwickelung, und die Nahrung, die der Boden zur Hervorbringung der Pflanzen abgeben könte, bleibt auf immer in der Tiefe vergraben.

Auf einer solchen Weide, wird dann das Vieh mehr ab gemattet als gestärket, und die Milch die nur ein Ueberfluß der Nahrung ist, vergehet ihm. Es ist daher auch nicht zu verwundern, wenn eine Kuh, die auf der Koppel gehet, wegen der Ruhe die sie da genießt, drei mal so viel Milch giebt, als eine Kuh, die vor dem Hirten geht.

Der Vorwurf aber wider diese öden, unkultivirten Oerter, trift vornemlich die gemeinschaftlichen Hölzungen, welche nie, wegen den Antheil so vieler Interessenten, und der oft muthwilligen Beschädigungen, recht in Schonung gelegt und geheget werden können, und der Ruin den das Vieh, dem auf immer die ganze Hölzung frei gegeben ist, darin anrichtet, ist von so beträchtlichem Nachtheil, daß man schon lange darauf bedacht gewesen ist, sie aufzuheben. An vielen Orten ist dies auch schon geschehen, und an keinem Orte hat man wohl mehr die Schädlichkeit der Gemeinheit zu beweisen gesucht, als im Brandenburgischen.

Es hindert die Gemeinheit und die dabei verknüpfte Hut- und Triftgerechtigkeit, oft den Landwirth gewisse und mehrere Arten von Früchten zu bauen, und das Land sofort mit den Stoppeln unterzupflügen. Ein in der Landwirthschaft bewährter Gebrauch, das Stoppelfeld gleich nach der Ernte zu stürzen und oft zu pflügen. Regen und Schnee dringen alsdenn tiefer ein, und der darauf einfallende Frost macht das Land mürbe.

Nächst der Verschönerung des ganzen Feldes und Verlegung der Wege in geraden Linien, werden auch die vielen schmalen Ackerstücke in eine Fläche zusammen gezogen. Sie sind um so mühsamer zu bestellen, und verursachen hierin, so wie in der Ernte, mehrere Verzögerung und Arbeit. Ihre Lage ist oft so, daß sich das Wasser vom Regen und vom Schnee, auf dem Saatlande setzet.

Auch nimt die Menge von Gränzfurchen ansehnlich viel Land weg. So erzählt Wilkens in seiner Verbesserung des Staats, im 2ten Theil Seite 8. von der braunschweigischen Landesvermessung, daß bei einer einzigen Feldmark, von noch nicht völlig 3000 Morgen groß, mehr als 70 Morgen Land erübriget sind, nachdem das Land in eine bessere Lage gebracht worden ist.

Bei einer allgemeinen Einrichtung der Bauergehöfte, aber wird das ganze eines jedweden Ackers, in eine schickliche Anzahl von Koppeln gelegt,

wel-

welche alle mit lebendigen Knicken und erfordernden Gräben begränzet, und dadurch vor aller Beschädigung gesichert werden. Auch wird die Gelgenheit zu ansteckenden Krankheiten verhindert, da alle Gemeinschaft des Dorfviehes aufhöret.

Zur Verbesserung des Feldes nasser kaltgründiger Oerter sind aber auch zugleich die Wassergräben zu rechnen. Oft erfrieret das Getreide in solchen nassen quellichten Orten, oder giebt doch nur schlechte Ernten. An solchen Orten liegen die Wiesen gewöhnlich unter Wasser, die mineralischen Erdtheile lösen sich auf und bringen Binsen und Reitgras hervor, durch Abzugsgraben aber werden diese, so wie alle wiesenartige Brüche, die nur als unzugängliche Moräste da liegen, in gute Wiesen verwandelt.

Auf den Sandfeldern hingegen schützen die Knicke wider die horizontal durchziehenden scharfen Winde, welche den Sand als einen compakten Körper, den die Sonnenhitze zugleich auf einen hohen Grad durchdringet, ausdörren, und Gras und Getreide aufreiben.

Es fangen auf diesen Feldern bei zu starker Dürre die Körner in den Halmen, da sie noch in vollem Safte stehen solten, schon an einzutrocknen und nothreif zu werden. Man erinnere sich, wie schwer es hält, Besaamungen, die von allem Schutz entblösset sind, empor zu bringen, und bedenke die Wirkung, die Zugwinde auf die ihnen bloß gestellten Körper haben, und um so mehr die Wirkung die scharfe Winde auf die zarten Wurzeln der Pflanzen, besonders in einem lockern Sande haben müssen.

Auch auf gebirgigten Feldern schützen die Knicke wider die strengen Winde, welchen diese Oerter um so mehr ausgesetzt sind. Die Knicke erwärmen die gewöhnlich kalten Anhöhen, und tragen nicht wenig zur Vermehrung der an diesen Orten sonst geringhaltigen Weide bei.

Das wesentliche dieser Wirthschaft aber ist, daß durch Ruhe der Acker weit einträglicher wird und mit ihr zugleich die Vertilgung des Unkrauts verbunden ist, zugleich aber dem Acker, der unweit mehrere Dung, welcher ihm bisher als eine unentbehrliche Pflege entgieng, zu Hülfe komt.

Solche merkliche Verbesserungen, die dem Acker zufließen, müssen denn auch seinen Ertrag merklich erhöhen. Solte es wohl Anstand leiden, sich zu überzeugen, daß ein Acker bei vermögenden Kräften nicht eben so viel und mehr ertrage, als ein um so viel vergrößerter Ackerbau, bei äußerst kümmerlicher Pflege?

Vorzüglich aber ist das wichtigste dieser Wirthschaft, die Vermehr- und Verbesserung der Viehzucht. Viehzucht wirft baaren Gewinn ab. Sie schaft größtentheils der ländlichen Familie ihren Unterhalt, und ohne sie kan der Ackerbau nicht bestehen.

Für den Staat ist nun auch eine solche allgemein verbesserte Einrichtung gleich wichtig.

Alle Bauerwirthschaften können bei einer allgemein gleichen Einrichtung nach Verhältniß ihrer Eigenschaften, und den dabei zu treffenden Anstalten, gleich groß gemacht werden.

Die öffentlichen Abgaben der Gehöfte haften auf diesen öfters in der größten Ungleichheit, und eine Gelegenheit, auch diese so unbillige Ungleichheit abzuändern, kan nicht anders als zum Wohl der Unterthanen gereichen.

Und so wie überhaupt eine so augenscheinliche Verbesserung dem ganzen Staat zum Vortheil gereicht, und auf alle Mitglieder desselben sich erstreckt, so giebt sie auch zur Bevölkerung des Staats Gelegenheit.

Nach aufgehobener Communion können die schicklichen Orte mit neuen Colonisten besetzt, oder dazu reservirt werden. Die Domanialgüter können in kleinere, oder Bauergehöfte zerlegt, und dann auch die Unterthanen von dem oft drückenden Frohndienst befreiet werden.

Die Landesforsten und Waldungen können von aller Communion befreiet, und Besaam- und Bepflanzungen vor aller Beschädigung gesichert, und dann zum Abtrag der wichtigsten Vortheile mit ungleich mehrem Gewinn genutzt werden, so wie alle Vortheile, die den Landesunterthanen dadurch zufließen, sich in gleichem Verhältniß, nach vorgegangener Separation auf die landesherrlichen Besitzungen, erstrecken. Q.

---

# Ueber das Ceremoniel.

Wenn es wahr ist, daß die Deutschen wohl am mehrsten von der Titelsucht geplagt werden, so haben doch dagegen die Chineser das Ceremoniel auf das höchste getrieben. Wenn uns die richtige Ausspendung des Hochedel, Hochedelgeboren, Wohlgeboren, Hochwohlgeboren, Hochgeboren und Hochgelahrt manche Schwierigkeit und Kränkung macht, so muß dagegen dort ein jeder Karrenschieber und Packenträger, der einen andern nur im geringsten stoßt, oder ihm Hindernisse in den Weg leget, denselben alsofort kniend nach einer vorgeschriebenen Formel um Verzeihung bitten.

Dieser Gebrauch ist bei einer sklavischen Nation, so uneben nicht, er beugt vielen Händeln und Zänkereien vor, giebt den Leuten bei Beleidigungen Zeit sich zu besinnen, und sich zu beruhigen, und erhält eben dadurch Ruhe und Ordnung im Staat. Auch der Russe ist gewöhnlich sehr höflich gegen jeden; zween Bauern die sich einander begegnen, neigen sich tief gegen einander, ob zwar gleich kein Gesetz oder Vorschrift sie dazu nöthiget.

Das überspannte Ceremoniel und die hochtrabende Titel, sind Beweise einer sklavischen Unterwürfigkeit und kriechenden Erniedrigung gegen die Obern. Je freier ein Volk ist, desto weniger Titel, desto weniger Ceremonien.

nien. In England heißt jeder Sir! Der König Your Majesty, die Lords Your Lordship, alle übrige aber Gentleman. In Holland jeder Myn Heer! bei Vornehmern sezt man auch wohl dessen Titel hinzu, als Myn Heer de Prinz, myn Heer de Drost, u. s. w.

Scipio hieß gerade zu Scipio, und Cäsar nicht anders als Cäsar schlicht weg, höchstens sezte man das Felix hinzu, wie das aus einigen Münzen, unter andern aus der des Sylla, erhellet. In der Folge wurden die römischen Kaiser Majestäten. Sonst speisten dieselben wie andere ehrliche Leute, fuhren und ritten auch so aus; jezo aber geruhen allerhöchst dieselben ein Soupee oder Diner einzunehmen, oder ihre geheiligte Person von da dort hin zu erheben.

Alle dergleichen Thorheiten, die allerunterthänigsten Knechte, Diener, ganz gehorsamst – gehorsamst – ganz ergebenst und ergebenst, haben eben so sehr manchem Geck den Kopf verrückt, wenn eines derselben zur Unzeit und nicht nach den Regeln des Ceremoniels angebracht war, als die rechte und linke Hand, der Armstuhl, der Lehnsessel, der Sessel und dergleichen Kleinigkeiten mehr, viele Jahrhunderte durch wichtige Gegenstände der Staatskunst und allerhöchsten Zänkereien gewesen sind.

Das Ceremoniel wegen der Armstühle, schreibt sich ganz gewiß aus den Zeiten her, da unsere Ahnherrn nur einen dergleichen Stuhl für den Herrn des Hauses hatten, vielleicht heißt er auch davon noch der Großvaterstuhl. In einem solchen zu sitzen war eine Ehre, und derohalben hat auch mancher Landjunker es unter andern Merkwürdigkeiten seines Lebens mit aufzeichnen lassen, daß er bei dem und dem Grafen auf dessen Landgut bei einem Besuch in einem Armstuhle gesessen. Aus den Denkwürdigkeiten einer gewissen französischen Prinzeßin erhellt, daß ein Viertheil ihres Lebens in ängstlichen Sorgen und Bekümmernissen wegen der Armsessel verflossen ist. Mancher Hof konte sich, obgleich alle nur mögliche Staatsränke angewandt wurden, doch kaum darüber vereinigen, ob man sich in diesem oder jenem Zimmer auf einen Sessel mit Armen, ohne Armen, oder auf gar keinen setzen sollte. Ja an einigen Höfen giebt es gar noch Zimmer, in welchen die übeln Folgen zu vermeiden, gar kein Sessel seyn darf, damit nicht allenfalls Jemand auf den Einfall käme sich eine Ehre anzumaßen, die ihm streitig gemacht wird.

Dem Himmel sey Dank, daß wir im bürgerlichen Leben nun jezo schon etwas von dieser Plage befreiet sind; ich sage etwas, denn in großen Gesellschaften wo viel Frauenzimmer ist, veranlaßt das Canape und der Sofa noch mancher Schöne Kränkungen, denen gewiß so leicht nicht vorzubeugen ist, da gar viele Ursach zu haben glauben darauf Anspruch zu machen. Die eine wegen des Ranges ihres Mannes, die andere wegen ihres Vaters, eine dritte wegen ihres Vermögens, noch eine andere, weil sie am läng-

längsten verheirathet ist, auch wohl, weil sie die mehrsten Kinder hat, die Schönste ist, die die mehrsten Anbeter hat, und was dergleichen weibliche Vorzüge noch sonst alle vor Namen haben mögen; und ihre Eitelkeit wird nicht wenig gekränkt, wenn sie nach solchem innern Bewußtseyn ihrer Vorzüge, mit einem gewöhnlichen Sessel vorlieb nehmen müssen. Alle dergleichen Schnurpfeifereien zeugen von wenig Kultur, denn je weniger aufgeklärt ein Land ist, je weniger Verstand und gesunder Geschmack bei Hofe herrscht, desto wichtiger ist das Ceremoniel; an kleinen Höfen und in Reichsstädten ist es unleidlich. Die wahre Feinheit und Aufgeklärtheit, lacht über dergleichen Kinderpossen. Wie manche vortrefliche Sache ist bloß durch Vernachläßigung des Ceremoniels rückgängig geworden! Als der Cardinal Richelieu mit dem englischen Botschafter wegen der Vermälung der Prinzessin Henriette mit dem König Carl in Unterhandlung stand, wäre aus der ganzen Sache bald nichts geworden, weil man wegen der Anzahl Schritte vor einer Thür, beim Empfang desselben nicht einig werden konte. Richelieu hatte hier einen rechten sinnreichen französischen Einfall, er legte sich ins Bette, empfieng da den Abgesandten, und so war die ganze Schwierigkeit gehoben.

Das Vorausfahren der Wagen, die obere Stelle in den Zimmern und beim Spaziergange, sind nicht weniger eine geraume Zeit her Zeichen des Vorzuges, der Größe, Quellen von tausend Zänkereien und Feindschaften, auch so gar wohl versteckte Ursachen mancher Kriege gewesen. Man sahe es als ein Zeichen eines Triumfs an, wenn man seinen Wagen vor einem andern voraus bringen konte. Gesandte, die in den Gassen spatzieren fuhren, schienen zur Ehre ihrer Prinzen in der Rennbahn zu seyn, und wenn ein spanischer Gesandter das Glück gehabt hatte einem Portugiesischen vorzufahren, so wurde so gleich ein Courier nach Madrit geschickt, um dem König von diesem wichtigen Vorfall Nachricht zu ertheilen.

Auch selbst unsere Gelehrten! An den Mäcen schrieb einst Horatz: Te dulcis Amice revisam, ich werde sie besuchen mein süsser Freund, und doch war dieser Mäcen die erste Person im Reiche nach dem Kaiser. Corneille hergegen schreibt an den Scuderi, und da er des Richelieu erwähnet, sagt er: der Herr Cardinal, mein und Ihr Herr. Eben dieser Corneille dediciret seinen Cinna dem Herrn Montauron einem Schatzmeister der kleinen Gefälle des Hofes, und zwar demüthigst; vergleicht ihn auch in der Zueignungsschrift ohne alle Umstände (vielleicht gegen gute Bezahlung) mit dem Kaiser August. Dedicationsschriften, sind fast gemeiniglich eine lustige Unterhaltung, denn gar oft sind sie handgreifliche Satyre, die der Mäcen nicht allein nicht versteht, auch nicht einmal lieset, sondern nur baar bezahlt, weil er sich darin öffentlich

lich, (obgleich oft auf Kosten der Wahrheit,) gelobet siehet.

Wenn wollen doch unsere Gelehrten sich und ihren Mäcenen dergleichen Erniedrigung ersparen?

Ein alter französischer Officier, welcher wenig von der Hofsprache verstand, schrieb einst an den Marquis de Louvois, und nannte ihn Monsieur, allein er erhielt keine Antwort; er schrieb einen zweiten Brief, und nannte ihn Monseigneur; da er auch nun noch keine Antwort erhielt, weil dem Minister noch das Monsieur wurmte, so schrieb er zum drittenmal und gab ihm den Titel Mon Dieu.

Comment va mon Ami! fragte einst ein Duc und Pair von Frankreich einen Landedelmann; à votre service mon Ami, antwortete dieser, und von dieser Stunde an, war der Ami Duc sein unversöhnlicher Feind.

Ein Grand von Portugal sprach einst mit einem Grand von Spanien, und nannte ihn alle Augenblicke Eure Exzellenz. Der Spanier hingegen beantwortete es immer mit vuestra merced, ein Titel, welcher eigentlich gar keiner ist. Der Portugiese nahm dieses übel, und nannte den Spanier gleichfalls vuestra merced, und nun gab ihm dieser das Prädikat Exzellenz. Endlich wurde der Portugiese der Sache überdrüßig, und erkundigte sich bei dem Spanier, was er mit dieser Veränderung der Titel sagen wolte. Das will ich damit sagen antwortete der stolze Spanier, daß mir überhaupt alle Titel gleich sind, wenn nur nichts gleiches zwischen uns ist. Ich habe auch darüber einst einen sonst angenehmen, unterhaltenden und nutzbaren Briefwechsel verloren, weil ich meinem gelehrten Correspondenten nicht Hochgelahrt nennen wolte, sondern ihn gerade zu liebster Freund nannte, ich wurde in einigen Briefen dadurch, daß man mir eben diesen Titel (der sich jedoch zu meinem Stande gar nicht reimet) gab, daran erinnert, allein da ich sehr wenig Leute auf der Erde kenne, die man Hochgelahrt nennen könte, und da ich überhaupt alle den elenden Schmeicheleien von ganzem Herzen feind bin, so kehrte ich mich daran nicht, sondern glaubte mein Freund würde sich nach und nach durch den vertraulichen Ton, den ich annahm, herabstimmen lassen, allein ich hatte mich geirret, und unser Briefwechsel war zu Ende.

Die hochtrabende Titel sind durch die Bekantschaft der Römer mit den Morgenländern erst zu ihnen, und darauf auch zu uns gekommen. Die mehrsten asiatischen Könige sind noch bis auf diese Stunde Geschwister Kinder der Sonne und des Mondes, allein keiner ihrer Unterthanen darf Anspruch auf diese Verwandtschaft machen. Ein Gouverneur ihrer Provinzen, mag sich immer eine Muskatenblume des Trostes, oder eine Rose des Vergnügens nennen, aber er würde gespiesset werden, wenn er sich es unterstünde, Anspruch auf die geringste Verwandt-

wandtschaft mit der Sonne oder dem Monde zu machen.

Wie sehr auch die Titel in manchen Reichen verschiedene Bedeutung haben, mag aus folgendem erhellen: Vor alten Zeiten waren nur zween Markgrafen in Deutschland, zween in Frankreich und zween in Italien. Einer unserer deutschen Markgrafen hat sich in einen sehr großen und mächtigen König verwandelt, allein die Französischen und Italiänischen, die sich nicht allein gewaltig vermehrt haben, sondern noch immer zahlreicher werden, stellen nicht viel vor.

Wenn ein guter ehrlicher Bürger den päbstlichen Legaten zur Tafel bittet, und dieser bringt während des Schmauses die Gesundheit des Hauswirths mit dem Beisatz Herr Marquis aus, so ist der gute ehrliche Bürger Marquis, und seine Kinder und Erben bis ins tausendste Glied.

Wenn in Frankreich ein Mensch aus der Provinz nach Paris kömt, und dort ein kleines Glück macht, so läßt er sich ohne Bedenken Herr Marquis oder wohl gar Graf nennen. Ueberhaupt kan das dort ein jeder thun, der nur nicht recht bekant ist. Wenn aber eine Gerichtsperson oder ein Finanzbedienter vom Könige ein wirkliches Marquisat geschenkt erhalten, so wird er doch desfalls niemals Herr Marquis genannt.

In England ist es ganz anders, wenn der König irgend Jemand zum Baron oder Graf ernennet, so gilt er dafür bei der ganzen Nation, jeder, auch selbst der König, nennt ihn Mylord. Eben so ist es in Italien mit dem Monsignori, der Pabst selbst, nennet einen solchen nicht anders.

Monseigneur ist in Frankreich gleichfalls etwas sehr wichtiges, auch die Parlamentspräsidenten machten einst Anspruch daran. Klüger aber war ein alter Parlamentsrath, denn als einstens ein Kläger zu ihm kam, und ihn folgendermaaßen anredete: Monseigneur! Monsieur votre Secretaire, – – so fiel er ihm in die Rede und sagte: Sie haben drei Thorheiten in eben so viel Worten gesagt, denn ich bin nicht Monseigneur, mein Secretair ist nicht Monsieur, auch ist er nicht Secretair sondern mein Schreiber.

G . . M . . l . .

---

Hannoverisches Magazin.

51tes Stück.

Montag, den 26ten Junius 1780.

# Die Schwindsucht.

## Eine Polizei-Angelegenheit.

Wenn man den Umfang der Polizei nicht kennet, oder sich nicht erinnert, daß selbige mit der Arzneiwissenschaft in genauer Verbindung stehet, so wird man es vielleicht befremdend finden, daß eine Krankheit zum Gegenstande ihrer Untersuchung soll gemacht werden. Und doch ist nichts gewisser, als daß den Aerzten in vielen Fällen der Beistand der Polizei unentbehrlich wird, da es eine eigentlich medicinische Polizei giebt, welche die Ursachen einer größern Sterblichkeit untersuchet. Die besten Projecte und Erfindungen der Politik, die Lieblingsmaterie unsers Jahrhunderts — die Bevölkerung zu begünstigen; alle Entdeckungen, die Menschen stärker zu machen, oder die physische Erziehung der Kinder zu verbessern, müssen von ihrer Wirksamkeit verlieren, wo nicht zugleich auf der andern Seite die Hindernisse derselben gehoben, das zu Unterlassende entdeckt, und Entvölkerung oder vermehrte Mortalität verhütet wird. Unter jene Hindernisse gehören ohne Zweifel Krankheiten, in der Polizei ist hier wieder der Aerzte Beistand so unentbehrlich, als diese ohne den Beitrit von jener oft wenig Nutzen stiften können. Es gilt dieses besonders von solchen Krankheiten, wogegen die menschliche Kunst bisher noch kein Mittel entdecken können, so bald sie entstanden sind, und wobei sie also nur die Entstehung, den Ausbruch verhüten kan oder muß.

Es wird mir wahrscheinlich ein offenherziges Geständniß, daß ich die carakterisirte Schwindsucht oder Lungensucht dahin rechne, nicht zur Schande gereichen, da alle meine Amtsbrüder von Aufrichtigkeit darin mit mir einstimmig sind. In der That sind nur sehr wenig Arten dieses Uebels, das in den Mortalitätslisten einen so fürchterlich großen Platz einnimt, daß schon oft (wie zu Zürich) der sechste Todte ein schwindsüchtiger ist, a) für den Arzt heilbar, und nach einem gewissen



a) Wenigstens, wie Schinz aus Sterbelisten angiebt, die mehr das Gepräge der Zuverläßigkeit als die Londonschen ꝛc. zu haben scheinen, da sie von einem bekanten Arzte (Dr. Rahn) verfertigt worden. Man sehe *Schinz* Diss. de stanni — usu Tigur. 1770.

wissen Zeitpunkte einige Arten dersel: ben so entschieden tödtlich, daß man kaum Erleichterung schaffen kan; und ob es gleich bei dieser traurigen für den menschlichen Verstand demüthigenden Wahrheit tröstlich bleibt, daß nicht alles entschieden eine wahre Vereiterung der Lunge oder Schwindsucht ist, was eine Aehnlichkeit damit hat und dafür gehalten wird, so scheint doch die Mühe so wenig unnütz angewandt zu seyn, wenn man die unzähligen Ursachen und Veranlassungen immer sorgfältiger aufsuchet — als den Grundsätzen der Philosophie oder der medicinischen Polizei zuwider, ein Uebel, das man nicht heben kan, künftig zu **verhüten**. Wenn ich die Möglichkeit einer Verhütung behaupte, so würde ich jedoch wider meine Ueberzeugung und Erfahrung schreiben, wenn ich sie auf alle Arten der Schwindsucht ausdehnen, und annehmen wolte, daß sie auf einerlei Weise können verhütet werden. Ich bin gegen alle medicinische Präservative, welche selbst den Keim einer Krankheit ersticken, oder die Anlage dazu verhindern sollen, sehr mißtrauisch, und darf mich hier, da dieser Aufsatz nicht für Aerzte bestimt ist, so wenig über die Wirksamkeit derselben einlassen, als von Verhütung einer Krankheit durch diätetische Mittel oder Lebensordnung &c. reden. Blos eine einzige Ursache näher zu bestimmen, wodurch die Ausbreitung oder Fortpflanzung der Schwindsucht bewirket wird, das ist jetzt meine Absicht, worauf ich die Aufmerksamkeit der Leser dieses Magazins und der Einwohner dieser Stadt rege zu machen wünsche, ohne jedoch auf der andern Seite die Furcht, welche oft schon der Name dieser Krankheit verbreitet, und welche zuweilen schon allein ohne Ansteckung entfernten Anlaß zu Krankheiten giebt, so vergrößern zu wollen, daß man Schwindsüchtige wie Pestkranke fliehen müsse.

Aber solte denn vielleicht die Schwindsucht ansteckend seyn? Freilich nicht schnell die Atmosphäre vergiftend, wie Pest, wie Blattern, wie Scharlachfieber &c. oder durch eine kurze Berührung wie die Krätze &c. aber wohl wie andere Krankheiten ohne Ausschlag auf der Haut. Da inzwischen der Begrif der Ansteckung, selbst bei vielen Aerzten, noch immer schwankend ist, viele nichts für ansteckend halten, was sich nicht wie Pest mittheilet, und andre wenige dieses Ansteckende der Schwindsucht nicht zugeben, so muß ich hier einen Augenblick, um jenen Begrif zu entwickeln, die Sprache der Aerzte reden, ohne daß ich deswegen aufhören mögte, für den größern Haufen verständlich zu bleiben. Nicht bloß exanthematische Krankheiten, oder solche, wobei man etwas besonders auf der Oberfläche des Körpers entdecket, sind ansteckend, es giebt viele, welche es eben so sehr sind, aber langsamer, nicht so leicht, nicht so durch die dritte Hand als jene, und dadurch nur ansteckend werden, wenn man sich lange oder oft dieser Gefahr aussetzet, welche es erst durch

eine gewisse Vertraulichkeit, durch Stuben- oder Bettgesellschaft mit Kranken werden, Gicht, Ruhr, Keichhusten, so gar Wechselfieber ꝛc. andere, welche sich durch den Hauch, den Schweiß in Betten, Kleidungen ꝛc. durch Unreinlichkeit, eingeschloßne Luft mittheilen; und letzteres wird manchen weniger befremden, wenn er weiß, daß selbst die ausgehauchte Luft der gesundesten Menschen in einem eingeschlossenen Zimmer eine schädliche Eigenschaft annimt. Dies ist nicht nur die Möglichkeit, sondern auch große Wahrscheinlichkeit, wie die Schwindsucht ansteckt, oder wenn man den Ausdruck hasset, sich mittheilet. Wie sehr wünschte ich, daß es bloß ein gewagter Gedanke, eine Hypothese wäre, über die ich mich von Orthodoxen der Facultät gerne mögte verketzern lassen; oder daß diese traurige Wahrheit nicht noch täglich durch redende Beweise evident gemacht würde, und mich eine unangenehme Erfahrung davon seit vielen Jahren überzeugt hätte! Aber es bedarf nur einer mittelmäßigen Aufmerksamkeit eines beobachtenden erfahrnen Arztes, um Beweise hiezu von seinen Kranken zu liefern. Ich wenigstens habe ganze Häuser bis auf Kinder und Bediente langsam aussterben gesehen, wo sichtbar der Kranke dem sorglosen Gesunden die wahre Schwindsucht mitgetheilt hatte, wo Personen von allem Alter Märtirer ihrer Gefälligkeit, und ein Opfer der Krankheit geworden sind; aber ein Detail von einzelnen Krankengeschichten mögte hier nicht angebracht seyn. Ich darf hier eben so wenig, ob es gleich dem Aufsatze einen gelehrten Anstrich geben würde, untersuchen, ob die Mittheilung durch ein specifisches Miasma wie Pocken, Lustseuche ꝛc. sich fortpflanze, und vielleicht nicht auch noch einmal die Entdeckung eines eben so specifischen Gegengifts möglich sey. Am gewöhnlichsten und überzeugend ist die Ansteckung bei Eheleuten, und ich bitte selbst die unmedicinischen Leser nur auf einige Jahre zurück zu gehen, um sich vieler Beispiele zu erinnern, wo der Mann der schwindsüchtigen Frau, oder diese jenem zum Grabe in kurzer Zeit gefolgt ist b). Wenn Leute, deren Geschäfte sonst nichts weniger als philosophiren ist, oft am Krankenbette die Ursache untersuchen, und den Arzt mit Fragen ängstigen: Herr N. N. hatte ja eine Lunge wie eine Lerche, er konte im Tanzen und Treppensteigen singen, war die Gesundheit zu malen, wie komt der auf einmal an die Schwindsucht? oder „Mad. N. N. schien ja bei der glücklichsten Organisation nicht die geringste Anlage zu dieser Krankheit zu haben, und einer blühenden Gesundheit zu genießen, woher kan die nun die Schwindsucht bekommen?" so wird ihnen hoffentlich das eben gesagte die



b) L'etabliſſement des lits jumeaux ne contribue peut-etre pas peu a la de generation de l'eſpece humaine ſagte neulich, wo ich nicht irre, Linguet, oder ein ähnlicher Schriftsteller; aber bei Schwindsüchtigen ist es wahrlich umgekehrt.

die Neugierde befriedigen. Sind aber die Aerzte unter sich über diese Mittheilung, über das Ansteckende der Schwindsucht nicht eins, so mag es, ohne auf den bekanten Geist des Widerspruchs zu sehen, aus dem verschiedenen Begriffe von der unerklärbaren Art dieser Ansteckung geschehen; inzwischen giebt es der **Cochi's** und **Castellani's** (Della Insufficienza del Contagio tisico. Mant. 1778.) nur sehr wenige gegen eine unzählbare sich täglich vermehrende Menge genauer Beobachter von ausgebreiteter Erfahrung, welche diese Art von Fortpflanzung annehmen. Jene wenige erinnern sich nur nicht, daß der in der Medicin und andern Wissenschaften sonst so nützliche Scepticismus, dem wir in den neuern Zeiten genauern Beobachtungsgeist rc. verdanken, auch zuweilen in eine sträfliche Gleichgültigkeit ausarten könne. Von **Galenus** bis auf **Marct** 1779. herunter haben viele die Vertraulichkeit mit Schwindsüchtigen nicht nur für gefährlich erkläret, sondern auch öffentlich davor gewarnet. Ich muß einige wenige Beispiele aus Büchern, die mir eben am nächsten stehen, auszeichnen. **Van Swieten** kante einen jungen Menschen, der seine Schwester und Aufwärterin ansteckte. (Commentar. IV. p. 72.) **Home** zählet die Ansteckung unter die wichtigsten Gelegenheitsursachen. (Princ. med. p. 134.) **Morton**, einer der classischen Schriftsteller in diesem Fache, berufet sich ausdrücklich auf seine große Erfahrung, daß die Schwindsucht die Beischläfer wie ein bösartiges Fieber anstecke. (Oper. o. p. 27.) **Marct** hat viele Leute daran sterben sehen, welche nicht die geringste Anlage zu dieser Krankheit zu haben schienen, und Kleidungen von Schwindsüchtigen getragen hatten, unter andern hat er drei Exempel aufgezeichnet, wo der Beischlaf überzeugend ansteckend gewesen. (Esprit des Journaux. 1779. Mars.)

Es wäre überflüßig diese Beweise zu häufen, da, wie gesagt, nicht nur ein jeder beobachtender Arzt, sondern auch ein jeder anderer ohne große Anstrengung des Geistes oder Gedächtnisses dergleichen angeben kan. Wenigstens mögte ich aus meiner Erfahrung die Schwindsucht nicht sowohl erblich als vielmehr ansteckend nennen; ich habe inzwischen zu größerer Ueberzeugung der Ungläubigen unten noch mehr Schriftsteller angezeichnet c). Freilich ist diese Mittheilung nicht in einem jeden Falle so entschieden, nicht einem jedem Subjecte gleich gefährlich, daß man sie immer vorher sagen kan, oder sie sogleich bei dieser chronischen Krankheit wie bei einer hitzigen nach wenigen Tagen erfolgt; allein diese geringere Susceptibilität, diese glücklich verringerte Empfänglichkeit findet auch bei Personen in andern Krankheiten statt; unzählige Umstände können die Gefahr

c) Journal de Medecine 1777. Nov. p. 405. Rusch Rede im Hannov. Magazin übersezt. 1776. St. 92. Sarcone Geschichte der Krankheiten in Neapel. Th. 1. S. 27.

Gefahr der Ansteckung in diesem individuellen Falle mindern — Bei Schwindsüchtigen die Continenz — die Leichtigkeit sich allein zu betten ꝛc. — eine geringere Anlage zu dem Uebel ꝛc. Wem sind nicht Exempel bekant, daß selbst Blattern ein Kind zuweilen verschonen, das man in eine von Pockenmaterie beschmutzte Wiege gelegt, oder dem die Pocken ohne Erfolg wiederhohlt sind eingepfropft worden? Ich kenne Personen, welche eben so von Krätze nichts gelitten haben, und andere, welche eben so ungestraft sogar der Lustseuche entwischten, wenn sie sich gleich der Gefahr der Ansteckung dreist bloß gestellet hatten. Die Exempel, wo die Stuben- und Bettgesellschaft nicht immer bei der wahren Schwindsucht gefährlich geworden ist, wo Eheleute oder Verwandte sich nicht allzeit dieselbe mitgetheilet haben, sind also bloß Ausnahme von der allgemeinen Regel, und so wenig Beweis wider das Ansteckende dieses Uebels, als jene bei Pocken ꝛc. von denen die Ansteckung durchgehends anerkant und weniger bezweifelt wird.

Außer den angegebenen Gründen für die Mittheilung der Schwindsucht ist der aus den Gebräuchen und der Erfahrung ganzer Nationen genommene nicht ganz unwichtig. In Rom und fast ganz Italien ist man so behutsam, daß nach einem Polizeigesetze so gar alles verbrant wird, was dergleichen Kranke gebraucht haben, und die größten Aerzte dieser Nation, **Morgagni** (de cauſſ. & ſedib. morbor. epiſt. 22, 3.) **Valſalva**, **Sarcone** ꝛc. (del Contagio del Vajuolo 1770) meiden die Oefnung solcher Leichen aus Furcht vor der Ansteckung, ja man scheint sogar zu glauben, daß die giftige Materie, so wie beim Aussatze der Juden, selbst durch die Mauern eines Hauses fortgepflanzt werde, und daher bleibt ein Haus, worin ein Schwindsüchtiger gewohnet, oft ein ganzes Jahr unbewohnt. In Portugal vernichtet man eben so die Betten und Kleidungen ꝛc. aller die an dieser Krankheit gestorben sind.

Was ist also nach erwiesener Mittheilung der Krankheit, und bei der von aufrichtigen Aerzten selbst zugegebenen Ohnmacht ihrer Kunst wider die wahre Schwindsucht, wenn sie wirklich schon die Substanz der Lunge consumiret, natürlicher, als zu verhüten, daß sie wirklich entstehe oder mitgetheilet werde? oder begreiflicher, als daß man ihr ausweichen müsse? aber alle moralische Predigten von Vermeidung der Ausschweifungen, des Saufens ꝛc. alle medicinische Warnungen vor Erhitzungen und unzähligen andern Veranlassungen, wenn sie auch noch so tiefen erbaulichen Eindruck machen, noch so pünktlich befolgt werden, sind eben so wenig hinreichend die durch dieses Uebel entstehende große Mortalität zu verringern, und die Entstehung zu verhüten, als nach einmal formirter wahrer Vereiterung der Lunge – Der Kuhstall, oder andere angepriesene Mittel, wo es nicht der Gegenstand der schärfsten Poli-

lizeiuntersuchung wird d). Die Bemühung, Ehen zu befördern scheinet oft ganz entgegen gesetzte Wirkung zu haben und der negatife Vortheil oft größer zu werden, wenn man Ehen hintertreibt, verbietet, oder seltner macht. Solte dies nicht der Fall bei schwindsüchtigen Personen seyn e)? Da uns inzwischen die Gewissenhaftigkeit der Aerzte bei den ausgefertigten Gesundheitsscheinen, die gewöhnlich bei anzutretender Ehe zum Gebrauche der Witwencassen erfodert werden, einigermaßen gegen solche Fälle sichert, so wird eben dadurch eine Polizeiuntersuchung oder gar ein Gesetz, welches Schwindsüchtige vom Ehestande ausschließt, entbehrlich, und jenes unendlich nützliche Institut stiftet auch noch diesen bisher unvermerkten Vortheil; nur wird dieser Vortheil nicht auf den größern Haufen, auf die niedrige Classe von Einwohnern verbreitet, die an Witwencassen gemeiniglich nicht Antheil nehmen können, und wo also der Fall nicht ungewöhnlich ist, daß ein Schwindsüchtiger bei bemerkter Abnahme seiner Kräfte oder Gesundheit, sich noch zur Verpflegung in den Ehestand begiebt. Bei diesen Fällen, so selten sie auch immer seyn mögen, müßte man, dächte ich, weniger sorglos seyn. Allein eine vorzügliche Aufmerksamkeit empfehle ich der Polizei und den Verwandten eines Schwindsüchtigen in Absicht der Betten, und rathe leztern die geschwindeste Trennung, so bald die wahre Vereiterung der Lunge, und besonders der auszehrende erschöpfende Schweiß, worin solche Kranke zu zerfließen pflegen, und der sich auch von einem ungeübten Auge nicht leicht verkennen läßt, merklich wird. Es hieße das jammervolle Leiden eines solchen Unglücklichen vergrößern, und würde Grausamkeit verrathen, wenn ich riethe, ihn in dem Zustande seinem Schicksale so zu überlassen, daß man ihm mitleidsvollen Beistand versagte. Ich wiederhole, daß mein Rath sich allein auf Vertraulichkeit, auf Bettgesellschaft einschränke, und wenn diese dem Gesunden nicht ohnehin eckelhaft wird, daß man ihn alsdenn an die Pflicht gegen sich selbst erinnere, die Kinder auch vom Bette entferne. Ausserdem mache ich es mir noch zur dringenden Pflicht, auf das angelegentlichste wider das **vertrödeln** der von ansteckenden Schweiße ꝛc. durchdrungenen Betten und Kleidungsstücke zu warnen, da ohne Zweifel, wann ein solcher Kranker sie in dem lezten Zeitpunkte

d) Ein Arcanum oder Präservatif besitze ich leider wider dieses Uebel nicht, und verstehe überhaupt so wenig, einen gesunden mit Arzneien vor Krankheiten zu sichern, als das Kunststück einen Soldaten gegen den Schuß fest zu machen; aber dies Mißtrauen gegen Präservatife oder diese Unwissenheit hindert doch nicht, den Soldaten zu warnen, daß er sich nicht ohne Noth einer Batterie bloß stelle.

e) Ich bin nicht der erste, der hierüber ein Policeigesetz wünschet: Frank will ausdrücklich in seinem System einer medicinischen Policei 1779 solche Ehen verboten wissen.

punkte seines Elendes gebraucht hat, dadurch ein Uebel weiter verbreitet wird, das ohnehin seine Grenzen täglich erweitert, und bisher die Hülfe der Facultät so sehr demüthigend verspottet. In Hospitälern, wo es die Einrichtung, und nothwendige Sparsamkeit nicht erlaubt, den Kranken andere Betten zu geben, als solche, worin vorher schon zuweilen ein Schwindsüchtiger gelegen, und diese traurige Nothwendigkeit oft eine Ursache wird, daß Personen selbst bei der geringsten Anlage zu dieser Krankheit selten entwischen, würde ein Mittel dawider weniger anwendbar seyn, aber wenn außer den Hospitälern die hinterbliebene oft bemittelte Verwandte eines solchen Kranken weniger Delicatesse besitzen, dergleichen Nachlaß zu veräußern, als die Trödler, ihn anzunehmen, so läßt sich dieses wohl nicht anders als aus ihrer Unwissenheit über die mögliche Mittheilung der Krankheit, darin sie durch die bisherige Toleranz sind bestärket worden, erklären. Diesen habe ich also geglaubt es schuldig zu seyn, die Gefahr dabei anzuzeigen, und zu rathen, daß wo dergleichen Nachlaß nicht vernichtet, doch auf eine zuverläßigere und gewissenhaftere Art, als bisher gewöhnlich gewesen, gereiniget werden möge.

Wie glücklich wären die Aerzte, wenn sie von den so sehr unterschiedenen, und mannigfaltigen Ursachen der Schwindsucht mehrere so gewiß zu verhüten im Stande wären als die beschriebene!

Hannover. Wichmann.

---

## Regenbogen ohne Wolken.

Am 14ten Mai dieses Jahrs mit aufgehender Sonne schien der Himmel recht klar zu seyn; jedoch war derselbe mehr blaß als blau, woraus ich sicher schließen konte, daß die Luft voller Dünste war, obgleich der Wind aus Osten kam, und nicht die geringste Wolke zu sehen war. Das Barometer war in der Nacht 1 Grad gefallen, und das Fahrenheitsche Thermometer stand auf 56. Um halb 5 Uhr, und also zur ungewöhnlichen Zeit, erschien in der Atmosphäre ein milchweißer Regenbogen, welcher über eine Viertelstunde stehen blieb. Der Diameter dieses Halbbogens betrug ohngefähr die Hälfte eines gewöhnlichen Regenbogens. Um 10 Uhr drehete sich der Wind nach Süden, und das Thermometer stand in der Sonne auf 80, und im Schatten auf 72, und blieb auf diesen Graden bis um 3 Uhr Nachmittages, da es bei einem schweren Gewitter bis auf 61 herunter fiel.

* * *

Am 2ten Jun. des Morgens war der Himmel ganz heiter; das Barometer aber fiel 2 Grad, und der Grad

der

der Wärme war 84; der Wind kam aus Süden, und brachte ein leichtes Donnerwetter, nach welchem der Himmel sich zwar aufklärte, doch so, daß sich die Dünste nur vertheilet hatten. Des Abends um 8 Uhr formirte die Sonne in diesen Dünsten einen schönen Regenbogen, obgleich keine Wolken im eigentlichen Verstande zu sehen waren. Alle Gegenstände der Sonne, insonderheit verguldete Knöpfe und Windfahnen auf den Dächern schimmerten blutroth.

Hannover. L. M. N.

---

## Lehrreiche Unterhaltung.

Vor einigen Jahren wurde ich von einem Manne zu einem Spaziergange eingeladen, welchen eine ziemlich starke Leidenschaft zum Spiele beherrschte. Es war ein heiterer Frühlings Morgen, an welchem die wieder auflebende Schönheit der Natur alles zu einer ergötzenden Bewunderung aufforderte. Mein Begleiter gieng langsam voran, und ich gieng auf einem zwischen denen angenehmsten Kornfeldern befindlichen Fußsteige hinter ihm her. So oft ich dieses oder jenes Gespräche begann, so oft wurde solches mit einem bloßen Hm! Ja! oder Nein! welches mir zur Antwort ward, wieder abgebrochen, worauf ich eben so stillschweigend folgete, als mein Begleiter voran gieng. Nachdem wir unsern Weg in einem Stundenlangen Stillschweigen fortgesetzt hatten, kehrte sich jener unerwartet um, blieb stehen, sahe mir starr ins Gesicht, und sagte; „Funfzehn in der Vorhand, so ist des „andern sein Geld meine.„ Hiemit setzte er seinen Stab weiter, wir verfielen wieder in unser voriges Stillschweigen, und giengen nach Haus, ohne ein anderes Wort geredet zu haben. Uns fehlte also auf unserm Spaziergange nichts weiter, als ein mit Rollen versehener Spieltisch, um selbigen für beide Theile ergötzend zu machen.

X.

Hannoverisches Magazin.

52tes Stück.

Freitag, den 30ten Junius 1780.

# Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(S. das 11te, 12te und 13te St. von d. J.)

## Sechster Brief.

Wehrtester Freund!

Heute habe ich so viele Materie zum schreiben, daß ich nicht weiß, wobei ich anfangen und aufhören soll. Ich will Sie diesmal mit keiner langen Reisebeschreibung aufhalten. Was kan es Ihnen verschlagen, wie oft wir Anker geworfen, und wie oft wir wieder unter Segel gegangen sind; wie oft wir guten oder contrairen Wind, oder Meerstille gehabt. Es wird Ihnen genug seyn, wenn Sie wissen, daß ich eine glückliche und vergnügte Reise gehabt habe, und daß ich allhier auf Samarang glücklich und gesund angelandet bin. Den 8ten April mit Anbruch des Tages giengen wir unter Segel, und den 15ten legten wir eine Stunde von Samarang, und eine halbe Stunde von der Samarangischen Rhede, unter einem erschrecklichen Donnerwetter Abends um 7 Uhr Anker. Wir konten wegen dieses schweren Ungewitters nicht auf die Rhede kommen. Es that einige so harte Schläge, daß wir einige mal glaubten, es hätte im Schiffe eingeschlagen. Ein Schiffer ist auf der See für nichts mehr bange, als für dergleichen Ungewitter. Es ist kein Wunder; denn man hat hievon viele traurige Exempel, und schlägt es ein, so ist es fast unmöglich, das Feuer zu löschen, weil ein Schif aus lauter leicht feuerfangenden Materien besteht. Auf der ganzen Reise ist sonst nichts merkwürdiges vorgefallen. Was mir am merkwürdigsten gewesen, ist dieses, daß ich zum erstenmal einen feuerspeienden Berg, an welchem wir etwa in der Entfernung von 2 Stunden weggesegelt sind, gesehen habe. Er ist von einer ansehnlichen Höhe, noch viel höher als der Blocksberg, und heißt Taggal. Er spie zu derselben Zeit kein Feuer, aber er rauchte stark, welches man des Nachts, weil eben heller Mondenschein war, sehr deutlich sehen konte.

Den 16ten April, früh um zwei

Uhr kam schon ein Fahrzeug von Samarang, welches den Schifscapitain und mich abholte. Um sechs Uhr mit Anbruch des Tages landeten wir auf Samarang an. Ich machte sogleich dem Herrn Gouverneur, Johannes Robert von der Burgh, die Visite. Ein Gouverneur von Java ist ordentlicher Weise allezeit zugleich Rath von Indien. Obgleich der itzige es noch nicht ist, jedoch aber vermuthlich bald werden wird; so wird er doch Edler Herr genant. Der Herr von der Burgh ist ein kleiner Mann, so fein und zierlich von Knochen, wie eine Jungfer, dabei besitzt er aber einen durchdringenden Verstand. Wie ich meine Danksagungscomplimente angebracht hatte, sagte er zu mir: „Seyn sie willkommen hier auf Samarang; ich habe sowohl ihren „Brief von Batavia, als auch den „von . . . empfangen; ich hätte gern „gewünscht, sie eher hier zu sehen, „aber ich habe darauf gewartet, ihnen einen guten Posten zu geben, und „da vor kurzem der Cornetsplatz von „meiner Garde zu Pferde vacant geworden ist, so habe ich sogleich ihrentwegen nach Batavia geschrieben; ich wünsche, daß sie vorerst „damit zufrieden seyn mögen. Haben „sie schon unter der Cavallerie gedient?" Nein, antwortete ich, niemals. „Nun," fuhr er fort, „das „macht nichts; so viel als sie hiezu „vonnöthen haben, können sie bald „lernen. Belieben sie nur mit dem „Herrn Commendant Tropponegro „zu sprechen. Dieser wird sie schon „in allem unterrichten. Die Tafel haben sie allezeit bei mir, und sie werden diesen Mittag wiederkommen, bei „mir zu essen." Von da gieng ich zu dem Herrn Capitain Commendant Tropponegro, welcher ein Sachse von Geburt, und von italienischer Abkunft ist. Ob er gleich nur Capitain ist, so ist er doch zugleich Chef von allen Truppen der Insel Java, jedoch unter der Ordre des Herrn Obersten Frankena, welcher, wie ich schon gemeldet, Chef über alle holländischen Truppen in Indien ist. Hieraus können Sie urtheilen, was ein Capitain hier schon für eine Creatur sey, und so ist es nach Proportion mit einem Lieutenant und Fähndrich.

Das Corps Leibdragoner, wobei ich die Ehre habe, Cornet zu seyn, soll aus einem Capitainlieutenant, welcher Chef davon ist, einem Cornet, zwei Wachtmeisters, vier Corporals, einem Tambour, zwei Trompetern und vierzig Gemeinen; mithin überhaupt aus ein und funfzig Mann bestehen; jetzt aber ist es nur zwei Mann stark, und das ist der Capitainlieutenant und der Cornet. Wie geht das zu? ich will es Ihnen erzählen. Es ist schon seit einigen Jahren auf der Ostküste von Java mit inländischen Regenten Krieg gewesen, und es wird ein Commando nach dem andern da hingesandt. Weil es aber in den dasigen Gegenden so ungesund ist, daß die Menschen mehr von dem Clima als vor dem Feinde sterben, so hat der Feind noch die mehrste Zeit die Ober-

Oberhand behalten, und der Krieg ist noch nicht zu Ende. Nun wird zwar die Leibgarde zu Pferde ordentlicher Weise niemals zu dergleichen Expeditionen gebraucht, denn sie ist eigentlich bloß dazu bestimt, dem Herrn Gouverneur, besonders vor den Einländern, Honneur zu machen; weil aber vor kurzem auf der Ostküste nothwendig Succurs von nöthen war, so hat der Herr Gouverneur, wegen Mangel des Volks, sich genöthigt gesehen, seine Garde dahin zu senden. Der Capitainlieutenant ist gleich im Anfange an einer leichten Wunde gestorben, und der Cornet, welcher nachher das Commando gehabt, hat sich bald darnach auf eine so schändliche Art überfallen lassen, daß das ganze Corps Dragoner mit Strumpf und Stiel ist aufgerieben worden. Diejenigen sind noch glücklich gewesen, welche in der ersten Furie sind massakrirt worden. Mit den Gefangenen ist der Feind auf die grausamste Art umgesprungen. Sie haben unter den entsetzlichsten Martern einen langsamen Tod sterben müssen. Der Cornet, welcher durch seine unverantwortliche Nachläßigkeit und Poltronnerie an diesem Unglück Schuld gewesen ist, hat seinen verdienten Lohn empfangen. Er ist mit unter der Anzahl der Gefangenen gewesen. Die Feinde haben ihm die Haut abgelöset, und das rohe Fleisch mit siedendem Oel so lange begoßen, bis er unter diesen schrecklichen Martern gestorben ist. Es ist hier zu Lande im Kriege eine Hauptregel: aut vincere, aut mori, entweder siegen oder sterben. Wir hoffen jetzt täglich auf einen Soldatentransport, der von *Batavia* kommen soll, um die Garde zu Pferde von neuem wiederum aufzurichten.

Nachdem ich mich genau erkundiget, worin eigentlich mein Dienst, welchen ich als Cornet bei der Garde wahrnehmen muß, bestehe, so will ich Ihnen solches kürzlich wiederum mittheilen. Ohngeachtet ich drei Arten von Bedienungen zugleich bestreiten muß, so kan ich doch alles im Spielengehen verrichten, ja mein Dienst ist selbst mit vielen Annehmlichkeiten verknüpft. Ich bin erstlich, nach europäischer Art zu reden, Oberstallmeister. Nun muß ich aufrichtig bekennen, daß ich nichts davon verstehe; aber das ist auch nicht nöthig. Ich halte mir, wie Rabener sehr weißlich sagt, einen großen Jungen, welcher es um so viel besser versteht, und das ist der Stallmeister, welcher schon in Europa bei einem hessischen Cavallerieregimente diesem Dienst vorgestanden hat. Alles was ich hiebei zu thun habe, ist dieses, daß ich dann und wann in den Stall gehe, und zusehe, ob alles in richtiger Ordnung sey, auch muß ich den täglichen Rapport, welchen ich von dem Stallmeister empfange, dem Herrn Gouverneur wiedergeben. Dieser ganze Dienst ist eigentlich nichts anders wie eine Art von Ceremonie. Bei dem zweiten Amte aber, welches ich bekleide, fällt etwas mehr zu thun vor. Ich muß gewissermaßen einen Hofcavalier agiren. Das ist wiederum was neues;

jedoch denke ich diesem Amte mit vielem Ruhme vorzustehen, denn mein vornehmstes Geschäfte bei dieser Bedienung ist dieses, daß ich alle Tage mit dem Gouverneur, es sey bei ihm, oder bei andern, sehr magnifik esse und trinke. Mein drittes Amt ist endlich dieses, daß ich als Officier zu Pferde und zu Fuße, sowohl bei grossen Ceremonien, um Honneur zu machen, als auch im Fall der Noth gegen den Feind Dienste thun muß. Das leztere fällt sehr selten vor; das erstere aber sehr oft. Von allen diesen Aemtern werde ich bei vorfallenden Gelegenheiten weitläuftiger reden. Den 20ten dieses haben wir den Geburtstag unsers Herrn Gouverneurs sehr festlich gefeiert. Alle Personen von Distinktion von beiderlei Geschlecht waren dazu eingeladen. Wir kamen, wie es hier gebräuchlich ist, Abends um 6 Uhr zusammen, und blieben bis den andern Morgen um drei bei einander. Dies Fest wurde in dem Lustgarten des Gouverneurs, welcher dicht vor Samarang liegt, gefeiert. Der ganze Garten war illuminirt, welches einen prächtigen Prospekt gab. Vor und nach der Tafel wurden Spielpartheien gemacht, und getanzt. Bei der Tafel giengen die Pokale herum, und bei den vornehmsten Gesundheiten wurde ein Rundal gemacht, die Kanonen gelöset, und ein dreimaliges Hussé gerufen. Ich bin ꝛc.

* * *

Samarang,
den 24ten April 1772.

## Siebenter Brief.

Bester Freund!

Wissen Sie was neues? Ich habe schon eine Campagne oder vielmehr eine Expedition gegen den Feind gemacht, und bin auch schon wieder zurück. Das ist alles sehr geschwind gegangen. Den 27ten des vorigen Monats ward ich nebst dem Capitain von den Dragonern Mittags um 11 Uhr zu dem Herrn Gouverneur gerufen, welcher uns ankündigte, daß wir uns um 6 Uhr Abends bereit halten mögten, um mit funfzig Mann Grenadiers an Bord zu gehen; wir mögten um fünf Uhr wieder kommen, da er uns eine nähere schriftliche Instruktion geben würde. Wir mußten uns also so geschwind wie möglich marschfertig machen, und uns mit Munition und allen zum Kriege erforderlichen Nothwendigkeiten versehen. Der Herr Gouverneur hatte Nachricht gekriegt, daß sich etwa 30 Stunden von Samarang ein Rebell aufgeworfen habe, der sich für einen Pangerang, das heißt, für einen Prinzen ausgegebē. Dieser hatte sich einen Anhang gemacht, und in den dasigen Gegenden viele Grausamkeiten ausgeübt. Wir mußten also, nebst noch 300 Mañ inländischer Truppen, welche unterwegens zu uns stoßen solten, den Pangerang mit seinem Anhange aufsuchen, und insonderheit trachten, denselben entweder tod, oder lebendig, zu kriegen. Denn so bald man das Haupt von solchem zusammen gelaufenen Raubgesindel hat, so flüchten

flüchten sie von selbst. Diesem zufolge giengen wir des Abends um 6 Uhr mit fünf Fahrzeugen zu Wasser. In dem erstern, welches von den andern sehr distinguirt war, saß ich nebst dem Capitain, unsern Domestiken, und zwei Waldhornisten; in dem zweiten war die Munition, wobei ein tüchtiger Corporal mit vier Mann commandirt wurde, und in den übrigen drei Fahrzeugen wurde die übrige Mannschaft, nebst den Unterofficiers vertheilt.

Den 28ten April mit Anbruch des Tages, das ist hier allezeit Jahr aus Jahr ein Morgens um sechs Uhr, gleichwie Abends um sechs Uhr allezeit die Sonne untergeht, langten wir zu *Japara* an. Hier habe ich den liebenswürdigsten Mann von der Welt kennen lernen, welcher sich **von der Becke** nennt, und Resident oder Oberhaupt von *Japara* ist. Er hat nicht allein uns beide Officiers aufs freundschaftlichste empfangen, sondern auch unsern bei uns habenden Grenadiers alles mögliche Vergnügen, und ein Präsent von hundert Dukaten gemacht. Wir blieben den ganzen Tag auf *Japara*, und es stieß hier noch ein **Tomogong**, das heißt, ein inländischer Regent über einen gewissen Distrikt Landes, nebst 150 Mann inländischer Miliz, zu uns, welche theils mit Piken, theils mit Pfeil und Bogen, und theils mit Gewehr bewaffnet waren. Dieser Tomogong ist schon ein Greis von einigen 70 Jahren, aber noch sehr munter und tapfer, und ist der Ostindischen Compagnie allezeit sehr treu gewesen, welches er in verschiedenen Feldzügen bewiesen hat. Er nennt sich **Citrossumo**. Ohngeachtet ein solcher Tomogong bei den Inländern schon ein großer Mann ist, so stund er doch unter unserm Befehl denn es ist hier eine Hauptregel, daß wir Europäer uns bei den Inländern allezeit im Respekt zu erhalten suchen müssen. Wir leben mit den vornehmsten *Javanen* zwar auf einen freundschaftlichen Fuß, aber sie müssen doch von uns allezeit Befehle empfangen. Es muß hier im Lande eine ganz besondere Politik beobachtet werden.

Den 29ten April des Morgens um halb sechs Uhr brachen wir von *Japara* auf, und marschirten über Land. Die Officiers nicht allein bekamen Pferde, sondern auch die Unterofficiers und Gemeine, die inländischen Soldaten aber mußten zu Fuße gehen. Alle Bagage so wohl von Officiers als Gemeinen ward durch *Javanen*, welche dazu auf *Japara* beordert wurden, uns nachgetragen; denn die Wege sind hier nicht so beschaffen, daß sie allerwärts können befahren werden. Um 9 Uhr machten wir einen Halt von einer halben Stunde in der *Negrei Morgiosso*, und um 12 Uhr rückten wir in die *Negrei Cotus* ein. Der Capitain und ich logirten daselbst bei einem Tomogong mit Namen *Werio di Ningrat*, der mit einer verstossenen Frau des Kaisers von *Java* verheirathet ist. Er empfieng uns schon vor der Hausthür mit einem zahlreichen Gefolge, welches er hinter

sich hatte, auch ließ er uns durch seine Miliz Honneur machen. Ein solcher Tomogong komt mir just so vor, als wenn ein Opernkönig aufgezogen komt. Denn wo er geht und steht, hat er allezeit ein zahlreiches Gefolge bei sich, welche mit allerlei Gewehr bewafnet sind.

Den 30ten April, des Morgens um 5 Uhr, brachen wir wieder auf. Der Tomogong Morgiosso stieß noch mit 150 Mann inländischer Miliz zu uns, daß die ganze Armee also mit uns 350 Mann stark war. Nachdem wir auf dem halben Wege einen Halt gemacht hatten, rückten wir Mittags um 11 Uhr in die Negrei Patti ein, wo wir wiederum bei einem Tomogong, mit Namen Suroicromo logirten. Er regalirte uns Mittags und Abends mit einer Tafelmusik, wovon mir noch die Ohren gellen. Die Musik, welche die Javanen machen, und woran sie einen so großen Gefallen finden, ist unsern europäischen Ohren so zuwider, daß man mögte närrisch davon werden. Es ist für uns ganz und gar keine Harmonie darin; ich kan solche nicht besser vergleichen, als mit einem Concert, wo alle auf lauter verstimten Instrumenten krazzen, und unter durch hört man ein dumpfiges Geläute von allerlei Sorten von Glocken. Da wir aus Höflichkeit gegen den Tomogong diese Musik bewunderten, so war er wieder so höflich, und ließ sie zu unserer größten Pönitenz die ganze Nacht spielen, daß wir kein Auge zu thun konten, so müde wir auch waren.

Den 1ten Mai machten wir einen Rasttag, theils um durch Spions nähere Nachrichten von dem Feinde einzuziehen, theils um die Leute ausruhen zu lassen, und ich ritt mit dem Capitain und den beiden Tomogongs nach dem Fort Joana, um von dem dasigen Residenten, der auch schon Spions ausgeschickt hatte, noch mehr zu erfahren. Dieser Resident, welcher sich Niewirt nennt, ist eben ein so guter Mann, wie der Herr von der Beke zu Japara. Man hört hier auf Java so viele edelmüthige Handlungen von ihnen, daß man die größte Achtung für sie haben muß. Ihr größtes Vergnügen ist wohl zu thun, und sie können es auch, denn eine solche Residenz bringt jährlich wenigstens 20 bis 30,000 Rthlr. ein. So bald wir zu Patti, welches eine Stunde von Joana ist, angekommen waren, schickte der Herr Niewirt gleich einen Koch mit allerlei Getränken und Lebensmitteln, um uns und unsere Leute zu bewirthen, auch ließ er gleich wie der Herr von der Beke 100 Dukaten unter sie vertheilen. Gegen Abend kriegten wir die gewisse Nachricht, daß sich der Feind jenseits des Flusses, denn es war auch ein Fluß zwischen uns, in den Gebürgen, welches etwa noch drei Stunden von uns war, gelagert hätte. Auf diese Nachricht hielten wir mit den beiden Tomogons so gleich Kriegesrath, und es wurde beschlossen, den folgenden Tag über den Fluß zu gehen, und den Feind, den Tag nachher, mit Anbruch des Tages suchen zu über-

überfallen. Diesem zufolge brachen wir den 2ten Mai Morgens um 5 Uhr auf. Ehe wir an den Fluß kamen, hatten wir einen Weg zu passiren, der so wenig konte beritten, als befahren werden, weil es an einigen Orten so morastig war, daß die Pferde würden stecken geblieben seyn. Unsere Leute mußten sich deswegen ausziehen, ihre Kleider und Gewehre wurden ihnen durch die Javanen nachgetragen, und so mußten sie suchen durch den Morast, worin sie oftmals beinahe bis an den Hals zu stecken kamen, fast eine Stunde, bis an den Fluß, durch zu waden. Wie machte es denn der Capitain und ich? Ich muß lachen, wenn ich noch daran denke. Wir wurden ein jeder in einem großen Lehnstuhl durch Javanen übergetragen. Ist das nicht lustig, in einem Lehnstuhl gegen den Feind marschiren? Nachmittags um 4 Uhr ließen wir uns über den Fluß setzen, und Abends um 8 Uhr rückten wir in die Negrei Tinkelzewo, welche noch eine Stunde von dem Gebürge liegt, wo sich der Feind aufhalten solte; weswegen wir Wachen und Pikets ausstelten; die Leute mußten angezogen bleiben und die Gewehre bei sich behalten. Des Abends berathschlagten wir uns nochmals, und nahmen Abrede, auf welche Art wir attaquiren wolten, weil wir wiederum neue Nachrichten erhielten, daß der Feind sich noch in den Gebürgen aufhalte. Es wurde beschlossen, unser Corps in zwei Treffen zu rangiren; das erste solte der Capitain mit dem Tomogong Citrossinno, und das zweite ich mit dem Tomogong Suroicromo commandiren. Das erste solte 200, und das zweite 100 Mann stark seyn. Von dem ersten Treffen solten 50 Bucconesen die Avantgarde machen, und den ersten Angrif thun. Die Bucconesen sind ein tapferes streitbares Volk. Wenn sie attaquiren wollen, so beschmieren sie sich das Gesicht und den Leib, denn sie sind fast ganz nackend, mit allerlei Farben, sie lassen die Haare wild und zerstreut über das Gesicht hängen, um recht fürchterlich auszusehen. Wo sie hinkommen muß alles fallen, oder weichen, denn sie wehren sich, so lange sie sich rühren können. Die Ostindische Compagnie hat viele von dieser Nation im Dienste, welche ihr im Kriege große Dienste thun, denn sie lassen sich wohl ermorden, aber niemals zurücktreiben. Eine wilde Tapferkeit oder vielmehr Tollkühnheit ist dieser Nation eigen, worin sie ihre größte Ehre suchet. Doch wiederum zur Hauptsache zu kommen. Die Pelotons wurden durch inländische Officiers und unsere Unterofficiers commandirt. Der Angrif solte kurz vor Anbruch des Tages geschehen. So wurde es beschlossen und auch glücklich ausgeführt.

Den 3ten Mai, des Morgens halb 4 Uhr, marschirten wir stille ab, und um 5 Uhr fielen die Bucconesen den Feind, der uns gar nicht war gewahr geworden, mit solcher Wuth und brüllendem Geschrei an, daß die Berge und Thäler davon ertönten. Der

Feind,

Feind, welchen man ohngefähr auf 800 Mann geschätzt hatte, wurde von diesen 50 Bucconesen allein totaliter geschlagen, ohne daß das erste und zweite Treffen einmal ins Handgemenge kam. Was sich nicht mit der Flucht rettete, wurde niedergemacht und gefangen genommen. Das größte Glück hiebei war noch dieses, daß der Anführer der Rebellen mit tod auf dem Platze lag. Denn so bald dies Raubgesindel keinen Anführer mehr hat, so laufen sie von selbst aus einander. Wir ließen diesem Hauptrebellen wie es hier gebräuchlich ist, den Kopf abhauen, selbiger wurde eingesalzen, und nebst den Gefangenen nach Samarang geschickt, wo er auf einen großen Bambusstock drei Tage zur Schau gesteckt, und darnach in den Fluß geworfen wurde. Hiemit hatte der ganze Krieg ein Ende.

Wie alles vorbei war, marschirten wir wieder nach Zinkelzewo, wo der Herr Resident Niewirt so wohl für uns, als für unsere Leute ein köstliches Gastmahl hatte anrichten lassen. Er selbst war auch mit gegenwärtig, und wir waren den Tag über recht fröhlich. Nach gethaner Arbeit ist gut feiern. Von unsern Bucconesen haben wir doch inzwischen 27 Mann vermißt, und 9 davon waren verwundet. Die übrigen hatten jeder einen feindlichen Kopf auf der Spitze ihrer Pike, und rückten so triumfirend in Zinkelzewo ein. Die Kerls sahen aus wie der lebendige Satan.

Den 4ten Mai mit Anbruch des Tages brachen wir wieder auf, marschirten zu Fuße bis nach der Negrei Cassia, wo wir eingeschift wurden, und über See wiederum nach Samarang zurück kehrten.

Den 5ten des Abends um 11 Uhr landeten wir schon auf Samarang an. Gestern habe ich zum ersten mal einen Krokodil gesehen, welcher mit aufgespertem Rachen am Ufer im Wasser lag. Es ist ein scheußliches Thier.

Den 6ten früh Morgens meldete ich mich mit dem Capitain bei dem Herrn Gouverneur, welcher uns ein gnädiges Compliment machte, und uns dabei versicherte, daß er uns nicht allein bestens bei dem Herrn Generalgouverneur recommandiren, sondern auch bei vorfallenden Gelegenheiten für uns sorgen würde. Es scheint in der That, als wenn sich hier in Indien alles zu meinem Glücke vereiniget. Es ist doch recht sonderbar, daß ich, da ich kaum auf Samarang warm geworden war, schon ein Commando gegen den Feind habe thun müssen, da andere, die viele Jahre hier sind, solches noch nicht erlebt haben. Inzwischen ist es mir recht lieb, insonderheit, da es so glücklich ausgefallen ist. Ich kan mir doch nun von der hiesigen Art zu kriegen einen Begrif machen.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

53tes Stück.

Montag, den 3ten Julius 1780.


## Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Fortsetzung.)

Am 9ten Mai, des Nachmittags, kam der Leibkutscher von dem Herrn Gouverneur zu mir, und brachte mir zwei Pferde mit completer Equipage. Dies war das erste Geschenk, welches der Herr Gouverneur mir machte. Auf dem einen Pferde lag eine Staatsschabracke und ein Staatssattel, und auf dem andern eine alltägige ordinaire Schabracke und Sattel. Die Staatsschabracke ist von rothem Sammet mit Silber gestickt und mit silbernen Frangen; die alltägige ist gleichfalls von rothem Sammet mit breiten silbernen Tressen; beide sind ganz neu. Der beste Sattel ist so magnifik, daß kein Prinz sich [illegible] schämen darf, darauf zu reiten. Der Sitz ist mit rothem Sammet ausgestopft, und aller Beschlag sowohl an dem Sattel als Kopfgestell; ja selbst die Steigbügel sind von massivem Silber. Der andere Sattel ist zwar auch mit rothem Sammet ausgefuttert, aber der Beschlag daran ist von Kupfer. Die Pferde sind beide kastanienbraun. Dies ist noch nicht alles. Diesen Morgen ist auch der Schneider bei mir gewesen, welcher für den Herrn Gouverneur arbeitet, und mußte mir auf dessen Ordre zu zwei Montirungen, den Hut mit eingeschlossen, die Maaße nehmen.

Unsere Uniform ist weißes Laken mit rothen Rabatten, silbernen Schleifen und Achselband; das Kamisol rothes Laken, reichlich mit silbernen Tressen besetzt, und die Beinkleider gleichfalls rothes Laken. Ich kan dieses Präsent wenigstens auf acht hundert Thaler rechnen. So aber kömt der Cornet auf einmal in eine recht magnifike Equipage, daß er selbst nicht weiß, wie. Es ist doch sehr artig von dem ehrlichen Robbert von der Burgh, und ich glaube, daß ich nicht nöthig habe, mich zu schämen, ein solches ansehnliches Geschenk von meinem Gebieter anzunehmen.

Den 11ten Mai kam ein Rekrutentransport von Batavia an, wovon wir 40 Mann bekomen haben, um das Corps

Leibdragoner davon zu errichten. Nun wird also unsere Arbeit angehen, und wir werden täglich zu Pferde und zu Fuße exerciren müssen. Ich habe noch etwas vergessen, welches ich auch von dem Herrn Gouverneur geschenkt bekommen habe, und das sind zwei Paar Pistolen, wovon das eine mit Silber, und das andere mit Kupfer beschlagen ist. Sie steckten mit in den Pistolenhalftern, wie ich die Pferde kriegte; auch waren Stangen, Trensen, kurz alles dabei, was dazu gehört. Da ich nun vorerst zwei Pferde habe, so muß ich mich auch nach zwei Knechten umsehen, denn man muß hier bei einem jeden Pferde einen Knecht haben; wovon die Ursache diese ist: man hat hier keinen Haber und Heckerling, sondern, weil es Jahr aus Jahr ein grün ist, so läßt man täglich Gras schneiden, welches mit etwas aufgetrocknetem Reis, der noch in den Hülsen ist, vermischt wird, und ein Knecht kan nicht mehr als für ein Pferd Gras schneiden. Die Pferde kosten hier nichts, um sie zu unterhalten, aber die Knechte, welche man darauf halten muß. Man kan hier inzwischen leichter daran kommen, wie auf **Batavia**; denn man hat nicht nöthig, Sklaven zu kaufen, sondern man nimt Miethlinge. Unter den **Javanen** giebt es viele, die sich, wenn sie etwas schuldig sind, selbst verpfänden. Wenn ich einen solchen Knecht annehme, so bezahle ich das für ihn, was er schuldig ist, dann ist er so lange mein Leibeigener, bis er mir das Geld wieder gegeben hat; ich muß ihm aber dafür die Kost geben, welche eben nicht theuer ist. Auf solche Weise habe ich schon einen Leibeigenen, welcher bei mir zur Aufwartung ist, und wofür ich 25 Rthl. bezahlt habe.

Den 24ten Mai bin ich auch zum erstenmal mit dem Herrn Gouverneur nach der Kirche geritten. Hievon muß ich Ihnen wieder eine kleine Erläuterung geben. Der Herr Gouverneur, welcher hier auf ganz **Java** wie ein Fürst angesehen wird, fährt alle Sontage, wenn er keine Abhaltungen hat, en Ceremonie nach der Kirche. Hiebei habe ich auch etwas zu thun. Kurz vorher, ehe er wegfährt, reite ich zu ihm, und halte mich so lange in der Antechambre auf, bis er mit seiner Gemalin herauskömt, die ich bis an den Wagen begleite, und in die Kutsche hebe. So bald dieses geschehen ist, setze ich mich in der größten Geschwindigkeit zu Pferde, und reite, nebst dem Generaladjutant von dem Herrn Gouverneur, bei dem Wagen her; jener linker und ich rechter Hand. Zwei Trompeter reiten vorauf, welche unaufhörlich blasen, zwei Läufer laufen dichte vor dem Wagen, und vier europäische Bediente, in rother Livrei mit Golde, reiten hinter dem Wagen. Wenn wir bei die Kirche kommen, muß ich so geschwind wie möglich suchen vom Pferde zu kommen, um die Gemalin des Herrn Gouverneurs aus dem Wagen zu heben, und in die Kirche zu begleiten. Was ich bei dem Hinfahren in die Kirche zu

beobachten

beobachten habe, muß ich auch bei der Zurückfahrt wieder wahrnehmen.

So viel für diesmal, mit der Versicherung rc.

* * *

Samarang,
den 26ten Mai 1772.

** ** **
* * *

## Achter Brief.

Liebster Freund!

Bis hieher ist nichts neues und veränderliches vorgefallen, als daß wir alle Tage zweimal exercirt haben. Denn wir müssen eilen, die Dragoner in Stand zu bringen, weil der Herr Gouverneur mit dem Ende dieses oder dem Anfange künftigen Monats verreisen wird, und dann muß die Garde zu Pferde mit. Wo soll denn die Reise hingehen? Das will ich Ihnen sagen. Wenn ein Gouverneur von Java die Regierung antrit, so muß er drei Reisen nach einander vornehmen. Die erste Reise thut er nach dem Hofe des Kaisers von Java, und des Sultans. Ersterer residirt zu Souracarta, und lezterer zu Jucjucarta. Die zweite Reise thut er nach der Ostküste, und die dritte nach der Westküste von Java, um alle Comtoirs von ganz Java zu besuchen. Da unser Gouverneur noch nicht lange an der Regierung ist, und man auch hier nicht zu allen Jahrszeiten wegen der schlechten Wege zu Lande reisen kan, so hat er noch keine von diesen Reisen, welche mit aller möglichen Pracht geschehen, gethan. Wir haben sie also noch zum besten, und das ist mir besonders angenehm, denn bei solchen Gelegenheiten kriegt man recht was zu sehen.

Die Javanen hatten den 26ten Junius ein großes Fest, und der Patti von Samarang, welcher bei den Inländern schon eine große Creatur ist, denn er ist noch vielmehr wie ein Tomogong, hatte nicht allein den Herrn Gouverneur, sondern auch alle Personen von Distinktion von beiden Geschlechtern dazu eingeladen. Der Herr Gouverneur gieng en Ceremonie dahin, welches er allezeit thut, wenn er einem inländischen Regenten die Visite macht. Wenn ich Ihnen alle die Ceremonien beschreiben solte, welche sowohl von des Patti, als von unserer Seite gemacht wurden, so müßte ich viele Bogen davon voll schreiben, und hiezu habe ich unmöglich die Zeit; ich will nur das vornehmste erwehnen. Wir Dragoner mußten den Herrn Gouverneur escortiren, und der Patti hatte seine beste Miliz zu Pferde und zu Fuß, welche theils mit Gewehr, theils mit Pfeil und Bogen, und theils mit Piken bewafnet waren, ausrücken lassen, um zu paradiren, und dem Herrn Gouverneur Honneur zu machen. Bei unserer Ankunft wurden die Kanonen gelöset, präsentirt und das Spiel gerührt. Die Posituren und Grimassen, welche die inländischen Soldaten bei ihrem exerciren machen, sind sehr lustig und lächerlich, und die militairsche Musik ist so beschaffen,

daß man närrisch im Kopfe davon werden mögte. Die Infanterie sowohl als die Cavallerie, Officiers und Gemeine sind alle barfuß und halb nakend. Wie der Herr Gouverneur aus dem Wagen stieg, nahm ihn der **Patti** bei der Hand, und führte ihn durch vier große Vorhöfe nach seiner Residenz, welche der **Dalm** genannt wird. Die Gemalin des Gouverneurs wurde durch die erste Gemalin des **Patti** geführt. Denn außerdem hat er noch drei angeheirathete Frauen, und wer weiß, wie viel hundert Kebsweiber. Die **Javanen** sind alle der muhammedanischen Religion zugethan, darum können sie so viele Weiber nehmen, wie sie wollen. Wie wir in den **Dalm** kamen, waren für den Herrn Gouverneur und seine Suite Stühle gesetzt. Von den Inländern kam keiner auf einen Stuhl zu sitzen, wie der **Patti** und seine allernächsten Anverwandten. Diese sind seine rechten Brüder und ächten Kinder, die er mit seiner ersten Gemalin gezeuget hat. Alle übrige vornehme **Javanen**, ja selbst die **Tomogongs**, die mit zugegen waren, mußten es sich gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen. Die Devotion, welche die **Javanen** gegen ihre Regenten haben, ist ganz ausserordentlich, und die Regenten sind in ihren Distrikten ganz souverain. Ein **Patti** kan hunderten die Köpfe abschlagen lassen, ohne Jemanden im geringsten Rechenschaft davon zu geben.

Die Divertissements, welche uns der **Patti** machte, bestunden darin, daß er einen Trupp Mädchen nach dem andern vorkommen ließ; diese mußten **padeiangen**, das heißt, sie mußten nach der javanischen Musik allerlei pantomimische Gestus machen; hiebei werden wieder von andern Mädchen allerlei Lieder zum Lobe des **Patti** gesungen, auch wohl alte Geschichten von den Vorfahren des **Patti**. Alle diese Mädchen sind seine Kebsweiber, oder sie sind es gewesen. Ohngeachtet der **Patti** schon über 70 Jahr alt ist, so hat er doch eine Schule von jungen Mädchen auf Zuwachs, welche auch **padeiangen** mußten. Sie sind alle besonders dazu angekleidet. Ihr Kopf ist mit lauter Blumen umwunden, und das Gesicht, und den halben Leib, denn sie sind bis an die Brüste nakend, haben sie mit allerlei Farben beschmiert, welches für die **Javanen** eine angenehme, für uns **Europäer** aber eine affreuse Augenweide ist. Der **Patti** ließ uns auch eine Comödie spielen, wovon ich kein Wort verstand, sie war aber ohngefähr nach dem Geschmack, wie der **Eselskopf**, eine Satire nach dem **Rabener**. Bei der Tafel wurde reichlich getrunken. Bei solchen Gastereien gehen allezeit Pokale herum, und bei jeder Gesundheit, die mit Pokalen getrunken wird, werden die Kanonen gelöset. Es wird hier zu Lande viel schärfer getrunken, wie in Europa, und man kan hier auch mehr vertragen, denn man schwitzt es gleich wieder aus.

Nach

Nach der Tafel, da alles ziemlich illuminirt war, wurde getandackt. Dies ist recht komisch anzusehen. Es kommen zwei Mädchen, welches ordinair Huren sind, singend herein, und fordern einen jeden von der Gesellschaft auf, um mit ihm zu tandacken, das heißt, nach der javanischen Musik allerlei verliebte und komische Gestus zu machen. Zuerst warfen sie sich dem **Patti** zu Füßen, und forderten ihn auf. Nachdem er sie ein wenig vor seinen Füßen hatte liegen lassen, erhob er sich endlich mit einem pattischen Air von seinem Stuhle und winkte ihnen aufzustehen; sie blieben aber noch liegen, wandten ihr Gesicht weg, und machten allerlei verwunderungsvolle Gestus, daß der **Patti** mit ihnen tandacken wolte. Der alte **Patti** gieng darauf mit einem gravitätschen Gange auf und nieder, und die Mädchen krochen hinter ihm her, wie die Würmer. Endlich warf er ihnen sein Schnupftuch zu. Auf dieses Signal stunden sie auf, und nun fieng er an, mit ihnen zu tandacken. Es war ein Plaisir anzusehen was dieser alte Mann noch für verliebte und komische Gestus machen konte. Mehr wie tausend **Javanen**, die um uns herum auf der Erde saßen, klopften beständig dabei in die Hände, und riefen ihm durch ein javanisches Bravo ihren Beifall zu. Wie der **Patti** fertig war, brachte er die beiden Mädchen dem Herrn Gouverneur zu; er kaufte es aber mit einer Hand voll Dukaten, die er ihnen in den Busen warf, ab, darauf forderten sie einen jeden von der Gesellschaft ohne Unterschied auf, und sie mußten auch alle daran, jung und alt.

Den 4ten Jul. ist hier auf **Samarang** eine schreckliche Execution gewesen. Es wurden zwei **Javanen** und zwei **Chinesen** gerädert, neune gehenkt, und achte gegeisselt und gebrandmarkt, worunter vier **Europäer** waren. Dergleichen Executionen geschehen hier mit vielen Ceremonien. Alle Rathsherren versammeln sich in schwarzen Kleidern und Mänteln auf dem Rathhause, allwo den armen Sündern das Urtheil vorgelesen wird. Der Gouverneur, welcher nahe vor der Stadt wohnt, komt herein und begiebt sich ins Gouvernement, und alle Officiers, die nicht in Diensten sind, mit ihm. Alle Thore werden geschlossen, und ein Theil der Dragoner muß beständig in der Stadt hin und her patroulliren. Wenn das Urtheil vorgelesen ist, setzen sich die Rathsherren, zwei und zwei in einen Wagen, und bei jedem Wagen marschiren zwei Soldaten mit geladenem Gewehr, und so fahren sie in Procession mit noch einem Commando vorauf nach den Gerichtsplatze, wobei alle Glocken auf **Samarang** geläutet werden. Ich mußte dieses schreckliche Schauspiel mit ansehen, weil ich mit zwanzig Mann zu Pferde commandirt war, um hinter dem Kreise, welchen die Infanterie gemacht hatte, zu halten, und mußte so lange die Execution dauerte, beständig rechts und links um

den Kreis patroulliren lassen. Ich bin über die Hartnäckigkeit der Delinquenten erstaunt. Unter den schrecklichsten Martern bleiben sie so fühllos wie ein Stein, und ließen nicht die geringsten Zeichen des Schmerzens von sich blicken. Ein *Javane* wird auf die jämmerlichste Art schreien, wenn er gepeitscht wird, aber er läßt sich aufhängen, rädern und mit glühenden Zangen zwicken, ohne einen Laut von sich zu geben. Sie thun es aus einem Religionsprincipio.

So blutig und traurig der ehegestrige Tag auf *Samarang* gewesen ist; so frölich und vergnügt haben wir den gestrigen zugebracht. Da wir Morgen die Reise nach dem Hofe des sogenannten großen Kaisers von *Java* und des Sultans antreten werden, so gab der Herr Gouverneur gestern Abend ein Abschiedsmal. Morgen früh um 5 Uhr brechen wir auf. Es sind zu dieser Reise solche Zurüstungen gemacht, als wenn in *Europa* ein Potentat den andern besucht. Die Reise wird, so wie man sagt, vier bis fünf Wochen dauren. Wenn ich wieder zurück komme, ein mehreres. Adieu so lange! Ich bin etc.

***

*Samarang*,

den 6ten Julius 1772.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Sommerhitze unter dem 52ten Grad nördlicher Breite.

Vor sechs Jahren las ich im Hamburger Correspondenten von Florenz, daß man daselbst an einem gewissen Tage eine außerordentliche Hitze ausgestanden habe; es sey nemlich das Fahrenheitsche Thermometer auf den 92ten Grad gestiegen. Es war nicht dabei angeführt, ob das Glas in der Sonne oder im Schatten gehangen: indessen wurde dabei bemerkt, daß dieses der höchste Grad in Batavia sey, woselbst das Fahrenheitsche Thermometer niemals über dem 92ten und niemals unter dem 90ten Grad stünde. Eben da ich dieses las, kam der Herr Hofmedicus *** und Herr F. Gr. zu mir, welchen ich diese Beobachtung vorlegte, und sie zu meinem Thermometer führte, welches im Schatten eben auf 92 stand, und im selbigen Sommer noch viermal auf diese Höhe stieg.

Wir versuchten, ob wir durch Umfassung der Kolbe mit bloßen Händen den Merkurium nicht noch höher treiben könten, es war solches aber nicht möglich. Ich gieng darauf mit dem Thermometer in den Keller, um ihn zum fallen zu bringen, und nachmals versuchten wir alle drei, wie hoch wir ihn durch Anrührung mit den Händen treiben könten, und wir kamen sämtlich auf den 92ten Grad, durchaus aber nicht höher. Wir zogen daraus fol:

folgende Schlüsse, die ich einem jeden zu fernerer Beurtheilung vorlege: 1) Im Sommer ist die äußerliche Hitze des menschlichen Körpers der 92te Grad. 2) Das natürliche Feuer des menschlichen Körpers übersteiget die Wärme des Sommers. 3) Weil die Sommerhitze unsers Klimas selten über den 80ten Grad steiget, so dienet der wärmste Sommer noch zur Abkühlung unsers Körpers. 4) Ein Thermometer ist die sicherste Probe, der ab- oder zunehmenden Hitze eines Patienten.

In jedem der folgenden Jahre habe ich bemerket, daß vorbeschriebene Sommerhitze für unser Klima gar nichts ungewöhnliches sey, ja daß die Hitze zu Hannover die Batavische, jedoch ohne lange Dauer, oftmals gar übertreffe; der 3te des gegenwärtigen Monats Junius gab einen Beweis davon.

Mit aufgehender Sonne hatten wir Südwind; das Barometer war in der Nacht 1 Grad gefallen, und das Thermometer stund auf 68. Der Wind drehete sich nach Südwesten; die Luft wurde sehr schwülicht. Ich wünschte den Grad der Wärme im Sonnenschein und Schatten zugleich zu sehen, konte aber in Ansehung der Sonne meinen Zweck anfangs nicht völlig erreichen, weil die Stralen durch häufige kleine Wolken zum öftern unterbrochen wurden, um so viel mehr war es zu bewundern; daß gegen Mittag das Thermometer in diesen unterbrochenen Stralen auf 100, des Nachmittages aber mit ununterbrochenen Stralen auf 108 stieg und zu gleicher Zeit im Schatten den 98ten Grad erreichte.

## Ungewöhnlicher Nebel.

Am vorbeschriebenen schwülen Tage erwartete man ein schweres Gewitter: allein die Natur nahm einen andern Weg. Es stiegen zwar Gewitter genug auf, weil aber der Wind fast gänzlich stille wurde, so konten sie sich nicht zusammen ziehen, und außer ein Paar leichten Schlägen habe ich keinen Donner gehört. Eins dieser Gewitter nahm sich besonders aus. Zehn kleine und leichte Wolken stunden wie eine Pyramide über einander, sie waren alle so weit aus einander, daß man sie vollkommen zählen konte. Diese Pyramide wurde aus Südwesten von der Sonne bestralt, und weil eben in dieser Gegend um die Wolken der Himmel sehr klar war, so verursachten die Sonnenstralen auf der südwestlichen Seite dieser Pyramide einen kristallenen Schimmer, überhaupt war dieses Spektakel sehr angenehm. Die unterste dieser Wolken lag sehr niedrig; aus derselben schoß zuweilen ein Blitz, wovon aber wegen der Sonne nicht viel mehr zu sehen war, als wenn man am hellen Tage Funken aus einem Stahle schlägt.

Durch den Mangel des Blitzes waren die elektrischen Dünste dieses Tages nicht aufgelöset, und die merkwürdigste Erscheinung verzog sich bis Abends um 9 Uhr, als ein Orkan aus Nordwesten zum Norden und mit demselben

selben ein plötzlicher Nebel entstund, in einer Jahrszeit, da in der untersten Region der Nebel etwas ungewöhnliches ist. Der Erdboden war von der Hitze dieses Tages sehr trokken, und also hatte der Wind vielen Staub mit fortgeführt. Daß dieser Nebel mit Staube vermischt war, konte man daraus abnehmen, daß viele Leute die Empfindung vom Staube, nemlich ein Beißen in den Augen gehabt haben. Es war aber auch ein Nebel, denn der Staub hat keinen Geruch. Der Geruch dieses Nebels war wie der von brennenden Lumpen und Schwefel. Wer jemals einen Nebel hat aufsteigen sehen, muß sich über die plötzliche Ausbreitung dieses Nebels verwundern, denn fast in einem Augenblick waren alle Gegenden, die man absehen konte, bezogen, da sonst der Nebel langsam ziehet, und, wie ich den Tag darauf erfuhr, soll dieser Nebel zu gleicher Zeit, nemlich um 9 Uhr, und mit gleichen Umständen, auch zu Marienwerder, Stöcken, Varenwalde, Herrnhausen, zur List, und sogar in der Grafschaft Schaumburg sich eingefunden haben. Diese plötzliche Ausbreitung wäre nicht möglich gewesen, wenn dieser Nebel erst in diesem Augenblicke entweder aus dem Wasser oder aus der Erde aufgestiegen wäre. Nur ein Orkan konte die grausame Menge elektrischer Dünste aus der obern Region wie ein Blitz herunter schlagen. Habe ich unrecht, so wünsche ich belehrt zu werden, wenigstens kan ich melden, daß die Hitze sich nach diesem Nebel gebrochen hat. Von der Dicke dieses Nebels will ich noch anführen, daß man vom Calenbergerthorwalle das erste Haus in Linden nicht sehen konte, ob es gleich um diese Jahrszeit um 9 Uhr ziemlich helle ist. Die ganze Zeit dieser Erscheinung dauerte eine Stunde. Es wäre zu wünschen, daß man erfahren könte, wie weit dieser sonderbare Nebel sich erstreckt habe.

Hannover, den 7ten Jun. 1780. L. M. N.

---

## Etwas von den Bienen der Minorkaner.

Die Bienenkörbe sind hier von Stein, und gleichen einem Cylinder, welcher nicht stehet, sondern auf der Erde unter einem geringen Obdache liegt, in dessen Basis einige Löcher eingebohrt sind, durch welche die Bienen ein und ausgehen. Man sammelt jährlich zweimal Honig im Mai und September. Weil die Bienen das ganze Jahr durch Blumen genug finden; so darf man keinen Stock tödten, sondern man jagt nur die Bienen durch den Geruch von Eselskoth so lange heraus, bis man den Honig heraus genommen hat. Wegen seiner Vortreflichkeit wird er jährlich nach London und Paris verschickt, und mit einem Schilling das Pfund bezahlt. Ich werde davon eine Probe bei meiner Retour mit in mein Vaterland bringen. L.

# Hannoverisches Magazin.

54tes Stück.

Freitag, den 7ten Julius 1780.


## Zweite Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der Hofnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

### Neunter Brief.

Theurster Freund!

Den 10ten August sind wir von unserer Reise durch Gottes Gnade alle gesund wiederum auf Samarang angelangt. Was ist das für eine angenehme Reise gewesen! Bei dieser Gelegenheit habe ich erst recht gesehen, was ein Gouverneur von Java für ein Ansehen hat. Es kan kein Potentat in Europa mehr geehrt werden, wie unser Gouverneur und seine Gemalin sowohl an dem Hofe des Kaisers, als des Sultans sind geehrt worden. Nun hätte ich erst recht Stof zum schreiben. Allein ich kan mich für diesesmal auf diese Materie nicht einlassen, weil ich die Zeit nicht habe. Mit dem Ende dieses Monats muß ich meine Briefe schon nach Batavia schicken, und ich habe noch eine so entsetzliche Menge zu schreiben, daß ich nicht weiß, wo ich noch die Zeit hernehmen soll. Die Beschreibung von dieser Reise sollen Sie mit der künftigen Flotte erhalten. Was habe ich nicht alles gesehen! Ich habe Menschen mit Tiegern und wiederum Tieger mit Büffeln kämpfen sehen. Unter allem aber was ich gesehen, hat mir nichts besser gefallen, als dieses: der Bruder des Kaisers, oder wie man hier sagt, der Pangerang de Patti, hat eine Compagnie Dragoner von lauter hübschen Mädchen. Der Capitain und Cornet davon sind seine leiblichen Töchter, und die Unterofficiers, Pfeiffer, Tambours und Gemeine sind mehrentheils seine Kebsweiber. Die Mädchen haben zu Pferde und zu Fuß manoevrirt, daß es eine Lust war, solches mit anzusehen. Die Dechargen machten sie so accurat, als wenn es ein Schuß gewesen wäre.

Ich habe verschiedene male die hohe Gnade gehabt, mit seiner Kaiserlichen und Sultanischen Majestät zu speisen. Sie haben mir jeder ein Pferd geschenkt, und der Bruder des Kaisers einen Cris. Dies ist ein kurzes Seiten-

zengewehr, ohngefähr wie ein Hirschfänger. Der Grif ist von Gold und die Klinge geflammet und vergiftet. Es ist eine große Ehre, wenn man ein solches Präsent erhält. Es geschah bei einer gewissen Angelegenheit, wovon ich künftig weitläuftiger reden will. Den ordinairen Titel des Kaisers von *Java* muß ich Ihnen auch noch zum besten geben. Unter unzähligen Titeln, die er führt, sind dieses die vornehmsten:

Súsúhúnan, Paccúlúana, Senopatti Ingola, Abdúlrachman,
Sahitin panatagama, Galifattúlla.

Das heißt:

Alleinherrscher, an welchen das Reich gleichsam angenagelt ist, Generalfeldmarschal über alles, Sklave des barmherzigen Gottes, Fürstlicher Beschirmer des Glaubens, Gesandter Gottes.

Ist das nicht ein großmächtiger, aber zugleich komischer Titel? und so ist es überhaupt an diesen beiden Höfen. Es ist alles sehr prächtig, und zugleich komisch. Von allen diesen künftig ein mehreres.

Mir ist dieser Tagen eine Commission aufgetragen, die ich gerne einem andern überlassen mögte. Ich soll bei einer bevorstehenden Hochzeit das Amt eines Kronjunkers bekleiden. Was ist denn das für ein Geschöpf, ein Kronjunker? Das weiß ich selbst noch nicht recht. Die Mademoiselle de Bly ist Kronjungfer. Wir beide müssen die ganze Hochzeit dirigiren. Was weiß ich aber von den ostindischen Gebräuchen auf Hochzeiten? ich komme doch auch allerwegen bei, und ich muß es noch dazu für eine Ehre ansehen, aber ich habe den Henker von dieser Ehre, denn ich wolte jezt gerne schreiben, und nun nimt mir meine fatale Kronjunkerschaft wieder so viele Zeit weg. Die Menschen machen hier bei den Hochzeiten entsezlich viele Thorheiten und Aufwand. Nun hab ich in 3 Wochen keine Ruhe. Wie werde ich aber mit den schwarzen, braunen und schwarzbraunen Schönen zu rechte kommen, die mich s als ihr verdamtes *Malaiisch* plaudern? und gleichwohl ist meine Pflicht, sie zu unterhalten; ich werde sehen wie ich mit ihnen durchkomme, und was ich nicht weiß, weiß die Kronjungfer, die mich ohnedem in allem unterrichten muß. Von allen diesen Possen künftig gleichfalls ein mehreres.

Nun hab ich Ihnen schon so vieles geschrieben, aber noch nichts davon erwähnt, was *Samarang* für ein Plaz ist. *Samarang* ist ein sehr angenehmer Ort, ohngefähr so groß wie *Wolfenbüttel*. Gegen Mitternacht gränzt es dicht an die See, so daß man, wenn es stürmet, die See sehr stark kan brausen hören. Der Luftstrich in diesen Gegenden ist sehr gesund, welches ich gleich im Anfange, da ich von *Batavia* kam, sehr deutlich habe merken können. Ich bin hier noch einmal so frisch, wie ich auf *Batavia* gewesen bin.

Die Insel *Java*, welche jezt mein Vaterland ist, ist ohngefähr 200 Meilen lang und 30 bis 40 Meilen breit. Es

Es sind auf dieser Insel verschiedene feuerspeiende Berge. Daher entstehen oftmals Erdbeben, jedoch weiß man fast kein Exempel, daß sie zum Ausbruche gekommen sind. Es hat sich aber schon verschiedene mal zugetragen, daß ein solcher feuerspeiender Berg gesprungen ist, welches einen Knall von sich geben soll, daß man es auf 30 bis 40 Meilen hören kan.

Heute habe ich die gewisse Nachricht gehört, daß der Herr Gouverneur noch in diesem Jahr die Reise nach der Ostküste vornehmen wird, welche auf den 25ten September festgesetzt ist. Diese Reise wird länger dauren, wie die erstere. Denn wir haben wenigstens 100 Meilen zu reisen, und der Gouverneur muß sich doch in allen Residenzen und Comtoirs ein wenig aufhalten. Auf dieser Reise geben wir auch dem Prinzen von Maduren eine Visite, welcher, gleich wie der Kaiser und der Sultan, ein Bundesgenosse von der Ostindischen Compagnie ist. Ich freue mich schon wiederum zum voraus auf diese Reise. Ich treffe es doch in Wahrheit recht glücklich. Es sind Officiers auf Java, die zwanzig und mehr Jahre hier gewesen sind, und doch nicht das gesehen haben, was ich zu sehen kriege. Darum hab ich gleich im Anfange nicht ohne Grund gesagt, daß ich den angenehmsten Posten von der Welt habe, denn ich mag gern in der Welt ein wenig herum wirlen zumal wenn man so gemächlich reisen kan, wie wir reisen; und allerwärts, wo wir hinkommen, finden wir eine königliche Tafel.

Wer Ihnen gesagt hat, daß ein Capitain in Ostindien sich jährlich wohl auf 6000 Rthl. stehe, der hat es entweder nicht besser gewußt, oder er hat Wind gemacht. Bei den Engländern kan es seyn, aber bei den Holländern dient sich hier kein Capitain in Garnison höher, wie auf 15 bis 1600 Rthlr. Es giebt zwar einige wenige Posten, welche wohl so viel und noch mehr einbringen, aber nicht als Capitain, hiezu hat man nicht nöthig Capitain zu seyn. Ein Commendant von Passerwan hier auf Java ist nur Lieutenant; und hat doch wenigstens 3000 Rthlr. jährlich einzunehmen. Ein Commendant von Sola Tiga, welches nicht weit von hier ist, steht sich jährlich wenigstens auf 2000 Rthl., und er ist nur Fähndrich. Ein gewisser Herr von Stralendorf, welcher Capitain und erster Resident auf Souracarta an dem Hofe des Kaisers ist, hat jährlich wohl 20000 Rthlr. und noch mehr. Dies hat er aber nicht als Capitain, sondern als erster Resident. Es ist hier eine ganz andere Einrichtung wie in Europa. Kan ich mit der Zeit einmal einen solchen Commendantenplaß kriegen, so bin ich glücklich. Allein hiezu ist es nothwendig, daß man erst einige Jahre hier im Lande gewesen seyn muß, um mit den Inländern, womit man auf solchen Posten viel zu thun hat, umgehen zu können, auch

muß man absolut von der malaiischen Sprache Meister seyn.

Nun wird es all nach gerade Zeit seyn, daß ich auf den Schluß denke, denn ich glaube, daß ich Ihnen für dieses mal genug geschrieben habe. Aber sind Sie auch mit meinen Nachrichten zufrieden? ja, ich glaube es, und ich zweifle nicht, daß Sie diesen Brief mit eben den rührungsvollen Empfindungen lesen werden, mit welchen ich ihn geschrieben habe.

Der Curiosität wegen hab ich in diesen Brief einige Blätter gelegt, wo die Alten vor diesem auf geschrieben haben. Diese Blätter heißen Taon-Kondar. Ein solches Blat würde für einen Kritikus vielleicht ein großes Präsent seyn, und ihm Gelegenheit geben, einen großen Folianten darüber zu schreiben.

Ostindien hat in Europa bei einigen einen so üblen Namen, und ich habe noch kein Land gesehen, wo die Menschenliebe, und Liebe des Nächsten mehr ausgeübt wird, als hier. Was sind hier nicht für trefliche Anstalten für Witwen und Waisen? Eine Witwe, wenn sie auch noch so viele Kinder hat, braucht niemals verlegen zu seyn. Es wird ihr und den Kindern niemals an dem nöthigen Unterhalte fehlen. Was hab ich hier nicht schon für edle Charaktere kennen lernen! Es ist hier so, wie es in der ganzen Welt ist. Es giebt gute und böse Leute. Was ist mir nicht schon für Freundschaft bewiesen worden, da ich ein Fremdling war, und Niemanden in diesen Gegenden kante! Was hat unser würdiger Gouverneur mir nicht schon für Wohlthaten erwiesen! Auf der einen Seite ist er mein Souverain, und auf der andern Seite geht er wieder wie ein Freund mit mir um. Wenn Vorfälle kommen, wobei ich nicht weiß, wie ich mich verhalten soll, so frage ich ihn als meinen Freund um Rath, und es ist ihm allemal lieb, wenn ich Vertrauen zu ihm habe. Kurz, damit ich mit wenigen Worten alles sage, ich habe hier solche edelmüthige Freunde angetroffen, die so denken wie Sie und unsere würdigen Freunde, die wir dafür erkennen. Nun will ich doch im Ernst schließen, mit der Versicherung 2c.

* * *

Samarang,
den 26sten Aug. 1772.

---

# Einzelne Merkwürdigkeiten auf der Insel Minorka.

1. Die Art, einen Todten zu begraben, ist in der That sehr singulair. Man hat nemlich in den Kirchen große ausgehölte Behältnisse, worauf ein großer Stein zum Deckel liegt. Dieser wird, so oft Jemand stirbt, eröfnet, und der Leichnam, welcher in einem offenen zum allgemeinen Gebrauch bestimten Sarge liegt, aus demselben ohne weitere Umstände in die Gruft zwischen die übrigen modernden Gebeine geworfen, und ein bischen

Kalk

Kalk zugefügt, um die Verwesung desto eher zu beschleunigen. Wie sehr ungesund dadurch die Luft in den Kirchen werde, ist leicht zu begreifen. — Man findet hier auch noch die bei den Orientalern übliche Todtenklage; man wundert sich nicht wenig über das Geschrei und die kläglichen Stellungen der Verwandten und Nachbaren bei einem Sterbefall —

2. Die Mönche treiben ihren Gewinst damit, daß sie den Leuten kleine Lappen, worauf das Marienbild steht, verkaufen, welches jeder Minorkaner an seinem Leibe trägt, und dann glaubt er sich vor allen Gefahren sicher zu seyn. —

3. In den Klöstern wird noch eine alte scholastische Philosophie gelehrt. Als ich in das Augustiner Kloster zu Citadella kam, sahe ich hier verschiedene Mönche und ihre Schüler in den Gallerien spatzieren, und mit vieler Hitze und Gestikulationen gegen einander zuschreien. Ich fragte den Prior um die Ursache. Dieser sagte mir, daß disputirt würde. Ich war neugierig, eine solche Disputation dieser rauen Peripatetiker anzuhören. Es wurden also ein Paar junge Disputanten nebst ihrem Präside herbeigerufen, und da war denn die Frage, worüber so gezankt wurde, an per ideas claras in errorem induci possimus?

4. Da das Holz hier theuer ist, so bedient man sich statt hölzener, lauter irdenen Gefäße.

Man holt also auch das Wasser in Krügen so wie im Orient. —

Für das Wasser wird in Mahon wöchentlich 1 ggr. bezahlt.

5. In der Palmwoche hauet man einige Aeste von den hin und wieder auf der Insel zur Zierde der Gärten gepflanzten Palmbäumen, und mit diesen treiben die Kinder ein Spiel, welches eben nicht sehr sanfte Gesinnungen einflößet. Sie schlagen nemlich immer damit auf die Erde und sagen, daß sie den Judas schlügen, weil dieser Christum gekreuzigt, und damit pflanzt sich zugleich eine heimliche Abneigung gegen die Juden ein. Eine Spur von vorigen Zeiten, in denen sie unter spanischer Botmäßigkeit standen, und eine Inquisition hatten. Ehedem hat man die Juden hieselbst sehr verspottet und insultirt. Sie sind aber jetzt vor allen Insulten sicher, da sie das englische Gouvernement schützt, und sich durch den ausbreitenden Handel solche widrige Gesinnungen gegen fremde Religionspartheien von selbst allmählig verlieren.

6. Der Mangel an vielen bequemen fein eingerichteten Werkzeugen, die ihre Arbeit sehr erleichtern würden, zeiget bald ihre Nachläßigkeit, bald ihre Armuth an.

Indeß muß man es doch bewundern, daß sie bei ihren Arbeiten mit so wenigen Hülfsmitteln, so gut fortkommen. Wenn sie ein Gewölbe formiren, so haben sie kein hölzern Gerüst, worüber sie das Gewölbe hermauren. Denn das Holz ist hier kostbar. Dennoch aber erreichen sie ihren Endzweck durch ein Mittel, welches dem ersten Anschein

nach höchst einfältig zu seyn scheint. Der zwischen die Steine gegossene Gips bindet so geschwind und stark, daß sie unter jeden Stein, den sie anlegen, nur einen Stock oder Balken stützen, bis er feste ist. Bisweilen ist die Beschaffenheit des Landes Ursache, daß sie sich mancher Werkzeuge nicht bedienen können. Dies ist der Fall mit unserer deutschen Egge und Pfluge. Ich glaube also, daß die spanischen Landleute nicht ganz unrecht hatten, wenn sie dem Minister zur Antwort gaben, que no se puede trabajur con instrumentos semijantes à los Ynglefes, daß sie mit diesen Werkzeugen der Engländer nicht arbeiten könten. Siehe Clarke Letters concerning the spanish Nation, welcher ihnen zu Zeiten unrecht zu thun scheint. Da das Erdreich hier so steinigt, und der Fels kaum mit einiger Erde bedeckt ist; so kan ihr Pflügen unmöglich in etwas anders bestehen, als daß sie die Erde ein bischen umkehren oder streichen, und dies ist auch hinlänglich genug. Denn die Vegetation ist hier so groß, daß auch auf dem felsichsten Boden zwischen vielen Steinen das Korn stark hervor treibt, so bald nur ein bischen Erdreich da ist.

7. Die Abende und Nächte im Frühjahr, Sommer und Herbst sind hier außerordentlich schön, und eine rechte Erquickung nach einem schwulen Tage; doch ists in den Häusern des Nachts heißer und schwuler, weil sich der Wind gegen Abend legt, die Hitze in den Zimmern ist, und den Schlaf oft sehr hindert; daher genießen die Minorkaner sehr lange in freier Luft den kühlen Abend, nehmen ihre Guitarren zur Hand, und tanzen einen Fandango. Die jungen Leute bringen ihren Schönen eine Serenade, und ermüden ihre schreiende Kehle, und herzbrechende Zither spät in die Nacht. Aehnliche Gebräuche findet man in Spanien, Neapolis und übrigen Italien 2c.

8. Der Nordwind führet im Winter eine so durchdringende Kälte mit sich, daß wirs nöthig finden, uns beim Kamin zu erwärmen. Die Minorkaner aber, selbst Vornehme, solten sie auch noch so sehr frieren, gehn nicht von ihrer alten Gewohnheit ab, und behelfen sich mit einem messingenen großen Kohlbecken, (brazier) welches sie mitten in die Stube setzen, und wobei sich die ganze Familie wärmt. — Diese Kohlen geben aber natürlich einen sehr ungesunden Dampf. Die Kamine, die die Vornehmeren haben, sind also nur zur Parade, und wenn sie ja einmal Feuer anmachen: so geschieht solches bei besondern Gelegenheiten, und das ist ihnen ein rechtes Fest.

9. Pferde sind hier rar, und diejenigen, die man noch findet, werden bloß zum Vergnügen und Ausreiten gebraucht. Es ist allemal der Mühe werth, einen minorkanischen Pächter (lamo) zu sehen, wenn er des Sonntags auf seinem spanischen Gaul mit einem runden Hut, schwarzen Mantel, mit ledernen Kamaschen, gleich Stiefeln, und gesporntem Fuß von seiner Bastide (oder Meyerhofe) zur

Kirche

Kirche reitet. So prächtig sitzen sie zu Pferde! — Esel und Maulthiere sind indeß weit brauchbarer, weil man mit ihnen auf den felsichten Wegen durchkommen kan, wo man mit einem Pferde nie hinzugehn wagen würde. Sie sind daher auch sehr theuer. Ein gutes Maulthier geht nicht unter 100 Thaler weg. Zu Citadella werden die besten gezeugt. Es sind nur wenige Esel, die man von Majorka, und wenig Pferde, die man von Afrika erhält. Die Landleute ziehen sie selbst zu.

Die Anmerkung eines Holländers war nicht unrichtig: er wolle lieber auf der Insel Minorka ein Hund, als ein Esel seyn. So sehr werden diese armen Thiere gequält, und doch ist ihr Futter gering. Außer ein bischen Stroh und abgefallnem Wurzelwerk haben sie selten etwas mehr, als was sie auf den trocknen Felsen suchen.

10. Die Schalen von Schildkröten braucht man wohl als Mollen, um das Vieh daraus zu füttern.

11. Im Monat März pflegt es die Beschäftigung der Landleute zu seyn, die etwas hinfälligen Mauern umzulegen, und das vom Winde hineingewehete Erdreich sorgfältig herauszusuchen und auf ihre Aecker zu bringen. Solche Mühe geben sich die Minorkaner ihren Felsen fruchtbar zu machen. Wie wäre es möglich, ihnen da noch zur Last zu legen, daß sie faul und träge sind. Mich deucht die Beschaffenheit des minorkanischen Bodens führt auf die Auflösung der Frage, warum Palästina jetzt so unfruchtbar ist, da es ehedem so gesegnet war. Palästina besteht aus einem ähnlichen Boden. Wenn der Wind das Erdreich verweht, so bleibt der kahle Felsen, und es wächst fast nichts. Es darf aber nur der Fleiß der Einwohner ein bischen Erdreich hinführen, so ist die Fruchtbarkeit außerordentlich. Ein einzelnes Weizenkorn treibt hier 6 bis 7 Sproßen, da es bei uns höchstens 2 oder 3 hervorbringt.

12. Das Melken geschieht mit folgenden Umständen. Der Meyer läßt zuerst das Kalb der Kuh sich nähern und saugen. Dann zieht er es ohnvermerkt ab, und bindet es an die Kuh, und da die Kuh ihr Kalb so nahe bei sich hat, und im Irrthum ist, daß es sauget, so hält sie beim Melken ruhig still.

13. Ein Beweiß von der großen Vegetation hieselbst ist der, daß die Feigenbäume, die bei uns des Winters so sehr geschützt werden müssen, hier selbst in alten Gemäuren wachsen. Ich habe auch in Gärten doppelte Levkojen aus der Wand hervorkommen sehen.

14. Der Versuch, Butter nach deutscher Art zu machen, gelingt zwar sehr gut, allein die Butter verdirbt, so bald die große Hitze eintritt. L.

---

## Bessere Güter; ein Dialog nach dem Lucian.

### Crates und Diogenes.

Crates. Du hast doch den reichen Märichus gekant Diogen, der mit einem reich beladenen Schiffe von Corinth kam, und seinen Schwager, den

Aristäus,

Aristäus, der eben so reich, wie Märichus war, und immer den Vers aus dem Homer im Munde führte: ich fresse dich oder du mich?

Diogen. Warum waren denn die Kerls so hinter einander her?

C. Sie dachten einer vom andern zu erben. Beide hatten sich verschrieben, daß einer von dem andern erben solte. Kaum war das ausgemacht, so fiengen sie an auf einander zu lauren. Sie schmeichelten und hofierten; dabei aber erkundigten sie sich unter der Hand bei den Wahrsagern, ich weiß nicht, waren es Chaldäer, die ihnen aus den Sternen, oder andere, die aus ihren Träumen vorher sagen solten, wer den andern überleben würde. Ich glaube sie fragten sogar auch den Apoll. Diese nun sagten jedem, daß er den andern überleben, und also die Erbschaft gewiß ziehen würde.

D. Wie dann weiter? Ich möchte gerne das Ende hören.

C. Beide starben zugleich und an einem Tage. Enovius und Tragites erbten alles; denn sie waren mit beiden verwandt. Hievon hatten die Wahrsager, Sterne und Träume nichts vorher gesagt. Denn, da beide Erblasser von Sidon nach Ciram segelten, überfiel sie ein Sturm aus Westen, der sie bis hieher verschlug.

D. Das hatten sie verdient. Als wir indeß noch in jenem Leben waren, guter Crates, da laureten wir gewiß nicht einer auf des andern Tod. Und ich habe sicherlich dem Antistenes auch niemals den Tod gewünscht, damit ich seinen Stock erbte, und es war doch kein schlechter Stock, Antistenes hatte ihn selber aus einem jungen Olivenheister geschnitten, und du hast auch wohl auf meinen Tod nicht gelauret, damit du frühzeitig zu meinem Nachlaß kämest? Ich meine meine Tonne und meine Tasche, und die war so leer auch nicht. Es waren, wie ich mich erinnere, noch zwei gute Portion Lupinen darin.

C. Du und ich, wir hatten auch keine große Güter nöthig. Denn die Schätze, die du von dem Antistenes erbtest, und die du mir nachher überliesest waren uns mehr werth, als das ganze persische Reich werth seyn mag.

D. Was meinst du da für Schätze?

C. Deine Weisheit meine ich, deine Begnügsamkeit, Wahrheitsliebe und Freiheit.

D. Beim Jupiter, ja diese Schätze erbte ich vom Antistenes, und ich ließ sie dir noch besser zurück.

C. Ja, aber die übrigen Sterblichen verachten dergleichen Erbschaften, keiner von ihnen schmeichelte uns, und Niemand lauerte auf uns, um sie von uns zu erben. Die guten Leute hatten alle mit ihrem Gelde zu thun.

D. Daran thaten sie nun so unrecht nicht. Sie waren ja unfähig, unsere Schätze anzunehmen, und zu erhalten. Denn, durch ihre Wollüste abgenutzt, waren sie verfaulten Gefäßen gleich, die, wenn man in sie auch Weisheit, Tugend und Freiheit würde hinein gegossen haben, solche doch nicht hätten bei sich behalten können, wie des Danaus Töchter das Wasser nicht behalten, das sie mit ihren löchernen Sieben ohne Unterlaß schöpfen. Aber ihr Geld können die Leute mit den Zähnen u. Klauen desto besser fassen.

C. Laß seyn. Wir besitzen dagegen aber auch noch alle unsere Güter. Sie konten von allen ihren Reichthümern kaum einen Kupferpfennig mit nehmen, und das nicht einmal für sich, sondern für Charon.

— dt.

Hannoverisches Magazin.

55tes Stück.

Montag, den 10ten Julius 1780.

# Das Mährchen vom Rehburger Brunnen.

## Vorbericht.

An Herrn ***.

Rehburger Brunnen, im Mai 1780.

Ich soll Ihnen eine Beschreibung von dem Rehburger Bade machen, wo Sie diesen Sommer einige Monate zubringen werden. Hier ist sie:

Die Lage des Bades ist romantisch; die ganze Gegend umher, wie ein englischer Garten. Die Quelle und die dabei erbaueten Häuser liegen in einem Grunde, von dicht bewachsenen Hügeln umgeben. In einem simpeln Geschmacke angelegte Spaziergänge gehen gemächlich an den Hügeln hinauf, von welchen die Aussicht auf die umliegende Landschaft fällt; der Steinhuder See, mit der auf der Mitte desselben vom leztverstorbenen Grafen von Bückeburg erbaueten Festung, Wilhelmsstein, oder Isle de Guillaume, genannt, macht ein sehr malerisches Point de Vue.

Nahe an der Quelle sind sehr gut und bequem eingerichtete Wohnhäuser, deren Anzahl jährlich, nach Maaßgabe des Zuwachses der Brunnengäste, sich vermehrt. Man speiset zu verschiedenen Preisen sehr gut; der höchste ist zu 1 Gulden Mittags, des Abends 12 mgr.

Es wird jezt bei dem alten Badehause ein neues erbauet, worin vier Bäder dies Jahr schon zum Gebrauch fertig werden. Das Gebäude ist massiv; die Bäder und Badezimmer bei an sind hoch, gewölbt und luftig; zwei sind von Porzellain, die andern von Stein, muschelförmig geschweift und ausgehauen. Das Ganze wird an Schönheit und Bequemlichkeit selbst die neuen Pyrmonter Bäder übertreffen, die sonst alle andere öffentliche Bäder, die ich noch gesehen, übertrafen.

Von dem Ton in der Brunnenzeit sagte man mir, daß er ganz republikanisch sey. — Die Zeitvertreibe sind Tanz, ländliche Collationspartien, und des Sonntags Illumination. Uebrigens wallt hier jeder seinen Gang zu Wasser und zu Lande, ohne sich um etwas zu kümmern, ohne seinen Hut

abzuziehn, oder seine Knie zu beugen, wenn etwa Laune, oder Unerzogenheit, ihm diese Arbeit zu mühsam vorstellt: jeder kan sich Vergnügungen nach seinem Sinne wählen. Conversationszirkel hat man hier auch, wie an allen andern Bädern, als eine Epoche des Tages. Jeder muß den täglichen Tribut zollen, es sey in Goldstücken, oder Zahlpfennigen, wenn die Summe nur voll wird. Commerzspiele füllen den größten Theil der Zeit des Nachmittags.

Das Wasser ist auflösend und zertheilend, vorzüglich bei gichtischen Uebeln und Rheumatismen sehr wirksam.

Als ich alles gesehen hatte, führte man mich in eine Promenade, die neu angelegt ist, und an der man jezt auch noch arbeitete. Das Ganze ist eine schwermüthige Phantasie in einem schönen mit feierlich dunkelm Schatten gewölbten Buchwalde. Er liegt etwas erhöht. Vorn am Aufgange ist eine kleine an weiße Geländer sich schlängelnde Rosen- und Jesminhecke, die den Eingang heiligt, und, mit Petrarch's Phrase, zu sagen scheint: „hier herrscht die Liebe:„ — Dicht dahinter zur Seite, stehen zwo Urnen mit Ephen umschlungen. Weiter, durch kleine mit Stauden bepflanzte Gänge, komt man zu einem Helden-Grabmal; nahe dabei ist eine Einsiedelei; tiefer in den Wald hinein, über einen in ein Thal herunter rieselnden Bach, ist eine englische Brücke, zur Seite derselben, in einem ausgehauenen Gebüsche, ein heidnischer Altar und eine Nonne.

In dem ganzen Walde herrscht eine Stille, die die Einbildungskraft stimt, und auch vermuthlich die Idee zu diesem Cothurn gegeben hat. Man sagte mir, daß der in dem Grabmale befestigte Helm vor einigen Jahren hier ausgegraben sey, und daß man nicht weit von da auch noch Opfermesser fände. Die Erinnerung an unsere Vorfahren heiligt die Erde, auf der man steht; — ich dachte mir bei jedem Schritte Heldenasche, und Gebeine um sie weinender Geliebten. Voll von diesen Gedanken, verließ ich den Ort. Um meinen melancholischen Empfindungen eine unschädliche Richtung zu geben, träumte ich mir, während der Reise, die Geschichte, die ich Ihnen hier überschicke. Wenn Sie etwas daran finden; so geben Sie sie so ins Magazin, oder ins Museum; oder machen Sie einen Auszug davon, und erzählen sie denn bei Regentagen, mit Vade's Geist, den Herren und Damen beim Rehburger Brunnen. Um die Illusion zu bewirken, supponiren Sie eine gefundene Urne mit *Manuscripten*, (der weite Mantel, unter dem so manche Conterbande von *Wahrheit* und Unsinn, in das klassische Gebiet der Vernunft gebracht wird,) theils in englischer, theils deutscher Sprache.

An das Grabmal denke ich mir eine Inscription:

„Bernhard der Edle, — er fiel im Streit, — seine Asche beweint hier Allwine.„

Bern-

## Bernhard und Allwine;
oder
## Das Mährchen vom Rehburger Brunnen.

Bernhard von M..., ein junger Deutscher, und Eduard Cardif, ein junger Engländer, begleiteten beide ihre Väter auf einem Kreuzzuge. Gleichheit der Jahre, Sympathie, und mehr als beides, Zutrauen glücklicher Unerfahrenheit, verband sie schnell. Eduard war ein schöner Jüngling, vom einnehmendsten, schlankesten Wuchse, Feuer und Entschluß im Auge, gemildert durch den sanftesten Ausdruck von theilnehmendem Gefühl und Treue. —

Bernhard war nicht schön; aber es war in seinem Gesichte und ganzem Wesen ein Ausdruck von Geist, Festigkeit des Charakters und edler Güte, die entweder auf immer fesselte, oder die ihm ungleiche Seelen entfernte. Beide liebten den Krieg; Eduard, um der kriegerischen Uebungen selbst; Bernhard, als eine Gelegenheit, seinen Geist durch die vervielfältigten Gegenstände zu bilden.

Bernhardt's Vater ward am Ende einer Schlacht von Meuchelmördern tödtlich verwundet: er empfahl seinen Sohn Allwood, Eduards Vater. Allwood hatte den jungen Deutschen, so lange seine Verbindung mit Eduard währte, genau beobachtet, und viele Tugenden und Talente an ihm entdeckt, für die Deutschland ihm damals nicht der rechte Himmelsstrich zu seyn schien. Er trug ihm an, ihn nach England zu begleiten, dahin ihn der Tod seiner Gemalin, und eine zwölfjährige Tochter, die er zärtlich liebte, zurück rief. „Als ich jung war, sagte „er zu Bernhard, liebte ich immer die „Freunde meiner Freunde als die mei„nigen, jetzt dauert diese Empfindung „noch in meinen Kindern fort; der „Freund meines Sohnes dünkt mich „mein Sohn selbst zu seyn.„ Bernhard, der bisher über den Tod seines Vaters äußerst niedergedrückt war, ermunterte sich allmählig, und nahm das Anerbieten an. —

Nach einigen Monaten reiseten sie ab. Während der Reise unterhielt sich Allwood und Eduard oft von der Freude, Allwinen (so hieß die Tochter,) unvermuthet zu überraschen. Seit ihrem achten Jahre hatten sie sie nicht gesehen. — Damals noch an der Hand ihrer Mutter, jetzt nicht mehr! — Der Gedanke, Elma nicht mehr zu finden, trübte ihre Freude. Jeden Augenblick wuchs indeß die Sehnsucht, England zu erreichen, und die letzten Stunden schienen länger, als die zurückgelegten Tage. Endlich landeten sie; ehe noch, als sich die Landung des Schifs verbreitete, waren sie selbst auf Cardif's Landsitze. Sie sahen Allwinen in der Ferne im Garten sitzen, unter einer im orientalischen Geschmack angelegten Laube, mit Palmbäumen umgeben. Ohne von ihr bemerkt zu werden, schlichen sie dicht hinter sie. Sie war eben beschäftigt zwei Gemälde einzupacken, welche sie für Allwood gemacht hatte;

Eins war bei Lebzeiten ihrer Mutter schon angefangen, und solte damals nur die lezte Scene des Abschieds vorstellen: Ein Hügel an der Küste, auf der Elma stand, und mit einem von Thränen nassen Tuche noch immer nach dem Schiffe, das man in der äußersten Entfernung sah, zu winkte. Die kleine Allwine schmiegte sich an sie mit einem ängstlichen Blick, als wenn sie die Mutter fest halten wolte, daß sie ihr nicht auch entrissen würde. — Das andere Gemälde hatte Allwine nach ihrem Tode verfertigt. Es enthielt die ganze umliegende Gegend mit allen in Allwood's Abwesenheit gemachten Veränderungen; an der einen Seite, im Hintergrunde, ein Hügel, mit Cypressen und babylonischen Weiden umgeben, deren herabhangende Zweige das unten am Fuße des Hügels still vorbei fließende Wasser berührten; mitten in der melancholischen Gruppe von Bäumen, auf einem niedrigen Postement, die Urne ihrer Mutter; sie selbst, Allwine, den Kopf an den mit beiden Armen umschlungenen Aschenkrug gelehnt, in einem weißen Gewande, mit herabhangendem schwarzem Schleier; in einem an ihren Vater angefangenen Briefe, den sie nachläßig in der einen Hand hielt, las man die Worte: „Soll Allwine immer verlassen weinen? Du sollst nicht mehr „verlassen weinen,„ rief Allwood, und umfaßte ihre Schultern. — Gott! — mein Vater! — ist's möglich!„ — sie stand bebend, wie im Traum. „Ja, wir sind's,„ rief Eduard, und stürzte auf sie zu. — „Gott! Eduard und mein Vater!„ wiederholte sie, fiel ihnen um den Hals und weinte für Freuden. „Wer ist denn das?“ fragte sie Eduard leise, nachdem das erste Erstaunen vorüber war, indem sie auf Bernhard zeigte. — ich mögte alles umarmen, was mir nah ist. — „laß deinem Herzen freien Lauf,“ sagte Allwood, „es ist Bernhard von M . . ., „Eduards Freund, jezt dein zweiter „Bruder.“ Bernhard gieng auf sie zu, sie eilte ihm entgegen: „ich will „dich wie Allwood und Eduard lieben,“ sagte sie, und drückte ihm die Hände, und reichte ihm den schönen Mund.

Bernhard hatte aller Empfindung bisher getheilt; indeß hatte sich seine Aufmerksamkeit vorzüglich auf Allwinen geheftet; er fand sie über alle Erwartung liebenswürdig und schön. — Die innere Bewegung ihrer Seele, die sich, mit kommender und fliehender Röthe, in jedem Pulsschlage auf ihrem Gesichte malte, das leichte Beben ihrer schönen Glieder, jede ihrer Handlungen, wie beflügelt vom Uebermaaß des freudigen Gefühls, dies alles war ihm nicht entgangen, und als der schöne Mund den seinigen berührte, bebten seine Hände wie die ihrigen. — Man gieng aus dem Garten ins Haus; sie zeigte im Vorbeigehn alle die Gewächse und Stauden, die Allwood ihr und ihrer Mutter von Zeit zu Zeit zugeschickt hatte, und die sie mit der zärtlichsten Sorgfalt wartete, voll von dem Gedanken, daß sie Allwood Freu-

de machen würden, indem sie ihn wieder an den schönen orientalischen Himmel erinnerten. Für tausenderlei Fragen ließ sie ihm nicht Zeit, seine Zufriedenheit darüber zu äußern. In dem Hause war alles in der freudigsten Unruhe, und man empfieng sie mit lautem Freudengeschrei. —

Ich übergehe alles Glück der ersten Tage, und der folgenden Jahre; Eduard's, Allwinen's und Bernhard's innige Freundschaft; wie sie sich die Geschichten ihrer Kindheit erzählten, — ihre gegenseitigen Empfindungen, ihre Beschäftigungen; wie sie sich in den Wissenschaften übten, Bernhard's Sprache lernten, ihn noch vollkomner die ihrige lehrten; Allwine mit ihnen jagte und ritt, — jeder des andern Freuden, jeder des andern kleine Leiden theilte. Allwood lebte neu auf; er fand in Allwinen alles das, was ihm ihre Mutter so theuer gemacht hatte, alle die Züge von sanfter Weiblichkeit des Gefühls, und von männlicher Entschlossenheit. Elma hatte ihren Geist vortreflich gebildet: sie erkante früh in ihr diejenige Art Weichheit der Seele gegen Eindrücke jeder Art, die das Gefühl für Recht und Tugend zur Quaal des Lebens macht, und oft eine Mischung hervorbringt, die die Seele zu stark zur Schwachheit, und zu schwach zur Stärke macht; zu gefühlvoll zum Leichtsinn, und zu leichtsinnig zum Nachdenken. Sie wünschte, ihr Festigkeit des Charakters zu geben, ohne ihr etwas von der feinen Reitzbarkeit des Herzens zu nehmen, die die Seele der Geselligkeit ist; die uns jede Freude theurer, und Theilnehmung zum Bedürfnis des Lebens macht. Der sicherste Weg zur Erlangung ihres Endzwecks, schien ihr die äußerste Sorgfalt in der Erziehung; in den ersten Jahren eine unermüdete Wachsamkeit, ihre *Neigungen* tugendhaft zu bilden; in reifern Jahren suchte sie ihrem Geiste diejenige Ausbreitung zu geben, die nothwendig ist, um Lükken zu bemerken, und den Reitz eines zusammenhangenden Ganzen zu erkennen.

„Ich wünsche, sagte sie oft, Allwinens *Neigungen* tugendhaft zu „wissen, um ihr, so viel, als es bei „menschlicher Schwachheit möglich „seyn kan, kämpfendes Streben zu „ersparen. Weiche Seelen erschöpfen „ihre Kräfte bei zu oft wiederholten „mühsamen Anstrengungen: doch aber „soll sie auch nicht allein der Güte ih„rer Gefühle überlassen seyn; auch „nicht bloß den *auf's Wort* ihrer „Erzieher angenommenen Grundsäz„zen. Wir ehren gewöhnlich die Noth„wendigkeit der Tugend und der Recht„schaffenheit, als eine ehrwürdige Tra„dition; dies ist ein Sandgrund, über „dem das große Gebäude, in wel„chem wir uns so sicher glaubten, oft „bei dem ersten Windstoß einstürzt; „selbst gefundene Wahrheiten haften, „wie die Erfahrungen des Lebens. — „Güte des Herzens ist zwar eine rei„che Quelle, die sich aber leicht trübt; „**Erhabenheit und Ordnung** in

„der Seele, die immer mit der Schnel„ligkeit des Gefühls die Empfindung „stimt, sind die Grundmauern, auf „die ich bauen mögte. Zu der Erlan„gung dieser zwo Eigenschaften werden „durch gründliche Kenntnisse fest ge„setzte Begriffe erfordert, die uns „lehren, mit richtigem Maaßstabe den „mehrern oder mindern Werth der „Dinge zu schätzen.„ *)

Drei Jahre lebte die glückliche Familie in der ungestörtesten Zufriedenheit, wie in Tagen des goldnen Alters. Allwine trat in ihr sechzehentes, Bernhard und Eduard in ihr fünf und zwanzigstes Jahr. In dem letzten Jahre besuchten beide Brüder (so nannte man sie nur) alle Provinzen von England. Eduard verliebte sich auf dieser Reise in die Tochter des Grafen von S., und erhielt mit ihrer Hand ein unermeßliches Vermögen, wofür er, auf Verlangen seines Schwiegervaters, sich in London niederlassen, dem Wunsche, noch einem Kriege beizuwohnen, entsagen, und sich den Hofdiensten widmen mußte. Bernhard und Allwine fühlten die Trennung von ihm schmerzlich; er sah ihnen mit trübem Blicke nach, jedoch hafteten, übertäubt von rauschenden Vergnügungen, neuen Aussichten, und dem höchsten Glücke seiner Liebe, jezt keine von den zärtlichern Empfindungen ruhigerer Seelen auf ihm. Die beiden Zurückgebliebenen wurden sich nun alles, liebten sich inniger als jemals, und wünschten bald unzertrennlich verbunden zu seyn. Allwood willigte ein, jedoch mit der Bedingung, daß Bernhard ihn noch erst auf einer Reise nach Jerusalem begleiten, und Allwine indeß einige Jahre in London bei ihrem Bruder zubringen solte.

„Ich bin nicht, sagte er ihnen, für „allzufrühe Verbindungen: Allwine „kennt noch zu wenig Menschen; sie „liebte dich, weil du ihr immer nah „warest, aber sie kan noch nicht beur„theilen, warum du ihrer würdiger „bist, als viele andere. Es wird dir „schmeichelhafter und mir beruhigen„der seyn, wenn sie nach einigen Jah„ren, dem Kreise der Londoner Schmet„terlinge enteilend, selbst weiß, war„um sie dich schätzt, und dir mit vol„lem Herzen wiederholt: ich kan nur „dich lieben! — Was uns anbetrift, „Bernhard, wir haben noch Gelübde „für deinen Vater zu erfüllen.“ —

Bernhard

*) Schah-Gebal würde etwa die schöne Nurmahal hiebei fragen: pflegt man das nicht eine Tirade zu nennen? — Uns ahndet auch etwas in der Art; indes hielt ich die kleine Digression verzeihlich, da sie aus dem Munde einer Mutter nachgeschrieben ist, und die Heldin der Geschichte betrift. Solte übrigens (wie es leicht kommen konte) Allwine in der Folge diesem Erziehungsplane nicht ganz entsprechen; so bitte ich die Leser, zu bedenken, daß es mit den moralischen Projekten oft geht, wie mit den ökonomischen; daß eine Methode gut seyn kan, obgleich noch immer dependent von äußern Zufällen. — Sturm, Winden und Wolkenbrüchen, die die Saamenkörner fortrollen, und die blühenden Fluren überschwemmen.

Bernhard wallte das Blut bei dem Andenken an die Mörder. Er und Allwood hatten ein Gelübde gethan, den Meuchelmord zu rächen, es sey früh oder spät. Angefeuert durch diese Erinnerung, unterwarf er sich leichter, als es sonst geschehen seyn würde, dem Aufschube seiner Verbindung. Allwine gieng schweigend aus dem Zimmer, und verbarg, während der ganzen Zeit der Zurüstung zur Reise, ihre Thränen, um Bernhard nicht wankend zu machen. Den letzten Tag vor ihrer Abreise veranstaltete sie ein Fest für Allwood und alle die jungen Leute aus der Familie, die ihn und Bernhard diesmal begleiten solten. Hinten in dem Garten, nach der See zu, stand ein alter Ruin des ehemaligen Familienschlosses; in demselben hatte sich ein gewölbter Saal erhalten, der auf hohen corinthischen Säulen ruhte; an den Wänden, in Stein gehauen, waren die Bilder ihrer Vorfahren, Waffen und Trophäen; zwischen den Säulen antike Statüen der vornehmsten Helden des Alterthums. Diesen Ort wählte sie dazu. Der Garten und der Saal war erleuchtet; am Ende desselben sah man zween Altäre, der eine der Göttin des Krieges, und der andere dem Schicksal geweiht. Auf beiden sah man Allwood's und Bernhard's Namen mit einem Lorbeer- und Eichen-Kranze. Allwine, weiß gekleidet, ihr langes blondes Haar mit Rosen umwunden, trat vor beide Altäre, und streute Räuchwerk in die blauen Flammen. Bei dem ersten laß man den Inhalt ihrer Bitte: gieb ihnen Sieg und Ruhm! und bei dem andern: erhalte sie mir beide! — Für die übrigen opferte sie Blumenkränze. Allwood fragte die jungen Leute, mit welchen der Helden hier im Saale sie ihren Namen, bei ihrer Zurückkunft, parodirt sehen mögten? Jeder nahm seinen Kranz vom Altar, und weihte ihn seinem Lieblingshelden; „ich wähle für dich," sagte Allwine, und hieng Bernhard's Eichenkranz an Paul Aemil. — Bernhard hatte schon Hannibals Statüe umfaßt, und schwur den Sarazenen ewige Kriege. „Wenn du wieder komst," sagte Allwine, „flecht ich dir Lorbeeren unter die Eichen." — „Ich tausche sie denn ein „für Rosen und Myrthen," erwiederte Bernhard, und schlang seinen Arm um ihren Leib — sie schloß ihn sanft in die ihrigen, und seine Thränen fielen auf ihren Nacken. — „Laßt Allwinen mit euch reisen," rief sie schluchzend, „ich kan von euch nicht „getrennt leben." — Alles um sie her war stumm für Wehmuth; Allwood umarmte sie beide, und sein Herz sprach lauter als seine Weisheit. Noch denselben Abend wurden sie getraut, und den folgenden Tag reisete Allwine mit ihnen ab. —

Alle Unbequemlichkeiten der langen Reise, alle Gefahren, waren nichts, denn die Liebe trug die Kette. Endlich nahten sie sich den heiligen Mauern; „hier," sagte Bernhard, indem

er auf ein kleines Gebüsch wies, „fiel „mein Vater! — Die Rache des Himmels wird uns beistehen. Ich sehe „ihn noch kämpfend sich unter den Dolchen winden! Einen der Mörder traf „ich, die übrigen entflohn!“ —

Ein Jahr verfloß glücklich; oft geschahen zwar gegenseitige Ausfälle, bei denen Allwine zitterte, die ihr aber immer, wie neu geschenkt, den Vater und den Mann zurück führten. Eines Tages — mit trüben Wolken brach er langsam an — fielen die Feinde aus der Burg, und es kam zu einem blutigen Treffen. Allwine stand auf einer Anhöhe in der Ferne, und beobachtete, von den schrecklichsten Ahndungen gefoltert, die Bewegungen beider Heere. Oft sah sie noch, auf dem sich bäumenden Rosse Bernhard's weißen Federbusch hoch in der Luft, und der jedesmalige Anblick belebte sie mit neuer Hofnung. Plötzlich aber sah sie ihn feurig nachsetzen, — jetzt anhalten — viel blinkende Schwerdter schlugen um ihn her — immer erkante sie ihn noch wüthend fechtend, Tod um sich her schleudernd zur Rechten und zur Linken; — auf einmal sank er — und sie sah ihn nicht wieder. —

Die äußersten Grade heftiger Schmerzen, oder überhaupt, aller Leidenschaften, zu schildern, war noch kein Mensch fühllos genug. — Sechs Tage lag sie, wie im Todesschlummer. Londy, Allwoods Bedienter, wich nicht von ihrem Bette. Aengstlich sah sie auf alle, die sie umgaben; ach! sie fand nicht Bernhard und nicht Allwood! Londy berichtete ihr auch Allwood's Tod, der, indem er seinem Sohne zu Hülfe eilte, auf dem Platze blieb. Beider Leichname wurden einbalsamirt. Allwine eilte nach England zurück. Während der Reise gebahr sie einen Sohn, die einzige Frucht ihrer Liebe. Schwach, und fast ohne Athem kam er zur Welt; bei dem ersten Zeichen seines Lebens brach sie in Thränen aus, die ersten, die sie seit Bernhard's Tode die Kraft hatte zu vergießen. Sie sah in dem Kinde wieder Bernhard leben. Bei jeder seiner matten Bewegungen schlug ihr Herz schneller, und sie ward sich selbst wieder theuer.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

56tes Stück.

Freitag, den 14ten Julius 1780.

## Schluß des Mährchens vom Rehburger Brunnen.

In England hatte man schon Nachricht von ihrem Unglücke, und erwartete sie ängstlich. Traurig sah sie die Küsten wieder, die sie so frölich verließ. Eduard empfieng sie am Lande. Welch ein Empfang! Es war nicht mehr die blühende Allwine, nicht mehr der blühende Eduard, beide waren von Schmerz abgezehrt. Sie sagten sich wenig, weil jeder den zu heftigen Ausbruch seiner Empfindung fürchtete. Der kleine Bernhard reichte freundlich die kleinen Hände, als wenn er den Freund seines Vaters in ihm erkante. In dem Schlosse herrschte traurige Stille. — „Wo ist denn deine Frau?„ fragte Allwine. Eduard stockte. — „Ich habe keine „Frau.„ — „Gott! ist sie auch todt!„ rief Allwine entsetzt. „Nein, frag nicht weiter." — Sie erfuhr nachgehends, daß Milady Cardif in der äußersten Ausschweifung lebte, daß Eduard sie gleich nach Entdeckung ihrer Untreue verlassen habe, mit dem festen Entschlusse, sie nie wieder zu sehen; dennoch liebte er sie noch heimlich, ohne es sich selbst zu gestehn. Geliebt werden, und nicht wieder lieben; den verrathen, der uns liebt, — das war über Allwinen's Begriffe. Ihre ganze Seele bebte zurück bei dem Gedanken einer Untreue. Sie hatte für ihre Schwiegerin nie etwas mehr, als Bewunderung ihrer Schönheit und ihrer würklich reitzenden Talente, fühlen können; sie fand immer eine Art leichsinniger Kälte in ihr, die Allwine gegen Eduard Cardif nicht verzieh.

Jetzt ließ sie es sich auf das äußerste angelegen seyn, durch die Zärtlichkeit ihres Umgangs seine Leiden zu versüßen, sie vergaß ihre eigne Lasten für die seinigen. Nach Verlauf einiger Zeit schrieb ihr Bernhard's Schwester, Agathe v. M... aus dem Kloster, daß ihre Gegenwart auf ihres Sohnes Gütern nothwendig erfordert würde. Es betraf verwickelte Streitigkeiten, die sie aus einander zu setzen sich allein nicht getraute. Eduard und Londy begleiteten sie. Bei ihrer Ankunft in Deutschland fand sich, daß sie vorerst nicht wieder nach England zurück kehren dürfte; auch fühlte sie sich ruhiger bei den veränderten Ge-

genständen, die nicht immer Erinnerungen in ihr weckten. Eduard begab sich in den Orden des dem M... schen Gute nahe gelegenen Stifts L..m, und besorgte von da aus die Angelegenheiten seines Neffen mit einem Eifer, der ihn sich selbst entriß.

Der ganze Kelch des Unglücks war noch nicht ausgegossen. — Der junge Bernhard siechte seit seiner Geburt, und starb endlich, als man eben einige Hofnung zu seiner Genesung bekam. Dieser letzte Verlust brach Allwinen das Herz; sie sah sich, in der Blüte ihrer Jahre, wie vom Schicksal verfolgt; ihre Kräfte waren erschöpft. Bei dem ersten Schalle der Todtenglocke ward ihr Schmerz wild, sie ertrug keinen Trost; nicht den Anblick eines Menschen. — Sie gieng heimlich allein aus dem Hause bis an einen nahe gelegenen Wald, sicher, daß man sie da nicht finden würde. Sie sank entkräftet zur Erde, erdrückt von einem unaussprechlichen Gefühle von Unglück. Londy fand sie zuerst. Umsonst versuchte er einige Worte aus ihr zu ziehen, sie sprach nicht, sie hörte nicht, nahm keine Nahrung zu sich; — lange verzweifelte man an ihrem Zustande. Londy, der das ganze fein gesponnene Gewebe ihrer Seele von Jugend auf kante, hofte noch auf ein Mittel, dessen Gewalt über sie er oft bemerkt hatte — Musik. Eduard spielte die Laute. Er ließ ihn, tief in den Wald entfernt, gedämpft ein Lied spielen, das Bernhard ehemals aufgesetzt, und bei Elma's Grabe oft mit ihnen gesungen hatte; Allwine hatte die Worte gemacht; es waren sanfte Klagen, vermischt mit edeln Entschliessungen von Gelassenheit und Standhaftigkeit bei allen künftigen Vorfällen ihres Lebens. Eduard spielte lange ohne Wirkung; Allwine gieng langsam auf und nieder; zulezt schien es, als wenn sie horchte, sie fieng an zu seufzen, ihre Augen wurden beweglicher, und sie sank kraftlos auf die Erde nieder. Londy gieng zu ihr, sie drückte ihm schwach die Hände. Jezt kam Eduard mit der Musik näher; sie that einen heftigen Schrei, und winkte mit der Hand, daß er einhalten mögte. Das erste, was sie sprach, war, daß sie ihr Leben hier im Walde beschließen wollte. Londy mußte ihr eine Hütte bauen lassen, in der sie auch bis an ihr Ende wohnte. Die ersten Monate konte man sie nicht vermögen aus dem Walde zu gehn, sie ertrug nicht das helle Licht des Tages, und die vermischten Farben der Landschaft. Die erste Beschäftigung, die sie wieder unternahm, war, eine Bank von Steinen zusammen zu tragen, und Kräuter und Blumen um ihre Hütte zu pflanzen. Bald nachher errichtete sie Bernhard ein Grabmal, und schrieb kleine Aufsäze, indem sie sich ganz ihrer trüben Phantasie überließ. Einige Pflanzen, die sie fand, erweckten, da Kräuterkentniß immer eine ihrer Lieblingswissenschaften gewesen war, Neugier nach der umliegenden Gegend. Ein Schritt folgte dem andern; auf ihren Spaziergängen sah sie Dörfer, Arbeiter im Fel-

Felde, und fühlte bald wieder Bedürfniß mit Menschen zu leben, und auch für sie etwas zu seyn. Sie sprach mit den Leuten, die ihr begegneten, anfangs mit einer Art Ueberwindung, weil der geringste ähnliche Umstand schmerzlich auf ihre Seele traf, zuletzt aber mit eignem Interesse; sie gab Rath und Trost, wenn man ihn bedurfte, und machte sich allen durch ihre warme Theilnehmung theuer. Man verehrte sie, wie eine Heilige; sie gab den Kranken Kräutersäfte, die sie selbst zubereitete, wartete die, denen Pflege mangelte. Tausend Unglückliche, die sich ihr vertrauten, führte sie mit leichter Hand durch die dornigten Pfade des Lebens, daß sie minder ritzten; oder zeigte, wie man ihnen auswich. —

So beschloß sie nach einigen Jahren ihr Leben. Sie beugte sich, wie der Strauch im Sturme, unter die Hand des Schicksals; verschmähte nicht, mit Trotz gegen die ungleiche Austheilung der Glückseligkeiten, die Freuden, die ihr nahe lagen, und hob sich wieder. Sie fand Trost und Gründe zur Beruhigung, weil es immer das Ziel ihrer Entschließungen blieb, welche zu suchen. Ihre Seele war zu sehr durch Unglück zerrissen, als daß sie nach Fröhlichkeit streben durfte; diese besucht den Menschen nur wie eine Gottheit, und keine Macht vermag sie zu fesseln. Ruhe, Heiterkeit und Bemühung zu genießen, was uns nahe liegt, sind die Wege, die sie gern betrit. — Selig der, den sie besucht! —

* * * * * * * * *

Eine Legende erzählt noch, daß unsere Einsiedlerin zuerst die hiesige Badequelle entdeckte, in derselben den Kranken sich zu waschen rieth, und viele Uebel damit heilte. Sie empfahl sie vor ihrem Tode der ganzen Gegend, als einen vorzüglichen Segen der Natur, und sagte viel von den künftigen Zeiten voraus, in denen man mit mehr Aufmerksamkeit und ausgebreiteterm Nutzen ihre Kräfte versuchen würde; — von einem wohlthätigen Könige, der sie mit Bequemlichkeiten versehen, den Armen zugänglich und den Reichen angenehm machen würde. —

Diese Zeiten sind gekommen: segnend ließen hier schon viele Elende ihre Krücken. — Zufrieden eilt der arbeitsame Städter wieder seinen Geschäften zu, durch Ruhe und einfache Vergnügen gestärkt. Ein aufmerksamer menschenfreundlicher Arzt weihet sich allen; seine Kunst den Kranken; seine unumwölkte Munterkeit den Gesunden; und macht jährlich neue Entdekkungen der mannigfaltigern Bestimmungen des Wassers. — Herrn Webers Briefe über den Rehburger Brunnen.

* * * * * * * * *

Hier noch einige von Allwinen's Fragmenten, die, mit den Nachrichten ihres Lebens, in der ausgegrabenen Urne gefunden sind. — „Ich lebe wieder, Bernhard.„ — Lange dachte ich, ich lebte nicht mehr; ich fühlte nur,

daß ich dich nicht sah; – ich schwamm in einem leeren Raume, nichts über und unter mir, alles sank unter meinen Füßen, wie in unergründliche Tiefen. Dunkles Sehnen nach dir ließ mich nur fühlen, daß ich noch war. – Ach! der Laut von deinem Liede! — Es war, als wenn mit leicht rauschenden Flügeln dein Geist himmlische Harmonien zu mir herunter trüge. — In allen, was meinen Sinnen schmeichelt, Bernhard, bist du mir nah; in dem Dufte der Blüten, — in dem sanft säuselnden West durch die bebenden Blätter, — dies ist Sprache der Geister, denke ich mir, — Düfte der Blüten, ihr Hauch. — Oft schwebst du mir vorüber in dem reinen Blau der Sphären, — in jedem sich schnell schließenden und zertheilenden Wölkchen sehe ich Schweben sel'ger Geister. — Ach, ihr entschwindet meinem Auge, und schwer von Thränen senket sich's wieder zur mühseligen Erde! –*)

* * * * * * * * *

Mir ist leicht, wenn ich mit dir spreche. — Gegen Eduard nenne ich dich nicht. Ach, der Arme! Schwerer sind seine Leiden, als die meinigen. — Wenn du der Rathschlüsse welche kennst; so umschwebe ihn mit tröstenden Ahndungen. —

Wenige Jahre noch, und kein Wandel der Zeiten wird uns mehr trennen. Unsere Seelen liebten sich, und sie werden sich wieder finden, — ich finde dich mit Allwood, Bernhard und Elma, und mit euch tausend Freunde der Vorzeit, die zu kennen, ich mir immer als Zuwachs der Seligkeit dachte. —

* * * * * * * * *

Ich habe einen Druiden-Altar gefunden, tief im Walde. — Er ist mir nicht unheilig. — Menschliche Herzen traten auch hier bittend und dankend hinzu. — Ach, daß sie nicht in der reinen Quelle schöpften! – Hier stärke ich meine Bestrebungen; hier fließen meine Wünsche und meine Klagen. — Klagen, was uns schmerzt, ist Wollust des Herzens. Selten aber sind die Menschen, denen man klagen darf; und seltner noch die, denen man klagen mag: die meisten sind zu schwach, einige zu fühllos. Ähnlich sind die dem Bilde dessen, der die leisesten Seufzer hört, die mit ahnendem Gefühl uns von fern verstehn, uns den Trost zeigen, den wir zu schwach sind selbst zu entdecken, und unsere sinkenden Hände unterstützen. — So warst du Bernhard, gegen jeden Unglücklichen; und leicht, wie

*) Sprach man schon so im 13ten Jahrhundert? — Wozu den alle seit dem gehäufte Folianten, Quartbände und Brochuren? Höre ich den ganzen Chronologischen Areopage fragen. — Wozu? – das Wozu erforderte freilich ein grand principe d'unité. — Rousseau sagt: „les formes changent, mais l'esprit humain reste toujours le même.„ So wäre es also nicht unmöglich, daß man im 13ten Jahrhundert schon sprach, wie im 18ten.

wie Thränen, flossen ihre Klagen zu dir aus der Seele. —

* * *

Ich habe Rosen und Geisblat um dein Grab gesetzt, und um meine Hütte. — Ach, sie blühten so schön, wie junge Kinder der Natur! — losgerissen vom Mutterbusch, liegen sie nun! — Ach Bernhard! Bernhard! — so war unser Leben! Schrecklich aber — schrecklich! schrecklich! brausete der Nord! — und der Baum fiel! — Ach, er fiel, er fiel! — Wie die Rebe vom Ulm gerissen, liege ich nun, und welke im mühseligen Leben!

* * *

Mein Ende naht sich, Bernhard, der Orkan rauscht in den fallenden Blättern, wie ein Vorbote des absterbenden Lebens. — Die letzte Nacht erschien mir Agathens Gestalt beim Altare; sie verschwand, ehe ich sie erreichte. Ob's Täuschung, oder Wirklichkeit war, weiß ich nicht. — Sie winkte mir.

* * *

Sie ist tod, Agathe! — Im Scheiden also erschienst du mir, wie ein leitender Engel? —

Ich habe mir ein Grab gemacht, dicht an dem deinigen. Wenn ich mich schwächer fühle, sehe ich noch zuletzt Eduard, London, alle meine Nachbaren; gehe mit ihnen auf den schönen Hügel, sehe die weiten Fluren, den kleinen See, die Gehölze umher; — denke an alle Freuden unsrer Jugend, an alle fröhligen Augenblicke, an deiner Hand mit Eduard und Allwood verlebt. — Wer schenkte sie mir? denke ich zuletzt, — der, von dem ich komme, und zu dem ich gehe. — Denn senket sich mein mattes Haupt in das moosigte Grab, und dein seliger Schatten umhängt meinen Geist, und führt ihn ein in die himmlischen Sphären.

L**s.

---

## Von dem Haushalt der Minorkaner.

Ein minorkanischer Handwerksmann, als Tischler, Schuster, Schneider, Maurer, verdient sich täglich, wenn er in Arbeit geht, 2 Schill. dies bringt des Jahrs, die Festtage abgerechnet, etwa 150 Dollar. Wenn er fleißig ist, kan er noch 50 Dollar neben her verdienen. Seine Einnahme beliefe sich also auf 200 Rthlr. Nun muß er alle Bedürfnisse des Lebens kaufen. Man rechnet auf eine erwachsene Person 4½ Quartere, und auf ein Kind 1½ Quartere Korn. Besteht nun die Familie aus beiden Eheleuten und drei Kindern, so sind 13½ Quatere Korn nöthig, beträgt die Quartere zu 13 Schill. gerechnet, 44 Rthlr. (1 Quartere ist 1 englischer Centner oder 112 Pfund. Das Brodt ist eine Hauptausgabe der Minorkaner,

ner, weil sie ohne Weizenbrodt nicht glauben leben zu können. Das Oel ist eine zweite ansehnliche Ausgabe. Denn Butter wird nicht gekauft, sondern man bereitet die Speisen mit Baumöl. Eine Familie von fünf Personen, wie ich angenommen, verbraucht 4 Pfund Oel die Woche zu $3\frac{1}{2}$ Real, macht 23 Rthlr. jährlich. Für Gartengewächse, Knoblauch, Reis, Hülsenfrüchte, gesalzen Fisch, Heringe, Stockfisch, Thon von Sardinien täglich $1\frac{1}{2}$ Real, macht 60 Rthlr. jährlich. Die Kleidungsstücke betreffend: so wird auf der Insel nichts als ein grober Camelot zu Mannskleidern, und ein grobes Zeug zu den Mantetten der Frauenspersonen, imgleichen grobe Leinwand zu Tisch und Betttüchern verfertigt. Das übrige alles muß von aussen eingebracht werden. Geringe Leute verfertigen sich eine Art Schuh, oder vielmehr Solen, die gleich den römischen auf dem Fuße vest gebunden werden. Imgleichen tragen die Landleute eine Art Kamaschen von Leder. Für Fleisch darf ich nichts in Rechnung bringen. Doch pflegen sich die Minorkaner an Festtagen damit gütlich zu thun, und auf Ostern muß nothwendig ein Schaf, auf Pfingsten ein Stück vom Ochsen, und Weihnachten ein Puter verzehrt werden. Die Dispensation Milch und Butter in den Fasten zu essen, müssen sie vom Bischof von Majorka einholen; allein sie komt insgemein zu spät, und denn sind die Armen übel daran. — Die Hausmiethe läßt sich etwa auf 15 bis 20 Rthlr. setzen.

Ausgabe.

| | | |
|---|---|---|
| An Korn | = | 44 Dollar. |
| An Oel | = | 23 = |
| Wein, Fisch und Früchten | | 60 = |
| Hausmiethe | = | 20 = |
| Kleidern | = | 59 = |
| Summa | – | 107 Dollar. |

Ob nun gleich außerdem manche Ausgaben vorfallen, so kan man doch annehmen, daß die Frau und Kinder auch etwas verdienen können. Die Söhne müssen das Handwerk treiben, und die Frau und Töchter gewinnen etwas durch Spinnen, Nähen, Waschen und Spitzen machen. Indeß pflegt doch von dem Verdienst nichts erübrigt und auf eintretenden Nothfall beigelegt zu werden. Eine Familie kan sich also bald in bedrängte Umstände versetzt sehen, wenn der Erwerber etliche Wochen durch Krankheit gehindert wird, — und sie doch alles kaufen muß. Die häuslichen Arbeiten einer Hausfrau in der Stadt sind sehr gering. Sie braucht kein Vieh zu besorgen, keine Butter und Käse zu machen, keinen Garten zu bestellen, kein Gesinde zu halten; der Topf ist auch leicht ans Feuer gebracht. Denn ein Paar Schnecken, und höchstens ein bischen Gemüse und Fisch ist leicht in Oel gekocht, und meistens zehren sie doch von rohen Früchten, als Feigen, Granatäpfel, Mohrenfeigen die sie schon des Morgens früh zu einem Stück Weizenbrodt essen. — Es bleibt also der Hausfrau nichts als Nähen und Spinnen

nen und ähnliche Arbeiten dieser Art übrig. Das Spinnen geschieht auf der Spindel. Man beschickt aber damit nicht viel. Sie stehen gemeiniglich mit ihrer Spindel in der Thür, und thun viel, wenn sie sechs Bind herausbringen. — Was die Minorkaner in Ansehung der Speisen sich entziehen, das verschwenden sie dagegen an Kleidungen, besonders das weibliche Geschlecht. Ihre Rebusillen sind von dem feinsten Nessel- oder Kammertuch, und deren haben sie doch eine gute Zahl vorräthig. — Weil sich indeß die Moden gar nicht ändern: so kan ein seidener Rock und Kamisol mit silbernen auch wohl mit goldenen Knöpfchen von der Großmutter auf Kind und Kindes Kind vererbet werden. Wenn ein Mädchen ausgesteuret wird, so steckt die Aussteuer meist in den Kleidern. Wenn dieselben zu 4 bis 500 Dollar geschätzt werden, so hält man das für einen mittlern Staat. Viele von den Handwerksfrauen in der Stadt haben vorne im Hause einen Höckerhandel mit Reis, Feigen, Zwiebeln, geflochtenen Korbwaaren, Kastanien ꝛc. — Nicht ein jeder Handwerksmann kan sein Verdienst auf zwei Schill. täglich bringen. Der Leinweber, Bebauer der Weinberge, Wollenkratzer, verdienen nur 3 Real. Die Fischer können sich nur 1 Schill. auch 3 Real und drüber erwerben, wenn der Mann selbst ein Boot besitzt, die Frau und Töchter die Netze stricken und die Söhne mit zum Fischen gebraucht werden. Ihre Anzahl beläuft sich auf 450, so wie die Anzahl der Matrosen auf 700. Geringe Leute halten ihre Kinder wie bei uns früh zur Arbeit an. Ein Knabe von 8 Jahren muß schon sein Holz tragen. — Die Hölzungen sind hier nicht Gemeinheiten noch Besitzungen des Königs, sondern haben ihre eignen Besitzer, die verpflichtet sind, dem Magistrat das Holz für die Garnison zu 14 Dobl. den Centner (zu 91 Pfund engl.) zu liefern. Die Meiergüter sind zum Theil verpachtet; sehr oft theilt auch der Eigenthümer mit dem Pächter oder Bebauer den Gewinnst Der Eigenthümer muß im letzten Falle dem Magistrat die Taxe bezahlen; der Pächter hingegen die Unkosten der Einsaat, des Arbeitslohns und der Werkzenge stehen. Die erwähnte Taxe wird zur Bezahlnug der Quartiere, des Holzes und Oels für die Soldaten ꝛc. angewendet. — Ein beständiger Tagelöhner auf einem Meierhofe erhält jährlich 25 bis 30 Dollar nebst 2 Quartere Korn. Andere die nur zu gewissen Zeiten genommen werden, als Mäher, Arbeiter in den Weinbergen verdienen sich dadurch etwas, daß die Meier ihnen schlecht unbebauet Land auf etliche Jahre frei geben um es urbar zu machen. Man räumt sodann das wilde Buschwerk weg, und brennt Kohlen daraus, wovon der Centner Eichenkohlen 5 Real. Kohlen aus Lentiscus aber nur 4 Real kosten.

Die Bäuerinnen auf dem Lande haben mit den Arbeiten in den Gärten, Feldern und Weinbergen nichts zu thun.

thun. Das Melken thun die Mannspersonen. — Für die Frauen gehört das Großziehen des Geflügels und des Viehes und die Besorgung der Milch. Die Milch wird durch die Blumen von Artischocken und Wasser zum gerinnen gebracht. Die Butter wird mit den Füßen getreten. Man zwingt durchs Feuer oft noch eine zweite schlechtere Butter heraus. Der Käse hat einen besonders starken Geschmack. Die Genueser essen ihn gern nebst Macronen an der Suppe. Die minorkanischen Bäuerinnen bringen die Früchte, die sie verkaufen, auf Eseln zu Markte. Sie malen ihr Korn auf Handmühlen selbst, oder durch einen Esel, — denn sie sind oft von den Windmühlen der Stadt weit entfernt. Sie spinnen ihre Wolle und Flachs, und verschaffen sich selbst Kleidungsstücke daraus. Aus dem Lentiscus wird auch von ihnen ein Oel zum brennen gepreßt.

Minorka.

Lindemann, Feldprediger
bei den Hannöverischen Truppen.

---

# Anecdote.

Diego de Silveyra ein portugisischer Schifscapitain, setzte im Jahr 1532 einen beträchtlichen Theil der Ostindischen Küste durch Plünderung und Brand in Schrecken. Nahe bei Aden traf er auf ein Schif, welches einem begüterten Moren in Jiddah zugehörte, und mit großen Reichthümern beladen war. Der Mor, um den Anfällen der portugisischen Capitains zu entgehen, welche die See häufig durchkreuzten und unsicher machten, hatte sich von einem portugisischen Gefangenen zu Jiddach einen Freipaß oder vielmehr ein Empfehlungsschreiben geben lassen und dasselbe wahrscheinlich theuer erkauft. Als ihn Silveyra sich zu ergeben aufforderte, zeigte er seinen Paß vor, und verlangte, daß man ihn in Rücksicht dessen, ungehindert fortsegeln lassen mögte. Silveyra fand den Paß in portugisischer Sprache folgenden Inhalts: Ich ersuche diejenigen von des Königs in Portugall Hauptleuten, welche dieses Schif antreffen, solches wegzunehmen, denn es gehört einem sehr nichtswürdigen Moren. Silveyra sah mit Unwillen, wie schändlich dieser Muhammedaner hintergangen war, und fand bei der Wahl, die Ehrlichkeit und den guten Glauben der Portugiesen den Einwohnern des Landes zweideutig zu machen, oder die Gelegenheit zu einer reichen Beute fahren zu lassen, kein langes Bedenken. Er verschwieg dem Moren den Betrug und ließ ihn seine Fahrt nach Aden ungehindert vollenden.

G. Mtr.

Hannoverisches Magazin.

57tes Stück.

Montag, den 17ten Julius 1780.

## Vom Garten, Acker und Weinbau der Minorkaner.

Die Nation ist größtentheils zu arm, um kostbare Kunstgärten anzulegen; die Begüterten wenden wenig an diese Art des Vergnügens. Da das Erdreich sehr steinigt ist, so nuzt man die wenigen Pläze, die man zu Gartenlande zubereitet, aufs sorgfältigste, um einige Gartenfrüchte zu erzielen. Die einzige Zierde, die allen minorkanischen Gärten eigen, ist ein Säulengang, an welchem sich die Weinstöcke hinaufschlingen, und einen angenehmen Schatten geben. Sonst aber ist jedes Plätzchen genuzt, und man findet kaum einen schmalen Fußsteig, wo man hindurch kriechen kan. – Eine unentbehrliche Nothwendigkeit in jeglichem Garten, ist das sogenannte Persianrad, vermittelst dessen aus einem tiefen Brunnen Wasser geschöpfet, und der Garten bei dürrer Witterung gewässert wird. Zu dem Ende ist der Garten mit Kanälen und Rennen, die aus Cantonssteinen gehauen werden, durchzogen, und die Gewächse werden alle in Furchen oder Reihen, wie bei uns die Kartoffeln und der weiße Kohl gepflanzt, damit das Wasser in solche Furchen eindringe. – Das Persianrad ist eine sehr einfache Erfindung. Es besteht aus zwo Rädern, deren eins ein Kamrad ist, an welchem der Baum befestigt, den ein Esel in einem Kreise mit verblendeten Augen gehend, aus freiem Triebe, ohne Treiber, herumzieht. Das andere Rad hat eine Flechte oder Kranz von Mirrthen, deren eines Ende tief hinunter ins Wasser reicht. An dieser Flechte sind in abgemessener kleiner Entfernung Wasserkrüge befestigt, welche, wenn sie unten hinkommen, das Wasser von selbst einnehmen, und wenn sie bis auf die Höhe des Rades kommen, selbiges von selbst in eine Renne ausschütten, von da es in ein viereckigt Bassin läuft. In demselben stehet das Wasser oft sehr lange, und wird in Vorrath geschöpft, damit es zu keiner Zeit daran mangele. Auch pflegen die Wäscherinnen hier ihre Waschstellen zu haben. Allein das lange Stehen dieses Wassers verursacht einen unangenehmen Geruch, und macht, daß sich die Frösche im Sommer herziehen, welche sodann ein ganz unaufhörliches Gequacke verursachen.

sachen. Die Fruchtbarkeit der Erde und große Kraft der Vegetation ist hier außerordentlich. Man braucht wenig Dünger. Diesen muß der geschäftige Esel in Körben nach den Gärten tragen: so wie überhaupt alles auf Eseln und Maulthieren bei Ermanglung der Wagen und Unbrauchbarkeit der Wege fortgebracht wird. Welch einen reichen Vorrath von Gewächsen und Früchten diese Insel in jeder Jahrszeit liefert, davon kan man sich nicht besser überzeugen, als wenn man den schönē Krautmarkt zu Mahon, welcher unter einem darzu eigentlich errichteten Gebäude, das aus lauter Schwibbogen und Pfeilern besteht, gehalten wird. Hier fehlt es nie an den wohlschmeckendsten Früchten, selbst mitten im Winter nicht. Ich habe es nicht so sehr bewundert, daß man selbst im Winter in den Gärten Früchte ziehe, als vielmehr, daß die Einwohner bei der Bestellung ihrer Gärten eine solche Einrichtung treffen, daß sie auch bei der größten Sonnenhitze, wenn doch alles Gras ganz dürr und welk wird, noch Gewächse und Früchte haben. Allein der gütige Schöpfer hat auch für die heißen Himmelsgegenden gesorgt, und ihnen solche Früchte mitgetheilt, die das Blut während der Hitze kühlen und erquikken, und die Kunst der Menschen weiß auch diese durch geschickte Wartung und Bewässerung zu erzielen. Als in dem ersten Sommer, den wir hier erlebten, die Hitze so außerordentlich zunahm, und nicht nur alles Gras gleichsam ganz verbrant zu seyn schien, und auch unser Körper eine nicht geringe Mattigkeit empfand, da war mir dies ein überaus merkwürdiger Commentarius der biblischen Stellen, die darüber eine so malerische Beschreibung geben, Esai. 40, v. 6 bis 8. Alles Fleisch ist Gras und alle seine Güte wie eine Blume auf dem Felde ꝛc. Psalm 103, v. 15. 16. Ein Mensch ist in seinem Leben wie Gras, er blühet wie eine Blume auf dem Felde ꝛc. Alle Felder schienen ganz verdorret, und es war, als wenn der ganze Erdball von den mächtigen Stralen der Sonne zu glühen anfieng. Die Erbsen und Bohnen hörten schon mit dem Junius auf. Und nun glaubte ich, würden die Gärten nichts mehr hervor zu bringen im Stande seyn. Allein gar bald sahe ich sie mit Gurken, Kürbis und Melonen überzogen, und der schönste Hanf hatte alles mit einer grünen Tapete bedeckt, wo ich nichts als Dürre zu finden glaubte. Ich will hier ein Verzeichniß hersetzen, von dem was uns hier die gütige Natur in jeder Jahrszeit liefert. Man hat bereits schon im December und Anfang des Januars grüne Erbsen, doch sind sie noch alsdann rar und theuer. Sie dauren bis in den Monat Junius. In Menge hat man sie im Monat April und Mai. Man säet sie von Michaelis bis zu Ende des Decembers. Der Blumenkohl ist im Monat Januar, Februar und März in einem bewundernswürdigen Ueberflusse, und die Köpfe sind von ungemeiner Größe. Ich habe aus Neugierde einmal einen Kopf wiegen lassen, welcher 8 bis 9 Pfund

an minorkanischem Gewichte hatte, (1 Pfund trägt nach unserm Gewichte ohngefähr ⅞ Pfund,). Er wird im Monat December gesäet, und ist in 12 oder 13 Monaten brauchbar. Rüben, Palsternacken und Karotten hat man das ganze Jahr hindurch in Menge. Man säet sie im März, imgleichen im Julius und August, ja auch während des Winters. Sie kommen in zwei Monaten zu ihrer Größe. Der weiße Kohl dauert ebenfalls fast das ganze Jahr hindurch. Man säet ihn besonders im April, Julius und December. Savoyenkohl ist nicht zu haben, eben so wenig als brauner Kohl. Wir brachten Saamen mit, und machten Versuche, er kam auch in die Höhe, allein da ihm der Frost fehlte, so konte auch die beste Zubereitung ihm nicht deutschen Geschmack geben. Im Monat März folgen die Artischocken bis Ende Mai. Es giebt deren zwei Arten. — Man braucht die Blumen derselben, um die dicke Milch zum gerinnen zu bringen. Im Junius kommen die Fitzebohnen in großer Menge, um die Stelle der Erbsen zu vertreten. Sie dauren bis September. Man säet sie vom Monat März an bis in den Monat August. Im Mai und Junius hat man Kirschen im Ueberfluß, aber nicht so schöne Sorten als wir bei uns haben. Die schönen spanischen Kirschen, die wir mit Recht am ersten zu finden glaubten, vermißten wir. So bald diese aufhören, so schüttet die gütige Natur ihr Füllhorn voll Aprikosen, Pflaumen, Feigen, Birnen und Aepfel über uns im Monat Junius und Julius aus. Die Feigenbäume tragen zweimal Frucht. Zuerst im Junius hernach im September. Die leztern werden nur getrocknet. Doch kömt der größte Theil trockener Feigen von Majorka und Marseille zu uns. Aepfel und Birnen sind hier schlecht. Es scheint als wenn das heißere Klima ihnen nicht sehr angemessen ist. Ich habe oft die Bäume noch im Herbst blühen gesehen. Dadurch erschöpfen sie ohne Zweifel ihre Kraft. Die Minorkaner haben keine besondere Sorten, und verstehen sich nicht sonderlich aufs Pfropfen und Okuliren. Wenigstens wenden sie hier keine Mühe an. Viele Aepfel werden von Marseille hieher gebracht. Die Aprikosen sind wohlschmeckend, und es giebt eine Sorte, die ich den unsrigen vorziehe. Die Minorkaner sind gewohnt, zu dergleichen Früchten, als Aprikosen, Feigen ꝛc. Brodt auch Käse zu essen, und halten dafür, daß solches eine Säure im Magen verhindert. Opuntia, oder Figues des Mores, wie man sie hier nennt, wachsen fast an allen Mauern in dem felsichsten Boden in außerordentlichem Ueberfluß. Die Haut ist sehr stachlicht, und behutsam abzulösen, das inwendige sehr süß. Der Minorkaner ihre ganze Mahlzeit, bestehet fast aus dieser Frucht, ein bischen Knoblauch und ziemlich feinem Weizenbrodt. Wenn sie dabei ein bischen Fisch in Oel gebraten nebst einigen Schnecken und Muscheln zu verzehren haben, so sind sie recht königlich vergnügt. Die

Opuntia hält man für sehr gesund, für mich hat sie ein widerlich süßes. Um uns in der größten Hitze das Blut heilsam zu kühlen und zu erfrischen, giebt die gütige Natur im Julius, August und September Melonen und Angurien oder Wassermelonen im Ueberfluß her. (Man kan sie bis Weihnachten conserviren.) Die Minorkaner verlangen nur sehr wenig für diese heilsamen Gewächse, und lassen sich gerne mit ein Paar Doblern begnügen, (ein Dobler ist 2 Pfennige,) wenn unsere Landsleute dafür $\frac{1}{2}$ Rthlr. oder $\frac{1}{2}$ Gulden zahlen müssen. Wir standen anfangs in Furcht, daß die Melonen den Magen erkälteten: indeß sind nun wohl die meisten von diesem Irrthume zurückgekommen, und finden durch Erfahrung, daß in der Hitze, vorausgesetzt, daß man nicht selbst durch starke Bewegung erhitzt und in Schweiß gebracht ist, keine Frucht heilsamer zur Abkühlung des Blutes sey. — Der erste Traubensaft erquickt uns schon im Monat August. Die Weintrauben sind hier überaus wohl schmeckend, von mannigfaltigen Sorten, und sehr dick und groß. Man hat Weintrauben die 7 bis 8 Pfund, ja zu Zeiten 14 Pfund wiegen. Daraus wird das was 4 B. Mos. 13, v. 24. erzählt wird, sehr begreiflich. — Die Weintrauben conservirt man wie bei uns, indem man sie trocken aufhängt. Wenn die Weintrauben zu Ende gehn, so wird ihre Stelle durch Granatäpfel ersetzt. Man hat davon zwei Sorten, eine süße, und eine andere die etwas herber ist. Der Saft der leztern komt den Johannisbeeren etwas ähnlich, und ist über die Maaße heilsam; nur ist das Herausklauben der Körner etwas mühsam. Die Apfelsinen sind im Frühjahr am häufigsten. Auf der Insel selbst findet man nicht sehr viel. Der größte Theil kömt von Majorka. Die Orangen kan man überflüßig haben, und da hier der Wein auch so wohlfeil ist, so ist hier der Bischof ein sehr wohlfeiles Getränk. Doch widerrathen die Aerzte den Gebrauch der Orangen eben so wohl wie den Gebrauch der Citronen zum Punsch. In der Carnevalszeit werfen sich die Minorkaner mit denselben. — Die Haselnüsse kommen von Majorka. Die Kastanien werden uns von Marseille herüber geführt, das Pfund zu 6 Dobler. Die Datteln erhalten wir von Afrika, das Pfund zu 10 bis 14 Dobler. Sidres ist eine Frucht gleich den Citronen, inwendig sehr bitter, deren Schale bloß von den Minorkanern gegessen, auch eingemacht wird. Knoblauch wird von den Minorkanern fast zu allen Speisen gebraucht. Es wird im Februar gesäet, und ist im Julius eßbar. — Die hiesigen Zwiebeln sind hier besonders groß, und von lieblichem Geschmack, daher sind sie unter dem Namen der spanischen Zwiebeln so berühmt. Man säet sie im August und findet sie im Mai eßbar bis zum August. Dann hebt man die übrigen auf und trocknet sie. Sallat wird im Januar und März gesäet, und ist vom Februar bis September zu haben. — Er ist sehr milde. An Sellerie, Borre

re und Petersilie fehlet es nie. — Als Sallat wird auch die Brunnenkresse fleißig gegessen; aber die Gartenkresse fehlt. Doch haben einige Deutsche aus dem mit gebrachten Saamen Gartenkresse gezogen. — Der Sallat von Cichorien wird von den Minorkanern als ein gutes Mittel gegen das Fieber fleissig gegessen. Sie nennen ihn Cameratjes. Pfeffer, (Poivre rouge,) wird am Ende des Decembers und im Anfange März gesäet. Man fängt am Ende des Julius an, von dem grünen Pfeffer zu essen. Im Anfange des Augusts ist er gut, um ihn in Weinessig zu legen. Ende August wird er roth und alsdann trocknet man ihn, und bedient sich dessen. Von den Erbsen giebts hier zwei Sorten Pois fesols, und Pois chiches. Der Fitzebohnen findet man gleichfalls zwei Arten. Die erstere Mongetas, die andere wird von den Minorkanern Guixons genannt. Man fängt auch an die Kartoffeln zu bauen. Sie sind indeß noch sehr rar und kostbar, wenn nicht ein Schif von Irland aus, uns damit versieht. Außer den angeführten Früchten haben wir noch zwei Arten gefunden, die uns ganz unbekant waren, die aber bei uns gar keinen Beifall hatten, nemlich Auberjines (wird ausgesprochen Oberginjes,) und Pommes d'Amour. Die letzten essen die Minorkaner zu Zeiten an der Suppe, die aber dadurch für eine deutsche Zunge ganz verdorben wird. Die Frucht sieht roth aus, und hat, deucht mir, etwas ähnliches mit dem oben angeführten Poivre rouge. — Die Auberjines sehen bläulicht aus, und kommen im Geschmack etwas den Erdäpfeln nahe. Es würde mir schwer fallen, ihre Zubereitung zu erzählen. Ich habe sie einmal an einem minorkanischen Tische gegessen, und da ich sie nicht mag, so habe ich mich um ihre Zubereitung nicht bekümmert. Calebassen säet man im Mai, und sieht sie um Michaelis zur Reife kommen. Man höhlet sie aus und macht daraus eine Art Gefäße oder Trinkgeschirre, deren sich das Volk und die Truppen zur Aufbewahrung ihres Getränks bedienen. — Gurken und Kürbis (Concombres & Citrouilles,) säet man zu Ende des Junius in einen Topf, und verpflanzet sie nachher daraus ins Land. Ich will hier die eignen Worte meines Gärtners hersetzen, dem ich diese Nachricht vom Gartenbau zu danken habe: on les seme à la fin du Juin dans un pot, qu'on remplit à moitié de terre & à moitié de fumier de cheval. On les laisse deux Semaines, ensuite on les ote, & on les met dans la pepiniere dans un endroit à l'abri du vent du Nord. De la au bout de trois ou quatres semaines on les transplante; on les cueille 12 ou 13 mois après qu'elles ont été semées. Die Kürbis werden häufig von den Minorkanern gegessen. Man findet auch Mißpeln. — Ingleichen eine Frucht Serbus genannt, die den Mißpeln im Geschmack gleich komt, aber rund wie ein kleiner Holzapfel ist. —

Die Erdbeersträuche geben den kleinen Hölzern eine große Zierde, indem man

man Blüten die weißlich, unreife Beeren die gelblich, und reife die roth sind zugleich darin antrift; allein die Frucht ist den gewöhnlichen Kräuterbeeren weit nachzusetzen. Der leztern giebts sehr wenige. Die Mirrthenbeeren, welche im Ansehn den Heidelbeeren gleich sind, werden von den Minorkanern roh bei einem Stück Brodt gegessen. — Die Pfirschen sind hart nnd finden keinen Beifall. Der Hanf bedeckt in den dürren Sommermonaten die Gärten von St. Jean mit einem treflichen Grün. Es wird auch etwas Flachs gebaut. Bei der Bearbeitung der Gärten ist die Hacke ihr einziges Hauptinstrument. Denn Schuten oder Karsten keunt man nicht. In Ansehung der Werkzeuge sind die Einwohner noch sehr zurück. — Einige Gärten werden auch gepflügt. Ihr Pflug ist sehr einfach, und besteht aus einem einzigen Eisen in Form eines Triangels, dessen Spitze sich durch das steinigte Erdreich hindurch arbeiten muß. Dies Eisen ist an einem Gestell befestigt, woran die Handhabe oder Pflugsterz befindlich ist, und wovon ein kleiner Balke gleich einer Deichsel heraus geht, welchen der Ochse oder Esel mit seinem Joch vorwärts zieht. Räder sind gar nicht daran befindlich. Unsere Pflüge würden wegen des steinigten Erdbodens hier gar nichts nütze seyn. Eben darum kan auch keine Egge gebraucht werden, sondern der Saame wird untergepflügt. Gemeiniglich findet man einen Ochsen in Gesellschaft eines Esels vor den Pflug gespannt, welcher unter seinem mit einem rauhen Fell versehenen Joche eine sehr komische Figur macht. Der Acker wird gar nicht bedüngt, und woher sollte man auch den Dünger nehmen, da das zertretene Stroh verfüttert wird. Allein ein Jahr ums andere liegt der Acker brach, und wird während der Zeit als Weide gebraucht. Gerste wird im October und Anfang November und gleich darauf der Weizen gesäet, bis Weihnachten hinzu. – Die Gerstenernte geht zu Ende des Mais an und dauert den Monat Junius hindurch. Die Weizenernte von der Mitte des Junius bis in die Mitte des Julius. Das mit Sicheln abgeschnittene Korn bleibt etliche Tage liegen, so dann bindet man es in dicke Garben mit Cannes oder Rohr zusammen, (denn lang Stroh hat man nicht,) und banset es mitten auf das Land ohnfern der Tenne hin, und läßt es da eine ziemliche Zeit ruhen, ehe es ausgedroschen wird, weil man in dieser Jahrszeit gar keinen Regen zu befürchten hat, und gar kein Wölkchen am Himmel sieht. Die Tenne liegt an einem etwas erhabenern Orte; es ist nemlich ein zirkelrunder Platz auf dem Felsen zu diesem Behuf planirt, und mit Cantons umgeben. — Auf derselben wird nun durch Ochsen und Esel das Korn ausgetreten. Der Bauer hält seine Thiere an einer Linie oder Longe, und treibt sie mit verbundenem Maule (gegen die Israelitische Verordnung,) immer im Zirkel langsam herum. Das Stroh, das auf diese Weise durch den

Huf

Huf ganz zertreten wird, ist nachher bloß zu Betten und zur Viehfutterung brauchbar. Das Korn wird gleich darauf geworfelt, und die Spreu vom Winde verweht. Weil sich gar leicht vom Felsen kleine Steinchen ablösen, und sich unter das Korn mischen, so muß es, bevor es verbacken wird, sorgfältig gesichtet werden, welches eine Arbeit der Frauen in den Häusern ist. Rocken und Haber wird gar nicht gesäet. Bei einer solchen Einrichtung, da das Korn gleich auf dem Lande gedroschen wird, kan also der Landmann große Scheunen entbehren. Die minorkanischen Bauerhäuser sind daher auch sehr klein. — Den Zehnten liefert der Bauer gleich rein, theils an den König, der die Zehnten die der ehemalige Bischof von Majorka erhielt, zu sich genommen, theils an den Rector oder Pfarrherrn seines Orts. Er giebt von 100 Quartere 11 ab.

Obgleich das Stroh hier sehr zertreten wird, so wird es doch mit Stricken sorgfältig umwunden, und nachher zum Futter für die Esel gebraucht. Der Centner kostet 1 Schill. (9 gr.)

Die Weinstöcke stehen in den Weinbergen in Reihen gepflanzt, ohne Geländer. Im Februar werden sie sehr stark beschnitten, daß sie kaum zwei Fuß über der Erde stehen bleiben. Im Frühjahr treiben sie aber eine Menge Reben hervor. Im August kan man schon Weinbeeren essen und zu Ende des Septembers ist die Weinlese, die ohne alle Feierlichkeit begangen wird. Die Weinbeeren werden von Eseln und Maulthieren in Zubern hereingetragen, nach Centnern abgewogen, und an diejenigen verkauft, die den Wein machen. Der Centner kostet gewöhnlich 7 bis 8 Realen. Aus einem Centner Weintrauben werden $4\frac{1}{2}$ bis 5 Quartere Wein gemacht. Die Quartere ist ein Maaß von 7 Bouteillen. Der Preis des Weins wird alle Jahr von den Magistratspersonen bestimt. Er steigt gemeiniglich jedes Vierteljahr mit 2 Dobler von 34 zu 40 Dobler die Quartere. Die Weintrauben sind von ungemeiner Größe von 7 bis 8, ja welches doch selten ist von 14 Pfund. Man hat auch sehr verschiedene Sorten, als Giraud, Montona, Muscatellertrauben ꝛc. Man könte also unterschiedene Weine machen, doch geschieht das sehr selten nur von einigen vornehmen Privatis. Gewöhnlich schüttet man rothe und weiße Trauben ein durchs ander in ein viereckiges Behältniß, das anstatt des Bodens dichte neben einander liegende Stäbe hat, durch welche die mit Füssen zertretene Trauben in eine darunter gestellte Tonne fallen. In andern Ländern werden, wie mir gesagt ist, die zerquetschten Trauben sogleich in die Kelter gethan und gepreßt; allein hier werden sie vorher in eine große Tonne gegeben, und bis oben an fest auf einander gepackt, und liegen in derselben 8 bis 12 Tage, so daß sie in Gährung kommen und eine Säure annehmen. Es ist gefährlich in die-

ser Zeit in den Keller zu gehen, so sehr nimt die Ausdünstung der gährenden Trauben den Kopf ein. Nachher werden die Trauben in der Kelter gepreßt und dann in das Faß gegeben. Durch eine gewisse Erde die man Perelle nennt, sucht man ihm die Klarheit zu geben. Ich zweifle nicht, daß der Werth des minorkaner Weins sehr erhöhet werden könnte, wenn die Nation mehr aufgemuntert würde, und sie auswärtigen Absatz hätte. Da man ehedem von englischer Seite in Amerika vergebliche Versuche mit dem Weinbau gemacht, und also Minorka die einzige englische Colonie ist, die Wein hat, so scheint dieser Gegenstand immer wichtig zu seyn; und dennoch hat man bisher wohl eben nicht darauf viel Rücksicht genommen.

Minorka.

Lindemann, Feldprediger
bei den Hannöverischen Truppen.

---

## Von Arzeneien aus dem Hollunderbaum.

Es ist dieser Baum auf vielfache Art nützlich. Die weiße Rinde, welche unter der grauen und grünen sitzt, wird wie ein ausgepreßter Saft oder mit Wein gegeben. Die Dosis des Saftes ist ½ bis 1 Unze; des Infusi 1 bis 2 Unzen. Die Rinde der Wurzel und Zweige macht Erbrechen und Purgiren; die Blüten erweichen und lindern; das Wasser der Blumen und der Saft der Beeren treibt den Schweiß; das Oel des Saamen löset die stockenden Säfte auf; die Rinde und Blätter dienen äußerlich wider die wässerigten Geschwulste.

Es ist neulich ein Mittel vom Hollunderbaum gegen die *Wassersucht* gerühmt und dessen nähere Bekantmachung gefordert worden. Von dem folgenden hat man sichere Erfahrungen. Man trocknet reife Hollunderbeeren an der Luft, an einem trocknen Orte, der doch von der Sonne nicht beschienen wird. Man nimt solcher Beeren 2½ Loth in eine Flasche, geust darauf ein Quartier guten Rheinwein, und setzet dieses in gelinde Wärme, als an den Ofen. Wenn es daselbst 24 Stunden durchgezogen, giebt man dem Patienten davon des Morgens und Abends den fünften Theil eines Quartiers zu trinken, so nemlich, daß es laulicht warm ist. Jedesmal, so viel davon getrunken worden, geust man von einem noch andern Quartier Rheinwein wieder dazu, bis endlich auch dieses auf vorhin gedachte Art verbraucht worden. Hierauf wartet man einige Tage, um zu sehen, ob sich der Patient darnach bessere. Zeigt sich die Besserung: so kan man nach 14 Tagen die Kur zu desto mehrerer Sicherheit wiederholen. Die gesetzten Portiones sind für eine erwachsene Person. Einem Kinde von 6 bis 8 Jahren gehört die Hälfte.

# Hannoverisches Magazin.

58tes Stück.

Freitag, den 21ten Julius 1780.


## Einige Nachrichten und Bemerkungen aus den Geburts- und Sterbelisten vom 1ten Januar 1779 bis dahin 1780.

Es sind bereits im 33ten Stücke dieser Blätter vorigen Jahres, einige angenehme und interessante Nachrichten und Bemerkungen aus den gewöhnlichen Geburts- und Sterbelisten von 1778 bis 1779 mitgetheilt worden; und es scheinet in manchem Betrachte, von Nutzen zu seyn, damit auch in Rücksicht auf das letzt abgelaufene Jahr fortzufahren

### In dem Dorfe Rodewald Amts Neustadt.

Hat sich die Ruhr und das Faulfieber bloß auf die mitlere und niedere Bauerschaft des Dorfs erstrecket; als welche eine merklich niedrigere Lage gegen die obere Bauerschaft haben, wo diese Krankheiten gar nicht hingekomen sind.

### In dem Kirchspiel Harpstädt Amts Harpstädt.

Sind in diesem Jahre 135 Kindern die Blattern inoculiret. Von dieser Zahl sind nur 2 gestorben, doch kommen bei diesen beiden Todesfällen noch Umstände vor, welche der Inoculation nicht können zugerechnet werden.

### Kirchspiel Bahrenburg Amts Bahrenburg.

Aus hiesiger Gegend gehen jährlich im Frühjahre viele junge unverheyrathete Leute nach Holland. Allein aus diesem kleinen Flecken, treten zwischen 30 und 40 Personen die Reise dahin an. Diese Leute überspannen sehr oft bei saurer Arbeit ihre Kräfte. Die meisten kommen jedoch um Jacobi wieder zu Hause. Einige bleiben aber bis im späten Herbst zurück, und diese sind es, welche nicht selten an einem Herbst Fieber, welches in Holland um diese Jahrszeit gewöhnlich ist, krank werden. Diese Krankheit beschleuniget sodann ihre Reise, die sie mehrentheils mit geschwollenen Füßen zurück legen müssen. Gemeiniglich werden bei ihrer Zurückkunft, weil sie die Kosten scheuen, Hausmittel wider das Fieber gebraucht. Der Geschwulst nimt inzwischen überhand, und die Patienten sterben an der Wassersucht. Nur Ein Exempel ist seit 15 Jahren bekannt, daß ein Mann der bereits Anasarcam hatte, durch den häufigen Gebrauch der Buttermilch, wie er bezeugte, wieder gesund worden ist.

Es wäre zu wünschen; daß ein diese Krankheit aus Erfahrung und nach allen Umständen kennender Arzt, in

diesen Blättern bekannt machte; wodurch man sich am besten dagegen präserviren könne; welches die wohlfeilsten Heilmittel dagegen seyn; und worin das Verhalten des Patienten bei dem Gebrauche derselben bestehen müsse. Es würde manchem Menschen das Leben dadurch erhalten werden können.

### Land Hadeln.

Die bereits im vorigen Herbste ausgebrochene Blatterepidemie, hat in den ersten Monaten des Jahrs 1779 noch in der Maaße angehalten, daß 237 Personen, mehrentheils unter 15 Jahren, daran gestorben sind. Die Noth überwand also die Vorurtheile. Man fieng an zu inoculiren; und von 60 inoculirten, folglich auch wahrscheinlich in allen übrigen Stücken vernünftiger behandelten Blatterkindern, starb nur eins.

### Im Kirchspiel Jühnde Gerichts Jühnde.

Bekantermaßen hat die Ruhr häufig gewütet. Hier aber gar nicht. Solte es wohl ein Präservativ dagegen gewesen seyn, daß die hiesigen Einwohner in der Waizenernte wo sie fast alle zu Pflichttagen mitgehen müssen, vermöge alten Herkommens Sauerkraut zu essen bekommen?

### Im Kirchspiel Büken Amts Hoya.

In Ansehung der Gebornen, ist für dieses Jahr die seltene Proportion zwischen den Geburten beider Geschlechter anmerkungswürdig; da die Zahl der Knaben, die Zahl der Mädchen, um mehr als ein Drittheil übersteigt. Ja in den ersten 6 Monaten befanden sich unter 66 Gebornen, 45 Knaben.

### Im Kirchspiel Nordwohlde Amts Sieke.

Ohnerachtet 220 Kinder die natürlichen Blattern gehabt, denn an das Inoculiren denket der Landmann hier noch nicht, so sind doch nur 6 daran gestorben.

### Im Kirchspiel Hämelvörden Landes Kehdingen.

Gieng im Frühjahr 1779 ein junger Mensch von etwa 15 Jahren, welcher einem bloßen Gerippe ähnlich war und die Schwindsucht im höchsten Grade zu haben schien, nach Grönland auf den Wallfischfang; und kam im Herbste desselben Jahres, als ein großer vierschrötiger Kerl, der aussah wie die Gesundheit selbst, wieder zu Hause. Es muß also wohl wahr seyn, daß eine Reise nach Grönland für die Schwindsüchtigen so wie für die Hypochondristen sehr gesund sey.

### Im Kirchspiel Schwanewede im Herzogthum Bremen.

Fand man einen Ehemann und dessen Ehefrau nebst seiner einzigen Tochter in ihrem verschlossenen Hause ordentlich liegend auf dem Bette todt. Sie hatten glühende Kohlen aus ihrem Backofen in die Stube auf einen neu gemachten leimen Fußboden geschüttet; und dabei ist die Ursache dieses schrecklichen Vorfalls, welchen sich vornehmlich der Landmann wird zur Warnung dienen lassen, nicht weit zu suchen.

### Im Kirchspiel Geestendorf des Amts Viehlands.

Grete Bocken eine geschwängerte

abee

aber nie verehligte Person soll 1681 zu Deedesdorf im Lande Würden ge- boren seyn. Sie hat hier theils von Jugend auf gedienet, theils hat sie sich hier mit ihrer auch unehelich geschwän- gerten Tochter eingeheuert, und ist von Armengelde erhalten worden, dabei spann sie bis ein halb Jahr vor ihrem Ende, gern Sackgarn, zuletzt mußte sie sich wegen zu frostiger Absterbung der Glieder im Bette halten. Ihr liebster Genuß war, Toback rauchen und Theetrinken. Sie aß wenig, be- hielt ein außerordentliches Gedächtniß und Gefühl, fast bis ans Ende. Sehr viel Psalmen, und funfzig Verse lan- ge alte Gesänge, wußte sie ohne den geringsten Anstoß lebhaft herzubeten. Bei ihrem zuletzt verlornen Gesicht konte sie in einem groß gedruckten Ge- betbuche bloß durchs Gefühl und hin und her reiben auf einer willkührlichen Seite ganze Seiten herzusagen, sich wieder erinnern. Sie erkante gleich einen jeden, den sie anfaßte, wenn er nur dabei sprach, obgleich auch ihr Gehör schwach und verwirrt war, wenn sie ihn gleich in vielen Jahren nicht gesehen hatte. Sie unterhielt sich im- mer mit Bildern aus der Offenbarung Johannis, wobei sie beständig eine en- thusiastische Anwendung auf sich selbst auf umschwebende Engel, und den Himmel machte. Sie behauptete auch Mahlzeichen von einem ehemaligen sieghaften Kampfe mit dem Teufel an sich zu tragen. Vielleicht ward ihre übertriebene Einbildungskraft durch den Tobackrauch gereizet. Sie hatte ein recht dankbares und frommes Herz. Das heilige Abendmal genoß sie noch zwei Tage vor ihrem Ende mit vielen rührenden Gebeten und entschlief sanft. Acht Wochen nachher starb ihre vor- malige Verpflegerin; – ihre Tochter.

In Absicht auf die Ruhr, welche im verflossenen Jahre, in einigen Thei- len der hiesigen Lande, als eine gewöhn- liche Folge sehr warmer Sommer, so wie in dem größten Theile von Euro- pa, epidemisch; aber, wie sich weiter unten ergeben wird, weniger tödlich als in manchen andern Ländern gewe- sen; kommen alle Anzeigen der Her- ren Geistlichen dahin überein; daß hauptsächlich nur diejenigen ihr Leben sogleich, oder ihre Gesundheit in der Folge daran eingebüsset, welche der Krankheit nicht gleich anfangs zuvor gekommen; oder Quacksalber und alte Weiber gebraucht; verkehrte Mittel und vornemlich Brantewein und an- dere hitzige auch stopfende Sachen ge- nommen.

Das alles ist nun Aerzten auch an- dern ihre Gesundheit kennenden, und durch Vorurtheile nicht verblendeten Leuten, welche sich rathen lassen, bekannt genung. Aber dem größten Theile des Landmanns kan es nicht oft, nicht laut genug gesagt werden; wie groß der Schaden sey, welchen er, bei einer sol- chen an sich nicht tödlichen Krankheit, durch verkehrte Behandlung derselben leide. In manchen Kirchspielen, wor- in die Krankheit im Anfange allgemein tödtlich gewesen; ist ferner Niemand von allen Kranken daran gestorben; sobald man die vorgeschriebene richtige und wenig Kosten erfordernde Cur-

methode beobachtet hat. Traurig aber ist die Bemerkung, daß nicht wenig Kranke an andern Orten, die zum Theil ihnen unentgeldlich angebotene Hülfe des Arzts und der Arzenei verachtet, und den Befehlen der Obrigkeiten und ernstlichen Warnungen der Seelsorger zuwider, heimlich, sogar ausländischen Quacksalbern zugelaufen sind, und von ihnen verderbliche Medicamente und den Tod gekauft haben.

Von den Kranken an der Ruhr, sind mehr durchgekommen, welche von kränklicher und schwacher, als von starker und fester Natur gewesen. Das komt ohne Zweifel daher, daß die lezstern sich beim Anfange der Krankheit, ihrer Gewohnheit nach, hitziger Sachen bedient; da die erstern oft allein durch gute Diät und ohne einigen Gebrauch von Medicamenten genesen sind.

An einigen jedoch wenigen Orten, hat man im Anfange der Epidemie, die Häuser derjenigen, welche damit befallen waren, mit Wache besezt, und den freien Ab= und Zugang gesperret. Das ist, der besten Absicht unerachtet, nicht gut gewesen. Dadurch entstehet ein allgemeines Schrecken, welches bei epidemischen Krankheiten sehr gefährlich ist; die Verpflegung der Kranken, und die vornemlich nöthige Reinigung der Zimmer, wird erschwert, wo nicht gar unterbrochen; hauptsächlich aber wird dadurch, die so gefährliche Verheimlichung der Krankheit im Anfange, veranlasset. Von zwei nahe an einander liegenden Dörfern am Elbdeiche; worin die Einwohner in Absicht auf Luft, Wasser, Nahrungsmittel, Kleidung und Arbeit, völlig gleich leben, ward in einem gesperret, in dem andern nicht. Dort war die Ruhr nicht wenig tödlich; hier starb nur ein bereits äußerst kranker Knabe daran.

Der ebengedachten und der im Jahre 1778 grassirten Blatternepidemie unerachtet; sind die Jahre, nach den allgemein calamiteusen Jahren 1771 und 1772, von 1773 bis 1780, im Ganzen genommen, dennoch sehr gesund und der Bevölkerung zuträglich gewesen. In dem Quinquennio von 1773 bis 1778 incl. sind nach einem Durchschnitt der Zahl aller Gebornen und Gestorbenen, in den gesamten hiesigen Landen, gegen 1000 Gestorbene 1252 geboren. Unter diesen Gebornen sind gewesen; gegen 1000 Mädchen, 1048 Knaben; gegen 1000 Gestorbene männlichen Geschlechts; 1005 weiblichen Geschlechts; und gegen 1000 entstandene Ehen gerade 4000 Geburten, worunter jedoch auch die unehelich Gebornen befindlich sind.

Vom Jahre 1778 an, sind die Geburts= und Sterbelisten vollständiger eingerichtet; und es wird die daraus, ohne unnöthige Angabe der Zahlen selbst, abstrahirte hier folgende Verhältniß Tabelle, den Kennern zu manchen interessanten und angenehmen Beobachtungen Anlaß geben; besonders aber erweisen, daß der Blattern= und Ruhrepidemie unerachtet, diese beiden Jahre, dennoch einen auf 24 pro Cent sich belaufenden Ueberschuß der Gebornen über die Gestorbenen ergeben.

Ver=

# Verhältniß - Tabelle

## von zwei Jahren, nemlich vom ersten Januar 1778 bis dahin 1780.

| Namen der Provinzen. | Gegen 1000 Mädchen sind geboren Knaben. | | Gegen 1000 Eheliche sind geboren Uneheliche. | | Unter 1000 Gebornen sind gewesen. Todtgeborne. | | Gegen 1000 Lebendiggeborne sind gewesen. Confirmirte. | | Gegen 1000 confirmirte Mädchen sind confirmirte Knaben. | | Gegen 1000 entstandne Ehen sind eheliche Geburten gewesen. | | Gegen 1000 männlichen Geschlechts sind gestorben weiblichen. | | Gegen 1000 Gestorbne, sind ins Leben gekomen, mithin nach Abzug der Todtgebornen Geboren. | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ | von $17\frac{78}{79}$ | von $17\frac{79}{80}$ |
| Fürstenthum Calenberg. | 1090 | 1014 | 79 | 88 | 33 | 34 | 637 | 557 | 1013 | 1064 | 3889 | 3987 | 1050 | 1052 | 1190 | 1415 |
| Fürstenthum Grubenhagẽ. | 1049 | 1208 | 62 | 66 | 30 | 37 | 619 | 606 | 1036 | 962 | 4004 | 4280 | 1039 | 1059 | 1301 | 1713 |
| Herzogthum Lüneburg. | 1106 | 1068 | 48 | 49 | 32 | 30 | 598 | 545 | 1010 | 982 | 3433 | 3863 | 962 | 1015 | 1247 | 1228 |
| Herzogthum Bremen und Verden. | 1038 | 1094 | 40 | 45 | 35 | 35 | 625 | 591 | 949 | 970 | 3555 | 4121 | 1015 | 994 | 1283 | 1163 |
| Grafschaft Hoya. | 1090 | 1128 | 44 | 59 | 24 | 26 | 685 | 554 | 1025 | 1010 | 3579 | 3977 | 990 | 960 | 1001 | 1160 |
| Im ganzen Lande, incl. der hier nicht specificirten übrigen kleinern Provinzen. | 1081 | 1072 | 53 | 60 | 32 | 34 | 616 | 571 | 1002 | 1004 | 3652 | 3983 | 1015 | 1017 | 1226 | 1254 |

NB. Bei den entstandnen kleinen Brüchen sind die nächsten vollen Zahlen genommen.

Weil es bei diesen Berechnungen, wenn sie ihren wahren und allgemein anerkannten mannigfaltigen Nutzen hervorbringen sollen, hauptsächlich auf die aller möglichste Genauigkeit der Angaben und Berechnungen in den Speciallisten, und deren Uebertragung in die Haupttabellen ankomt: so scheint es hier am rechten Orte zu seyn, kürzlich anzuführen, wie mit der Aufstellung solcher Listen, und deren demnächstiger Behandlung in hiesigen Landen verfahren wird; da die desfalls in Druck erlassene Instruktion der Königl. Landesregierung für die Geistlichkeit, übrigens nicht in jedermanns Händen ist.

Es sind nemlich jedem Prediger, nebst der gedachten Instruktion, gedruckte tabellarische Formulare, über alle diejenigen Verhältnisse zugestellet; deren Angabe man in Rücksicht auf die Gebornen, Confirmirten, Copulirten, und Gestorbenen zu wissen verlanget. Nach Schluß des Jahres, werden diese Formulare von den Predigern, nach Ausweise des Kirchenbuches, mit den sich ergebenden Zahlen, sub fide pastorali ausgefüllet; und zwei Exemplare davon an den Superintendenten, oder sonst an die Behörde, eingesandt. Der Superintendent untersuchet selbige alsdenn zuerst; trägt die Angaben in einen gleichfalls gedruckten formularischen Transsumtbogen; berechnet am Schlusse die ganzen Summen seiner Diocese; und sendet diesen Transsumtbogen, nebst einem Exemplare der Parochiallisten, zum Belege desselben, an Königl. Landesregierung. Bei der Revision daselbst; werden Parochiallisten und Transsumtbogen, Zahl für Zahl verglichen und nachgerechnet: und die sich von jeder Stadt oder Superintendentur ergebenden Summen; in einen von jeder Provinz gefertigten summarischen Extract eingetragen; woraus demnächst der Generalextract entstehet, welcher alljährlich an Se. Königl. Majestät, nebst den gedachten summarischen Extracten, als Belegen desselben, eingesandt werden muß *). Auch in diesen Extracten ist es, nach deren Einrichtung, der großen Menge von Zahlen unerachtet, nicht möglich; daß ein

*) Bei dieser Gelegenheit ist ein Druckfehler bemerklich zu machen, welcher sich in die Transsumtbogenformulare eingeschlichen, und schon zu Misverständnissen und Zeitverlust Anlaß gegeben hat. Es muß nemlich daselbst in der ersten Columne der Gestorbenen nicht heißen; von 1 bis 15 Jahren; sondern von 0 bis 15 Jahren; weil hieselbst auch die Gestorbnen unter einem Jahre recapitulirt werden.

Auch sollte es zwar überflüßig scheinen, dennoch aber ist es über Vermuthen nothwendig, zu erinnern: daß die Todtgebornen, wie solches in der Instruktion §. 7. Lit. b. vorgeschrieben worden, unter die Gebornen in gehöriger Rubrik aufgeführt und mit summirt; nicht aber von den Gebornen abgezogen oder noch einmal unter die Gestorbnen gesetzt werden müssen; indem es erforderlich ist, die ganze Anzahl der Geburten zu wissen; und es sich von selbst versteht, daß man die Todtgebornen demnächst abziehe, wenn man die Anzahl der Lebendiggebornen wissen will.

ein Rechnungsfehler unentdeckt bleibe, weil sonst die Lineal- und Quersummen nicht übereintreffen, auch die Verhältnißsummen gegen voriges Jahr, an plus oder minus, nach deren Abzug oder Zusatz, die wahren Summen nicht genau ergeben würden.

Zugleich sind die Prediger erinnert, mit möglichem Fleiße besonders zu bemerken; — die Ursachen einer etwanigen großen Sterblichkeit, wohin auf dem Lande schon zu rechnen, wenn mehr oder nur eben so viel sterben, als geboren sind; Zwillings- und Drillingsgeburten; außerordentliches Alter der Verstorbenen oder Lebenden; die Krankheiten welche hauptsächlich grassiret; und überhaupt alles was ihnen sonst in Rücksicht auf die öffentliche Gesundheit und den Bevölkerungszustand in ihrer Gemeinde, Erhebliches und Zuverläßiges bekant seyn sollte. Diese Bemerkungen, sollen nach der Instruction, von den Superintenten, gleichfalls bestätigt oder berichtigt werden.

Hannover. * * *

---

## Nachrichtliche Berechnung zur Beantwortung der Anfrage im 94ten Stücke des vorjährigen Hannöverischen Magazins.

Auf die im 94ten Stück dieser beliebten Blätter geäußerte Frage: ob in der Nacht von $\frac{6}{16} - \frac{7}{17}$ November 1632 Mondlicht gewesen? antworte ich; nein, es ist in der gefragten Nacht kein Mondschein gewesen.

Den Beweis meiner Verneinung gründe ich auf das Alter des Mondes an eben diesem Tage; dessen Berechnung aber auf folgende Sätze.

Es wird als bekannt angenommen, daß man die Zeit so von der Conjunktion des Mondes mit der Sonne verflossen ist, oder die Anzahl der Tage, nach eingetretenem neuen Schein, des Mondes Alter nennet. Gewöhnlicherweise wird solches gefunden, wenn man die Epakte des Jahrs, ferner die Zahl der Tage des Monats, und die der Monate, vom März an bis zu dem Monate quæst. beides inclusive addiret, und von deren Produkt so ofte 30 abziehet, als sie sich wollen abziehen lassen. Der Ueberrest dieser Summe zeiget alsdenn das Alter des Mondes für jeden Tag des Monats eines gegebenen Jahrs an.

Die Berechnung der Epakte gründet sich bekanntermaaßen auf die vorgängige Ausfindung der güldenen Zahl. Diese auszurechnen, wird zu dem gegebenem Jahre 1 addiret, und wenn man die Summe durch 19 dividiret; so zeiget der Quotient die Anzahl der Revolutionen des Mondeszirkel, von der Geburt unsers Erlösers anzurechnen; der Ueberrest der Division, welche in unserm Fall 18 ist aber die güldene Zahl.

Nun multiplicirt man die gefundene güldene Zahl mit 11, als den Unterschied des Sonnen- und Mondenjahrs,

jahrs, ziehet die von dem Pabst Gregorio XIII. abgeschnittenen 10 Tage von dieser Summe ab *), und theilet das Produkt durch 30, so ist der Ueberrest die Epakte; beträgt solche aber nicht so viel; so ist das Produkt selbst solche Epakte.

Wir wollen das im Eingange gesagte auf unserm vorliegenden Fall anwenden.

Die güldene Zahl des Jahrs 1632 ist 18, mithin die Epakte 8.

| | |
|---|---|
| addiret man diese Epakte : | 8 |
| mit dem gefragtem Gregorianischen Tage : | 16 |
| und der Zahl der Monate vom März inclusive anzurechnen, : | 9 |
| So ist das Produkt : | 33 |
| Hievon abgezogen : | 30 |
| Bleiben : : | 3 |

für das Alter des Mondes übrig; an welchem Tage der Mond ohngefähr um $6\frac{1}{2}$ Uhr untergegangen ist.

Weil aber der Mond zu seinem periodischen Umlauf abwechselnd bald 30 bald 29 Tage gebraucht: so trift diese Rechnung nach der Schärfe nicht genau zu, indem man zuweilen nur 29 statt 30 von obiger Summe abziehen muß. Der Unterschied würde aber nicht mehr, als in unserm Fall 1, sonst aber auch wohl höchstens 2 Tage betragen. Gesetzt nun auch der Mond sey um die gesetzte Zeit 5 Tage alt gewesen, welches das äußerste ist, was man annehmen kan: so ist er doch um 9 Uhr bereits unter den Gesichtskreis gegangen, mithin hat er in der Nacht nicht scheinen können.

*) In einer Berechnung für das gegenwärtige Jahrhundert würden 11 Tage abgezogen werden müssen.

Hannover. H * *.

---

## Anfrage.

Warum verordnen die Aerzte in den, an der See belegenen Provinzen Deutschlandes kein Seewasser? da es doch in England mit so großem Nuzzen bei scorbutischen Personen, auch bei Leuten die von tollen Hunden gebissen, sowohl zum baden als zum trinken verordnet wird, und im Bremischen und Stadischen so gute Bäder könten angelegt werden, als in England, Southamton u. s. w.

Hannoverisches Magazin.

59tes Stück.

Montag, den 24ten Julius 1780.

## Zwei neue Pflanzengattungen.

Ingratus eſt, qui beneficium ſe accepiſſe negat, quod accepit: ingratus, qui diſſimulat: ingratus qui non reddit: ingratiſſimus omnium, qui obliviſcitur. *Seneca.*

Debimus itaque nos gratum teſtari animum, & intra forum noſtrum in recenti perennique memoria iſtos retinere viros, qui ſalutem reipublicæ noſtræ promoverunt. *Linné.*

* * *

Ehe ich meine, von Seiner Majeſtät unſerem allergnädigſten König mir anbefohlene botaniſche Reiſe, durch ſämtliche Churfl. Braunſchweig-Lüneburgiſche Lande antrete, erfordert Pflicht und Schuldigkeit von mir, daß ich ein kleines Opfer auf den botaniſchen Dankaltar bringe.

Georg, unſer gütiger König, und Catharina, Rußlands Kaiſerin, haben auf ſo viele Arten ihre Namen verewiget, daß auch eine lange Reihe von Jahrhunderten dieſelben nicht vergeßlich machen können. Wer iſt wohl unter uns, der nicht die Verdienſte dieſer Gekrönten kennt? Euch Botaniſten fordere ich jezt beſonders auf. Sagt, unter welcher Regierung hat eure Wiſſenſchaft mehr zugenommen als unter Georgs und Catharinens? Welcher Monarch hat jemals ſo gnädig und ſo kräftig die Botanik unterſtützet, als unſer gütiger König? Welche Regentin hat wohl in vorigen Zeiten ſo viel zur Ausbreitung und Beförderung unſerer Lieblingswiſſenſchaft angewandt, als Rußlands Kaiſerin? So viele Mühe ihr euch auch geben werdet, ſo wird es euch doch unmöglich ſeyn, auch nur ein einiges Beiſpiel aufzuweiſen.

Wären wir denn nicht die Undankbarſten des Erdbodens, wenn wir dieſes alles ohne Dankſagung annehmen würden? Wäre unſer Jahrhundert nicht unwerth, in der Geſchichte der Botanik angeführt zu werden, wenn es vergeſſen hätte, vor den Thron der größten Beförderer der Kräuterkunde ein Dankopfer zu bringen? Ganz gewiß! ja ich behaupte und verſichere, daß unſere Nachkommen, auch noch in den ſpäteſten Zeiten, uns dieſen begangenen Fehler bemerken und zur Schande anrechnen würden.

Dieses zu verhindern, habe ich mir vorgenommen, noch heute aus meinem kleinen vegetabilischen Vermögen etwas auszusuchen, um damit meine Dankbarkeit bezeugen zu können. Bin ich nicht so glücklich, große Früchte und prächtige Blumen aus weit entfernten Ländern wilder Völker unter meinem Vorrath anzutreffen, so finde ich doch vielleicht in meiner Samlung Landsleute gesitteter Europäer, und gesetzt es wären auch nur ein Paar Cryptogamisten, so hoffe ich doch, daß unsere gekrönten botanischen Mäcene, diese kleinen Geschöpfe des weisen und allmächtigen Baumeisters nicht verachten werden, wenn sie auch schon nicht so, wie dorten Salomon, solchen ihre Betrachtung schenken können.

Und was soll denn mein Opfer seyn? Es sey eine Georgia und eine Catharinea! Zwei Moose, die zwar schon lange bekannt und von vielen gesehen worden, deren rechte Gestalt und wahrer Unterschied von ihren Anverwandten aber erst die Botanisten neuerer Zeiten entdecket haben. Ich will hier bloß ihre kurzen Beschreibungen vorlegen; vielleicht kan ich einst, in einem besondern Buche, vollständigere und mit Figuren versehene liefern. —

### Georgia.

*Character essentialis.*

Peristomium quadridentatum!

*Character naturalis.*

Perichætium polyphyllum.

Peripodium cylindricum, prosphysiphorum.

Calyptra subulato-conica, octo (decemangulata, basi octo) decemfida.

Pyxidium subcylindricum.

Sutura horizontalis.

Operculum conicum, tenuissimum.

Apophysis nulla.

Sporangium glabrum.

Sporangidium adnatum.

Ora latiuscula.

Peristomium quadridentatum, connivens.

Epiphragma nullum.

Styliscus longitudine sporangii.

Spora subglobosa.

*Species.*

*Mnemosynum.*

*Synonyma.*

Mnium serpylli foliis tenuibus pellucidis. Dill. musc. p. 232.

Bryum alternans, calyptra variegata & scyphulis foliosis. Hall. enum. p. 118. n. 45.

Mnium caule simplici, foliis ovatis. Linn. Suec. ed. 1. n. 911. Schmid. icon. v. 1. p. 12.

Mnium (pellucidum) caule simplici, foliis ovatis. Linn. spec. ed. 2. p. 1574. Weiss. crypt. p. 161.

Mnium caule simplicissimo, foliis ovato-lancealatis, seta fungifera foliosa. Hall. hist. v. 3. p. 56. n. 1853.

Mnium (pellucidum) capitulo sphærophylloque distincto: surculis simplicibus, primordialibus plumulosis. Neck. method. p. 233.

Bryum diaphanum. Weber. spic. p. 121.

*Descriptiones.*

Dill. musc. l. c.

Schmid. icon. l. c.

Hall. hist. l. c.

Weiss. crypt. l. c.

*Figuræ.*

*Figuræ.*
Dill. musc. t. 31. f. 2.
Hall. enum. t. 4. f. 8.
Schmied. icon. v. 1. t. 3.
Hall. hist. t. 45. f. 8.
Oed. dan. t. 300.
*Locus natalis.*
Europa.

Mehr als eine Art ist mir von dieser Gattung nicht bekannt.

## *Catharinea.*

*Character essentialis.*
Calyptra nuda. Peristomium triginta s. quadraginta dentatum, epiphragma expandens.
*Character naturalis.*
Perichætium polyphyllum.
Peripodium paraphysiphorum, prosphysiphorum.
Paraphyses plures, geniculatæ, pellucidæ.
Prosphyses tres aut quatuor, obscuræ.
Calyptra subulata, nuda.
Thecaphorum longissimum.
Pyxidium cylindricum.
Sutura horizontalis.
Operculum acuminatum, longum.
Apophysis nulla.
Sporangium glabrum.
Sporangidium adnatum.
Ora incrassata.
Peristomium simplex, triginta s. quadraginta dentatum.
Epiphragma peristomio connatum, expansum.
Styliscus sporangio brevior.
Spora subglobosa.

*Species.*
*Callibryon.*
*Synonyma.*
Muscus erectus, linariæ folio, major. Vaill. paris. p. 132.
Bryum phyllitidis folio rugoso, acuto, capsulis incurvis. Dill. musc. p. 360.
Bryum capitulis oblongis, rubentibus, foliis oblongis, angustis, pellucidis, rugosis. Hall. enum. p. 114. n. 27.
Bryum (undulatum) antheris erectiusculis, pedunculis subsolitariis, foliis lanceolatis carinatis undulatis patentibus serratis. Linn. spec. ed. 2. p. 1582. Weiss. crypt. p. 196. Pollich. palat. v. 3. p. 94. n 1005.
Bryum foliis lanceolatis, serratis, capsulis cylindricis, inclinatis, aristatis. Hall. hist. v. 3. p. 47. n. 1823.
Bryum (phyllitidifolium) surculo simplici, foliis undato-serrulatis, primordialibus plumulosis. Neck. method. p. 203.
Bryum undulatum. Weber. spicil. p. 101.
*Descriptiones.*
Dill. musc. l. c.
Hall. hist. l. c.
Weiss. crypt. l. c.
Pollich. palat. l. c.
*Figuræ.*
Vaill. paris. t. 26. f. 17.
Dill. musc. t. 46. f. 18.
Oed. dan. t. 477.
*Locus natalis.*
Europa.

Auch von dieser Gattung habe ich noch nicht mehr als eine Art gesehen.

Dieses ists, was ich von meinen zwei Pflanzen zu sagen hatte. Ich füge

selbigem nichts mehr bei, als den Wunsch, daß der Höchste noch ferner zur Unterstützung und Ausbreitung der schönsten und nützlichsten unter allen Wissenschaften, unseren gütigen König und jene große Kaiserin erhalten wolle. Es leben diese gekrönten Häupter bis in die spätesten Zeiten gesund, immer grünend (semper virentes) und immer blühend (semper florentes) wie ihre Pflanzen. Jeder Botaniste, jeder Patriote, und jeder Menschenfreund sage mit mir: **Es geschehe!**

*Hannover*, 1780. den 3ten Jun. **J. Ehrhart.**

---

## Das Bisamthier. *)

Das Thier, von dem man den eigentlichen Bisam erhält, ist eben so berühmt, als wenig recht bekant es ist. Alle neue Naturkündiger, und die meisten Reisebeschreiber von Asien haben desselben erwähnet; einige unter dem Namen eines Bisamhirsches, Bisamrehes, oder einer Bisamziege; andere so, daß sie es als ein großes Zwerghirschchen angesehen haben; und in der That scheinet seine Natur zweideutig zu seyn, und von allen diesen Thieren etwas zu haben, wiewohl es seiner Gattung nach einzig, und von allen andern Thieren verschieden ist.

Es ist so groß, als ein kleines Reh, oder eine Gazelle, aber sein Kopf hat keine Hörner, und kein Geweihe. Im Laufen ist es unglaublich schnell, übrigens ist es ein furchsames und einsames Thier. Die steilesten Berge und die Klüfte, wo es sich verbirgt, läuft es so schnell auf und ab, wie der Hirsch über eine Ebne. Es hat ein sehr feines Gehör, und verschwindet auf das leiseste Geräusch, so daß man es nicht wieder finden kan. Es nähret sich von wilden Kräutern und Früchten, als Reis und dergleichen, besonders aber von den zartesten Sprößlingen der Ceder, und dieser leztern Nahrung schreiben viele chinesische Naturforscher seinen Wohlgeruch zu.

Die Bisamthiere gehen zu Anfange des Octobers und des Aprils auf die Brunst. Dies ist die Zeit, wo sie ihre Schlupfwinkel verlassen, und sich auch in nicht so unzugänglichen Gegenden einfinden. Sie gehen aber niemals haufenweise, selbst da nicht, wo ihrer am meisten zu finden sind. Man hat nur bemerkt, daß das Männchen und Weibchen zusammen umher streifen und einander folgen, so daß man oft beide in einer Schlinge fängt. Das Weibchen trägt ungefähr sechs Monat; gewöhnlich wirft es nicht mehr als ein Junges, zuweilen zwei, aber nur selten drei. Von der Art, wie

*) Aus dem 4ten Theile der Memoires concernant l'histoire, les arts, les mœurs &c. de Chinois. Par les missionairs de Pekin, der Naturgeschichte aus den besten Schriftstellern, und Ludovici eröfneten Akademie der Kaufleute, Th. I. S. 1752. u. f. zusammen getragen.

wie die Mutter die Jungen nährt, hat man noch nichts umständliches erfahren können; so viel scheint gewiß zu seyn, daß sie sich einige Zeit nachher von dem Männchen entfernt, so wohl im Frühling als im Herbste. Ueber die Art, wie diese Thiere überwintern, hat man viel Fabelhaftes erzählt. Die Bergjäger in China, sagen bloß, daß sie sich in den Thälern und auf den Bergen gegen Süden aufhalten, wo sie frische Kräuter und Bäume finden, woran sie zuweilen nagen. Sonst verbergen sie sich in Hölen und Felsenspalten. Diejenigen Thiere, die man im Frühjahr fängt, sind bei weitem nicht so fett, als die man im Herbste tödtet; aber doch auch nicht so mager, als man hat behaupten wollen. Die wahre Ursach, warum man sie im Frühjahr weniger verfolgt, ist theils die, weil man alsdann auf dem Felde zu arbeiten hat, und die Berge nicht gut zu ersteigen sind, theils weil diese Thiere um diese Jahrszeit sehr wenig Bisam haben, dessen Qualität auch weit schlechter ist, als im Herbste.

Die Blase oder der Beutel, der den Bisam einschließt, befindet sich nahe am Nabel, ist ungefähr drei Zoll lang, zween breit, und raget anderthalb Zoll über der Haut des Bauches hervor. Nehem. Grew hat nach der Haut des Thiers, die zu seiner Zeit in dem Cabinete der königlichen Societät zu London aufbehalten ward, folgende Beschreibung gemacht: dieses Thier ist, vorn von der Nase an bis an den Schwanz, ungefähr drei Schuh lang; der Kopf hat fünf bis sechs Zoll, und der Hals sieben bis acht Zoll in der Länge; die Stirn ist drei Zoll breit, das Ende der Nase nicht völlig einen Zoll, die Nase ist zugespitzt, und der Nase eines Windhundes ähnlich; die Ohren sind fast, wie bei einem Kaninchen, sie sind gerade und ungefähr drei Zoll hoch; der Schwanz ist ebenfalls gerade, und nicht über zween Zoll lang; die Vorderbeine sind ungefähr dreizehn bis vierzehn Zoll hoch; dieses Thier gehöret unter die, welche gespaltene Klauen haben; sein Fuß ist tief gespalten, und hat vorn zwo Huf- oder Laufklauen, die über einen Zoll lang sind, und nach hinten zu zwo andere, die fast eben so groß sind. (Die Hinterbeine mangelten an der Haut.). Die Haare am Kopf und den Beinen waren nur einen halben Zoll lang und ziemlich fein; unter dem Bauch waren sie ein wenig dicker, und anderthalb Zoll lang; auf dem Rücken und am Hintern betrug ihre Länge drei Zoll, und dabei waren sie drei bis vier mal dicker als Schweinsborsten. Diese waren eins ums andere braun und weiß, von der Wurzel bis an die Spitze; auf dem Kopfe und an den Beinen waren sie braun, am Bauch und unter dem Schwanze weißlicht; auf dem Kreuz und am Bauche wellenförmig, und überhaupt waren sie weicher anzufühlen, als bei den meisten übrigen Thieren. Sie sind überaus leicht und von einer sehr lockern Textur; denn wenn man sie spaltet, und unter das Vergrößerungsglas

 bringt,

bringt, so scheinen sie gleichsam aus solchen Bläschen zu bestehen, wie man in Federkielen erblicket. An jeder Seite des Unterkinnbackens, und zwar ein wenig unter den Winkeln des Mauls findet sich ein kleiner Zopf, ungefähr drei Viertel Zoll lang, von harten, steifen und gleich langen Haaren, die den Borsten der Schweine ziemlich ähnlich sind.

Das Bisamthier hat sechs und zwanzig Zähne, sechszehn in dem Unterkinnbacken, nemlich vorn acht Schneidezähne, und hinten vier Bakkenzähne und eben so viel Backenzähne an jeder Seite des Oberkinnbakkens; und anderthalb Zoll weit von der Spitze der Nase findet sich an jeder Seite eben dieses Oberkinnbackens, ein Gewehr- oder Hundszahn, der ungefähr drittehalb Zoll lang nach hinten und nach unten gekrümmt ist und in einer Spitze ausgeht. Diese beiden Zähne sind einen halben Zoll breit und hinten schneidend, so, daß sie einer kleinen Sichel ziemlich gleich sehen.

Aus dieser Beschreibung erhellet, daß dieses Thier vermittelst verschiedener Aehnlichkeiten zuvörderst dem wilden Eber nahe komme, und vielleicht noch näher dem Thiere, das Babirusse heißt, und von den Naturbeschreibern den Namen des indianischen wilden Schweins erhalten hat, denn dieses hat nebst verschiedenen Charaktern vom wilden Schweine, so wie das Bisamthier, eine etwas schmächtige Taille und hohe schlanke Beine, wie ein Hirsch oder Reh.

Andern Theils hat das amerikanische Schwein Pecari auf dem Rücken eine Hölung, oder Beutel, worin eine sehr reichliche Feuchtigkeit von starkem Geruch aufbehalten ist, so wie ihn das Bisamthier unter dem Bauche hat. Ueberhaupt gehört keines von den Thieren, die starkriechende Feuchtigkeiten von sich geben, als der Dachs, Biber, Pecari, Oudatra, Desman, die Zibethkatze, das Zibeththier, ins Geschlecht der Hirsche oder Ziegen, und wenn es im Oberkinnbacken Schneidezähne hätte, so wie es Gewehrzähne hat, so hätte Herr von Büffon geglaubt, daß es sich mehr den Schweinen nähere; allein der Mangel dieser macht, daß es sich wieder den wiederkäuenden Thieren und vor allen dem Zwerghirschen, nähert, das gleichfalls wiederkäuet, ob es gleich keine Hörner hat.

Das einzige, worin die, die von diesem Thiere geschrieben, und bald mehr bald weniger geirret haben, übereinstimmen, ist dieses, daß der Bisam in einem Beutel oder in einer Beule erzeugt werde, die in der Nachbarschaft des Nabels ist. Bloß das Männchen liefert, nach den Berichten, den ächten Bisam; das Weibchen hat zwar eben dergleichen Beutel am Nabel, aber die Feuchtigkeit, die daselbst filtriret wird, ist nicht von gleichem Geruche; die Beule des Männchens wird bloß zur Brunstzeit mit Bisam angefüllet, und die Feuchtigkeit ist zu andern Zeiten nicht so überflüßig, und schwächer von Geruch.

Nach sehr vielen einmüthigen Zeugnissen, kan man nicht zweifeln, daß dem Bisamthier sein Bisam sehr lieb ist. Wenn es gefangen wird, legt es sich auf den Rücken, um gleichsam besser im Stande zu seyn, sich zu vertheidigen, sagen die Jäger; doch geben sie auch zu, daß es selbst den Sack aufritzt, worin sich diese Feuchtigkeit befindet, so bald man ihm zu sehr nachsetzt, oder wenn man es in der Schlinge gefangen hat. Es ist zu vermuthen, daß der Bisam diesem Thiere zu seiner Vertheidigung gegeben sey. Da die Wölfe, Tieger rc. sehr begierig nach seinem Fleische sind, so hält es seine Verfolger, selbst wenn sie ihm schon auf dem Halse sind, und es fressen wollen, dadurch auf, daß es seinen Bisamsack aufreißt, dessen Geruch gewiß so heftig ist, daß jene ihn nicht ausstehen können.

Die Natur hat dem Bisamthier eine Feinheit des Gehörs, Furchtsamkeit und Schnelligkeit im Laufen gegeben, die schon zu seiner Sicherheit hinlänglich scheinen; gleichwohl hat sie auch einen besondern Instinkt hinzu gefügt, alles zu verheimlichen, was seine Spur verrathen könnte. So kratzt es z. E. die Erde auf, um seinen Mist zu bedecken, und leckt die Stelle ab, die es etwa mit seinem Urin benetzt hat.

Was die Materie des Bisams selbst betrift; so ist vielleicht sein Wesen, das ist seine reine Substanz, eben so wenig bekannt, als die Natur des Thiers, das ihn hervorbringt. Es ist diese Specerei eine schwarzgraue, oder etwas braune grummelichte Materie, wie geronnen Geblüte anzusehen, eines scharfen und etwas bittern Geschmacks, und sehr starken doch angenehmen Geruchs, die in braunhaarigten Beuteln, worin sie entweder gewachsen ist, oder eingenähet worden, aus China, Persien und Ostindien gebracht wird.

Alle Reisebeschreiber sagen einstimmig, daß der Bisam von denen, die ihn verkaufen, allemal verfälscht und mit Blute von dem Thier, oder andern Specereien vermischt sey. Die Chineser machen durch diese Vermischung nicht nur die Masse davon grösser, sondern suchen auch noch das Gewicht zu vermehren, indem sie fein gestossenes Blei hineinzubringen wissen. Doch lassen sich die Kaufleute den Betrug mit Blei noch lieber gefallen, als wenn man von der zerhackten Leber, dem Fleische und Blut des Thiers darunter mischt, denn jener verändert doch die Natur des Bisams nicht, da hingegen der letztere Betrug nicht nur den Bisam schwächet, sondern auch macht, daß sich binnen zwei oder drei Jahren gewisse kleine Thierchen zeugen, die den guten Bisam verzehren.

**Kircher** beschreibt die Zubereitung des falschen Bisams folgendergestalt: „Wenn das Bisamthier gefangen, entzieht man ihm alles Geblüt, so viel „immer seyn kan; das unter dem Nabel sitzende gesteckte Geblüt oder „wahre Bisamsäcklein wird auch weg„gethan. Darauf zieht man erst die „Haut

„Haut ab, und zerleget dieses Thier „in viele Theile. Die Hälfte des „Thiers, unterhalb der Lende, zerstößt „man wohl in einem Mörser, und „gießt so viel Blut dazu, bis es ein „Teig wird. Diesen trocknet man an „gelinder Luft, thut ihn in Säcklein, „so aus des Thieres eigener Haut ge„macht sind, und verkaufet ihn also „als den besten Bisam. Nimt man „alle Stücke des Thieres ohne Unter„schied dazu, so wird der Bisam „schlechter.„

Weil der Bisam auch noch oft in Europa von den Juden und andern verfälschet, und mit Mäuse- oder Marderdreck, Bocksblut, gebrantem Brodt, Ladano, und dergleichen vermischet wird; so hat man verschiedene Proben unternommen, um den Betrug entdecken zu können, welche doch so untrüglich nicht sind, daß man sich zuverläßig darauf verlassen könnte. Die gemeinste ist, daß man den Bisam über das Feuer halten soll, und wenn er alle weg fliegt, soll er gut seyn, wenn aber etwas zurück bliebe, sey er vermischt. Allein dieses gehet nur an, wenn Erde darunter gemischt ist; ist aber Geblüt, oder sonst etwas darunter, so bleibt auch wenig zurück. Eine gleiche Bewandniß hat es auch mit andern Proben. Weßwegen Pomet in seiner Hist. des Drogu keinen bessern Rath weiß, als daß man den Bisam von ehrlichen rechtschaffenen Leuten kaufe, und nicht von den Landstreichern, die sich für Bootsleute, die selbst aus Ostindien kämen, ausgeben, den Bisam spott wohlfeil verkaufen, weil er falsch ist, und doch Gewinn genug daran haben.

Der reinste Bisam ist derjenige, den das Thier an Steinen oder Baumstämmen fließen läßt, gegen die es sich reibt, wenn die Materie zu brennen anfängt, oder der Beutel damit überfüllet ist. Der Bisam, der in dem Säckchen selbst gefunden wird, ist selten von gleicher Güte, weil er noch nicht reif ist, oder auch, weil er bloß in der Brunstzeit seine ganze Stärke und Geruch erlangt, da denn zu eben dieser Zeit das Thier sich der gar zu heftig brennenden Materie entschüttet, die ihm alsdenn Stechen und Jucken verursacht. Diese Specerei ist die heftigste unter allen bekannten. Eine sehr kleine Dosis davon ist genug, sehr viel damit zu parfümiren; das kleinste Stückchen riechet man schon auf eine beträchtliche Weite, und wenn nur etwas damit angemacht ist, so bleibt der Dunst so beständig, daß die Kraft davon nach vielen Jahren nichts verloren zu haben scheint.

Der Schluß folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

60tes Stück.

Freitag, den 28ten Julius 1780.


## Das Bisamthier.

(Schluß.)

Nicht allein allerhand Galanteriewaaren, Rauchwerke, Leder, Leinewand u. d. gl. werden damit wohlriechend gemacht, sondern es können auch die rohen Bücher, wenn das Planierwasser nur mit einem Gran vermischet wird, vom Buchbinder dadurch parfümirt werden.

Verliert der Bisam den Geruch, wie zuweilen zu geschehen pflegt, so soll er davon wieder gut werden, wenn man ihn nur in ein Privet hängt.

Die Kräfte und Tugenden, die dem Bisam in der Arzneiwissenschaft beigelegt werden, bleiben der Kürze wegen hier unberührt.

Der Bisam, womit insonderheit zu Amsterdam gehandelt wird, kömt ordentlich aus Tunquin, oder Bengalen, und zuweilen auch aus Rußland. Der aus Tunquin ist von zweierlei Sorten, entweder in Blasen oder Beutelgen, oder ausser Blasen; beide werden nach der Unze, und zwar der in Blasen zu 5 bis 6, und der ausser Blasen zu 8 bis 9 Gulden die Unze verkauft. Der bengalische Bisam wird zu 4 bis 5 Gulden die Unze verkauft. Alle aber geben gleich durch ein pro Cent Rabat für promte Bezahlung. Was den russischen Bisam betrift; so wird er weniger wie die andern geachtet; weil sein Geruch, ob er gleich anfänglich sehr stark ist, dennoch sehr leicht verdunstet. Sein Preis ist in Rußland, 40 bis 50 Stüver die Unze.

In den Auktionen, welche die ostindische Compagnie in Holland mit ihren Waaren hält, werden von dem Bisam keine Loose, wie von andern Spezereien, gemacht; sondern er wird für so und so viel Gulden die Unze verkauft.

Die Materialisten unterscheiden drei verschiedene Sorten Bisam, nemlich den Bisam de Lavanti, welcher der theuerste, den Bisam d'Alexandria, welcher der mittelste, und den Bisam de Ponenti, der der geringste oder vermengte seyn soll. Sie müssen alle, ob sie gleich noch in den Säckchen sind, wohl verwahret, und, wie einige Materialisten wollen, in

bleiernen Büchsen aufbehalten werden, wiewohl zinnerne und gläserne auch gut dazu sind.

Es ist eine gemeine Sage, daß, indem man den Beutel abschneidet, worin der Bisam ist, ein so heftiger Geruch herausgehe, daß der Jäger Mund und Nase mit vielfach zusammen gelegter Leinwand verbunden haben müsse, und daß er dieser Vorsicht ungeachtet durch den heftigen Geruch nicht selten zu einem so gewaltigen Nasenbluten gebracht werde, daß er davon sterbe. — s.

---

## Etwas über den Auszug eines Briefes den Unterricht der Jugend betreffend, im 4ten St. des Hannov. Magazins von 1779.

Die Nachricht welche in diesem Auszuge von einer sogenanten Hausakademie gegeben wird, die zu Augsburg in einigen angesehenen Familien seit geraumer Zeit existiren soll, wo die Hauslehrer sich vereiniget haben ihre Eleven mit Bewilligung der Eltern nach der Reihe in ihren Häusern zusammen zu bringen, und ihnen wechselsweise Unterricht zu ertheilen, verdienet allerdings Aufmerksamkeit. Die meinige hat sie wenigstens erreget. Und da der Herr Verfasser die Meinungen darüber zu hören wünscht, so will ich auch meine Gedanken sagen. Weil ich verschiedenes über den Unterricht der Jugend gedacht, selbst vom Handwerk und nicht ohne Erfahrung bin, so glaube ich dazu einiges Recht zu haben, und mit unter den Aufgeforderten zu seyn.

Ohne Widerrede verdienet diese Einrichtung nicht nur Aufmerksamkeit, sondern auch Beifall und Nachahmung, – wenn sie sich thun läßt, und nicht durch zu viel Schwierigkeiten bestritten wird; welches aber wohl mehrentheils der besorgliche Fall seyn dürfte. Die Erfindung ist so einfach und natürlich, daß man billig fragen könte, warum ein guter Menschenkopf nicht längst darauf gerathen ist? Sie scheint eben so leicht wie Columbus Ey, das auf die Spitze gestellt werden solte: und doch, — ohne den Druck der armen überladenen Hofmeister würde sie eben so unerfunden geblieben seyn als die neue Welt ohne den Drang von Golddurst und Ehrgeiz. So wahr ist es, daß die Noth vorzüglich sinnreich macht, und daß wir selten was erfinden, als wenn wir müssen. Was uns der Zufall auf die Nase wirft ist nicht eigentlich unser, wenigstens kein Verdienst. Das Institut hat ohnstreitig sehr sichtbare Vorzüge, wenigstens vor dem landüblichen Privatunterricht. Könnte es allgemeiner gemacht werden, so würde es ein nicht unglückliches Mitteldinge zwischen diesem und den öffentlichen Schulanstalten seyn, welches einige Inconvenienzen von beiden vermeidet und doch die meisten Absichten glücklich erreicht. Der sehr geplagte Hauslehrer,

lehrer, welcher in der gewöhnlichen Lage, (Ausnahmen werden gern zugestanden,) das größeste Mitleid verdienet, erhält dadurch eine große Erleichterung. Die verschiedenen Fächer des Unterrichts können ungleich besser durch **Mehrere** als durch **Einen** ausgefüllet werden. Wir können nicht *alle alles*: und wenn wir es zufälliger Weise könnten, so wäre es nur desto schlimmer für den Unterricht. Der Vielwisser ist selten ein guter Docent, und unvorbereitet kan er es gar nicht seyn, welches doch sehr gewöhnlich der Fall bei überhäuften Lehrstunden seyn würde. — Der Eleve gewinnt gleichfalls, nicht nur durch eine bessere und mehr verdauete Unterweisung, sondern auch noch durch andere Umstände. Er wird nicht durch das ewige Einerlei des gewöhnlichen Privatunterrichts gemartert und verdrossen gemacht. Ein Umstand, welcher mehr Aufmerksamkeit verdienet, als man gewöhnlich darauf zu richten pflegt. Die Langeweile bei dem übel unterhaltenen Lehrling hat mehr als eine schädliche Wirkung. Er lernt wenig, und bekomt einen schwer zu heilenden Ekel an den Kenntnissen die ihm beigebracht werden sollen. Ein kluger Educator wird sie daher so viel möglich mit äußerster Sorgfalt vermeiden. Die Nacheiferung findet ebenfalls besser statt, wie auch der Abschlif durch den Umgang mit mehreren Zeitgenossen; obgleich beides im minderen Grad als auf öffentlichen Schulen. Ein Umstand der zum Vortheil von diesen gemeinlich nicht hoch genug in Berechnung gebracht wird. — Den Nutzen, daß die Erziehung beständig unter den Augen der Eltern geschiehet kan ich nicht so stark anrechnen wie viele thun. Er ist zweideutig, wenigstens sehr subjectivisch. Wenn die Eltern vernünftig und billig sind, oder verstehen was zu einer guten Erziehung gehöret, denn mag er gelten. Aber das sind und verstehen die meisten nicht; und überhaupt will man bemerkt haben, daß die Eltern gewöhnlich ihre Kinder nicht zum besten erziehen. Ausnahmen so viel man will; aber in der Regel ist es so, und kan wegen vieler zusammenstossenden großen und kleinen Ursachen nicht wohl anders erwartet werden. Sie wären leicht anzuführen, aber jetzt liegen sie außer unsern Wege. Indessen will ich nicht darüber zanken. Die Erziehung der Kinder unter den Augen und Leitung der Eltern mag ein Vortheil seyn; doch ist er es mehr für diese als jene, entweder weil sie sich viel nöthige und unnöthige Sorgen ersparen, oder auch, weil sie alsdenn ihre Kinder nach ihrem Sinn und Gutdünken können bilden lassen. Ein Recht, welches ihnen unbestritten bleiben muß, wenn es auch nicht immer nach dem besten Gebrauch und Ueberzeugung aus richtigen Gründen ausgeübt wird.

Das geht nun alles recht gut, so lange das Ding bloß Plan und Idee bleibt. Aber in der Ausführung mögte es wohl etwas viel Schwierigkeiten geben.

ben. Wenigstens seh ich weit mehr und auch größere als der Herr von S::, welcher sie alle so unerheblich und federleicht findet, daß sie kaum erwehnt zu werden verdienen. Man muß gar kein Schwierigkeitsmacher oder Knotensucher seyn. Noch weniger muß man sich durch jeden Maulwurfshügel auf seinem Wege schrecken lassen, welchen die hypochondrische Engbrüstigkeit für einen unübersteiglichen Berg ansieht. Ein jeder neuer Weg hat seine Unebenheiten. Wer sie scheuet der bleibe davon, und schlendere auf dem alten mit dem großen Haufen fort. Aber so wenig uns diese Schwierigkeiten von Versuchen abschrecken müssen, welche die zuverläßige Mine einer wirklichen Verbesserung haben, so wenig müssen wir sie uns vorsetzlich verbergen oder zu klein vorstellen. Es ist vielmehr gut sie alle und zwar recht genau zu kennen, damit sie uns nicht in der Ausführung verwirren und aufhalten. Vorhergesehenen und überdachten Schwierigkeiten kan man besser begegnen. Man macht von langer Hand seine Vorkehrungen sie zu heben, oder ihnen auszuweichen, — und wenn man nach einer genauen Calculation findet, daß beides nicht gehen will, so läßt man das ganze Ding liegen, und erspart sich den Verdruß einer vergeblichen Unternehmung.

Nach der Erzählung des Herrn Verfassers geht die Ausführung in seiner Geschichte recht leicht, und so gar ohne den mindesten Anstoß. Vier gewissenhafte und freundschaftliche junge Männer machen zu ihrer Erleichterung den Entwurf, ihre sämtlichen Eleven zusammen zu werfen, und ihnen wechselsweise Unterricht zu geben. Vier und mehr vernünftige und gut gesinnte Familien lassen sich denselben gefallen. Er wird ausgeführt. Man überläßt die Wahl der neuen Lehrer im Fall eines Abgangs den bleibenden. Die Anzahl der Häuser erhält sich durch neu eintretende. Und so bestehet dieses Privatinstitut ohne Gesetze und Direction (wenigstens ist davon nichts gedacht) ganze dreißig Jahr, bloß durch Freundschaft, Gewissenhaftigkeit, Vernunft und Billigkeit. — Das ist viel, und fast mehr als ich glauben kan. Ich bin eben nicht der schwergläubigste, aber ich gestehe, mehr als einmal bin ich in Versuchung gerathen, die ganze Geschichte für eine schöne Fiction und Ideal zu halten, welche uns sagen sollen — so könte oder müßte es seyn. Doch ich will mich anstrengen, und, weil der Herr Verfasser seine Erzählung so natürlich und mit so ehrlicher Mine macht, glauben was ich kan. Indessen stößt mir der rebellische Zweifel aller angewandten Bemühung ohnerachtet, manchmal auf. — Wenns noch drei Jahr wären? Aber ganze dreißig Jahr — das ist zum Erstaunen lange. Da sterben anderthalb Menschengenerationen aus, und so lange erhält sich kaum ein öffentliches Institut, mit Fond, Direction, Gesetzen und Aufsicht ohne Hinken und Sinken. Da

müssen

müssen ganz ausserordentlich viel günstige Umstände zusammen treffen, welche in meiner Gegend kaum alle dreissig Jahr einmal, und denn doch nur auf kurze Zeit, in Conjunction stehen. Da muß keine jugendliche Hitze, deren Ausbruch unter jungen Männern so schwer zu vemeiden ist, keine Eitelkeit, Bequemlichkeit oder Neid die Freundschaft der Lehrer stöhren, sondern die Göttin der Eintracht muß ihre Köpfe und Herzen im Umgange, Unterricht und Lehrplanen am festen Leitbande führen, und ihrer gefährlichen Feindin, für deren Cabalen die Götter des Olymps einst nicht sicher waren, den Zugang verwehren. Da muß weder Zeit noch vermehrte Gemächlichkeit den Enthusiasmus erschlaffen. Da muß kein Familienzwist, Damen- oder Kindergezänk, Rangstreit, Herrschsucht und Eigensinn ins Spiel kommen. Und dieses alles, sonderlich das letztere, ereignet sich nach dem gewähnlichen Weltlauf nur gar zu leicht, weil bekant ist, daß die Herrn Informatores und respectiven Hofmeister überall zum Damendepartement gehören, die sich ihre decisive Stimme bei deren Wahl und Regierung schwerlich werden nehmen, oder nur beeinträchtigen lassen, da sie ihre Gerechtsame so gut kennen, und darüber außerordentlich wachsam und eifersüchtig sind. Kurz, da muß der JCtische Kraftspruch: **Das Gemeinschaft Hader gebieret**, sein durch jahrhundertlange Erfahrung bestätigtes Ansehen verloren haben. Wenn es überall so in der schwäbischen oder auch nur in der augsburgischen Welt zugehet, so hätte ich große Lust, noch im Herbst meines Lebens dahin auszuwandern. In der meinigen ist es gar anders, — so wie ich nicht gern habe, aber durchgängig finde wo ich hinkomme.

Noch eine Schwierigkeit ist nicht unbillig von dem Geist der strengen Oekonomie zu besorgen. Der Fall ist nur in wenig Häusern, wo es nach der Versicherung des Herrn von S** auf einige Pistolen mehr bei den Erziehungskosten nicht ankomt. Die unnöthigen Ausgaben vermehren sich in unsern verfeinerten Zeiten von Jahren zu Jahren dergestalt, daß man die nöthigen schlechterdings einschränken muß. Jene gehören zu den Ehrenangelegenheiten, wobei man schlechterdings nichts fehlen lassen darf. Die Menage kan also bloß in diesen und in der innern Wirtschaft gesucht werden, wozu die Erziehungskosten für die Kinder ohnstreitig gehören. Wenn nun der Informator, der ohnehin genug kostet, statt der 6 bis 8 Stunden, die er eigentlich zu geben schuldig wäre, in der Hausakademie nur zwei Stunden Unterricht ertheilet, so ist nichts vernünftiger und billiger, als daß man ihm dafür einen proportionirlichen Abzug am Gehalt macht; sonderlich wenn man ihm frei läßt, nebenbei noch Stunden an Freunde zu geben. — Noch einen Schritt weiter, so ist die in größeren Städten bereits sehr üblich gewordene Stundeninformation

mation in aller Form da. Sie ist die wohlfeilste und für die Eltern auch die bequemste, — aber ohnstreitig auch in aller Hinsicht die schlechteste. Aber das thut so viel zur Sache als die dabei zu machende beträchtliche Ersparung. Die specielle Aufsicht übernehmen die Eltern selbst, welche, wie sie glauben, nicht besser versehen werden kan.

Der Enthusiasmus, auf welchen bei der Hausakademie stark mit gerechnet wird ist gut, — aber ein gar unsicherer Fond. Einen großen und langen Entwurf mögt ich nicht darauf bauen. Im Anfang und auf einen Ruck thut er mächtige Wirkung; so sehr daß nichts seine Stelle vertreten kan. Aber seine Hitze verraucht bald, sonderlich in unsern Tagen, wo der Einfluß kältender Metalle alles thut und das erste Mobil ausmacht. Verschiedene Erziehungsanstalten, welche auf den Enthusiasmus vorzüglich und zu viel rechneten, haben dieses erfahren. Das Philanthropin zu Maschlins verschwand auf einmal, wie eine prächtige Lufterscheinung in der sicilianischen Meerenge, eben da es seine rechte Consistenz zu erhalten, und durch seine mit Educationseifer begeisterten Lehrer sich der Vervollkommung zu nähern schien. Das zu Dessau hat nun mit dem Geist und Plan seines berühmten Stifters auch den Namen abgelegt, und wird, was viel andre Institute schon sind — allmählig eine gute Schule. Basedows und seiner verbrüderten Freunde Geschichte ist bekant. Das brüderliche Band, welches ein schöner und rühmlicher Enthusiasmus geknüpft hatte, zerriß uhrplötzlich; und ohne die stützende Hand eines vortreflichen Fürsten, würde dieser gewaltsame Riß auch das Institut nach sich gezogen haben. Der begeisterte Kopf bezeichnet die hohe Laufbahn, und entwirft große und kühne Plane: aber nur der Kalte führet sie aus, wie gar richtig bemerkt ist. Jedoch langsam, und mit Hülfe derjenigen Maschinen, welche sich durch vielfältige Erfahrung in der bürgerlichen Verfassung wirksam und bewährt gewiesen haben.

Der muthmaßlich beste Gang den ein solcher zusammengestoßener Privatunterricht im Fall einer längeren Dauer am Ende nehmen kan, ist, daß er viel vom Geist der öffentlichen Institute annehmen wird. Versteht sich, solcher Institute, wo Lehrer und Lehrstunden in einer Klasse abwechseln, und nicht, nach dem uhralten Leisten ein und eben derselbe Lehrer seiner Klasse alles in allem zu seyn, und das bis an sein seliges Ende, stumpf, alt und halb kindisch zu bleiben verurtheilet wird. Man sieht ohne Mühe, daß diese Verfassung eine sehr schlechte Schulform ist, so sehr sie auch als ein altes gothisches Heiligthum noch fast überall beibehalten wird. — Nur kan ein solches Privatinstitut die Vorzüge einer wohl geordneten öffentlichen Schule schwerlich ganz erreichen, weil alles dabei auf gar zu viel schwankenden Voraussetzungen und mißlichen

Zu

Zufälligkeiten beruhet. Der Hauptvortheil, wenns immer einer ist, bestehet darin, daß die Kinder im väterlichen Hause unter den Augen und nach dem Gutdünken der Eltern erzogen werden; welcher aber mehr, wie ich besorge für die Zufriedenheit der Eltern als das Wohl der Kinder ist. Das väterliche Haus ist nicht immer die schicklichste Werkstatt zur Bildung der Kinder. In den meisten ist die Lebensart so beschaffen, daß sie vieles sehen was ihnen besser verborgen bliebe, und das sie gemeiniglich so viel schärfer sehen, je weniger sie es sehen solten. Der Ton unsrer Welt, mit aller möglichen Achtung davon gesprochen, ist nicht der Ton der sittsamen und strengen Tugend. Man darf unbesorgt seyn, daß ihn der liebe Sohn nicht gehörig mögte, wenn er nicht frühzeitig genug durch große Gesellschaften dazu initiirt wird.

Die Schwierigkeiten, welche aus der Ungleichheit der Eltern entstehen, scheinen dem Herrn von S:: von geringer Bedeutung; und mir sind sie ein Stein des Anstoßes, den ich nicht zu heben weiß. Ohne mehrere Abtheilungen oder Klassen sehe ich keine Möglichkeit, — und denn ist dem Lehrer, welcher doch hauptsächlich erleichtert werden soll, wenig oder gar nicht geholfen. Die übrigen geringeren Unbequemlichkeiten, welche durch die vermehrten Bedürfnisse an Zimmern, Holz, Meublen u. d. g. entstehn würden, will ich nicht einmal berühren. — Aber wie für die Töchter, ohne eine oder zwei besondere für sie zu errichtende Klassen gesorgt werden könne, das bin ich neugierig aus der versprochenen Nachricht zu lernen. Wenigstens ist es mir bis jezt unbegreiflich.

Indessen bin ich bei allen diesen Schwierigkeiten weit entfernt Versuche zu widerrathen. Vielmehr wünsch ich recht sehr, daß sie häufig und wiederholt gemacht werden mögen. Was mir ein unübersteiglicher Berg dünkt, ist dem wahren Savojarden eine Kleinigkeit, der außer seiner eignen noch eine fremde Last über die rauhen Alpen trägt: und weil ich keine Mittel zur Hebung einer Schwierigkeit sehe, so folgt daraus nicht, es giebt keine. Was ich nicht sehe, siehet dennoch vielleicht ein besseres Auge. Der Plan hat so viel Gutes und Einladendes, daß ich aufrichtig wünsche, er möge ausgeführt werden können. Auf alle Fälle ist ja bei einem mißlungenen Versuche wenig verloren. Er kostet, nach des Herrn von S:: Bemerkung, keinen Pfennig; und ein umgeschlagener Versuch mehr wird in der Geschichte der Menschheit keinen großen Schatten machen. Er verliert sich im Hintergrunde der Gruppe, neben denen, die Millionen kosteten, und keine so gute Absicht hatten; und gehört vielleicht zu denen, die durch ihren Umschlag belehrten und zurechte wiesen. Versuche von dieser Art verdienen auch mißlungen noch Achtung.

---

* * * * * * * * *

Es ist vor einiger Zeit in dem Hanöverischen Magazin angefraget worden, ob nicht ein bewährtes Mittel vorhanden sey, den so schädlichen weißen und schwarzen Kornwurm zu vertreiben, und gebeten worden, solches bekant zu machen.

So wohl mein seliger Vater, als auch ich haben dieses Ungezieffer lange Jahre auf dem Kornboden gehabt und sehr vielen Schaden dadurch erlitten. Alle Mittel, die dagegen angerathen wurden, wurden gebraucht, aber alles war vergebens. Endlich wurde mir gerathen, daß man den abgerissenen Flachssaamen in seiner Hülse, welche man allhier Knutten nennet, ganz frisch und ohngefähr eines Daumen dicke auf den Kornboden streuen solte, denselben alle Tage umharken, damit er nicht stocke und trocken werde. Man muß den Saamen so lange liegen lassen, als man den Boden entbehren kan, und dieses einige Jahre nach einander verrichten; so wird man finden, daß sich dieses Ungeziefer gänzlich verliert. Ich habe dieses Mittel einige Jahre lang probiret, und weil ich wegen Mangel des Raums den ausgestreueten Flachssaamen nur bis Martini auf dem Bodenbete liegen lassen; so ließ ich denselben alsdann in einen Haufen machen, und so lange auf dem Boden liegen, bis derselbe im Frühjahr zum Aussäen ausgedroschen werden mußte. Ich continuirete damit drei bis vier Jahr, das Ungeziefer verlor sich gänzlich, und seit zwanzig Jahren habe ich nicht einen einzigen Wurm wieder verspüret, und meine Böden sind bis auf diese Stunde ganz rein.

Da ich mit Gewißheit sagen kan, daß ich durch dieses ganz einfache Mittel, den schädlichen Kornwurm, so wohl den weißen, als den schwarzen, los geworden bin; so trage ich kein Bedenken dieses hierdurch bekant und gemeinnützig zu machen. Ich wünsche, daß von vielen die Probe damit gemacht werden möge, und ich versichere, daß man den besten Erfolg davon erfahren wird, und angenehm wird es mir seyn, wenn man davon in diesen Blättern Nachricht ertheilet.

Herford. C.

Hannoverisches Magazin.

61tes Stück.

Montag, den 31ten Julius 1780.

## Etwas für die Ehrliebe, als moralische Triebfeder bei der Erziehung *).

Es ist von jeher eine Klage gewesen, die kaltblütige Zuschauer bei gelehrten Zwisten geführt haben, daß man sich nicht allzeit über die Worte und Begriffe genau einverstanden, die der Streit betrift. Mir scheint es, als ob das auch hier einigermaßen der Fall ist. Ich will also vor allen Dingen erst nach meiner Einsicht zu bestimmen suchen, was es im gewöhnlichen Sprachgebrauche heißt: **Ehrbegierde ist als eine moralische Triebfeder bei der Erziehung zu gebrauchen.**

Das Bestreben, durch gute Handlungen den Beifall und die Achtung der Menschen zu gewinnen, ist wahre Ehrbegierde. Jedes Mittel ohne Unterscheid gebrauchen, diese Absicht zu erreichen, ist falsche Ehrbegierde oder Ehrgeiz. Will Jemand, so mag er, statt Beifall und Achtung, auch Freundschaft und Liebe setzen; den Liebe ist der höchste Grad des Beifalls. Aber ich kan nur Liebe erwerben, in so fern ich mit andern in nahen Verhältnissen stehe, und sie an meinen Vollkommenheiten Theil nehmen lasse. Die gewöhnlichen, aber doch nicht gewissen Folgen und Zeichen der Ehre, muß man von der Ehre selbst sorgfältig unterscheiden. Diese Folgen sind: Lob, Ehrenstellen, Ehrentitel, äußerliche Verehrung, guter Name, Ruhm — — —. Lob ist nur Aeußerung des Beifalls durch Worte, und setzt die strengste Redlichkeit bei dem Lobenden voraus, wenn es ein gewisses Zeichen der



*) Die Veranlassung zu diesem Aufsatze giebt mir des Herrn Rath Campe Abhandlung über die Ehrbegierde, im dritten Stücke der pädagogischen Unterhaltungen. Desselben, und des Herrn Professor Basedows Nacherinnerungen im fünften Stücke der Unterhandlungen, des Herrn Professor Feders und des Rath Campen Briefe über diesen Gegenstand im vierten Stücke des deutschen Museums vom vorigen Jahre, haben mir zu mehrern Nachdenken Gelegenheit gegeben. Ich mache meine Meinung zu öffentlicher Prüfung bekant, und versichere ausdrücklich, daß es mit meiner Hochachtung für jene großen Männer wohl bestehen kan, wenn ich in diesem Stücke nicht einstimmig mit ihnen denken solte.

der Ehre seyn soll. Ehrenstellen sind für diejenigen Personen, die in wichtigen Geschäften des Staats gebraucht werden. Durch Ehrentitel versichert der Landesherr das Publikum, daß Jemand zu wichtigen Geschäften tüchtig sey. Aeußerliche Verehrung findet statt bei Personen, die in Ansehung der Geburt, des Standes, der Würde, auch wohl des Reichthums, vor andern Vorzüge haben. Solche äusserliche Vorzüge vor andern suchen, heißt nicht Ehre selbst suchen. Es bedarf wohl keiner Betheurung, daß äußerliche Vorzüge seyn können, wo keine innere sind, und auch umgekehrt. Man kan sich sehr wohl ein Publikum denken, wo jeder ehrliebend ist, jeder fest auf seinem Posten steht, jeder Beifall und Achtung verdient, obgleich einer vor dem andern äußerliche Vorzüge hat. Ein ganz Regiment Krieger kan brav seyn, und der Gemeine so gut als der Officier Ehre erwerben. Guter Name ist die Meinung des Publikums von den rechtschaffnen Handlungen eines Mannes. Ruhm ist die Meinung des Publikums von den hervorstechenden guten Handlungen eines Mannes. Bei dieser Meinung ist Irthum nicht nur möglich, sondern auch gewöhnlich. Ruhm kan daher ohne Ehre, und Ehre ohne Ruhm seyn. Ruhm wird auch nur durch glänzende, Ehre überhaupt durch rechtschaffne Handlungen erworben. Ruhm ist nur für wenige, Ehre für jeden. Ruhm ist gleichsam ein Schatten der Ehre, welcher länger oder kürzer ist, je nachdem das Licht höher oder niedriger steht. Aus dem Schatten kan ich nicht einmal genau die Figur, vielweniger die Materie des Körpers beurtheilen. Lob, Würden, Titel, Verehrung, guter Name, Ruhm, — — — sollen nur Zeichen des Beifalls und Folgen der Ehre seyn. Wenn sie Jemand um ihrer selbst willen suchet und verlanget, das ist Eitelkeit.

Bei dem Begriffe von Erziehung wird nichts weiter zu bemerken seyn, als daß man immer auf junge Kinder ohne Erkentniß, ohne Ausbildung Rücksicht nehmen muß; weil die moralische Erziehung wenigstens so früh als die wissenschaftliche angefangen werden muß.

Aber was ist eine moralische Triebfeder? Kan ich alles so nennen, was mir jemals Ursach meiner Handlungen wird? Gehört Vernunft und Religion auch hieher? Nach dem Sprachgebrauche sind Triebfedern bei der Erziehung: starke Neigungen der Kinder, wodurch sie ohne den Einfluß höherer Vorstellungen zu gewissen Bestrebungen bestimmt werden; natürliche Empfindungen, die, so bald sie gereizt werden, uns unmittelbar zu einer Wahl unsrer Handlungen bringen. Absicht auf Gott, Religion, höhere Vortheile wirken dabei nicht, sondern nur das Gefühl des eignen Interesse, und die Befriedigung des Wunsches, der einmal rege ist. Aus Trieb handeln, und nach Grundsätzen handeln, ist nach meiner Meinung durchaus zweierlei. Trieb ist zwar immer thätig,

tig, aber er bekümmert sich nicht, ob sein Object gut oder böse ist; ob bei der Befriedigung seiner Wünsche nicht höhere Güter verloren gehen. Bei vernünftiger Ueberlegung wird er erst moralisch gut oder böse. Trieb läßt sich mehr aus der Beschaffenheit des Körpers, Grundsäze mehr aus der Beschaffenheit der Seele herleiten. Jemandes Triebe beurtheilen gehört mehr für den Physiognomen: jemandes Grundsäze beurtheilen, mehr für den Psychologen. Eine Triebfeder bei der Erziehung muß ohne weiteres Zuthun des Pädagogen, eigene Wirksamkeit haben, die nur zu guten Zwecken geleitet werden darf. Selbst die Etymologie des Worts, **Triebfeder**, scheint dies zu bestätigen. Eine Feder die etwas treibt, ist eine bloß physische Kraft, die ein Künstler anbringt, gewisse Absichten zu erreichen, und die zum Vortheile oder Schaden gebraucht werden kan. So wirkt die Feder in der Uhr, und die Kunst des Werkmeisters muß erst ihre Theile so zubereiten und ordnen, daß ein gewisser Zweck erreicht werden kan. Ob denn in der Uhr regelmäßige oder unregelmäßige Bewegungen erfolgen, daran kan die Feder ganz unschuldig seyn, und sie bleibt in beiden Fällen allein Triebfeder der ganzen Maschine.

Alles wohl erwogen, unterscheide ich moralische Triebfedern und moralische Grundsäze auf folgende Art: Triebfedern sind die Begierde, seine Sinne zu ergözen; die Begierde, Güter zu haben; die Begierde, geehrt zu werden; — diese Begierden können nun durch Wohlgeschmack, liebliche Gerüche, reizende Musik, schöne Farben, Ergözlichkeit, Geschenke, Lob und Beifall, — erregt und gesättigt werden. Grundsäze sind alle Verhaltungsregeln, die Religion und Vernunft gebieten, und wobei Unterricht voraus gesezt wird. Triebfedern sind den Pflanzen gleich, die in einem Garten ohne Kultur wachsen, durch Kultur aber veredelt werden: Grundsäze sind den Pflanzen gleich, die in einem Garten zwar fortkommen, aber herein gesezt werden müssen, und vieler Wartung bedürfen; dagegen aber auch einen größern Werth haben. Vermittelst der Triebfedern fangen wir die moralische Erziehung an, vermittelst der Grundsäze beschließen wir dieselbe. Ich seze diese Eintheilung voraus, damit ich nach meiner Einsicht von der ganzen Sache deutlicher reden könne.

Ich habe nun vornemlich zwei Gründe für die physischen Triebfedern, und insonderheit für die Ehrliebe anzuführen, die mich ohne allen Zweifel lassen, daß sie bei der Erziehung nicht bloß brauchbar — nothwendig sind.

Mein erster Grund ist dieser: *Ehrliebe ist gleich den übrigen angeführten Trieben, so genau in die menschliche Natur verwebt, daß sie nie ganz unwirksam gemacht werden kan: daß ohne sie, bei einigen keine Erziehung möglich ist; und daß sie ohne die größte Gefahr nicht unbearbeitet bleiben darf.*

Ganz unwirksam kan sie nie gemacht werden. Die Anlage zu einem gewissen Temperamente liegt zum Theil schon in jedem Körper, und so bald ein Kind seine Empfindungen an den Tag legen kan, wird es auch eine Hauptneigung blicken lassen. Wer sieht nicht in dem Knaben schon, auf einer Seite den Held, den Oekonomen, den allzeit frölichen Mann? — auf der andern Seite, den Tyrannen, den Geizigen, den Schwelger? — Bei ganz einerlei Behandlung der Kinder, wird man in ihrer Natur Anlagen finden, da der eine größern Trieb zur Ehre fühlt, als der andere. Man mag also diesen Trieb bei der Erziehung kultiviren, so wird er doch bei einigen schwach bleiben: man mag ihn nicht kultiviren, so wird er doch bei einigen stark werden. Man kan auch sicher annehmen, daß kein Sterblicher, gegen die Ehre je durchaus gleichgültig gewesen ist. Der Trieb vollkommner zu werden, wohnt in jeder Brust, und Niemand ist gegen die Stimme des Beifalls völlig taub; obschon ein jeder fast eine eigene Bahn betritt, die ihn zum Ziele seiner Wünsche führen soll. Wenn aber einer mehr, als der andere durch Ehrliebe belebet wird, das beruhet nicht auf freier Wahl, nicht bloß auf Erziehung, sondern es komt auf Feinheit und Spannung der Nerven mit an. Oder man müßte den auffallenden Saz behaupten, daß das, was man Temperament nennet, bei allen Menschen, von ihrer Geburt her, einerlei sey, bloß durch Erziehung gebildet werde. Kurz, es ist keine Frage für den Pädagogen, ob Ehrliebe bei dem Eleven seyn soll, oder nicht; sondern ob er die vorhandene Ehrliebe zur moralischen Triebfeder gebrauchen darf?

Bei einigen Kindern wenigstens, würde keine Erziehung möglich seyn, wenn man nicht Lob und Beifall als ein wirksames Mittel gebrauchte, Wissenschaft und Tugend in ihre Seelen zu pflanzen. Man kan hievon selbst bei den niedrigsten Ständen Erfahrungen machen. Freilich lassen sich nicht alle Kinder durch Ehrliebe allein leiten, aber wo dieselbe nicht als starke Triebfeder wirkt, da muß man andere Triebfedern mehr in Thätigkeit sezen. Daher die Pflicht des nachdenkenden Erziehers, die Hauptneigung seines Zöglings zu studiren, dessen Trieben richtige Grenzen zu bezeichnen, und sie auf edle Gegenstände zu lenken. Womit solte man auch wohl die Kinder zum Guten willig machen, wenn man die natürlichen Triebfedern nicht nuzzen, oder gar verwerfen wolte? Grundsäze und höhere Principien sucht man vergeblich bei ihnen, und für ein Glück das Engel und Geister entzücket, haben sie noch keine Empfänglichkeit. Dazu werden vernünftige Kenntnisse, Nachdenken und Ueberlegung erfodert, die man bei Kindern ohne Wissenschaft und Ausbildung nicht erwarten kan. Das soll eine Frucht der Erziehung seyn, daß Kinder sich über das Sinnliche erheben lernen, aber dazu gehört auch die Unterstüzung einer geläuterten

ten Vernunft. Gottesliebe, Rechtliebe, Menschenliebe, Elternliebe, — sollen für wohlerzogene Kinder Bewegungsgründe zum Guten seyn. Aber man verlange doch dies nicht von Kindern, so wie sie roh aus den Händen der Natur kommen. Die Schwierigkeit bleibt immer, wie sie dahin gebracht werden, daß sie aus Liebe zu Gott, zum Rechte, zu Menschen, zu den Eltern, zum Pädagogen, — das Gute thun. Nicht wahr? durch Unterricht und physische Triebfedern? Wird nicht das Kind bei allen Ermunterungen zu jenen Liebespflichten, den Gedanken hegen: was habe ich davon? Versprechen wir Gegenliebe, so frägt das Kind weiter: woher erkenne ich die? und was sollen wir nun anders antworten, als: du bist denn ein gutes Kind, du wirst vollkommner, du verdienst unsern Beifall, wir geben dir deinen Unterhalt, wir sorgen für dein Vergnügen, wir machen dir Geschenke. — Ein Jüngling, bei dem die Erziehung ihr Werk vollendet hat, soll billig keine Handlung vornehmen, ohne die höhern Principien zu Rathe zu ziehen. Aber dies ist nicht bei Kindern zu erwarten, die erst anfangen, durch ihre Sinne Kenntnisse zu sammeln, und stuffenweise zu deutlichen Begriffen gelangen. Doch gesetzt, daß man auch die physischen Triebfedern unwirksam machen, und die höhern Principien an ihre Stelle setzen könnte, so wäre mehr verloren als gewonnen. Grundsätze allein vermögen nicht so viel als Triebe, weil die Triebe sinnlich sind. Grundsätze allein würden uns zu kalt lassen, denn Speculation über Tugend, macht noch nicht tugendhaft. Aber Trieb giebt den Gedanken Leben und Thätigkeit. Triebfedern und Grundsätze in Harmonie zu bringen, das ist das Kunststück des Erziehers. Triebfedern durch Grundsätze veredelt, recht geleitet, für Ausschweifungen gesichert, wirken mehr, gewisser, gemeinnütziger, als eins von beiden allein.

Es würde aber auch überhaupt gefährlich seyn, wenn der Hang zur Ehre, der sich bald oder spät, stark oder schwach in dem Kinde entwickeln wird, ganz unbearbeitet bleiben solte. Ehrliebe in der Erziehung vernachläßigen, das hieße gar nicht erziehen. Denn Erziehen heißt die Anlage des Kindes nach Maaßgabe seiner Kräfte, seines Alters, seiner Fähigkeit entwickeln, und zu der zweckmäßigen Vollkommenheit führen. Ehrbegierde ist auch Anlage der menschlichen Natur, die das Kind hat. Ohne ein bestimmtes Ziel wird sie zu stark, ohne gegebene Direction schweift sie aus. Oder solte es besser seyn, mit der Ehre gar keine Bekanntschaft zu haben, ehe man in die große Welt tritt, wo der Mißbrauch damit herrschend ist? besser, die natürlichen Neigungen des Menschen, die so leicht über die Grenzen gehen, gar nicht zu bearbeiten? besser, einen jungen Herrn der reisen soll, vor der Abreise kein Geld sehen lassen, kein Gepräge kennen lehren, um ihn für Geiz oder Verschwendung zu verwahren? Das hieße, das Kind in ein Labyrinth schik-

ken, und ihm muthwillig den Faden abschneiden.

Mein zweiter Grund für die Ehrliebe als moralische Triebfeder bei der Erziehung, ist dieser: **Sie bringt unter dem Scepter der Vernunft und Religion, so wohl für jedes Individuum, als auch für die menschliche Gesellschaft überhaupt recht wohlthätige Wirkungen hervor.**

Für jedes Individuum ist sie nützlich. Bloß als Ehrliebe macht sie uns nicht glücklich; das kan sie nicht, denn sie ist in so fern nur blinde Kraft; das soll sie nicht, denn wir empfiengen auch Vernunft und freien Willen. Was wäre das auch für eine Foderung bei vernünftigen Geschöpfen? Die Thiere solten keine andere Regel ihres Verhaltens kennen, als ihren Instinkt: aber Menschen hatten eine höhere Bestimmung, ein größeres Glück zu machen, und solten auch dasselbe auf andern Wegen suchen. In dieser Welt voll Sinnlichkeit ist für sie kein Glück ohne Mischung zu hoffen. Letzter Zweck darf also die Ehre nicht seyn, aber in der Welt muß auch jeder Zweck wieder ein Mittel zu höhern Zwecken werden. Doch, wenn die Ehre uns nicht allein glücklich macht, kan sie deswegen nicht ein Ingredienz unsers Glücks seyn? Wenigstens gewährt sie uns oft eine süße Illusion. Sie setzt aber auch unsere Kräfte in Bewegung und erhält sie thätig. Sie bewahrt uns für der Niederträchtigkeit, dieser Quelle der meisten Laster. Sie erhöhet unser moralisches Gefühl zu einer geschwinden Fertigkeit in Beurtheilung unserer Handlungen, und jeder Rechtschaffene muß dafür sorgen, daß er bei seinen Handlungen den Beifall seines eignen Gewissens habe. Ich bin überzeugt, daß es Kinder von recht guten natürlichen Fähigkeiten giebt, die bei Vernachläßigung der Ehrliebe das nicht werden, was sie werden könten. Erst durch richtige Lenkung dieses Triebes, wird eben der vollkommne Mann gebildet, der vermöge der natürlichen Anlage dieses und jenes Individuums gebildet werden kan.

Auch der menschlichen Gesellschaft überhaupt ist die Ehrliebe nützlich. Sie macht uns auf andere Menschen aufmerksam, und befördert Geselligkeit und Menschenliebe. Sie läßt uns nie gleichgültig gegen den Nächsten werden, da es uns nicht einerlei ist, was er von uns hält. Sie bewahret uns für der stolzen Verachtung anderer, und für der Ueberhebung, welche den Menschen unausstehlich, und wenn es äußerliche Umstände befördern, zum Tyrannen machen. Sie macht uns gefällig und dienstfertig gegen andere; lehrt uns auf unschuldige Mittel denken, ihr Vertrauen zu gewinnen; und treibt uns an, die persönlichen Eigenschaften zu erwerben, die allein Achtung verdienen. Oder hält man die Ehrliebe für verwerflich, so gedenke man sich ein Publikum, wo sie jedem Mitgliede fehlet. Und da sehe ich einen traurigen Haufen von Menschen,

wovon ein jeder seinen eignen Weg geht, um allen Beifall unbekümmert, gegen Lob und Tadel ganz gleichgültig ist. Ein jeder unter ihnen ist sich selbst genug, und da keine Nacheiferung statt findet, so muß Unwissenheit und Barbarei mit schnellen Schritten herbeieilen. Doch einen Vorhang vor dies traurige Gemälde! Die Ehre ist in jeder bürgerlichen Verbindung nothwendig und nützlich. Ganze Monarchien drehen sich um diesen Angel. Auch in Republicken sind Männer nöthig, die mit Verläugnung eigner Vortheile, zum Besten des ganzen ihre Kräfte aufopfern, und dafür heissen sie die ersten Bürger des Staats. Ehre ist die Quelle mancher edlen That, sie ist für den Rechtschaffnen oft größere Belohnung als Gold. Der Mann von Ehre ist immer fähiger für das gemeine Beste zu arbeiten, als der Güterliebende, und dieser auch noch mehr als derjenige, der bloß für sein Vergnügen lebt. Von allen großen Männern, die wirklich Wohlthat für das Menschengeschlecht waren, wie wenig würden übrig bleiben, und wie klein würden die meisten seyn, wenn die Erziehung ihre Ehrbegierde nicht in Thätigkeit gesetzt hätte. Die Ehre ist im irrdischen das geistigste und am wenigsten sinnliche Gut, und also in ihrem rechten Gebrauche, der Bestimmung des Menschen am besten angemessen.

Aber die Ehrliebe schweift aus. Wenn sie zur Leidenschaft wird, so kan sie freilich für die menschliche Gesellschaft sehr gefährlich werden; denn bei ihren Ausschweifungen verlieren alle, die in unserm Gesichtskreise sind. Alle Triebe des Menschen sind ohne Herrschaft der Vernunft und Religion unersättlich, und sich selbst überlassen, giebt es kein Ziel, wobei sie ruhen würden. Aber nach einer göttlich weisen Einrichtung sind auch nur da unbegrenzte Triebe, wo die sogenannten höhern Principien die Direction haben können. Ist ein muthiges Roß deswegen unbrauchbar, weil es sich ohne Zügel nicht lenken läßt? Der Pädagoge soll die Mittel anzeigen, wodurch die Triebe in Schranken erhalten werden. Er findet hier ein angelegenes Geschäfte, den wahren Werth der Ehre zu bestimmen, und die Jugend oft daran zu erinnern. Er lenket diese Begierde auf die höchste Ehre, auf den Beifall Gottes. Wenn sich lebhafte Gemüther zuweilen vergessen, und über die Grenzen gehen, so ist die Ehrliebe unschuldig. Kinder dürfen nur die Ausschweifungen derselben kennen, so lernen sie leicht, daß es unmöglich ist, in ihrem Gefolge glücklich zu werden. Leidenschaft darf die Ehrbegierde nie werden, wenn ich dadurch Handlungen aus Trieb, ohne Ueberlegung, verstehe. Ist aber auch das Leidenschaft zu nennen, wenn ich allzeit fertig und geneigt bin, zu beurtheilen, ob jede meiner Handlungen des Beifalls der Menschen werth ist, so mag die Ehrliebe

liebe nur zur Leidenschaft werden. Religion und Patriotismus verliert nichts dabei, vielmehr wird unser Zu- stand dadurch vervollkommnet, und die Menschlichkeit gewinnt.

Man wird doch hier nicht den Ein- wurf herbei rufen, daß ich meinen Gegenstand aus den Augen verloren, da ich das von allen physischen Trieb- federn behaupte, was ich eigentlich nur von der Ehrliebe hätte beweisen sollen. Ich glaube, daß es für die Erziehung, Fragen von gleicher Wich- tigkeit sind: ob man gute Handlun- gen durch Ehrenzeichen, oder Ge- schenke, oder sinnliches Vergnügen belohnen dürfe, um dadurch eine Fer- tigkeit in solchen guten Handlungen hervorzubringen? Alle Einwürfe, die gegen die Ehrbegierde gemacht wer- den, alle Einwürfe, die von der Furcht hergenommen sind, daß der Trieb zur Ehre in Ehrgeiz, Ruhmsucht, Hoch- muth, Schadenfrölichkeit, Zorn — ausarte, alle diese Einwürfe können auch auf ähnliche Art gegen den Trieb Güter und Vergnügen zu haben, ge- macht werden. Aus dem ersten kan Geiz, Neid, Mißgunst, Betrug Dieberei, — aus dem lezten kan Wollust, Ueppigkeit, Ausschweifung, Schwelgerei — entstehen. Sollen wir nun unsern Kindern keine kleine Lustbarkeiten, keine Geschenke mehr machen?

Am besten wird es seyn, wenn man den natürlichen Trieben, und also auch der Ehrliebe, ihre Rechte heilig bewahret, und sie, wo es nöthig ist, näher zu bestimmen sucht; wenn man den Mißbräuchen wehret, aber auch den rechten Gebrauch nicht verkennet; wenn man Kinder, die Ehre bald, nach ihrem wahren Werthe schäzen lehrt, und ihnen früh die Entschlies- sungen einflößet, ihre innere Ehre, den Beifall ihres Gewissens am mei- sten zu bewahren, ohne steif und eigen- sinnig zu seyn, ohne andrer Urtheile zu verachten, da wo sie unsündlich sind; wenn man ihnen begreiflich macht, in wie fern die Urtheile ande- rer oft eine Norm unsers Verhaltens werden; wenn man die menschliche Natur immer genauer studiret, um auch von dieser Seite her die Regeln auf das richtigste zu bestimmen, wor- nach man Kinder erziehen muß.

Uflacker.

Hannoverisches Magazin.

62tes Stück.

Freitag, den 4ten August 1780.

## Ueber das Wort und den Begrif Liebe.

Amor! Amor! du berühmter Kleiner,
Ist doch wohl von allen Göttern keiner,
Der, wie du, die Welt in Wunder setzt.
Amor! Amor! Gutes und auch Böses
Hat die Welt dir nachgeschwätzt.

Ach der arme Schelm ist zu beklagen,
Der von dir nur Böses weiß zu sagen.
Aber Brut des Orcus ist der Mann
Der von dir im Guten und im Bösen,
Nicht ein Wörtchen sagen kan.

Unter schwarzem Herzen schwarzem Schleier,
Birgt er Vatermord. — Das Ungeheuer
Das vergiftet deine Kelche hat,
Zürch O Zürch! war einer der nicht liebte! — —
Denk an mich du gute Stadt!

K. Schmidt.

Göttingscher Musenalmanach 1778. pag. 78.

* * *

Was ist nun wahr, und was ist nicht wahr? Alle Moralisten in der Welt — nicht finstere abgelebte, alle Menschen Freuden hassende Moralisten, nein! wakkere, brave, vernünftige und gefühlvolle Männer, wie so ein seliger Gellert, ein Miller, Leß, u. s. w. warnen vor der Liebe, stellen sie als die Quelle vieler traurigen Vorfälle, vieler Laster, und anderer Ausschweifungen vor, und suchen aus Liebe zur Glückseligkeit ihrer Mitbrüder, sie davon abzuhalten. Nicht die abgelebten Coketten allein, die aus der großen Welt, die sie nicht mehr gelten lassen wolte, sich hinter ihr Schmolkens Gebetbuch, und Ahrends wahres Christenthum retirirt haben, und aus Rache wegen der erlittenen Verachtung der Welt so viele Bürgerinnen zu entziehen suchen, als in ihren Kräften steht, nicht diese allein, malen den jungen Frauenzimmern die Liebe, wie eine häßliche giftige Schlange, sondern jede gute Mutter giebt ihren Töchtern, die nachgerade die Gegenstände der Aufmerksamkeit irgend einer Mannsperson

werden können, Verhaltungsregeln, und warnet sie vor der Liebe. — Und eine Menge Romane beschreiben den unglücklichen, unseligen, verzweifelungsvollen Zustand, den Unsinn, die Raserei, Selbstmord, Blutvergießen, Verzweiflungen, und ein Heer von Thorheiten, und schrecklichen Lastern, gegen welche sich die Natur jedes Menschen empören muß, als Folgen der Liebe. Nach diesen kan doch wohl kein vernünftiger Mensch etwas anders glauben, als daß es die größte Thorheit sey, zu lieben, und daß es keinen gefährlichern Zustand in der Welt gebe, als wenn man einmal anfängt zu fühlen, daß so eine Sache, so ein Zustand, wie die Liebe, sich in einem befindet.

Aber nun wieder im Gegentheil — wem solte nicht angst werden, wer nicht alle Kräfte anstrengen, wer nicht alles liegen und stehen lassen, und herumlaufen, einen Gegenstand suchen, und sich prüfen, ob er lieben könne oder nicht, wenn er hört, daß es kein größer Unglück in der Welt giebt, als wenn man nie geliebt hat, nicht lieben kan, daß man in dem Fall, Aehnlichkeit mit jenem Auswurf der Hölle hat, der die unnennbare Boßheit hatte, durch das göttliche Gnadenmittel, das den Menschen so nothwendig ist, und ihren Seelen göttliche Kraft und Stärke ertheilen soll, vielen hunderten mit einmal den Tod zuzubereiten, und dessen unnachdenkliche Arglist der Seelen zu gefährlich für sich selbst halten dürfte — daß man, ohne Anlage zur Liebe zu haben, zu allem möglichen schädlichen und abscheulichen auferlegt sey?

Es wäre doch gar toll, eins oder das andere so in die Welt hinein zu schreiben, ohne daß etwas wahres an einem oder dem andern wäre. Es muß also wohl an dem Worte selbst liegen, daß von demselben so ganz verschiedene Meinungen gehegt, so ganz sich einander entgegen geurtheilt wird. Liebe muß also wohl einmal etwas anders bedeuten, als das andere mal. Aber was ist es denn nun für eine Liebe, vor der man sich in acht zu nehmen hat, und was für eine ist die, bei derem Mangel man nur halb Mensch ist, — Anlage zum größten Ungeheuer hat?

Gott tröste den, der sich aus Compendien oder dem Sprachgebrauch deswegen Raths erholen will, — In den ersten wird er freilich einen Unterschied unter der tugendhaften und lasterhaften Liebe, und allenfalls eine Erklärung von beiden finden, nemlich die tugendhafte Liebe sey die zärtliche Zuneigung zweier Personen verschiedenen Geschlechts gegen einander, die durch christliche Grundsäze sowohl, als nach den Gesetzen christlicher Staaten gerechtfertiget werden könne, und die lasterhafte — der wollüstige Hang und das Bestreben, dem Geschlechtstriebe zu genügen, auf eine Art, die so wie den Gesetzen des Christenthums, so auch dem absoluten und hypothetischen Naturgesetze, und den Einrichtungen eines Staats zuwider sey — aber das charakteristische dieser zärtlichen Zuneigung,

gung, wornach er dieselbe von einer andern Art zärtlichen Zuneigung, die eben so gut wie jene nach dem Christenthum gerechtfertiget werden kan, und mit welcher keine politische Einrichtung in irgend einem Staate was zu thun hat, unterscheiden könne, wird er nirgends finden. — Auch dürfte es selbst in dem ehelichen Zustande, in welchem die Liebe eine rechtmäßige tugendhafte seyn soll, manche Art von Zuneigungen, Bewegungen, und Trieben in derselben, einer Person gegen die andere geben, die nichts weniger als tugendhafte Liebe ist, sondern meiner Entscheidung nach, die sich auf Religion und Vernunft gründet, mit allem Rechte lasterhaft zu nennen seyn würde, weil sie nicht zärtliche, sondern sinnliche wollüstige Liebe ist. – – Mithin würde also die Erklärung der tugendhaften Liebe, den Begrif desselben nicht ausholen – ausfüllen. – Und endlich dürfte auch meinem Gefühl nach die lasterhafte Liebe, so erklärt wie kurz vorher, gar nicht Liebe zu nennen seyn, denn da ist weiter nichts, als ein Gefühl, das jedes Thier hat, jede Gattung von Geschöpfen, ein Geschlecht zu dem andern, welchen man doch wohl keine Liebe zuschreiben kan, von welcher aber jene lasterhafte nicht anders unterschieden ist, als allenfalls und je zuweilen durch die Reizungen und durch die Annehmlichkeiten der wollüstigen Erfindungen, der Hindernisse, die schlau gelegt werden, um den Trieb noch mehr zu erregen – noch mehr zu erhitzen, und durch alle die namenlosen Veränderungen, welche die von der viehischen Wollust hingerissene Vernunft, erfinden kan. – – Und der Liebe Sprachgebrauch – nun ja! der führt einen in ein Naturalienkabinet, läßt die Schublade unter der Rubrik: Liebe! herausziehen, und wenn man hinein sieht, so findet man tausenderlei Schächelgen, die sich alle gleich sehen, bei genauer Besichtigung aber oft äußerst von einander unterschieden sind.

Ein verheirathetes Frauenzimmer liebt ihren Schooßhund, ihren Canarienvogel, eine fremde Mannsperson, einen Freund ihres Mannes, und ihren Mann. Alle vier Dinge passiren unter dem Namen Liebe – da sie doch alle sehr wesentlich von einander unterschieden sind. Wahrscheinlich wird weder die eine Parthei, die vor der Liebe warnt, noch die andere, welche Menschen ohne Liebe für Ungeheuer hält, etwas für oder wider die Liebe eines Schooßhundes, oder Canarienvogels einzuwenden haben. Denn die gefährlichen Folgen einer solchen Liebe dürften wenigstens bei einem Dutzend Wachsfackeln nur aufgesucht und gefunden werden können, und wer wird's einem Menschen verargen können, wenn er beim Schooßhund, und dem Gesang eines Canarienvogels nichts fühlt, hingegen viel auf einen Spitzköter, Schäferhund, und den Ruf eines Kukuks hält. Freilich ist der arme Tropf mit seinem Geschmack brouillirt, aber deswegen kan er doch ein rechtschaffener menschenfreundlicher Mensch seyn,

und ein warmes, redliches, wohl wollendes Herz haben. – Aber die Liebe zu einer fremden Mannsperson, und zu einem Freund ihres Mannes! Solte man dagegen nichts einzuwenden haben, da ein verheirathetes Frauenzimmer keinen Menschen anders lieben soll, und darf, als ihren Mann? – Ich weiß es nicht, die Welt aber hält dies Frauenzimmer bei aller ihrer Liebe, für ein Muster tugendhafter Weiber, – und man kennt die Welt wohl so ungefähr, – sie liegt im Argen, und hängt daher jedem, wenn es irgend möglich ist, einen Klecks an. – Ihre Liebe gegen die fremde Mannsperson, die sie höchstens einmal in jedem Vierteljahr sehen mag, gegen den Freund ihres Mannes, den sie allenthalben besonders distinguirt, – und gegen ihren Mann selbst, müssen also wohl sehr von einander, und wesentlich unterschieden seyn. Wer findet deñ da nun, die eigentliche Liebe heraus!

Noch mehr ein anderes verheirathetes Frauenzimmer, liebt, seit dem sie verheirathet ist, neben ihrem Manne einen andern, der vordem einmal ihr Bräutigam war, – die Welt tadelt sie. – Eine andere muß zu viel Liebe bei sich spüren, als daß sie an einem männlichen Gegenstande genug hätte. – Ihr Herr Gemal steht freilich groß und breit in ihrem Herzen, aber noch eine Menge haben neben ihm Plaz, und nehmen wechselsweise auf eine gewisse Zeit, die nächsten Stellen bei demselben ein. Dieser Frauen ihre Liebe gegen fremde Mannspersonen, muß doch wohl, nach dem Urtheil der Welt, welche der lezteren gar einen argen Namen giebt, sehr von der erstern unterschieden seyn. Eben so ist es aller Welt bekannt, daß eine ledige Mannsperson, ein lediges Frauenzimmer liebt, sie gehen Jahre lang mit einander um, und es kan keinem der Gedanke einmal von der Unrechtmäßigkeit ihrer Liebe, in irgend einer Rücksicht einfallen. Also wieder eine Verschiedenheit, – und diese Verschiedenheiten heißen alle Liebe?

Ein angesehener Mann hat geheirathet, hielt sich vor seiner Verheirathung fast in allen Gassen Beischläferinnen, schafte sie alle ab, nahm ein halbes Jahr mit seiner Frau allein vorlieb, schafte sich andere Maitressen wieder an, und thut zu gewissen Zeiten Reisen, um dem Bedürfnisse seiner Liebe ein Genüge zu leisten, und nach seinem eigenen Geständniß, weiß er selbst nicht, was Liebe ist, kan sich auch bei aller seiner Liebe keinen Begrif von derselben machen. Ein anderer liebt jedes Frauenzimmer, dessen Gesicht und Wuchs einigermaßen erträglich ist, – wird beim ersten Anblick entzündet, erklärt durch seine ganz vorzügliche Aufmerksamkeit, Dienstbeflissenheit, Gefälligkeit, wie sehr sie die Gebieterin seines Herzens sey, – sezt alles daran, um ihr sein Geständniß zu thun, – schwört fluchs, daß er ohne ihre Gegenliebe nicht leben könne. – Schlägt sie ihm alles Ansuchen ab, – nimts gar übel, – und die ganze Liebe, und der ganze Gegenstand sind wie mit einem Schwamm aus seinem Herzen gewischt. – Ist sie thörigt genug, und liebt wieder, – so erfährt sie in einigen Wochen, daß auch

tausend Eide die Liebe nicht zwingen können. Ein anderer ist gar so Liebe voll, daß er keinen Abend ruhig zu Bette gehen kan, wenn er nicht eine Stunde vorher auf den Gassen sich einen Gegenstand seiner Liebe gesucht, und selbige dadurch exercirt hat. Bei dem allen aber ist er ein wahres Ungeheuer, – spielt falsch, – läßt sich für Geld zu allen schändlichen Geschäften gebrauchen, – heuchelt, – sucht Leuten ihr Vertrauen zu gewinnen, und stürzt sie desto sicherer ins Verderben, lacht sie aus, wenn sie darin liegen, und sich nicht helfen können, – und macht ihnen spöttische Vorwürfe bei ihren Klagen, daß er sie so niederträchtig betrogen habe, warum sie ihm doch getraut hätten. Gott behüte die Stadt, die so unglücklich ist, einen solchen Menschen in ihren Mauern zu haben, daß es ihm nicht einmal gar zu schlecht geht, sie muß befürchten, daß er bei aller seiner Liebe, auch noch ein Mordbrenner wird.

Seht da also auch ein Beispiel, wo einer der liebt, doch unter seines schwarzen Herzens schwarzem Schleier Vatermord, und dem ähnliche unnennbare Schandthaten verbirgt. – Und was für eine Menge von andern Dingen könten nicht noch angeführet werden, welche nach dem einmaligen Sprachgebrauch alle Liebe heißen?

Es ist unangenehm, daß man sich immer erst bedenken, erst aus dem Zusammenhang rathen muß, von welcher Espece Liebe denn gleich die Rede sey, – und wenn man es denn nun auch zu der glücklichen Fertigkeit gebracht hat, gleich die Liebe zu verstehen, die verstanden werden soll, und Liebe von Liebe zu unterscheiden, – so wird einem doch angst werden, wenn man seine Kenntnisse auf sich anwendet, und sich darnach prüfen will; denn da muß man nothwendig bald einmal wahrnehmen, daß man in einem Verstande unrechtmäßig liebt, und im andern Verstande ein Ungeheuer ist. Mir ist es leider so gegangen: ich konnte es nur nicht verhelen, daß ich geliebt hatte, und noch liebe, und da ich nicht in dem Zustande bin, der statt finden muß, wenn die Liebe gerechtfertiget werden kan, – so that es mir leid zu sehen, daß ich mit den Moralisten zerfallen war, – im andern Fall aber nahm ich wahr, daß ich noch nie geliebt hatte, bis den Augenblick noch nicht liebe, und – doch für die Zukunft bin ich nicht sicher, und wenn der Fall sich eräugnete, würde es mir ganz angenehm seyn, – und – nun wäre ich ein Ungeheuer, ein höchst unglücklicher Mensch, nun hätte jedermann Ursache, mir auf zehn Schritte aus dem Wege zu gehen, damit ich ihm nicht schadete.

Freilich bin ich mir es nicht bewußt, daß ich aus boshaftem Herzen, mit Vorsatz irgend jemanden geschadet hätte, so wie ich noch jetzt lieber eine Hand verliere, als mit Vorsatz jemanden Schaden zufügen mögte, – und gegenseitig habe ich auch bis dahin noch niemals böse Folgen von meiner Liebe gespürt. Aber wer könte denn doch wohl ruhig seyn, wenn man theils so viele Liebe, und theils so einen Mangel bei sich verspürt hat. – Mir blieb also nichts übrig,

als die Natur der Liebe auszuspähen, und das half, das machte mich wieder ruhig. Zum Nutzen und Frommen meiner Mitmenschen, die einmal ähnliche Skrupel über ihre Liebe und den Mangel derselben in den Kopf kriegen mögten, will ich also das öffentlich bekant machen, was ich von der Liebe gefunden habe, und wodurch ich hoffe, ihnen das Ding etwas kenntlicher zu machen, so daß sie denn doch unterscheiden können, was für eine Liebe auf allen Fall, welche nur bei gewissen Fällen erlaubt ist, und was das für eine Liebe sey, bei deren Mangel man gewiß auf einen häßlichen Zustand seines Herzens schließen kan.

Zuvörderst muß ich alle Arten von viehischer Wollust, die nach den Compendien und moralischen Schriften, eine lasterhafte Liebe genannt wird, und sich im gemeinen Leben kenntlich genug macht, von der Liebe überhaupt ausschließen, denn (wie schon oben bemerkt) ist dieselbe im Grunde nichts anders, als das Gefühl und das Bestreben, was jedes Thier, es sey männlichen oder weiblichen Geschlechts, bei sich fühlt, seinen Geschlechtstrieb zu befriedigen, und wirklich schon selbst gegen den dunklen Begrif, den wir von Liebe haben.

Zu dieser Sorte gehören nun alle mögliche Arten der Befriedigung des Geschlechtstriebes, wo nichts weiter, als das zur Absicht ist, sie mögen nun feinerer oder gröberer Gestalt seyn; – nicht allein die Kühlung der Wollust an einem dunkeln abgelegenen Orte der Stadt, an einem Gegenstande, der von ohngefähr aufstößt, nicht allein die, die in öffentlich dazu bestellten, oder Bordelhäusern mit aller Frechheit vor den Augen der Welt ausgeübt wird, es sey nach mehreren oder wenigeren sogenannten galanten Vorbereitungen, sondern auch die, die nach allem Genuß der wohlschmeckensten Speisen, feinen Näschereien, und erhitzenden Getränke, auf einem weichen Sofa, oder im Pflaumfedernbette geübt wird, ja selbst die thierische Genügung des Geschlechtstriebes im Ehestande, selbst unter Eheleuten, welcher Fall auf eine mehr versteckte, oder mehr offenbare Art im Durchschnitt genommen, öfterer vorkommen mag, als der, der auf Veranlassung einer wirklichen zärtlichen Liebe entsteht. Kurz jede Befriedigung des Geschlechtstriebes, dessen Grund allein in einem körperlichen wollüstigen Gefühl liegt, ist viehische Ausübung der Liebe, in allem Betracht niederträchtig, schändlich, und so wenig auch immer mehr und mehr daraus gemacht wird, so gewohnt, und allgemein herrschend auch dies Laster seyn mag, so sehr unnatürlich ja wider die Natur des edelsten Triebes des Menschen selbst ist doch dasselbe.

Von dieser nun völlig unterschieden ist die eigentliche wahre zärtliche Liebe. Sie besteht in dem Gewahrnehmen, Erkennen, und Empfinden solcher geistigen Eigenschaften und Vollkommenheiten, die uns ihren Beifall abzwingen, und uns daher dem Gegenstande, der sie besitzt geneigt machen. Je größern Begrif wir nun von solchen Eigenschaften an sich so wohl, als auch ihres Werthes in

in Rücksicht dessen, was durch sie bewirkt werden kan, haben, es sey nun Größe, Ergebenheit, Edelmuth, schnelle Entschliessung, Gegenwart des Geistes, thätige und nützliche Wirksamkeit, großer Verstand, Klugheit, Gelehrsamkeit, Rechtschaffenheit, Treue, Biedersinn, u. s. w. oder Sanftmuth, Menschenfreundlichkeit, Gefälligkeit, Artigkeit, bequemes liebreiches Wesen, u. s. w. ferner je näher uns solche Eigenschaften sind, das ist, je mehr wir mit denselben übereinstimmen, und gleiche bei uns gewahr werden, desto größer wird unser Beifall, und desto stärker unsere Zuneigung zu dem Besitzer, oder Besitzerin solcher Vollkommenheiten, und um desto mehr bestreben wir uns, eine Art von Antheil an denselben dadurch zu erlangen, daß wir einem solchen Gegenstande unsere dem ähnliche oder gleiche Eigenschaften und Vollkommenheiten sehen lassen, und ihm dadurch gleichfalls seinen Beifall und seine Geneigtheit gegen uns abzwingen. Wird nun unsere Vorstellung und Empfindung solcher Eigenschaften bis zum höchsten Grade getrieben, so steigt auch in eben dem Maaße unser Bestreben, und der Wunsch, diesen Gegenstand zu besitzen, und in diesem Wunsche liegt dunkles Gefühl von Hingeben, Ueberlassen, Ausschütten, unumschränktes Vertrauen, Ruhe und Zufriedenheit in dem Besitze solches Gegenstandes, so wie Leere, Verdrießlichkeit, Unmuth und Unerträglichkeit, in dem Gedanken der Entfernung, und der Unmöglichkeit des Besitzes solches Gegenstandes liegt. Dies letztere insbesondere sind die Eigenschaften, das Charakteristische der zärtlichen Liebe, — und sind nun beide Gegenstände von einander eingenommen, hegen eine solche Art Liebe gegen einander, so mischt sich ein körperliches Gefühl in den Enthusiasmus der Vorstellung ihres beiderseitigen glücklichen Zustandes mit unter, erregt den Geschlechtstrieb, dem dann auf eine tugendhafte, und der menschlichen Einrichtung und Beschaffenheit, und seiner Bestimmung gemäße Art, Genüge geschehen kan, — und der Enthusiasmus, die Fülle der gehabten Vorstellungen und Empfindungen, lassen tiefe Spuren nach, die bei dem bloßen Gewahrwerden des geliebten Gegenstandes, die ganze Fülle wieder unwillkührlich hervorbringen.

Eine andere Art Liebe, unterscheidet sich von dieser allein dadurch, daß sie bei dem Bestreben, die Zuneigung dessen, dem wir geneigt worden sind, zu erhalten, stehen bleibt. Die Vorstellungen der Empfindungen und Vollkommenheiten des Gegenstandes steigen nicht auf den höchsten Grad, wodurch der dringende Wunsch wieder geliebt zu werden, nicht verhindert wird, u. also alle die dunkeln Gefühle, die mit demselben vermischt sind, nicht statt finden, und mithin auch das körperliche, durch die dunkeln vorherbeschriebenen Gefühle erregte Gefühl, gar nicht entstehen kan. Diese Art Liebe, die immer sehr zärtlich seyn kan, ist die eigentliche freundschaftliche Liebe, dahingegen die andere in der Ehe, wenn sie glücklich seyn soll, unentbehrlich ist.

Mit der zuletzt beschriebenen Art Liebe, hat nun keine Polizei, kein Gesetz eines Staates, keine bürgerliche Einrichtung, das geringste zu schaffen, so wie sie auch keinem vernünftigen Moralisten entgegen seyn kan, weil sie so wohl der geistigen Natur des Menschen, u. seiner ganzen übrigen, zum geselligen Leben geschaffenen Einrichtung, als auch den eigentlichen wörtlichen Gesetzen des Christenthums gemäß ist. Es kan also dieselbe mit allem Recht, so wie bei einer Mannsperson gegen die andere, und bei einem Frauenzimmer gegen das andere, so auch bei einem männlichen Geschlechts gegen eine weiblichen Geschlechts, u. umgekehrt statt finden. Aber — kenne ich anders den Menschen in allen seinen Schwachheiten, mit allen seinen Nuancen zu gewissen Zeiten recht, — so hat auch jedes Frauenzimmer so wohl, als Mannsperson, die größte Ursache, jede Regung dessen, was größere Liebe verursachen, was den Untergang zu der zuerst beschriebenen Liebe machen könte, zu unterdrücken, damit eine solche freundschaftliche Liebe nicht ausarten, und in der Folge für beider Tugend nicht gefährlich werden möge.

Der

Der Mensch aber, der diese Art Liebe nie bei sich gespürt, oder doch wenigstens, wenn es nicht klar und deutlich gewesen ist, doch dunkel sich selbst unbewußt nicht gefühlt hat, mag allerdings ein Ungeheuer seyn, allerdings alle Anlage zu den schwarzeste Schandthaten haben. Denn sie giebt den sichersten Beweiß; daß ein solcher keine Art Geistes Grössen und Vollkommenheiten kennt, nie weder den innern Werth solcher Eigenschaften, noch den äußern derselben aufs Wohl der ganzen Menschheit gefühlt hat; — daß mithin keine dergleichen bei ihm selbst statt finde. Der aber, der auch nicht die kleinste gute Eigenschaft an sich hat, der auch das, was ihm vor Augen liegt, nicht so empfinden kan, daß es ihm dasselbe geneigt macht, muß entweder gar nichts wirken, — und denn ist er freilich der unglücklichste Mensch auf dem weiten Erdboden, — oder er kan auch nichts anders, als Böses, als Unglück hervorbringen, — und dann ist er ein Abschaum der Menschheit; — und verbindet er damit noch Arglist, noch Feinheit des Verstandes, so hat wirklich selbst der Satan alle Ursache, sich vor einem solchen Menschen in acht zu nehmen, daß er ihn nicht um die Oberherrschaft aller bösen Geister bringt.

Die erste beschriebene Art Liebe kan aber, wie man leicht sehen wird, nur in einem einzigen Fall, wenn sie wahrlich tugendhaft seyn soll, statt finden, nemlich nur allein bei solchen Menschen, die sich ehrlich verbunden haben, und solchen, die durch ein eheliches Band ihre Liebe von der Art rechtmäßig machen können und wollen. In allen übrigen Fällen ist selbst diese an sich reine und erhabene Liebe, in Rücksicht der Gegenstände lasterhaft. Lasterhafte Liebe, wenn eine mit einem Mann ehelich verbundene Frau, eine solche gegen eine andere Mannsperson, und eben so ein, mit einer Frau ehelich verbundener Mann, gegen ein anderes Frauenzimmer hat. — Lasterhafte Liebe, wenn sie unter Personen statt findet, die entweder nicht den Willen haben, noch je nach den Umständen, sie mögen seyn wie sie wollen, das Vermögen haben, sich dieselbe durch ein eheliches Band rechtmäßig zu machen. — Es ist leicht möglich, daß viele Menschen dergleichen Liebe gar nicht fähig sind. Z. E. solche, deren Seelenfähigkeiten mehr zur kalten Speculation und klaren Vorstellungen, als zur Empfindung geneigt sind, bei welchen dunkele und gehäufte Vorstellungen nothwendig seyn müssen, auch wohl solche, die ohne zu abstrahiren nichts hören oder sehen können. Diese aber mit jenen beschriebenen Ungeheuren, die der andern Art Liebe nicht fähig sind, in eine Klasse setzen, würde ungerecht und falsch seyn.

Es haben also die Moralisten recht, wenn sie vor dieser Liebe in solchen Umständen warnen, denn sie ist nicht allein für die Tugend solcher Menschen höchst gefährlich, sondern bringt auch ein Heer von Unglück über dieselben. Klug und christlich handelt also der, und die, welche mit aller Kraft den ersten Eindrücken entgegen arbeiten, welche auf sie gemacht werden, und die sie zu der Liebe führen können — wenn sie voraus sehen, daß sie nie rechtmäßig werden kan. Geschähe dies durchgängig — es würde der reichhaltige Stof der Romanen so sehr schwinden, daß man bald Romanen ohne Liebe lesen würde,

Dahingegen wünsche ich allen Menschen recht viele starke Liebe von der andern Art, so wie Abscheu, Verachtung und Schaam gegen das viehische Bestreben der körperlichen sinnlichen Wollust auf eine so niederträchtige Art ein Genüge zu leisten.

---

# Hannoverisches Magazin.

63tes Stück.

Montag, den 7ten August 1780.


## Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 24te St. d. J.)

### Siebenter Brief.

Vor einiger Zeit berichtete ich Ihnen, mein werthester Freund, die von mir gefundenen Bestandtheile der Molybdæna, (Molybdæna membranacea nitens. Cronstedts Mineralogie §. 153.) und sagte Ihnen, daß dieses Mineral aus einer eigenen Säure und Schwefel bestehe, zeigte auch damals zugleich an, daß das ordinaire Wasserblei oder die Plumbago, welche von den Mineralogen auch Molybdæna genannt wird, von der oben erwähnten oder wahren Molybdæna in ihren Bestandtheilen sehr verschieden sey. Diesen Unterschied habe ich nun in einer unserer Wissenschaftsakademie mitgetheilten Abhandlung weitläuftiger ausgeführet. Ich will Ihnen das merkwürdigste daraus abschreiben, gelegentlich aber die in dem dritten Quartal von diesem Jahre bereits abgedruckte Memoire nachsenden.

Das reine Wasserblei oder die Plumbago, (Molybdæna textura micacea & granulata. Cronstedts Mineral. §. 153.) wird weder von den concentrirten noch diluirten mineralischen und vegetabilischen Säuren angegriffen. Die Arsenicksäure ist bloß die einzige, welche, nachdem sie mit starkem Feuer vom Wasserblei getrieben wird, sich wieder in Arsenik reduciret. (Ich will beim Schlusse zeigen, daß diese Reduction keinesweges dem Phlogiston der Hitze zuzuschreiben ist.) Weder der Salmiak, Mercurius sublimatus, noch der Schwefel werden in der Sublimation vom Wasserblei verändert, wird es aber mit vitriolisirtem Weinstein in einem verdeckten Tiegel stark geschmolzen, so entstehet eine Schwefelleber. Der im Feuer bereitete Bleikalk wird dadurch wieder hergestellt, das Vitrum Antimonii aber wird nicht reducirt, welches ich der geringern Anziehungskraft, welche dieses Glas zum brennbaren hat, zuschreibe, denn wenn man geriebenen Spießglaskönig mit Bleiglas zusammen schmelzt, so wird letzteres reducirt und ein braunes Vitrum Antimonii fließt über dem Blei-

König. Mit reinem Küchensalz distillirt, wird gar keine Spur von Säure ausgetrieben, obgleich ein berühmter Schriftsteller vom Gegentheile erwähnet. Mit Salpeter entzündet sich die Mischung, so bald der Salpeter in der Retorte zu fließen und zu glühen anfängt. Wird ein Theil zart geriebenes Wasserblei mit vier Theilen Salpeter in einen glühenden Tiegel geworfen, so entzündet sich die Mischung heftig und fängt an stark zu schäumen. Im Tiegel restiret eine schwarze glänzende Masse, welche noch viel Wasserblei enthält. Wird ein Theil Wasserblei mit sechs Theilen Salpeter verpuft, so hat das Residuum mit dem vorigen gleiches Ansehen. Mit acht Theilen, restirt in der im Tiegel zurück gebliebenen Masse auch noch etwas unzerstörtes Wasserblei. Werden alle diese Residua mit heißem Wasser ausgelaugt, so erhält man eine alkalische Solution, und das noch unzerstörte Wasserblei bleibt im Filtrum zurück. Diese alkalische Auflösung enthält weder etwas Hepatisches noch Vitriolsäure, zum Beweise, daß in reinem Wasserblei kein Schwefel zugegen ist. Wird aber ein Theil von unserer Plumbago mit zehn Theilen Salpeter detonirt, so erhält man, nachdem es einige Minuten im Fluß gestanden, eine weiße alkalinische Masse und ist demnach das Wasserblei nun gänzlich zerstöret worden. Dieses Alkali, in Wasser aufgelöst, läßt etwas röthliches Pulver fallen, welches, wenn eine Unze Wasserblei mit zehen Unzen Salpeter verpuffet worden, nach der Auslaugung und Trocknung 15 Grane wiegt und größtentheils Eisensafran ist. Wird die Lauge mit Vitriolsäure gesättiget, so effervescirt es stark. Sammelt man die entwickelte Luft und untersucht sie, so findet man daß solche Luftsäure ist, welche mit ein wenig Salpeterluft (Acidum Nitri phlogisticatum) gemischt ist. Wird die Lauge filtrirt und zur Cristallisation hingesetzt, so erhält man nichts anders als vitriolisirten Weinstein und ein wenig Salpeter. Während der Effervescenz gelatinirt die ganze Mischung. Wird die im Filtrum zurück gebliebene Gallert ausgewaschen, so findet sich, daß solche kieselicht ist, es ist aber dieser Kiesel bloß vom Tiegel herzuleiten, denn nachdem ich die Verpuffung in einem eisernen Tiegel anstellte, gelatinirte mir die Lauge gar nicht.

Wird zart geriebenes Wasserblei unter der Muffel geröstet, so gehen 80 bis 90 pro Cente verloren, das restirende ist ein Eisenkalk. Diese Calcination gehet aber sehr langsam von statten, und ist das Mineral frei von Schwefelkies, so giebt es während der Röstung gar keinen Geruch von sich. Zu glauben, daß das verflogene lauter Phlogiston sey, wäre gewiß zu eilig geschlossen, denn es scheinet nicht möglich zu seyn, daß so wenig Eisen eine so große Menge Phlogiston solte binden können, zumal da es hier so gar in weit größerer Menge als in den Holzkohlen vorhanden ist, denn zu einem Theil Kohlen sind fünf Theile Salpeter schon zu-

länglich solchen gänzlich zu calciniren. Ich war also auch begierig zu wissen, ob in dem Rauch, der bei der Verpufung des Wasserbleies aufsteiget, etwas besonderes mögte enthalten seyn. Deswegen wurde in eine glühende irdene Tubulatretorte nach und nach eine Mischung von Wasserblei und Salpeter getragen, da denn endlich der vorgelegte große Recipiente inwendig mit einer weißen Haut überzogen wurde. Nachdem ich diese Materie oder Blumen mit der größten Genauigkeit untersuchet hatte, fand ich, daß solche bloß aus Salpeter bestunden. Sie können wohl gedenken, werthester Freund, wie emsig ich mich hier nach der Materie umsahe, welche so viel Phlogiston in meinem Wasserblei fesselte. Endlich merkte ich, daß es nichts anders als die Luftsäure seyn konte, von welcher zuvor bei der Sättigung der Lauge erwähnt worden. Ich mischte in dieser Absicht 15 Gran gerieben Wasserblei mit 4 Scrupeln Salpeter, that solche in eine kleine gläserne Retorte, vor welche eine luftleere Blase gebunden worden, und legte solche auf glühende Kohlen. Nachdem die Detonation geschehen, fand ich in der Blase eine Luft, welche eben den Raum als 36 Unzen Wasser einnahm. Das Kalkwasser absorbirte einen Drittel von dieser Luft. Es ist demnach ganz gewiß, daß das Wasserblei Luftsäure enthält.

Da aber auch Jemand einwenden könte, daß diese Luftsäure vom Salpeter herkäme, so dienet demselben zur Antwort, daß sodann mit allen Substanzen, welche mit Salpeter verpuft werden, Luftsäure zum Vorschein kommen müßte. Dieses geschiehet aber nicht. Eine halbe Drachma Zinnfeil mit zwei Drachmen Salpeter auf vorhergehende Art in einer Retorte detonirt, geben in der Blase eine Luft, welche den Raum von 4½ Unzen Wasser einnimt, die aber nicht die geringste Spur von Luftsäure enthält. Eine Drachme fein pulverisirter Spießglaskönig mit zwei Drachmen Salpeter verpuft, geben eine Luft, die den Raum von 8 Unzen Wasser ausfüllt, aber auch diese Luft enthält keine Luftsäure. Mit Schwefel entstehet auch keine Luftsäure. Das Alkali bei dem Zurückgebliebenen in der Retorte enthält auch keine Luftsäure.

Dem ohngeachtet dachte ich doch auf Mittel das Wasserblei ohne Salpeter zu decomponiren. Ich mischte deswegen Calx Mercurii mit zartgeriebenen Wasserblei und reducirte das Quecksilber in einer kleinen Retorte über glühenden Kohlen. Hier erhielte ich Luftsäure mit etwas Feuerluft vermischt. Ich wiederholte darauf den im Anfang dieses Briefes erwähnten Versuch mit der Arseniksäure und geriebenen Wasserblei. Ich sammelte nemlich während der Reduction des Arseniks die Luft in einer vor den Retortenhals gebundenen leeren Blase, und erhielte hier lauter Luftsäure und gar keine Feuerluft, da man doch bloß die letztere erhält, wenn man die Arseniksäure mit der Hitze allein, in Arsenik reducirt. Ich reducirte auch die Bleiglätte in einer

Retorte mit unserm Wasserblei. Hier war es aber nöthig die Luftsäure, so dieser Kalk von der Luft angezogen hatte, erst davon zu scheiden. Deswegen schmelzte ich diesen Kalk in einem Tiegel und so bald er im Fluß war, goß ich ihn aus. Ein solcher Bleikalk oder Bleiglas effervescirt nicht mit der Salpetersäure und folglich hat es auch keine Luftsäure bei sich. Ich rieb dieses Glas zu Pulver, mischte es mit Wasserblei und reducirte es in einer kleinen gläsernen Retorte und erhielt auch hier einen guten Theil Luftsäure in der Blase. In der Destillation mit dem caustischen fixen Alkali verhält sich das Wasserblei wie die Kohlen, denn ich erhielte in der Blase eine brennende Luft, und das Residuum in der Retorte effervescirte stark mit Säuren.

Ich habe mich also überzeuget, daß das überall bekannte Wasserblei oder Reißblei eine Art Schwefel oder mineralische Kohle ist, welche aus Luftsäure und vielem Phlogiston zusammen gesetzt ist, und wozu das Eisen vermuthlich nur mechanischer Weise beigemischt worden. Sehen Sie also, liebster Freund, daß es wirklich kein geringer Unterschied zwischen Molybdæna und Plumbago ist. Warum will sich aber das Wasserblei nicht so wie die Kohlen anzünden lassen? Solte wohl seine harte und dichte Textur dessen Entzündung im Wege liegen, da die schweren Kohlen der empyrevmatischen Oelen und des Bluts auch sehr schwer zu verbrennen sind?

Zum Schluß will ich Ihnen noch melden, daß das Residuum insolubile vom Gußeisen, wenn solches in Vitriolspiritus aufgelöst worden, und welches wie Wasserblei glänzet, sich auch eben so verhält und wirklich auch Wasserblei ist.

Köping, den 16ten Dec. 1779.

C. W. Scheele.

---

# Der Hügel der Gelehrsamkeit.

## Ein Traum.

(Aus dem Englischen. *)

In der Jahrszeit, wo die Heiterkeit des Himmels, die mannigfaltigen Früchte, die die Erde bedecken, die entfärbten Blätter der Bäume und alle die nur gar zu bald vorübereilenden Annehmlichkeiten des begeisternden Herbstes, das Herz der Frölichkeit öfnen, und es zu Betrachtungen geschickt machen; gieng ich in einer schönen und romantischen Gegend spazzieren. Die Neugierde gab der Müdigkeit nach und ich setzte mich also auf einen bemoosten Felsen nieder, wo das Rauschen der abfallenden Blätter, das Plätschern des Wassers in das Geräusch der entfernten Stadt, meine Seele in die vollkommenste Ruhe einwiegten; und da ich den angenehmen Phan-

*) S. Miscellaneous Pieces in Prose by J. and. A. L. Aikin. p. 20.

Phantasien und Träumereien, die die Gegenstände um mich natürlicher Weise mir einflößten, nachhieng, überfiel mich unvermerkt der Schlaf.

Ich befand mich sogleich in einer sehr großen Ebene, in deren Mitte sich zwei Berge erhoben, desgleichen ich noch nie gesehen. Diese Ebene wimmelte von Menschen, vorzüglich von Jünglingen; viele von ihnen drängten sich mit dem lebhaftesten Ausdruck von Hitze in ihrer Mine vorwärts, obgleich der Weg an verschiedenen Stellen steil und beschwerlich war. Ich bemerkte, daß diejenigen, welche eben angefangen hatten, den Hügel hinan zu klimmen, sich nicht weit von dessen Spitze entfernt zu seyn glaubten; aber wie sie näher kamen, so erblickten sie beständig neue Hügel, und der Gipfel des höchsten, den sie entdecken konten, schien nur der Fuß eines andern zu seyn, bis sich endlich das Gebirge in den Wolken selbst zu verlieren schien. Wie ich diese Dinge mit Verwunderung betrachtete, so erschien plötzlich mein guter Genius. Dies Gebirge vor dir, sagte er, ist der Hügel der Gelehrsamkeit. Auf der Spitze des Berges ist der Tempel der Wahrheit, dessen Haupt über den Wolken ist, und deren Antlitz ein Schleier von reinem Licht bedecket. Gib acht auf die Progressen derer, die sich ihr widmen, sey aufmerksam und still.

Nun wurde ich gewahr, daß der einzige ordentliche Zugang zu dem Berge ein Thor war, welches das Thor der Sprachen hieß. Ein Frauenzimmer mit einer tiefsinnigen und gedankenvollen Mine, deren Lippen in einer beständigen Bewegung waren, als ob sie sich etwas wiederholte, zog meine ganze Aufmerksamkeit auf sich. Ihr Name war Gedächtniß. Bei dem Eingange in diese erste Umzäunung des Berges, wurde ich durch ein unordentliches Murmeln von ganz verschiedenen Stimmen und disharmonirenden Tönen betäubt, welches endlich so stark wurde, daß es mich ganz verwirrte, und ich konte das Geräusch selbst mit nichts anders, als der Sprachenverwirrung zu Babel vergleichen. Der Weg war auch rauh und steinigt, und verursachte noch mehr Schwierigkeit durch das viele alte Holz und Mauerwerk, das von den obern Theilen des Berges beständig herabrollte, und durch die Trümmer von alten Gebäuden, über welche die Reisenden bei jedem Schritt klimmen mußten, so daß viele, abgeschreckt durch den rauhen Anfang, zurückkehrten und den Berg nicht weiter versuchten: da unterdessen andere, die diese Schwierigkeiten besiegt, und keine Kräfte hatten weiter zu steigen, sich auf eins von den Bruchstücken niedersetzten, und die Menge unten mit den größten Merkmalen von Einsicht und Selbstgefälligkeit anredeten.

Ohngefähr auf der Mitte des Berges bemerkte ich auf beiden Seiten des Fußsteiges einen dichten, mit beständigem Nebel bedeckten Wald, der in Labirinthe, sich einander durchschnei-

dende Alleen und Schlangengänge ausgehauen und mit Dornen und Brombeersträuchen durchkreuzet war. Man nannte ihn **das Gehölze des Irrthums**, und ich hörte die Stimme vieler Wanderer, die sich hin und wieder darin verloren hatten, daß sie einander zuriefen und einen Ausgang zu finden sich vergebens bemühten. An manchen Stellen breiteten die Bäume ihre Zweige über den Weg aus, und oft ruhete auf ihnen ein dicker Nebel; doch war er nicht so stark, daß man bei dem Lichte, welches von dem Antlitz der Wahrheit stralte, den Weg nicht hätte erkennen können.

In der angenehmsten Gegend des Berges waren die Lauben der Musen, deren Geschäfte war, den Reisenden Muth einzuflößen und durch die Gesänge ihrer himlischen Leier ihre wankenden Schritte zu stärken. Nicht weit von hier waren **die Gefilde der Fiction**, bedeckt mit verschiedenen Arten wilder Blumen, die in unendlicher Menge hervorsproßten; so mannigfaltig am Geruch und so glänzend an Farbe, als ich sie noch nie in irgend einem Clima gefunden habe. Nahe dabei war der **dunkle Weg der Allegorie**, so künstlich beschattet, daß man selbst bei dem Licht der Sonne im Mittage, nicht mehr, als bei einem hellen Mondscheine, sehen konte. Dies gab ihm ein angenehmes romantisches Ansehen für diejenigen, die an Betrachtungen ein Vergnügen finden. Die Fußsteige und Alleen waren mit dunkeln und verworrenen Gängen durchflochten, und am Ausgange derselben stand die Statüe entweder einer Grazie, oder einer Tugend, oder einer Muse.

Nachdem ich diese Dinge betrachtet hatte, richtete ich mein Auge auf die Menge derer, die die Anhöhe hinan klimmten, und bemerkte unter ihnen einen Jüngling mit lebhaftem Gesichte und durchdringendem Blick, dessen Bewegungen etwas feuriges und unregelmäßiges verriethen. Sein Name war **Genie**. Mit Adlerflug schwang er sich den Berg hinan, und ließ seine Gefährten neidisch und verwunderungsvoll ihm nachstaunend, zurück, aber seine Progressen waren ungleich, und durch tausend seltsame Einfälle unterbrochen. Wenn die Freude im Thale zwitscherte, so mischte er sich in ihr Gefolge. Wenn der Stolz ihm nach einer Precipice winkte, so wagte er sich auf die wankende Spitze hinauf. Er fand ein Vergnügen an ungebahnten Wegen, und machte so manche Ausschweifung von der Straße, daß seine schwächere Gefährten ihm oft zuvorkamen. Die Musen waren, wie ich bemerkte, für ihn eingenommen; aber die Wahrheit runzelte oft ihre Stirn, und würdigte ihn ihres Blickes nicht. Indem dieser Jüngling so seine Kräfte durch einen unordentlichen Flug verschwendete, sah ich eine Person von ganz anderer Gestalt, die man **Application** nannte. Sie kam nur allmälig, aber immer etwas weiter; ihr Auge war beständig auf die Spitze des Berges gerichtet, und geduldig

geduldig räumte sie jeden Stein aus dem Wege, bis sie diejenigen weit zurück ließ, die anfänglich über ihre langsamen und beschwerlichen Progressen gespottet hatten. In der That waren wenige, die den Hügel mit einer sich immer gleichen und unerschütterten Standhaftigkeit erstiegen; denn, die Schwierigkeiten des Weges nicht zu rechnen, so wurden sie beständig von einer zahlreichen Menge von Neigungen, Leidenschaften und Vergnügen gereizt, ihn zu verlassen; und wenn sie sich einmal mit ihnen eingelassen hatten, so hielt es schwer, ihrem Ungestüm zu wiederstehen. Kehrten sie auch oft auf den Weg zurück, so fühlten sie die Beschwerlichkeiten desselben immer stärker; der Hügel schien ihnen immer steiler und gefährlicher; die wohlschmeckenden und zur Erfrischung dienenden Früchte schienen herbe und unschmackhaft zu seyn, ihr Gesicht wurde dunkel, und ihr Fuß strauchelte bei jedem kleinen Hinderniß.

Ich bemerkte mit einiger Verwunderung, daß die Musen, deren Geschäfte es war, diejenigen, die sich den Hügel hinauf arbeiteten, aufzumuntern und ihnen Muth einzuflößen, in den Lauben des Vergnügens sangen, und diejenigen begleiteten, die der Stimme der Leidenschaften Gehör gegeben hatten. Sie begleiteten dieselben zwar, aber nur kurze Zeit, und verliessen sie immer alsdenn, wenn sie den Hügel aus dem Gesichte verloren hatten. Die Tiranninnen fesselten denn die unglücklichen Gefangenen mit doppelten Ketten, und führten sie ohne Widerstand hin in die Zellen der Unwissenheit oder in die Wohnungen des Elendes. Unter der zahllosen Menge von Verführerinnen, die sich bemüheten, diejenigen, welche sich der Wahrheit widmen wolten, von dem Pfade der Wissenschaften abzuhalten, war eine, so wenig furchtbar dem ersten Anscheine nach, und so gelinde und schwach bei ihren Unternehmungen, daß ich sie kaum bemerkt hätte, wenn mir nicht eine Menge von Personen in die Augen gefallen wäre, die sie unvermerkt mit ihren Ketten gefesselt hatte. Die Faulheit, (so ward diese Verführerin genannt) weit entfernt, offenbare Feindseligkeiten anzufangen, wagte es nicht, die Wanderer von ihrem Wege abzulenken, sondern sie begnügte sich damit, sie vom weiter vorwärtsgehen abzuhalten, und konte sie dieselben nicht dazu vermögen, ihren Vorsatz aufzugeben, so überredete sie sie doch ihn zu verschieben. Ihre Gesichtszüge hatten eine Kraft, die der des Torpedo *) ähnlich war, und die diejenigen entnervte, die in ihre Gewalt kamen. Ihre unglücklichen Gefangenen richteten noch immer ihr Auge auf den Tempel, und glaubten noch einmal dahin zu gelangen, aber der Grund schien ihnen unter ihren Füßen zu entschlüpfen, und sie befanden sich auf dem Boden, ehe sie noch einmal ihren Platz verändert zu haben ver-

*) Der Taubfisch, der denjenigen, der ihn auch nur mit einem Stocke berührt, betäubet.

vermutheten. Die sanfte Heiterkeit, die sich anfänglich in ihren Minen zeigte, veränderte sich allmälig in eine melancholische Mattigkeit, welche einen Anstrich von immer stärkerer Schwärze erhielt, da sie den Strom der Unbrauchbarkeit hinabglitschten; ein schwarzes faules Wasser, das von keinem kühlen Lüftchen bewegt, von keinem Murmeln belebt wird, bis es sich in einen todten See ergießt, wo die Passagiers durch den Stoß aufgeweckt, und den nächsten Augenblick von dem Strudel der Vergessenheit verschlungen werden.

Von allen den Unglücklichen, die den Pfad der Wissenschaften verlassen hatten, schienen keine unfähiger zur Rückkehr zu seyn, als die Anhänger der Faulheit. Diejenigen, die sich von den Begierden und Leidenschaften hatten verführen lassen, konten oft den Augenblick, da ihre Tiranninnen matt oder eingeschlafen waren, ergreifen, um sich von ihrer Bezauberung zu befreien; aber die Herrschaft der Faulheit war von ununterbrochener Dauer, und selten wiedersetzte man sich ihr so lange, bis aller Wiederstand fruchtlos war.

Nachdem ich diese Dinge betrachtet hatte, richtete ich mein Auge nach der Spitze des Hügels hin, wo die Luft immer rein und aufheiternd war, wo der Weg von Lorbeeren und andern Immergrün beschattet wurde, und der Glanz, welcher von dem Angesicht der Göttin stralte, schien eine Glorie um ihre Verehrer auszugießen. Glücklich, sagte ich, sind diejenigen, die dies Gebirge ersteigen dürfen! — Indem ich dies mit ungewöhnlicher Hitze ausrief, sah ich neben mir eine Gestalt, deren Gesichtszüge und sanfter Glanz etwas göttliches verriethen. Glücklicher, sagte sie, sind diejenigen, welche die Tugend zu Wohnungen der Zufriedenheit leitet! Wie, sagte ich, thront denn die Tugend hier im Thale? Ich befinde mich, erwiederte sie, im Thale und erleuchte das Gebirge. Ich erfreue den Armen bei seiner Arbeit, und begeistre den Weisen bei seiner Meditation. Ich mische mich unter die Bewohner der Städte, und beglücke den Eremiten in seiner Zelle. Ich habe einen Tempel in dem Herzen eines jeden, der sich zu mir bekennt; und dem, der sich nach mir sehnt, bin ich stets gegenwärtig. Die Wissenschaften mögen dich auf den Gipfel der Ehre erheben, ich aber allein kan dich zur Glückseligkeit führen. Wie die Göttin so redete, streckte ich meine Arme nach ihr mit einer Heftigkeit aus, die meinen Schlummer unterbrach. Ein kühler Thau war neben mir gefallen, und die Abendschatten dehnten sich über die Landschaft aus. Ich eilte also nach Hause und brachte die Nacht in einsamen Betrachtungen zu.

Friedrichshausen. G. F. Hannig.

Hannoverisches Magazin.

64tes Stück.

Freitag, den 11ten August 1780.

## Von dem Nutzen des Wassers, worin Eisen granulirt worden, als Bad gebraucht.

Seitdem der Herr Geheime Kammerrath und Berghauptmann von Reden den überaus wichtigen Entwurf, das Schmelzen hiesiger Silbererze durch hohe Oefen zu bewerkstelligen, mit überwiegendem Vortheil in Ausübung gebracht hat, werden zu desto ergiebigern Ausbringen der Werke, wöchentlich eine große Menge Eisengranalien (gekörntes Eisen,) als ein Theil hiezu gehöriger Beschickung erfordert. Diese werden nach der Anweisung des Herrn Berghauptmanns zur Königshütte, Rothenhütte und zu Giddelte gemacht. Man läßt nemlich viele Centner schmelzendes Eisen in ein räumliches Gefäß mit Wasser laufen, und hält das erstarrende Eisen, das sich in Millionen kleinere Stückgen absondert, durch eiserne Rührhaken in Bewegung, damit sich nicht größere Massen an einander setzen, und die gesuchte Zertheilung vereitelt werde. Das Geräusch ist, wie man leicht denken kan, dabei ausserordentlich groß, zumalen öfters auf der andern Seite des Gefäßes, ein Feuerstrom aus dem Wasser wieder hervorsteigt. Wasser also, worin eine so große Menge schmelzendes Eisen granulirt worden, ließ schon durch die Voraussetzung, daß demselben dadurch eine ansehnliche Menge Eisentheile einverleibt worden, und durch Analogie hoffen: es werde als Bad gebraucht, bei solchen Krankheiten, bei denen die auflösende und stärkende Kraft des Eisens angezeigt wäre, mit Nutzen können angewandt werden.

Viele Versuche, die ich mit diesem Wasser als Bad gebraucht, gemacht, und die, alle meine Erwartungen, und jedes andere Eisenwasser weit übertreffende, große und geschwinde Wirkungen, bestärken mich in der Vermuthung, ob nicht die Feuerluft und der Eisendunst, beides zwar noch nicht allgemein angenommene Bestandtheile, den mehrsten Antheil an den großen Wirkungen haben, die es bei verschiedenen Krankheiten geleistet hat. Wenigstens hat der geschickte Chimiker, der hiesige Rathsapotheker Ilsemann, bei wiederholten Versuchen, das daraus dar-

stellige Eisen doch nicht von so großer Menge befunden, daß selbigen allein die ausnehmende Wirkung müsse zugeschrieben werden. Da hier der Ort nicht seyn kan, die Gründe zu jener Vermuthung vorzutragen, so behalte ich mir vor, dieselben in einem medicinischen Journal weiter auszuführen, und begnüge mich hier, auf höhern Befehl diejenigen Erfahrungen, die ich von dem großen Nutzen dieses Bades bei verschiedenen Krankheiten gehabt, bekant zu machen. Aerzte von Einsicht werden hieraus zu einiger Genüge schon abnehmen, was sie für Wirkungen von diesem Bade zu hoffen oder zu fürchten haben. Leute ohne hinlängliche medicinische Kenntniß warne ich aber, nach eigenem Gutfinden sich oder andern dieses Bad nicht zu verordnen.

### 1) Die Schwindsucht.

Einem magern, sonst aber gesunden Manne, war aus übel angebrachter Gefälligkeit die Krätze zu früh vertrieben worden. Seine nachmalige sitzende Lebensart, brachte ihm die Hypochondrie, Hämorrhoidalbeschwerden, und das einseitige Kopfweh zu Wege, gegen welches seit zehen Jahren viele Mittel vergeblich waren gebraucht worden. Hiezu kam nun der Stickhusten, der lange anhielt, und seinen Lungen eine Schwäche beibrachte, die ihm hätte tödtlich werden können.

Nach glücklich überwundenem periodischem Krampf, blieb also der Husten, und erst Schleim hernach aber überaus häufiger Eiterwurf, und ein auszehrend Fieber nach. Die Eßlust war kränklich stark, und nach Befriedigung derselben, welche nach Empfindung und Temperament sehr eilig geschahe, stellte sich Müdigkeit, Röthe der Wangen, Hitze in den Händen, und Kurzothigkeit ein, welche letztere endlich so sehr zunahm, daß der Kranke die mäßigste Bewegung gar bald abbrechen mußte. Nachdem ich die Verdauung anfänglich durch saifenhafte und verdünnende, nachmals aber durch stärkende Mittel zu verbessern gesucht hatte, ließ ich ihn in dem Granulirwasser von der Königshütte baden. Er hatte kaum fünfmal gebadet, so blieb der Husten und Auswurf nach und nach aus, das Othemholen wurde frei, das Fieber verlor sich, und das einseitige Kopfweh auch. Noch jetzo, da ich dieses schreibe, befindet sich dieser Mann von der Zeit an (es war 1776) so wohl, als er es wünschet. Ich wußte keinem Umstande, und keinem damals gebrauchten Mittel, die so schleunige Besserung und völlige Wiederherstellung zuzuschreiben.

Es giebt eine Art Schwindsucht, die von lange gehemmter Ausdünstung abstammet. Es sey nun hieran die Entstellung, Schwäche oder Verstopfung der äußersten Dunströhren Schuld, so wird die Unreinigkeit, die durch die Haut hätte ausgeworfen werden sollen bei einigen — erst zu Schleim, und dann unter Begünstigung eines schleichenden Fiebers zu Eiter umgeschaffen, — vorzüglich auf die Lungen abgesetzt, weil ihnen entweder schwache

oder

oder strofulöse Lungen von Geburt und Kindheit an, oder durch vernachläßigte Catarrhalhusten, zu Theil worden. Diese Art hatte ein funfzigjähriger Mann in O. Nach vorgängiger Aderlaß und Abführung, ließ ich ihn in dem Granulirwasser von der Giddelschen Eisenhütte baden. Nach ohngefähr sechs Bädern genaß er völlig.

Daß es aber nicht gegen alle Arten Schwindsucht helfen könne, und daß man den Fall wohl kennen müsse, für den dies Bad gehöret, bedarf wohl keiner weitern Erinnerung.

2) Die Schwäche.

Die sogenannte Nervenschwäche, und die Schwäche der Fleischfasern ist diesem Bade, einen Fall ausgenommen, wo das Uebel schon zehen und mehrere Jahre auch durch andere Bäder vergeblich war bekämpft worden, noch jedesmal gewichen. Insbesondere aber komt es in derjenigen Schwäche der Glieder, die nach der Gicht zurückgeblieben, vortreflich zu statten. So war z. B. ein Frauenzimmer aus N. so sehr unbeweglich an den Füßen, daß sie statt zu gehen, nur mit größter Mühe schurren konte. Der Gebrauch dieses Bades stellete sie bald wieder her. Ein anderes Frauenzimmer eben daher, die dies Bad gegen langwierige gichtische Schmerzen in den Knien brauchte, hatte gleiche Vortheile davon.

Besonders schnell äußerte dies Bad seine Wirkung bei einem schwächlichen funfzehnjährigen Jüngling, dessen Geisteskräfte auf Kosten gehöriger Ausbildung des Körpers zu der vorspringenden Stärke gekommen waren, dadurch er sich die Liebe und Werthschätzung eines jeden, der ihn genauer kannte, erwarb. Dieser hatte nach dreimal erlittenem Jammer bei und nach dem Friesel, beständiges Zittern und Zucken der Sehnen bis in die siebente Woche behalten, das Vermögen schlafen zu können fast gänzlich verloren, und sprach ohne Fieber irre. Alles Folgen der größesten Schwäche, die auch mit von der außerordentlich grossen Entwickelung, die in Ansehung seines Wachsthums während der Krankheit vorgieng, herkam. Hievon aber gewiß zu seyn, und zu erfahren, ob ein gemeines Bad mit Chamillen und Fliederblumen bereitet, die beständige Oscillation hemmen, und Neigung zum Schlaf hervorbringen würde, oder, welches einerlei ist, ob erschlaffende Bäder bei dieser anscheinenden größern Empfindlichkeit richtiger als stärkende angezeigt wären, ließ ich ihn eines Abends, bis an die Brust in ein solches gemeines Bad setzen, und acht bis zehen Minuten darin halten; allein die darauf folgende Nacht hatte er nicht eine halbe Stunde Ruhe. Nach dem Bade aus Granulirwasser aber erfolgte gleich desselbigen Abends ein ruhiger anhaltender Schlaf, alles Sehnenzucken war verschwunden, und am folgenden Tage der Verstand schon zuverläßiger, der sich auch nach wiederholtem Baden noch verbesserte; auch das Sehen, das nur mit Anstrengung geschahe, wurde nebst der äußerlichen Aussicht der Augen besser. Ob schon

dieser gute junge Mensch die beste Hofnung machte, daß er nun, da er drei Wochen von epileptischen Zufällen verschonet geblieben, die vorige Gesundheit wieder erlangen würde, wurde er doch am 4ten Jul. durch einen neuen Anfall dieses schrecklichen Uebels hingeraft.

Hysterischen Personen habe ich dieses Bad ebenfalls mit sichtbarem Vortheil verordnet. Auch die Schwäche, nach überwundenem Scorbut, wich diesem Bade augenscheinlich.

### 3) Lähmung.

Gegen die Lähmung und Fühllosigkeit der Glieder nach erlittenem Schlagfluß, half es sehr schleunig. Außer einer Bergmannsfrau, der die Zunge, der rechte Arm und Fuß gelähmt und unempfindlich war, und durch dieses Bad den Gebrauch ihrer Glieder wieder bekommen hatte, that es bei einem hiesigen Kaufmann mehr, als man je erwarten konte. Dieser Mann hatte nach einem zweimaligen Anfall vom Schlage, den Gebrauch der Vernunft, des Gesichts, der Sprache, der Bewegung und des Gefühls am linken Arm und Fuß verloren, und bei diesem pflanzenähnlichen Zustande eine übermäßige Blutstürzung durch den Stuhl erlitten, dadurch er völlig entkräftet worden war. Nachdem das Leben durch gehörige Mittel wieder in einige Sicherheit gebracht worden, suchte ich jenem höchst traurigen Zustande durch das Elektrisiren abzuhelfen, weil man aus einer auf nichts sich gründenden Furcht, ein Bad für ein sehr gefährlich Ding hielt. Da aber jener sonst so hülfreiche Versuch hiebei ganz fruchtlos ablief, empfohl ich das Granulirwasser, als Bad gebraucht, nochmals ernstlich, und als das letzte Mittel den Kranken aus seinem mitleidswürdigen Zustande zu retten. Nach glücklich vollendetem ersten Bade, ließen sich die Angehörigen des Kranken, um desto leichter zu wiederholtem Gebrauche des Bades bewegen, und nach dem zweiten schon, war ihre Freude größer, als es vorhin ihre Furcht gewesen war, da sie sahen, daß der Kranke, noch in der Wanne, den Arm und die Finger etwas bewegen, Versuche zum sprechen machen, und etwas, jedoch sehr undeutlich sehen konte. In der Folge sahe er den Umriß eines Menschen, jedoch noch ohne Farbe; dann einfache Farben, und hernach erst ihre Abfälle. Er konte weit früher die Minutenstriche auf einem emaillenen Ziferblate einer Uhr sehen, als Buchstaben gröbern Drucks unterscheiden. Nach zehen Bädern ist die Besserung ohne einigen andern Gebrauch so weit gediehen, daß er wieder völlig vernünftig ist, einen Brief lesen, den Arm und die Finger bewegen, etwas schreiben, mit der Hand drücken, Kleinigkeiten darin halten, und allein gehen kan. Diese Erfahrung läßt um so weniger an der großen Wirksamkeit dieses Bades zweifeln, da der Kranke bereits in die dreizehnte Woche in obenbeschriebenen Umständen gelegen hatte, und ohne irgend andere Mittel in so kurzer Zeit so weit wieder genaß,

daß man die gegründeste Hofnung zu völliger Wiederherstellung haben muß.

Ein benachbarter Königl. Preußischer Beamter, hatte wegen eines unbezwingbaren Schmerzes im Ballen des rechten Fußes, bis in die dreißigste Woche im Bette auf einer Lende sitzen müssen. Durch die langdaurende Entäußerung aller Bewegung, hatte nicht allein die Beschaffenheit seiner Säfte eine der Gesundheit nachtheilige Veränderung erlitten, sondern der ganze rechte Schenkel war auch bis an den Fuß hinaus ungleich magerer geworden als der andere, — er war geschwunden. Nach etwa sechs Bädern von dem Granulirwasser von der Rothenhütte, sahe man die ganze Gesundheit verbessert, und die Schwindung des Fußes völlig gehoben, der Schmerz aber im Ballen war unbeweglich geblieben.

Auch einige hiesige Hüttenleute, die die Bleilähmung hatten, haben den Gebrauch ihrer Glieder diesem Bade zu danken.

Ein junger Mensch von vierzehn Jahren, hatte oft Anfälle von der Migraine, die sich mit Erbrechen und Mattigkeit jedesmal endigte. Im verflossenen Junius bekam er sie wieder mit anhalterndem Erbrechen, worauf die linke Seite des Gesichts gelähmt wurde. Das Sehen war auch überaus schwach worden, so daß er die Wörter nicht von einander unterscheiden konte, wenn er lesen wolte. Das linke Auge war größer als das rechte, und das Augenlied wolte nicht zureichen, es freiwillig und völlig zu bedecken. Hiezu kam noch eine, so viel sich die Mutter zurück erinnerte, von den Pocken her, und also sieben Jahr dauernde Harnruhr, die ihn gar nicht hatte zu Kräften kommen lassen. Nach drei Granulirwasserbädern verbesserte sich das Sehen so weit, daß er wieder lesen und schreiben konte, auch nahm das Gesicht, das wegen der einseitigen Lähmung ganz schief stand, seine vorige Gestalt größtentheils wieder an. Die Harnruhr schien sich nur in so fern vermindert zu haben, als die Ausdünstung nach den Bädern war vermehrt worden. Die Migraine samt dem Erbrechen blieb aus. Den zu gleicher Zeit gebrauchten Arzneimitteln und dem Elektrisiren kan ich zwar ihren Beitrag zur Besserung dieses Kranken, nicht absprechen; indessen glaube ich doch auch nach mehrerer Erfahrung, die schleunige Hülfe dem Bade zuschreiben zu müssen. Diese Kur konte wegen Mangel an Badewasser nicht fortgesetzt werden.

Dies sind die Erfahrungen, die ich von der überaus großen Wirksamkeit des Granulirwasserbades habe anführen wollen, um zu zeigen, daß es vornemlich gegen solche Krankheiten angewandt werden könne, welche erschlafte Fasern, und verhinderten Einfluß der Lebensgeister in diesen oder jenen Theil des Körpers — überhaupt aber Schwäche — zum Grunde haben. Man sieht also schon von selbst, daß es in entgegengesetzten, und solchen Fällen, die aus Ueberfüllung der

 Gefäße,

Gefäße, Spannung und Steifigkeit der Fasern, Verdorbenheit der Säfte, die mehr aus andern Ursachen, als der Schlafheit der Gefäße ꝛc. entstanden ist, herrühren, unnütz ja gar höchst schädlich werden könne. Ich weiß nur drei Fälle, wo es die gewünschte Wirkung nicht leistete. Gegen ein veraltetes Hüftweh vermogte es eben so wenig, als andere Mittel. Bei einer Milchversetzung wurde es nur einmal, zwar vergeblich, doch aber ohne Nachtheil gebraucht: der dritte Fall ist oben angezeigt.

Was nun den Gebrauch des Bades betrift, so ist vornemlich mit auf die Stärke und Wärme des Wassers zu sehen. Gewöhnlich läßt man auf den Eisenhütten, während dem Granuliren, frisch Wasser genug in das Gefäß beständig zulaufen, um hiedurch die Absonderung der Eisenkörner zu befördern, und auch das Wasser abzukühlen, damit es, wenn es umhersprützt, Niemanden beschädigen könne. Hiedurch wird das Eisenwasser sehr verdünnet, und die darin enthaltene gröbern Eisentheile durch das kalchartige Wasser gutentheils niedergeschlagen, und folglich ärmer an wirksamen Theilen: man muß sich also desselben nicht allein öfter, sondern auch um einige Grad wärmer bedienen. Am kräftigsten ist dasjenige Wasser, dazu kein frisches gelassen worden, und das einige Zeit auf den Granalien gestanden hat. Diese Sorte kan aber nicht anders, als mit einiger Gefahr, und härterer Arbeit der Hüttenleute erhalten werden, weil sie nachher die aneinander festhängenden Granalien mit vieler Mühe wieder von einander schlagen müssen. Bei den Versuchen, die ich mit dieser Art Wasser gemacht habe, waren 28 bis 29 Reaumurische Grade Wärme hinlänglich, die beste Wirkung zu erlangen. Gewöhnlich lasse ich nur täglich acht bis zehn Minuten lang baden, dann abtrocknen, in ein etwas erwärmtes Bette niederlegen, einige Tassen Thee trinken, und eine mäßige Ausdünstung abwarten. Ich weiß, daß einige Personen halbe Stunden lang im Bade geblieben sind, ohne einige Beschwerlichkeit davon zu haben.

So wirksam dieses Bad ist, so lange es die ursprüngliche Wärme vom Granuliren hat, so sehr muß es verlieren, wenn es erkaltet und wieder erwärmt wird; denn eines theils fallen gar zu viele Eisentheile aus den Zwischenräumen des Wassers heraus, andern theils aber gehen durch neues Erwärmen die feinen höchst wirksamen Dünste verloren, die durch kein glüendes und darin abgelöschtes Eisen wieder ersetzt werden können. Ueberhaupt habe ich einen himmelweiten Unterschied zwischen der Wirkung des Eisengranulirwassers, und des durch glüendes und im Wasser abgelöschtes Eisen zubereiteten gefunden. Bei ein und eben demselben Kranken, der stets gestärkt und munter aus dem Granulirwasserbade gekommen war, zwang mich der Mangel, ein künstliches Eisenbad zu bereiten; allein ohngeachtet eine

eine Menge glüend Stangeneisen, Schaufeln rc. in dem Wasser war abgelöscht worden, kam derselbe matt und entkräftet heraus. Noch stärker aber muß der Unterschied zwischen diesem und dem Eisenschlackenbad seyn, da jenes von reinem schmelzendem Eisen seine wirksamen Theile erhalten, in diesem aber nur eine glasachtige Masse, die dem Wasser wenig oder nichts mittheilen kan, abgelöscht worden.

Ehe ich schließe, muß ich den Lesern noch sagen, wie sehr Königl. Churfürstl. Cammer und hiesige Königl. Churfürstl. Berghauptmannschaft es sich zum Geschäfte gemacht habe, dem kränklichen Theile des Publikums diese glückliche Folge der Hoheofenarbeit nutzen zu lassen, und den Harz auch für die größte Bedürfniß des menschlichen Lebens — die Gesundheit — wohlthätig zu machen. Auf jenes hohen Collegii ausdrücklichen Befehl geschahe es, daß ich obenerzählte Krankengeschichte aus meiner Praxis samlen und Hochdenenselben unterthänig einsenden mußte, worüber Sie dann das Gutachten des Herrn Hofraths und Leibarztes Zimmermann forderten, und mir hierauf anbefohlen, dem Publikum die ausserordentlichen Erfolge dieses Bades in dem Hannöverischen Magazin bekant zu machen. Damit es nun aber nicht an Gelegenheit fehle, daß Auswärtige sich dieses Vortheils ebenfalls bedienen können, hat Königl. Churfürstl. Cammer den gnädigen Entschluß gefaßt, an schicklichen Orten, ein, oder mehrere Badehäuser und gehörige Bequemlichkeiten errichten zu lassen, nach deren Beendigung weiter Nachricht wird gegeben werden.

Clausthal, im Julius 1780. L. F. B. Lentin.

---

## Mittel, die Motten aus dem Pelzwerk und andern Kleidungsstücken zu vertreiben.

Der Herr von Raumure hat sich bekantlich viele Mühe gegeben, ein Mittel ausfündig zu machen, um dieses sehr schädliche Insekt zu vertreiben, auch nichts bewährter bemerkt, als den Terpentinöl. Mit diesem wird ein Stück Löschpapier, oder ein anderer linnener oder wollener Lappen angefeuchtet, und sothanes Stück zwischen das Geräth gelegt, worin sich Motten aufhalten. Es verhindert auch, daß sich keine einnisten. Das übelste aber ist, daß der Geruch des Terpentinöls den zarten Nasen nicht angenehm seyn kan, daher diejenigen Kleidungsstücke, welche auf diese Art parfümirt worden, bevor man sie anlegen will, einige Zeit zuvor in die freie Luft ausgebreitet seyn müssen. Folgendes Mittel ist in diesem Betracht nicht übel. Man breitet nemlich die Pelze oder Kleidungsstücke völlig aus einander,

der,

der, so daß man ein Feuerfaß mit angezündeten Kohlen darunter stellen, und doch nichts davon verbrennen kan. Zween neben einander oder in einer gewissen Entfernung gestellte Stühle sind hierzu dienlich; man legt über deren Lehnen, die aber nicht zu hoch seyn müssen, ein Paar Stöcke, über welche man die Kleidungsstücke bequem ausbreitet, sodann setzet man das Feuerfaß mit Kohlen darunter, und legt auf die brennenden Kohlen nach gut finden eine Portion von dem sogenannten spanischen Pfeffer, so bald dieses geschehen, entfernt man sich eiligst aus dem Zimmer, weil der aufsteigende Dunst von dem Pfeffer den Augen und Gesicht nicht zuträglich ist, die Insekten aber werden sodann gewiß davon getödtet. Man thut auch nicht übel, bevor der Dampf aufsteiget, ein Fenster aufzumachen, damit er sich nach und nach von selbst verliere. Eben dieses Mittel kan auch in Zimmern angewandt werden, welche mit wollenen Tapeten behangen sind, und worin sich Motten befinden.

## Historische Anekdoten aus Lelands Irländischer Geschichte.

1353. Es war ein Hauptzug der Politik Eduard des 3ten, daß er sich bemühete, die Misbräuche und Unordnungen abzustellen, welche die aus England nach Irland übergewanderten und sich dort niedergelassenen Familien veranlasseten. Aus dieser Absicht schickte er einen englischen Ritter, namens Rockeley dahin, damit er Ordnung herstellen, und die Regierung dieses Königsreichs übernehmen mögte, welches denn dieser auch mit einer Treue und Rechtschaffenheit verrichtete, welche wenige seiner Vorgänger gezeigt hatten. Durch seine eigene unintereßirte Lebensart und Mäßigkeit gab er den Lords, welche bisher nur gewohnt gewesen waren, zu rauben und die Schwächern zu unterdrücken, ein redendes Beispiel. Ich werde (sagte er zu ihnen) bedient ohne Pracht und Glanz, allein mögen doch meine Teller immer von Holz seyn, wenn nur meine Gläubiger bezahlt sind.

* * * * * *

1487. In Ulster wurde zwischen den beiden Herrn Oneal und Tirconel ein heftiger Krieg geführt; die Veranlassung dazu war das sonderbarste dabei. Der Stolz des erstern war es hauptsächlich, denn dieser forderte von dem andern zur Anerkennung der Unterwürfigkeit einen Tribut. Beides, Forderung und Antwort, war so laconisch, daß sie bei einer edlern Veranlassung verdienten bewundert zu werden; Oneal ließ dem Tirconel sagen: sende mir Tribut oder sonst — — und dieser antwortete in eben der Kürze: ich bin dir keinen schuldig und wenn — —

Hannoverisches Magazin.

65tes Stück.

Montag, den 14ten August 1780.

## Der Sturmwind.

Die Luft ist verhältnißmäßig so leicht, und wenn sie nicht ungewöhnlich bewegt wird, so schwach, daß sie dem schwächsten Körper, worauf sie stoßt, einem Grashalm, selbst einer Feder ausweicht und solche zur Erde fallen läßt. Sie ist so fein, und hat so wenig Consistenz, daß sie auch dem schärfsten Auge unsichtbar ist. Wir bewegen uns frei durch dieselbe, wir bemerken weder ihren Druck, den sie von allen Seiten auf uns thut, noch ihren Widerstand, wenn wir sie bei der Bewegung unsers Körpers oder seiner Gliedmaßen durchschneiden. Aber eben diese subtile, diese unsichtbare, unmerkliche und auch dem schwächsten Körper ausweichende Luft, ist einer solchen Stärke fähig, daß, wenn sie bis zum Stürmen bewegt wird, nichts vermögend ist, ihrer Gewalt zu widerstehen. Dann wirft sie alles, worauf sie stoßt, zu Boden, oder reißet es mit sich fort, beraubt die Gebäude ihrer Dächer, oder stürzt sie selbst zu Boden, und begräbt die unglücklichen Bewohner unter deren Trümmern. Sie bricht die stärksten Bäume in der Mitte entzwei, oder reißt sie mit der Wurzel aus der Erde. Wenn sie auf der See stürmend wüthet, so zerbricht sie Masten, Thaue und Segel, versenket die Schiffe selbst mit Menschen und Gütern in den Abgrund, oder zerscheitert sie an den Klippen und dem Gestade des Meers. Sie thürmt Welle auf Welle an den Ufern hinan, sie macht einen Bruch in die Seedämme, oder treibt die Fluthen über selbige weg, und bereitet den dahinter liegenden Ländern mit ihren Städten und Dörfern eine schreckliche Sündfluth. Sie hält die größten und schnellesten Ströme in ihrem Laufe auf, und macht, daß sie aus ihren Ufern treten, und ganze Gegenden verwüsten.

Was giebt den stürmenden Winden eine solche alles zu Boden werfende oder mit sich fortreißende Stärke? Was treibet sie bald in einem engen Zirkel herum? Was macht, daß ihr Stürmen einen geraden Strich fortgehet, der bisweilen nur eine geringe Breite hat, bisweilen aber über ganze Länder und Meere sich erstrecket? Was

ist die Ursache, daß der Wind bald vom Anfange bis zu Ende gleich stark und ohne Absätze fort bläset, bald nur Stoßweise tobet? Bisher ist man in der Naturkunde so weit nicht gekommen, daß man von allem diesen ungezweifelte und völlig sichere Ursachen und Gründe angeben, und jede Nebenumstände erklären könnte, und vielleicht bringen wir es nie zu einer so hohen Kenntniß in den Wirkungen der Natur. Wir sind in der Lehre vom Winde noch so weit zurück, wie solten wir es in der von dessen Stürmen weiter haben bringen können?

Die Heiden machten Winde und Stürme zu Gottheiten, und glaubten sie durch Opfer sich gefällig machen zu können. Hesiodus macht in seiner Theogonie den Zephyr (Westwind) den Boreas, (Nordwind,) den Notus, (Südwind,) zu Söhnen der Aurora. Apollonius von Rhodus, lässet die Medea, als sie mit ihrem Jason zu Schiffe davon flüchten will, den Winden ein Opfer bringen a), und in der Aenais des Virgils schlachtet Anchises bei der Abfahrt aus der Insel Delos nach Creta den Zephyrs ein weisses, und dem stürmischen Wetter ein schwarzes Schaf, und ehe nachmals Aenäas aus Sicilien absegelt, läßt er Winde und Wetter ein Lamm opfern b). Boreas hatte nach der Fabel ehedem eine athenienfische Prinzessin entführt und zur Frau genommen. Nach der Erzählung des Herodotus c), befahl das Orakel den Atheniensern bei diesem ihren Schwiegersohne wider den Xerxes, der Griechenland mit einer ungeheuren Flotte anfallen wolte, Hülfe zu suchen. Boreas ließ sich erbitten, und richtete durch sein Stürmen die persische Flotte zu Grunde. Bei den Römern war es von Alters her eingeführt, daß ihre Feldherren, ehe sie unter Segel giengen, den Stürmen ein Opfer schlachteten d). Die von den Römern zur groben Abgötterei verleiteten Gallier, hielten den Nordweststwind, der durch sein Stürmen oft Verwüstung in ihrem Lande anrichtete, ebenfalls für eine Gottheit, und August gieng gar so weit, daß er diesem Winde einen Tempel in Gallien bauen ließ e).

Die Fabel der Griechen, hat die Winde und Stürme der Herrschaft des Aeolus untergeben. Sie hat ihm die Residenz auf einer der äolischen, heutiges Tages liparischen Inseln, deren feuerspeiende Berge einen unaufhörlichen Dampf und beständige Winde verursachen, in Norden von Sicilien angewiesen. Sie ist nach dem Homer in seiner Odyssee mit einer undurchdringlichen ehernen Mauer auf allen Seiten umschlossen. Mitten auf der Insel erhebt sich ein glatter Fels, in dessen Höhlen er die verschiedenen Win-

a) In Argonauticis l. 4. v. 443.
b) Aenæid. l. 3. v. 118. & l. 5. v. 772.
c) In Polymnia.
d) Cicero de Nat. Deor. l. 3.
e) Seneca Nat. Quæst. l. 5.

Winde als in einem Kerker verschlossen hält, ihr Toben und ihren Grimm mäßiget, nach Gefallen bald den einen, bald den andern, heftig oder schwach wehen läßt, sie auch wieder zurück ruft, und aufs neue einsperret. Hier landete nach eben diesem Dichter f) Ulysses nach vielen Abentheuern, die ihm auf seiner Heimfahrt von Troja aufgestossen waren, an. Er machte sich den Aeolus so geneigt, daß er nicht nur den Westwind, der ihn nach seinem Vaterlande zurück bringen solte, wehen ließ, sondern ihm auch noch überdem einen ledernen Schlauch mit Winden angefüllet, auf den Weg gab. Nach einer glücklichen Fahrt von neun Tagen und eben so viel Nächten, erblickte Ulysses schon sein geliebtes Ithaca von ferne. Unglücklicher Weise mußte ihn, ehe sie das Ufer erreichten, der Schlaf überfallen, während dessen einer seiner Spießgesellen den übrigen in den Kopf sezte, Ulysses brächte nicht nur seine herrliche Beute, die er in Troja gemacht, mit zu Hause, sondern Aeolus habe ihm auch einen ganzen Sack voll Gold und Silber geschenkt; sie alle aber kämen mit leerer Hand zurück. Man wurde eins, diesen Sack zu öfnen, um zu sehen, was darinnen sey. Gleich stürzten die Winde mit Ungestüm heraus, und trieben das Schif wiederum an die Insel des Aeolus. Vergebens wandte er sich zum zweitenmal an diesen Beherrscher der Winde. Er wieß ihn drohend, als einen Menschen den das Schicksal selbst verfolge, zurück, und überließ ihn seinem fernern Unstern.

Homers Nachahmer, **Virgil**, g) läßt auch die Juno ihre Zuflucht zu dem Aeolus nehmen, als Aenäas mit dem Ueberrest der ihr verhaßten Trojaner über das tyrrhenische Meer den Küsten Italiens zusegelte. Sie bat ihn unter dem Versprechen, daß sie ihm die schönste von ihren 14 Nymphen zur Frau geben wolle, diese Flüchtlinge durch Sturm in der Tiefe des Meers zu begraben, oder ihre Schiffe zu zerstreuen. Wie hätte Aeolus der Gemahlin des Jupiters, der ihn zum Herrn über Winde und Stürme gemacht hatte, was abschlagen können, und was würde er nicht ohnedem, um zu dem Besiz der versprochenen Schöne zu gelangen, gethan haben? Aeolus stoßte seinen umgekehrten Zepter in die hohle Seite des Berges hinein, und die Winde stürzten sich da, wo ihnen der Ausgang aus ihren Gefängnissen eröfnet wurde, mit Ungestüm heraus. Nachdem sie das feste Land durchstürmt, breiteten sie sich auf dem Meere aus. Der Ostwind und der Westwind und der immer stürmende Südwest bewegten das Meer bis in seine unterste Tiefe, und trieben es in ungeheuren Wellen an das Gestade. Das Schifsvolk erhob plözlich ein Geschrei, und das Thauwerk machte ein fürchterliches Getöse. Düstre Wolken entzogen plözlich den Augen der Teucrer den Himmel



f) Odyss. l. 10. v. 1. seqq.
g) Aenæid. 55. seqq.

mel und den Tag, und eine schwarze Nacht verbreitete sich über das Meer. Häufige Blitze von harten Donnerschlägen begleitet vermehrten Schrekken und Gefahr, und jeder sahe seinen nahen Tod vor Augen.

Virgil malet hierauf mit meisterhaften Zügen den Schifbruch, den dieser Sturm verursachte, und welcher das ganze Geschwader des Aenäas zu Grunde gerichtet haben würde, wenn nicht Neptun, ungehalten, daß Aeolus durch seine Winde einen Einfall in sein Wasserreich unternommen, und so große Unordnungen darin erreget, die Winde hart bedrohet, sie mit einem scharfen Verweise an ihren Herrn, nach ihrer Insel zurück geschickt, und das Meer mit seinem Dreizack wieder beruhiget hätte.

Meine Leser werden diese kleine Excursion in das Reich der Fabel verzeihen. Betrachten wir nunmehr das Stürmen der Winde nach physicalischen Gründen, so werden wir finden, daß solches, wie die Winde selbst, 1) aus einer starken Verdünnung, 2) aus einer Verdickung und Zusammenpressen, 3) aus einem heftigen Drucke der Wolken, und 4) von häufig aufsteigenden, und in Regen verwandelt, wieder herabfallenden Dünsten herrühre.

Was die erste Ursache der Sturmwinde anlangt, so ist es leicht zu begreifen, daß eine verdünnete Luft einen größern Raum, als sie vorher einnahm, nöthig hat. Um sich solchen zu verschaffen, stoßt sie die angränzende Luft entweder von allen Seiten, oder nur von der Seite, wohin sie ihre Richtung aus Ursachen, welche sich nicht erklären lassen, nimt, vor sich weg, und diese weggestossene Luft treibt auch die, welche ihr im Wege stehet, weiter. Je größer und anhaltender also die Rarefaction der Luft ist, desto heftiger und anhaltender ist auch dieses Fortstossen der Luft, oder der Sturm, welcher dadurch verursachet wird. Die Rarefaction der Luft geschiehet durch die Hitze, nicht nur der Sonne, sondern auch der Blitze und Entzündungen der schwefeligten Dünste in der obern Luft und in dem Innern der Erde. Die Sonnenhitze ist zwischen den beiden Wendezirkeln und den zunächst angränzenden Ländern am stärksten, daher erregt sie daselbst auch die heftigsten Stürme von Seiten des Aequators her. So giebt es in Aegypten oft so heiße Südwinde, daß man keine Luft schöpfen kan. Sie erregen schädliche Wirbelwinde, die so vielen Sand in die Höhe treiben, daß der Himmel mit Wolken bedeckt zu seyn scheinet, und der alle Versuche, das rothe Meer mit dem Nilflusse und dem mittelländischen Meere durch einen Canal zu vereinigen, jedesmal vereitelt hat. Noch heftiger tobet er in Aethiopien, welches der persische Cambyses ehedem mit dem Verluste eines Heeres von 50,000 Mann erfuhr, welches er nach der Eroberung von Aegypten, die Ammonier zu bekriegen, und ihren berüchtigten Götzentempel zu zerstören, abschickte. Nach einigen

Tagereisen in der Wüsten, erhob sich ein Sturmwind von Mittag her, welcher das ganze Heer mit Sande bedeckte und darunter vergrub; ein Schicksal, das vielen Reisenden in den afrikanischen Sandwüsten wiederfährt.

Dieser schädliche Wind, Samvel oder Samum, ist in Persien noch viel schrecklicher. Er wüthet, wie die Reisebeschreiber sagen, nicht anders, als ein aus feurigen Dünsten entstehender Wirbelwind. Er ist erstickend und tödtend, und niemand komt davon, welcher von ihm ergriffen wird. Wie *Thevenot* erzählet, so hat er zu Balsora im Jahr 1665 vier tausend Menschen getödtet. *Texeira* hat ihn zwischen Balsora und Alkaissar noch den 7ten Sept. so heiß angetroffen, daß er und seine Reisegefährten kaum haben Othem holen können, und verschiedene Kameele für Hitze und Durst gestorben sind. In Arabien und auf dem rothen Meere stürmt er eben so sehr, und führt so viel Sand mit sich, daß viele in der Meinung stehen, daß das Meer mit der Zeit von solchem häufigen Sande werde angefüllet werden. In dem indianischen Meere zwischen Afrika und Indien bis an die Molucken, verursacht die Verdünnung der Luft im Junius, Julius und August häufige Stürme, aber solche kommen nicht, wie in Persien, Arabien und Aegypten, welche Länder diesseits des nordlichen Wendezirkels liegen, aus Süden, sondern aus Norden, weil die Sonne in solchen Monaten die Zeichen durchläuft, welche in Norden von Ostindien sind. Die nordlichen Länder von Amerika, deren Atmosphäre nicht so sehr erhitzt werden kan, erfahren nicht viel von starken Stürmen. In Grönland sind sie am seltensten und schwächsten, und wenn sich daselbst welche ereignen, so kommen sie aus wärmern südlichen Ländern. Die südlichen Provinzen Carolina, Georgien 2c. aber sind den Stürmen desto stärker unterworfen. Am stärksten wüthen sie aber auf den westindischen Inseln, die der Sonnenbahn noch näher liegen, und zwar in den heißesten Monaten, wo die Luft am meisten erhitzt und verdünnet ist.

Eine plötzlichere und heftige Verdünnung der Luft geschiehet durch Blitze und Entzündungen der Dünste im Luftkreise, wodurch folglich auch heftigere Sturmwinde erregt werden. Wer weiß nicht, daß angezündetes Schießpulver die Luft heftig fortstoßet. Eine gleiche Bewandniß hat es mit dem Blitz. Der Jesuit *Dechales* h) erzählet; als er 1644 kurz vor Weihnachten von der Insel Naxus nach Scio gefahren, und sie nicht weit von der Insel Nicaria, in Ost-Nord-Ost unversehens einen Wetterstrahl wahrgenommen, so hätte der Steuermann daraus einen starken Wind von der Seite her prophezeit, welcher sich auch in weniger, als einer Stunde Zeit, eingestellet, und auf drei Wochen gedauert habe. So sind also die häufigen



h) Dechales l'art de naviger l. 7. proposit. 21.

Orkane auf den westindischen Inseln, wo es in den Sommermonaten fast jede Nacht blitzet, Folgen von Gewittern.

Wenn endlich die in den innern Hölen der Erde verschlossene dicke Luft durch unterirdische Entzündungen verdünnet und hervorgetrieben wird, so muß sie die Atmosphäre nothwendiger Weise erschüttern, und Stürme verursachen. Aus den feuerspeienden Bergen steiget, wenn sie auch keine Flammen auswerfen, dennoch ein beständiger Dampf auf, der in der äußern Luft eine Alteration macht. Ist der Brand in selbigen heftig, so ist die Gewalt der mit der Flamme herausfahrenden erhitzten Luft so stark, daß sie Steine von großer Schwere mit herausschleudert, und die Lava einige Meilen weit hinwirft. Sie muß daher auch die äußere Luft mit Gewalt fortjagen und einen Sturmwind erregen. Ein Berg auf der Insel St. Christoph hat oben auf seiner Spitze eine ungeheuer tiefe Höle, die beinahe eine Viertelmeile im Umfange hat, und eine Menge Schwefel enthält, wovon ein beständiger Dampf aufsteiget. In dieser Höle sind 2 bis 3 tiefe Löcher, jedes ohngefähr 3 Fuß im Durchschnitte, gemeiniglich die Teufelskessel genannt, welche bisweilen heftiger, als ein Kessel über dem Feuer, kochen i). Vermuthlich hat dieser erhitzte Schwefeldampf seinen Antheil mit an den häufigen Stürmen auf dieser und den benachbarten Eilanden. Zweitens kan auch im Gegentheil die Verdickung der Luft heftige Winde verursachen. Denn weil sie in solchem Zustande nicht mehr so viel Raum einnimt, so dringt die übrige Luft sogleich von allen Seiten herzu, das entstandene Leere wieder anzufüllen. Ferner ist der Druck der Wolken eine dritte Ursache der Stürme, wenn nemlich eine obere Wolke auf die unter ihr schwebende schwer auffält, und also die Luft dazwischen mit Gewalt weggetrieben wird. Auch selbst die in den Wolken eingeschlossene Luft und Dünste, können durch ihre Bewegung so erhitzt werden, daß sie die Hülle der Wolken durchbrechen, mit Ungestüm aus den gemachten Oefnungen herausfahren, und alles worauf sie stoßen, daniederwerfen.

Wenn endlich viertens die aus dem Meere in Menge aufsteigende Dünste, einen Theil der Atmosphäre einnehmen, und die Luft vor sich her wegstoßen, wenn sie in Wolken versamlet daher fahren, und die Luft ihnen Platz machen muß, so kan beides so schnell und heftig geschehen, daß solche Bewegung stürmend ist. Stoßet die Wolke eine eben so große Masse von Luft, als sie selbst ausmacht, vor sich weg, und rückt in ihren Platz, so tritt die Luft hinter, und zu beiden Seiten der Wolke wieder in die Stelle, welche die fortziehende Wolke verläßt, sie giebt ihr dadurch einen neuen Stoß, und befördert die Geschwindigkeit ihres Zuges. Dies ist die Ursache, warum der Zug ungeheurer Wolken, wie gemeiniglich

i) Neue Erdbeschreibung von ganz Amerika, aus dem Englischen, Th. 1.

meiniglich die Gewitterwolken sind, fast immer mit heftigem Winde oder Sturm begleitet ist. Ist der Zug der Wolken nicht schnell, und senken sie sich mehr, als daß sie fortziehen, so weichet durch ihren Druck die Luft, von welcher sie getragen werden, bald zur einen bald zur andern Seite aus. Wir bemerken daher bisweilen, besonders bei stürmischen Wetter, daß die Windfahne in wenig Minuten fast im Zirkel herum gehet, bis der Wind eine gewisse Richtung erhält.

Wenn der Horizont ganz mit dickem Gewölke überzogen ist, so ist die Luft am leichtesten. Denn alle wässerige und irdische Partikeln, welche vorhin mit der Luft vereinigt waren und sie schwer machten, sind alsdenn von ihr abgesondert, und in den Wolken enthalten. Bei solcher Leichtigkeit der Luft muß das Queksilber im Barometer fallen. Die Wolken finden desto wenigern Widerstand an der leichten Luft, sie stoßen sie desto schneller fort, und erregen dadurch einen Sturm, wenn sie sich nicht beizeiten ihrer Last durch Regengüsse erleichtern. Hieraus siehet man, daß man bei dem tiefen Fallen des Merkurius, wenn der Himmel voll Wolken ist, entweder Regen oder Sturm, wie bei den untersten Graden des Wetterglases bemerket ist, zu erwarten habe. Fallen aber die Dünste, welche der Luft den Platz beenget hatten, in Regengüssen wieder zur Erde, so nimt solche die ledigen Räume wieder ein, und wenn solches mit Heftigkeit geschiehet, so ist Regen und Sturm mit einander vergesellschaftet.

Solte man endlich in dieser Materie, darin wir es ohnedem wohl nie zu einer völligen Gewißheit werden bringen können, Muthmaßungen wagen dürfen, so scheinet es nicht unmöglich zu seyn, daß Dünste von widriger Art eine Gährung und ein Aufbrausen in dem Fluido der Luft, außer oder in den Wolken, verursachen. Die Chymie lehret uns, daß verschiedene Dinge aus dem Mineralreiche sich nicht mit einander vertragen, sondern ihre Mischung ein Anfbrausen errege, daß zum Exempel eine Mischung von Feilspänen und Vitriolspiritus an zu kochen fängt, und beinahe mit eben solcher Gewalt auf die Luft wirke, als angezündetes Schießpulver. Wenn nun dergleichen widrige Dinge sich in der Luft mischen, solche erhitzen, verdünnen und aufbrausend machen, so wäre wohl ein Sturm die unausbleibliche Folge davon. Diese Muthmaßsung ist nicht weit von der Meinung des Aristoteles entfernet, welcher das Entstehen einer Art von Sturmwinden daher leitet, wenn sich Dünste von andern Materien, als Schwefel und Salpeter sind, die durch ihre Entzündung Blitze und Gewitter verursachen, in der Luft häufen und sich geschwind erwärmen. So glaubt auch Gassendi, daß Wasser, oder auch wässerige Dünste, ohne Beimischung von Salzen, keinen Wind, oder Sturm zeuge.

Die Stürme, welche von der durch die Sonnenstralen zu sehr erhitzten Luft herrühren, sind in unsrer nördlichen Halb-

Halbkugel in den letzten Sommermonaten, gewöhnlich bei heiterm Wetter, und kommen gemeiniglich aus Osten und Süden. Hingegen haben die Stürme, welche von Wolken herrühren, diejenigen, welche Gewitter zu begleiten pflegen, ausgenommen, ihre Regierung im Herbst, auch bei gelindem Wetter im Winter, wenn unser Horizont stark mit Wolken überzogen ist, welche aus der Nordsee, dem atlantischen und mittelländischen Meere aufsteigen. Sie kommen deswegen aus Nordwest, aus Westen und Süden. Sie sind aber in solcher Jahrszeit in unsrer Zone um deswillen so häufig, weil die Sonnenstralen alsdann zu schwach sind, solche Dünste zu zertheilen. In alten Zeiten wagte man sich daher in solchen stürmischen Monaten nicht auf die See. Die Schiffe wurden im Herbste auf das Trockene gebracht, und nach dem Horaz alsdann erst, wenn der Winter bei angenehmen Wechsel des Frühlings und der sanften Westwinde seinen Abschied nahm, durch Maschinen und Walzen wieder ins Wasser gelassen. Aber leider verstattet uns unsre übertriebene Gewinnsucht solches nicht. Wir werden aber dafür mit desto mehrern Schifbrüchen gestraft, und das stürmische Meer verschlingt die Schätze, welche wir ihm in einer so gefährlichen Jahrszeit anzuvertrauen die Dreistigkeit haben.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Anekdote.

Daß der noch nicht ganz zu tilgende Aberglaube der jetzigen Welt dem Hohn unserer Enkel ausgesetzt seyn wird, ist ohne Zweifel. Dann aber wehe dem Manne, der seinem Fürsten zu folgenden Edikt Veranlassung gab! In dem Gemeindeprotokoll des Städtchens Hechingen befindet sich ein fürstliches Ausschreiben vom 18ten Febr. 1725 eingetragen, wodurch jedem Landmann, der einen Kobold, eine Nixe, oder andere dergleichen Gespenster fangen, und lebendig oder todt einliefern würde, eine Belohnung von fünf Gulden versprochen wird; und diese Belohnung soll der Gespensterjäger beim Obristjägermeister in Empfang nehmen.

# Hannoverisches Magazin.

66tes Stück.

Freitag, den 18ten August 1780.


## Der Sturmwind.

(Schluß.)

Fast jedes Land oder Meer hat seinen eigenen Wind der darin stürmet. Auf dem adriatischen Meere tobet der Südwind, wovon Horaz sagt, daß kein andrer eine solche Herrschaft darauf ausübe. In Thrazien ist der Ostwind der Gebieter, der nach der Fabel daselbst in einer Höhle des Berges Hämus seine Wohnung hat. In Palästina bringt der Nordwind Ungewitter a). In den Narbonnischen Gallien war der Nordwest der herrschende Wind. Strabo b) sagt von ihm, daß er große Steine mit sich fortreiße, Häuser umstürze, und ganze Frachtwagen mit ihrer Ladung umwerfe. Dem ohngeachtet hatten die Gallier große Hochachtung für ihn, und glaubten, ihm die reine und gesunde Luft ihres Landes schuldig zu seyn. Augustus ließ ihm, wie ich schon angeführt habe, einen Tempel errichten, aus Furcht, er mögte einmal ganz Gallien durch sein stürmen umkehren. Allein so sehr der Circius auch bisweilen tobte, so wurde er doch durch einen Berg aufgehalten, und verhindert, daß er nicht bis nach Vienne stürmen konte c).

So ist auch ein Meer stürmischer als das andere. Das atlantische Meer, das japanische, das magellanische nebst dem an der westlichen Küste von Afrika bis über die kanarischen Inseln hinaus, das rothe Meer, sind Stürmen und Ungewittern sehr unterworfen. Das atlantische Meer überhaupt ist stürmischer, als der Ocean zwischen Asien und Amerika, welcher deswegen das stille Meer genannt wird. Doch ist solches allein nur zwischen den beiden Wendezirkeln bis auf den vierten Theil des gemäßigten Erdgürtels ruhig.

Herr Kraft hat berechnen wollen, daß der Sturmwind in einer Sekunde 66 londoner Schuh, oder 6 bis 8 schwedische Meilen in einer Stunde zurück lege.



a) Proverb. 25, 23.
b) Strabo l. 4.
c) Plin. l. 1.

Die Kraft oder Stärke des stürmenden Windes, richtet sich nicht allein nach seiner Schnelligkeit, sondern auch nach der Dichtigkeit der Luft, und bisweilen stürzet ein Wind Häuser und Bäume um, dem sie sonst Widerstand thun würden, wenn die durch ihn fortgejagte Luft weniger Dichtigkeit hätte. Der Wind nimt aber immer mehr Stärke an, wenn er keine freie Ebene vor sich hat, sondern zwischen Gebirgen und engen Pässen fortgetrieben wird. Denn so wie die Wasserströme schneller fließen, wenn der Weg, wodurch sie gehen müssen, enger wird, so gewinnet auch der Trieb oder Stoß des Windes mehr Stärke, wenn er zwischen Gebirgen und hohen Gebäuden durch muß. Nicht weniger ist der Sturmwind heftiger, wenn er zurück prallend ist, weil die gejagte Luft sich gegen das Gebäude oder Gebirge zusammendrückt, und nicht nur mit der Geschwindigkeit, mit welcher sie dawider fähret, sondern noch mit größerer Last zurück prallet, wodurch ihre Wirkung heftiger wird. Daher stürmet es auch in den Meerengen, auf allen hervor ragenden Küsten, auf den äußersten Enden der Vorgebirge, Halbinseln, Landspitzen und engen Meerbusen öfters und heftiger, als wo der Wind weite Ebenen vor sich findet.

Daß der Sturm gemeiniglich Stoßweise bläset, davon scheint die wellenförmige Bewegung, welche dieses Fludium mit dem Wasser gemein hat, die Ursache zu seyn. Das Meer thürmet sich durch die ihm beigebrachte Bewegung nicht in eine einzige Welle auf, sondern es wälzet sich in verschiedenen in gewisser Weite auf einander folgenden Wogen fort. Einige suchen das Stoßmäßige der Stürme durch das Absatzweise aus einer umgekehrten Bouteille heraus stürzende Wasser, wenn man der äußern Luft nicht, durch ein allmähliges Ausgießen, einen Raum in dem Halse der Bouteille läßt, wodurch sie hineindringen könne, begreiflich zu machen. Andere erklären es aus der Wirkung eines Blasebalges, aus dessen Mündung die zusammengedrückte Luft mit einer zitternden Bewegung herausfähret. Es stürmet aber mehr mit abwechselnden Stößen bei Südwinde, als bei Nordwinde. Die Ursache davon scheinet diese zu seyn, daß der Südwind durch seine Wärme zugleich die Luftlöcher der Erde öffnet, und durch die daraus fahrende Luft neue Stärke bekomt, der Nordwind aber solche durch seine Kälte verschließt.

Aristoteles macht vier besondre Arten von Sturmwinden. Der erste bricht aus einer trockenen, und der zweite, welcher mit Regengüssen begleitet ist, aus einer Regenwolke hervor. Der dritte, welcher ebenfalls aus einer Wolke komt, soll zuerst im Zirkel herumfahren, sich entzünden, und auch das, was er ergreift, verbrennen. Dem vierten hat man den Namen des schrecklichsten unter den Riesen der Fabel, Typhon, gegeben.

ben. Er ist der fürchterlichste von allen Stürmen. Man pflegt dahin die stürmenden Ungewitter zu rechnen, welche man heutiges Tages Orkane oder Ouragans nennet. Vor ihm gehet gemeiniglich eine Windstille her, und das Meer ist so glatt, wie ein Spiegel. Dann brechen die Winde plötzlich von allen vier Seiten los, und stürmen mit solcher Gewalt gegen einander, daß sie, gleich als vom Himmel herab fallend, die Wellen dergestalt niederdrücken, daß die See ganz eben wird, bald darauf solche aber wieder bis an die Wolken erheben. Sie halten keinen Strich, sondern laufen die ganze Windrose durch, bis endlich einer dieser einander im Küsel herumtreibenden Winde, an einer Seite durchbricht, und die andern mit fortreißt, welches die Schiffer den Schwanz des Orkans nennen. Da sie dann mit solcher Gewalt toben, daß sie nicht nur die Segel, sondern auch das stärkste Thauwerk zerreissen, auch Masten und Segelstangen zerbrechen. An den griechischen Küsten sind dergleichen Orkane oft drei bis vier in einem Tage. Es ist ein kleines schwarzes Gewölke, das sie andeutet. Der übrige Himmel ist heiter, und das Meer stille.

Das Vorgebirge der guten Hofnung ist wegen dieser Orkane und der Wolken, daraus sie entstehen, sehr berüchtiget. Nach Kolbens Reisebeschreibung siehet die Wolke anfangs als ein runder Flecken aus. Die Schiffer nennen sie Ochsenauge. Sie ziehet sich langsam und ohne sonderbare Bewegung zusammen, und besteht aus kleinen Theilchen, welche durch die Ostwinde an die östlichen Berge des Caps getrieben, und durch die hohen Gebirge aufgehalten werden, sich häufen, immer sichtbarer werden und kleine Wolken bilden, die der Wind von den Spitzen der Berge erhebt. Dann werden sie fortgedränget, und senken sich zwischen den vor ihnen liegenden Hügeln nieder, wo sie, als in einer Röhre zusammen gedrückt und gepreßt werden. Von unten auf drängt sie der Wind, und zur linken und rechten Seite hält sie das Gebirge zusammen; bald aber jagen neue Wolken, welche hinter her kommen, sie mit vielem Ungestüm auf die höchsten Gebirge des Caps, auf den Wind- und Tafelberg. Auf solchen herrscht ein Gegenwind, wodurch ein entsetzlicher Kampf entstehet. Sie werden von hinten vorwärts, und von vorne zurück gestoßen, und das erreget schreckliche Wirbelwinde, sowohl auf dem Berge als im Thal des Tafelberges, in welches die Wolken sich herab zu stürzen suchen. Endlich bricht das Ungewitter mit Sturmwinden los, die alle Schiffe, zumal, wenn die Segel aufgespannet sind, in den Grund des Meers hinab stürzen d).

Auf den Inseln in Westindien richten diese Orkane oft die grausamsten Verwüstungen an, und die Einwohner feiern verschiedene Gedächtnißtage wegen ausgestandener Stürme und Erd-



d) Hr. von Büffon allgemeine Historie der Natur Th. I.

Erdbeben. Auf Jamaika verwandelte 1722 einer der schrecklichsten Stürme die vormalige Hauptstadt Port-Royal, die vorhin schon einmal durch ein Erdbeben, und das andere mal durch eine Feuersbrunst verwüstet worden war, in einen Steinhaufen. Noch schrecklicher war der Sturm, womit die Insel Barbados den letzten August 1675 heimgesucht wurde, und der nirgends ein Haus oder einen Baum stehen ließ, einige wenige ausgenommen, welche durch einen benachbarten Berg oder Felsen gesichert waren. Einige Stunden vor dem Sturm, überzog sich der Himmel mit dicken schwarzen Wolken, die Luft war stille und schwül, und je mehr sie ihre ausdehnende Kraft verlor, desto mehr zogen sich die Wolken zusammen, und desto schwärzer wurden sie. Wie der Sturm des Nachmittags heftig anfieng zu wüthen, so veränderte er sich fast in jedem Augenblicke durch alle Striche des Compasses, bis der Nordwind die Oberhand behielt, und war mit starken Regengüssen, Donner und Blitzen begleitet. Die Nacht brach mit unaufhörlichem knitterndem Geräusche der Luft an, Winde, Regen, Blitz und Donner wurden stärker, und den folgenden Morgen gab die ganze Insel, wie die Beschreibung dieses Orkans lautet e), ein lebhaftes und erschreckliches Bild der zehnten ägyptischen Plage, denn es war kein Haus, worin nicht ein Todter, oder etwas ähnliches, oder noch was schlimmers beweint wurde. Viele Familien waren ganz unter dem Schutt ihrer Häuser begraben, und nur wenige kamen bloß mit dem Verluste eines Verwandten, Freundes, oder Bekannten ab. Diese Inseln würden die glücklichsten von der Welt seyn, wenn sie dergleichen Verwüstungen durch die Orkane nicht unterworfen wären.

Die Wirbelwinde entstehen aber, wenn widrige Winde auf eine Stelle oder Punkt zusammen stoßen, eben so, wie auf dem Wasser durch wider einander laufende Ströme ein Meerstrudel, oder Wasserwirbel entstehet. Ein Schif das ein solcher Meerstrudel ergreift, ist verloren, und alles was ein solcher Wirbelwind fasset, wird, wenn er stark genung ist, zu Boden gestürzt oder mit fortgerissen. Wenn aber diese Winde auf andere Winde stessen, so weichen sie aus, und umgeben einen großen Raum, in welchem eine beständige Stille herrscht, und macht die Meerstillen, aus welchen oft kein auskommen ist. Es sind Gegenden auf dem Meere, wo es wechselsweise Stillen und Orkane giebt. Die beträchtlichsten sind bei Guinea unter dem zweiten oder dritten Grad nördlicher Breite, und erstrecken sich auf 300 Meilen in die Länge und Breite.

Außer den Wirbelwinden oder Tourbillons, giebt es auch Wassersäulen, Tromben genannt, welche die Seefahrende nie ohne Schrecken erblicken. Sie sind von zweierlei Art, einige schießen aus den Wolken herab, andere

e) Neue Erdbeschreibung von Amerika, Th. I. S. 498.

andere steigen aus der See in die Höhe. Sie sind auch auf gewissen Küsten des mitländischen Meers, besonders bei dem Vorgebirge von Laodicea. Fürnemlich entstehen sie bei trüben Himmel, und wenn der Wind von verschiedenen Seiten her bläset. Die erste Gattung, ob es gleich in einiger Entfernung zum öftern scheint, als ob das Wasser aus dem Meere in die Höhe gezogen würde, ist eine dicke Wolke, welche von widrigen Winden zusammen getrieben, und in einen kleinen Raum eingeschlossen wird. Diese von vielen Seiten kommenden Winde, machen aus der Wolke einen Cylinder, und verursachen, daß das Wasser in eben der Gestalt daraus herab schiesset, so daß auch ein Schif dadurch zertrümmert und versenket werden kan.

Die zwote Gattung Wassersäulen, auch Wasserhosen genannt, ist eigentlich der fürchterliche Typhon, welchen einige mit dem Orkane verwechseln. Er läßt sich nicht aus den Wolken herab, wie die erste Gattung, komt auch nicht daher, daß die Winde im Wirbel gehen, wie bei Orkanen, sondern steigt aus dem Meere mit großer Gewalt in die Höhe, und bleibt auf einer Stelle. Er hat demnach einen andern Ursprung, als die Tromben von der ersten Art, und als die Wirbelwinde überhaupt. Die Meinung des großen Naturkündigers, des Hrn. von Büffon, daß unterirdisches Feuer diese Gattung Wassersäulen entstehen mache, hat die gröste Wahrscheinlichkeit. Durch dieses Feuer wallet das Meer kochend auf, und die Luft ist mit schwefelhaften Ausdünstungen so angefüllet, daß, ob gleich keine Wolken sind, sondern man durch die Dünste Sonne und Sterne sehen kan, dennoch der Himmel als mit einer kupferfarbigen Rinde überdeckt zu seyn scheinet. Im chinesischen Meere, welches wegen des unterirdischen Feuers warm ist, sind sie daher am häufigsten.

Thevenot hat auf seiner levantischen Reise, die Art wie dieser Typhon entstehet, beobachtet. Wir erblickten, sagt er, in dem persischen Meerbusen trompetenförmige Wolken. Wir sahen daß das Wasser kochte, und einen Fuß hoch über der Oberfläche des Meers stand. Es war weißlicht, und über demselben zeigte sich ein dicker schwarzer Rauch, als ein rauchender angezündeter Strohhaufen. Es rauschte wie fließend Wasser in einem tiefen Thale, in welches Geräusch sich ein anderes mischte, welches dem Gezische der Schlangen und Gänse gleich war. Kurz darauf sahe man eine düstere Röhre, die einem Rauche, der schnell im Wirbel aufwärts fähret, ziemlich ähnlich war, die Röhre schien Fingers dick. Sie stand etwa eine Viertelstunde, nachher sahen wir eine andere, die wie jene entstand, und darauf noch zwei andere. Nachmals sahen wir eben so viel Röhren sich aus den Wolken auf die Stellen herab senken, wo das Wasser sich erhob, und eine jede Röhre war, wo sie an den Wolken hieng, so dick, als das unterste Ende

einer Trompete. Diese durchsichtigen Röhren schienen blaßweiß, und beugten sich, wie der Wind die Wolke trieb. Anfangs waren sie Fingers- dann Arms- dann Beins dicke, und endlich wie der Stamm eines Baums. Wir sahen, daß sich das Wasser in den Röhren in die Höhe schlängelte, die bald oben bald unten dünner wurden. Endlich fieng das über die Meerfläche aufgestiegene Wasser an zu fallen, das Ende der Röhre sonderte sich davon ab, und zog sich zusammen.

Gentils Beschreibung in der Reise um die Welt, welcher sechs dergleichen Wassersäulen eine Viertelmeile vom Schiffe entstehen sehen, komt völlig damit überein. Das anfangs sanfte Geräusche derselben ist immer stärker geworden, das Wasser hat gebrauset, und ist etwa anderthalb Fuß über die Oberfläche gestiegen. Ueber den Stellen, wo das Wasser gleichsam gekocht, hat sich ein Nebel oder dicke blasse Wolke gezeigt, aus welchem Rauche etwas als eine Röhre nach den Wolken aufgezogen. Diese Röhre oder Wassersäule hat sich, nachdem der Wind die Wolken beweget, woran sie gehangen, gebeuget, und nicht abgelassen, so stark auch der Wind geblasen hat, sondern geschienen sich zu verlängern, oder zu verkürzen, nachdem die Wolke hoch oder niedrig gezogen. Die Schifleute hätten behauptet, wenn die Wassersäule auf das Schif falle, so ziehe sie es auf, und lasse es wieder fallen. Einige hätten diesem Aufziehen widersprochen, aber versichert, wenn ein Schif die Säule in seinem Laufe durchschneide, so schösse das Wasser als ein Strom daraus auf das Verdeck, und zertrümmere es. Man hätte die Kanonen geladen, um die Wolken und Röhren zu zertheilen, es wäre aber nicht nöthig gewesen, sie loszubrennen, weil sich die Röhren allmählig zusammen gezogen, sich von der Meerfläche abgelöset hätten, und verschwunden wären.

Wie nun hieraus zu schließen, daß die Wassersäulen durch ein Feuer, oder Rauch hervor gebracht werden, so erkläret sich der Herr von Büffon über die Art, wie solches zugehe, dahin, daß, wenn unter dem Seewasser sich ein Boden befindet, der Schwefel, Harz und andere Mineralien enthält, die Entzündung derselben, wie Schießpulver, viel Luft hervorbringen könne, und diese neu erzeugte sehr verdünnte Luft, wenn sie schnell aufwärts fähret, das Wasser mit fortführen, und die Wassersäule hervorbringen müsse. Eben so, wie bei einer Entzündung in einer Wolke, ein senkrecht nach der See sich herablassender Luftstrom entstehn könte, so könten diesen Luftströme alle wäßrigen Theile in der Wolke folgen, und eine vom Himmel auf die See fallende Wassersäule machen. Er führet zugleich aus der Geschichte der Akademie, zu Paris von 1727 an, daß ohnweit Beziers, eine Trombe von der ersten Art bemerket worden, die sich aus der Wolke auf die Erde herab gelassen, gegen die Erde spitziger gewesen, ein starkes Geräusch

räusch gemacht, dem Winde gefolget, Bäume aus der Erde gerissen, und ihren Weg durch eine tiefe und breite Spur bezeichnet habe. Es ist auch noch eine andere, jener ähnliche Säule erschienen, beide haben sich bald in eine zusammen gezogen, und nachdem sie verschwunden, ist eine große Menge Hagel gefallen. Eben die Geschichte von dem Jahr 1741 gedenket einer Wassersäule auf dem Genfersee. Der obere Theil derselben hat an einer schwarzen Wolke gehangen, und der untere viel dünnere fast auf das Wasser gereicht. Sie hat nur einige Minuten gedauert, und nachdem sie verschwunden, hat man an der Stelle, wo sie gestanden, sogleich einen dicken Dampf aufsteigen, und das Wasser in brausender Arbeit sich heben sehen. So lange die Säule gestanden, ist die Luft stille gewesen, und als sie vergangen, ist weder Wind, noch Regen nachgefolget. H = = e.

# Der dankbare Jude.
## Eine wahre Geschichte.

Ein Schif voll Reisender, die aus Westphalen nach Holland giengen, da arbeiteten, und dann mit ihrem verdienten Gelde zurück kehrten, strandete, und alle waren in Gefahr, zu ertrinken. Etwa vier Personen klimmten den Mast hinan, und hielten sich da fest. Einen von diesen bat ein Jude um Erlaubniß, sich an seinem Fuß anhängen zu dürfen, weil er sonst nirgends mehr Rettung fand. Der Bauer verstattete es, und der Jude ward nebst den übrigen durch ein dazu kommendes Schif gerettet. Der Jude schrieb des Bauers Namen, seine Herkunft, den Namen des Dorfs und die Monatszahl des unglücklichen Tages auf, dankte seinem Lebenserhalter, und versprach ihm, so bald er könte, thätlich zu zeigen, daß er erkentlich sey. Reise hin in Gottes Namen, sagte der Bauer, ich that, was ein Mensch dem andern thun muß; danke nur Gott, der uns erlöset hat vom Tode. Nach zwei Jahren schrieb der Jude an den Amtmann des Bauers einen Brief, der ein Zeugniß der edlen Denkungsart desselben ist, und schickte demselben Zeuge zu Kleidern für den Bauer, seine Frau und Kinder, und funfzig Stück Dukaten, die er ihm in seinem Namen zu geben bat. Der Bauer stand versteinert da, rieb sich die Augen und weinte, als er die ihm zugeschickten Kleider sahe. Nun Gott vergebs dem Juden, sagte er weinend! Nun tadle mir einer die Juden und schelte sie! Noch größer ward seine Bestürzung, als ihm der Amtmann auch die funfzig Dukaten auszahlte. Er sprach nichts, sahe den Amtmann beständig an und las den Brief. Endlich rief er laut: Nein, Gott! das bin ich nicht werth, für ein bischen Bummeln am Bein! O Gott! segne ihn!

ihn! mache alle Juden selig! Nachmittags bedankte sich der Bauer mit seiner Frau und Kindern aufs rührendste beim Amtmann, und der Bauer und Amtmann schrieben beide ein Danksagungsschreiben an den Juden, der ihnen nachher noch alle Jahr allerhand Geschenke zuschickte.

## Anekdote.

Man erzählet, daß zu Anfange des jetzigen Jahrhunderts als der Herzog von Marlborough die alliirte Armee commandirte, er einstmals aus dem Fenster seines Hauptquartier auf einen nahe gelegenen Bauerhof gesehen und bemerkt habe, das fürnemlich bei guter Witterung, ein Mann, den er für den Hauswirth hielt, fast den ganzen Tag vor der Thür saß, Toback rauchte, und einen Krug Bier neben sich stehen hatte. Der Herzog konte nicht begreifen, daß dieser Mann als ein Landwirth keine Geschäfte habe. Auf eingezogene Nachricht erfuhr er, daß der Mann zwar dem Schein nach gesund sey, und daß es ihm an gutem Appetit auch nicht fehle, er wäre auch sonst von munterm Gemüth, allein sein gar zu fetter Körper, könte nicht viele Arbeit und Bewegung vertragen. Der Herzog schwieg stille, gab aber insgeheim einem Officier den Auftrag, diesen Mann in der folgenden Nacht aufzuheben, und durch verschiedene Umwege nach einer etwas entlegenen Festung zu bringen, und da seinen Gefangenen dem daselbst commandirenden Officier abzuliefern, auch eine schriftliche Ordre einzuhändigen, des Inhalts: dem Arrestanten solte nicht übel begegnet werden, er solte ein reinlich Quartier, und außer leicht verdaulichem Gemüse, nichts weiter als Brodt und Wasser zur Nahrung haben, nach und nach solte man ihn mäßige Arbeiten verrichten lassen, und letzlich monatlich von dem Betragen und Befinden desselben dem Herzog Bericht abstatten. Man kan leicht erachten, daß die Angehörigen dieses Mannes, den Herzog sehr oft mit Bittschriften überliefen, um ihn wieder los zu haben. Sie wurden aber jedesmal zur Gedult verwiesen. Der Gouverneur befolgete also den Befehl des Herzogs auf das genaueste, und gestattete in keine Wege, daß dem Gefangenen, von wem es auch sey, etwas anders an Speise und Trank, wie vor gedacht, zugesteckt wurde. Als nun der Herzog nach Verlauf von einigen Monaten, aus den eingegangenen Berichten erfuhr, daß der schwere und fleischigte Körper dieses Mannes gänzlich verschwunden, und er dessen ungeachtet munter und gesund sey, ließ er ihn zu sich kommen. Wie er vor dem Herzog erschien und demüthig um die Endschaft seines Arrestes ansuchte, konte der Herzog sich des Lachens nicht enthalten, und sagte: Mein Freund, ich habe bei deiner Gefangennehmung keine weitere Absicht gehabt, als dich gesund zu machen, und von dem fetten Körper zu befreien, kehre in Frieden nach Hause und verrichte deine Geschäfte.

Hannoverisches Magazin.

67tes Stück.

Montag, den 21ten August 1780.

# Bemerkungen über das Zerspringen, und die freiwillige Entladung der elektrischen Samlungsflaschen, wie auch über die beste Art dieselben einzurichten.

Im 2ten Stück dieses Magazins vom 7ten Jan. d. J. wurde vom Herrn Kohlreif die Frage: wie die freiwillige Zersprengung und Entladung der elektrischen Samlungsgläser zu verhindern sey? aufgeworfen. Die Meinung des Herrn Nairne wurde verworfen, welcher mit seinen Anhängern glaubte, daß wenn man den Weg des Ueberganges der Elektricität, oder den Erschütterungskreis, wenigstens fünf Fuß lang machte, diese Zerspringung der Flaschen nicht erfolgen würde. Herr Kohlreif aber glaubt, die wahrscheinliche Ursache derselben liege in der Verschiedenheit der Gläser, nemlich dessen der Kugel, und dessen der Samlungsflasche, wie auch an dem Stande des Barometers von 27 Zoll 9 bis 11 Linien, dessen Wirkung er aber nur auf die Gläser beschriebener Art einschränkt. Ich wage es mit Herrn Kohlreif, die Meinung des Herrn Nairne zu verwerfen, will aber auch zugleich zeigen, daß die wahrscheinlichen Ursachen des Herrn Kohlreifs, von welchen er glaubt, daß sie auf die Springung und Entladung einen Einfluß haben, mich zum Theil gar nicht, zum Theil aber nur secundum quid, überzeugen. Die Gründe werde ich hernach anführen, da ich sie erst aus meinen, zum Theil nachtheiligen, zum Theil vortheilhaften Beobachtungen, gezogen habe. Ich werde daher meine Versuche in der Ordnung vortragen, wie ich sie gemacht habe.

Die elektrische Maschine, welche ich seit dritthalb Jahren brauche, ist sehr klein, in Verhältniß gegen größere, aber denselben ziemlich gleich. Erst durch öftere Erfahrungen habe ich die Güte derselben kennen gelernt. Ich setze dieses darum voraus, um desto besser zeigen zu können, daß die Folgerungen, welche ich aus Beobachtungen gezogen, und die ich auf die Constrnktion dieser Maschine angewendet, doch nicht unrichtig müssen gewesen seyn.

Jetzt aber gehe ich grade auf die Versuche, welche einen Zeitraum von ohngefähr zwei Jahren enthalten, loß.

Gleich bei meinen ersten elektrischen Versuchen, hatte ich das Unglück, meine Samlungsflasche, durch eine Zerplatzung zu verlieren. Diese Flasche hielt drei Berliner Zoll im Durchmesser; die Höhe war ohngefähr fünf Zoll. Das Glas war greis, und hatte die Dicke von $\frac{1}{6}$ Zoll. Die Kugel war im Durchmesser sechs Zoll, an den Hülsen von Holz, woran sie befestigt und zur Bewegung geschickt gemacht wurde, war der Durchmesser nur drei Zoll. Die länge zwölf Zoll. Die Dicke des Glases ist ohngefähr da, wo die Kugel gerieben wird, $\frac{1}{6}$ Zoll dick. Die Farbe ist dunkel grün, und spielt, wo sie sehr dick ist, ins blaue. (Ich werde jedesmal bei Anführung einer Samlungsflasche die Farbe anzeigen, um zu zeigen, daß auf die Verschiedenheit des Glases wohl nichts ankommen dürfte.) Nach verschiedenen Versuchen, die ich angestellt, und welche mehrentheils im Dunkeln geschehen sind, ward ich gewahr, daß während dem Drehen der Kugel, der Cylinder und die äusere Vergoldung der Samlungsflasche, welche in dem blechernen Cylinder stand, leuchteten; und zwar an den Orten, wo die Vergoldung der äuseren und die Vergoldung der inneren Seite einander ungleich waren. Auch knisterte dieses Leuchten bei mehrerer gesamleten Kraft. Da ich eben erst anfieng zu elektrisiren, mithin noch wenige, und noch dazu undeutliche Begriffe von der Elektricität hatte, dachte ich, es müßte so seyn. Ich fiel daher nicht darauf, daß ich, (nachdem diese Flasche gesprungen war, welches bei einem trüben Tage und nur bei halber Ladung geschah,) meinen andern Conductor, mit der Flasche ordentlicher gemacht hätte, sondern ich machte meine neue Flasche, pünktlich nach der Vorschrift, die mir ein Freund gab, das heißt: ich nahm das Glas, füllte es um $\frac{3}{4}$ seiner Höhe mit Eisenfeil, da ich vorher das blecherne Kreuz darin gesetzt, und vorher das Glas in und auswendig willkührlich vergoldet hatte, goß eine lage Pech bis zum Rande darauf, und nun war die Flasche fertig. Beim elektrisiren kamen die obigen Erscheinungen wieder zum Vorschein. (Das Glas der Flasche war diesmal mit dem Glase der Kugel völlig gleich, nemlich beide Glasarten dunkel grün.) Sie sprang auch, und mit ihr noch zwei nachfolgende Flaschen, welche mit eben derselben Unregelmäßigkeit gemacht waren; bei jeder fand ich die vorigen Erscheinungen. (Das Zerspringen geschah bei den ersten bei trüben Wetter, bei der lezten aber an einem Tage, der zwar helle war, den man aber schwüle zu nennen pflegt.) Ich hielt das Springen für ein gemeines Schicksal, was alle Elektrisirmaschinen hätten, wenn sie eine Zeitlang gebraucht worden. Endlich kam aber doch die Zeit, daß ich mit wenigerm Nachtheil und Kosten dem Vergnügen zu elektrisiren nachhängen konte. Ich büßte aber doch noch zwei Flaschen ein, wovon die eine sprang, die andere aber, welche ich nachher anders einrichtete, jezt noch ganz, und gut zu brauchen ist.

Die

Die Geschichte dieser Flasche ist diese: ihrer innern und äusern Struktur nach, war sie meinen vorigen Flaschen völlig gleich, das heißt, sie war fehlerhaft. Die Farbe des Glases war mit der Farbe der Kugel gleich. Ich elektrisirte daher meine Flasche, und ließ von ohngefähr das Rad, welches ich sonst selbst gethan hatte, von einem andern drehen; ich aber selbst gab bei meiner Maschine auf die übergehende Kraft der Elektricität (es war an einem trüben Tage) Achtung. Bei etwas mehr als halber Ladung, entstand plötzlich ein Funken an der äusern Vergoldung, und am Rande des Cylinders (und zwar an der Seite gegen mein Gesicht zu, daß ich also deutlich sehen konte was vorfiel) und die Flasche zersprengte. Dieses wurde ich freilich dann erst gewahr, als dieselbe keine Ladung mehr annehmen wolte. Ich untersuchte sie, und fand, daß an dem Ort, wo der Funke herausgekommen, oder entstanden, längst herunter ein Riß war. Ich versuchte sie noch zu elektrisiren, und setzte sie ohne den Cylinder auf den Tisch, da denn die jedesmalige von dem Kreuz angenommene Elektricität, ihren Weg durch den Riß nahm, welcher leuchtete. Nunmehr schloß ich hieraus, daß das Springen des Glases wohl kein Schicksal im eigentlichen Verstande seyn mögte, sondern es müsse eine Schuld, sie mögte levis oder lata seyn, dabei sich vorfinden. Ich fiel zuerst auf die Vergoldung, da, wo sie sich ungleich war, und untersuchte, ob sie wohl hieran liegen konte. Ueberzeugt konte ich freilich den Augenblick nicht werden, weil ich keine Füllflasche mit der Genauigkeit, wie ich sie mir nunmehr dachte, da hatte. Ich mußte mir also eine machen. Dies geschah. Alles was ich bisher für irregulair hielt, vermied ich, so gar auch alles eckigte und spizzige. (Denn wie ich hernach zeigen werde, ist dies eine Art der Entladung, welche ich bisher an meinem Kreuze, oder Leiter bemerkt hatte.) Die Vergoldungen wurden mit dem Cylinder verglichen, so daß nirgends eine Ungleichheit war, und zu meinem größten Vergnügen sahe ich, daß die Flasche noch mehr als einmal so stark geladen werden, und ich nunmehr wichtigere Versuche damit anstellen konte, als vorher. Das Leuchten der Ränder war weg, und die Entladung der Spitzen war auch nicht mehr. Da ich vorher, um nicht bei jeder Flasche das nemliche sagen zu dürfen, nichts von Spitzen erwähnt, so will ich nunmehr es auf einmal berichtigen. Ich hatte nemlich beim elektrisiren bemerkt, daß da, wo das Kreuz Ecken hatte, oder mit Spitzen versehen war, leuchtende Kegel heraus fuhren, und daß sie nach Maaßgabe immer länger und breiter wurden, je mehr die Elektricität zunahm. Die größte Länge war beinahe anderthalb Zoll, und die größte Basis ein Zoll, deren Spitze gegen die Spitze gerichtet war. Anfänglich hielt ich dies für keine Entladung, als ich aber bei den Versuchen der zweiten Flasche

auf den Einfall kam, daß ich ein kleines Gläschen, worin ich einen Drath mit Siegellack befestiget, in diesen Kegel hielt, fand ich, daß sie sich dadurch ladete, und stark schlug. Ich glaubte daher, daß dies eine Entladung sey, und schafte die Ecken und Spitzen weg. Darauf erfolgte denn also, wie ich schon gesagt, daß stärkere Schläge kamen, und daß ich zur Ladung der Samlungsflasche bei weitem nicht so viel Zeit verschwenden durfte. Noch ein Phänomen muß ich bemerken, welches mich anfänglich sehr aufmerksam machte. Nemlich: es kamen auf dem Ueberzuge von Pech, wenn schon eine ziemliche Menge elektrische Kraft gesamlet war, kleine Flämchen zum Vorschein, welche sich auf dem Pech herum bewegten. Ich fuhr mit dem Finger daran, und im Augenblick kam ein Kegel von der Art, wie ich von den Spitzen bemerkt, nur nicht so groß, hervor geschossen, und verschwand wieder, so bald ich den Finger wegnahm. Es läßt sich auch hieraus eine Entladung schließen, welche freilich nicht wohl wegzuschaffen seyn dürfte, wenn man nicht einen Körper unter flüßigen finden solte, welcher weniger fortpflanzende unelektrische Theile hätte. Indes kan man dieses durch eine etwas stärkere Lage von Pech oder Schwefel als gewöhnlich, meines Erachtens verringern, obgleich nicht ganz verhindern. Diese Flämmchen sehen übrigens wie die leuchtenden Johanniswürmchen aus, und werden nach und nach größer bei fortdaurendem elektrisiren. Die Kegel aber haben mit den Farben und Stralen des Nordlichtes etwas ähnliches. Der Geruch ist phosphorisch. Wenn ich einige Säze aus diesen Erfahrungen ziehen dürfte, so würden es wohl folgende seyn: Es giebt viererlei Arten von Entladung bei solchen Maschinen, die so beschaffen sind, daß sie die völlige Aehnlichkeit, mit denen von mir erst beschriebenen zugerichteten Füllungs- oder Samlungsflaschen haben; nemlich erstens eine positive Entladung, in so fern sie sich bei Ecken und Spitzen in Gestalt der Kegel zeigt. Zweitens eine geringere negative, welche sich am Rande des blechernen Cylinders und der äußeren Vergoldung zeigt. Drittens wieder eine positive, welche sich von der ersten dadurch unterscheidet, daß sie sich nicht am Kreuze, sondern an der Bedeckung vom Peche zeigt. Und endlich viertens, eine größere negative Entladung, welche eben der Feind der Maschinen, welche eine solche hypothetische Unregelmäßigkeit haben, ist; und welche sich, wenn es nur möglich, mit allen Hülfsmitteln, die Witterung, und auch vielleicht eine ungleiche Bewegung der Kugeln gewähren könnnen, bewafnet, und sie endlich mit Blizen verfolgt. Der Stand des Barometers kan dazu beitragen, aber er scheint nur mithelfend zu seyn. Bei einer regulairen Maschine kan ich ihm höchstens bloß eine verhindernde Kraft zugestehen. Wenigstens ist mir noch keine regulaire Maschine, weder bei

bei gutem noch schlechtem Wetter, gesprungen. Daß ich aber bei einer regulairen Maschine, welche alle die Fehler, die ich als Fehler angegeben, nicht hat, fast gar keine Entladung, ausgenommen etwa eine solche, die sich auf dem Peche zeigt, annehmen kan, wird wohl aus obigen folgen. Denn fällt die ungleiche Vergoldung weg, so fällt nach meiner Hypothese auch die dritte und vierte Art der Entladung weg, und wenn die Spitzen wegfallen, so können natürlicher Weise keine Kegel mehr da seyn, also wäre die am wenigsten beträchtliche Entladung vom Bedecke des Peches noch übrig; welche freilich denn anfängt beträchtlich zu werden, wenn unelekrische Körper, als Staub, Sand u. s. w. auf dasselbe fallen. Auch komt es oft aufs Glück an, daß man solche Pecharten findet, welches weniger mineralische Theilchen wie gewöhnlich bei sich führen, oder solche, welche die Elektricität durchzulassen fähig sind; und so ist es mit allen Harzarten. Ich habe mich erst kürzlich eines andern flüßigen isolierenden Körpers bedienet, von dem ich mir mehr als den andern Pech- und Harzarten verspreche. Bis jezt habe ich ihn noch bewärth gefunden, finde ich ihn nach vier Wochen noch so, so werde ich ihn öffentlich bekant machen. Seit acht Tagen, hat er strenge Probe gehalten, sogar widerstand er heute dem Stande des Barometers, welcher nach meiner Scale 27 Zoll $9\frac{1}{2}$ Linie zeigte. Dieses heute bezieht sich auf den 5ten Febr. Ich konte eben so gut, und in eben der Zeit, meiner Samlungsflasche die Stärke geben, die ich ihr gestern geben konte, da doch der gestrige Barometerstand noch ziemlich von dem heutigen unterschieden ist. Doch muß ich noch bemerken, daß ich in der Stube, und zwar bei achtzehn bis neunzehn Grad Wärme nach Reaumurischer großer Rechnung elektrisirt habe. Dieses wären also meine Bemerkungen, ich sage meine, denn ich darf aufrichtig gestehen, daß ich sie niemand als mir selbst zu danken habe; so wie überhaupt alles, was ich in dieser so wohl angenehmen als nützlichen Wissenschaft habe begreifen können. Nur einige wenige Bücher konte ich brauchen, und denen habe ich die Leitung zu danken, mit der ich nach und nach meine Begriffe etwas aufklärte. Ich will mit dieser Anmerkung nichts weiter sagen, als dies: solten diese Bemerkungen etwa schon ganz, oder zum Theil bekant seyn, so mögte ich mich gern mit meiner wenigen Lektüre, welche ich haben können, entschuldigen. Solten aber einige derselben noch nicht bekant seyn, so wünsche ich vom gelehrten Publikum nur eine solche Aufnahme, wie sie die Aufrichtigkeit und gute Meinung verdient, mit welcher ich sie bekant zu machen suche. Die Ursache, warum ich ungekannt auftrete, ist für mich wichtig. Sie zu sagen, daran kan dem Publikum nichts gelegen seyn, und ich mögte nicht gern etwas sagen, was uninteressant wäre.

Ich habe in meinen vorhergehenden Bemerkungen gesagt, daß an dem Springen, und freiwilligen Entladen der elektrischen Samlungsflaschen, bloß die Unregelmäßigkeit der Construction derselben Schuld sey, und daß es wenig oder gar nichts, auf die Verschiedenheit des Glases, und der Witterung ankomme. Um dieses zu beweisen, berief ich mich auf einen ganz neuen Conductor, oder vielmehr auf eine neue Samlungsflasche, welche ich verfertiget; und das, was ich bisher nur wahrscheinlich muthmaßen konte, kan ich nunmehr als wahr annehmen, indem Erfahrungen und Versuche diese Muthmaßungen rechtfertigen. Da ich bisher immer noch unregelmäßige Samlungsgläser gehabt und zersprengt hatte, so schloß ich, wie ich schon gemeldet, daß dieses die Ursache dieser fatalen Wirkung sey. Durch die vom Herrn Kohlreif eingerückte Frage, wie die Zersprengung der elektrischen Samlungsgläser am besten zu verhindern sey, aufgemuntert, meldete ich meine Beobachtungen, die ich mit meinem Schaden nur zu oft gemacht hatte. Es war mir aber nicht genug dieselben zu melden, und die Ursachen wahrscheinlich zu bestimmen, sondern auch dieselben, wie ich versprochen, zu beweisen. Da es hier auf Thatsachen ankomt, wird mir dieses nicht schwer fallen. Ich machte am 3ten Februar dieses Jahres eine neue Samlungsflasche; und zwar auf folgende Art: Ich vergoldete sie inwendig und auswendig mit Metallgold, doch so, daß die innere und äußere Vergoldung völlig gleich hoch war, beide aber sind vom Rande des Glases einen Zoll entfernt. Das Glas ist grün, 4 Zoll hoch, und 2½ Zoll im Durchschnitt. Sie ist bloß mit Hammerschlag bis an die Vergoldung gefüllt; und mit einem blechernen Cylinder ebenfalls mit der äußern Vergoldung von gleicher Höhe umgeben. Den Conductor selbst habe ich wie gewöhnlich machen lassen, nur daß aus einem Versehen des Klempners die Verticalröhre pyramidisch zugeht, und unten am Glase ohngefähr einen Zoll im Durchschnitt, oben aber nur $\frac{1}{6}$ Zoll hat; welches zwar nichts fehlerhaftes ist, ob ich gleich lieber einen Cylinder, als eine Pyramide zum Leiter habe. Das übrige ist wie gewöhnlich. Nunmehr befestigte ich den Leiter in dem Glase, und zwar auf diese Art: anstatt daß ich einen Ueberzug von Pech oder Calofonium genommen hätte, nahm ich jetzt feinen weißen Zucker, schmolz ihn in einem Glase über Kohlfeuer, und bezog die Eisenfeilspäne mit demselben. Die Ursache, warum ich Zucker nahm, ist diese: ich hatte öfters beim Zuckerschlagen des Abends bemerkt, daß er sehr leuchtete, und öfters das ganze Stück erhellete. Ich hielt dies für einen elektrischen Ausfluß, nahm daher Zucker, befestigte ein Stückgen Eisen darin und elektrisirte es, allein der Erfolg entsprach meiner Vermuthung gar nicht. Denn ich mogte noch so lange elektrisiren, so wurde das Eisen nicht elektrisch, wenigstens bekam es doch nur eine unbedeu-

bedeutende Elektricität. Ich dachte also, wenn es nicht hinlänglich isolirt, wird es vielleicht an den Zwischentheilchen liegen. Nun mußte dafür gesorgt werden, daß die Theile näher zusammen gebracht würden, und dies konte nicht besser geschehen, als wenn ich den Zucker schmolz. Ich goß einen kleinen Theil geschmolzenen Zucker in ein kleines Gefäß, worin ich einen Drath befestigt hatte. Ich elektrisirte, und fand den Drath vollkommen elektrisch, konte ihn so gar zu einem weit größern Grade der Elektricität treiben, als wenn ich ein gleiches mit einem Drathe versehenes Gefäß, welches mit Pech bezogen war, elektrisirte. Dies war hinlänglich, mich zu bestimmen, daß ich dem geschmolzenen Zucker vor Pech und Calofonium den Vorzug gab. Ich glaube nicht erst erinnern zu dürfen, daß solcher Zucker eine helle kastanienbraune Farbe hat, und sehr durchsichtig ist. Nachdem also die Flasche mit selbigem bezogen war, ließ ich sie kalt werden, und elektrisirte. Nach hundert Umschlägen der Kugel, zog ich einen Funken, den ich bei allen meinen vorherigen Flaschen nicht hatte ziehen können, obgleich jede der vorher gehenden mehr als noch einmal so viel Belegung hatte, da diese doch höchstens nur acht bis neun Zoll beträgt. Ich elektrisirte nun fast alle Tage und war voller Freuden, daß ich keine Abnahme bemerkte. Genug ich fand sie völlig so gut wie ich mir versprochen und gewünscht hatte. Ich zündete nun gewärmten Spiritus, starken Brantwein, wenn er nur etwas lau geworden, und bei voller Ladung tödtete ich eine Maus mit dem ersten Schlag. Dieses alles konte ich vorher nicht zu Stande bringen, wenn ich nicht den Weingeist wärmte, Brantwein konte ich gar nicht anzünden, und eine Maus mogte höchstens Kopfschmerzen bekommen haben. Was mich aber noch mehr in ein angenehmes Erstaunen setzte, war, daß ob ich gleich schon lange vorher den Funken heraus gezogen hatte, ich dennoch einen Schlag bekam, der ziemlich stark war; ich zog alle Elektricität heraus, und gieng nach einer Stunde wieder hin und berührte die Flasche so, daß ich den schütternden Funken ziehen konte, auch jetzt bekam ich wieder einen Schlag, ob gleich seit dem nicht gerieben worden war. Ich versuchte es noch öfters binnen einer gewissen Zeit, und fand die Flasche beständig elektrisch; ob gleich nur etwa zwei Grad nach meinem Elektricitätszeiger, da ich sonst dreißig Grad habe. Dieses war nicht genug: ich versuchte diese Erscheinung unter verschiedenen Umständen. Ich setzte die Flasche ohne die Kugel in mein Schlafzimmer, bei offenen Fenstern, bei verschlossenen Fenstern, unter allen mir möglichen Umständen, und immer fand ich die nemliche Erscheinung. Selbst die Witterung hatte keinen Einfluß; bei jedem Barometerstande habe ich elektrisirt, und bin einmal so glücklich gewesen, als das anderemal. Bei offenen Fenstern und feuchter Luft konte ich eben

so

so gut elektrisiren, als bei verschlossenen Fenstern und trockner Luft *). Indeß war doch eine Unbequemlichkeit dazu gekommen. Ich fand nemlich, als ich einmal zwei Tage lang nicht elektrisirt, und ohngefähr die Flasche an das Fenster gesezt hatte, den Zukker oben etwas geschmolzen und naß. Ich ließ ihn daher bei einem warmen Ofen wieder trocknen, und zog hernach, um dieses aufs künftige zu verhüten, eine ganz schwache Bedeckung von Calosonium darüber. Ich elektrisirte und fand zu meiner Freude keine Veränderung und keinen Schaden. Ich darf nicht erst erinnern, daß bei so gutem Erfolge dieser Construktion der Samlungsflasche alle Entladung wegfällt, und auch wirklich weggefallen ist. Denn ich habe im Dunkeln elektrisirt, vor mehr als einem Zeugen, und weder ich, noch Anwesende haben eine Entladung bemerken können, welche sonst entweder in Büscheln, Funken und fahrenden Blitzen hätte sichtbar werden müssen, ob ich gleich bis zum höchsten Grade elektrisirte, welchen ich für diesen hielt, wenn auf der Glaskugel aus dem Leiter selbst Blitze strömten, und der Zeiger nicht höher steigen wolte. Ich hatte bei diesen Versuchen eine messingene Platte aufgesezt, und zog die stärksten Funken. Die Funken von zwei Kugeln, deren jeder Durchmesser ein Zoll und ohngefähr vier Linien sind, geben eben so einen lauten, aber nicht so starken Funken, als wenn ich mit einer 1 Zoll 4 Linien dicken Kugel, welche negativ ist, aus einer Platte welche positiv ist, locke. Ich sezte hernach eine Spitze auf, und die Erscheinung war sehr angenehm im Dunkeln anzusehen. Denn nachdem ich etwas über die Hälfte elektrisirt, kam ein völliger Kegel zum Vorschein, der mit vielen Farben spielte, und welcher bei zunehmenden Elektrisiren immer heftiger wurde, welches auch bei Annäherung eines unelektrischen Körpers geschah. Ich konte nie die gehörige Ladung vollbringen, so lange die Spitze darauf steckte. Auf diese Art habe ich die Versuche mit den Wolken, welche Herr Kohlreif mit größern Zurüstungen machte, im Kleinen machen, und mich sehr gut von dieser Theorie überzeugen können.

Der Schluß folgt künftig.

*) Der Unterschied war wenigstens nicht sehr beträchtlich.

---

Hannoverisches Magazin.

68tes Stück.

Freitag, den 25ten August 1780.

# Bemerkungen über das Zerspringen, und die freiwillige Entladung der elektrischen Samlungsflaschen, wie auch über die beste Art dieselben einzurichten.

(Schluß.)

Diese Versuche bezeugen und beweisen das, was ich in den vorhergehenden Bemerkungen vom 6ten Februar d. J. von der Entladung und Zersprengung, und von der Vermeidung beider Uebel gesagt habe, zur Gnüge. Auch sieht man, daß geschmolzener Zucker tauglicher zum isoliren sey als Pech, Calofonium, und andere Harzarten. Indeß will ich nur noch mehr Thatsachen zu noch besserm Beweise anführen. Da ich noch eine alte Samlungsflache habe, welche mit allen den Fehlern gemacht worden ist, welche ich als Fehler angegeben habe, so brachte ich die alte und neue in Verbindung. Ich elektrisirte, und fand, wie ich vermuthet hatte, daß ich die Stärke der Elektricität lange so weit nicht bringen konte, als sie nach Proportion der Belegungen hätte kommen müssen. Im Finstern kamen ebenfalls die Erscheinungen der Entladung deutlich hervor, ob gleich nicht in dem Grade, als sie mir sonst bei noch schlechtern Samlungsflaschen erschienen waren, denn diesen hatte ich einigermaßen durch die äußere Belegung, ob gleich nicht ganz, nachhelfen können. Die negative Entladung und einige wenige Flämmchen waren nicht wegzubringen gewesen. Mit der neuen Flasche, welche wie schon gesagt, ohngefähr acht bis neun Quadratzoll Belegung hat, tödtete ich eine Maus auf den ersten Schlag; da ich dieses mit der alten nicht zu leisten vermögend bin, ob sie gleich noch mehr Belegung hat. Ich hoffe meine Sätze hinlänglich bewiesen zu haben, in dem ich nicht bloß Theorie, sondern noch mehrere Erfahrungen angeführt habe, die ich im Nothfall mit Zeugen belegen kan, deren Kentnisse doch so beschaffen sind, daß sie das wahre vom falschen, oder scheinbaren unterscheiden können. Ich will jetzt nur noch einen Versuch anführen, auf den ich diese Zeit über ge-

kommen bin, da ich mich mit dieser Sache beschäftiget, und Vermöge dessen ich im Stande bin, Leute auf der Straße im Vorbeigehen zu elektrisiren, ohne daß sie mit meiner Elektrisirmaschine in einer andern Verbindung stehen, als das sie von ohngefähr auf eine hingelegte Drathkette treten. Dieser Versuch aber wird auf diese Art zu Stande gebracht. Ich elektrisire zwei Samlungsflaschen, deren positive Elektricitäten mit einander verbunden sind. Beide stehen in zwei blechernen Cylindern, welche mit den äußeren Belegungen Gemeinschaft haben, und an welchen Drathketten befestiget sind. Diese Ketten werden doppelt aus der Stube hinaus geführet, und zwar über die Straße gelegt; doch so, als wenn sie nur so hingeworfen, oder verloren gegangen wären. Kömt nun ein Mensch und tritt mit einem Fuße darauf, und die Flaschen sind stark geladen, so thue ich weiter nichts, als daß ich eine andere Kette, welche an die eine von diesen beiden Ketten angeschlungen ist, dem positiven Theil der Maschine nahe bringe, und denselben berühre, so geht im Augenblick diese positive elektrische Kraft nach der negativen, nemlich nach der Kette, und dem Menschen unter dem Fuße weg, welcher zugleich erschüttert wird. Doch muß man sich in acht nehmen, daß beide Ketten nicht vor dem Fuße des Vorbeigehenden verbunden sind, denn da die Elektricität den nächsten Weg nimt, so würde der Vorbeigehende nichts empfinden, welcher hinter der Verbindung auf den Drath tritt; oder man müßte warten, bis einer just so käme, daß er ein Theil der leitenden Kette würde. In diesem Falle würde er den Stoß stärker empfinden als im ersten Falle, ob gleich in beiden Fällen die Elektricität viel zu schwach ist, als daß man Schaden davon zu befürchten hätte. Denn man sieht wohl, daß man hier sich nur der seitwärts gehenden Kraft der Elektricität bedienen kan. Für neugierige Leute ist man auch sicher, denn wollen diese die Kette aufnehmen, oder gar mitnehmen, so machen sie mir es nur desto leichter, ihnen den Erschütterungsschlag beizubringen, und denn lassen sie sie gewiß liegen. Ich beschließe hier meine Bemerkungen mit dem Wunsche, etwas nützliches in diesem Fache der Gelehrsamkeit zu leisten. Doch man erlaube mir noch eine Anfrage an Natur forschende Gelehrte zu thun; wenn ich zuerst noch eine Beobachtung angeführt haben werde. Schon oft habe ich mich gewundert, wenn ich auf einem Billard eine Kugel mit dem Ballen der Hand so geschlagen habe, daß ich sie halb getroffen, und sie sich schon einen halben, oder einen ganzen Fuß entfernet, doch nach eben der Richtung zurück kömt, ohne an die Bande gestoßen zu haben, wenn ich die Hand, womit ich die Kugel getroffen, schnell zurück zog. Ich habe es verschiedene mal, unter verschiedenen Umständen, auf bloßem Holz versucht, und immer die nemliche Erscheinung wahrgenommen. Solte es nicht eine elektrische Erscheinung seyn?

seyn? wenigstens bringt mich die Kraft, mit welcher die Kugel zurück kömt, auf diese Vermuthung. Ich habe sie so gar mitten auf dem Billard angeschlagen, und gleich mit großer Schnelligkeit die Hand gegen die entgegen gesetzte Bande bewegt, da denn die Kugel mit solcher Kraft der Hand nachfolgte, daß sie sich an dieser entgegengesetzten Bande gegen die andere Bande längs dem Billard duplirte. Da sie hingegen, wenn man die Hand nach dem Schlage liegen ließ ohne sie zu bewegen, zuweilen auch bei der Entfernung von ein bis zwei Fuß von der Hand stehen blieb, oder auch nur sehr wenig sich zurück bewegte. Solte diese Erscheinung unter die elektrischen gehören, so fragt es sich, nach welchen Gesetzen der Elektricität geschieht dieses? denn daß es auf isolirenden Körpern erfolgt, und auch auf nicht isolirenden, davon kan man sich durch Versuche überzeugen. Solte sie aber nicht unter die elektrischen, sondern mechanischen Erscheinungen gehören, so fragt es sich, nach welchen Gesetzen der Bewegung geschieht es? denn daß sie nur unter eine von beiden Arten gehöre, oder vielleicht zu beiden, ist wohl leicht einzusehen.

## Anmerkung.

Alle diese Versuche haben, im ganzen genommen, eigentlich keinen weitern Nutzen, als wenn man die elektrische Explosion erklären will. Ladungsmaschinen dergestalt einzurichten, daß man ohngehindert mit der verstärkten Elektricität fortfahren kan, dazu gehört weiter kein Kopfbrechen, und es ist ohne Zeit und Kosten zu verlieren, das sicherste, die aller einfachste und ungekünstelte Art vor die Hand zu nehmen. Nemlich, man setzt eine bis nahe an den Hals bloß mit Wasser angefüllte Flasche von grünem Glase in ein anderes metallenes Gefäß, welches wieder mit Wasser so hoch angefüllet ist, als das Wasser in der Flasche reicht. Den Erschütterungsconductor verbindet man genau mit diesem äußeren Gefäße, und oben in den Hals der Flasche steckt man einen ziemlich starken Drath, oder ein anders abgerundetes Stück Eisen nicht völlig bis auf den Boden der Wasserflasche; dies ist die sicherste, bequemste und beständig brauchbarste elektrische Entladungsmaschine. Will man sie stärker haben, so vermehret man die Zahl der Flaschen in einem einzigen längeren metallenen Gefäße. Die Anfüllung des Wassers bleibt so, wie eben beschrieben ist.

Joh. Fr. Hartmann.

---

# Von den verschiedenen Sorten des Herings und deren Benennungen in Norwegen.

Der vornehmste Entzweck der Naturgeschichte ist, den Nutzen der natürlichen Körper zu erfahren, und den Schaden, welchen sie anrichten können, bei Zeiten abzuwenden. Zu demselben wird man aber nicht leicht gelangen, bevor man die Eigenschaften derselben Körper hat kennen lernen. Diejenigen Leute, welche solche am meisten unter Händen haben, erhalten durch vielfältige Erfahrung davon die beste Erkentniß; wenn sie gleich nicht alle die Wissenschaft besitzen, dieselbe durch Worte deutlich anzuzeigen. Man kan ihnen aber durch leicht begreifliche Fragen zu Hülfe kommen, und auf solche Weise ihnen ihre Beobachtungen ablocken. Hiebei ist es nöthig, daß man ihre gebräuchlichen Redensarten verstehe, und die Trivialnamen wisse, oder lerne, welche sie den Dingen in ihrer Sprache beilegen, sonst kan man nicht begreifen, was sie sagen; wie man solches bei der Unterredung mit einem Bergmann erfahren kan. Man findet aber dieselben nicht alle in den Büchern aufgezeichnet: deswegen muß ein Naturforscher, wenn er mit solchen geringen Leuten von natürlichen Körpern redet und ihre Benennungen nicht verstehet, sich die Körper selbst, wovon die Rede ist, zeigen lassen, alsdenn wird er ihre Beobachtungen sich zu Nutze machen können. Auf eben solche Weise haben der berühmte Pontopidan und der Gelehrte Hans Stroem a) verfahren, und die Naturgeschichte von Norwegen sehr aufgeklärt.

Da des letztern fürtrefliche Beschreibung von der Vogtei Soendmoer, worin viele physikalische, ökonomische und geographische Wahrnehmungen enthalten sind, in Deutschland nicht bekant ist; so will ich daraus die kurze Beschreibung der verschiedenen Sorten des Herings mit den Norwegischen Namen anführen, ob man schon davon etwas in Pontopidans natürlicher Historie von Norwegen findet, welches jedennoch hiedurch bekräftiget und aufgeklärt wird b).

„Sild, (der Hering,) ist ein bekanter Fisch, welcher alle Jahre in unbeschreiblicher Menge hier vorkömt, und bisher dem Lande (Norwegen) ansehnliche Vortheile eingebracht hat. Er heißt bei den meisten Schriftstellern Harengus, und bei dem Artedi Clupea maxilla inferiore longiore, maculis nigris carens. Von diesem giebt es absonderlich zwo Sorten, nemlich Sommer-Sild (Sommer-Hering,) und

a) Siehe dessen Physisk og oeconomisk Beskrivelse over Fogderiet Soendmoer beliggende i Bergens Stift i Norge. Soroe 1762. 4. 2 Vol. Es wäre zu wünschen, daß dieses nützliche Buch durch eine deutsche oder lateinische Uebersetzung bekanter gemacht würde.

b) Siehe den 2. Theil 270. S.

und **Vaar-Sild**, (Frühlings-Hering,) welche ich nur für bloße Spielarten halten kan, da die Gestalt und Farbe an beiden einerlei ist; ob sie gleich in der Größe von einander abweichen: sintemal die letzte Sorte meistens zwei mal so groß als die erste ist. Der Sommer-Hering wird wieder in verschiedene Gattungen getheilt, oder vielmehr mit verschiedenen Namen beleget, entweder nach seiner verschiedenen Größe, als **Svålings-Sild**, **Nod-Sild** und **Blad-Sild**, von welchen der erste der größeste, und der andere bisweilen kleiner ist; oder auch nach der Jahrszeit, in welcher er gefangen wird, als **Solhoved-Sild**, das heißt Sonnen-Wende-Hering, welcher insonderheit um der Sommer-Taggleiche (da die Sonne am höchsten über unserm Haupte stehet) vorkömt; ob er gleich auch bei jedem neuen Monde gefangen wird. Außer dem eigentlichen und rechten **Vaar-Sild** (Frühlings-Hering) wird hier bisweilen im Frühling noch eine Sorte Hering gefangen, welcher **Aat-Sild** (wurmichter Hering) genannt wird, von dem Insekt **Aat** oder **Roed-Aat**, (rother Freßwurm,) welcher sich in dem Bauche des Herings aufhält und verursachet, daß er, gleich wie jener, roth aussieht und geschwind verfault c), wofern man ihn nicht nach dem Fange einige Zeit in den Herings-Netzen stehen, und ihm dergestalt Zeit läßt, daß er dieses Insekt durch den Hintern von sich giebt d): alsdann soll er außer dem vorbenannten Insekt eine große Menge Rögen oder Milch von sich lassen, so daß das Meerwasser ganz dick und trübe davon wird. Ich erinnere mich etwas von diesem Heringe in den **Abhandlungen der Schwedischen Akademie** e) gelesen zu haben, wo er **Rödmaga**, wegen der Röthe am Bauche genannt wird, die einer gewissen unbenannten Kränklichkeit zugeschrieben wird.

2) Die andere Art Heringe, welche sich bisweilen hier sehen läßt, wird **Makrel-Sild** genannt, weil er mit dem Kopfe der Makrele gänzlich gleichen soll, auch ohne Zweifel bei dem **Klein**, so weit wie ich aus dessen Beschreibung schließen kan, unter dem Namen Harengus capite Figuræ insolitæ & exoticæ rostro & oculis amplis M. 5. p. 73. zu finden ist.

3) Von dem **Brisling**, (Breitlinge,) Clupea Sprattus, welcher auch zu dem Geschlechte der Heringe muß gerechnet werden, habe ich schon vorhero Meldung gethan. Aus dem Abfalle des Herings, welcher aus den Köpfen



c) Siehe Pontopidans nat. Hist. 2. Th. 94. S.

d) Es ist in der Königl. Verordnung, betreffend die Nordländische Fischerei, ausdrücklich befohlen, den sogenannten Aat-Sild ein Paar Tage nach dem Fange in den Heringsnetzen in dem Meere stehen zu lassen, damit er unterdessen die Würmer von sich geben könne.

e) 10. Th. 109. S.

Köpfen und dem Eingeweide bestehet, wird hier ein Trahn oder Oel gemacht, der besser als anderer Trahn in Lampen zu gebrauchen ist.„

Außer den hier angeführten Sorten, werden von andern dänischen Schriftstellern, noch einige andere Arten dazu gerechnet, als: **Lodna, Kopsild, Sildinger, Vassild, Tranesild** und **Sildunge**: weil aber ihre eigenthümliche Charaktere nicht beschrieben sind, so weiß man nicht gewiß, ob sie alle zu dem Geschlechte der Heringe gehören.

Den **Lodna** oder **Laadensild** der Isländer, (haariger Hering,) nennet **Olafssen** f) Clupea *villosa* vel fœtens linea laterali prominula hirta. Er scheinet ihm mit der Normänner **Lodde** einerlei zu seyn, welchen **Stroem** g) für eine Art Tobias hält. Nach der Abbildung, welche **Olafssen** davon geliefert hat, ist er kein Tobias; weil er Bauchflossen hinten am Bauche hat. Er ist schmal, eine Spanne lang, hat einen mittelmäßigen, abschüßigen Kopf, eine niedergedrückte Schnauze, einen unterwärts gebogenen oder bauchichten Schwanz, eine erhabene haarichte Seitenlinie, und acht Flossen, nemlich zwo Brustflossen unten an der Brust, zwo Bauchflossen hinter der Mitte des Rumpfes bei dem Hintern, eine lang ausgestreckte Afterflosse, eine Rükkenflosse hinter dem Schwerpunkte, auch noch eine kleinere niedrige über dem Schwanze, und endlich eine tief getheilte stumpfe Schwanzflosse. Er riechet stark nach Trahn, welcher Geruch aber durch das Kochen vergehet, weswegen er denn auch von den Isländern gespeiset wird.

**Kopsild**, (Clupea *lata* maxilla inferiore longiore, dorso prasino,) ist der Clupea Sprattus, doch gehet er weit von **Artedi** Beschreibung ab. Seine Schuppen und seine Farbe ist eben so schön als an dem Heringe. Er ist höchstens vier Zoll lang und zwei Zoll breit, auch gut zu essen h).

**Sildinger** oder **Sardelle** soll der Elf (Clupea Alosa) seyn i).

**Vassild** ist noch nicht deutlich beschrieben. Er soll dem gemeinen Hering ähnlich, doch etwas größer seyn, auch einen rundern Kopf, und sehr große Augen haben k).

**Tranesild**, oder auf isländisch **Tranusile**, auf deutsch **Sandhering**, nennet **Olafssen** Clupea (longa tenuis argentea) maxilla inferiore lon-

f) Siehe dessen Reise durch Island. 1. Th. 191. S. 2. Th. 42. S. Tab. 28. Herrebows Nachrichten von Island. S. 216.

g) l. c. p. 293.

h) Siehe Olafssens Reise. 1. Th. 312. S. (Die Breite ist wohl unrichtig angegeben.)

i) *Mülleri Prodr. Zool.* p. 50.

k) **Pontopidan.** l. c. p. 300. weil er den Dänischen Namen keine lateinische Synonyme beigefügt hat; so können viele Stellen in diesem Buche von vielen Lesern nicht verstanden werden.

longiore tuberculo insignita, cauda forcipata l). Dieser Fisch ist der sogenannte Tobias und kein Hering.

Lakesild und Sildunge, welchem letzten Christoph Hammer m) den Beinamen Jaculus giebt, sind beide den Naturforschern noch unbekante Fische. Von dem ersten glaubet Pontopidan n), daß er der Fisch sey, welchen Schoneveld Marene nennet o).

Man kan also aus dem obigen schließen, daß noch eine große Dunkelheit bei allen diesen herrscht, und daß alle diese verschiedene Namen keine verschiedene Gattungen anzeigen, sondern daß nur zum Theil Spielarten der rechten Gattungen oder bisweilen ein ganz anderes Geschlechts darunter verstanden werde.

J. J. Walbaum, D.

l) l. c. 1. Th. 313. S.

m) *Fauna Norwegica*: pag. 88. Er hat keine Beschreibung davon gegeben, sondern verweiset den Leser auf *Bomares Natur-Historie af H. von Aphelen*. T. 7. p. 162. welche eine Dänische Uebersetzung des angezeigten Buches ist, wo der Uebersetzer Anmerkungen hinzu gefüget hat.

n) l. c. 2. Th. 246. S.

o) Siehe dessen *Ichthyologia*. p. 46.

---

## Anfrage.

Hat Niemand die Begattung der Fische deutlich wahrgenommen?

Die alte Meinung, daß die Milchner den Rogen alsdann erst befruchteten, wenn die Rögner ihn von sich gegeben hätten a), scheinet nur eine Muthmassung zu seyn: weil das Wasser durch seine stete Bewegung, welche von dem hin- und her schwimmen der Fische noch vermehret wird, den milchichten Saamen von den Rogen trennen und größtentheils wegspülen kan: obgleich Jacobi mit seinem Versuche der künstlichen Befruchtung das Gegentheil beweisen will b). Ich halte vielmehr dafür, daß der Rogen in dem Leibe der Rögner von den Milchnern befruchtet werde: denn sonst könten der Aal und die Aalquabbe (Blennius viviparus) keine Junge gebähren. Vielleicht geschiehet die Begattung auf eben die Weise als bei den Vögeln; weil die Zeugungsglieder an beiderlei Thieren viele Aehnlichkeit mit einander haben c).

W.

a) Siehe *Novor. Comm. Acad. Sc. Petropol.* Tom. 3. p. 386.

b) Siehe *Hist. de l'Acad. des Sc. de Berlin.* A. 1764. Der Rogen, welchen er hiebei aus den Fischen gedrückt hat, kan vorher schon befruchtet gewesen seyn. Der Versuch muß also auf verschiedene Weise wiederholt werden, wenn er einen sichern Beweiß abgeben soll.

c) Diese Muthmassung wird durch die Wahrnehmung des Abraham Argillanders bestärket. Siehe Schwed. Acad. Abh. 15. B. *Plinii hist. anim.* lib. 9. cap. 50. *Aristotelis hist. anim.* lib. 5. cap. 5.

Histo=

# Historische Anekdoten aus Lelands Irländischer Geschichte.

1563. Der Graf Desmond, ein mächtiger aber wilder Herr, hatte sich gewisse Eingriffe in die Gerechtsame des Grafen von Ormond erlaubt; dieser rief seine Unterthanen zusammen und rächete die Beleidigung. Das Ende dieses kleinen Kriegs war die Ueberwindung des Desmonds, welcher verwundet und gefangen ward. Als ihn nun die Leute des Ormonds auf einer Tragbahre forttrugen, scherzten sie unter sich, und fragten unter andern mit triumphirendem Thon: Wo ist nun der große Graf Desmond. Wo wolte er seyn, antwortete dieser mit einer festen Stimme, als an seinem rechten Platze, seinen Feinden auf dem Nacken.

* ** *

1585. Der Sohn eines alten schottischen Herrn Namens Sorleboy, hatte sich gegen die englische Regierung in Irland empöret, und wurde enthauptet. Ein Engländer war so niedrig und schlechtdenkend, daß er den Vater mit dem Unglück seines Sohnes aufzog und sogar ihm das Haupt desselben zeigte, welches auf einen Pfal war aufgerichtet worden. Der brave alte Schotte sahe mit ernstem Blick nach diesem traurigen Rest seines Sohns, wandte sich darauf mit einem drohenden und verachtenden Blick zu seinem Beleidiger, und sagte: mein Sohn hat der Köpfe mehr.

* ** *

1587. Die Irländer widersetzten sich heftig der Einführung englischer Gesetze; daher kam es, daß wenn Sherifs oder andere Beamte geschickt wurden, sich alles gegen sie verschwor. Als nun der englische Deputierte dem Herrn von Fermanagh schrieb, er wolle in sein Distrikt einen Sherif senden, so antwortete dieser mit verstellter Einfalt: „Euer „Sherif soll willkommen seyn, aber „laßt mir auch gleich sagen, was „er werth ist, damit ich, wenn mein „Volk ihm den Kopf abschlägt, die „Summe sogleich wieder von dem „Lande heben könne.„

---

Druckfehler. Im 58ten Stücke dieses Magazins S. 926. Zeile 18. von unten, nach den Worten der Ueberrest dieser Summe wird eingeschaltet, oder die Summe selbst, falls keine 30 abgezogen werden können rc. S. 928. Zeile 5. von oben, statt periodischen Umlauf, lies: synodischen rc.

# Hannoverisches Magazin.

69tes Stück.

Montag, den 28ten August 1780.


## Auszüge nützlicher Briefe.

(Siehe das 63te St. d. J.)

### Achter Brief.

Um auch dieses mal Ihre Neubegierde zu befriedigen, mein wahrheitliebender Freund, so haben Sie hier einen Auszug aus meinen Anmerkungen, welche ich über den Flußspath gemacht. Sie finden alles weitläuftiger in den Abhandlungen unserer Akademie, und zwar im ersten Quartale dieses Jahres.

Es ist Ihnen mehr als zu bekannt, daß die Flußspathsäure von mir, als eine neu entdeckte mineralische Säure, im Jahr 1771 in den Schriften unserer Akademie beschrieben und öffentlich kund gemacht worden. Seit dieser Zeit fanden sich zwei französische Chemisten, welche sich vornahmen, mir meine Säure streitig zu machen, und unter die Non Entia chemica zu rangiren. Herr Boulanger (so heißt sich der erste meiner Gegner) wollte in einer besonders gedruckten Abhandlung beweisen, daß meine Säure nur bloß eine mit einer irdischen Substanz genau verbundene Salzsäure wäre. Vor einigen Jahren kam auch Herr Monnet hervor. Dieser will der ganzen Welt zeigen, daß sowohl ich als Boulanger fehlen, und meine Flußspathsäure nichts anders, als eine mit Flußspath verflüchtigte Vitriolsäure sey. Hier haben nun die Herrn Chemisten drei ungleiche Meinungen diese Säure betreffend. Welche ist nun die wahre? Laßt uns ihre Erfahrungen, auf welche sie ihre Beweise gründen, mit recht chemischen Augen betrachten.

Herr Boulanger gießt Flußspathsäure in eine Silber- und Quecksilberauflösung, er siehet daß solche niedergeschlagen werden, er erhält auch sowohl Hornsilber als versüßtes Quecksilber, folglich ist meine Säure Salzsäure! Das läßt wirklich sehr gut. Aber wie viel bekomt man von diesen Präcipitaten? Nur sehr wenig. Welcher Chemiste weiß nicht, daß alle mineralische Produkte, welche Kalk enthalten, gemeiniglich Spuren von Kochsalz oder doch dessen Säure bei sich führen? Der Flußspath besteht hauptsächlich aus Kalk und einer eigenen

Säure, daher leicht durch Hülfe der Vitriolsäure auch einige Spuren von Salzsäure können mit übergetrieben werden. Ich will zeigen wie man diese wenige Salzsäure von der Flußspathsäure trennen kan. Man präcipitire eine Silberauflösung mit Weinsteinalkali, diesen Präcipitat löse man in einer kleinen Quantiät Flußspahtsäure auf. Von dieser Auflösung tröpfle man in eine mit Vitriolsäure übergetriebene Flußspathsäure, so viel bis kein Präcipitat mehr zu Boden fällt. Nun rectificire man diese Säure, so hat man eine recht reine Flußspathsäure, welche kein Silber mehr aus seiner Auflösung niederschlagen kan. Tröpfelt man diese Säure in Kalkwasser, so fällt von neuem ein regenerirter Flußspath. Herr Boulanger meinet, wenn er die in dem Recipienten bei der Destillation sich jedesmal absondernde Erde gänzlich von der Säure könte abscheiden, so hätte er die Salzsäure ganz rein erhaschet. Nun aber entstehet bei meiner erst erwähnten Rectification von neuem eine Erde in dem Recipienten, folglich solte ja diese zum andern mal übergetriebene Säure noch eher die Silbersolution niederschlagen, und dennoch geschiehet solches nicht. Ich schließe also bloß aus dieser einzigen Erfahrung, daß Herr Boulanger fehl geschossen. Ich will nichts erwähnen von der Austreibung der Flußspathsäure mit der Salpeter- und Salzsäure. Es ist wahr, nimt man recht concentrirte Säuren, so gehet es nicht an, aber mit etwas schwächeren, oder auch nur gemeiner Salpeter- und Salzsäure, wird man den Flußspath sehr gut decomponiren können. Wie abgeschmackt läßt es, wenn man sagt: die eine Salzsäure treibt die andere aus! Doch ich will mich nicht länger mit Herrn Boulanger aufhalten, sondern mich zu meinem andern Gegner, dem Herrn Monnet, wenden.

Dieser sonst so berühmte Chemiste saget rein aus, und zwar gerade wider Herrn Boulangers und meine Versuche, daß der Flußspath keine Kalkerde enthalte, ja noch mehr, auch keine Säure, und daß das nach der Destillation in der Retorte rückständige, mit mehr aufgegossener Vitriolsäure, durch Hülfe der Destillation gänzlich könne übergetrieben werden. Das heißt, den Gyps mit Vitriolsäure volatilisiren! Eine Sache, die dem Herrn Monnet wohl kein Apothekerjung glauben wird! Ich habe in meiner Abhandlung vom Flußspath so deutlich bewiesen, daß dessen Basis eine Kalkerde ist, so daß gar nichts dagegen einzuwenden ist. Doch will ich dieses noch deutlicher zeigen, auch zugleich darthun, daß eben dieselbe Menge Vitriolsäure, die man zur Austreibung der Flußspathsäure gebraucht hat, noch gänzlich in der Retorte bei dem Residuum ist, und daß dieses Residuum Gyps ist und bleibet.

Ich schlug auf eine Unze recht zart in einem gläsernen Mörser geriebenen Flußspath, welcher mit allem Fleiß ausgesucht und gänzlich rein war, drei Unzen sehr genau in eben derselben Retorte

torte abgewogenes Vitriolöl, und in den Recipienten goß ich zwölf Unzen destillirtes Wasser. Ich sezte die Destillation acht Stunden lang mit solcher Hitze fort, daß nichts von der Vitriolsäure mit übersteigen konte. Darauf versuchte ich, wie viel Weinsteinalkali drei Unzen Vitriolöl erforderten, um recht genau gesättigt zu werden. Nach geendigter Destillation zerschlug ich die gläserne Retorte und nahm das Residuum ganz rein heraus, rieb es zu Pulver, legte es in einen Kolben, goß 24 Unzen Wasser darauf, und ließ es einige Minuten kochen. Sodann nahm ich eben so viel Weinsteinalkali als drei Unzen Vitriolöl, zufolge meines vorhergehenden Versuches, zu ihrer Sättigung gebrauchten, lößte solches in einigen Unzen Wasser auf, goß diese Lauge auf das kochende Residuum in den Kolben und kochte noch einige Minuten zu. Darauf untersuchte ich das Klare, und siehe da, ich hatte einen reinen vitriolisirten Weinstein in meinem Wasser, bei welchem weder Vitriolsäure noch Alkali die Oberhand hatte, und der nicht einmal die besten Reagentia, den Violensyrup und Lakmus, veränderte. Daher folget den unwidersprechlich, daß keine Vitriolsäure in der übergetriebenen Flußspathsäure kan zugegen seyn. Dieses erhellet auch sonnenklar daraus, daß meine Säure die Auflösung der Schwererde nicht niederschlägt. Es wird auch die Bleiauflösung in der Salpetersäure nicht davon präcipitirt, auch entstehet keine Schwefelleber, wenn die Flußspathsäure mit Weinsteinalkali gesättigt und sodann mit Kohlenstaub zusammen geschmolzen wird.

Nun will ich aber dem Herrn Monnet auch zeigen, daß das rückständige in der Retorte Kalkerde enthalte. Ich edulcorirte das weiße Pulver, welches sich, zufolge des vorhergehenden Versuches, nachdem Weinsteinalkali zugegossen worden, in dem Kolben zu Boden gesezt hatte. Nachdem dieses Pulver getrocknet war, wog es $9\frac{1}{2}$ Drachmen. Von dieser Erde solvirte ich zwei Drachmen in der Salzsäure, es restirten neun Gran, welche sich nicht auflösen wolten und noch undecomponirter Flußspath zu seyn schienen. Zu einem Theil dieser Auflösung schlug ich etwas Zuckersäure, da fiel sogleich ein Präcipitat, ein mit Zuckersäure verbundener Kalk. Zu einem andern Theile goß ich Vitriolsäure, und sogleich sezte sich Selenit oder Gyps. Das übrige von meiner Auflösung ließ ich bis zur Trockenheit abrauchen, und ich bekam ein Salz, welches wieder an der Luft zerfloß. Den übrigen Theil von meinem Pulver calcinirte in einem verdeckten Tiegel. Hier erhielt ich einen wahren Kalk, welcher das Wasser in Kalkwasser verwandelte und den Schwefel auflößte. Daß nun das in der Retorte zurückgebliebene, Gyps gewesen sey, wird auch der, welcher nur die geringste Einsicht in die Chemie hat, nicht verneinen können!

Wer wird wohl glauben, es müßte

denn dem Herrn Monnet zu Gefallen geschehen, daß die in dem Recipienten sich so häufig ansetzende salinische Cruste, wie er sie nennet, mit Vitriolöl, bei einer nochmaligen Destillation, sich übertreiben lasse? Diese Cruste ist in der That, wenn solche rein edulcoriret wird, nichts anders, als ein zartes Kieselpulver, und dieses Pulver soll mit der Vitriolsäure, so wie sein Residuum, übersteigen! In Schweden gewiß nicht!

Herr Monnet will uns noch mehreres zu glauben überreden, daß nemlich die Auflösung des Flußspathes in der Salpetersäure von der Blutlauge könne niedergeschlagen werden. Hier hat er gewiß eine mit überflüßigem Laugensalz gemischte Blutlauge gehabt, denn eine rechte mit dem färbenden Wesen gesättigte Lauge schlägt nur bloß das im Flußspath befindliche Eisen, welches nur sehr wenig und zuweilen gar nichts ist, nieder, den Flußspath aber oder dessen Kalk läßt diese Lauge schon unangerührt.

Zuletzt will er sogar uns allen die Augen verblenden, sagend, daß er noch niemal gemerkt, daß die Flußspathsäure das Glas angegriffen habe. Ich bin überzeugt, mein liebster Freund, daß Sie, nebst vielen andern, diese Säure in Gläsern stehen haben, und dem Herrn Monnet auch hierinnen die Wahrheit zeigen können.

Ich schließe ganz kurz, daß der Flußspath hauptsächlich aus Kalk und einer eigenen Säure bestehe, und daß weder die französischen Chemisten, noch irgend ein anderer, mir diese Wahrheit wird streitig machen können. Ich setze auch noch hinzu, daß eben diese Säure, wenn solche dem Wasser beigefügt wird, und solches in allen Punkten berühret, dasselbe in Kieselerde verwandelt, welches geschiehet, wenn diese beiden Körper, nachdem sie in zarten Dämpfen aufgelößt sind, einander auf dem Wege begegnen.

Köping, den 10ten Jun. 1780.

C. W. Scheele.

---

## Das Trauerspiel.

Wenn Aristoteles in seiner Abhandlung von der Dichtkunst des Trauerspiels vorzüglich gedenket, und selbiges allen andern Arten der Gedichte vorziehet, so bedient er sich dabei des Ausdrucks: **dadurch, daß es Mitleiden und Schrecken erregt, reinigt es die Seele von diesen Auswallungen.** Diese Stelle scheint dunkel zu seyn, es sieht aus, als ob der Verstand derselben folgender wäre: Die Zuschauer lernen, indem sie sich an die traurigen Gegenstände auf dem Theater gewöhnen, im menschlichen Leben nicht durch sie beunruhiget zu werden. Wäre dies nun aber seine Meinung, so ist der Zweck gewiß nicht moralisch gut, und empfiehlt

pfiehlt keinesweges das Trauerspiel. Zugeschweigen, daß auch das Vergnügen an selbigem verschwinden würde, wenn die Werkzeuge der Empfänglichkeit durch öfteres Anschauen desselben stumpf werden könten.

Natürlicher scheint es zu seyn, daß die Absicht eines guten Trauerspiels ist, die entgegen gesetzten Leidenschaften durch erregtes Mitleid und Schrekken zu reinigen; das Vertrauen auf irdische Glückseligkeit, wozu der Mensch so sehr geneigt ist, zu ersticken; die Hartherzigen zu erweichen; dem Leichtsinnigen Empfindungen der Unfälle und Widerwärtigkeiten des Lebens zu geben, die von der menschlichen Natur so unzertrennlich sind; den Eiteln zu züchtigen; dem Grausamen sanfte Empfindungen zu erregen, und mit einem Worte, den ganzen Menschen menschlicher, weiser und zu einem bessern Geschöpfe zu machen.

Ein vollkomnes Trauerspiel ist eines der edelsten Produkte der menschlichen Natur, fähig, die Seele auf die rührendste Art zu unterhalten, und auf die unterhaltendste Art zu bessern.

Schon Seneka sagt: **Ein tugendhafter Mann, der im Unglück kämpft, ist ein Schauspiel, auf welches die Götter mit Vergnügen herabsehen.**

Unterhaltungen der Art, verscheuchen aus unsrer Seele jeden niedern und schlechten Gedanken; sie vermehren wahre Empfindsamkeit, diese Zierde unsrer Natur; sie machen den Grausamen milde; trösten den Traurigen; und führen uns zur unbedingten Unterwerfung unter die Rathschlüsse der leitenden Vorsehung.

Addison hat die Wirkung eines guten Trauerspiels in dem Prologe zu seinem Cato folgendergestalt ausgedrückt: „Tyrannen verloren nun ihre „natürliche Wildheit, und Feinde der „Tugend, wunderten sich ihrer Thränen.„ Die neuern guten Trauerspiele übertreffen die der Römer; was Plan, und Behandlung der Fabel anlangt, stehen sie den Griechischen weit nach; was aber die Moral betrift, so ist es wohl gewiß, daß die neuern (wenigstens einige der besten) den Alten vorzuziehen, und ziemlich erträglich sind.

Wenn mir irgendwo eine rührende Geschichte aufstößt, so denke ich immer, wie sie sich auf der Bühne ausnehmen würde, wenn sie durch die Hand eines geschickten Dichters ausgeschmückt und bearbeitet würde. Die folgende merkwürdige Geschichte dünkt mich, wäre dessen nicht unwerth, nur um des Himmels willen bitte ich unsere fruchtbaren Theaterschmierer sich nicht damit zu befassen, sondern es allenfalls einem Lessing, Göthen oder Leisewitz zu überlassen. Sie fordert die vorsichtigste Behandlung, wenn sie keine Farçe werden soll.

Zur Zeit der Regierung Heinrichs des III. Königs in Frankreich, war um das Jahr 1580 in der Stadt Lectoure in der Provinz Armanä ein Commendant Namens Baleine. In seinen jüngern Jahren, hatte er in verschiedenen Kriegen gegen die Türken gefochten,

fochten, war heftig und stolz, jedoch tapfer, und ein großer Freund der Tugend. Er hatte eine Schwester bei sich, die wir Maria nennen wollen, ein Frauenzimmer von ausnehmender Schönheit, Offenherzigkeit und Güte. Antonio, ein Officier der Garnison, dem der Gouverneur außerordentlich gewogen war, und ihm viele Güte und Freundschaft bewies, hatte eben dadurch freien Zutritt zu ihr, und misbrauchte diese Erlaubniß, sie allein zu sehen und zu unterhalten, so sehr, daß er ohne des Baleine Vorwissen die Maria in ein Liebesverständniß zu verwickeln suchte. Nach einiger Zeit gelang es ihm sich bei der jungen unerfahrnen und gutherzigen Person so sehr durch seine Schmeicheleien in Gunst zu setzen, daß er ihr so gar den Vorschlag, eine Heirath mit ihr im geheim zu treffen thun durfte. Nach langen Widerstreben willigte sie darein, jedoch fanden sich da viel Schwierigkeiten, hauptsächlich aber wie man einen Priester finden mögte, der nicht allein die Trauung vollzöge, sondern sie auch geheim hielte. Antonio wußte jedoch endlich durch seine Liebkosungen und Betheurungen ewiger Treue sie dahin zu bringen, daß sich Maria auch endlich bereden ließ, ohne priesterliche Einsegnung die seine zu werden; sie streubte sich anfänglich, gab endlich seinem Ungestüm nach und — fiel. Kaum hatte der Niederträchtige seinen Zweck erreicht, so war auch schon seine heftige Neigung erkaltet; er hatte ehe sie sich zu seinem Willen bequemete ihr nochmals das allerfeierlichste Versprechen gethan sie sogleich zu heirathen, so bald sich nur eine schickliche Gelegenheit dazu fände, allein nun, wurde dieses Versprechens mit keinem Wort mehr gedacht, seine Besuche wurden seltener, und er wich sogar allen Gelegenheiten aus sie allein zu sehen und zu sprechen. Doch dies war noch nicht genung, sondern der Grausame hieng sich an ein ander Frauenzimmer in der Stadt, und ganz im geheim (wie er glaubte,) ließ er sich diese antrauen. Was kan aber den forschenden Blicken einer beleidigten Schöne verborgen bleiben? oder was ist im Stande die Eifersucht zu hintergehen? Maria erfuhr alles durch ihre Spione, so bald es sich zugetragen hatte, und war vor Schmerz und Wuth halb rasend. In dieser für sie so traurigen und erniedrigenden Lage, rannte sie zu ihrem Bruder dem Gouverneur, mit thränenden Augen, und mit Blicken, die von ihrem tiefen Schmerz und von verschmäheter Liebe zeugten, fiel ihm zu Füßen, entdeckte ihm die ganze Geschichte, und bat ihn Mitleiden mit ihrem elenden Zustande zu haben, und die Beleidigung zu ahnden, die sie von dem treulosen Antonio erlitten hätte.

Baleine war zwar von Natur hitzig und auffahrend, doch vor das mal verstellte er sich, gab seiner Schwester den Rath Gedult zu haben, sich ruhig zu verhalten, heiter und munter zu scheinen, so sehr es ihr nur möglich, und überzeugt zu seyn, daß er die Sache

völlig als seine eigene ansehen, und ihr die allerstrengste Gerechtigkeit wiederfahren lassen würde.

Er selbst der Baleine, betrug sich gegen den Antonio wie gewöhnlich, offenherzig und freundlich, ohne den geringsten Argwohn zu äußern.

Nach einiger Zeit, lud er an einem festlichen Tage verschiedene seiner Freunde, und unter andern auch den Antonio zu einem prächtigen Gastmale bei sich in dem Kasteel ein; nach der Mahlzeit suchte er unter allerlei Vorwand den Antonio so lange aufzuhalten, bis sich die ganze Gesellschaft entfernt hatte, worauf er so gleich seinen Bedienten den Befehl gab, dem Verbrecher Fessel an Hände und Füße zu legen. Der Gefangene wurde hierauf in ein entlegenes Zimmer gebracht, in welchem sich Baleine als Richter auf einen dazu bereiteten Staatsstuhl setzte. Antonio wurde angeklagt, und ihm zur Last gelegt, daß er die Maria, durch ein feierliches Versprechen der Heirath, verführet, und darauf diese gelobte Treue nicht allein schändlich gebrochen, sondern sogar auch noch ein anderes Frauenzimmer geheirathet hätte. Antonio vor Schrecken und Erstaunen entdeckt zu seyn, außer sich, behauptete unschuldig zu seyn; worauf aber verschiedene Zeugen vorgefordert und abgehöret wurden, welche denn aussagten: daß der Beklagte in ihrer Gegenwart der Maria oft das Versprechen der Heirath gethan hätte. Zuletzt nach allen erschien nun auch die Maria selbst, und indem sie das ganze Faktum zu Protocoll gab, bekräftigte sie ihre Aussage mit einem förmlichen Eide.

Antonio schien bei dem Anblick der Maria alle Fassung zu verlieren, er war beschämt und verwirrt; er gestand es nun zwar, daß ein Liebesverständniß unter ihnen geherrscht hätte, allein er läugnete es, daß jemals dabei die Rede von einer Heirath gewesen wäre; kurz er schob alle Schuld auf Maria. Er fügte hinzu, die Dame hätte ihm solche Gelegenheit gegeben, daß er nach allen Gesetzen der Galanterie nicht hätte umhin können, ihre Wünsche mit gleichem Feuer auf halbem Wege entgegen zu kommen und zu befriedigen.

Diese schändliche Entschuldigung wurde jedoch von dem Richter als falsch und grundlos verworfen, der nun die Zeugen-Aussage samlete, und zuletzt gegen den Beklagten das Todesurtheil aussprach.

Baleine war nicht zufrieden die verschiedenen Rollen des Anklägers, des Präsidenten und des gesamten Gerichts gespielt zu haben, sondern er verwaltete nun auch noch das Amt eines Nachrichters, und erstach den Antonio mit eigener Hand, welcher Gott und Menschen um Hülfe anrief, und vergebens über Verletzung der Hospitalitätsrechte schrie, welche zuerst zu übertreten, er sich doch vorher kein Gewissen gemacht hatte.

Nachdem die Rache vollzogen, so wurde den Verwandten des Entleibten der todte Körper zugeschickt, und

Baleine

Baleine war nun zufrieden. Er hatte seinen Secretair beordert, die ganze Procedur zu protocolliren, sowohl die Anklage als auch deren Beantwortung, benebst der Zeugen Aussage; in Summa den ganzen Proceß; diese Acte nun wurde nicht allein von ihm und der Maria unterschrieben, sondern auch noch von den abgehörten Zeugen.

Ueberzeugt, daß diese Geschichte ohne Zweifel binnen kurzem dem Könige zu Ohren kommen würde, ließ Baleine eine genaue Copie der Acte machen, schickte sie dem Könige, und bat ihn in einem Briefe, den er dabei schrieb, ihm diese Kühnheit zu verzeihen, daß er in einer Sache, worin seine Ehre so sehr verwundet wäre, den gewöhnlichen Lauf der Gerechtigkeit vermieden, und sich mit eigner Hand Gerechtigkeit verschaffet hätte.

Der König, welcher über eine so dreiste That erstaunet war, befürchtete, daß ein Mann von so heftigem Temperament noch weiter gehen könte, wenn er gereizt würde; aus diesem Grunde verzeihte er ihm, schickte aber zu gleicher Zeit einen Officier auf welchen er sich verlassen konte, der ihn ablösen, und das Gouvernement übernehmen mußte. Baleine legte sein Commando willig nieder, und verfügte sich mit einigen auserlesenen Freunden und seiner Familie nach einem Kasteel, welches ihm eigen gehörte, und nicht weit von Lectoure entfernt war.

G. M.. L..

---

# Anfrage.

Seit zwei Jahren haben sich bei den heißen Tagen im Monate Jun. auf meinem Taubenschlage Wanzen häufig eingefunden, die die noch zarten jungen Tauben durch Stiche verwundeten, woraus nachher lauter eiternde Geschwüre entstunden, so daß man dieselben gar nicht essen konte. Der Taubenschlag liegt im Giebel gegen Morgen im obersten Stockwerk, und also nicht unter dem Dache, ist ausgeweißet, hat durchstreichende Luft, und wird alle 14 Tage, so wie die darauf befindliche, und von Weidenruthen gezäunte Nester, gereiniget; dem ohnerachtet kan man sich dieses, der Taubenzucht so nachtheiligen Ungeziefers nicht entwehren. Solte, wie man gewiß glaubt, einem erfahrnen Haushälter ein Mittel bekannt seyn, wie man dieses Ungeziefer vertilgen kan, der würde sich allen Liebhabern der Taubenzucht durch öffentliche Bekanntmachung desselben höchst verbindlich machen.

Hannoverisches Magazin.

70tes Stück.

Freitag, den 1ten September 1780.

## Vorschläge zur Verminderung der Eide.

φύεται ἐκ πολυορκίας ψευδορκία καὶ ἀσέβεια.

*Philo.*

❀ ❀ ❀

Die Gottesgelehrten halten jeden Menschen für böse von Natur: die Rechtsgelehrten hingegen halten ihn so lange für gut, bis das Widerspiel dargethan ist. Sie befürchten jedoch, daß er sich gelegentlich beifallen lassen mögte, eine Untreue zu begehen, ein falsches Zeugniß wider seinen Nächsten zu reden, das ihm anvertraute Vermögen verlassener Waisen an sich zu bringen, und ins geheim eine Erbschaft zu plündern. Für alle diese Besorgnisse soll eine eidliche Betheurung seiner Rechtschaffenheit die Sicherheit leisten.

So trügbar uns solche scheint;

Sermens
de la foi humaine, sacrés
& vains garans.

*Voltaire.*

so ehrwürdig war sie der Vorwelt a). Das Band des Eides ist die Religion, und Plato b) hat angemerket, daß wenn ein Volk keine besäße, so wäre jeder Eid mißlich, wenn er über das, was mein und dein ist, entscheiden solte. Die Gottheit blieb den ältesten Völkerschaften, auch in dunkeln und schwankenden Begriffen, furchtbar, und heilig war ihnen der Eid. Schon Lycurgus bediente sich dessen. Er gab den Griechen Gesetze, wandte eine Reise vor, ließ sie schweren, daß sie solche bis zu seiner Zurückkunft beobachten wolten, und entfernte sich hierauf auf ewig. Durch eine genaue Beobachtung eidlicher Versicherungen regierte Numa Pompilius ohne Gesetze c). Durch sie blieb die Grundveste des Römischen Staats in allen Stürmen unerschüttert, und redliche Nachkommen eines räuberschen Gesindels wurden unnachahmliche Helden und Beherrscher des Erdkreises. Ein

 Regulus

a) Cicero L. 3. de officiis.
b) in L. 12. de Legibus.
c) Gravinæ origines juris P. 293.

Regulus wolte sogar einen abgedrungenen Schwur, den der Pontifex Maximus selbst für ungültig erklärte, nicht hinten ansetzen, und gieng getrost den Martern der Carthaginenser entgegen. Die Furcht für die Götter hatte über den Pöbel eben die Gewalt, als die Ehrbegierde über die Großen. Der Eid, den das Volk geleistet, daß es seinen Consuln in den Krieg folgen wolte, dämpfte seinen Aufruhr, und hemmete seine Trennung auf dem heiligen Berge. Ein jeder Bürger mußte eidlich den Betrag seines Vermögens anzeigen; die Geschichte meldet nicht, daß so lange diese mächtige Republik bestand, jemals davon eine Angabe falsch befunden sey d). Das Glück des Hannibals machte das Volk zaghaft. Nach der Niederlage bei Cennas wolte es nach Sicilien fliehen. Es mußte dem Scipio schweren, daß es Rom nicht verlassen wolte. Es blieb, und das Schwerdt seines Feindes überwältigte zwar seinen Muth nicht, aber seine Religion e). Unter den Christen, so die Verbindlichkeit eines Eides durch ein helleres Licht der Offenbarung kennen mußten, fanden zwar die Kirchenväter die gerichtlichen Eidesleistungen bedenklich, da sie mit heidnischen Ceremonien begleitet waren: Es schwuren jedoch die rechtgläubigen Bischöfe auf dem Neumnensischen Concilio bei dem Leibe des Herrn, und so wahr sie Christum sehen wolten am Tage des Gerichts f). Die ersten Christen trauten sich unter sich ohne Betheurung. Die Ursache der mehrsten Eide ist die Habsucht, und die Furcht für einen Verlust, er sey groß oder klein.

> Und was liegt dann daran bei einem bittern Zwist,
> Ob Fischfett, oder Gold des Zwiespalts Ursach ist?
>
> Haller.

Diese fiel bei ihnen weg. Sie verwalteten ihre Güter zu eines jeden Bedürfniß, und verließen sie für ihre Religion sorgloß und freudig. Allein dieses uneigennützige Christenthum dauerte so lange, als es seine Lauterkeit in Druck und Verfolgung behielt. Irrende und herrschende Christen schwuren dreist auf die Gebeine der Märtyrer, die niemals in einem Streithandel den Gott des Friedens zum Rächer über sich angerufen hatten. Als unsre Vorfahren Barbaren hiessen, und ehe ihnen die Einsichten und die Laster der aufgeklärten Nationen bekant wurden, war die Aufhebung eines Schildes, ein Handschlag, und ihr Wort ein unverbrüchliches Pfand ihrer Treue. Mit dem Anwachs ihrer Reichthümer und dem Verfall ihrer Sitten wurden sie selbst gegen ihr Ja und Nein mißtrauisch. Eine stärkere Betheurung solte das Siegel der Wahrheit seyn, und wurde gar oft die Sprache des Meineides. Bei den häu-

d) Saint Foix Essais historiques sur Paris Tom. 5. p. 224.
e) Montesquiou L'esprit des Lois L. 8. C. 13.
f) Tertullianus C. 13. Sect. 4. Art. 9. Sect. 3.

häufigen Eidesleistungen gewöhnen sich die Menschen unbedachtsam an Hülfsmittel, deren man sich nur, gleich den Drohungen mit der leiblichen Folter, in unumgänglichen Fällen zur Ehre der Wahrheit bedienen solte, und unter den täglichen Ausrufungen des göttlichen Namens, verliert sich die demselben schuldige Ehrfurcht.

Die Veranlassung der gerichtlichen Eide beruhet gemeiniglich in einer wissentlichen Verhelung der Wahrheit. Jeder Theil läugnet sie, in so fern sie ihm nachtheilig; je mehr sie hervorblicken will, desto stärker wird der Nebel der um sie verbreitet wird, und man hält den Cicero zu gewissenhaft, wenn er in der Rede für den Roscius sagt: Mit eben der Strafe, so die unsterblichen Götter dem Meineidigen bestimt, haben sie auch den Lügner bedrohet, und ihren Zorn erregen nicht die Eidesformeln, sondern die Untreue und die Bosheit, womit dem andern ein Fallstrick gelegt wird: Es hat sich gleichwohl eine Nation gefunden, die es sich bloß aus Antrieb des Gewissens zu einer Schuldigkeit gemacht hat, so gar im Gerichte die Wahrheit zu reden. Es waren die alten Einwohner in Peru. Sie wurden kaum von den Spaniern für Menschen gehalten. Es ist wahr, sie konten nicht einsehen, daß ein Priester in Rom berechtigt wäre, ihre Länder zu verschenken, und ihre Habe Tyrannen Preis zu geben. Unbekannt mit den Kennzeichen, wodurch der schreibsüchtige Europäer seine klugen und thörigten Einfälle zu verewigen sucht, hatten sie keinen Begrif von einer schriftlichen Offenbarung, und weigerten sich der Annahme des Evangeliums aus den von ihren Blute triefenden Händen ihrer Würgengel. Sie waren gleichwohl nicht ohne Religion, den̄ sie verehrten vorzüglich die Sonne. Dieses Sinnbild der Herrlichkeit der allgemeinen Vorsorge und der Allgegenwart des Schöpfers, erweckte in ihnen Bewunderung und Dankbarkeit, und sie schrieben deren Wirksamkeit ihr eigenes Daseyn zu. Ein irriger Wahn, der jedoch ihrem Herzen und ihrem Verstande nicht so sehr zur Schande gereichte, als die Verfinsterung der Aegyptier und der Unsinn, worin öfters die Israeliten verfielen, die das Bild der wohlthätigen und majestätischen Gottheit in der Anbetung eines Crocodils und eines Kalbes entweihten. So groß indessen die Ehrfurcht dieser Wilden für das Gestirne, das täglich ihre Handlungen beleuchtete, war, so schwuren sie doch nicht bei selbigem. Sie furchten schon dessen Unwillen und Zorn, wenn sie ihren Incas auf eine bloße Frage die Wahrheit vorenthielten g). Das Beispiel eines rohen und ungesitteten Volkes, das nicht einst den Werth des Goldes, des Abgottes des klügern Welttheils zu schätzen wußte, ist zwar zu niedrig, als daß man es dem vorsichtigen Europäer zur Nachahmung mit der Hofnung eines guten Erfolgs anpreisen könte. Es würde jedoch eine

 scharfe

g) Allgemeine Geschichte von Amerika, zweiter Theil S. 240.

scharfe Ahndung ein sicher Bewegungsgrund seyn, daß in den Gerichten nicht so häufig Unwahrheiten zur Hintergehung des Nächsten vorgebracht würden, und es würde solche die Bedürfnisse der eidlichen Zeugnisse vermindern. Aus Furcht eines zeitlichen Uebels vermeidet auch der Lasterhafte das Böse. Der Ostiake schneidet bei seinen Betheurungen seinem Götzen die Nase ab, und glaubt, daß er alsdenn seine Nase einbüßen würde, wenn er die Unwahrheit vorbrächte h), und die Furcht sein Gesichte zu schänden, wird die Stütze seiner Redlichkeit. In Japan wird eine gerichtliche Lüge gleich allen andern Vergehen mit dem Leben bestraft i). So grausam dieses Gesetz scheint, das der Eigennutz der Kaiser, die sich das Eigenthumsrecht der Güter ihrer Unterthanen zuschreiben, veranlaßt, so billig würde es seyn, wenn jeder der wider seine eigene Ueberzeugung durch eine Lüge seine Befugniß behaupten wolte, sie wenigstens eben dadurch verlöre, wie es in den Gesetzen schon auf den Fall, wenn Jemand den Besitz einer Sache läugnet, verordnet ist.

Eine beträchtliche Anzahl Eide ist entbehrlich und unnütze und dem Staate so nachtheilig als dem menschlichen Körper der Gebrauch überflüßiger Arzeneien, wie solches schon ein berühmter Göttingischer Lehrer ausgeführet hat k).

Hieher gehören 1) alle außergerichtliche Eide. Ist eine Handlung an sich erlaubt, so braucht sie keiner eidlichen Bestärkung. Hat der Gesetzgeber solche für ungültig erklärt, hat er zum gemeinen Besten verordnet, daß kein Unmündiger ohne Beistand seiner Vormundschaft sich verbindlich einlassen, noch ohne gerichtliche Untersuchung seine Grundstücke veräußern könne, so verdient sowohl derjenige, der aus einem Eide ein Band der Ungerechtigkeit machen will, als der dazu die Hand bietet, eine Bestrafung; und wenn diese erfolgt, und die ungeziemende Absicht der Vereitelung eines heilsamen Gesetzes verfehlt wird, so würden diese Eide von selbst unterbleiben. Bei den Hebräern konte keine Frau ohne Einwilligung ihres Mannes, und kein Kind ohne Genehmigung seines Vaters sich eidlich verpflichten l): es hat wohl keinen Zweifel, daß ein Landesherr den Misbrauch der Eide zur Aufrechthaltung unerlaubter Handlungen untersagen könne.

Die meisten eidlichen Betheurungen erblickt man in den Bürgschaften der Frauen für ihre Ehemänner, und es entsteht hier der Zweifel, ob der gemeine Wohlstand die Ungültigkeit einer solchen Bürgschaft erheische, oder ob

h) Neu verändertes Rußland S. 550.

i) Recueil des Voyages qui ont servi a l'Etablissement de la Compagnie des Indes, Tome 3. Part. 2. p. 428.

k) Ayrer de abusu Juramentorum tollendo.

l) Grotius de jure Belli & Pacis p. 450.

ob dieses Verbot nicht bloß eine ihnen ertheilte Rechtswohlthat, deren sie sich wieder begeben können, beziehle?

Die Römer sahen es als eine Angelegenheit der Republik an, daß eine Frau, deren Ehemann sich von ihr nach Gutfinden scheiden konte, nicht ihren Brautschaß einbüßte, und auch heutiges Tages trennt oft der Tod zu früh eine Frau von ihrem Erwerber. Dessen Verlust wird ihr doppelt schrecklich, da sie gemeiniglich erst alsdenn die Trümmer eines zerscheiterten Wohlstandes erblickt. Wie sehr würde eine verlassene Witwe mit ihren unerzogenen Kindern dem gemeinen Wesen zur Last fallen, wenn sie aus ihres Ehemannes Verlassenschaft nicht ihr Eingebrachtes retten könte, und wie viele Väter würden nicht bedenklich finden, einem Manne, dessen Glücksumstände nicht einleuchtend sind, ihr Kind anzuvertrauen, wenn diesem bei einem so traurigen Falle in dessen Vermögen die erste Sicherheit entgienge. In einem Zeitalter, wo die Pflicht, dem Staate wohlgezogene Bürger zu hinterlassen, so häufig theils einem Mistrauen in die Vorsehung, theils einem herrschenden Geiste der Ungezwungenheit und regellosen Triebe, theils einer ängstlichen Furcht für die Lasten des Ehestandes, die so viele abwechselnde Moden dauerhaft machen, aufgeopfert wird, sind alle Ordnungen, die auf eine oder andere Art die Bevölkerung befördern, ersprieslich. Der Grund dieser Rechtswohlthat ist die Imbecillitas Sexus, oder die Empfindsamkeit des schönen Geschlechtes. Man hat befürchtet, daß eine Frau unter den Drohungen eines gebietrischen Eheherrn, oder vielleicht noch mehr in den Umarmungen eines liebreichen Gemals, den freien Willen, den die Gesetze zu dem Bestande einer jeden Entschließung erfordern, einbüßen würde. Die Hinzufügung des Eides bei der Entsagung macht keinen Beweiß, daß der Mann auf eine oder die andere Art keinen Misbrauch von seiner Herrschaft gemacht hat, noch daß die Frau von andrer Natur als ihres gleichen gewesen ist.

Es können jedoch Umstände eintreten, daß eine Frau ohne Verletzung der Pflichten gegen sich und ihre Kinder eine Bürgschaft zum besten ihres Ehemanns eingehen, und dadurch dessen und ihre eigene Wohlfahrt befördern kan.

Allein die eidliche Bekräftigung zeiget nicht, daß eine Frau darunter wohlbedächtig nach Lage der Umstände verfahren habe; eine vorgängige summarische gerichtliche Untersuchung würde dieses eher darlegen.

Alle Dienst- und Pflichteide enthalten 2) zum öftern viele Kleinigkeiten und überflüßige nicht thunliche und längst abgekommene Handlungen.

Der Graf Wolf von Hohenlohe hielt es hinreichend, daß er einem angehenden Diener den Ort zeigte, wo die Missethäter öffentlich hingerichtet wurden, und jeder erlangte seine Ehrenstelle unter dem Anblick des Gal-

gens m). Ich lasse dies nur in denen Fällen gelten, wo die Uebertretung nicht verborgen bleiben kan. Die Franzosen beeidigten ehemals keinen Soldaten, sondern sie straften sie ernstlich, und hatten nicht mehr Ausreißer als andere Nationen.

Ist 3) gemeiniglich der besondere Eid für Gefährde nicht nur ein unnüzzer sondern höchst bedenklicher Eid. Der Kläger verlangt von dem Beklagten die Erstattung eines ihm selbst behändigten Darlehns, und schiebt ihm darüber einen Eid zu. Der Beklagte nimt solchen an, und begehrt von dem Kläger den Eid für Gefährde. Beide Eide werden abgeleistet; ob schon ein Theil selbigen mit guten Gewissen nicht abstatten kan. Man wendet zwar vor: dieser Eid müßte einen Ruchlosen zurück halten, daß er keinen wider sein besser Wissen mit einem Eide belästige: Allein der Beklagte hat entweder den gehörigen Begrif von einem Eide, so wird er es für keinen Bedruck achten, wenn ihm der Richter dessen Abstattung zur Ehre der Gerechtigkeit auflegt, oder er hat ein sehr zartes Gewissen, und alsdenn hat er mehr Ursache sich zu beruhigen, wenn er die Wahrheit nicht eidlich bekräftigen will, ehe und bevor sein Gegner einen Meineid begangen hat. Wenn der Kläger, der seinen Beweis lediglich durch die Zuschiebung eines Eides führen will, in die Kosten verurtheilt würde, so bald sein Gegner solchen abgeleistet, so würde sich, zumal in Kleinigkeiten, mancher bedenken, seine Ansprüche auf des andern seine Religion zu begründen. Die Rechtslehrer sind zwar darunter einstimmig, daß der Kläger dem Beklagten die Kosten vergüten muß, wann er seine Angabe nicht erwiesen; die mehrsten machen jedoch in dem Fall eine Ausnahme, wenn der Beklagte überdem das Gegentheil eidlich erhärtet hat, und vergleichen alsdenn die Kosten gegen einander; gerade als wenn dadurch des Klägers seine unerwiesene Angabe glaubwürdiger geworden.

Wenn 4) der Beklagte den ihm von dem Kläger zugeschobenen Eid zurückschiebt, und der Kläger solchen abschweren will, so entsteht wohl nicht der mindeste Verdacht wider den Kläger, daß er von dem Beklagten einen Eid aus Bosheit verlangt hat, den er bei dessen Verweigerung selbst ableistet; gleichwohl muß er alsdenn auch zugleich den Eid für Gefährde abstatten.

So wie 5) die eidliche Angabe eines erlittenen Schadens unzuläßig, wenn dessen Betrag auf andere Art ausfindig gemacht werden kan, so ist auch 6) der Eid entbehrlich, wodurch Jemand in gewissen Fällen einen Verlust, der in seiner Einbildung beruht, zu Gelde anschlagen will.

Findet die richterliche Ermäßigung dessen Ansatz billig, so bedarf es des Eides nicht; ist solcher übertrieben, so hilft dem Kläger der Eid nichts, denn wenn er schon selbigen feierlich abgeschworen hat, so erhält er doch nichts mehr als was ihm der Richter zugedacht hat. Die-

m) Leyser in Specim. Medit. 137.

Dieser findet leicht eine billige und den Umständen angemessene Auskunft. Folgender Vorfall giebt ein Beispiel davon: Ein Ehemann dem ein plötzlicher Tod seine Gattin in der Blüte ihrer Jahre raubte, gab ein kleines Portrait von ihr einem Mahler, um darnach ihre Bildung und seinen Verlust im großen zu schildern. Der Künstler vergaß den Auftrag, und verkaufte wenige Tage darauf den Rock, worin er das Portrait gesteckt hatte, einem fremden Markt-Juden. Der betrübte Witwer belangte ihn, und erbot sich zum Eide, daß er lieber hundert Dukaten als das Bildniß eingebüßt hätte. Sein Gegner hatte in einer Auktion eine Schilderei, welche die drei Grazien gar anmuthig vorstellte, für fünf Thaler erstanden. Er ließ daher dem Kläger die Wahl, ob er sich mit der Annahme der sämtlichen Grazien oder des Kaufgeldes dafür beruhigen wolte. Ein geringer und unschicklicher Bot auf die Entbehrung eines Denkmals von einer Frau, die erst vor kurzem verschieden, und die mit den Huldgöttinnen nicht viel ähnliches gehabt hatte. Der Richter grif durch. Das Portrait samt der Einfassung hatte funfzehn Thaler gekostet. Der Beklagte mußte für seine grobe Nachläßigkeit dem Kläger diese Summe doppelt erlegen, und die Kosten des Rechtshandels erstatten. Der Beklagte beruhiget sich bei diesem Ausspruch. Der Kläger gleichfalls. Er hatte sich immittelst einen andern Gegenstand seiner Zärtlichkeit ausersehn, dessen wesentliche Reize in der körperlichen Welt bereits seine Sehnsucht nach den vermißten im Reiche der Schatten geschwächet hatten, und er fieng schon an gewissenhaft zu erwegen, daß es mit dem Eide eine gefährliche Sache sey.

Da die Wahrheit in zweier oder dreier Zeugen Munde bestehen soll, so ist es 7) ein Misbrauch, wann die Partheien oft ein Dutzend und mehr Zeugen über eine Geschichte abhören lassen. Gemeiniglich ist der Umstand worauf die Entscheidung beruhet, den wenigsten bekant.

Da 8) die beifällige Aussage eines unverwerflichen Zeugen schon einen halben Beweiß ausmacht, dermaßen daß derjenige, für den sie erfolgt, zum Erfüllungseid gelassen wird, so hat die Abhörung eines einzigen Zeugen, wenn solcher nicht über alle Einwürfe erhaben ist, und dessen Aussage nicht durch sonstige Vermuthungen unterstützt wird, keine andere Wirkung, als daß der Beklagte den Reinigungseid abstatten muß. Die an sich bedenkliche Abhörung eines verdächtigen Zeugen kan daher unterbleiben, wenn die Sache von der Beschaffenheit ist, daß der von dem Beklagten abzustattende Eid den Ausschlag geben soll. Der Kläger kan alsdenn nur anfangs durch dessen Zuschiebung die Sache abkürzen.

Wenn 9) eine Parthei auf den Einfall geräth, daß der Richter seiner Eides- und Amtspflicht nicht nachkommen, sondern in der Sache partheiisch verfahren mögte, so kan er selbigen der Untersuchung und Entscheidung entziehen, wenn er seine Meinung oder seinen Wahn eidlich kund gethan hat. Da den Partheien die Zuziehung eines Notarius bei Zeugenverhören, und die Berufung auf die Aussprüche der höhern

hern Gerichte und auswärtigen Rechtsgelehrten gestattet wird, so scheint mir das, was das päbstliche Recht hierunter verordnet, entbehrlich.

Wird 10) dem Beklagten ein Eid zugeschoben, so kan er sein Gewissen mit Beweiß vertreten. In zweier unverdächtigen Zeugen Aussage beruhet ein vollständiger Beweiß. Kan der Beklagte diese nicht vorschlagen, so ist das Zeugenverhör eine vergebliche Handlung.

Ist 11) der Erfüllungseid in den Fällen, wenn der schwerende Theil die Wahrheit nicht zuverläßig wissen kan, sondern nur aus trügbaren Vermuthungen herleiten will, verwerflich. Die Menschen sind so gesinnet, daß sie dasjenige, was sie wünschen, für wahr halten.

Haben schon 12) viele Rechtslehrer eine außerordentliche Strafe als die Abstattung des Reinigungseides in peinlichen Fällen erträglicher angesehen, für die Gewißheit eines gewaltsamen Todes haben auch Helden auf dem Blutgerüste gezittert, wenn ihr Muth nicht durch die gewöhnlichen Triebfedern, durch Ehre und Rache beseelet worden. Hat die Religion den Beschuldigten nicht an der Ausübung des ersten Verbrechens behindert, so wird sie ihn auch nicht abhalten, zu Rettung seines Lebens oder seiner Freiheit das zweite zu begehen.

So schwach 13) die Sicherheit des Richters, die er für sich und für die Befolgung seines Ausspruches durch die Abdringung der Urphede von einem Missethäter verlangt, so ungereimt ist es

14) wenn er in deren Verweigerung solche durch den Büttel in dessen Seele abstatten läßt.

Aus einer Einschränkung der Eide folgt natürlicher Weise die Verminderung der Meineide, die auch dadurch erreicht werden kan, wenn der Richter, besonders bei Partheien, die einfältig und in der Erziehung vernachläßigt sind, sich nicht bloß bei der Verlesung der Warnung für die Strafe des Meineides beruhigt; sondern durch Fragen von ihnen heraus zu bringen sucht, ob sie von einem Eide einen hinlänglichen Begrif haben. Bei denen, welche die flüchtigen Glücksgüter über ihren wahren Werth schäzen, ist die Abschilderung des Unsegens, den ein Meineid über alles, was ihnen so sehr angelegen ist, verbreiten kan, ein zweckdienlicher Bewegungsgrund, der schon den Heiden eingeleuchtet hat,

> Clades tot mortalibus unde
> Quoties fallaci pectore jurant.
>
> *Claudianus.*

und wie oft wäre eine Belehrung erforderlich, wenn häufige ärgerliche Beispiele und Eingebungen des Eigennuzzes den thörigten Wahn erregen, der zwischen der Wichtigkeit der Eide nach der Verschiedenheit des Gegenstandes einen Unterschied macht, und wohl gar einen Eid, den die Landesobrigkeit bei der freiwilligen Anstellung dieses oder jedes Gewerbes zur Sicherheit der gemeinen Abgaben auferlegt, als erzwungen ansehn will.

M. F. Schüsler.

Hannoverisches Magazin.

71tes Stück.

Montag, den 4ten September 1780.

## Kurze Beschreibung der Cochenille.

Die Cochenille, ohne die man weder Scharlach noch Purpur machen könte, ist, so wie man sie aus Mexiko zu uns bringt, wie kleine Körner von ziemlich unordentlicher Figur gestaltet, die auf einer Seite etwas erhaben und mit gewissen Krümmungen versehen sind, auf der andern Seite aber wie ausgehölt aussehen.

Innerlich sind diese Körner purpurfarbig und äußerlich bald schwärzlich roth, bald aschgrau, mit etwas roth vermischt, welche leztern für die besten gehalten werden. Ihr Umfang komt einer runden Figur bei, die aber öfters einige Vertiefungen hat. Mit einem Worte, man findet von den Cochenillekörnern alle Arten von Unförmlichkeiten, welche ein Körper, der zuerst weich gewesen, hernach, wenn er austrocknet, annehmen kan.

Anfangs wußte man von der Cochenille keine andere Umstände, als daß man sie in Mexiko von gewissen Pflanzen einsammelt; weswegen es ganz natürlich war, zu denken, daß es eine Frucht wäre, bis man endlich durch viele und lange Beobachtungen erkant hat, daß sie eine Art Würmchen oder Thierchen von Größe und Gestalt einer Wanze ist, das Augen, Schnabel, Füsse, Klauen u. s. w. hat.

Das Gewächs, von welchem diese Insekten gesammelt werden, wird wegen Gleichheit der Blätter der indianische Feigenbaum, (Ficus Indica,) von den Kräuterkennern aber Opuntia, und von den Indianern selbst Nopal genannt.

Diese Nopalstaude ist dornicht, ungefähr fünf Schuh hoch, und hat dicke und eyrunde Blätter. Ihre Blüte ist weiß, und ihre Frucht hat die Gestalt einer Feige. Diese ist mit einem rothen Saft angefüllt, wovon die Cochenille wahrscheinlich ihre Farbe hat.

Der Nopal komt gemeiniglich aus einem oder zweien seiner in ein Loch gesteckten und mit Erde bedeckten Blätter herfür. Seine ganze Wartung läuft darauf hinaus, daß man das ihn umgebende Unkraut ausrottet. Man muß ihn oft erneuern; denn je jünger er ist, desto beträchtlicher und besserer Art ist sein Produkt. Man findet ihn

in verschiedenen Gegenden von Mexiko, in Tlaskala, Chalula, Chiapa und Neugallizien; allein er ist daselbst nicht gemein.

Die Völker pflanzen ihn niemals, und seine Cochenille, die so ist, wie die rohe Natur sie giebt, heißt wild, und ist nicht fürtreflich.

Die einzigen Indianer von Oaxaka legen sich ohne Ausnahme auf diese Art von Indüstrie. Niemals hat man sie weder durch die beständige Aufmerksamkeit, die sie erfordert, noch durch die zu gemeinen Unglücksfälle, denen dieselbe sie aussezt, abgeschreckt gesehen. Ihre Verständigkeit, ihre Thätigkeit, ihr Wohlstand, haben sie in Stand gesezt, eine schlechte Ernte zu tragen, und eine gute zu erwarten. Sie sind überhaupt in einem dürren Erdreich, worin der Nopal gern stehet, und unter einem gemäßigten Himmel, wo die Cochenille weniger Zufällen ausgesezt ist, gleicher, als in den Theilen der Provinz, wo die Kälte und Hitze sich mehr fühlen lassen.

Die Cochenille hat, wie alle Thiere, zwei Geschlechter. Das Weibchen hat ein schlechtes Ebenmaaß, ist langsam und fast starr. Seine Augen, sein Mund, seine Fühlhörner, seine Füße, sind so tief, so sehr in den Falten seiner Haut versteckt, daß man sie ohne Hülfe des Vergrößerungsglases unmöglich unterscheiden kan.

Das Männchen, welches sehr selten ist, und für dreihundert und mehr Weibchen hinreicht, ist thätig, dünn und mager, in Vergleich des Weibchens. Sein Hals ist dünner als der Kopf, und noch weit dünner als der übrige Körper; die Brust ist eliptischer Gestalt, ein wenig länger als der Kopf und Hals zusammen, und unten platt. Seine Fühlhörner haben Glieder, und aus jedem Gliede gehen vier, auf beiden Seiten paarweis sitzende Haare heraus. Es hat sechs Pfoten, deren jede aus drei Stükken bestehet. Aus dem hintern Ende seines Körpers stehen zwei große Borsten oder Haare heraus, die vier oder fünfmal so lang sind, als das ganze Thier. Es führet zwei am obern Theil der Brust eingesezte Flügel, die sich, wie die Flügel der gemeinen Fliegen, niederlegen, wenn es geht oder ruht. Diese länglichten Flügel fallen, da wo sie am Körper befestigt sind, in der Breite kurz ab. Sie sind durch zwei lange Muskeln gestärkt, deren einer sich äußerlich ganz rund um den Flügel erstreckt, und der andere, der inwendig dem ersten gleich läuft, gegen das Ende der Flügel unterbrochen scheint. Das Männchen ist hellroth, das Weibchen ist dunkler.

So bald die günstige Jahrszeit eingetreten, säen die Mexikaner, so zu reden, die Cochenillen auf die ihnen eigene Pflanzen, indem sie kleine Nester von Mooß, die jedes zwölf oder funfzehn derselben enthalten, daran setzen. Sie bringen drei oder vier Tage darnach ihre Jungen, die sich mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit auf allen Zweigen ausbreiten. Bald verlieren

lieren sie diese Thätigkeit, und man siehet sie, ohne sich weiter zu bewegen, sich an dem nahrhaftesten, am meisten bloß gestellten Theil des Blatts vest setzen, bis sie ihr ganzes Wachsthum bekommen haben. Sie nagen dasselbe nicht ab, sondern stechen nur mit einem kleinen Rüssel, den die Natur ihnen zu diesem Gebrauch gegeben, hinein, und ziehen den Saft heraus.

Man hält jedes Jahr drei Cochenillenernten, welche eben so viel Geschlechte dieses Thiers sind. Die letzte giebt nur eine mittelmäßige Cochenille, weil sie mit den Blättern, welche man abgestreift hat, um die neu gebornen Insekten daran zu bekommen, die man unmöglich auf eine andere Art sammeln könte, vermischt ist, und weil die jungen Cochenillen dabei mit den alten vermengt sind, welches ihren Werth beträchtlich verringert.

Unmittelbar vor der Regenzeit schneidet man die Nopalzweige ab, um die kleinen darauf bleibenden Insekten zu retten. Man verwahret sie in den Häusern, wo die Blätter sich frisch erhalten, wie sie bei allen so genanten Pflanzen thun. Die Cochenillen wachsen auf denselben während der schlechten Jahrszeit. So bald diese vorüber ist, setzt man sie auf Bäume, die draussen stehen, wo sie, von der frischen Luft belebt, bald ihre Jungen ausbecken.

Die Cochenillen sind nicht so bald eingesammelt, so taucht man sie in heiß Wasser, um sie zu tödten.

Es giebt verschiedene Manieren sie zu trocknen. Die beste ist, sie etliche Tage an die Sonne zu legen, wo sie ein rothbraunes Ansehen gewinnen, welches die Spanier *Renegrida* nennen. Die zweite ist, sie in den Backofen zu setzen, wo sie eine graulichte Farbe mit Purpuradern annehmen, daher man ihnen den Namen *Jaspeada* giebt.

Endlich bestehet die unvollkommenste, welche die Indianer am meisten gebrauchen, darin, daß sie sie mit ihren Mayskuchen auf Platten legen: sie verbrennen oft auf denselben, deswegen nennt man sie auch *Negra*.

Ob die Cochenille gleich zum Thierreich gehört, welches die vergänglichste Gattung ist, so verdirbt sie doch niemals. Man hat sie, ohne etwas dabei zu thun, als sie in einer Schachtel zu verschließen, ganze Jahrhunderte mit aller ihrer Kraft aufbehalten.

Damit man sich von dem Vortheile, welchen Mexiko aus der Cochenille zieht, deren Preis allezeit sehr hoch ist, einen deutlichen Begrif machen könne, will ich aus einer Dissertation, die 1736 vom Herrn von *Neufville* aus Amsterdam an den Herrn *du Fay* nach Frankreich geschickt worden ist, dieses anführen, daß in Europa jährlich auf 880000 Pfund Cochenille ankommen, und daß der Betrag vom Verkaufe dieser Cochenille ein Jahr lang ungefähr 7410000 holländische Gulden, oder 15050690 französische Livres zu seyn pflegt.

Ein so wichtiger Gegenstand der Handlung verdiente es wohl, den

Mexikanern von den europäischen Staaten misgönnet zu werden. Es ist auch zu verwundern, daß sie deshalber noch nicht alle möglichen Versuche gethan haben. Die, welche Colonien in Amerika haben, besitzen gewiß solche Gegenden, darin eben die Gattungen von Nopals, wie in Mexiko wachsen, und worauf die Cochenillen wahrscheinlich ebenfalls leben und sich vermehren könten.

Herr du Hamel, Medicus und Correspondent der Akademie der Wissenschaften zu Paris auf St. Domingo, will zwar daselbst eine Gattung von Cochenille beobachtet haben, welche er mit der bisher beschriebenen einerlei zu seyn glaubt, und wovon er den Herrn du Fay und Jussieu eine Probe überschickt hat; allein sie hat dem Wasser nur eine schwache Farbe von einem ziemlich schlechten roth gegeben.

Herr Savary macht unter der Cochenille folgenden Unterschied. 1) Die kostbarste Cochenille, sagt er, ist die, die von dem Wurme kömt, der sich auf dem Tonna befindet. Die Spezereihändler und die Färber nennen sie Cochenille mesteque; sie wird zu den schönsten Färbereien gebraucht. 2) Giebt es auch Cochenille, welche Campetiane oder Tesquale heißt, und noch 3) eine andere wilde, die man die gemeine wilde nennet, und welche von der indianischen weit unterschieden ist. Campetiane ist nichts anders, als das Ueberbleibsel von der ausgesiebten Mesteque, oder auch die Mesteque selber, die schon zum Färben gebraucht worden. Die Tesquale, sonst auch Tetrechalle genannt, ist die Erde, welche sich mit der Campetiane vermischt befindet. Was die gemeine wilde Cochenille betrift, so hält man sie für eine Art Saamenkörnchen, welche von den Wurzeln der großen Pimpinelle (Pimpinella sanguisorba) abgelesen werden. Da aber diese Sorten von Cochenillen lange nicht von der Güte, und auch nicht so theuer, als die wahrhaftige Cochenille sind, so werden sie nur zur Auffärbung schlechter Zeuge gebraucht.

Man findet auch bisweilen zu Cadix geborgene Cochenille. Dieses ist feine Cochenille, die vom Meerwasser benetzt worden. Dergleichen Zufälle vermindern den Preis stark, denn das Meersalz greift die Farbe der Cochenille an, daß man solche zu nichts, als zum Purpur brauchen kan, und auch dieser wird eben nicht der schönste. Indeß hat sich 1735 einer gefunden, der das Geheimniß wußte, sie fast mit so viel Vortheil, als die unbeschädigte, zum Scharlach zu gebrauchen.

Zu Cadix kömt die Cochenille gemeiniglich auf den Gallionen an, welche die Schätze aus Mexiko und Peru dahin bringen, und wird von hieraus nach Holland, England, und Marseille verführt, von wannen sie die französischen und anderer Länder Spezereihändler erhalten.

Man muß aber nicht glauben, als besäße Westindien nur allein eine so kostbare Waare. Wir haben auch eine deutsche Cochenille, damit man eben so

so gut wie mit der aus Mexiko, Seide und Wolle färben kan, und die unter dem Namen des Johannisbluts bekant ist. Da aber von selbiger schon im 49ten und 50ten Stück dieses Magazins vom Jahr 1772 eine weitläuftige Abhandlung befindlich, worin man alles was darüber gesagt werden kan, antrift, so wird selbige hier billig mit Stillschweigen übergangen.

## Bewährte Versuche des Herrn von Reaumur für die Erhaltung der Eyer.

Ein frisches Ey ist natürlicherweise ganz voll, nach einiger Zeit aber entsteht an dem einen Ende zwischen der äußern Schale und der innern Haut ein leerer Raum, welcher anzeigt, daß das Ey schon etwas alt; und je älter es wird, desto größer wird der Raum, und desto leerer das Ey, bis es größtentheils von seinen enthaltenen Feuchtigkeiten ausgeleert wird, da denn das wenige, was zurück bleibt, sich zulezt verhärtet. Die Ursache hiervon ist in der äußern harten Schale zu suchen, die, ob sie schon dem Auge sehr dichte scheint, dennoch mit vielen kleinen Oefnungen versehen ist, in welche sich ganz subtile Gefäße (vasa exhalantia) endigen, welche beständig eine wässerige Feuchtigkeit durchschwizzen, und zwar bei warmem Wetter häufiger als bei kaltem.

Man darf nur ein Ey unter die Luftpumpe bringen, so wird man sogleich bemerken, daß so viele Feuchtigkeit aus selbigem herausdringt, daß die Schale ganz davon überzogen wird. Diese Ausdünstungswege sind auch Ursache, warum ein Ey faul werden muß, indem die Luft in selbige frei und ungehindert eintreten kan.

Aus dem bisher angeführten läßt sich nun leicht einsehen, daß es bei der Erhaltung der Eyer hauptsächlich darauf ankomme, daß die Ausdünstungswege des Eyes aufs genaueste verstopft werden, damit es vollständig bleibe, wodurch es auch zugleich für dem Eindringen der äußern Luft, welche die Fäulung nach sich zieht, bewahrt wird.

Diese Absicht zu erhalten, giebt *Reaumur* einen Firniß an, der nicht kostbar ist, und bloß aus einer Auflösung des **Gummilack in Weingeist** bestehet, und der Erfolg davon hat seine Erwartung ganz übertroffen, indem die damit überzogenen Eyer nach zwei Jahren und darüber eben so frisch geblieben, als Eyer von einem Tage. Weil aber der Firniß dem Landmann, dem doch hauptsächlich die Sorgfalt für die Erhaltung der Eyer nutzbar ist, theils ein unbekantes Ding, theils für ihn schon zu weitläuftig ist; so hat *Reaumur* mit bekantern und leichter zu bereitenden Materien Versuche gemacht, und bemerkt, daß ein jedes hartes Fett, z. B. das **Schweinefett**, das gewiß in jedem Dorfe zu haben ist, von eben dem Nutzen gewesen, wie der Firniß. Das **gemeine Talg**, wor-

aus die Lichter bereitet werden, ist ebenfalls hierzu zu brauchen, und noch besser eine **Mischung von Rindertalg und Schweinefett.** Da man aber Leute findet, die einen Eckel für Talg haben, mithin solche Eyer, die damit überzogen sind, verabscheuen würden; so thut man am besten, man bedienet sich hierzu des **frischen Schweinefettes.**

Die Zubereitung ist leicht, und geschiehet so: daß man um die Mitte der Eyer einen Faden befestigt, damit man sie mit Hülfe dessen in das Fett, nachdem es geschmolzen, und vom Feuer abgenommen worden, eintauchen, und sogleich wieder herausziehen könne. Die Befestigung des Fadens macht keine Schwierigkeit, und kan leicht durch die Uebung erlernt werden, auch selbst das Fett, nachdem es kalt und hart geworden, befestigt ihn noch mehr, daß also das Ey nicht wohl herausglitschen kan; es können auch die also zubereiteten Eyer an diesem Faden aufgehangen werden, wiewohl es zu ihrer bessern Erhaltung nichts beiträgt, und sie eben so gut in Körben und Fässern ihren Aufbewahrungsort finden können.

Hierbei ist wohl zu merken, daß die Eyer nicht alt seyn müssen, sondern es wird unumgänglich erfordert, daß sie, wo nicht an eben dem Tage, da sie sind gelegt worden, doch so bald als möglich nach dem Legen zubereitet werden; sind sie schon etliche Tage alt, so können sie, wenn sie zubereitet worden, aus dem Grunde nicht so gut bleiben, weil der leere Raum, der alsdenn im Ey enthalten ist, schon einen gewissen Grad der Gährung angenommen hat. Jedermann, insonderheit denen Köchen, ist es bekannt, daß am äußern Theil eines nicht recht frischen Eyes, wenn solches gegen das Licht gehalten wird, ein Zirkel bemerkt wird, der desto größer, je älter das Ey ist. Es ist daher sehr nöthig, daß man zuvor, ehe man die Eyer bereiten will, genau auf diese Zirkel achte, wenn man seine Mühe nicht umsonst angewendet sehen will. Die Versuche des **Reaumur** beweisen die Nothwendigkeit dessen. Er hat Eyer überzogen, an denen er keinen, oder einen sehr geringen Zirkel bemerket, und wieder andere, an denen der Zirkel groß genug gewesen; nach drei oder vier Monaten hat er sie sämtlich kochen lassen, und gefunden, daß erstere vollkommen das Ansehen hatten, als wenn sie an eben dem Tage gelegt worden; letztere hingegen waren von unangenehmen Geschmack, wiewohl sie noch das Weiße bei sich hatten.

Die mit Fett überzogenen Eyer haben für jenen, die mit Firniß überzogen sind, diesen großen Vorzug, daß sich erstere so geschwind als alle andere frische Eyer kochen lassen, indem das Fett, so bald das Ey in das heiße Wasser komt, sogleich schmelzt, und die Ausdünstung des Eyes, die zum Kochen erforderlich ist, ungehindert erfolgen kan; gegentheils hält der Firniß die Ausdünstung zurück, er muß zuvor erweicht und so viel als möglich abge-

abgekratzt werden, weil er von der Wärme des Wassers nicht kan flüßig gemacht werden. Nach dem Kochen wird zwar das Ey noch etwas weniges fettig seyn, welches aber mit einem Tuch leicht abgewischt und getrocknet werden kan. Für feine leckere Zungen können die Eyer mit Kleyen abgerieben werden, und man darf keinesweges befürchten, daß durchs Kochen dem Ey ein fettiger Geschmack mitgetheilet werde, vielmehr ist solcher so rein und so gut, als bei einem ganz frischen Ey.

Endlich so ist das Fett dem Firniß auch aus dieser und zwar fürnehmsten Ursache vorzuziehen, weil solche Eyer alsdenn auch zum Ausbrüten können gebraucht werden, da sich die fette Materie von selbigen leicht abnehmen läßt, und die Ausdünstung unter dem Huhne frei geschehen kan; hingegen kan der Firniß nicht ohne viele Schwierigkeit so abgemacht werden, daß sie zum Ausbrüten geschickt werden, und die Ausdünstung erfolgen kan. Es ist jedoch dem Reaumur gelungen, daß ein Küchlein aus einem solchen Ey ausgebrütet worden, das zwar eine Misgeburt gewesen, und vier Beine gehabt, welches aber doch wohl dem Firniß nicht zuzuschreiben ist. Das Alter macht hier keine Hinderniß, denn aus dem vorhergehenden ist bekant, daß die also zubereiteten Eyer vollkommen frisch bleiben, und so lange ein Ey vollkommen gut bleibt, so lange bleibt auch das Küchlein in demselben am Leben, mithin sind solche Eyer noch eben so gut zu brauchen wie frische. Man kan die Eyer, die der Henne zum Ausbrüten untergelegt werden sollen, eins nach dem andern auf einen Augenblick, ohne Nachtheil des Küchleins, in warmes Wasser legen, denn die Wärme, die zum Schmelzen des Fettes hinlänglich ist, dringet nicht bis zum Küchlein. Man trocknet sie alsdenn mit einem Tuch, oder reibt sie mit Kleyen ab, welches doch nicht allezeit nöthig, da das wenige, was noch ankleben solte, von der Henne selbst nach und nach abgerieben wird. Diese zubereiteten Eyer können uns noch den besondern Vortheil verschaffen, daß alle Arten von Federvieh aus den entferntern Ländern in den Eyern nicht nur weit leichter zu uns gebracht werden, sondern sie würden sich auch, wenn sie in unsern Gegenden ausgebrütet würden, sehr gut an eine fremde Luft und fremdes Futter gewöhnen.

Ich muß zur Veränderung noch einiger Mittel gedenken, die ebenfalls mit Nutzen bei der Zubereitung der Eyer angewendet werden können. So kan das Oel die Ausdünstung einer wäßrigen Feuchtigkeit zwar zum Theil vermindern, aber doch nicht völlig, weil die Theile desselben nicht feste genug unter sich zusammen hängen, mithin dem Bemühen, womit der wäßrige Theil durchschwitzet, nicht hinlänglich widerstehen können. Das Wachs thut eben die gute Wirkung wie der Firniß, es hält die Ausdünstungswege auf das genaueste verschlossen, und läßt sich ohne viele Schwierigkeit vom Ey wieder absondern, nur ist es etwas

kost:

kostbar, wenn man eine große Menge Eyer damit überziehen will; wer aber keine Kosten scheuet, und einen Widerwillen gegen das Fett hat, kan um der Reinlichkeit willen sich des Wachses mit dem besten Erfolg bedienen. **Eine Mischung von Pech und Wachs** ist nicht nur wohlfeiler, sondern entspricht ebenfalls unsrer Absicht, hat aber das unangenehme, daß sie sich vom Ey schwer absondern läßt. Auch würde ein jedes Gummi die Absicht erfüllen, wenn es nicht von der feuchten Luft aufgelöset würde, und die Eyer wegen der durchschwitzenden Feuchtigkeiten der Fäulniß aussetzte. Es bleibt daher gewiß, daß **ein hartes Fett**, welches allenthalben zu haben, wohlfeil ist, und sich am leichtesten vom Ey absondern läßt, vor allen andern Materien zu wählen ist.

Wie nun das bisher angeführte bloß die Erhaltung der Eyer betrift; so kan es auch mit eben dem Nutzen auf verschiedene andere Sachen, die der Fäulniß leicht unterworfen sind, angewendet werden.

M . . A . .

---

# Historische Anekdote aus Lelands Irländischer Geschichte.

Siehe das 68te Stück.

1642. Zur Zeit des Aufstandes, waren dem Grafen Ormond und dem James Coote, welche beide daselbst die Königl. Truppen commandirten, die Befehle gegeben, zu sengen und zu brennen, um die ganze Gegend der Rebellen in eine Wüste zu verwandeln. Coote gehorchte diesem Befehle auf das strengste; Ormond mit mehrerer Menschlichkeit und Klugheit, doch immer noch nachdrücklich genug um den Anführern der Rebellen scheinbare Ursach zu Klagen zu geben. Lord Gormanston, einer der ersten derselben, schrieb an ihn und verwies ihm sein Betragen; er drohete, wenn er so fortführe, so solten es seine Gemalin und Kinder entgelten. Die Antwort welche Ormond darauf gab, ist würdig angemerkt zu werden; er schrieb an Gormanston, verwies ihm seine Treulosigkeit, rechtfertigte sich, und erklärte seine Entschließung die Rebellen zu verfolgen, selbst beim Verlust alles dessen was ihm lieb wäre, denn dies wäre der Wille des Königs. Er sagte: Mein Weib und meine Kinder sind in eurer Gewalt, würden je Männer sie beleidigen, so werde ich es nie an Frauen und Kindern rächen; dies würde nicht allein niedrig und unchristlich, sondern gar sehr unter dem Werth seyn, den ich in meine Frau und Kinder setze.

# Hannoverisches Magazin.

72tes Stück.

Freitag, den 8ten September 1780.


## Von den Temperamenten.

Die Veranlassung in dem astrologischen Zeitalter zur genauern systematischen Behandlung dieser Lehre ist nicht von der Art, daß sie ihr in unsern Zeiten Beifall erwerben könne. Wer kennt nicht die astrologischen Thorheiten, die viele der besten Köpfe vormals zur Schande des Menschenverstandes beschäftigten. Ein Vortheil aus der zu diesem Zwecke nöthigen genauern Beobachtung des Himmels erwuchs daraus für die Sternkunde, aber Barbarei und Irthum war die Folge für viele andere Wissenschaften. Dies Unglück betraf auch die wichtigen Lehren, die zum Gegenstande der Menschen Leben und Gesundheit haben. Die Schriften der Aerzte damaliger Zeit sind voll davon, und nach jenen unglücklichen Zeiten wurde durch die Calender jährlich dieser unverzeiliche Irthum fortgepflanzt. Der gemeine Mann, der diesem Vorurtheile anhieng, überließ sich vielfältig lieber der Heftigkeit der Krankheit, und starb aus Klugheit, als daß er den Fehler hätte begehen sollen, an einem Tage die Ader öfnen zu lassen, da es der Calender verbot. Noch ist das Vorurtheil nicht völlig ausgerottet, es raubt noch manchem das Leben, oder stürzt in gefährliche Krankheiten.

Aller Einfluß der Sterne auf unsern Erdball bezieht sich bei den Fixsternen auf ein schwaches Licht, und bei den Irrsternen nebst diesem auf Anziehung. Der Mond, als der Begleiter unserer Erde, ist die erfahrungsmäßige Ursache der Ebbe und Fluth. Man solte nun leicht glauben, daß wenigstens der Mond, der so eine große Wirkung äußert, auch seinen Einfluß auf den menschlichen Körper haben könne. Allein von Seiten der Erfahrung ist bis dahin wenig hiervon außer allen Zweifel gesetzt. Es müßte sich wohl alles auf Ausdehnung und Zusammenziehung der festen und flüßigen Theile und der umgebenden Luft beziehen, aber das meiste von demjenigen, welches man hiervon zu erwarten hätte, tritt nicht ein. Die periodischen Blutflüsse eräugnen sich zu allen Zeiten des Monats, und richten sich keinesweges nach dem Mondes-

laufe. Schlagflüsse, Seitenstechen, Entzündungen, faule und hitzige Fieber haben sich noch nie nach den Mondesphasen bestimt. Indeß verdienen doch die Bemerkungen einiger neuer und wichtiger Aerzte Aufmerksamkeit, daß die Würmer in den Gedärmen beim Ende des abnehmenden und dem ersten Anfange des neuen Mondes, da sich die Anziehung des Mondes und der Sonne vereinigen, mehr Beunruhigung verursachten und leichter abgiengen. Der Herr von Rosenstein a), der sich auf der andern Seite den astrologischen Vorurtheilen im medicinischen Fache auf die rühmlichste Art in den schwedischen Calendern widersetzt, und Juncker b) sind unter andern dieser Meinung. Der verdienstvolle Leibmedicus Zimmermann c), der im allgemeinen der Meinung vom Einflusse des Mondes nicht günstig ist, erwähnt das Beispiel einer Frau, welcher seit drei Jahren allemal beim abnehmenden Monde zwei, drei und mehr Ellen von dem Bandwurme abgegangen sind. Auch will man bemerkt haben, daß Wassersüchtige zur Zeit des Vollmondes sich schlimmer befänden, und daß die meisten alsdann stürben d). Ich selbst habe bei dieser Krankheit einige periodische Veränderungen bemerkt, die sich gewissermaaßen nach den Mondsphasen zu richten schienen. Der Herr von Haen folgte bei der Kur des Kropfes, welcher durchaus keinen von ihm vorgeschriebenen Mitteln weichen wolte, mit gutem Erfolge dem Rathe eines andern Arztes, der aus vielfältigen Beobachtungen in Steiermark befunden hatte, daß seine Arzenei nur kurz nach dem Vollmonde Dienste leiste e). Mead's Schrift de imperio solis ac lunæ in corpora humana, ist voll von hieher gehörigen Beispielen. Ueberhaupt muß man zugeben, daß von diesem vernünftigen und mehr philosophisch gedachten Einflusse des Mondes, zumal gegen den gerechnet, den man nach der mythologischen Benennung der Planeten bestimte, sich die Unmöglichkeit nicht werde zeigen lassen, und daß er immer die Aufmerksamkeit der beobachtenden Aerzte verdiene. Vielleicht verschaft diese Bemerkung solcher Meinung mehr Eingang, daß der etwanige Mondes-Einfluß nicht von dem verschiednen Grade seiner Erleuchtung, einem Umstande, der wohl nichts dergleichen bewirken kan, sondern von seinem verschiedenen Stande gegen Erde und Sonne und der daher rührenden verschiedenen Anziehung herzuleiten sey.

Welche Barbarei war es also, den Einfluß der Planeten nach dem Charakter

a) Kinderkrankh. 2. Ausg. S. 333. Anm.
b) *Klein* interpr. clinic. pag. 305.
c) Von der Erfahrung 2 Th. S. 108.
d) *Klein* interpr. clinic. p. 138.
e) Ratio medend. Pars. II. p. 189.

rakter und der Denkungsart derjenigen mythologischen Personen zu bestimmen, deren Namen man ihnen willkührlich gegeben hatte, ihre behauptete Beherrschung der Stunden, Tage und Jahre nicht etwa nach ihrem Laufe, sondern nach ihrer Abzählung zufolge des unrichtigen Ptolemaischen Systems anzugeben. Diesen Ursprung haben auch die Benennungen der Tage in der Woche. Jede Tagesstunde wurde nemlich von einem Planeten, so wie sie nach dieser Ordnung auf einander folgten, beherrscht, und nach dem, der zufolge dieser Umzählung die erste Tagesstunde bekam, wurde der Tag benannt. So regierten sie auch die Jahre, wie die sogenannten hundertjährigen Calender ausweisen, und was man von den Eigenschaften der mythologischen Personen, deren Namen sie führten, in den fabelhaften Zeiten gedichtet hatte, das waren auch die Eigenschaften desjenigen Jahres, welches sie regierten. So soll Mars ein hitziger zänkischer und kriegerischer Mann gewesen seyn, deswegen hat man in den ihm untergebenen Jahren hitzige Sommer, viel Zank und Krieg unter den Menschen, heftige Donnerwetter, trockene Zeit, guten Korn- und Weinwachs, weil Wein und Brantewein Muth machen. Ein Venusjahr bringt auch viel Wein, ohnstreitig weil der viel zur Liebe beiträgt, warmes Wetter, hat unter sich verschiedene Theile, und ein Mägdlein in diesem Jahre geboren ist schön, mit langen Haaren und rundem Gesicht und Augen f). So wie es nun den Jahren, Tagen und Stunden gieng, so gieng es auch den Menschen. Man bemerkte leicht gewisse individuelle Verschiedenheiten in Wirkungen des Körpers, der Gemüthsbeschaffenheit und Denkungsart, und was war natürlicher in jenen astrologischen Zeiten, als diese von den Planeten herzuleiten. Nun gab es damals sieben Planeten, also auch sieben Temperamente oder Complexionen, ohne dabei die Natur sonderlich befragt zu haben, ob es deren mehr oder weniger gebe. Vier davon waren Haupttemperamente, das cholerische, sanguinische, phlegmatische und melancholische, und drei waren Mischungen von diesen. Indeß ist der hundertjährige Calender dieses Jahrhunderts anderer Meinung, indem dieser ihre Ursachen in den vier Elementen zu finden glaubt, davon immer eins in dem menschlichen Körper die Obermacht habe. Er sagt mystisch und hochgelahrt: „Es „hat der Geist dieser Welt vier Herbergen, darin die Seele eingesperrt „liegt.„ Diese Herbergen sind, wie aus der fernern Abhandlung und Bestimmung der Temperamente erhellt, bei dem cholerischen das Feuer, bei dem sanguinischen die Luft, bei dem phlegmatischen das Wasser, und bei dem



f) Wer oder welche hierbei zu wissen verlangen solte, welches die Venusjahre wären, die können sich in dem hundertjährigen Kalender dieses Jahrhunderts Raths erholen.

dem melancholischen die Erde. Das Gestirn habe aber doch seinen Einfluß dabei, indem es diese Folgen der Herberge auf den Gast verschlimmere oder verbessere. Alle diese Weisheit wurde in den Zeiten der scholastischen Philosophie zum höchsten Gipfel gebracht. Das Schicksal, welches so eine Lehre werth war, hat sie längst erfahren. Man hatte fortgebauet, ohne zu bemerken, oder bemerken zu wollen, daß der Grund nichts tauge, und da fiel und zertrümmerte dieses stolze Gebäude. Man übergab nachher billig einer ewigen Vergessenheit, was in medicinischen und philosophischen Wissenschaften mythologisch astrologischen Ursprungs war, und keinen andern Beweiß für sich hatte.

Wir haben das Glück Nachkommen zu seyn, die dergleichen Irrthümer der Vorfahren einsehen. Konte wohl jenes willkührliche und fabelhafte, das man sich bei den Planeten dachte, im Ernste für den Grund der menschlichen Schicksale angesehen werden, das kaum für einen erträglichen Spaß gelten kan? oder auch, wenn man das mythologische bei Seite setzt, konte wohl der mechanisch nothwendige Lauf der Sterne eine Anzeige künftiger Verhängnisse der Menschen seyn, die so sehr von der Leitung der Vorsehung, von eigner Willkühr, vom Zufall, und Vereinigung der Umstände abhängen?

Hätte nun die Lehre von den Temperamenten keinen weitern als astrologischen Grund; so wäre ihre Widerlegung leicht. Allein das scheint doch nicht, da die Erfahrung bald diejenigen individuellen Verschiedenheiten der Leibeseigenschaften und der Gemüthsbeschaffenheit bemerken ließ, die auch uns großentheils von dem verschiedenen Zustande der festen und flüßigen Theile herzurühren scheinen: wenn man dieses Temperament nennen will, und genennt hat, warum soll das verwerflich seyn. Haben sie ihre spitzfindige und unrichtige Behandlung jenem astrologischen Schandfleck des Menschenverstandes zuzuschreiben, so könten sie allenfalls etwas verdächtig scheinen, nur ihre Widerlegung finden sie nicht darin. Es ist ja bloß erfahrungsmäßig, daß es heftige, nach dem Großen strebende, gelehrige, groß und hochmüthige Menschen gebe, die man cholerische nennt; daß andere der Liebe, dem Weine und den Annehmlichkeiten des Lebens vorzüglich ergeben sind, dabei munter, lachend, fähig, freigebig aber unbeständig, welche sanguinische heißen; daß andere sich durch Langsamkeit und Unthätigkeit, stumpfen Verstand, Schläfrigkeit u. d. gl. auszeichnen, die man zum pflegmatischen Temperamente rechnet; ferner daß eine Gattung Menschen, denen man das melancholische beimißt, sich der Traurigkeit, dem Argwohne, der Furchtsamkeit und dem Neide mehr überlassen, die hartnäckig sind, sich mühsamen Arbeiten unterziehen, die oft nicht gar sinnreich sind, und zu deren Ausführung das menschliche Leben nicht hinreicht; endlich daß andere von Natur

tur das sind, welches mancher bei aller Bemühung nicht wird, ich meine gleichmüthig und gelassen, stürmenden Leidenschaften nicht ergeben, unermüdet bei nützlicher Arbeit, und zufrieden bei niedrigem Stande und schlechten Glücksumständen. Man nenne dieses Temperament das bäurische, oder kunstmäßig das bösartige.

Ich habe bei diesem vorläufigen Abrisse der Temperamente bloß Rücksicht auf die Verschiedenheit des Gemüthes und der Verstandeskräfte genommen, weil ich mich dabei auf die Erfahrung eines jeden berufe. Das medicinische werde ich bei jedem einzelnem berühren. Es scheinen aber so viel verschiedene Mischungen der Temperamente zu seyn, als es Menschen giebt, da sogar keine zwei Dinge sich auf das genaueste gleich sind, wie alle Erfahrung gelehrt, und keine widerlegt hat. Indeß stehet doch auch nicht zu leugnen, daß man diese Verschiedenheiten auf gewisse Hauptgattungen bringen könne. Es wird wohl nicht leicht der Fall eintreten, daß irgend Jemand die Eigenschaften eines reinen sanguinischen oder cholerischen Temperaments ausschließungsweise besitze, oder eine genau zu bestimmende Mischung mehrerer habe. Ein jeder hat vielmehr seine eigene Temperatur, wobei sich doch gewöhnlich eins als das herrschende, und eins oder auch mehrere als die schwächern zeigen, nur sind die Mischungen und Schattirungen der individuellen oder persönlichen Temperaturen wohl so mannigfaltig verschieden, daß ihre Zahl wohl der Zahl der lebenden Menschen gleich kommen mögte. Der sicherste Gewährsmann in der Physiologie, der Herr von Haller, sagt in seinem Handbuche über diese vortrefliche Wissenschaft: die Temperamente sind in der Natur nicht etwa durch vier oder acht, sondern durch unzählige Grade verschieden.

Um den Zusammenhang dieser Lehre mit der praktischen Arzeneiwissenschaft einzusehen, dient die Entwickelung und Bestimmung der Temperamentsursachen im Körper. Diese muß man nun in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke, und Spannung der festen und der großentheils daher rührenden Beschaffenheit der flüßigen Theile suchen. Die Alten vom Galen bis auf den Helmont, der verschiedenes dabei zu erinnern fand, sie mögen den Einfluß der Sterne dabei angenommen oder geläugnet haben, suchten die Hauptursachen der Temperamente in der Mischung des Blutes. Galle oder auch das gelbliche Blutwasser machte bei ihnen das cholerische, der rothe Theil des Blutes, (cruor,) das sanguinische, Wasser, das phlegmatische, und ihre sogenannte schwarze Galle, oder der dunkele Bodensatz bei ausgelassenem Blute, das melancholische Temperament. Diese Theorie wurde zur Grundlage fast der ganzen Heilkunde. In den neuern Zeiten fand man, daß die Beschaffenheit und Mischung des Blutes und der Säfte nicht als solche Hauptursachen gelten könten, weil diese bei einerlei Tempera-

ment oft sehr verschieden sind, wie dieses auch der Herr von Haller in seiner größern Physiologie erfahrungsmäßig bemerkt. Ueberdem hat die genauere Beobachtung des thierischen Körpers gelehrt, daß die Beschaffenheit der Säfte von der Wirkung der festern Theile auf sie meistentheils abhange. Was Nahrungsmittel darin thun, ist nichts beständiges, da die Erfahrung sehr gemein ist, daß sich ein Mensch bei der nemlichen Nahrung ganz andere Säfte erzeugt, als ein anderer. Ein Hallerscher Beweiß gegen die Temperamentsursachen der Alten ist, daß das Auge, selbst das Mikroskop, auch die chemische Analyse oder sonstige Untersuchung des Blutes verschiedener Thiere, fast gar keinen Unterschied zwischen dem des Schafes, des Ochsen, und des Haasen, oder des Schafes und der Henne darthue. Auch die lustige aber richtige Bemerkung gehöret hieher, daß ein Mensch, der fast lediglich von dem Fleische eines Thieres isset, und also seine Säfte davon hat, doch darum nichts von dem Betragen des Ochsen, des Schweines und des Haasens annimt, die kleine Gleichheit abgerechnet, die er etwa vorhin schon hatte.

Wenn auch die Säfte etwas zur Bestimmung der Temperamente beitragen, wie dieses nicht ganz geläugnet werden kan, so darf man doch nicht sie, sondern das, welches sie so, wie sie sind, bereitete, als die Hauptursache annehmen, und dieses sind die festen Theile. Ueberdem würden sie ihren Beitrag zu den Temperamenten nicht leisten können, wenn nicht die festen Theile, die sie berühren, reizbar, empfindlich, und in verschiedenen Graden stark oder schwach gespannt oder schlaff wären.

Nach dieser allgemeinen Vorausschickung wende ich mich nun zur besondern Betrachtung der einzelnen Temperamente.

Ein hoher Grad von Reizbarkeit und Empfindlichkeit einer ziemlich harten, gespannten und sehr beweglichen Faser ist die Hauptursache des cholerischen. Da hierdurch ein schneller Umlauf des Blutes bewirkt wird, und ein daher entstehender häufiger Abgang des wässerichten Theiles, so erzeugt sich eine gewisse Schärfe, und das Blut erhält mehr Kraft zur Concentration. Hier sind viel Ursachen bei einander, welche den körperlichen Handlungen Leichtigkeit und Nachdruck geben. Einfluß des Nervensystems, Muskelbewegung, Absonderung der Säfte, Empfindungsvermögen und dergleichen ist alles vollkommener und thätiger. Die Verdauung wird ohnedem durch die häufige Galle befördert, die aus dem etwas scharfen Blute in größerer Menge und doch concentrirt genug abgesondert wird. Für die Seele, die sehr nach der Beschaffenheit des Körpers modificirt wird, und umgekehrt zur Modification des Körpers viel beiträgt, bestimt sich ein dem Temperamente eigener Charakter. Ein hoher standhafter Muth, Entschlossenheit, Scharfsinn, Fleiß, ein Streben nach dem Gros-

Großen, Ehrbegierde, edle Denkungsart, und in der That die meisten erhabene Eigenschaften der menschlichen Seele gehören hierher. Aber auf der entgegengesetzten Seite ist der ungebildete Cholerikus auch oft außerordentlich. So reizbar sein Körper ist, so reizbar ist auch seine Seele, daher ist er oft empfindlich in der Ehre, wenn es auch unrichtig gedachte Ehre wäre, bis zur Ausschweifung, unmäßig im Zorn und andern heftigen Leidenschaften, unbiegsam, rachgierig, und aus ungebildetem Ehrgeiz neidisch gegen anderer Ruhm. Stolz und Dünkel, ein gewisser Grad von eingebildeter Untrüglichkeit, und öfterer Misbrauch der Geisteskräfte zu schlechten Handlungen gehören auch zur schlechten Seite des Cholerischen. Es lassen sich aber diese Temperamentsfehler durch gute Erziehung und eigenes Bestreben so sehr verbessern, daß er alsdann sich leicht einen Vorzug vor andern erwirbt. Da auch äußere Zeichen zur Erkennung des Temperaments das ihrige beitragen; so nenne ich hier die vorzüglichsten. Sein Gang pflegt etwas ansehnlich und gravitätisch zu seyn, seine Geberden anständig und überlegt, und die Rede bedacht und mit Ansehn verknüpft, dabei etwas geschwind und nachdrücklich. Die Gesichtsfarbe ist bei jüngern Jahren röthlich, bei zunehmenden gelblich oder schwärzlich. Der Körper ist gewöhnlich mager und das Fleisch etwas hart anzufühlen. Der Blick, woraus sich überhaupt sehr viel für das Temperament schließen läßt, ist feurig, erhaben, lebhaft, scharftreffend und durchdringend.

Es entwickelt sich dies Temperament gewöhnlich erst gegen die Zeit des männlichen Alters, oft aber zeigt es sich schon in früher Jugend.

Die angezeigten Ursachen desselben und deren Wirkungen, haben einen großen Einfluß auf die Gesundheit. Das schärfere und mehr concentrirte Blut ist eine Anlage zu hitzigen und gallichten Fiebern und zur Verschlimmerung derselben. Aeußere und innere Entzündungen von der Art, die nicht sowohl von Stockung der Säfte in den feinsten Gefäßen, sondern von wiedernatürlichem Reize herrühren, entstehen häufiger. Aber die reizbare elastische und bewegliche Faser wendet auf der andern Seite auch wieder viel Gefahr ab, sie bewirkt eine gute Bereitung und Auswerfung der Krankheitsmaterie und hintertreibt deren Absezzung im Körper. Der erhabene Muth und die vernünftige, mit Ruhe und Gelassenheit des Geistes begleitete Ergebung in die Leitung der Vorsehung, erleichtert die Krankheit; Heftigkeit aber, Leidenschaft und Anstrengung der Geisteskräfte verschlimmert sie in eben dem Grade. Von Arzeneimitteln bedarf der Cholerische nur kleine Dosen, da deren Wirkung sich nach der Reizbarkeit und Empfindlichkeit richtet, die doch bei ihm so hoch gespannt sind.

Das sogenannte **sanguinische** Temperament, das seine Benennung von der Vollblütigkeit hat, die häufig dabei bemerkt wird, ist mehr den frühern

hern Jahren eigen, doch giebt es auch verschiedene, die bis in das Alter sanguinisch bleiben. Der Sanguinius unterscheidet sich durch Munterkeit, fähigen Verstand, Neigung zu allerhand Arten der sinnlichen Annehmlichkeiten des Lebens, worunter Liebe und Wein nicht den untersten Platz behaupten. Er macht gern Freundschaft mit jedem ohne gehörige Untersuchung des Charakters, läßt sie aber oft bald wieder erkalten, ist gesellig, mitleidig, dem Zorn wenigstens nicht anhaltend ergeben, dabei unbeständig, keines dauerhaften Eindruckes, und keiner anhaltenden ermüdenden Arbeit fähig. Sein äußerliches ist gewöhnlich vortheilhaft, ein guter Wuchs, röthliche oder rothbräunliche Farbe, und ein ziemlich volles Ansehen, wenn nicht zufällige Ursachen hierin Aenderung machen. Ueberdem ist seine Sprache gewöhnlich geschwind, helllautend und fließend und sein Gang leicht. Er liebet Leibesübungen vorzüglich, und ist wegen Geschwindigkeit seines Körpers geschickt dazu. Es reizt ihn gern alles was in die Augen fällt, und an sich trägt er gern auch etwas zärtliches. Sein Blick ist munter, oft flatternd. Durch wohl geordnete Bemühungen die Fehler des Temperaments zu verbessern, wird der Sanguinius ein brauchbarer Mann in Geschäften, die er mit einer gewissen Leichtigkeit verrichtet, wenn sie nur nicht zu anhaltend sind. Die zurückbleibenden vortheilhaften Eigenschaften machen ihn einnehmend, unterhaltend und wohl gelitten. Er pflegt bei gleichen Umständen zufriedener, und für sich glücklicher zu seyn, als andere.

Die körperlichen Ursachen dieses Temperaments sind etwas streitig. Die Beschaffenheit der Säfte und die Vollblütigkeit darf man nicht als die Hauptursachen ansehen. Ersteres nicht aus schon angezeigten Gründen, und das zweite auch nicht, weil die Erfahrung lehret, daß die Menge des Blutes und das Temperament des sanguinischen nicht im Verhältniß stehen. Aderlässe und der Gebrauch ausleerender Mittel, die beides die Menge und Mischung des Blutes ändern, sind nicht im Stande es umzuändern, es sey denn, daß bei langer Fortsetzung und Uebermaße derselben Krankheiten erzeugt würden, diese aber und Temperament sind sehr verschiedene Dinge. Ich läugne damit nicht ganz, daß verschiedene Zufälligkeiten einige Aenderung bei diesem sowohl, als bei andern Temperamenten machen können, weil Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Stärke nicht ganz unveränderlich sind. Allein es geht damit langsam, und nicht im Verhältniß mit der oftmaligen schleunigen Veränderung der Säfte, die meistentheils nicht an dem einen Tage so sind wie an dem andern. Man nimt daher auch hier bei Bestimmung der Hauptursache sicherer Rücksicht auf den Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und der Kräfte, und so bestimt sich erfahrungsmäßig für dieses Temperament eine bewegliche und elastische, nicht gar starke aber ziemlich reizbare Faser.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

73tes Stück.

Montag, den 11ten September 1780.

## Von den Temperamenten.

(Schluß.)

Die Empfindlichkeit des Nervensystems des sanguinischen Temperaments ist ziemlich fein. Man darf indeß die Umstände bei dem Blute und der Vollblütigkeit nicht aus den Augen setzen, weil sich doch gewöhnlich ähnliche dabei einfinden. Sie scheinen aber mehr eine Folge der angegebenen Beschaffenheit der Fasern als ihre Ursache zu seyn. Der gemäßigte Grad der Stärke bewirkt eine häufigere Einsaugung des Nahrungssaftes, weil unstreitig die Mündungen der Milchgefäße mehr geöfnet sind, und die gemäßigte aber doch hinreichende Reizbarkeit befördert eine wirksame, nicht zu schnelle und nicht zu langsame Verdauung. Die minder gespannten Gefäße geben der Anhäufung des Blutes und der übrigen Säfte nach, und weil sich kein hoher Grad von Reizbarkeit damit verbindet; so ist der Umlauf derselben nicht gar zu schnell, wie etwa bei dem cholerischen, wodurch widrigenfalls ein großer Theil derselben wieder verloren gehen würde. Daher hat man wohl die gewöhnliche Menge eines flüßigen und gut gemischten Blutes bei diesem Temperamente zu leiten, wovon aber allerdings manche zufällige Ursachen Aenderungen machen können. Man findet darin auch die Ursache, warum der Sanguinius gewöhnlich ein volles Ansehen hat, und gut genährt ist. Ausserdem trägt diese plethorische Beschaffenheit ohnstreitig manches zur Bestimmung des physischen und moralischen Charakters bei. Daß sich aber bei einer ziemlichen Aenderung der Mischung und Menge der Säfte keine eben so merkliche Aenderung des Temperaments zeigt, erkläret sich wohl daher, weil eine wirksamere Ursache, die Beschaffenheit der nervichten und müskelichten Theile länger zurückbleibt. Wenn sich aber bei zunehmenden Jahren, etwa um das dreißigste der Grad der Reizbarkeit, Empfindlichkeit und Spannung ändert, und doch gar oft die Vollblütigkeit aus andern Ursachen zurückbleibt; so verwechselt sich doch dieses Temperament mit dem cholerischen, oder einem andern, zum sichern Beweise, daß jene erwähnten Umstände für die Hauptursache anzunehmen sind, und diese nur als Mitursachen gelten kön-

können. Es ist nun leicht zu erachten, daß der Ueberfluß der Säfte, und besonders des Blutes, zu manchen Krankheiten Anlaß geben könne. In den frühern Jahren zu übermäßigem Nasenbluten und in der Folge zu Blutspeien, zum Seitenstich, Lungenentzündung, Schlagfluß, auch wohl später hin zur goldenen Ader und den daraus folgenden Uebeln. Die geschmeidige und mäßig reizbare Faser ist, überhaupt genommen, mehr vortheilhaft als nachtheilig. Sie mindert die Gefahr der Krankheiten die von Vollblütigkeit kommen, läßt einen geringern Grad der Fieberhitze zu, und hitzige Krankheiten haben nicht so leicht Eingang. Für krampfichte Krankheiten scheint diese Beschaffenheit der Fieber auch ein natürliches Gegenmittel zu seyn. Zu Absetzungen der Krankheitsmaterie an verschiedene Oerter des Körpers ist indeß doch mehr Gefahr als bei dem Cholerischen. Auch erhöhet die Empfindlichkeit des Sanguinischen, die aus den starken Eindrücken des Vergnügens und der Unlust erhellet, den Grad des Schmerzens, der aus Verletzung oder aus mancherlei anderer Unpäßlichkeit erwächst. Uebrigens genießt er eine ganz gute Gesundheit, zumal wenn kein Ueberfluß der Säfte da ist, und dieser ist nicht nothwendig damit verbunden, er führt ein frohes Leben, und weiß sich oft die trüben Stunden der Widerwärtigkeit aufzuhellen.

Der Phlegmatische hat seine Benennung von dem wässerigten Theile des Blutes, welcher nach dem Sinne der Alten die Ursache seines Temperaments seyn soll. Es hat aber ohnstreitig die mit Schwäche verbundene geringe Reizbarkeit und Empfindlichkeit mehr Antheil daran. Denn wenn auch der wässerigte Theil hier ein Uebergewicht hat; so ist der doch größtentheils eine Folge von der mindern Kraft der Verdauungswerkzeuge, von wenigerm Nachdrucke des Herzens und der Blutgefäße, vom langsamern Umlaufe, und überhaupt von der geringern Wirkung der muskelichten und nervichten Theile. Es bleibt gewöhnlich ein Phlegmaticus das was er war, bei dem Genusse nahrhafter und ausgesuchter Speisen. Selbst der Wein, wenn er gleich auf einige Zeit ihn anfacht, läßt ihn hernach in eben der Lage, vielleicht noch etwas mehr phlegmatisch zurück. Und der Cholericus bleibt es bei bloß vegetabilischen Nahrungsmitteln, wenn es auch Kartoffeln wären, bei dem Mangel des Weins und anderer hitzigen Getränke. Freilich trägt lange fortgesetzte Lebensart Klima u. d. gl. am Ende etwas zur Aenderung des Temperaments bei, nur Beweiß genug für die stärkere Kraft der angebornen Grundlage ist dieses, daß es damit sehr langsam geht, und doch fast niemals die ganze Anlage dadurch umgeändert wird. Diese geringe Aenderung kan sich fortpflanzen, und kommen hierzu die ähnlichen Umstände des Sohnes, Enkels, und Urenkels; so läßt sich daraus ungefähr erklären, was man von fast allgemeinen Temperamenten ganzer Nationen sagt. Unter die Ursachen, die etwas zum Uebergange zu diesem Temperamente, aber nur nach langer Zeit bei

beitragen, gehören übermäßige Ruhe und Schlaf, häufige Milchspeisen, fast einzige Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreiche, feuchte Luft, große Blutverluste und zu häufige Aderlässe. Durch diese letztern werden der rothen Blutkugeln gegen den wässerigten Theil des Blutes weniger, indem sie wegen ihrer größern Schwere, und daher folgenden größern Schnelligkeit häufiger beim Ausfließen des Blutes abgehen. Weil hierdurch das Blut kraftlos und der Umlauf schwächer wird; so erfolgt Erschlaffung des ganzen Körpers und Absetzungen des Blutwassers in das cellichte Gewebe. Dergleichen ist zwar gewissermaaßen Kränklichkeit, aber zuletzt wird es dem Körper eigen und habituel, und geht in Temperament über.

Der Phlegmaticus zeigt eine große Neigung zur Ruhe, die oft in Schläfrigkeit, träges Wesen, in einen Grad von Unthätigkeit, Stumpfheit der äußern und innern Sinne, und einige Gleichgültigkeit gegen Ehre, Ruhm, oder Tadel ausartet. Seine Rede ist dabei gewöhnlich leise und träumend, sein Gang und seine Geberden schläfrig und kraftlos, wie auch sein Blick, der überdem wässerigt, langsam und zur Erde niedergedrückt ist. Auf einer bessern Seite zeigt er viel Gelassenheit und Gleichmuth im Glück und Unglück, Friedfertigkeit, Treue und Verträglichkeit. Er geht seinen Gang im Leben bei öffentlichen Geschäften und sonstigen Handlungen zwar langsam, aber bedächtlich und gewissenhaft. Was er, zumal in jüngern Jahren, erfahren hat, oder was er sonst gelernt und geübt hat, das hält er in einem eisernen Gedächtniß fest. Er opfert nicht heftigen Leidenschaften, die Gesundheit und Zufriedenheit stöhren. Die körperliche Beschaffenheit ist ungefähr folgende. Ein ziemlich dickes und wässerigtes Aussehn, blasse Farbe, schwammigtes unb schlaffes Fleisch, wenig Muskelkraft, häufiger Auswurf wässerigter Feuchtigkeit, durch Speichel, Urin und Schweiß. Die Verdauung ist langsam, und der Abgang der Excremente später, auch selbst oft trocken, so wenig sich dieses auch mit dem wässerigten Temperamente zu reimen scheint, doch erklärt es sich eben durch den langen Aufenthalt der Nahrungsmittel in den Verdauungswegen, die von der langsamen wurmförmigen Bewegung herrührt. Die Krankheiten wozu dies Temperament Anlaß giebt, sind Verderbnisse der Säfte, Verschleimungen, wässerigte Geschwulste der äußern Theile, und die mancherlei Arten der innerlichen Wassersucht, wie auch die allgemeine eigentlich sogenannte Wassersucht; Schlagflüsse vom Blutwasser in den Hirnhöhlen, Stickflüsse und Engbrüstigkeit von Verschleimung und Wasser in der Brust ꝛc. Indeß lehrt die Erfahrung, daß mancher Phlegmaticus frei davon bleibe, und daß andere zufällige Ursachen eben dieselben Krankheiten bei andern Menschen von ganz anderer Constitution bewirken. – Von Arzeneimitteln verträgt der phlegmatische, wegen der geringen Reizbarkeit, starke Portionen. Hitzige Getränke benebeln ihm auch nicht leicht den Kopf.

Das melancholische Temperament heißt, zufolge der Herleitung des Wor-

tes, so viel als das schwarzgallichte, woraus die Ursache schon erhellet, welcher die Alten es zuschrieben. Sie nannten nemlich den dunkeln und fast schwärzlichen Bodensatz des ausgelassenen Blutes, schwarze Galle, und nahmen denselben für diese Ursache an. Auch rechneten sie hierher die schwärzliche und zähe Materie, die oft durch ein Erbrechen oder Stuhlgang ausgeworfen wird, welche die Neuern entweder für Blut halten, das lange in den Gefäßen gesteckt hat, oder auch für wirkliche ausgepreßte Galle, die durch langen Aufenthalt in der Gallenblase oder den Gallengängen zähe geworden ist, wie dieses die Oefnungen der Leichen öfters beweisen. Hin und wieder erkanten sie auch wohl einen Ueberfluß des Schleimes für die Anlage dieses Temperaments. Man darf die schwarze ausgeworfene Materie beim Erbrechen oder Stuhlgange für keine Temperamentsursachen annehmen, da dergleichen weder anhaltend ist, noch auch eine ähnliche Beschaffenheit der ganzen Blutmasse voraussetzt; da es ferner, so wie auch der Schleim immer einen kränklichen Zustand, und meistens eine locale Stockung oder Schwäche anzeigt. Die Alten suchten ihre Temperamentsursachen in dem Blute, und auf die Art kan so eine Beschaffenheit desselben, welche von Fehlern dieses oder jenen Theils des Körpers abhängt, unmöglich gelten, wenn von dem umlaufenden oder bewegten Blute bei gesundem Zustande die Rede ist. Es bliebe also nichts weiter übrig, als das, was sie von dem dunkeln Bodensatze des Blutes sagten. Dieser ist aber nur der ganz natürliche rothe Theil des Blutes, oder die Blutkügelchen, (cruor,) der sich seiner Schwere wegen im abgelassenen Blute zu Boden senkt, und der deswegen alsdann vermuthlich eine dunkelere Farbe annimt, weil er näher zusammen tritt. Daß dieser Theil des Blutes auch nicht als eine Temperamentsursache füglich angenommen werden könne, ist daraus klar, weil dessen Menge bei eben demselben Menschen, und bei gleicher Temperamentsverfassung oft sehr verschieden ist. Mit mehrerm Grunde nimt man Rücksicht auf die Beschaffenheit der festen Theile, und so gehört für dieses Temperament eine gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit, verbunden mit einiger Steifigkeit und Unbeweglichkeit der Fasern. Aus diesen Umständen erwächst nun eine besondere Beschaffenheit der Säfte und der physiologischen Handlungen. Weil von der gemäßigten Thätigkeit der Fasern ein etwas schwacher und langsamer Umlauf der Säfte bewirkt wird; so entstehen leicht Stokkungen an Orten, wo ohnedem der Umlauf bewegt ist, als in der Leber, in den zurückführenden Blutgefäßen der Gedärme, in der goldenen Ader, in der Milz, welche Gefäße man zum System der Pfortader rechnet. Daß in der Leber leicht dergleichen Uebel entstehen könne, erhellt schon daraus, weil die Pfortader, ein zurückführendes Gefäß, in ihr auch die Stelle der Schlagadern versehen muß. Hierzu komt nun noch eine etwas schwache Action der Verdauungswerkzeuge, die Ursache einer etwas unvollkommenen Verdauung und übeler und schleimigter Säfte. Wenn man nun

medicinisch überlegt, was für Folgen diese Umstände für die Gesundheit haben, welche Betrachtungen aber hier nicht völlig zweckmäßig seyn würden; so wird man leicht sehen, daß das melancholische Temperament eine schickliche Anlage zum hypochondrischen und hysterischen Uebel zu der eigentlichen Melancholie, und manchen Gemüthskrankheiten enthalte. Man nenne es daher auch nicht ganz unrecht das hypochondrische oder hysterische Temperament. Kommen zu dieser Anlage noch übermäßige Ruhe, traurige Vorstellungen, muthlose Speculationen in die Zukunft u. d. gl. so erkranken Leib und Seele, und das Uebel steigt oft zu dem Grade der dem Wahnwitz sehr nahe ist, oder der zum Ueberdruß des Lebens und bisweilen auch zur Ausführung dieses schrecklichen Entschlusses führet. So kan Temperament endlich in Krankheit ausarten, wenn verschiedene Umstände dazu zusammentreten, oder wenn wir Menschen durch unverantwortliche Versehen dazu behülflich sind.

Krankheiten von Verschleimung ist der Melancholische auch ausgesetzt, obgleich in etwas geringerm Grade als der Phlegmatische, weil bei diesem die lebendigen Kräfte der Fasern noch niedriger gestimt sind. Verschleimung, besonders der ersten Wege ist bekanntlich auch bei den hypochondrischen und hysterischen Uebeln, und ist eine der Ursachen derselben. Auch sind die Phlegmatiker sicherer für diesen Uebel, weil sie weniger empfindlich und reizbar sind. Uebrigens können Menschen von allen andern Temperamenten bei erforderlichen zufälligen Umständen in ähnliche Kränklichkeit fallen. Arzeneimittel wirken bei dem melancholischen Temperamente ins Mittel, wenn nicht eben eine große Menge Schleim die ersten Wege ihre Wirksamkeit vermindert. Das Aussehen ist gewöhnlich etwas gelblicht oder erdenfarbigt, die Sprache nicht sehr fließend, sondern meistens etwas stockend und ungleich. Es findet sich oft anheftende Aufmerksamkeit, auch viel Tiefsinn dabei, oder auch nur der Schein davon. Der Blick ist eben nicht feurig und frei, aber angeheftet, und meistens etwas niederwärts gerichtet. Bei weniger Bildung ist der Melancholicus etwas ungesellig und mißtrauisch, traurig, mißvergnügt und unschlüßig, auch wohl im schlimmern Grade furchtsam, neidisch, habsüchtig und falsch. Bei guter Anweisung und eigener Ausbildung ist er geschickt zu spekulativen und abstrakten Studien und andern ähnlichen Beschäftigungen, woran andere wenig Geschmack finden, fleißig und unermüdet, selbst bei den langwierigsten Arbeiten, die oft mehr als eine Lebenszeit erfordern. Er ist ein Freund auf den man sich verlassen kan, wenn man ein mal seine Freundschaft gewonnen hat. Auf ein mal gefaßte Entschließungen hält er steif und fest. Er ist außerordentlich ehrlich und redlich, auch bei Geschäften, wobei so oft Ehrlichkeit und Redlichkeit scheitert. Leichtigkeit im Charakter, Empfindelei u. d. gl. sind ihm Greuel.

Noch ein Temperament ist übrig, dessen die Aerzte wenig gedenken, und welches der Herr von Haller das Bäotische nennt. Es ist dabei ein hoher Grad

von Stärke mit weniger Reizbarkeit und Empfindlichkeit. Es ist zu bewundern, daß man von diesem Temperamente so wenig Erwähnung gethan hat, da doch der größte Theil von einer ganzen Klasse von Menschen, die bei weitem nicht die kleinste ist, dahin gehöret. Der Landmann von solchen Eltern geboren, durch schwere Arbeit, durch Hitze und Kälte, durch Sturm und Wetter, durch Trockniß und Nässe abgehärtet, den seine Bestimmung von vielen Geistesbeschäftigungen abhält, ist meistentheils derjenige, dessen Körper stark, aber steif, und wenig reizbar, und dessen Leib und Seele wenig empfindlich sind. Man könte es daher mit Recht das Bäurische oder nach dessen Aussehen das Viereckte nennen. Seine Sprache ist etwas tief, meistentheils knarrend oder brummend und langsam. Seine Geberden sind steif und einfach, bisweilen aber von vielem natürlichem Ausdruck. Sein Gang ist langsam aber fest. Sein Blick eben nicht feurig, doch auch nicht matt. In seinen Augen läßt sich gewöhnlich eine gewisse Treuherzigkeit und Selbstgelassenheit lesen. Er ist aber nicht von der schnellesten Entschlossenheit und Beurtheilung. In Zweifel verwickelt er sich leicht, ohne sich heraus winden zu können, oft aber, wenn er sich entschlossen hat, bleibt er dem Entschlusse sehr getreu. In der Ehre ist er nicht ganz unempfindlich, und der Rache, die er oft lange nachträgt, nicht abgeneigt. Rechtshändel liebt er daher gewöhnlich, und setzt sie oft zu seinem eigenen Schaden fort, bloß um Recht zu behalten, oder den Gegner zu demüthigen. In Gefahren ist er, wenn es darauf ankömt, unerschrocken, wenn es auch Leib und Leben betrift, und ist daher zum gemeinen Soldaten meistens sehr geschickt.

Die Erfahrung lehrt, was ein robuster Bauer gegen einen im manchen Betrachte zärtlichen Stadtbewohner sey, wie sehr sich bei ihm die liebe Natur in ihrer Simplicität zeige. Es ist leicht zu erachten, daß diese Beschaffenheit einen sehr vortheilhaften Einfluß auf die Gesundheit habe. Die sehr gemäßigte Reizbarkeit und Empfindlichkeit macht viele Krankheitsursachen unschädlich, oder schwächt doch ihre nachtheiligen Wirkungen ausnehmend, sie sichert für den Leib und Seele zerstöhrenden hypochondrischen u. hysterischen Uebeln, und läßt schmerzhafte Zufälle nur im geringern Grade zu. Krampfigte, rheumatische und gichtische Zufälle und die sogenannten Flüsse nebst andern ähnlichen Zufällen, vermindert seine Anlage und die Angewöhnung an alle schädlichen Wirkungen der Witterung. Da auch wegen der schwachen Reizbarkeit der Umlauf der Säfte nicht gar schnell ist, und ihre Absonderung in dem Speisekanal nicht gar zu häufig geschieht, zudem durch Arbeit und Schweiß viel davon verloren geht; so ist auch dies Temperament der Vollblütigkeit u. dem übermäßigen Fettwerden nicht ausgesetzt. Den wassersüchtigen Krankheiten und Absetzungen der Krankheitsmaterien widersteht die steife und elastische Faser, so wie diese auch gegen manche andere Krankheiten ein ziemlich glückliches Gegenmittel ist. Von Medicamenten bedarf der Bäurische sehr starke Portionen.

Die Ruhe und der Gleichmuth der Seele trägt auch vieles zur Gesundheit bei. Ueberhaupt, deucht mir, hätte ein jeder Mensch Ursache sich eine gewisse Portion von solcher Ruhe und Gleichmuth, welches indeß die Alten unter ihrem nil mirari etwas übertrieben haben mögen, zu erwerben. Zumal wenn man noch weiter geht, als dergleichen wünschenswerthes etwa beim gemeinen Bauer anzutreffen seyn mögte, und Freiheit von heftigen Leidenschaften erhabenen Muth und Gelassenheit beim Unglücke und Mäßigung beim Glücke dazu setzt, solte das wohl nicht besser seyn, als die von manchem schönem Geiste bis zum Ekel gepriesene Empfindelei, ohne die man, nach ihrer Meinung, die oft wenig Menschenkentniß verräth, keine große und edle Handlungen verrichten kan. Mir deucht man könne, mitleidig und wohlthätig, großer Handlungen fähig und glücklich, ja glücklicher als sie seyn, ohne ihren gepriesenen Enthusiasmus, wobei gewöhnlich die Vernunft bemeistert wird. Und wie viele Menschen wären denn nicht unbarmherzig, niedrig, und unglücklich, da der Enthusiasten so wenig sind. Wenn zumal vernünftige und ruhige Ueberlegung erfordert wird, dem Unglücklichen zu helfen, was nutzen da leere Betrachtungen des Elends, die uns aus der Fassung setzen, die besten Hülfsmittel zu ergreifen. Ein Arzt, z. B. der von dem Leiden des Kranken bloß übermäßig gerührt wird, der sich zu ungelegener Zeit, da er helfen soll, in tiefe Betrachtungen seines Leidens versenkt, und ihn allenfalls recht empfindelnd bedauert, der heilt damit nicht die Krankheit, er übersiehet leicht die Zufälle, die Ursachen und Folgen des Uebels, und zerstreuet sich zu sehr, um die rechten Mittel wählen zu können. Es würde nicht schwer seyn, bei andern Beschäftigungen ein gleiches zu finden, und ziemlich allgemein zu zeigen, daß die überfein empfindsamen Leute für das eigentliche praktische Leben nicht die schicklichsten sind. Ich kenne übrigens die rechte Empfindsamkeit wohl und rede auch bei weitem nicht der Kälte, der Unempfindlichkeit und Gleichgültigkeit, womit Gleichmuth und Ruhe des Gemüths nicht zu verwechseln ist, das Wort, sondern behaupte nur, daß jene Ueberspannung bei der Erfüllung unserer Pflichten mehr nachtheilig als vortheilhaft sey, und für uns selbst einen Weg zur Gemüthsunruhe oder Unglücke enthalte. Doch zeigen sich jetzt schon etwas bessere Aussichten, und der Paroxysmus der überspannten Empfindsamkeit beginnt sich in etwas zu legen. Es sind auch nach gerade der Eingriffe in die Vorrechte des andern Geschlechts genug, dem eine höhere Empfindsamkeit natürlich ist und besser kleidet. Das war ja nicht deutscher Sinn, wie Hermann siegte!

Ich habe nun noch einige Bemerkungen über die ganze Lehre zu machen.

1) Es giebt, wie schon erwähnt, wohl nicht leicht einen Menschen, bei dem die reinen Eigenschaften eines einzigen Temperaments allein wären. Wenn man die erwähnten fünf Temperamente in eine gewisse Anzahl Grade getheilt sich gedenkt, deren mehr oder wenige zu einem oder mehreren andern Temperamenten treten; so entstehen mannigfaltige Mischungen, die sich desto mehr häufen werden, in je mehrerm Grade man die einzelnen theilen will. Nimt man hierzu noch die zufälligen Veränderungen der Temperamente durch Erziehung, Lebensart, u. d. gl. so kan die Menge der verschiedenen Temperaturen so groß gedacht werden, als die Zahl der Menschen. Nur das bleibt auch wahr, daß die Fälle selten sind, wo nicht das Uebergewicht dieses oder jenen Temperaments bemerkt werden kan.

2) Da die Ursachen der Temperamente vorzüglich in der Reizbarkeit, Empfindlichkeit, Stärke oder Schwäche des Körpers zu suchen sind, und die Verschiedenheiten der Säfte größtentheils daher rühren; so erhellet dadurch ihr großer Einfluß in die praktische Heilkunde. Die Doses der Arzneien, die Neigung zu diesen oder jenen Krankheiten, ihre Stärke, künftige Zufälle, die Absezzungen der Krankheitsmaterien an manchem Orte des Körpers, ihr Ausgang u. d. gl. kan häufig daraus bestimt werden. Es kan daher das

das Studium dieser Lehre einem ausübenden Arzte nicht gar gleichgültig bleiben. Man erinnere sich doch, daß diese Lehre, ungeachtet sie sonst mit unendlich viel Thorheiten besudelt war, und ungeachtet sie ihre übertriebene systematische Behandlung dem astrologischen Zeitalter zu danken hat, dennoch, wenn man sie ohne Vorurtheil untersucht, viel wahres enthalte, und von großer Wichtigkeit sey. Wir Menschen sind ja meistens gewohnt, von einem Extremo in das andere zu fallen. Hier sah man das übertriebene, und die vielen Thorheiten, man verwarf sie daher fast gänzlich, und übersah vielfältig, was nach Abrechnung alles dieses, gutes und nützliches zurückblieb. Die verschiedene Denkungsart und Gemüthsverfassung, die theils vom Körper abhängt, theils auch angeborne Grundlage der Seele seyn mag, ist für den Arzt auch sehr wichtig. Eine leidende Seele pflegt nicht in einem gesunden Körper zu wohnen, und eine gesunde Seele pflegt auch die Gesundheit des Körpers zu erhalten, oder die verlorne herzustellen. Auch der Psychologe kan die öftern körperlichen Ursachen der Veränderungen in der Seele nicht aus den Augen setzen.

3) Die Litterärgeschichte über die Lehre von den Temperamenten ist ziemlich ansehnlich, ich glaube aber nicht, daß hier der Ort sey, die ziemlich große Anzahl der Schriften hieher zu setzen, ihren Inhalt anzuzeigen, und eine Beurtheilung beizufügen. Beinahe die meisten, vorzüglich die ältern, suchen die körperlichen Ursachen bloß in dem Blute und den übrigen Säften. Einige denken zu mechanisch, und schreiben alles dem Körper zu, da doch vieles, vorzüglich im moralischen Charakter, auch in der Seele zu suchen ist. Vorzüglich lustig sind die Sterndeuter über diesen Gegenstand zu lesen. So behauptet z. E. Laurenzius Eichstadius, der Mensch erhalte bei dem Augenblicke seiner Geburt eine harmoniam radiosam planetarum, und einen Eindruck von dem confluxu configurationum cœlestium. Ein und der andere schüttet das Kind mit dem Bade aus, und behauptet, es gebe durchaus gar nichts in dem Menschen, welches Temperament genennt werden könne. Adam habe allein vor dem Falle ein Temperament gehabt, nachher hätten alle Adamskinder nur eine intemperiem, weil durch den Fall alle feste und flüßige Theile von ihrer Vollkommenheit herabgesetzt wären. Es ist auch nicht vergessen worden, die Temperamente auf mathematische Art zu behandeln, wovon der Erfolg, wie bei mehrern medicinischen Gegenständen nicht sonderlich vortheilhaft ausfallen konte.

In dem physiologischen Theile verdient unstreitig der Herr von Haller oben anzustehen. Man sehe darüber seine größere Physiologie. In dem moralischen Theile ist Kämpfs Abhandlung von den Temperamenten vorzüglich zu empfehlen.

Ich hielt diesen Gegenstand einer kurzen Bearbeitung würdig, weil es mir schien, daß eine populäre Behandlung desselben bei gehöriger Verbindung des medicinischen und moralischen Theils, nicht unnütz seyn würde. Eben diese Verbindung rechtfertiget meine Arbeit auch von der litterarischen Seite, da selbst die vorzüglichsten Verfasser, ihren verschiedenen Absichten gemäß, bloß diesen oder jenen Theil dieser Lehre vorzüglich bearbeitet haben. Wer die hieher gehörigen Schriften gelesen hat, wird auch darin mit mir einig seyn, daß noch manches, nicht ganz alltägliches darüber gesagt werden konte.

Damit schließe ich eine Abhandlung, die allerdings eine weitere Ausführung verdient hätte, wenn ich auf einen größern Raum in dem Magazine hätte Rechnung machen dürfen.

Göttingen.

J. H. Jäger, Med. D.

# Hannoverisches Magazin.

74tes Stück.

Freitag, den 15ten September 1780.


## Messung des Brocken mit dem Barometer.

§. 1. Wir kamen den 5ten Jul. Abends um 7 Uhr zu Oderbrück an; meine Gesellschaft, der Herr Prof. Planer und der Candidat Herr Becker, bestiegen noch denselben Abend den Brocken, ich blieb aber mit dem Barometer zurück, um Beobachtungen zu machen, durch deren Hülfe ich die Erhöhung, von Oderbrück über Nordhausen bestimmen könnte.

§. 2. Morgens den 6ten Jul. um 5 Uhr, machte ich die letzte Beobachtung zu Oderbrück, und fand das Thermometer — 18.

den Stand des Quecksilbers im Barometer aber

| | | |
|---|---|---|
| im langen Schenkel | 5814. | |
| im kurzen – | 844. | |
| Summe – | 6658. | log. 3. 8233438. |
| Differenz – | 4970. | log. 3. 6963564. |
| logarithmische Differenz — | | 1269874. |

Um 8 Uhr kam ich auf den Brocken, war also 3 Stunden gegangen, ob gleich meine Gesellschafter diesen Weg in $1\frac{1}{2}$ Stunde zurückgelegt hatten. Ich hing das Barometer, an die Thür des Brockenhauses, die Temperatur der Luft war – 16, das Quecksilber stand im Barometer,

| | | |
|---|---|---|
| im langen Schenkel, – | 5711. | |
| im kurzen – – | 950. | |
| | 6661 | log. 3,8235394. |
| | 4761 | log. 3,6776982. |
| Differenz — | | 0,1458412. |
| logarithmische Differenz zu Oderbrück — | | 1269874. |
| Erhöhung — | | 188,538 Toisen. |

Wird nun solche, auf die gewöhnliche Art, mit den Thermometerständen be-



richtiget,

richtiget, so kömt zur Erhöhung des Brocken über Oderbrück 182 Toisen oder 1092 Fuß.

§. 3. Um 11 Uhr beobachteten wir zum letzten mal auf dem Brocken; das Thermometer zeigete — 11.

Das Barometer stand im langen Schenkel 5703.
— — im kurzen — 952.
6655.
4751 log. 3,6767854.

Hierauf gingen wir auf Heinrichshöhe, hingen das Barometer an die Thür des Wirthshauses, und fanden das Thermometer — 11.

das Barometer im langen Schenkel 5731.
— im kurzen — 924.
6655.
4807. log. 3,6819645.

Da die scheinbare Normallänge, bei beiden Ständen gleich gewesen, so ziehet man nur die Logarithmen beider scheinbaren Barometerstände von einander ab, dieses giebt 51,791 Toisen, solche mit den Thermometerständen berichtiget giebt 50,4 Toisen oder 302 Fuß, als die Höhe des Brockenhäusgens über Heinrichshöhe.

§. 4. Um 4 Uhr beobachteten wir auf Heinrichshöhe zum letzten mal; die Temperatur der Luft war — 22.

und der Barometerstand 5726.
928.
6654. log. 3,8230828.
4798. log. 3,6810602.
Logarithmische Differenz — 1420226.

Am Fuße des sogenannten eigentlichen Brocken, wo solcher mit dem nächsten Gebirge (ich glaube es heißt der Oderberg,) zusammen stößet, befinder sich ein Grenzpfal mit 3 bezeichnet, hieran hingen wir um 4' das Barometer, und fanden das Thermometer — 18.

5771.
876.
6647. log. 3,8226257.
4895. log. 3,6897527.
Differenz — 1324730.

Um

Um 7 Uhr kamen wir nach Oderbrück, die Temperatur der Luft war — 18. Das Barometer stand

5797.
855.
6652. log. 3,8229522.
4942. log. 3,6939027.
Differenz. — 1290495.

Also Heinrichshöhe gab zur Logarith. Differenz 1420226.
Pfal Nr. 3. — 1324730.
Oderbrück — 1290495.

Ziehet man diese Logarithmischen Differenzen von einander ab, so lieget

Heinrichshöhe über dem Pfal Nr. 3. 95,496 Toisen.
— — Oderbrück — 129,731 Toisen.
Der Pfal über Oderbrück — — 34,235 Toisen.

Werden nun diese Erhöhungen mit denen zugehörigen Thermometerständen berichtiget, so kömt

Heinrichshöhe über dem Pfal Nr. 3. 550 Fuß.
— über Oderbrück — 748 Fuß.
Der Pfal Nr. 3. über Oderbrück — 204 Fuß.

Da nun Heinrichshöhe über dem Pfal 550 Fuß.
Der Pfal über Oderbrück — 204 Fuß.
Und der Brocken über Heinrichshöhe 302 Fuß.
So ist der Brocken über Oderbrück — 1056 Fuß.

§. 5. Auf dem Brockenhäusgen haben wir folgende Beobachtungen gemacht.

| | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 8 Uhr | im langen Schenkel | 5711. | im kurzen | 950. | Ther. | — 15. |
| 9 | — — | 5707. | — | 947. | — | — 15. |
| 9½ | — — | 5708. | — | 949. | — | — 13. |
| 10½ | — — | 5705. | — | 951. | — | — 13. |
| 11 | — — | 5703. | — | 952. | — | — 11. |
| Mittel | — | 5707. | — | 950. | — | — 13. |

950.
Summe 6657. log. 3,8232786.
Differenz 4757. log. 3,6773332.
Wahre Normallänge 6660. log. 3,8234742.
7,5008074.
log. 3,6775288.

 Herr

Herr Schiavetto hat während der Zeit zu Nordhausen folgende Beobachtungen gemacht.

| | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|
| 8 Uhr im langen Schenkel | 5754. | im kurzen | 418. | Ther. | — 0. |
| 9 — — | 5753. | — | 419. | — | |
| 10 — — | 5751. | — | 420. | — | |
| 11 — — | 5748. | — | 423. | — | |
| Mittel | 5751. | — | 420. | — | |
| | 420. | | | | |
| | 6171. | — wahre Normallänge. | | | |
| | 5331. | log. 3,7268087 | | | |
| | obiger | log. 3,6775288 | | | |

Unberichtigte Erhöhung 492,799 Toisen.

Dieses berichtiget giebt 486,393 Toisen oder 2918 Fuß.

§. 6. Da wir uns von Mittage 11½ Uhr bis Abends 4 Uhr auf der Heinrichshöhe befanden, so machten wir 8 Beobachtungen. Diese gaben zum Mittel

4805 am Barometer und — 20 am Thermometer.

Hingegen bemerkte man 5 mal zu Nordhausen. Dieses gab zum Mittel

5327 am Barometer und — 0 am Thermometer.

log. 5327 = 3,7264827.
log. 4805 = 3,6816934.

447,893 scheinbare Erhöhung in Toisen.

| | | |
|---|---|---|
| Wird dieses mit — 20 berichtiget, so kömt zur Erhöhung von Heinrichshöhe über Nordhausen — — — | 2635 | Fuß. |
| Nun liegt Heinrichshöhe unter dem Brocken — | 302 | Fuß. |
| Also liegt der Brocken über Nordhausen — | 2937 | Fuß. |
| Es liegt aber solcher nach §. 5. über Nordhausen — | 2918 | Fuß. |
| Hiervon ist das Mittel — | 2927 | Fuß. |

§. 7. Wir kamen, wie bereits gesagt worden, den 5ten Jul. Abends 7 Uhr nach Oderbrück, ich beobachtete bis 10 Uhr, und fand zum Mittel am Barometer 4970 am Thermometer — 16.

Mein Bruder beobachtete während der Zeit (der Herr Schiavetto kam erstlich Abends 10 Uhr nach Nordhausen, und hatte selbiges Tages auf dem Schloß Kiefhausen und Rothenburg Beobachtungen gemacht,) an einem Kolben-Barometer, welches aber mit dem Meß-Barometer vollkommen übereinstimmt, und nach de Lücs Methode mit Hülfe des in 84 Grad getheilten Thermometers, vom Einfluß der Luft befreiet wird, und fand zum Mittel Barometer 5344 Therm. — 4.

Log. 5344 = 3,7278664
Log. 4970 = 3,6963564

315,100 Toisen.

Diese mit — 20 berichtiget, so komt zur Erhöhung von Oderbrück über Nordhausen - - - 1853 Fuß.

Da nun der Brocken über Nordhausen - 2927 Fuß.

So lieget der Brocken über Oderbrück - 1074 Fuß.

§. 8. Seit dem Herabsteigen vom Brocken, habe ich von Abends 7 Uhr bis den andern Morgen 6 Uhr, acht Beobachtungen gemacht, und fand zum Mittel in Oderbrück - - 4937 und — 13.

In Nordhausen aber war das gleichzeitige Mittel 5308 und — 0.

Log. 5308 = 3,7249309
Log. 4937 = 3,6934631

314,678 Toisen.

Dieses mit — 13 berichtiget, giebt 310 Toisen oder 1860 Fuß zur Erhöhung von Oderbrück über Nordhausen.

Da nun der Brocken über Nordhausen - † 2927 Fuß.
Und Oderbrück über Nordhausen - † 1860 Fuß.

So ist der Brocken über Oderbrück - 1067 Fuß.

§. 9. Es soll also die Höhe des Brocken über Oderbrück seyn.

| | | | |
|---|---|---|---|
| Nach §. 2. | - | 1092 | Fuß Berg auf. |
| §. 4. | - | 1056 | - Berg ab. |
| Mittel | - | 1074 | - |
| §. 7. | - | 1074 | - |
| §. 8. | - | 1067 | - |
| Mittel | - | 1072 | - |

Es liegt also der Brocken über Oderbrück 1072.

§. 10. So viel mir wissend, hat Niemand, außer folgenden, diese Erhöhung mit dem Barometer zu bestimmen gesucht, als:

1) Herr Prof. Hollmann; dieser fand 1103 Pariser Fuß.
2) Herr Mylius - 1300.
3) Herr de Lüc - 1038.

§. 11. Des Herrn Mylius Messung, ist ohne allen Zweifel unrichtig, daß aber der Herr Prof. Hollmann, nach denen Beschuldigungen des Herrn Prof. Zimmermanns, um 1900 Fuß geirret haben (Siehe dessen Harz-Reise S. 27.) sollte, verdient untersucht zu werden, indem sonst der Herr Prof. Zimmermann mich und den Herrn de Lüc, noch eines größern Irthums beschuldigen mögte.

§. 12. Die 1900 Fuß, um welche Herr Hollmann geirret haben soll, haben ihr Daseyn durch folgenden Schluß erhalten. Wenn man von Oderbrück nach dem Brocken gehet, so brauchet man eben eine so lange Zeit, als wenn man von Ilsenburg ausgehet; da nun Oderbrück eben so weit als Ilsenburg vom Brocken liegt, so liegt auch Oderbrück mit Ilsenburg in einer horizontalen Ebene.

Nach Herrn Professor Zimmermanns Angabe, soll der Brocken 3014 Braunschweiger Fuß über Ilsenburg liegen, eben so tief muß also auch Oderbrück liegen, und nun giebt der Herr Prof. Hollmann zur letztern Vertiefung 1103 Pariser Fuß an, ziehet man also von 3014 Braunschw. Fuß 1103 Pariser ab, so bleiben 1911 Fuß übrig; um so viel hat also Herr Prof. Hollmann geirret.

In wie weit diese Art zu schließen richtig, wird jeder leicht einsehen können.

§. 13. Daß Ilsenburg nicht in einer horizontalen Ebene mit Oderbrück, sondern ungleich tiefer liegen muß, beweiset auch der von dem Herrn Consistorialrath Silberschlag, in seiner Beschreibung des Brocken, angegebene mittlere Barometerstand für Ilsenburg = 27 Zoll 8 Linien, ein Barometerstand fürs Flacheland, worin auch Ilsenburg lieget, und nicht für einen Ort, welcher höher als St. Andreasberg lieget. Ich hielt für nöthig, den würdigen Greis Hollmann hiedurch in etwas zu vertheidigen, denn da der Herr Prof. Zimmermann, diese Beschuldigung öffentlich dem Publico vorgeleget, so scheue ich mich auch nicht denselben wieder öffentlich davon zu befreien.

§. 14. Wäre dem Herrn Professor Hollmann die de Lücsche Berichtigung der herausgebrachten Erhöhung bekant gewesen, wie der Herr Professor Zimmermann S. 21. selbst erinnert, so hätte solcher noch weniger herausgebracht, und zwar wenn ich annehme, das Thermometer hätte so wie bei mir, da beide Messungen im Julius geschehen sind, gestanden, so würde die Höhe = 1066 Fuß seyn, und folglich mit der meinigen ziemlich überein kommen. Jedoch haben beide Herrn Professors die Berichtigung der mit der Atmosphäre im Gleichgewichte stehenden Quecksilbersäule, nicht in Rechnung gebracht, ersterem war sie damals noch nicht bekant, und letzter hat solche nicht gebraucht, dieses wird also auch der Messung über Ilsenburg, nicht die größte Richtigkeit geben.

§. 15. Da der Herr de Lüc die Höhe des Brocken auf 1038 Fuß setzt, und ich 1072 heraus gebracht, so weichen wir nur 36 Fuß von einander ab.

§. 16. Zum Ueberfluß will ich noch die Rechnung, auf eben die Art wie der Herr de Lüc, anstellen, jedoch nur in so weit es die Verschiedenheit des

Instruments selbst, und der Unterschied, in der Art die Erhöhungen zu berechnen, zuläßt.

| | | | | |
|---|---|---|---|---|
| Oderbrück | Morgens 5 Uhr. | 5814. | 844. | — 18. |
| | Abends 7 Uhr. | 5797. | 855. | — 18. |
| | Mittel | 5805,5. | 849,5. | — 18. |
| | | 849,5. | | |
| | | 6655. | log. 3,8231481. | |
| | | 5956. | log. 3,6951313. | |
| | Logarithmische Differenz — | | 1280168. | |

Da wir um 11 Uhr vom Brocken nach Heinrichshöhe herabgingen, so fand ich nach §. 3.

| | | |
|---|---|---|
| Auf dem Brocken | 5703. | 952. |
| Auf Heinrichshöhe | 5731. | 924. |
| Unterschied | † 28. und | − 28. |

Also war das Queckſilber auf Heinrichshöhe, im langen Schenkel 28 Sechszehntel Pariser Linien gestiegen, und im kurzen eben so viel gefallen.

Nun war die letzte Beobachtung auf Heinrichshöhe

5726. 928.
— 28. †28. verkehrter Unterschied
5698. 956. = dem Barometerstande, wenn solcher auf dem Brocken aufgenommen worden wäre. Also kan man setzen: Thermometer.

| | | | |
|---|---|---|---|
| 5698. | 956. | Auf dem Brocken Abends 5 Uhr | — 22. |
| 5711. | 950. | — Morgens 8 Uhr | — 15. |
| 5704. | 953 | Mittel — — | — 18. |
| 953. | | | |
| 6657. | log. 3,8232786. | | |
| 4751. | log. 3,6767850. | | |

logarith. Differenz = 1464936. auf dem Brocken.
logarith. Differenz = 1280168. zu Oderbrück.

Unberichtigte Erhöhung = 184,768. Toisen.
Berichtiget giebt 178,117 Toisen = 1069 Fuß.

§. 17. Weil meine Absicht nicht gewesen ist, das Barometer, womit diese Messung, und bereits eine ziemliche Anzahl andere geschehn sind, zu beschreiben, so werden einige Ausdrücke dem Leser undeutlich seyn, ja die Berechnung

nung selbst, wird unverständlich scheinen, da aber die Beschreibung desselben bereits unter der Presse, und in Ettingers Verlage zu Gotha herauskommen wird, so werden sich die Freunde dieser Wissenschaften bis dahin, blos mit den Resultaten begnügen müssen.

Nordhausen, den 17ten Jul. 1780. Gottfr. Erich Rosenthal.

---

## Historische Anekdote aus Lelands Irländischer Geschichte.

1671. Als das Leben des großen Herzogs von Ormond unter der Regierung Carls des II. durch den Angrif des schändlichen Meuchelmörders Blood in Gefahr war, muthmassete man, daß der Herzog von Buckingham die Sache angesponnen hätte. Ormond selbst nahm keine Notiz davon, allein sein Sohn, der junge Graf von Ossori, welcher heftig, tapfer und kühn war, blieb bei der Gelegenheit nicht so kaltblütig. Während daß Buckingham hinter dem Könige stand, ging er mit einem ernsten Gesicht auf ihn zu, und sagte zu ihm mit einem schwachen doch unwilligen Tone: Mylord! ich weiß es wohl, daß ihr die Ursach von dem geschehenen Angrif des Bloods seyd; merket es euch, solte mein Vater auf eine plötzliche oder ungewöhnliche Weise sterben, so werde ich euch als den Mörder ansehen, und dann werde ich euch erschießen, ob ihr gleich hinter dem König stehet; ich sage es euch darum in Sr. Majestät Gegenwart, damit ihr gewiß überzeugt seyn könnet, daß ich mein Wort halte.

Ob nun gleich Ormond beim Leben blieb, so waren seine Feinde doch unermüdet, seinem guten Ruf zu schaden, und obgleich alle Anklagen bei näherer Untersuchung ihm nicht zu Schulden kamen, so war doch der König gezwungen ihm mit einer ihn beleidigenden Kaltsinnigkeit zu begegnen. Dies Betragen konte den Ormond weder erniedrigen noch reizen: er nahm seinen Sitz im geheimen Rath, wartete täglich dem König auf, und hielt sein Urtheil über öffentliche Angelegenheiten nie zurück; er verrieth nie Rachsucht, spann auch keine Faktion an. Selbst bei Hofe sammelten seine Tugenden und sein Betragen einen Kreis derer um ihn, die nicht vom Hofe abhingen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß der König, der ihm keine Höflichkeit erzeigen durfte, beschämt und verlegen war. Der gottlose Buckingham sagte zu ihm: Mein Herr ich mögte wohl wissen, ob es der Herzog von Ormond ist, welcher bei Sr. Majestät in Ungnade ist, oder aber ob Sie es bei dem Ormond sind; denn von beiden scheinen Sie am mehrsten außer Fassung.

Bei diesem Zustande der Ungnade fuhr Ormond immer fort seine Meinung frei zu sagen, und kehrte sich an keinen Widerspruch. Er verglich sich mit einer alten in den Winkel geworfenen Uhr; und doch sagte er, zeiget das alte rostige Ding noch zu Zeiten recht. Als der Oberste Dillon ihn ersuchte sein Gesuch zu unterstützen, und zu ihm sagte, er habe keinen Freund, als Gott und seine Herrlichkeit, so antwortete der Herzog: armer Carl! Du kontest keine zwei Freunde nennen, die bei Hofe weniger gelten oder weniger daselbst geachtet werden.

Hannoverisches Magazin.

75tes Stück.

Montag, den 18ten September 1780.

## Gedanken über die Bemerkung im Forsthaushalt.

Der Herr Verfasser der im 43ten und 44ten Stück dieses Magazins eingerückten Bemerkung im Forsthaushalt, ist der Meinung, daß ein Boden, der viele Jahrhunderte Eichenholz getragen, sich zuletzt austrage, oder zum Anbau dieses Holzes nicht weiter tauglich sey, und beruft sich auf Erfahrung und Analogie.

So scheinbar diese Hypothese auch ist, denn wieder Erfahrung ließe sich wohl nichts einwenden, so kan ich ihr doch meinen Beifall, so wenig er auch auf sich haben mag, nicht geben. Vieljährige Erfahrungen, die von mir zwar nicht mit großem Beobachtungsgeist, aber doch mit Aufmerksamkeit u. Nachdenken gesammelt worden sind, und für welche meine Anhänglichkeit nicht geringe ist, weil ich sie nicht vor meinem Schreibtische, sondern selbst bei der von mir in der Forst verrichteten Arbeit gemacht habe, überzeugen mich gerade vom Gegentheil.

Ich glaube nemlich, daß eine Eichenforst, wenn sie, es sey nun durch Zupflanzung oder Besaamung, gehörig unterhalten wird, nie aussterbe, und daß auf solche Weise das Erdreich mit den zum Wachsthum des Holzes erforderlichen Nahrungstheilen jeder Art auf beständig versehen bleibe. Hiemit aber läugne ich keinesweges die Schwierigkeit der Wiederherstellung einer abgestorbenen Forst, denn wieder den Augenschein streite ich nicht. Sehr öfters sind zu dieser Absicht Versuche und Kosten vergeblich angestellt und angewandt, ich glaube nur diese Schwierigkeit in andern Ursachen, als in dem vermeinten Austragen oder Untauglichkeit des Bodens, zu finden.

Ist der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst Heidgrund und überall entweder mit Heide oder Bocksbart und Mooß überzogen, so wird eine solche Forst durch Anpflanzung auch von einer Meisterhand schwerlich wieder hergestellet werden können. Freilich aus der Ursache, weil der Boden, so wie er da ist, dem Heister die Nahrung versagt. Aber eben dies ist auch von einem Boden, der nie Holz getragen, wenn er übrigens mit jenem von gleicher Beschaffenheit ist, zu erwarten. Es kan also die Ursache der dermali-

gen Unfruchtbarkeit des Bodens nicht dem vorhin darauf gestandenen Holze beizumessen seyn. Vielmehr scheint sich diese Unfruchtbarkeit selbst von dem Absterben des Holzes herzuschreiben. Während des Wohlstandes der Forst, war der Boden vom Laube und von den verfaulten Wurzeln nicht allein in der obern Krume, sondern auch tiefer hinunter artbar gemacht. Seit dem aber mit dem Absterben der Forst dieser Walddünger aufgehöret hat, ist der Boden nach und nach verunedelt und verwildert worden. Heide und andere unfruchtbar machende Kräuter haben ihn gänzlich ausgesogen, ihn gegen Wind und Regen gleichsam verschlossen, steif, zähe und völlig unartbar gemacht. Kein Wunder also, daß darinnen die Anpflanzungen nicht gedeihen. Und je länger die Forst öde gelegen, desto unfruchtbarer ist der Boden, ein Umstand, der schon allein den analogischen Grund obiger Hypothese verdächtig macht. Zwar läßt sich auch ein solcher Boden wieder bepflanzen, aber freilich mit mehrerer Mühe und grössern Aufwande, als es im Großen füglich geschehen könte. In einer kleinen Forst, wo man jeden Platz nutzen muß, und worin beträchtliche Besaamungen der Winde wegen nicht geschehen können, habe ich einen abgestorbenen Distrikt, dessen Boden dem jetzt beschriebenen völlig gleich war, vor verschiedenen Jahren mit 1500, jetzt im schönsten Wachsthum stehenden Heistern bepflanzt. Ich fing dies so an: Einige Jahre vorher ließ ich runde Gruben geräumig und tief ausgraben, und die ausgegrabene Erde bei einer jeden Grube in einen Haufen schlagen. Nachdem solche in diesen Haufen ein Paar Sommer und Winter hindurch sich gebrannt und mürbe geworden war, auch das zu Tage gekommene Erdreich an den Seiten in der Grube durch Wind, Sonne und Frost, sich auf beinahe einen Fuß weit aufgelockert hatte, fing ich die Pflanzung an, und setzte zwischen durch Birken, um dadurch Schatten und Schutz für den Winden zu gewinnen. Ich mußte aber, da die ausgegrabene Erde die Gruben kaum auf Zweidrittel wieder füllte, zur Plantage andere taugliche Erde zu Hülfe nehmen, die mir ein benachbarter alter Aufwurf eines ehemaligen Heisterkamps verschafte, und die ich mit jener tüchtig vermengte. Auch ließ ich bei jedem Heister zwei kleine Graben in der Entfernung eines Fußes von der Grube, worin er zu stehen gekommen, machen, nicht so wohl um das Laub aufzufangen, dessen in den erstern Jahren nicht viel zu erwarten stand, als vornemlich der Luft, auch von der Seite den Zugang zu den Wurzeln der Heister zu verschaffen. So nach bin ich auch um das weitere Fortkommen meiner Zöglinge nicht bekümmert, sie können die Pfalwurzel, wenn sie wollen, ungehindert schlagen, finden für die Seitenwurzeln rund umher auf wenigstens drei Fuß aufgelockerte Erde, und gegen die Zeit, daß die Wurzeln die steife Erde erreichen, sind selbige von der Stärke, daß sie füglich hineindrin-

gen

gen können, zumal die Oberfläche des gesammten Bodens alsdann durch Laub und Schatten schon wieder auf den Weg der Verwandlung, und so weit gebracht seyn wird, daß die Luft, der Regen und der Walddünger darauf wirken kan. Auf diesen Distrikt waren in vorigen Zeiten Jahr aus Jahr ein viele hundert Heister vergeblich gepflanzt, und alles in Anschlag gebracht, die Kosten der Arbeit und der Wehrt der aufgeopferten Heister, und dagegen sind die Kosten der jetzigen Bepflanzung nur sehr geringe. Indessen läßt sich eine solche Pflanzung, wie schon oben erwähnt, im Großen, besonders wegen Mangel guter Plantageerde nicht thun. Man muß also wo kein Wildfraß ist, denn wo der ist spare man nur Mühe und Kosten, Besaamungen machen. Aber auch diese gerathen nicht, wenn der Boden nicht durch vorherige zwei bis dreijährige sorgfältige Bearbeitung dazu vorbereitet ist. Während dieser Zeit wird er zum Genuß des Wohlthätigen, das Luft, Wind, Sonne, Regen, Schnee, und selbst der Frost darbieten, empfänglich und zugleich mürbe und locker gemacht. Die Wurzeln der Heide, wenn selbige nicht gar zu groß gewesen sind, werden absterben. Die innern Kräfte der Erde, die bis dahin gleichsam geschlafen haben, kommen wieder in Bewegung und der Boden wird mit den für den jungen Auflauf erforderlichen Nahrungssäften, wenigstens auf die erstern Jahre hinlänglich geschwängert werden, und in der Folge hilft er sich durch das Laub, was er fallen läßt, selbst weiter. Nur darf bei der Aussaat, damit der Auflauf geschlossen genug zu stehen komme, nichts gespart werden. Hiebei ist, so sehr es auch von einigen bezweifelt wird, zuträglich, zugleich Rocken mit auszustreuen, welcher dem jungen Auflauf im ersten Sommer sowohl für der Sonne als für der Kälte treflichen Schutz giebt. Denn wenn der Frost in dem ersten Sommer den Auflauf träfe, so würde dies solchem in einem Boden dieser Art sehr hinderlich seyn. Selbst die hohen Stoppeln können noch im zweiten Jahre zu solchem Zweck Nutzen schaffen. Fände sich endlich Gelegenheit, den Boden kurz vor der Besaamung bei trockner Witterung bepfirchen zu lassen, so würde dies das geschwinde Wachsthum des Auflaufs noch um so mehr befördern. Wenn aber der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst nicht völlig mit Heide überzogen, sondern noch mit Angergras durchwachsen ist, so wird eine Zupflanzung schon besser fortkommen, falls man gute stämmige nicht zu lange Heister hat, und die Pflanzung von Westen her anfängt, damit die zuerst gepflanzten den nachherigen Schutz vor dem Winde geben. Liegt jedoch hier der Leimen, der Ortstein, der Grand, oder andere todte Erde zu flach, so sind auch hier die Besaamungen vorzuziehen. Das alte Holz ist vermuthlich auch nicht gepflanzt worden, sondern ist aus einer natürlichen Besaamung aufgewachsen. Die Eicheln sind ganz flach zu liegen gekommen. Die Wurzeln der

daraus erwachsenen Heister haben also so bald an die todte Erde nicht kommen können, sie haben dicht gestanden, und der häufige sich in die Erde gesenkte Walddünger, hat die Wurzeln so genähret und gestärket, daß sie auch zulezt in die todte Erde hineingedrungen sind. Einen solchen Trieb aber könten die gepflanzten Heister hier nicht haben, sie würden mit den Wurzeln gleich das todte Erdreich erreichen, und dann von oben herunter absterben. Auch selbst in noch guten blühenden Forsten, will es, wenn der Boden solcher Art ist, mit den Zupflanzungen nicht fort, und thut man daher wohl, den Weg der Besaamung einzuschlagen. Von dieser Wahrnehmung ist es freilich nur ein kleiner Sprung zu dem Gedanken, daß der Boden ausgetragen haben könne, aber die Schuld der misrathenden Zupflanzungen liegt einzig und allein in der zu flach liegenden todten Erde, denn sonst würde statt eines abgehauenen Stammes, der bis zu dem Augenblick seiner Fällung so viele Nahrungstheile verschlucket hat, leicht ein Heister aufwachsen, der deren auf das erste Jahrhundert vergleichungsweise so wenig bedarf, und das Erdreich gewönne einsweilig Zeit, von der starken Ausziehung der Säfte, die der alte verlanget gehabt, sich zu Gunsten des jungen auf die folgenden Jahrhunderte zu erholen.

Ist endlich der Grund und Boden einer abgestorbenen Eichenforst ein guter Angergrund, so wird das Pflanzen, wobei hier nicht viele Künste nöthig sind, wohl gerathen. Fände sich aber auch in diesem Boden die todte Erde zu flach, so müßte man selbst auch hier vom Pflanzen abstehen, oder wäre die Gegend zu niedrig, so müßte man, welches bei allerlei Boden in Acht zu nehmen ist, sich vorher durch Abzugsgraben Hülfe schaffen. Auch hievon habe ich eine angenehme Erfahrung. In der schon gedachten Forst war ein sehr morastiger Bruch von ohngefähr 20 Morgen, allwo vordem, wie solches die Stücke und noch einzelne abgestorbene Bäume bewiesen, das stärkste Holz Stamm bei Stamm gestanden. Nach hinlänglichen Abzugsgraben, wodurch das Erdreich trocken ward und sich corrigirte, bepflanzte ich diesen Platz, wozu ich die ausgegrabene Erde, die sich ein Paar Jahre lang in Haufen gebracket hatte, gebrauchte, und ich habe das Vergnügen, diesen verödeten Theil der Forst solchergestalt wieder hergestellet zu sehen.

Der Satz also: daß an den Stellen wo vordem Holz gestanden, auch wieder Holz angezogen werden könne, ist, wie aus obigen erhellen wird, wahr und unwahr, je nachdem man zu Werke geht und entweder pflanzet oder säet.

Der Umstand, daß die ausgestorbenen Forsten nach aller Wahrscheinlichkeit aus Besaamungen entstanden sind, löset das Problem, warum die Zupflanzungen in den vorbeschriebenen Arten des Bodens nicht frommen? völlig auf, und wenn erfahrne Forstbediente, nach Beschaffenheit des zuvor wohl untersuchten Bodens, ent-

entweder Pflanzungen oder Besaamungen veranstalten; so werden sie keine vergebliche Arbeit thun und nicht nöthig haben Fehler und Versehen, deren sie alsdann keine begehen, mit jener Hypothese, die sonst sehr bequem dazu wäre, zu entschuldigen.

B . . h. R . . d.

---

# Ist es wirklich parador, da ferner Eichen- und Büchenholz anzuziehen, wo viele Jahrhundert große und geschlossene Eichen- und Büchenwaldungen gewesen, und streitet solches so sehr gegen Analogie, Erfahrung und Natur, als im 43ten und 44ten St. dieses Magazins angegeben worden?

Die Gründe, welche der Herr Verfasser der **Bemerkung im Forsthaushalt** wider die fernere Anziehung des Eichen- und Büchenholzes in vormaligen Eichen- und Büchenwäldern aufführet, haben zum Theil einen so starken Schein des Gründlichen und Wahren, daß es hoffentlich eine nicht ganz vergebliche Arbeit seyn dürfte, näher zu untersuchen, ob die vorgesetzte Frage mehr zu bejahen, als zu verneinen sey. Er behauptet durch Analogie, Erfahrung und Natur **überhaupt** zu beweisen, **daß man da kein Eichen- oder Büchenholz weiter anziehen solle, wo dergleichen vorhin gestanden,** und ich bin der Meinung, daß dieses gar wohl nach den Lokalumständen zugegeben, aber **nicht allgemein** angenommen werden könne.

Es wird also darauf ankommen, daß ich es beweise, daß der Forstgrund Elementartheile genug enthalte, die Holzart ferner zu nähren, womit er bisher bestanden gewesen. Ich übergehe aber den analogischen Beweiß deshalb, weil solche Gewächse, denen die Natur allein die bedürfenden Elementartheile seit ihrem Daseyn erhalten hat, und wovon wir überzeugt sind, daß sie ihnen solche ferner allein erhalten werde, bekant genug sind; und die Beantwortung der vorgesetzten Frage eigentlich darin ihre Berichtigung finden wird, in wiefern unsere Waldbäume selbst mit zu diesen Gewächsen gehören.

Ich hoffe diese meine Absicht dadurch zu erreichen, wenn ich mich auf den Zustand unsers vaterländischen Deutschlands in den ältesten Zeiten, welcher uns als überaus holzreich bekant ist, und auf die noch gegenwärtigen Wälder, deren Alterthum viel weiter, als die Gewißheit ihrer Geschichte wird hinaus gesetzt werden können, beziehe. Ich wage es indessen nicht, eine Zeit anzunehmen, seit welcher noch gegenwärtige Wälder da sind, und seit welcher sie die Holzarten tragen, womit sie noch gegenwärtig bestanden sind; aber ich unternehme es zu behaupten, daß unsere noch vorhandne Eichen- und

Büchenwälder von jenen Eichen- und Büchendickungen abstammen, deren Alterthum wir nicht zu bestimmen vermögen.

Die Art und Weise, wie sich Eichen und Rothbüchen selbst fortpflanzen, wird meiner Behauptung die sichere Gewähr leisten, und wir werden es in dieser Rücksicht, ohne uns zu täuschen, annehmen können, daß wenn wir nur wissen, daß der gegenwärtige Forstgrund, seit undenklichen, oder wofür ich hier setzen will, seit 2000 Jahren schon mit Holz bestanden gewesen, und gegenwärtig noch mit Eichen und Büchen bestanden ist, solcher auch seit 2000 Jahren gewiß Eichen und Büchen getragen habe. Eichen und Büchen besaamen sich nicht weiter, als ihre Stämme stehen, und ihr Auflauf wird so leicht von andern Holzarten unterdrückt und überzogen, daß wir sogar annehmen müssen, daß sich in ihrer Nachbarschaft binnen dem langen Zeitraum keine Hindernisse müssen gefunden haben, wodurch ihre so leicht zu behindernde Selbstfortpflanzung hätte unterbrochen werden können. Sie werden sich daher nur noch da finden, wo ihre Fortpflanzung keine Hindernisse gefunden hat, und wir werden es sicher annehmen können, daß mancher Eichen- und Büchenwald jetzt mit andern Holzarten bestehet.

Bezweifelte man indessen dasjenige, was ich bisher gesagt habe, so beziehe ich mich auf die glücklichste Fortpflanzung des Eichen- und Büchenholzes in unsern noch geschloßnen Eichen- und Büchenwäldern oder Hölzungen. Es dürfte wohl keinem Sachverständigen unbekant seyn, daß man die Eichen und Büchen in ihren geschloßnen Wäldern alsdenn mit dem glücklichsten Erfolge fortpflanzt, wenn man sie solchergestalt aushauet, daß sie sich nach und nach vollkommen besaamen, und in dieser Absicht den Boden wund machet, aber auch noch zur rechten Zeit die alten Stämme fortschaffet.

Und aus diesem Wenigen, was ich gesagt habe, dürfte es schon hinreichend erhellen, daß die Fortpflanzung des Eichen- und Büchenholzes in davon geschlossen bestandnen Revieren am glücklichsten erfolge, und dadurch zugleich deutlich genug seyn, daß der Forstgrund theils so viele Elementartheils enthalte, theils selbst durch seinen Bestand so reichlich damit versehen werde, daß er ununterbrochen eine und eben die Holzart gewähren könne.

Enthielte der Forstgrund nicht die Elementartheile, oder würde deren Abgang, durch den Uebergang ins Holz, nicht durch den Bestand des Waldes selbst hinreichend ersetzet; ja hätte das Holz unter diesen Umständen nicht gleichsam selbst Lust, da zu keimen, wo es geblüht hat, wie wäre es möglich gewesen, daß sich Wälder, nicht nur binnen einer so langen Zeit, sondern auch noch vorzüglich aus denen Zeiten in einem guten Zustande hätten erhalten können, in welchen man mehr um ihre Ausrottung, als um ihre

Fortdauer bekümmert gewesen? Wir können vielmehr den guten Bestand unsers noch vorhandenen Forstgrundes sicher als den Rest eines Ueberflusses ansehen, welcher theils der Verwüstung, theils dem Verbrauch zu stark gewesen, und welcher sich eigentlich selbst bis auf unsere Zeiten erhalten hat, weil wir es höchstens unsern nächsten Vorfahren erst danken können, daß sie um dessen weitere Erhaltung bekümmert gewesen.

In den ältern Zeiten hat man das Wachsthum des Holzes demselben lediglich selbst überlassen, und wir würden es gleichfalls noch thun, ohne zu befürchten, daß der Grund und Boden die zeitige Holzart nicht wieder tragen würde, wenn wir jenen Ueberfluß noch hätten, und unsere so sehr vermehrten Holzbedürfnisse von unserm vielleicht noch weit mehr verminderten gut bestandnen Forstgrunde befriedigt werden könten. Und eigentlich dieser minder gut bestandne und nur zu oft vom Holz entblöste Forstgrund, von dem es gewiß ist, daß er vormals gute Eichen und Büchen getragen, soll es überhaupt beweisen, daß man da, wo vorhin Eichen und Büchen gestanden, für die Zukunft keine weiter anziehen könne, weil mit dem vorigen Bestande, alle Elementartheile weggewachsen seyn sollen.

Aus demjenigen, was ich von denen aus dem Alterthum unserer noch vorhandenen Eichen- und Büchenwaldungen, und von der noch jetzt gut gerathenden Fortpflanzung des Eichen- und Büchenholzes in gut damit bestandenen Revieren angeführt habe, wird es indessen gewiß genug seyn, daß der Forstgrund überhaupt theils genug Elementartheile enthalten, theils durch seinen Bestand selbst damit hinreichend versehen werden müsse, um ferner Eichen- und Büchenholz anzuziehen, und daß man daher jene Behauptung nicht allgemein annehmen könne.

Da es aber eben so gewiß ist, daß wir solchen Forstgrund haben, der vorhin Eichen und Büchen getragen, und solche ferner nicht tragen will, so muß dieses nothwendig an den Lokalumständen liegen, oder die Lokalumstände verursachen die Hindernisse, weshalb man dergleichen Holz nicht weiter anziehen kan. So sehr ichs auch wünsche, die Lokalumstände zu treffen, welche die fernere Anziehung des Eichen- und Büchenholzes verhindern, so entfernt mich doch das Bewußtseyn meiner zu eingeschränkten Kenntnis gar sehr von der Erreichung dieses Wunsches. Um indessen doch einige allgemeine und vielleicht zureichende Ursachen zu sagen, von denen ich wenigstens bis jetzt glaube, daß sie nicht nur der fernern, sondern der Anziehung des mehrgedachten Holzes überhaupt hinderlich seyn können, so hoffe ich Billigung, wenn ich solche dennoch kürzlich anführe.

Ueberhaupt klagt man eigentlich in denen Gegenden über die mißliche und oft ganz mißlingende Anziehung des Eichen- und Büchenholzes, wo der Grund und Boden minder gut ist, und glaubt nach gerade eine hinreichende

chende Ursach, darin zu finden, daß der Forstgrund die Elementartheile nicht mehr habe, welche zu dessen vollkommnen Aufwuchse erforderlich sind. Man glaubt es sogar von dem Forstgrunde, welcher vormals gute Eichen und Büchen getragen, erzwingen zu müssen, daß er solche wieder trage, und bedenkt es nicht, wie lange derselbe schon verödet gelegen, und wie wahrscheinlich, wo nicht gar gewiß es sey, daß sich die zur Anziehung des Eichen- und Büchenholzes nicht vortheilhafte Erdarten *) binnen der Zeit der Verödung vermehrt haben, und daß vielleicht der Abgang der Elementartheile durch den während einer so langen Zeit verringerten Bestand nicht hinreichend oder gar nicht ersetzt worden. Man hat überdem gewöhnlich noch große Ebenen und Blößen vor sich, wo der junge Auflauf den mächtigen Wirkungen der Witterung ganz und gar ausgesetzt ist, und es beinahe mehr Zufall, als Zweck seyn muß, wenn man seine Absicht erreichet.

Und dieses möge genug seyn, zu erkennen, daß die Beschaffenheit des Forstgrundes das erste Erforderniß sey, wornach die anzuziehende Holzart bestimmt werden müsse, und daß man sich gar leicht selbst hintergehen könne, wenn man blos deshalb da wieder Eichen und Büchen anziehen will, wo solche in der Vorzeit gestanden haben.

Aber auch die vorgesetzte Frage werde ich nunmehr aus der Selbsterhaltung unserer noch aus den ältesten Zeiten vorhandenen Eichen- und Büchenwälder, und aus der Art, wie sich solche noch jetzt am glücklichsten fortpflanzen, dahin beantworten können, daß man in geschloßnen Eichen- und Büchenwäldern ferner dergleichen Holz sicher anziehen könne, weil sie noch immer Elementartheile genug zur fernern Anziehung desselben versprechen, und daß es auf die Lokalumstände ankomme, wenn die Eichen und Büchen in den jetzt verödeten vormaligen Waldungen dieser Holzarten nicht fort wollen.

Dannenberg. Christ. Ernst Borneman.

*) Es gehöret noch unter die seligen Wünsche, daß man in unsern Heidgegenden mehrere Beobachtungen anstellen mögte, ob? und wie? sich der Sand und Ortstein vermehren.

Hannoverisches Magazin.

76tes Stück.

Freitag, den 22ten September 1780.

# Die Insel Island *).

Die Insel Island scheint gleichsam eine neue Welt zu seyn. Kaum erblickt man sie in der Ferne, so bemerkt man schon auf diesem Eilande die schrecklichsten Reste großer Verwüstungen; und setzt man den Fuß ans Land, so sieht man von einem Ende bis zum andern nichts als kahle Berge, deren Spitzen mit ewigem Eise bedeckt sind; und statt der erquickenden Thäler, die das Auge vergebens sucht, stößt es auf öde Felder, die von glasirtem Schnee durchschnitten werden, und deren hohe und scharfe Ecken sich gleichsam verschworen haben, dem Wanderer den Anblick des wenigen Grases zu benehmen, das zwischen ihnen hervorwachsen kan. Eben diese unfreundlichen Felsen verstecken auch die hie und da zerstreut liegenden Hütten der Einwohner; und mit der nemlichen Unverschämtheit würden sie dem müden Reisenden selbst den Anblick schattigter Bäume entziehen, wenn diese geschmückten Kinder der Natur in Island zu finden wären. Auch nicht ein einziger, der der Freundschaft Kühlung und der Unschuld Schutz anbieten könte, wurzelt in diesem öden Lande. Man solte daher fast zweifeln, daß hier Menschen wohnten, wenn nicht die mit Böten bedeckten Ufer das Gegentheil versicherten. Und würklich leben ihrer 60,000 auf diesen im Nordmeere aufgethürmten Eishöckern; und alle leben sie, mit französischen Köchen und Indiens Gewürzen unbekant, bei jenen Freuden glücklich, die der Schöpfer auch diesen einsiedlerischen Insulanern geschenkt hat.

Die ersten Einwohner dieser Insel sollen Britten gewesen seyn, die im Anfange des fünften Jahrhunderts dahin gekommen sind. Ist dies, so wäre Island eines von den Ländern, wo nie ein Götzenaltar gestanden hat, denn bekantlich waren die Britten um diese Zeit schon Christen. Die Norweger nannten diese Fremdlinge, die das kinderlose Island adoptirt hatte, Papa. Im Jahr 861 wurde Nadoddr, ein berühmter Seeräuber auf seiner Rückreise von Norwegen nach



*) Aus des Herrn von Troil Briefen und Olaffens Reisen.

Ferrö auf dieses Eiland geworfen, und nannte es wegen des vielen Schnees, womit die Felsengebirge bedeckt waren, Sniolands (Schneeland). Dieser Ebentheurer hielt sich zwar nicht lange hier auf, rühmte aber bei seiner Zurückkunft das Land so sehr, daß Flocke, ein schwedischer Seefahrer, Lust bekam, dahin zu fahren. Weil der gute Mann den Weg nicht wußte, und der Compas damals erst erfunden werden solte, so nahm dieser Seefahrer nach Vaters Noa Gebrauch drei Raben an Bord, und segelte von Ferrö aus nach Norden zu. Nach einigen Tagen ließ er den ersten Raben fliegen, der ohne sich lange zu besinnen, nach Süden zu und also nach Ferrö zog. Der zweite, der nach einiger Zeit ausflog, irrete einige Stunden umher und kam wieder aufs Schif. Endlich schickte er den dritten in Gesellschaft des zweiten fort. Beide flogen nun gerade nach Norden zu, und kamen nicht wieder. Der Ebentheurer nahm die Richtung, die ihm seine gefiederten Wegweiser gezeigt hatten, und kam glücklich nach Island. Hier blieb er einige Zeit; und weil er an der Küste viel Treibeis bemerkte, so nannte er die Insel Island. Nach und nach gingen immer mehrere Fremdlinge, besonders Norweger und Schweden dahin, und in Zeit von 60 Jahren war das Land völlig bevölkert. So oft eine Colonie dahin zog, eignete sich der vornehmste der Gesellschaft einen so großen Theil des Landes zu, als er nur konte, und überließ etwas davon nach Gutdünken seinen Gefährten, deren Haupt er unter dem Titel Godi war. Da zwischen diesen Godis nach und nach viele Streitigkeiten und Gewaltthätigkeiten entstanden, so wählte man im Jahre 928 einen sogenannten **Lang-sau-gumadur**, der bei allen Streitigkeiten das Wort führte, und in zweideutigen Sachen das Recht sprach. Bei alle dem trennete sich gewöhnlich der Staat in zwei Partheyen, die sehr oft große Heere ausschickten, und sich blutige Treffen lieferten. Zuletzt hatten sie das Schicksal, was allen Staaten gemein ist, in welchen Freiheit in Zügellosigkeit und Patriotismus in Eigennuz ausartet, denn sie kamen, jedoch freiwillig unter Norwegischen Zepter, und nachher mit Norwegen an Dänemark.

Island ist 60 Meilen lang und 40 breit. Das **Klima** ist nicht ungesund, denn weder die gewöhnliche Wärme ist besonders stark, noch die Kälte sehr groß. Doch hat man Beispiele, daß das Fahrenheitische Thermometer bis auf 24 Grad unter den Gefrierpunkt gefallen, da es zu andern Zeiten bis auf 104 gestiegen. **Gewitter** sind hier eine seltene Erscheinung, und sie zeigen sich nirgend als in der Gegend vom Hecla; desto öfterer aber lassen sich **Nordscheine** sehen, die gewöhnlich eine fürchterliche Gestalt annehmen. Auch die **Erdbeben** sezen die Insulaner oft in Schrecken, welche deswegen auch genöthigt sind, ihre Häuser so niedrig

als

als nur immer möglich ist, anzulegen. Am gefährlichsten auf dieser Insel sind die feuerspeienden **Berge**, worunter der *Hecla*, so klein er auch in Vergleichung mit den übrigen ist, sich durch seine Wuth besonders auszeichnet, und eben deswegen bisher der bekanteste gewesen ist. Zum Glück zeigt er seine Schrecken nur selten, denn man zählet überhaupt nur zwei und zwanzig Fälle, da er Feuer geworfen hat, wovon der Auswurf im Jahre 1772 der lezte und einer der fürchterlichsten war. Um seiner Wuth einen recht fürchterlichen Pomp zu geben, müssen jedesmal die Eisberge die Herolde seiner Schrecken werden. Denn diese fangen alsdann an, sich mit grossem Krachen von einander zu spalten. Ist dies geschehen, so wird die Luft ungewöhnlich kalt, statt daß der Erdboden außerordentlich warm ist. Nach diesen Vorboten erhebt der Berg selbst seine fürchterliche Stimme. Ein schreckliches Gebrüll, vermischt mit ungeheurem Krachen, tönt aus seinen Eingeweiden hervor. Die Stärke dieser Donnerstimme ist so entsezlich, daß man sie neun Meilen weit hören kan. Mit diesem lauten Krachen fangen sich zugleich alle seine Schrecken an. Große Flammen schießen aus seinem Schlunde hervor, ein dicker schwarzer Rauch wälzt sich in die Luft, aus welchem Blize und große Feuerkugeln emporsteigen, welche leztern oft sehr weit gehen. In den Flammen spielt eine Menge größerer und kleinerer Steine, die die Gewalt des Feuers nicht selten einige Stunden weit schleudert. Ein Strom von siedendem Wasser rauscht heraus, und mit demselben rasselt eine Menge Bimssteine hervor, wovon oft Stücke von 6 Fuß im Umfange gefunden werden. Endlich folgt die Lava, und ein solcher Aschenregen, der den hellsten Tag in Mitternacht verwandelt; und diese Finsterniß erstreckt sich zuweilen auf dreißig Meilen im Umkreis. Oft wird bei einem Lavastrom die obere Rinde trocken, und der Fluß selbst strömt noch fort, in welchem Falle die Natur Hölen bildet, deren Bette, Wände und Dach von Lava bestehen. Solche Hölen brauchen die Isländer zu Schaafställen. Die bekanteste ist die Höle **Surthellir**; sie ist 34 bis 36 Fuß hoch, 50 bis 54 breit und 5034 lang. Der Berg *Krabla* hat mehrere Feuerschlünde, und raucht beständig. Man kan jedoch, wenn der Wind den Dampf verwehet, tief in die Oefnungen hinein sehen. Einer der größten ist der *Rafntinnufial*, der aber gegenwärtig aufgehört hat, zu speien. Er kan die schwarzen Glasachate in ihrer ursprünglichen Lage, und in ungewöhnlicher Menge aufweisen. Der *Katlegiaa* wirft nur selten Feuer aus, desto schrecklicher aber ist alsdann seine Wuth, welche er im Jahr 1756 zum lezten male gezeigt hat. Er sprengte die in der Nähe liegenden Eisberge, und schleuderte viele Stücke davon ins Meer; die Reste davon schmolz sein Feuer, wodurch fürchterliche Wasserströme entstanden. Das

Knallen und Krachen des tobenden Berges war so grausenvoll, daß man den Untergang der Insel besorgte. Mit diesem Krachen verband sich das Erdbeben, und Stoß und Donner wechselten mit einander ab. Sogar einen natürlichen Hagel sprudelte der Berg aus, dessen Kern aus Sand und Asche bestand. Dies fürchterliche Schauspiel war mit einem ganz besonderen Feuerwerk verbunden. Große oft 3 Pfund schwere glühende Steine flogen aus dem Schlunde des Berges, neben ihnen stiegen Feuerkugeln in die Luft, die in unzählige Stücke zerplatzten. Auf einmal stand nicht allein der Berg, sondern auch der Himmel in Feuer und Flammen, und die Nacht war, besonders wenn die Feuerkugeln spielten, überall so helle, wie der Tag. Abwechselnd stand über dem Berge eine Feuersäule von allerlei Gestalten und Farben, und ein beständiges Donnern und Krachen, das man 25 Meilen weit hören konte, vermehrte das Fürchterliche dieses Schauspiels. Der **Leihrnukt** gehört erst seit 1725 unter die Feuerspeier, denn vorher war er noch mit dem schönsten Grase bewachsen. Jetzt hat er sich mit dem **Krabla** zu gleicher Wuth vereinigt, und es scheint, als ob er künftig mehrere seiner jetzt unschuldigen Brüder mit in den Bund ziehen werde.

Unter die merkwürdigsten Naturerscheinungen gehören unstreitig die heißen Quellen auf Island. Sie haben einen verschiedenen Grad der Wärme, und werden deswegen von den Einwohnern selbst in **Laugar** (warme Bäder) und **Huerer** (springende Quellen) eingetheilt. Da die erstern auch in andern Ländern angetroffen werden, so übergehen wir sie jetzt, doch können wir nicht ganz umhin, unsern Lesern zu sagen, daß diese Quellen auf Island außer dem gewöhnlichen Nutzen noch einen ganz eigenen gewähren. Sie geben nemlich Anlaß zu einer ganz besondern Art von Galanterie. Die Armuth hindert den Isländischen Liebhaber, seiner Schönen Geschenke zu geben, und die Natur reicht keine Blumen dar, ihr Kränze zu winden. Die erfinderische Liebe lehrte daher den Isländischen Jüngling ein anderes Mittel, seine Zärtlichkeit auszudrücken. Er reiniget nemlich eines von den Bädern mit dem größten Fleiße, um es einem Besuche seiner Geliebten desto werther zu machen. Merkwürdiger als diese ist jedoch die andere Art von Bädern, nemlich die springenden heißen Quellen. Sie sind die einzige Arbeit der Natur in ihrer Art, und Island allein war bestimt, sie in großer Menge aufzuweisen. Unter die merkwürdigsten gehören besonders drei dieser Quellen. Die erste ist bei **Laugervater**, einem kleinen Landsee, zwei Tagereisen vom Hecla. Der Herr von **Troil** besuchte bei seinem Aufenthalte auf Island diese Quelle zuerst, und er redet mit dem größten Entzücken von diesem Kunststück der Natur. „Hier, „sagt er, sahe ich die erste heiße sprin„gende Wasserquelle, und ich kan wohl

„sa-

„sagen, daß ich da den schönsten An„blick hatte, der je gesehen worden. „Es war ein ungemein klarer Mor„gen; die Sonne hatte schon angefan„gen, die Spitzen der Berge zu ver„gulden; der Wind war so stille, daß „der See, worauf einige Schwäne „flossen, so glatt, wie ein Spiegel war, „und rund um denselben sahe man an „acht verschiedenen Orten den von „den warmen Quellen aufsteigenden „Dampf, der sich endlich hoch in der „Luft verlor. Aus allen diesen Quel„len sprang Wasser in die Höhe, aber „eine besonders warf beständig eine „Wassersäule, die 6 bis 8 Fuß dick „war, 18 bis 24 Fuß hoch in die Luft. „Das Wasser war im höchsten Grade „heiß, und ein Stück Hammelfleisch „und einige Lachsforellen, die wir uns „darin kochten, wie auch ein Schnee„huhn, das in 6 Minuten fast in „Stücken zerkocht war, schmeckten ganz „vortreflich. Ich wünschte, fährt Herr „von Troil fort, daß ich eine Be„schreibung von dieser Stelle machen „könte, die ihrer würdig wäre, sie „würde aber allemal matt bleiben. „Das ist wenigstens gewiß, daß die „Natur niemanden je ein ungezwun„geners Lob ihres großen Meisters „abgelockt hat, als ich ihm hier dar„brachte.„ Zu Reikum ist die zweite Quelle, wo nach der Versicherung der dasigen Einwohner das Wasser vor einigen Jahren 60 bis 70 Fuß hoch gesprungen seyn soll. Weil aber ein Erdfall die ganze Ofnung bedeckt hatte, so sprang in Gegenwart des Herrn von Troil ein Strahl von 54 bis 60 Fuß zur Seite heraus. Man siehet hier eine große Menge versteinerter Blätter und etwas gediegenen Schwefel. Die dritte Quelle ist die merkwürdigste. Sie springt bei Geyser, nicht weit von Scallholt, einem der bischöflichen Sitze. Die berühmten Wasserkünste zu Marly und zu St. Cloud, die Fontaine bei Cassel und die so sehr bekannte Wassersäule in Herrenhausen sind nur Kinder gegen diese heiße Fontaine. Sie ist in der Mitte von 40 bis 50 kleineren, welche nach dem Erdreich, das sie durchbohren, von verschiedenen Farben sind. Die Röhre, durch welche dieses bewunderswürdige Springwasser steigt, hält 19 Fuß im Durchmesser. Man solte beinahe glauben, daß die Natur hier von der Kunst gelernt habe, denn sie gab dieser Fontaine ein förmliches Becken, das wie ein Kessel formirt ist, und 56 Fuß im Durchmesser hat. Das Wasser springt nicht beständig, aber doch am Tage sehr oft; gleichsam als ob die Natur besorgt hätte, daß der ununterbrochene Anblick eines ihrer prächtigsten Werke der Größe desselben etwas benehmen mögte. An dem Tage, an welchem Herr von Troil da war, sprang die Fontaine des Vormittags von 6 bis 11 Uhr zu zehen verschiedenen malen, jedesmal zwischen 5 und 10 Klaftern in die Höhe. Er hörte aber von den Einwohnern in der Gegend, daß das Wasser, wie er auch selbst vermuthete, bald höher steigen würde. Um also die Höhe dessel-

ben genau zu messen, wurde ein Quadrant aufgestellt. Gleich nach 4 Uhr bemerkten die Zuschauer, daß die Erde an drei verschiedenen Orten und zugleich auf der Spitze eines nahen Berges zu beben anfing, auch hörte man ein oft wiederholtes unterirrdisches Getöse gleich starken Kanonenschüßen, gleichsam zum Zeichen, als ob die Natur die Maschinen dieses großen Kunstwerks in Gang gesetzt hätte. Und nun sprang eine Wassersäule aus der Oefnung hervor, die sich in der Höhe in verschiedene Stralen theilte, wovon der höchste 92 Fuß hoch war. Die Bewunderung der Beobachter über eine so ungewöhnlich starke Kraft des Feuers und der Luft wurde noch dadurch vermehrt, daß viele Steine, die man vorher in die Röhre geworfen hatte, nun mit dem springenden Wasser in die Höhe geschleudert wurden. Bei diesem ungewöhnlichen Schauspiel der Natur ist es kein Wunder, wenn ein zum Aberglauben so geneigtes Volk, als es die Isländer sind, sich einbildet, daß hier eine Oefnung zur Hölle sey. Sie gehen daher auch selten eine solche Quelle vorbei, ohne in solche, und wie sie sagen: Uti Fandens mun, (dem Teufel ins Maul,) zu spucken.

Unter die Seltenheiten von Island gehören endlich noch die Basaltpfeiler. Man findet nemlich an einigen Gegenden der Insel ganze Saaten abgestutzter Säulen, die in verschiedener Größe aus der Erde hervorragen. Ihr Anblick solte dem Zuschauer beinahe den grausenden Gedanken einflößen, daß hier eine erzürnte Fee eine große Menge Schlösser eingestürzt habe. Man kan es daher dem gemeinen Isländer nicht verdenken, wenn er von diesen Pfeilern, die die Wirkung eines unterirrdischen Feuers sind, glaubt, daß sie von Riesen auf einander gesetzt wären. Sie haben gemeiniglich 3 bis 7 Seiten, sind 4 bis 6 Fuß dick, und $1\frac{1}{2}$ Fuß bis zu 32 Fuß hoch, und an einigen Stellen gucken sie nur kaum aus der Lava heraus. Ein ähnliches Werk der Natur ist die berühmte Fingalshöle auf der Insel Staffa in Schottland.

Nun ist es Zeit, Island auch einmal von einer andern Seite anzusehen. Diese Insel trägt den Beweiß von der Erfahrung sichtbar an sich, daß der Schöpfer die Reichthümer der Länder sehr weisheitsvoll vertheilt habe. Denn das, was die Länder gewöhnlich reich macht, das Getreide, hat die Insel gar nicht, und alles Mehl, was hier verbraucht wird, kömt aus Dännemark. Die Armen, und überhaupt die gemeinen Einwohner, behelfen sich daher mit einer Art Moos (Lichen islandicus), woraus sie eine sehr wohlschmeckende Grütze bereiten. Ueberhaupt findet man hier nur sehr wenige Gewächse. Nur in 5 oder 6 Gärten, die auf der ganzen Insel angetroffen werden, kömt etwas Kohl, Rüben, Erbsen, Spinat, Kartoffeln und Flachs hervor. Mit dem Getreidebau hat man zwar in neuern Zeiten Versuche gemacht; allein sie sind allemal vergeblich gewesen. Die wichtigsten Hinder-

nisse

nisse sind die starken Winde, besonders aber das grönländische Treibeis. Das leztere kömt alle Jahr im Jenner mit Ostwind, und ein schreckliches Getös verkündigt seine Ankunft. Diese schwimmenden Verwüster füllen alle Meerbusen und das Meer selbst. Sie bestehen theils aus großen Eisbergen, die oft 300 Fuß hoch sind, theils aus kleinern Eisschollen, die jedoch nie unter 6 Fuß dick sind. Sie mögen bald schmelzen, oder ihre Consistenz länger behalten, so schaden sie in beiden Fällen; im ersteren durch Ueberschwemmungen, im leztern durch Kälte, die so stark wird, daß Menschen und Thiere erfrieren. Der Anblick bei dieser Scene ist im höchsten Grade traurig. Man sieht ganze Heerden magerer Schaafe und Pferde, die auf den überschwemmten Feldern kein Futter finden können, vor Frost klappernd herum schleichen, sich eins das andere benagen und endlich todt niederfallen. Nachdem die Eisschollen, diese mörderischen Vagabunden sich einige Monate aufgehalten haben, so ziehen sie im Merz mit dem nemlichen schrecklichen Getöse, womit sie ankamen, wieder weg. Man solte beinahe glauben, daß sie ihren Schwestern auf Island, den mit Schnee bedeckten Bergspitzen eine jährliche Hülfleistung versprochen hätten. Diese fürchterlichen einheimischen Feinde wüten da, wo die Eisschollen nicht hinkommen können. Anfänglich ein kleiner Erdklumpen oder ein unbedeutender Schneeball, wälzen sie sich zu einer solchen kolossalischen Größe, daß sie das Grab vieler Einwohner und der Ruin so mancher süßen Hofnungen werden.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Fortgesetzte Anmerkung zu denen im 67ten und 68ten Stücke dieses Magazins von einem ungenannten Herrn Verfasser gegebenen Bemerkungen über das Zerspringen und die freiwillige Entladung der elektrischen Sammlungsflaschen.

Ich habe im 68ten dieses Magazins auf der 1078ten Seite eine kurze Anmerkung über des Herrn Verfassers Aufsatz hievon gegeben. Obgleich in solcher zwar nicht zur Gnüge das erinnert worden, was wegen des Zerspringens und der freiwilligen Entladung der elektrischen Verstärkungsflaschen noch wohl zu erinnern gewesen wäre, so kan ich doch nicht umhin, das, was ich damals ohne Anmerkung überschlagen, und ich mir nicht vorstellen konte, daß es des Herrn Verfassers wahrer Ernst gewesen seyn mögte, auf die Seite 1076 angeforderte Anfrage, „ob das Abstoßen der Bil-

„lard-

„lardkugel von seiner Hand mit unter „die elektrischen Erscheinungen zu zäh„len, oder doch nur wenigstens sol„che zu muthmaßen?“ jezt mit etwas wenigem zu bemerken. Es solten billig dem Herrn Verfasser die natürlichen Eigenschaften eines an sich elektrischen (ideoelektrischen), und eines an sich nicht elektrischen, (symperielelektrischen) d. i. unelektrischen Körpers, bekant seyn. Eine Billardkugel von Elfenbein ist zwar so halb und halb, jedoch kein vollkomner an sich elektrischer Körper; noch weniger bleibt sie isolirt, wenn sie auf der Billardbahn, oder auf einem andern bloßen Stück Holz geht, und kan auch von dem erhaltenen Stoße von der Hand niemals in den elektrischen Zustand, es sey positiv oder negativ, gesezt werden. Eben so wenig, als wenn ein Mensch vom Rockenbrei satt werden soll, wenn man ihm selbigen nur vor den Mund hält, ohne ihn dahinein zu bringen. Magnetismus ist es auch nicht; doch daran ist dasmal nicht gedacht worden. Ganz besondere neue Geseze der Bewegung kommen auch dabei eben nicht in Betrachtung. Die Kugel wurde mit großer Schnelligkeit von der Hand abgestoßen; weil nun die Hand, ein weicher, und die Kugel, in Vergleichung jener, ein harter Körper ist, so konte die Kugel in der schnellen Abstoßung auf eine Strekke hin, in die Hand noch eingedruckt gewesen, und nicht mit eben so grosser Schnelligkeit davon weggefahren seyn; daher es denn gekommen, daß die Kugel, während des schnellen Rückzuges der Hand einen solchen motum retardatum bekommen. Denn der schnelle, zugleich kurze Stoß mit der Hand konte hier der Billiardkugeln keinen andern als nur schwachen Druck geben und fortreiben. Ein Glück ist es, daß die Billardspieler mit Massen und Queues ihre elfenbeinerne Kugeln fortzustoßen pflegen, und nicht mit der Hand, denn sonst mögten sich zu diesem Endzwecke neumodige Elektrisirer genug auf Koffeehäusern anfinden. Wer wüßte, was alsdenn für Erweiterung der Elektricitätforschung noch mehrers zu entdekken vorfallen könte.

G.

---

# Hannoverisches Magazin.

77tes Stück.

Montag, den 25ten September 1780.


## Die Insel Island.

(Schluß.)

Diese verschwisterten Verderber sind also die Ursache, weswegen auf diesem Eilande kein Getreide fortkommen kan. Sie scheinen sich überhaupt gegen die sämtliche Familie des freundlichen Frühlings verschworen zu haben; denn nicht einmal ein Baum kan auf Island zum wachsen gebracht werden, und mancher graue Isländer stirbt, ohne in seinem Leben ein grünes Blatt gesehen zu haben. Hiebei ist es sonderbar, daß man viele Spuren von ehemals hier vorhanden gewesenem Holze hat. Dies erzählen nicht allein die isländischen Sagen, sondern man gräbt auch noch täglich in Sümpfen Ueberbleibsel davon aus. Auch der sogenannte Suturbrand beweiset diese Vermuthung. Diese sonderbare Materie ist ein nicht völlig versteinertes, aber doch verhärtetes Holz, welches gleich auseinander fällt, so bald es nur an die Luft kömt, da es im Gegentheile sich erhält, so lange es im Wasser bleibt. Es giebt eine zwar kleine aber sehr helle Flamme, starke Wärme und mit dem Rauche einen säuerlichen doch nicht ungesunden Geruch, und die Schmiede brauchen es lieber, als Steinkohlen. Die Einwohner legen ihm auch eine medicinische Kraft bei, denn sie brauchen es äußerlich gegen die Kolik. Aus den Bruchstücken dieses Holzes verfertigt man in Coppenhagen Theetassen, Teller und andere Geräthe, die eine sehr gute Politur haben. Man findet den Suturbrand in gebirgigten Gegenden mehrentheils in Schichten, jedoch so sparsam, daß er nicht einmal zum Verbrauch für die Schmiede hinreicht. Die Isländer sind daher dieses Holzmangels wegen genöthigt, Torf, Heidekraut und Wachholder- und Affenbeerstauden zu brennen. An einigen Orten nimt man sogar seine Zuflucht zum Kuhmist, zu den Knochen von Thieren und zu Fischgräten, welche letztern man mit Theer beschmiert. Zu einem Ersatz für diesen Mangel gab daher die erfinderische Natur den Einwohnern die heißen Quellen, in welchen man die Speisen in kurzer Zeit gahr kochen kan. Auf eine andere Art scheint die gute Natur diesen Fehler dadurch verbessern zu wollen, daß

die Fluthen jährlich eine große Menge Treibholz an die Küsten führen. Es besteht aus Tannen- Fichten- Linden- Weiden- und Korkholz, auch aus zwei Arten von rothem Holze, die wegen ihrer Farbe und Härte zu feiner Arbeit gebraucht werden. Dies Holz kömt vermuthlich aus der nördlichen Tatarei, Virginien und Carolina.

Was aber den Mangel an Getreide und Holz am vortheilhaftesten ersetzt, das sind die großen Schaaf- und Hornviehheerden. Bauern, die 200 Stück Schaafe haben, braucht man nicht weit zu suchen, und vor der großen Seuche, die in den Jahren 1740 und 1750 unter den Schaafen wüthete, sahe man oft Heerden von 1200 Stück, die einem einzigen Herrn zugehörten. Die isländischen Schaafe haben gerade in die Höhe stehende Ohren, einen kleinen Schwanz und oft 4 bis 5 Hörner. Gewöhnlich gehen sie das ganze Jahr im freyen Felde. So bald ein Gewitter, oder starkes Schneewetter entstehet, verkriechen sie sich in Hölen. Können sie im letzteren Falle keine finden, so stecken sie die Köpfe zusammen a), wodurch sie nicht allein verhindern, vom Schnee vergraben zu werden, sondern auch verursachen, daß sie vom Eigenthümer desto leichter wieder gefunden werden. So bringen sie oft viele Tage zu, zuletzt aber fressen sie sich einander die Wolle ab, die sich in Gestalt großer Kugeln im Magen festsetzt und ihnen den Tod verursacht. Die Isländer scheeren ihre Schaafe nicht, sondern die Wolle bleibt bis in die Mitte des Mai sitzen; dann zieht man sie ihnen wie ein Fell vom Leibe ab. In dieser Zeit ist der Leib schon wieder mit neuer Wolle bedeckt, die den Sommer über wächst und sie im Winter vor der Kälte schützt. Ein Schaaf wirft gewöhnlich zwei, bisweilen auch wohl drei Lämmer; im letztern Falle wird der Mutter das dritte Lamm genommen, und einer minder fruchtbaren gegeben. Das isländische Hornvieh verdient diesen Namen nicht, denn es hat nur sehr selten Hörner. Weil die Insel wenig Gras hat, so steht es die mehrste Zeit im Stalle, und wird in Ermangelung des Heues mit Fischen gefüttert. Man stößt nemlich den Sternbitr, wie auch die Köpfe und Gräten der Dörsche klein, und giebt ihnen dieses Gericht mit etwas Heu vermischt. Dieses mageren Traktementes wegen giebt gewöhnlich eine isländische Kuh täglich nur zwei Kannen Milch, doch hat man Fälle, wo man drei bis sieben Kannen erhalten hat. Außer dem Schaaf- und Rindvieh hat Island auch sehr gute Pferde, die, so klein sie auch sind, dennoch sehr viel Stärke, und ungemeine Schnelligkeit besitzen. Ungezähmte und wilde Thiere, Ratten und Füchse ausgenommen, hat Island nicht, doch kommen jährlich mit dem Treibeis grönländische Bären dahin, die aber getödtet werden, weil der König für jeden Bärenkopf zehn Rthlr.

a) Dieses Klugheitsmittel kennen auch die arabischen Schaafe, denn sie brauchen es, wenn der tödtende Feuerwind Samum wehet.

Rthlr. bezahlt. An den Küsten hat die Insel eine sehr große Menge Fische, die getrocknet den Einwohnern statt des Geldes dienen, wozu sie auch noch das grobe Tuch gebrauchen, das die Isländerinnen weben. Den einträglichsten Fang giebt der Dorsch; außerdem fängt man auch Butten und Schollen, Heringe, Forellen und Lachsforellen. Das Trocknen der Fische wird blos von den Frauenspersonen verrichtet, und geschiehet auf Steinen. Der Fisch muß beständig umgewandt werden, bis er endlich nach vierzehn Tagen seine gehörige Härte erreicht hat. Wallfische findet man hier von vielerlei Arten, selbst den größten, den die Einwohner Steipe Reidur nennen (Balæna maxima ventre plicato), wovon oft welche gesehen worden, die hundert Fuß lang sind. Die Isländer essen sie sehr gerne, und eine Schüssel Wallfischfleisch ist bei ihnen ein Festtagsessen. Auch der Seehund wird häufig gefangen; er giebt sehr viel Speck, und auch sein Fleisch kömt in die Küche. Zu den Reichthümern von Island gehören besonders die grossen Heerden Schwimmvögel, wovon die Küsten besetzt sind. Die einträglichsten sind der Schwan, und der Eidervogel. Den leztern hält jeder Isländer für den größten Schaz seines Vaterlandes, und der würde eine Todtsünde begehen, der einen solchen Vogel tödten wolte. Der Eitervogel brütet jährlich dreimal, und legt jedesmal 5 bis 6 Eyer, zuweilen auch drüber. Zweimal nimt man ihm sowohl Eyer, als Dunen weg, beim drittenmale aber plündert man die lezteren nur sparsam. Wenn das Weibchen keine Dunen mehr hat, muß das Männchen die seinigen hergeben. Diese läßt man liegen, bis die Jungen ausgekrochen sind. Eine Stunde nach ihrer Ankunft auf die Welt verlassen sie das Nest, welches alsdann aufs neue geplündert wird. Ein Nest bringt während der ganzen Legezeit ein halbes Pfund Dunen, wovon aber beim Waschen die Hälfte abgeht. Unter den Landvögeln siehet man besonders viele Falken, wovon das Stück vom König mit 10. 12, 15 Rthlr. bezahlt wird.

Die Isländer sind durchgängig wohl gewachsen, aber nicht so stark, als sie scheinen, viel weniger schön. Obgleich das Clima sehr gesund ist, so kan man doch nicht behaupten, daß die Insulaner im Ganzen genommen, sehr gesund sind. Die Ursache ist vermuthlich ihre ermüdende Lebensart. Die gefährlichste und fürchterlichste Krankheit auf dieser Insel ist eine Art Scharbock. Die Patienten bekommen eine blaue, glänzende Haut; die Haare fallen ihnen aus; Gesicht, Geschmack, Geruch und Gefühl nimt ab und verschwindet zulezt ganz; an den Armen, Füßen, und am Gesicht erscheinen Beulen; der Othem wird schwer und stinkend, und der Kranke leidet unglaubliche Schmerzen in den Beinen. Zulezt überzieht ein Ausschlag den ganzen Leib, und es entstehen große Wunden, die den Kranken zum Grabe führen. Die Gicht ist ein Antheil für

die mehrsten Mannspersonen, wenigstens für die, die sich mit der Fischerei abgeben. Die Mannspersonen werden hier selten über 60 Jahre alt, da doch die Nachbaren der Isländer, die Norweger ein sehr hohes Alter erreichen, wovon der vor einigen Jahren verstorbene 148jährige **Drakenberg** ein Beweiß ist. Es machet also die angenommene Erfahrung, daß Bergbewohner ein sehr hohes Alter erleben, hier eine vermuthlich in der Lebensart gegründete Ausnahme. Die Frauenspersonen, die der beschwerlichen Beschäftigung ihrer Männer nicht unterworfen sind, werden desto älter, auch sind sie sehr fruchtbar, denn sie gebähren gewöhnlich 12 bis 16 Kinder, und eine Bauerfrau zu **Hualnans** hatte in 21 Wochenbetten 24 Kinder geboren. Sie reichen ihren Kindern nicht länger als drei Tage die Muttermilch, und füttern sie alsdann mit Kuhmilch auf. Die Isländer sind ein sehr gutmüthiges, ehrliches Volk; unter sich sind sie sehr ernsthaft, ja sogar mürrisch, so daß man selten einen erwachsenen Mann lachen sieht. Gegen Fremde hingegen sind sie sehr freundlich, und ihre Gastfreundschaft ist bei aller ihrer Armuth sehr groß. Die Freude lacht ihnen aus den Augen, wenn sie sehen, daß man mit ihrer Bewirthung vorlieb nimt. Wenn sie es recht gut meynen wollen, so geben sie ihren Gästen einen Kuß auf den Mund, und den erhält sowohl der Mann als die Frau, der Sohn und die Tochter.

In ihren Speisen bleiben die mehrsten Isländer der Natur getreu, und diese Folgsamkeit belohnet sie sehr. **Brodt** ist hier sehr selten, und wenn auf diesem Eilande gebacken wird, so muß das Mehl aus Dännemark kommen. Die Art zu backen ist folgende: Das Mehl wird mit gegohrnen sauren Molken zu einem Teige geknätet, woraus Kuchen gemacht werden, die einen Schuh breit und drei Zoll dick sind. Diese Kuchen werden in Wasser oder auch in Molken gesotten, und dann auf heißen Steinen oder Platten gedürrt. Das gewöhnliche Mehl wird aus **Felsengras** (Lichen island,) gemacht. Die **Butter** der Isländer kömt nie **frisch**, oder **eingesalzen** auf den Tisch; sondern sie muß, wenn sie schön schmecken soll, erst sauer werden, und dann kan sie sich 20 Jahre halten. Eine gewöhnliche Speise ist **Molken**, die man so lange kocht, bis sie so dick wie saure Milch wird. Man hebt sie gewöhnlich bis auf den Winter auf. Allerhand Arten von **Fischen**, bald frisch, bald gesalzen, bald gefroren, auch gedürrt, und zwar sowohl an der Sonne, als an der Luft, liefern sehr viele Gerichte. Das Fleisch von Rind- und Schaafvieh und von Vögeln wird theils eingesalzen, theils geräuchert gegessen, oft schlägt man es auch in Tonnen, und giebt saure Molken darüber. — Ein eigenthümliches isländisches Essen ist **Beina-String**, oder die Knochen und Knorpeln von Rindvieh und Schafen, imgleichen die Gräten vom Dorsch in Molken

bis

bis zur Auflösung gekocht. Diesen Brei läßt man gähren und ißt ihn mit Milch. Die gewöhnliche Hausmannskost ist entweder **Misost**, oder Käse aus sauren Molken zusammengekocht, oder auch **Syra**, saure Molken, die vorher in Tonnen gähren muß und gewöhnlich erst nach einem Jahre genossen wird. **Blanda** ist ein Getränk, das aus **Wasser** und dem zwölften Theile **Syra** besteht; im Winter wird es mit Tymian vermischt. Außer diesen Speisen genießen die Isländer noch allerhand Kräuter, auch Muscheln und Schwämme. Die reichen Einwohner lassen sich Bier aus Coppenhagen bringen, und bei einigen hört man auch schon den verführerischen Kaffeekessel brausen.

Im Umgange sind die Isländer sehr artig und dienstfertig, in ihren Versicherungen redlich, und ihrer Obrigkeit sind sie bis aufs strengste zugethan. Dagegen findet man hier nicht die größte Industrie, sondern die Isländer arbeiten immer so fort, so wie sie es gewohnt sind, ohne dabei auf nöthige Verbesserungen oder neue Erfindungen zu sehen. Ihre Lieblingsbeschäftigung in Gesellschaften sind Vorlesungen ihrer **Sagen**, womit der Wirth den Anfang macht. Außerdem vergnügen sie sich mit dem Spiel **Wike-Waka**, da eine Mannsperson eine Schöne bei der Hand nimt und wechselsweise mit ihr ein Lied singt, das auf ihren Zustand passet, wobei oft der Chor einfällt. Da die Isländer schlecht und ohne Takt singen, und von der neuern Musik keine Kentniß haben, so ist dies Spiel für einen Fremden von wenigem Vergnügen. Ihre gewöhnlichen musikalischen Instrumente sind das **Laangspil**, mit 6 Saiten, und **Fidla** mit 2 Saiten von Pferdehaar; beide werden mit einem Bogen gestrichen. In der Kunst **Schach** zu spielen sind die Isländer von Alters her bekant; und das **Bret-** und **Kartenspiel** ist auch gebräuchlich, doch setzen sie niemals Geld aufs Spiel.

In den republikanischen Zeiten war Tapferkeit und Stärke bei diesem Volke in sehr hohem Ansehen, und die Sagen der Isländer haben die Thaten so manches Helden den Nachkommen aufbewahrt. Sie zeigten ihren Arm nicht allein in ihren Kriegen, sondern auch auf ihren Seeräubereien; denn die letztern waren bei den alten Isländern mit eben so großer Ehre verbunden, als zu unsrer Väter Zeiten das Duell. Seit dem sie aber unter fremden Scepter sind, und nachdem die christliche Religion unter ihnen wohnt, hören ihre Familienkriege und Räubereien, und mit ihnen auch ihre Helden auf, und die Hauptneigung des Volks nahm eine andere Wendung, sie fiel auf **Fischerei** und **Viehzucht**. Mit der erstern beschäftigen sich die Mannspersonen, und zwar so eifrig, daß sie Winter und Sommer nicht vom Wasser kommen. Bei ihrer jedesmaligen Zuhausekunft überliefern sie die Fische, die sie vorher ausgenommen haben, ihren Weibern, welche sie trocknen müssen. Die Frauenspersonen hüten auch das Vieh, stricken Strümpfe, und weben das inländische Tuch, welches sehr

grob und schwarz ist (Vadmal). Sie walken es auch selbst, wozu sie sich des Urins bedienen, den sie auch statt der Seife und Lauge beim Waschen gebrauchen. Seit einiger Zeit bekömt auch der Isländische Handel eine vortheilhafte Gestalt. Ihre Handelsartikel sind Fleisch, Eiderdunen und Falken. Das Geld ist unter ihnen eine seltene Waare. Statt dessen bedienen sie sich der getrockneten Fische und des Vadmals. Bei jenen beruht der Werth auf den Stücken, bei diesem auf der Elle. Eine Elle gilt zwei Fische, und 48 Fische einen Speciesthaler.

Die Kleidertracht hat sich in den neuern Zeiten nicht verändert. Sie ist zwar nicht zierlich, aber doch nett und reinlich, und schickt sich sehr gut für das dortige Klima. Beide Geschlechter tragen die schwarze Farbe, die Einwohner auf der Nordseite ausgenommen, welche sich weiß kleiden. Die Mannespersonen haben sämtlich über dem Hemde ein Schiffercamisol, und weite Beinkleider. Blos auf Reisen tragen sie noch einen kleinen Ueberrock. Alles dieses ist von dem oben genannten schwarzen Tuche. Den Kopf bedecken sie mit einem großen dreieckigten Hut. Ihre Strümpfe sind von grober Wolle, und die Schuhe bestehen aus einem vierkantigen Stück Leder, das an den Zähen und Fersen zusammen genäht und mit Riemen festgebunden ist. — Das Frauenzimmer trägt sich ebenfalls durchgängig nach gleichem Schnitt. Ueber dem Hemde, das vor der Brust zusammen genäht ist, trägt man ein kleines Wämschen, und über diesem ein vorn zugeschnürtes Camisol mit schmalen bis an die flache Hand stoßenden Ermeln. An den Oefnungen an der Seite des Arms sizt eine Reihe Knöpfe von getriebener Arbeit, nebst einem Blatt an jedem Knopf, worin der Bräutigam seinen und der Braut Namen sezen läßt. Oben am Wämschen liegt ein kleiner schwarzer Kragen, der sich an der Brust herunter zieht, und der entweder aus Sammet oder aus Seide besteht, und mit Goldfäden durchzogen ist. Der Rock, der so wie die übrigen Stücke von Vadmal ist, gehet bis auf die Füße. Oben hält ihn ein silberner oder messingner Gürtel, an dem ein Schürzchen hängt, das auch mit getriebenen Knöpfen geziert ist. Ueber diesen Anzug zieht man noch einen Ueberrock, der fest am Halse und Armen schließt, sich bis auf die Füße herunter zieht, und zu beiden Seiten etwas abfällt. Diese beiden Seiten sind vom Halse an bis ganz herunter mit einer Rabatte frisirt, welche die Isländerinnen selbst weben, und die wie geschorner Sammet aussiehet. Ihr Kopfpuz besteht aus verschiedenen Tüchern, die wie ein gekrümter, oben abgestuzter Zuckerhut geformt, und mit einem seidenen Tuche befestigt werden.

Die Häuser der Isländer sind von Lava erbaut und mit Torf gedeckt, wovon das Sparrwerk bei den Reichen aus Ribben von Wallfischen besteht. Sie sind, um sie desto sicherer gegen die Verwüstungen der Erdbeben zu machen, so klein, daß man sich kaum darin umwenden kan. Einen gedielten Fußboden findet

det man nirgends, und ihre Fenster bestehen selten aus Glas, sondern aus dünnen Fischhäuten; auch aus dem Häutchen, welches die Embrionen der Thiere umgiebt. Schornsteine findet man hier ebenfalls nicht; und die Einwohner brauchen ihr Feuer nicht anders, als zum Kochen.

Die Isländer bekennen sich sämtlich zu Luthers Lehre, welche König Christian der Dritte vom Jahre 1540 an einführte. Anfänglich fand er von Seiten der damals sehr mächtigen Bischöfe großen Widerstand, jetzt aber herrscht daselbst eine glückliche Ruhe. Die dasige Kirche steht unter den beiden Bischöfen zu Scallholt und Hoolum, und begreift 189 Kirchspiele, wovon 127 zum Stifte Scallholt und 62 zum Bisthum Hoolum gehören. Die Prediger sind lauter geborne Isländer. Das Gehalt dieser würdigen Männer ist sehr schlecht, denn viele unter ihnen haben jährlich kaum 20 Rthl., und ohngefähr ihrer vier oder fünf auf der ganzen Insel haben die höchste Besoldung, 100 Rthl. Noch drückender werden ihre Vermögensumstände durch die überaus grossen Beschwerlichkeiten ihres Dienstes; denn da die mehrsten Pfarreien viele Meilen im Umfange haben, so müssen sie diese im Winter, bei tiefen Schnee über Berge, Einöden und steile Felsen — zu Fuß — oft mit dem stärksten Hunger kämpfend — und eben so oft mit einer schlechten Hülle angezogen, durchwandern, oder vielmehr durchkriechen. Einen solchen Mann, der für jährlich 20 Rthl. unbemerkt auf seinem Eilande Menschen zur Ewigkeit bildet, mit einer italiänischen Sängerin, die für jährliche sechs tausend Gulden so manche Seele der glücklichen Ewigkeit entreißt — diese beiden auf die Wage gelegt — — doch Predigten gehören nicht in diese Blätter.

Die Isländer sind in ihrem Gottesdienste überaus eifrig. Daher geht keiner über einen Fluß, oder einen andern gefährlichen Ort, ohne vorher den Hut abzunehmen, und den Himmel um Schutz zu bitten; und eben so inbrünstig dankt er seinem Erretter, wenn er glücklich übergekommen ist. Das ist aber auch gewiß, daß diese Insulaner dem Aberglauben sehr ergeben sind, daher bekomt man von den feuerspeienden Bergen, vom Nordschein, vom Erdbeben und andern Naturbegebenheiten, lächerliche Meinungen zu hören. Dieser Aberglaube rührt bei diesem Volke nicht sowohl aus Unwissenheit in der Religion, als vielmehr aus angeerbten, und — wies ja auch der Fall bei erleuchteteren Deutschen ist — ungeprüften Meinungen her. Denn die Isländer sind nicht so unwissend, als sie scheinen. Jeder Bauer versteht außer seinem Christenthum auch die vaterländische Geschichte, und die Prediger unter ihnen sprechen fast durchgängig gut Latein; auch findet man hier schönere Bibliotheken, als man sie in diesen Eisbergen suchen solte. Sogar kan Island würklich große Gelehrte aufweisen, wovon unter andern D. Johnson sich durch seine isländische Kirchengeschichte; und Sven Sölveser

ser durch seine juristische Schriften bekant gemacht hat, so wie der jetzige Rector zu Hoolun, Einarson noch an einer Litteraturgeschichte arbeitet. Im Jahr 1774 waren 54 Isländische Studenten auf der Universität zu Copenhagen. Da auch einige derselben nach Abo und auf deutsche Universitäten gehen, so bestimt dieser Umstand allein einen ziemlich hohen Grad der Isländischen Cultur. Auch eine privilegirte Buchdruckerei ist auf dieser Insel, die kürzlich Olaffe Olsen angelegt hat, und worin bereits sehr viele Bücher gedruckt worden sind.

---

# Druckfehler.

Druckfehler und botanische Schriften sind von Alters her einander feind und dennoch immer beisammen. Auch meine kleinen Aufsätze in diesem Magazin können hievon einen Beweiß geben. Im 59ten Stück dieses Jahres stehen nebst einigen kleinern Druckfehlern folgende zwei größere: Seite 931 zu Ende: octo (decemangulata, basi octo) decemfida, und Seite 935 auf der 8ten Zeile: den 3ten Jun. In meiner Handschrift stand anstatt des ersten: octo f. decemangulata, basi octo f. decemfida, und anstatt des zweiten: 3. 19. Ich bitte, beide Fehler zu verbessern: den ersten deswegen, weil er die ganze Sache unverständlich macht, den zweiten aber, weil ich am 3ten Jun. von zweien Freunden nebst einem Schäfer auf zerstörten Schlössern: den Gleichen (wo ich denn auch würklich war) gesehen worden. Solte dieser Schäfer (für meine Freunde fürchte ich mich nicht) das angezeigte Stück vom Magazin einmal zu sehen bekommen, so könte er leicht auf den Gedanken gerathen, daß ich die (mir freilich nun sehr nöthige) Kunst besäße, zu gleicher Zeit an zwei weit von einander entfernten Orten zu seyn, und mich wohl gar deswegen gerichtlich verklagen. Wer weiß, wie vielen ehemals der Verdacht, daß solche Meister in dieser Kunst seyn, das Leben gekostet, der wird sich nicht wundern, wenn mir an der Verbesserung des letztern Druckfehlers so vieles gelegen ist.

Hannover 1780. 8. 20.

F. Ehrhardt.

Hannoverisches Magazin.

78tes Stück.

Freitag, den 29ten September 1780.

## Beitrag zu Wetterbeobachtungen, nebst einer kurzen Wettergeschichte des Winters 1780.

Was für ein großer Nutzen, nicht nur für den Landmann, sondern für ganze Länder es seyn würde, wenn man die künftige Witterung, auch nur auf einige Monate, mit einiger Gewißheit voraus sehen könte, solches zu beweisen, wird hoffentlich niemand verlangen.

Ich würde also diese Abhandlung ohne Vorrede gerade zu mit denjenigen Regeln eröfnen, wornach auf die künftige Witterung zu schließen, wenn ich solche mit Zuverläßigkeit anzugeben wüßte. Ich muß aber mit jedermann, und jedermann wird mit mir bekennen, daß wir noch keine bewährte Regeln haben.

Keine Regeln haben sagt noch nicht, daß es unmöglich sey, eine Regel zu finden. Wer algebraisch denkt, weiß anfänglich von keiner Regel, sondern er sucht und findet sie, und zwar die richtigste und überzeugendste. Solte nicht dieses Gleichniß uns überzeugen, daß es, besonders in diesem erfinderischen Jahrhunderte, möglich sey, eine Wetterregel zu erfinden, die gewiß nützlicher seyn würde, als die Erfindung des Schießpulvers, an dessen Würkung Alexander und Cäsar würden gezweifelt haben?

Man tadle mich nicht, wenn ich mit einigen abgeschmackten Bauernregeln mir den Weg zu einer größern Kenntniß dieser Wissenschaft bahne. Ich bedaure nur, daß mir solche Regeln nicht alle bekant sind.

Der Bauer hat von seinem Vater und Großvater folgende Regeln geerbet:

1) In dem sogenannten Zwölften, das ist, von Weihnachten bis heil. drei Könige, könne man die Witterung auf 12 Monate voraus sehen.

2) Wenn Lichtmessen ist dunkel, so ist der Bauer ein Junker; und wenn Lichtmessen ist lecht, (helle Wetter) so ist der Bauer ein Knecht.

3) März Schnee thut dem Rocken weh.

4) Wenn es am Charfreitage ins heilige Grab regnet, so haben wir ein schlechtes Jahr.

5) Wenn es auf Fronleichnam regnet, so regnet es 7 Wochen.

6) Wenn es auf Johannistag des Mittages regnet, so wird der Buchweitzen taub.

7) Wenn Maria naß über den Berg gehet, (an Mariä Heimsuchungstage) so komt sie auch naß wieder herüber. (Ist eine Zeit von 3 Monaten.)

8) Wenn es auf 7 Brüder regnet, so regnets 7 Wochen.

9) Am Michaelistage kan man die Witterung auf 6 Monat voraussehen.

Diese und dergleichen abgedroschene Bauernregeln will ich so wenig bestreiten als vertheidigen: denn wem solte es wohl unbekant seyn, daß sie oftmals eben so wohl eintreffen als fehlschlagen? Woher solten aber solche Regeln wohl entstanden seyn? Dem Anschein nach sind sie sehr alt, und also haben die lieben Alten vor unsrer Zeit auch schon Wetterbeobachtungen gemacht. Sie waren aber vielleicht im Schreiben und Lesen, besonders aber in der Kalenderrechnung sehr ungeübt, und wie konte es vor Erfindung der Buchdruckerkunst, da man noch keine Kalender hatte, und ihnen die Heiligentage blos von der Kanzel verkündiget wurden, wohl anders seyn? Und also verbanden sie ihre Erfahrung mit den Heiligen- oder sonst merkwürdigen Tagen, die jährlich um dieselbige Zeit wieder eintreten. Dieses gab Gelegenheit, daß der Aberglaube mit ins Spiel kam, und daß man gewissen Tagen gewisse Naturwürkungen zuschrieb, da doch, wenn man der Sache nachdenket, in allen dergleichen einfältigen Regeln nichts mehr als diese Wahrheit enthalten ist: *Die Witterung gewisser Zeiten, keinesweges aber gewisser einzelner Tage, hält lange an.*

Wir wissen, daß die Winde die Hauptursache von Kälte und Wärme, Regen und Trocknisse sind. Denn obschon die Sonne, wenn sie im Frühlinge den Widder erreichet, uns den Sommer, und im Herbste, wenn sie in die Wage trit, den Winter ins Land bringt; so verschaffen doch die Winde zuweilen einen so ungewöhnlichen Sommer, daß wir ihn kalt und unangenehm nennen müssen, und ein solches Winterwetter, das uns angenehm vorkomt. Der Herbst von 1778 und der Winter von 1779 sind noch im frischen Andenken.

So gewiß nun dieses ist, eben so gewiß ist es auch, daß der Wind aus jeder Weltgegend einige Monate lang, obgleich nicht beständig anhaltend, doch nur mit wenig und oft unmerklichen Abwechselungen regieren könne. Ich halte es für unnöthig, hiervon Beweise aus der Erfahrung anzuführen.

Ist es also gewiß, daß die Witterung unter der Regierung der Winde stehe, und ist es gewiß, daß ein jeder Wind aus seiner Gegend einige Monate herrschen könne, so folget aus diesen beiden Hypothesen, daß es nicht unmöglich sey, die Witterung für ein jedes Klima auf einige Monate mit großer Wahrscheinlichkeit voraus zu sehen.

sehen. Was für unbeschreiblich grossen Nutzen würde nicht ein großer Theil des menschlichen Geschlechts davon haben, wenn man es auch nur so weit bringen könte? Und ich zweifle nicht, daß noch vor Ausgang des gegenwärtigen Jahrhunderts die Regeln hierzu völlig ins Licht kommen werden.

In völliger Ueberzeugung, daß man das Wetterprognosticon vom Winde entlehnen müsse, muß ich fragen: **An welchen Tagen im Jahre denn diejenigen Winde wehen, die einige Monate anhalten werden?** Die glaubwürdigste und doch nicht völlig richtige Antwort habe ich ebenfalls von den Landleuten gehöret, unter welchen es eine alte Sage ist, daß es die Quatember (quatuor tempora) sind. Allein ich finde unter den fast gleichlautenden Benennungen quatuor tempora und Quatember einen großen Unterschied. Unter quatuor tempora kan man nichts anders verstehen, als den Anfang der vier Jahrszeiten, welcher allemal zwischen dem 20ten und 23ten December, März, Junius und September einfällt. Diese quatuor tempora bestimmet der Himmelslauf: die Quatember aber sind menschliche Satzungen, und fallen ein auf die Mittwochen vor Reminiscere, nach Pfingsten, vor dem Aequinoctio des Herbsts, und in der vollen Woche vor Weihnachten. Wolte man nun die künftige Witterung von den sogenannten Quatembern herholen, so müßte man auch annehmen, daß die Menschen dem Himmel Gesetze vorschreiben könten, und da niemand so thöricht seyn wird, so wollen wir unter Quatember lieber die Zeitpunkte verstehen, da Tage und Nächte am längsten und kürzesten oder gleich sind. Diejenigen, welche physisch und mathematisch zugleich denken, werden begreifen, daß eine Veränderung in der Natur, die eine Zeitlang anhalten soll, alsdenn am möglichsten sey, wenn der Planet, welchen wir bewohnen, seinen Stand und Richtung gegen die Sonne verändert. Ueberdem finden wir etwas in den Heiligen- und andern Tagen, die der Bauer zum Merkmale angiebt, welches mit dieser Meinung überein komt. Denn einige derselben fallen kurz nach dem Anfange der vier Jahrszeiten ein. Wenn nun im Junius um die Zeit des Solstitii der Wind sich in Westen setzt, und die Luft mit Dünsten schwängert, so ist es wohl möglich, daß es auf Mariä Heimsuchung und 7 Brüder regnet, und da der Wind seit dem Solstitio anhaltend ist, so kan der Bauer so ziemlich **zutreffend** voraus sagen, daß es 7 Wochen regnen und eine nasse Ernte erfolgen werde. Ich sage: ziemlich zutreffend: denn es kan zur Zeit des Solstitii ein leicht veränderlicher Wind sich eingestellet haben, so erfolget wechselsweise Regen und Sonnenschein, und eine fruchtbare und glückliche Ernte.

Aus allen diesen Anmerkungen habe ich mir folgende Regel gezogen:

Man bemerke die Winde und Witterung vor und nach den

Veränderungen der vier Jahrszeiten, nicht einen, sondern einige Tage. Mit dieser Beobachtung wird die Witterung des damit angetretenen Quartals fast genau übereinkommen.

Um die Zeit des leztern Solstitii vorigen Jahrs, vom 16ten bis zum 24ten December wehete der Wind beständig aus Südwesten. Am 16ten war das lezte Viertel und am 23ten Vollmond. In dieser Zeit hatten wir, wenn der Mond unter der Erde war, Sturm und so viel Regen, daß auch eine ziemlich anhaltende hohe Wasserfluth entstand.

Aus dem im Solstitio wehenden Südwestwinde machte ich folgende Schlüsse:

1) Der Südwestwind würde im Winter der herrschende seyn, und also den größesten Antheil an der Witterung haben.

2) Weil der Südwind der veränderlichste unter allen ist, so würden die Winde sehr abwechseln.

3) Weil die benachbarten Winde größestentheils aus warmen Gegenden kommen, so würde der Winter nicht sehr strenge seyn.

4) Wegen der Veränderlichkeit der Winde aber würde die Witterung sehr veränderlich seyn.

Ich ließ es bei meinen Muthmaßungen nicht bewenden, sondern ich wolte aus dem Erfolge wissen, ob sie richtig gewesen, und machte Beobachtungen, wobei das Fahrenheitsche Thermometer mein einziges Hülfsmittel war, denn ich fand zum Unglück mein Barometer zerbrochen.

Ich könte meine Beobachtungen durch eine Tabelle bekant machen: weil aber diese Einkleidung den mehrsten Lesern dieser Blätter zu trocken seyn und von ihnen ungelesen bleiben würde, so will ich so erzählen, daß es ein jeder kurz übersehen kan.

Wir haben im verwichenen Winter zwischen dem kürzesten Tage und dem Frühlings-Aequinoctio gehabt:

15 mal Westwind.
13 mal Südwestwind.
12 mal Südwind.
7 mal Südostwind.
7 mal Ostwind.
6 mal Nordwind.
5 mal Nordwestwind.
4 mal Nordostwind.
6 mal Sturm.
5 mal Windstille.
36 Tage Frost.
19 mal Schnee.
11 mal Regen.
1 mal Schlossen.
25 mal trübe Witterung ohne Schnee und Regen.
14 mal Sonnenschein mit Frost.
23 mal Sonnenschein ohne Frost.
1 mal Glatteis, worauf aber Schnee und Thauwetter folgte.

Der niedrigste Grad des Thermometers ist einmal gewesen Nr. 4, und der höchste 2 mal Nr. 60, und einmal 62. Dieser ist ungefähr der

Grad

Grad in den Hundestagen nach einem abkühlenden Donnerwetter.

Hieraus würde nun schon die gewaltige Veränder- und Abwechselung des Wetters im verwichenen Winter zur Gnüge erhellen, wenn sie auch meine Leser nicht selbst erlebt hätten. Ich muß aber noch etwas anführen, welches theils die Richtigkeit meiner vorhin angezeigten vier Muthmaßungen, theils die merkwürdigen Abwechselungen dieses sonderbaren Winters betrift.

Der Südwestwind hat mit seinen beiden Nachbaren in Süden und Westen die Oberhand gehabt: diese haben insgesamt 40- die übrigen 5 aber insgesamt nur 29 mal gewehet.

Je weiter die Winde von Südwesten entlegen sind, desto seltener sind sie gewesen: am merkwürdigsten aber ist, daß der, Südwesten gegenüberstehende und also am weitesten davon entfernte Nordostwind am wenigsten, und zwar nur 4 mal, und gleichsam im Vorbeigehen der Winde sich eingestellet hat: denn er wehete jedesmal nur wenige Stunden, sodann setzte sich der Wind entweder zur Rechten oder zur Linken in eine andere Gegend.

Die Sturmwinde sind 4 mal aus Südwesten, 1 mal aus Osten, und 1 mal aus Nordosten entstanden.

Der Frost hat nur zweimal, in einer Dauer fort, 7 Tage, zweimal 5 Tage, einmal 4 Tage, dreimal 2 Tage, und zweimal nur einen halben Tag angehalten. In den beiden Perioden von 7 Tagen stieg jedoch das Thermometer zwischendurch auf 34.

Am 15ten Januar war die größeste Kälte. Mein Thermometer, welches 21 Fuß über der Erde in freier Luft gegen Osten hängt, und aus Süden und Norden bestrichen werden kan, stand des Morgens 4 Grad über 0, und stieg noch vor Abends auf 19. Merkwürdig ist, daß bei dieser Kälte der Südwind ging. Am folgenden Morgen hatten wir Glatteis mit Südostwinde, mein Thermometer stand dabei auf 36, und mit eben demselben Winde erfolgte im Mittage Schnee, am Abend aber mit Südwinde völlig Thauwetter, wobei das Thermometer schon auf 44 gekommen war. Außerdem, daß bei der strengsten Kälte der Südwind gegangen, ist auch anzumerken, daß überhaupt mit warmen Winden die strengste Kälte gewesen. Wie weit die Kälte bei den übrigen 7 Winden gekommen sey, kan ich anzeigen.

Der niedrigste Grad des Thermometers war

| | | |
|---|---|---|
| mit | Südwestwinde | Nr. 8. |
| — | Südostwinde | — 10. |
| — | Nordwinde | — 16. |
| — | Westwinde | — 18. |
| — | Ostwinde | — 20. |
| — | Nordostwinde | — 28. |
| — | Nordwestwinde | — 29. |

Von den übrigen vielfältigen und schnellen Veränderungen, will ich um der Kürze willen nichts anführen, weil selbige noch niemand wird vergessen haben. Genug in der ganzen Zeit sind nur zwei Tage nach einander, nemlich

der 26te und 27te December völlig überein gekommen. An beiden hatten wir Südostwind, an beiden Schneegestöber, an beiden blieb das Thermometer auf dem 34ten Grade stehen, und in beiden Nächten war Sturm.

Was diese veränderliche Witterung nun für Einfluß in die Gesundheitsumstände des Menschen, desgleichen in die Frucht- oder Unfruchtbarkeit des Landes habe, mag ein jeder selbst beurtheilen: denn diese Frage ist leichter zu beantworten als die erste: Was werden wir künftig für Wetter haben?

Ob nun zwar diese Beobachtungen über die Frage: Ob man aus den Winden der längsten und kürzesten Tage, desgleichen wenn Tag und Nacht gleich sind, die künftige Witterung wissen könne, vielleicht die ersten sind, und also noch nicht als vollkommen angesehen werden können, so zweifele ich doch nicht, daß man in wenig Jahren diejenigen untriegbaren Regeln, wornach jedermann das künftige Wetter, mithin gute und böse Jahre voraus sehen könte, herausbringen würde, wenn z. E. in hiesigen Landen an mehr Orten, nemlich an Gebirgen, in der Ebene und an der Nordsee, dergleichen vollständige Beobachtungen angestellet würden.

Indessen würden diese wohlgemeinten Beobachtungen keinen Nutzen schaffen, wenn sie nicht bekant und mit einander verglichen würden. Der Weg, durch öffentliche Wochenschriften solches zu verrichten, würde wegen der Weitläuftigkeit der unrechte seyn: ich habe mich schon gescheuet, das Publikum mit einer Tabelle von drei Monaten zu belästigen. Ich wage es, hierzu die Kalender vorzuschlagen. Es würden nemlich die Beobachtungen von jedem ganzen Jahre, zwei Jahre nachher in den Kalender kommen, nemlich es kämen zu der jetzigen Form des Kalenders noch zwei kleine Columnen für die Grade des Barometers und Thermometers. In der Wettercolumne stünde das würklich erlebte Wetter, und unter dem Planetenstande eines jeden Monats könte die Höhe des gefallenen Regens und aufgethaueten Schnees mit einer Zeile bemerket werden, und wie nützlich könte nicht diese Einrichtung im Anhange des Kalenders mit einer kurzen würklich erlebten Geschichte von Krankheiten, Fruchtbarkeit und Miswachs verbunden werden? Wir hätten also im Hannoverschen, Cellischen, Stadischen und Clausthaler Kalender vier unterschiedene Beobachtungen, und vielleicht folgeten unsere Nachbaren nach.

* * *

Beim Schluß obiger Wettergeschichte lese ich im 44ten Stück des Altonaer Postreuters vom 17ten März dieses Jahrs ein Paar Stellen die ich damit noch verbinden will.

Constantinopel vom 3ten Februar. Es ist nicht mehr ein bloßer Verdacht, sondern zuverläßig, daß sich in dieser Hauptstadt die ansteckende Seuche wieder geäußert hat, welches vornemlich dem Mangel des Schnees und

und der strengen Kälte zuzuschreiben, so daß die Luft nicht genug gereiniget ist. Die stets anhaltenden Südwinde, wodurch das Wetter sehr gelinde ist, sind der Gesundheit sehr nachtheilig.

Moldauer Gränze, vom 13ten Februar. — Das einzige, was man von Choczim zuverläßig berichten kan, ist, daß durch die, erst in diesem Monat eingefallene große Kälte, die bereits überhand genommene Krankheiten nachgelassen haben, so daß man einen gesunden Frühling zu erwarten hat.

Hannover, den 25ten März 1780. L. M. N.

## Unmaßgeblicher Vorschlag die Processe unter Landleuten betreffend.

Diejenigen sowohl, welche gerichtliche Aemter bekleiden, als auch andere, sind genugsam von der Wahrheit überzeugt, daß ein großer Theil der Landleute durch Processe herunter gebracht wird, und daß die Streitigkeiten unter Bauern viele, wo nicht die mehrsten Arbeiten selbst in den höhern Gerichten ausmachen, obgleich die wenigsten dahin gelangen. Gewiß wünschen es alle, die einiges Mitleiden besitzen, und selbst diejenigen, an deren Gewinn etwas dadurch abgehen mögte, müssen es als Menschenfreunde wünschen, daß solche, die durch ihre sauren Bemühungen uns ernähren, ihr Weniges nicht aus Einfalt anwenden, sich an den Bettelstab zu bringen, und durch Feindschaft ihrer Nachbaren und nächsten Freunde sich ihres häuslichen Friedens berauben. Noch heißer wird der Wunsch des Patrioten seyn, dem es nicht unbekant ist, wieviel das Glück und die Stärke des Staats von dem Wohl der Landleute abhängt. Meine Absicht ist nicht, ein Gesetz in Vorschlag zu bringen, welches Zanksüchtigen durch Erhöhung der Appellationssumme, oder durch Leibesstrafen, die auf den Verlust eines Processes gesetzt werden könten, die Hände bindet, oder welches die gewöhnlichsten Controversfragen allenfalls nach der Meinung desjenigen, der am gründlichsten darüber geschrieben, entscheidet. Ich denke, selbst Privatpersonen könten schon vieles zu Beförderung jener guten Absicht thun, wenn sie den Bauern nur Gelegenheit verschaften, zu lernen, was im juristischen Verstande Recht oder Unrecht ist. Dieses müßte auf eine einem beschränkten Begriffe angemessene Weise geschehen, und, wie ich glaube, nur in kurzen aber richtigen Sätzen; enthielten sie auch nur zerstreuete und vermischte Bemerkungen. Niemand wird ein vollständiges System verlangen. Es könten daher alle zweifelhafte Materien und solche, die gar zu vielen Einschränkungen unterworfen sind, unberührt bleiben, und häufig vorkommenden ausgemachten Fällen den Platz einräumen. Rechtsregeln, die auf den Landhaushalt anzuwenden, wären vorzüglich zu bemerken; auch die Beschaffenheit der verschiedenen Instanzen, die so genannten Fata-

Fatalien, und die Verjährungen, und von einigen, die Bauern besonders angehenden Landesordnungen, würde mit wenig Worten der Inhalt anzuzeigen seyn.

So gar die Anzeige einiger gemeinen Bescheide könte nützlich werden. Denn würden, um nur ein geringes Exempel anzuführen, künftig in den höhern Justizcollegien wohl unverständliche Aufsäze von Schulmeistern mit der Post einlaufen, wenn die Partheien wüßten, daß sie nicht wohl darauf einen Bescheid zu erwarten hätten?

Eine Arbeit, die nur einen beurtheilungsfähigen und behutsamen Compilator erfordert, und die sich gewiß einigen Nuzen versprechen könte, wenn sie nur von einem unternommen würde, der sich durch kleine Schwierigkeiten nicht abschrecken ließe.

Die einzige Frage, die hiebei entsteht, ist diese: wie der Bauer, der die Buchläden selten besucht, und Ausgaben dieser Art scheuet, solche brauchbare Instruction in die Hände bekommen solle?

Es hat zwar bisher schon einige gegeben, die Rechtsäze und Cautelen in deutschen Büchern solche zu lehren gesucht, welche eigentlich keine Rechtsgelehrte sind, oder werden wollen. Ich zweifle indessen, ob ihr Endzweck auf diese Art erreicht wird, da sie sich eines Theils zu sehr an ein System gebunden, und auch schwere Materien mit abgehandelt, andern Theils aber diese Bücher gewöhnlich nur bei Juristen anzutreffen sind. Ich schlage den Weg des Kalenders vor, und zwar des so genannten Quartkalenders, der sich schon einige Jahre durch die gemeinnüzigsten Regeln sehr empfolen, und auch im Kleinen ein öffentliches Zeugniß giebt, wie sehr sich in hiesigen Landen seit verschiedenen Jahren der Geschmack und die Art zu denken gebessert. Es versteht sich, daß jene brauchbare Haushaltungs- und Arzneiregeln nicht zu verdrängen, mich dünkt aber, daß ohnedem noch Plaz genug vorhanden wäre. Gern mögte ich darauf antragen, die bis jezt ungewissen auf einzelne Tage gerichteten Wetterbemerkungen im allgemeinen zu verändern, und die vielen Lesern unverständlichen Zeichen, die Aspecten, die Planetenerscheinungen, und den Julianischen Kalender ganz aus dieser für den geringen Mann eigentlich bestimten Edition zu verbannen; ich mag es aber nicht wagen.

Es bleibt indessen noch Raum genug übrig. Wie wäre es, wenn man die Historien, die sich freilich seit vierzig Jahren sehr gebessert, und das Anstößige, was vielfältig darin herrschte, verloren haben, ganz hinweg ließe, imgleichen die Seite, welche von den vier Jahrszeiten handelt? Ich dächte, der Bauer kaufte den Kalender dem ungeachtet, weil er noch bunt genug bleibt, um ihn für einen Kalender zu halten. Die Rechtsanmerkungen gewönnen dadurch, wenn ich den diesjährigen Kalender zum Beispiel nehme, ohne die Bogenzahl zu vermehren, einen Plaz von neun Quartseiten.

Würden auch nur diese damit angefüllet, so zweifle ich nicht, daß in zehn Jahren das Compendium nicht solte geliefert seyn, und die vielleicht in Vergessenheit gerathene vorigen Abschnitte durch eine auf gleiche Weise nach Bequemlichkeit der Herrn Verleger allmählich zu veranstaltende neue verbesserte Edition abermals könten herausgegeben werden.

Ein kurzes Notabene wäre hinreichend, die ländlichen Leser auch auf diesen wichtigen Zusatz des Kalenders aufmerksam zu machen.

# Hannoverisches Magazin.

79tes Stück.

Montag, den 2ten October 1780.

## Ueber des Herrn de Lüc's Briefe an der Königin Majestät. a)

(Aus dem Monthly Review Vol. 62. übersetzt. b)

In vielen Jahren ist uns kein Buch zu Handen gekommen, das so viel vernünftige Unterhaltung und gründlichen Unterricht gewährte, und das wir mit so gutem Gewissen allen Liebhabern der ächten Philosophie, und ebenfalls auch den Feinden derselben empfelen könten, als diese Briefe des Herrn de Lüc. Sie sind kein eilfertiges Produkt weniger Monate, oder Resultate von Beobachtungen und Versuchen die mit Hastigkeit und Uebereilung angestellt wären, sondern dieses Werk ist die Frucht eines langen, mühsamen und aufmerksamen Studiums der Natur, das, mit kleinen Unterbrechungen, dreißig Jahre fortgesetzt ist; und es trägt an sich alle Merkmale eines scharfsinnigen erfahrnen Beobachters, eines tiefen originalen Denkers, eines gesunden Logikers, und eines guten Mannes. Es ist reich an schätzbaren Materialien in Absicht auf die natürliche Welt und auf den Zweig der Philosophie, deren Gegenstand diese Welt insonderheit ist; es legt vernünftige ausgebreitete und edle Aussichten über den Zusammenhang der Natur mit ihrem Urheber dar, und mit dem Religions-



a) Lettres physiques & morales sur l'histoire de la terre & de l'homme à la Haye 1779.

b) Wir glauben vielen Lesern dieser Blätter einen angenehmen Dienst zu erweisen, wenn wir ihnen im kurzen einen Begrif und Uebersicht von einem Werke geben, das seiner Wichtigkeit und seines mannigfaltigen und reichen Inhalts wegen, überhaupt von sehr vielen Lesern gekannt werden sollte, und von dem mancher einen ziemlich verkehrten Begrif zu haben scheint. Es ist aber auch unserm Publikum insonderheit deswegen merkwürdig, weil es viele interessante Gegenstände in verschiedenen Gegenden unsers Landes behandelt: so daß manche ganze Briefe mit allgemeinem Vergnügen unter uns werden gelesen werden. Man kan zwar nicht leicht von einem so großen Werke einen sehr kurzen Begrif geben, ohne dürre zu werden, und um dieser Gefahr desto eher zu entgehn, haben wir lieber dem einsichtsvollen Engländer folgen wollen, der seiner Nation von dieser merkwürdigen Erscheinung Nachricht giebt, als ihn selbst abfassen; und obgleich dieses nur ein Auszug aus dem Aufsatze des Engländers ist, so sind wir doch in allem was Urtheil war, (den Schluß ausgenommen,) wörtlich bei dem Originale geblieben. Wir meinen auch daß dieser Auszug selbst den Lesern des grossen Werks nützlich werden, und zu einer Handleitung dienen könne, dergleichen man bei einem solchen Buche wohl nöthig hat. Anm. des Uebers.

und Moralsystem des Weltgebäudes. Da der Mensch nicht weniger der Gegenstand dieses Werks ist, als der Erdball den er bewohnt, so konte dieser Gegenstand, der in seinen Verhältnissen so verwickelt und von solcher Ausbreitung ist, nicht anders als dem Adlerblick dieses eifrigen Beobachters ein sehr weitläuftiges und tausendfaches Feld zu seiner Beobachtung öfnen. Herr de Lüc, der bisher nur als einer der größten Mathematiker und Naturforscher unsrer Zeit bekant war, tritt hiermit in eine neue Laufbahn, die der Menschheit noch näher angeht, nemlich als Moralist, als Bürger, als Menschenfreund. Er spricht in der Sprache der Weisheit zum Landmanne, zum Künstler, zum Gesezgeber, zum Regenten, und zeigt den Werth der ächten Quellen der menschlichen Glückseligkeit mit Empfindung, mit Wahrheit und Bestimtheit.

Der superficielle Leser wird hier zwar viele Dinge finden, die über seinen Horizont sind; er wird aber auch allenthalben Thatsachen, Wahrheiten und Bemerkungen finden, die ihm Unterricht und Unterhaltung geben. Ein jeder Leser wird übrigens, mit einem mäßigen Grade von Aufmerksamkeit, im Stande seyn, die wichtigsten und wesentlichsten Punkte des Systems des Herrn de Lüc, so wohl in Hinsicht auf seine Theorie der Erde, als auch auf die Bestimmung des vornemlichsten Bewohners derselben, klärlich einzusehn.

Man muß auch bemerken, daß dieses Buch gewisse Theile enthält, die ohngeachtet des großen Werths, den sie in dem Zusammenhange des Ganzen haben, dennoch blos für sich äußerst interessant sind, und sehr füglich von dem übrigen abgesondert gelesen werden können. Es ist hier, zum Beispiel, ein reiches Feld voll Merkwürdigkeiten für die Liebhaber der Naturgeschichte: — es sind Untersuchungen über Materie und Geist, und ihre geheimnißvolle Vereinigung, für den Metaphysiker: — es sind, wichtige Untersuchungen, Experimente und Schlüsse für den Naturforscher da: — nüzliche Betrachtungen über Landhaushalt und politische Oekonomie für den wahren Patrioten: — die Geistlichen werden hier von einem großen Freunde ihres Ordens, judiciose und wichtige Untersuchungen finden über Gegenstände, die ihre Profession betreffen, ihre Polizei, und die Wissenschaften aller Wissenschaften, die die Theorie dieser Welt an die Aussicht in eine bessere knüpft. — Kurz, — (aber um Entschuldigung für das Gleichniß) hier ist ein großes Gastmahl voll Reichthum und Mannigfaltigkeit, und ob wohl nicht jeder Gaumen an allen Gerichten Geschmack finden, noch ein jeder Magen im Stande seyn mögte von dem Inhalte einer jeden Schüssel zu verdauen: so wird doch der Gäste keiner von der Tafel aufstehn müssen, ohne eine gute Mahlzeit gehalten zu haben, und manche werden bekennen sie sey köstlich gewesen.

Es war nicht anders möglich, die Briefgestalt worin Herr de Lüc sein Werk schrieb mußte die strengen Regeln des methodischen Vortrags verstoßen; wir halten aber dafür, daß das Buch überhaupt dabei mehr gewinne als verliere. Es besteht aus einer Reihe von

Brie-

Briefen die an die Königin von England gerichtet sind, als an die Beschüzzerin von allem was groß, gut, schön und menschenfreundlich ist; aber in Briefen eines reisenden Philosophen, (der unmöglich umhin kan, die ihm bei seinen Fortschritten aufstoßenden Merkwürdigkeiten seinen Hauptabsichten zuzugesellen,) kan man mit Billigkeit die strenge Symmetrie eines regelmäßigen Lehrgebäudes nicht fodern.

Das ganze Werk besteht aus 11 Theilen, die in 5 Bänden enthalten sind.

Der erste Theil besteht aus vierzehn Abhandlungen (Discours), die vorzüglich zur Absicht haben, den Zusammenhang vieler Untersuchungen, die man sonst vielleicht für bloße Digressionen und Episoden halten mögte, mit seinem Hauptzwecke zu zeigen: so daß man daraus ersehe, diese Materialien machen in der That ein vollständiges Gebäude aus.

Der erste kündigt den wichtigen Punkt der Naturgeschichte und der physikalischen Chronologie an, welches der vornehmste Gegenstand dieses Werks ist, nemlich: daß unser festes Land noch von gar keinem großen Alter sey. Herr de Lüc behauptet in der ganzen Folge und Fortgange seines Buchs: daß alle Erscheinungen auf der Erdkugel, sowohl als die Geschichte der Menschen dahin übereinstimmen, daß sie uns überzeugen, durch eine plötzliche, jedoch nicht gewaltsame, Revolution, habe das Meer sein Bette verändert, — das feste Land das jetzt bewohnt wird, sey ehemals dieses Bette gewesen, und die Zahl der Jahrhunderte, die seit dieser Revolution verflossen, und seit dem die Wasser sich von dem jetzigen festen Lande gänzlich zurück gezogen, sey noch gar nicht groß. — Aus den Archiven der Natur und nicht aus der Geschichte beweißt er seine Chronologie. — Da man aus dem langsamen Fortgange der Wissenschaften Schlüsse gezogen hat um ein sehr hohes Alter des Menschengeschlechts zu beweisen: so begegnet er diesen in einer sehr merkwürdigen Zergliederung dieses wichtigen Punkts, — er zeigt: daß diejenigen Wissenschaften, die vom Genie abhängen, ihre jetzige Vollkommenheit in sehr kurzer Zeit mögen erhalten haben, dahingegen diejenigen, die von der Erfahrung abhängen, noch jetzt in einem sehr unvollkommenen Zustande sind.

Der zweite Discours zeigt den Zusammenhang zwischen dem eben bemeldeten wichtigen Punkte der Naturgeschichte (dem Alter unsers festen Landes) mit der Mosaischen Geschichte; eine aufmerksame Betrachtung unsrer Erdkugel beweise die vornehmsten Punkte von Moses Erzählung und widerspreche keiner einzigen. Dieses leitet ihn auf die Religion und ihre Nothwendigkeit zum wahren Glücke des Menschen. Die Reflexionen über die Gründung der Moralität sind merkwürdig und interessant. Herr de Lüc läßt sich hier herab, den Unsinn des Helvetius in seinem Buche vom Menschen und seiner Erziehung zu widerlegen. Kaum war es werth wider einen Mann zu schreiben, der die Religion und die Geistlichen abschaffen will, und weil er es doch nun selbst nöthig findet, daß Sittenlehre gepredigt werde, sie durch

Philosophen und Staatsmänner will predigen lassen, durch Diderots, Maupous, Richelieus, Voltairen!

Der dritte, vierte und fünfte Discours beziehen sich auf die Geschichte des Menschen, und enthalten eine Menge Dinge, die die Ausmerksamkeit des Menschen und des Bürgers verdienen, die Austheilung des noch nicht cultivirten Landes (dessen ungeheure Menge ist ein neuer Beweis der Jugend unsers festen Landes,); der Nutzen und die gute Seite der Gemeinheiten c), die Glückseligkeit der wahren ländlichen Einfalt, und verschiedene andere Dinge von gleich allgemeinem Interesse machen den Inhalt aus.

Der sechste und siebende enthält Betrachtungen über die Endursachen, die hier wider die Atheisten behauptet werden; ferner über gewisse natürliche Anlagen des Menschen. Der natürliche Hang desselben zur Güte, der aber so oft durch fremde Eindrücke unkenntlich wird, ist hier mit vielem Scharfsinne dargethan.

Der achte handelt von der Form des Werks.

Der neunte handelt von der Toleranz, und dazu wird er veranlaßt, indem er von den Widersachern spricht, die sein Buch und sein System vielleicht in Harnisch wider ihn bringen mögte; dieses ist ein herrliches Stück.

Der zehnte betrachtet die Natur des Menschen, und die Kentniß, welche man durch die ersten Menschen erhielt, die sich selbst studirten.

Der eilfte ist ganz metaphysisch, von den Substanzen und von den Eigenschaften der Materie.

Der zwölfte und dreizehnte wieder von der Natur des Menschen, enthält eine sehr scharfsinnige Widerlegung des Materialismus überhaupt, und ist sonderlich eine vollständige und meisterhafte Widerlegung des Materialismus des Doctor Priestley. Die reinste Logik der Vernunft und des gesunden Menschenverstandes, entkleidet von allem scholastischem Geschwätze, herrscht durchaus in diesen beiden Discours.

Der vierzehnte, der den ersten Theil und damit die Einleitung beschließt, behandelt einen äußerst interessanten Gegenstand, nemlich die Freiheit über philosophische Dinge zu schreiben. Dieses ist auch wider den D. Priestley gemeinet, der behauptete: man müsse mit äußerster Freiheit seine Meinung sagen, und alles, was es auch sey, widerlegen, wenn es uns irrig schiene. Herr de Lüc will, daß ein weiser und guter Mann hierin eine Vorsicht beobachte, weil durch eine unüberlegte Anwendung dieser Freiheit auf alle Arten von Dingen, die Wahrheit sehr leicht eine Weile leiden könne, und oft die allgemeine Glückseligkeit nothwendig leiden müsse. Ob Herr de Lüc hierin Recht habe oder irrig sey, das wollen wir urtheilsfähigen und aufrichtigen Lesern zu beurtheilen überlassen; — so viel können wir behaupten, daß seine Gründe als wichtig und ehrwürdig, sehr verdienen gehört zu

c) Herr de Lüc hätte wohl nichts wider die Theilung der Gemeinheiten, wofern nur dadurch Niemand etwas verliert, der sonst etwas hat, und wenn nur Niemand seinen erhaltenen Theil veräußern kan, als wodurch einige reich und viele arm werden. Anm. des Uebers.

zu werden, um so mehr, da sie von einem Manne herkommen, der sich als einen eifrigen Freund der Freiheit in bürgerlichen und Religionsangelegenheiten bewiesen hat, und der mit dem Geiste eines Philosophen und eines Menschenfreundes und mit keinem engen Partheigeiste seinen Gegenstand behandelt. d)

Damit der Leser desto besser im Stande sey die Wichtigkeit der Gegenstände zu beurtheilen, die dieses Werk enthält, so räth ihm Herr de Lüc sogleich von der Lesung dieses **ersten Theils**, zum **eilften**, als dem allerletzten über zu gehen, als worin er auf einmal sieht, was Hr. de Lüc aus allen den Materialien, Grundsätzen, Thatsachen und Beobachtungen, die in allen vorhergehenden Theilen enthalten sind, für Resultate und für Schlüsse zieht, und worauf endlich das ganze Werk abzielt e).

Der **zweite Theil** dieses großen Werks handelt in *acht* **Briefen** von allen cosmologischen Systemen, die die gegenwärtige Beschaffenheit der Oberfläche des Erdbodens als eine Folge der allgemeinen Sündfluth ansehn. **Burnet, Whiston, Woodward, Leibnitz, Scheuchzer, Plüche** und **Engel** kommen hier als Urheber von Systemen vor, und werden widerlegt, in so fern sie mit noch andern annehmen, daß durch eine gewaltsame Revolution der Erden Oberfläche ihre jetzige Gestalt erhalten habe.

Der **dritte Theil** betrachtet die Systeme, welche den langsamen Wirkungen des Wassers zuschreiben, daß die Erde die jetzige Beschaffenheit habe; sonderlich wider **Büffon's** Meinung, das Wasser habe sich von Osten nach Westen gezogen.

Im **vierten Theile**, mit dem der **zweite Band** anfängt, untersucht er die Hypothesen derer, die alle Ströme als Ursachen der jetzigen Beschaffenheit unsers festen Landes ansehn; und beweißt zur Ueberzeugung, daß die Gestalt des festen Landes diesem gar widerspreche; dieses giebt dem Verfasser einen Anlaß zu vielen Anmerkungen, die manchen Lesern ungemein angenehm

 seyn

d) Wir sind verwundert gewesen dieses Urtheil über den 14ten Discours des Herrn de Lüc von einem solchen Manne zu lesen, wie der Engländer seyn muß, der diesen Aufsatz gemacht hat. Es kan fast nicht anders seyn, er müsse einen Punkt übersehn haben, den Herr de Lüc zur Bedingung macht, unter welcher man alles angreifen dürfe und müsse, was man für irrig hält, nemlich die der allervollständigsten Ueberzeugung, welcher ein Mensch fähig ist; eine solche Ueberzeugung, die auch noch spricht, wenn das Schwerdt über dem Haupte schwebte, die noch dem Nachrichter zuriefe: **laß mich reden und vollende den Streich.** Die Deutschen sind an die Lehre die Herr de Lüc ausbreiten will, durch einen der ehrwürdigsten und größten Weltweisen thätlich gewöhnt worden, und Herr de Lüc hat die schöne Stelle, die in dem ersten Briefe des Herrn **Moses Mendelssohn**, (von dem die Rede ist,) an den Herrn **Lavater** über die Achtung und Schonung, die man gewissen, von uns für Vorurtheile oder Irrthum gehaltenen Dingen, schuldig sey, zu Anfange dieses Discours eingerückt, und sagt, ob er gleich allezeit so über diesen Punkt gedacht habe wie Herr **Moses**, so sey es ihm doch angenehmer hier zu commentiren, als seine eigenen Gedanken fürzutragen. Anm. des Uebers.

e) Der Uebersetzer hat bei der *ersten* Lesung des Buchs (denn es fodert mehr als eine) diesen Rath befolgt und gefunden, daß er zu besserem Verstande mancher in den frühern Theilen vorkommenden Dinge sehr zuträglich sey.

seyn werden, denn er betrachtet hierbei nicht allein die Wirkung der Natur, sondern auch das, was die Menschen auf die Erde wirken.

Im fünften Theile betrachtet und widerlegt der Verfasser die Systeme derer, die behaupteten, unser festes Land habe seine jezige Beschaffenheit durch langsame Veränderungen in dem Niveau des Meeres erhalten. Mit vereinten Kräften der Astronomie, der Physik, der Geographie und der Naturgeschichte, wird denen widersprochen, die glaubten, jene Revolutionen wären aus einer Veränderung der Erdaxe entstanden. Hrn. Le Cat's Hypothese, die im Jahre 1750 mit so vielem Beifall aufgenommen wurde, nach welcher der Mond die Ursach aller Veränderungen auf dem Erdboden ist, wird hier über den Haufen geworfen.

Der dritte Band, welcher den siebenden und achten Theil des Werks in sich faßt, enthält zwei Reisen durch Deutschland und die Niederlande. Die erste giebt Stoff zu fünf und zwanzig Briefen, und giebt eine reiche und mannigfaltige Unterhaltung dem Naturforscher so wohl, als dem Leser der hauptsächlich das moralische sucht; welche beiden Sphären der Betrachtung man so selten auf eine angenehme Art und mit so viel Verstand und Empfindung mit einander verbunden siehet als bei Hrn. de Lüc. Unter andern kommen hier die Außenlinien einer physischen Chronologie aus der Beschaffenheit der Oberfläche der Erde vor, deren Wahrscheinlichkeit uns unendlich viel größer dünkt, als viele andere Berechnungen die man sonst für etwas achtet. Die Reise durch Niedersachsen, Hannover, Zelle, Westphalen, Geldern, Oberyssel, geben ihm durch die bebaueten und unbebaueten Heiden, eine überflüßige Materie zu Betrachtungen. Insonderheit leitet die Beschreibung des Harzes, die des Verfassers vornemlichstes Object war, ihn in ein höchst angenehmes Detail, und vereinbaret das Anmuthige ländlicher Gemählde und Beschreibungen mit philosophischen Untersuchungen auf eine sehr schöne Weise. Diejenigen, welche zum Beispiel den zwei und zwanzigsten Brief, und verschiedene andere dieses Landes, lesen können, ohne ihr Herz und ihre Einbildungskraft auf die angenehmste Art gerührt zu fühlen, die müssen zum wenigsten von dem Verfasser dieses Aufsatzes vollkommen unterschieden empfinden. Die Beschreibung der Gegend von Osterode ist reizend. Vielleicht wird mancher eingebildete Recensent oder andere Beurtheiler dieses über seinen Horizont gehenden Buchs, in ein und andern solcher Erzählungen etwas unbedeutendes und triviales finden; und wir erkennen darin grade den ächten Geist des philosophischen und vernünftig empfindsamen Beobachters; eines Mannes, der durch seine gute Laune und Frölichkeit, ein herrlicher Reisegesellschafter seyn muß, und dem nichts wichtiges entwischt.

Der achte Theil enthält die zweite Reise durch Holland und Deutschland, die dieses mal über Helvoet, Grave, Osnabrück, Hannover, Pyrmont, Münden, Cassel, Frankfurt, Heidelberg, Mannheim, Maynz, Coblenz, Cölln, Jülich, Mastricht und Brüssel geht. Die Heiden und Volka-

ne geben hier den vornehmsten Stoff zu Betrachtungen, und manche eingestreute Erzählung von der moralischen und gesellschaftlichen Art, verschönern diesen Theil. Wichtige Untersuchungen findet man fast in jedem Briefe; nur eine anzuführen, über die Ueberreste von Thieren, die man auf dem Erdboden herum versteinert findet, und die entweder überhaupt ganz und gar nicht mehr vorhanden sind, oder doch nicht in einem solchen Klima leben, wie z. B. das unsrige wo wir die Ueberbleibsel finden, wird man viel merkwürdiges und befriedigendes lesen. Liebenswürdig ist die allenthalben hervorleuchtende Bescheidenheit des nicht das Neue, nicht den Ruhm, sondern lediglich die Wahrheit und das Gute suchenden Philosophen.

Der neunte Theil, der den vierten Band ausmacht, schreibt in dreißig Briefen die dritte Reise des Verfassers durch Holland und Deutschland; es kommen hier Wiederholungen vor, die aber neues Licht auf die schon behandelten Gegenstände werfen. Die mühsame und merkwürdige Untersuchung der Heide und der Gegend von Longren, ist interessant, und zeigt, daß die Tradition, nach welcher die See vormals bis an die Mauern der Stadt stieg, eine Fabel sey. Moralische Ursachen, die Bildung der Erde zu untersuchen, lieset man hier.

Der zehnte und eilfte Theil füllen den fünften und letzten Band des Werks an, und enthält die vierte Reise des Herrn de Lüc durch Deutschland und die Küsten der Nordsee. Mit Vergnügen wird der Naturforscher dem Verfasser durch die Berge von Paderborn und der Grafschaft Lippe folgen, und hernach durch die merkwürdigen Heiden des Fürstenthums Lüneburg und des Herzogthums Bremen; bedeutend sind auch die cosmologischen Erscheinungen, die er vom Altenlande bei Stade, und in den Beschreibungen des Redingermoores u. des Düvelsmoores f), auch im Herzogthum Bremen, beibringt. Die Reise über Bremen, Oldenburg, Ostfriesland, Gröningen, Friesland und Holland; wieder die Rückreise über Uetrecht, Pyrmont, Geismar, Wisbaden, Coblenz, und endlich nach Achen, von da nach Calais, haben ihre Merkwürdigkeiten.

Die Beobachtungen auf allen seinen Reisen haben den Herrn de Lüc in seiner Meinung

f) Nicht allein die cosmologischen Betrachtungen des Herrn de Lüc sind hier merkwürdig, sondern zumal auch seine Beschreibung der neuen Anbaue und Anlagen auf dem Düvelsmoore, die seine größte Aufmerksamkeit erregten, und Niemanden, der sie sieht, oder nur ihre Beschreibung ließt, ohne Vergnügen lassen wird. Dieses ist vielleicht eine der wichtigsten Verbesserungen, die seit einem Jahrhundert hier zu Lande geschehen ist, ohne daß fast jemand unter uns davon gesprochen hat, dahingegen die das Gute und Große besser schätzenden Italiener uns beinahe positäglich in den öffentlichen Zeitungen mit der Wohnbarmachung der pontinischen Sümpfe unterhalten, die doch so ungesund sind, daß sie ihre Einwohner vergiften. Welchem Patrioten wird es nicht wichtig dünken, daß man alljährlich bei uns Dörfer aus einem bloßen, aber nicht ungesunden, Moraste hervorgehn sieht, die in der Folge wohlhabende, glückliche und gesunde Einwohner versprechen, und für die nun schon zwei Kirchen haben gebauet werden müssen; daß jetzt Tausende von Menschen an solchen Orten, und zwar eben nicht kümmerlich, leben, wo vor dreißig Jahren noch kein Huhn Unterhalt finden konte? Endlich, was die Sache am meisten erhebt, ist, daß wegen des schweren und mühsamen Anfangs der Anbauer, an diesen Orten sich eine überaus fleißige und thätige Menschenart erzieht, die es allen Nachbarn in der Runde, und vielleicht den meisten Niedersachsen, an Industrie, und daher in der Folge gewiß an Glückseligkeit, zuvor thut. **Anmerk. des Uebersetzers.**

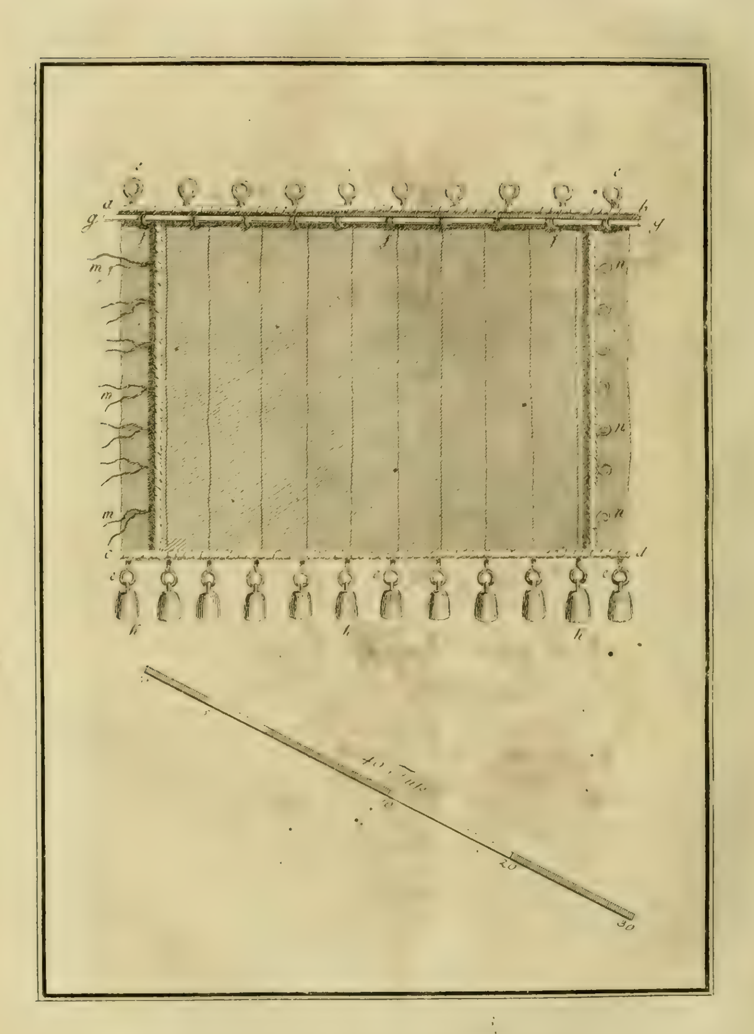
nung bestätigt, daß unser festes Land noch gar nicht sehr alt sey. Die Ueberreste von Seethieren, die wir allenthalben auf unserm festen Lande finden, selbst auf hohen Bergen, und in diesen Bergen sehr tief, zeigen, daß dieses feste Land vormals, und eine lange Zeit mit Wasser müsse bedeckt, oder vielmehr das Bette der See gewesen seyn. Die übrigen Betrachtungen führen unter andern dahin, daß die See unser jetziges festes Land zwar schnell verlassen habe, aber doch nicht gewaltsam; daß unser jetziges festes Land alles zusammen ohngefähr zu gleicher Zeit, (das heißt hier nicht in einem Zwischenraume von Jahrhunderten), von der See entblößet worden, und dieses ergiebt sich daraus, weil die Pflanzenerde, die oben auf allen den unterschiedlichen Schichten liegt, und die von verfaulten Pflanzen entstanden ist, allenthalben ohngefähr die gleiche Dicke hat; daß einige von unsern Gebirgen der Wirkung des Wassers zuzuschreiben sind, nemlich diejenigen, die aus Schichten und Lagen bestehen; daß hingegen andere, offenbar von volkanischer Art sind, und vom unterirdischen Feuer entstanden zu einer Zeit, wie man deutlich sieht, da das Wasser noch darüber ging; hiermit aber hat eine dritte Art höhere, zumal Felsengebirge, nichts zu thun, die unläugbar älter ist als jene Veränderungen; daß das alte feste Land nicht mehr vorhanden, sondern (vermuthlich) gesunken sey, und indem das Meer solches überströmte, habe es einen Theil seines damaligen Bettes frei gelassen; dies sey unser jetziges festes Land, und diese Begebenheit könne noch nicht über 4000 Jahre her seyn.

Alles dieses nun, und noch weit mehrers, das wir hier übergehen müssen, und das die Wißbegierigen in dem letzten Theile finden, stimt so vollkommen mit der Mosaischen Geschichte überein, zumal mit seiner Erzählung von dem merkwürdigen Phänomen, das uns unter dem Namen der Sündfluth bekant ist, daß überall keine bedeutende Schwierigkeit dabei übrig bleibt, und daß es den Liebhabern der Religion sehr angenehm seyn muß, die Gründe ihrer Hofnung so vollkommen mit dem was das aufgeklärteste Studium der Natur darstellt, übereinstimmen zu sehn; von einem solchen Naturforscher zu hören, daß keine einzige in der Offenbarung uns versicherte die Natur betreffende Begebenheit, aus der ächten Physik für falsch erklärt werden könne: und daß hingegen aber wohl sich aus unsern jetzigen Kenntnissen vieles als zuverläßig wahr beweisen lasse.

Insonderheit ist ein Umstand sehr merkwürdig, nemlich der Beisatz, der dem göttlichen Ausspruche über den Untergang der Menschen hinzugefügt wurde als Noah ihn empfing, und den bisher noch wohl kein Ausleger so ganz völlig hat begreifen können: es heißt nemlich, ich will die Menschen verderben, und die Erde mit ihnen. Wenn man dieses von dem damals bewohnten Erdboden versteht, wie es wohl geschehen solte, so wird dieser Ausspruch durch alles was man in der Natur darüber sieht und aufsuchen kan, vollkommen bestätigt; kein Wunder aber, daß alsdenn die Geographen und Reisenden den Garten Eden vergebens gesucht haben. Diese, und andre Untersuchungen dieser Art, leiten den Herrn de Lüc in dem letzten sehr merkwürdigen Briefe, zu Betrachtungen über die Natur der Offenbarung, insonderheit der Mosaischen und ihrer äußern Merkmale, auf die Wirkung der Intoloranz und auf die allgemeinen Ursachen der Verirrungen der menschlichen Vernunft bei den theologischen Untersuchungen, darin man sehr viel schönes, zum Beispiel eine merkwürdige Stelle über seinen Landsmann **Rousseau**, finden wird.

Dieses wären etwa die äußersten Aussenlinien von dem Inhalte dieses Buchs und dieses Systems, das nicht, nach Art der meisten Theorien der Erde, eine künstlich ausgezierte Hypothese ist, sondern der Brennpunkt einer großen Menge von Betrachtungen und deren Resultate, mit denen sich doch auch jeder ungelehrte und unwissende Leser lieber bekant machen solte, anstatt nach einem flüchtigen Durchblättern von einer halben Stunde, ein solches Werk mit allem was es enthält, zu verwerfen g).

g) Je demande une grace que je crains qu'on ne m'accorde pas (sagt **Montesquieu** in der Vorrede zu seinem Esprit des Loix); ceſt de ne pas juger par la lecture d'un moment, d'un travail de vint années; d'approuver ou de condamner le livre entier, & non pas quelques phrases. Anmerk. des Uebersetzers.




zum 80. Stück des Hannov: Magaz: 1780.

Hannoverisches Magazin.

80tes Stück.

Freitag, den 6ten October 1780.

## Vom Gebrauche der Segeltücher bei nothleidenden Deichen.

(Mit einem Kupferstich.)

Von diesem Hülfsmittel wird man sonst schwerlich schon eine Beschreibung finden. Es wäre denn etwa blos beiläufig eine Anzeige davon, wie in John Mills Praktischen Feldwirthschaft, der deutschen Uebersetzung im ersten Bande Theil 1. S. 165. und in dem Allgemeinen Magazine im fünften Theile S. 101. nur mit wenig Worten, kurz und unvollständig genug, und also auch ohne alle Zeichnung. Nicht ganz überflüßig mögte es daher seyn, dies Mittel hier etwas umständlicher zu beschreiben.

Der Segeltücher bedient man sich sowohl hin und wieder im Hollsteinschen, als besonders in Holland, um bei hohen Sturmfluthen sicher hinter Deich und Dämmen wohnen zu können, wenn auch gleich schon denselben Wind und Wellen aufs schrecklichste die Bresche drohen, denn nicht leicht nimt man ehender zu diesem etwas beschwerlichen, und oft kostbar ausfallenden Mittel, seine Zuflucht.

In beiliegender Figur wird ein dazu besonders eingerichtetes Segeltuch vorgestellet, wie ich solches in verschiedenen holländischen Magazinen an dortigen Deichen von weißer Leinewand gesehen habe. Die Leinewand wird dazu von eben der Art und Güte wie die Segeltücher, nach den Umständen zwischen 30 und 40 Fuß breit, und 25 Fuß lang, genommen.

A b und c d sind zur Einfassung, wie bei sonst gewöhnlichen Segeltüchern, dicht daran befestigte Taue, oder Schifsseile, die man an der Niederelbe das Liehk zu nennen pflegt.

Sowohl auf der öberen Linie, oder dem Taue a b, als an der unteren c d, kommen Ringe e, von eben dem Tauwerke, zu mehrerer Stärke und Sicherheit jeder inwendig, und überdem mit einem eisernen auswärts gefalzten Ringe versehen. Ein solcher eiserner Ring wird in der hiesigen Schiffersprache ein Lehger genannt. Auf a b komt jeder dieser Ringe 4 Fuß, an c d aber nur 3 Fuß aus einander. An dem sogenannten Liehk a b, werden zu beiden Seiten kleine eiserne Ringe f,

etwa 4 Fuß aus einander, befestigt, wodurch zu der so nöthigen Haltung und Steifung, wenn das Segeltuch gebrauchet werden soll, vorher 2 Tannen, oder Weisshölzer g und h an jeder Seite durchgesteckt werden. In die Ringe des unteren Liehks c d kommen Gewichte k von 50 bis 100 Pf. das Stück. An der Seite a c befinden sich auf alle 3 Fuß Entfernung von einander, kurze Bandlinien m; an der Seite b d aber in eben der Entfernung, kleine Ringe, Rinke, oder Oehsen n. Hiedurch kan nun nöthigenfalls zu beiden Seiten, oder nach der nothleidenden, und mit Tüchern also weiter zu überlegenden Deichfläche, sofort noch ein ander Segel angeschnüret oder fest gebunden werden. Und da sowohl das Tauwerk, woran m als n befindlich ist, an jedem Segeltuche 2 Fuß zurück tritt, so wird bei einem solchen Ueberschlage der Tücher, deren Seitenverbindung um so sicherer.

So lange die Tücher nicht gebraucht werden, packt man jedes derselben ganz feste, trocken und dichte in eine Tonne besonders; und nur an einem vorzüglich warmen und trocknen Sommertage, werden sie das ganze Jahr (wenn es nicht sonst die Noth erfordert,) ein einziges mal heraus genommen.

Nun bleibt noch übrig den Gebrauch dieser Segeltücher zu beschreiben, und dieser ist gewiß so leicht nicht, zumal an sehr flachen Deichen. Inzwischen sind die Deiche, wenn dergleichen Mittel Noth thun, gemeiniglich auch schon nur gar zu steil. Alles kömt hiebei darauf an, daß das Segeltuch von dem Deiche hinunter, so gleich und eben, und ohne Höhlungen und Falten, als nur irgend möglich, vermittelst der Gewichtstücke gerollet werde, ehender sich der wüthende Wind der Leinewand bemächtigt, und dieselbe aller Welt in tausend Stücken, wie man zu sagen pflegt, bald darauf zuführet. Um ersteres zu bewürken, und lezteres zu verhindern, werden bei jedes Segeltuch, das vorher sehr sorgfältig von a b nach c d aufgerollet und unten mit den nöthigen Gewichten versehen worden, nicht weniger denn 8 bis 10 Mann gestellet, welche es mit aller nur möglichen Achtsamkeit und Vorsicht, und so viel möglich bei dem niedrigsten und ruhigsten dazu abzuwartenden Ebbestande des Wassers, von der Kappe desjenigen Deiches, der solchergestalt vorzüglich geschüzet werden soll, je schräger je besser, nach und nach hinunter rollen lassen. Diese an flachen Deichen so nöthige Schräge muß eben Gelegenheit geben, die Seitenverbindung mit den etwa noch nöthigen mehreren Tüchern, in währender Zeit zu Stande zu bringen. So wie c d abrollet, werden in die dortigen Ringe e, Schifferstangen und Haken gesezt, mit welchen solchergestalt nach und nach dem Ablaufen des Tuches vom Deiche nachgeholfen wird. Freilich gehören geübte und vorsichtige Leute dazu, und diese lernen denn auch die weiter dabei nöthigen Handgriffe leicht von selbst.

Ist das Tuch nur einmal glücklich hin-

hinunter, so wird es vom Winde und Wasser schon von selbst, fest und dicht genug an den Deich gehalten, und gleichsam fest gesogen. Es ist auch hiernächst weiter daran nicht zu gedenken, die etwa bereits in dem Deiche ausgeschlagenen Löcher, mit Erde, Stroh oder Mist dahinter auszufüllen, daher dies, so viel nur irgend möglich zu machen, vorher geschehen muß. Ist es aber nicht möglich, und dennoch höchst nöthig gewesen, so muß dafür der Deich nunmehr landwärts verstärket werden. Sobald das Segeltuch hinunter ist, wird sofort durch jeden Ring e der öberen Linie a b ein Pfal, schräge nach dem bedeichten Lande sich lehnend, in den Deich geschlagen, und alsdann ist das ganze Manöuver glücklich vollendet. An einem also bewaffneten Deiche, rollet das Wasser, ohne weiter den Deich stromwärts zu beschädigen, auf und ab, wenn es auch so hoch heran stürmet, daß schon die Wellen bisweilen einige Fuß hoch über den ganzen Deich hinweg stürzen, und man davon aus jener Cantate singen mögte, die nach der schreckenvollen Weihnachts-Ueberschwemmung, bald mögte ich sagen Sündfluth, vom J. 1717 zu Stade heraus kam:

Es wolte die Natur
Sich in ihr selbst begraben:
Von Deichen keine Spur,
Für Land und Grund den Abgrund
haben.

Harburg. N. Beckmann.

---

## Nachricht von den armenischen Kaufleuten und ihrem Gewerbe.

Da wir alle Jahr in den Zeitungen von armenischen Kaufleuten lesen, die, ihrer Handlung wegen, nach Wien, und auf die Messen nach Frankfurt und Leipzig kommen: so wird es dem lesenden Publikum nicht unangenehm seyn, wenn wir ihm die Nachricht mittheilen, die uns Tournefort in seiner Reisebeschreibung nach der Levante, von ihnen giebt.

Die Armenier, sagt unser Verfasser, sind die besten Leute von der Welt. Ehrlich, gesittet, von gesunder Vernunft, und vieler Frömmigkeit. Ich würde sie für glücklich halten, daß sie sich mit den Waffen gar nicht abgeben, wenn es bei der Denkungsart der Menschen nicht nothwendig wäre, sich derselben zuweilen zu bedienen, um sich gegen ihre Grausamkeit zu schützen.

Dem sey wie ihm wolle, die Armenier bekümmern sich nur um ihr Handlungsgeschäfte, worauf sie sich mit allem möglichen Fleiße legen; sie sind nicht nur Meister von der Handlung in der Levante, sondern sie haben auch ihren Antheil an dem Handel, der in den größten Handelstädten von Europa getrieben wird.

Man sieht sie aus dem innern Persien nach Livorno kommen; sie haben sich seit einiger Zeit in Marseille eingefunden: wie viele findet man von ihnen in Holland und England! Sie gehen nach Indostan, Siam, in die Insel Java, nach den philippinischen Inseln, in alle asiatische Länder, nur nicht nach China.

Der Mittelpunkt der armenischen Handlung ist nicht Armenien, sondern Julfa, eine berühmte Vorstadt von Hispahan. In dieser Vorstadt wohnen mehr als 30,000 Menschen, und sie ist eine armenische Pflanzstadt, die der große Scha Abbas, der erste dieses Namens daselbst errichtet hat. Zuerst wohnten diese Leute in Hispahan selber, in der Folge versetzte man sie an den Fluß Zenderon, um sie von den Muhammedanern zu entfernen, die sie wegen ihrer Religion verachteten. Diese Veränderung soll unter dem zweiten Scha Abbas geschehen seyn. Andere halten sie weit älter.

So viel ist gewiß, daß der große Abbas der erste Stifter dieser Colonie ist, der zu Zeiten Königs Heinrich des Vierten in Frankreich lebte, zu dem Abbas den Capuzinermönch Just als Gesandten schickte, der aber nach Heinrichs Tode erst in Frankreich ankam.

Der große Abbas suchte unabläßig zwo große Absichten zum Besten seines Reichs zu erreichen: die erste war, seine Länder gegen die Türken in Sicherheit zu setzen, die andere, seine Nation durch Handel und Wandel zu bereichern.

Um die Türken zu verhindern, in seine Staaten zu dringen, hielt er es für nöthig, ihnen die Mittel zu benehmen, an seinen Grenzen zahlreiche Kriegsheere zu unterhalten; und da Armenien immer das erste Land ist, das die Türken anfallen, wenn sie Persien bekriegen, so verwüstete er selbiges, in so fern er es dazu für nöthig hielt. Dieses Schicksal traf auch die Stadt Julfa, die größte und mächtigste in Armenien, deren Ruine man noch an dem Araxes siehet, zwischen Eviran und Tauris.

Die Einwohner von Julfa bekamen daher Befehl, nach Hispahan zu ziehen; und seit der Zeit heißt das armenische Julfa Altjulfa. Es sollen damals mehr als 20000 Familien aus Armenien nach der einzigen Provinz Guilan geführt worden seyn, wo die beste Seide in Persien gefunden wird.

Da Scha Abbas seine Staaten bereichern wolte, und überzeugt war, daß dieses nur durch Commerz geschehen könne: so warf er sein Augenmerk auf die Seide, als die kostbarste Landeswaare, und auf diese Armenier, als auf Leute, die am geschicktesten waren, sie zu verhandeln; denn er war in diesem Fall mit seinen übrigen Unterthanen sehr unzufrieden, die weder Lust noch Geschicklichkeit zum Handel zeigten.

Die Mäßigkeit der Armenier, ihr ökonomischer Geist, ihre Redlichkeit, ihre gesunde Leibesbeschaffenheit, die sie große Reisen unternehmen und ausdauren läßt, schienen sie zu diesem

Vor-

Vorhaben geschickt zu machen. Die christliche Religion, zu der sie sich bekennen, und die ihnen den Umgang mit den europäischen Nationen erleichtert, half seine Absicht befördern. Mit einem Worte, aus Bauern, wie vordem die Armenier gewesen waren, machte er Kaufleute; und diese Kaufleute sind die berühmtesten Negocianten der Welt geworden. So wußte dieser große Fürst, der von den Angelegenheiten des Krieges und Friedens gleich große Einsichten hatte, sich der Fähigkeit seiner Unterthanen, und der rohen Produkte seines Landes zu bedienen.

Er gab den Armeniern von Neujulfa eine gewisse Anzahl seidener Ballen, die sie in Karavanen, absonderlich nach Europa, bringen mußten. Sie mußten sich dabei verbinden, diese Waaren selber zu verführen, und bei ihrer Zurückkunft denjenigen Preis dafür bezahlen, der durch verständige Personen, vor ihrer Abreise, war bestimmt worden.

Um sie auch zu diesem Handel zu ermuntern, überließ er ihnen alles, was sie über den bestimmten Preis aus der Waare lösen konten. Der gute Fortgang entsprach vollkommen der Hofnung des Königs.

Obgleich noch jetzo die Seide die vornehmste Kaufmannswaare in Persien ist, so wurde sie doch in jenen Zeiten noch mehr gesucht.

Es waren damals fast gar keine Maulbeerbäume in Europa. Gold und Silber, das damals in Persien sehr selten war, fing bei der Rückkunft der Karavanen an in Umlauf zu kommen.

Die Armenier brachten bei ihrer Zurückkunft englische und holländische Tücher, Brocade, venetianisches Glas, Cochenille, Taschenuhren und allerlei Waaren zurück, die sie nur in Persien und Indien absetzen konten.

Hat man wohl jemals eine bessere Einrichtung gesehen als diese? Zu wie vielen Manufakturen und Handlung gab dies in der Folge in Europa und Asien nicht Gelegenheit? Welche Veränderung brachte Scha Abbas nicht hervor? Alle Kaufwaaren des Orients wurden den Abendländern bekannt, und Europa schmückte wiederum die Morgenländer mit den seinigen aus.

Neujulfa breitete sich bald an dem Ufer des Zendron aus. Die Pracht der Häuser, die Schönheit ihrer Gärten, ließen bald sehen, daß ihre Einwohner den Geschmack der besten Städte von Europa angenommen hatten. Man sieht jetzo in dem Herzen von Persien die schönsten Kunstwerke aller Länder, wohin der Armenier handelt. Der König mischt sich mehr in ihren Handel. Die Einwohner in Julfa setzen, vermittelst ihrer Faktoren und Agenten, diese wichtige Handlung fort, und schicken alles was das Morgenland Schätzbares hat, in alle übrigen Länder. Diese Faktoren und Agenten sind auch Armenier, die gegen ein gewisses Procent die Waaren in Karavanen begleiten, und sie, zum besten ihrer Principalen, so gut sie können, absetzen.

Die Armenier, sie mögen nun für sich, oder für die Kaufleute in Julfa arbeiten, dauren alle Reisen aus; sie verachten jedes Unwetter, setzen durch Flüsse, wo ihnen das Wasser bis an den Hals geht, um es den Pferden zu erleichtern, oder ihre und ihrer Freunde Güter zu retten; denn die türkischen Fuhrleute bekümmern sich wenig um ihre Fracht, sie haften auch für keinen Schaden, den die Waaren, die sie fahren, etwa nehmen mögen. Der Armenier führt selbst die Pferde, wenn es durch einen Fluß geht. Es ist gewiß ein rührender Anblick, wenn man die theilnehmende Liebe dieser Leute bemerkt, mit der sie bei allen Vorfällen auf der Reise, sich unter einander, und auch fremden Mitreisenden, helfen und beistehen.

Diese guten Leute bleiben gerne bei ihren Gewohnheiten, sind sich immer gleich, suchen diejenigen von den Reisegefährten sorgfältig zu vermeiden, die ihnen zu unruhig scheinen; desto höher schätzen sie hingegen diejenigen, bei denen sie ein stilles Wesen bemerken; sie nehmen mit denselben gerne eine Herberge, und theilen ihnen mit großem Vergnügen von ihrem Vorrathe mit. Wenn wir einen von ihren Kranken bedienten *), so kam die ganze Gesellschaft, uns dafür zu danken. Wenn sie hören, daß eine Karavane dem Orte, wo sie sich eben aufhalten, vorbeiziehen wird, so gehen sie derselben ein oder zwo Tagereisen entgegen, um ihren Landesleuten, die sich etwa unter ihnen befinden, Erfrischungen, absonderlich Wein, entgegen zu bringen. Sie bieten ihre Erfrischung auch den Fremden an, und nöthigen sie, ihre Gesundheit zu trinken.

Man thut ihnen Unrecht, wenn man sie beschuldigt, daß sie gerne tränken; wir haben solches bei ihnen nie bemerkt. Sie waren hingegen jederzeit die mäßigsten, wußten sich am besten zu behelfen, und machten am wenigsten Aufsehn.

Sie bringen oft von ihren mitgenommenen Lebensmitteln einen guten Theil zurück. Sie können diese Lebensmittel ziemlich frei mitnehmen und bei sich führen, denn sie bekommen gemeiniglich von den Kameelvermiethern das siebende Kameel für ihr Reisegeräth frei.

Die Lebensmittel, die sie mitnehmen, bestehen in Mehl, Zwieback, geräuchertem Fleische, geschmolzener Butter, gebranntem Wasser und trocknem Obst.

Sie reisen niemals ohne Fischangel, mit denen sie auf ihren Zügen fischen. Sie vertauschen unterwegens Gewürze gegen frisches Fleisch oder andere Lebensmittel. In Asien setzen sie allerlei Stahlarbeit- und kurze Waaren, als kleine Messer, Spiegel, Ringe, allerlei Schmelzwerk, Scheren, Steck- und Nähnadeln ab, die daselbst auf dem Lande werther geachtet werden, als baares Geld.

Nach Europa bringen sie Muscus, Spezereien rc. So groß die Beschwerlichkeit ihrer Reisen auch immer seyn mag,

*) Tournefort und sein Gefährte waren Aerzte.

mag, so beobachten sie doch ihre kirchlichen Fasten eben so genau, als wenn sie zu Hause und in bequemer Ruhe wären. Von Erlassungen und Dispensationen wissen sie nichts.

Das einzige, was man diesen Armeniern in Absicht ihrer Handlungsgeschäfte vorwerfen kan, ist, daß sie, wenn ihre Geschäfte in der Fremde übel gehen, nicht wieder zurück nach Hause kehren.

Sie sagen zwar, daß sie, nach einem gemachten Bankerott, nicht Unverschämtheit genug besäßen, ihren Gläubigern unter die Augen zu treten; unterdessen können doch ihre Gläubiger sie nicht zur Verantwortung ziehen. An der andern Seite muß man ihnen aber auch das Zeugniß geben, daß sehr wenige Bankerotte unter ihnen entstehen.

Die armenischen Kaufleute von Julfa hatten einen Handelsvertrag mit dem damaligen Großherzog von Moskau gemacht, vermöge dessen sie alle Waaren, die sie nur für gut fänden, in seine Länder einführen mögten. Es war daher keinem europäischen Handelsmann erlaubt weiter als bis Astrakan zu kommen, das die Russen im Jahre 1554 erobert hatten. Es ward damals von russischer Seite der Handel mit den Armeniern auf alle Art und Weise befördert. Sie zahlten einen bestimmten Zoll für alle Waare, die sie ins Reich brachten, konten aber alle russischen Waaren frei ausführen. Sie nahmen ihren Weg von Hispahan, nach Tauris über Schamakai nach Nosava, einem Hafen am caspischen Meere gelegen, der drei Tagereisen von Schamakai liegt. Von Nosava brachten sie ihre Kaufmannsgüter nach Astrakan, von da ging die Reise nach der Stadt Moskau und Archangel, wo die Engländer und Holländer ihre asiatische Waare ihnen abnahmen und in Europa verführten.

Nachher kam dieser Handel in die Hände der Engländer, den sie aber verloren, als der englische Seecapitain Elton, ein Schotte von Geburt, 1746 in die Dienste des Schachs Nadar trat, und den Persern Schiffe auf dem caspischen Meere baute. Die Armenier nehmen jetzo wieder einen grossen Antheil an dem Handel zwischen Persien und Rußland. Sie haben in Astrakan eine eigene Kirche, und es halten sich daselbst einige vierzig Familien armenischer Kaufleute auf.

---

## Von der Verwahrung des Holzwerkes.

Die tägliche Erfahrung lehret, daß alles Holzwerk, daß beständig unter Wasser stehet, und solchergestalt von aller Luft befreiet ist, der Fäulniß und dem Verderben nicht unterworfen ist. Man findet hiervon überall, so wohl in süssem als salzigem Wasser, Beweise. Der älteste aber ist ohnstreitig die Erfahrung des Herrn Haerlemann, Mitgliedes der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, welcher 1727 einige

Meilen

Meilen von der Stadt Neapolis, am Pfalwerke einer Brücke, oder eines Hafen, den der Kaiser Caligula noch über einen Winkel der See, zwischen Pozzuolo und Baya, verfertigen lassen, einen Span von einem Förenpfale unter dem Wasser abhauen lassen, und ihn so frisch befunden hat, als wenn der Baum erst vor wenig Jahren wäre gefället worden.

Es ist nicht glaublich, daß dieses Wasser mehr erhaltende Kraft besitze, als ein anderes, ob es gleich nicht zu läugnen ist, daß das salzige Wasser dienlicher sey, alle Fäulung zu verhindern, weil zu Venedig, in dem sogenannten Zeughäuse oder Arsenal, eine große Menge von Holzwerk, zu Schiffen und Galeeren, beständig unter Wasser verwahret wird, welches zwar aus dem Meerbusen da herum ist, aber doch, wegen der vielen da hineinfallenden großen Flüsse, so viel Salz nicht haben kan, als das erwähnte zu Pozzuolo, und solchergestalt zu Erhaltung des Holzwerkes nicht so viel beitragen könte, wenn es allein auf das Salz ankäme.

Hieraus muß man also schließen, daß die Ausschließung der Luft die vornehmste Ursache der Erhaltung unter dem Wasser sey, und daß dergleichen Verfahren mit Frischhaltung des Holzwerkes, durch wohleingerichte Magazine unter Wasser, den Schifswerften keine geringe Hülfe bringen würde.

Der zweite Nutzen, den man von solchem eine Zeitlang unter Wasser verwahrtem Holze haben kan, ist, daß das leimigte Wesen, und die seifenartigen Theilchen, welche der Wachsthumssaft hineingeführt hat, durch das Wasser aufgelöset und ausgelauget werden, folglich der Baum nun keine schwellende oder zusammenziehende Kraft hat, und solchergestalt zu allerlei Gebrauche tüchtiger, dienlicher und nützlicher wird, und besonders bei Gebäuden und Hausgeräthe, als Tischen, Stühlen, Schränken und dergleichen, wovon man einen überzeugenden Beweis an dem Holzwerke hat, daß von Fließholz verfertiget wird, indem sich diese Arbeit fast niemals wirft oder reißt.

Ausserdem hat dieses Auslaugen oder Wässern auch den Vortheil, daß das Holz in kürzerer Zeit kan getrocknet werden, und solchergestalt im Stande ist, sich mit Sicherheit zu dem Gebrauche anwenden zu lassen, den seine Absicht erfordert.

---

Hannoverisches Magazin.

81tes Stück.

Montag, den 9ten October 1780.

## Beschreibung eines bequemen Seihtrichters auf Reisen zu gebrauchen.

Es ist auf Reisen keine geringe Beschwerlichkeit, daß man nicht aller Orten reines Wasser erlangen kan, absonderlich in den heißen Sommermonaten, da dasselbe aus Mangel der Bewegung von allerhand Würmern und deren Brut, auch von verfaulten Pflanzen verunreiniget ist. Man wird daher oft vom Durste genöthiget, mancherlei trübes und saures Bier zu trinken, wodurch man sich aber leicht Koliken und andere übele Zufälle zuziehen kan. Bei dem Genusse des reinen Wassers ist man diesem Uebel nicht ausgesetzet, und in Ermangelung desselben, ist das unreine Wasser, wenn es durch das Kochen von den darin enthaltenen Insekten gereiniget ist, dem schlechten Biere immer vorzuziehen. Wer sich aber deswegen nicht aufhalten und kaltes Wasser trinken will, kan solches in einer kurzen Zeit durchseihen, und also die gröbeste Unreinigkeit davon absondern. Dieses geschiehet am leichtesten durch ungeleimtes Papier, dergleichen zu den Zeitungen gebrauchet wird, welches in die Röhre eines gemeinen Trichters mit einem Stocke fest und dicht ein Zoll hoch eingedrücket wird. Den Trichter setzet man in den Hals einer Bouteille, doch so, daß er die Mündung derselben nicht dicht zuschließe, und gießet ihn voll Wasser; alsdenn wird die äußere Luft das Wasser durch das Papier in die Flasche drücken, und die innere Luft aus der Flasche heraustreiben.

Es gehet aber diese Reinigung durch einen reinen Schwamm, welcher keine Steine in sich hat, und in einem kegelförmigen Trichter fest zusammen gedrücket ist, geschwinder und besser von statten. Dieser Trichter ist leicht und bequem bei sich zu führen, kan auch für sehr geringe Kosten angeschaffet werden. Er wird aus weissem Blech gemacht, so daß er 1 Fuß lang, in seiner obern Oefnung vier Zoll, und in seiner untern Oefnung 1 und drei Viertel Zoll weit, (das ist in Lichten) bleibet. Der Rand der obern Oefnung wird, um die Steifigkeit desselben zu vermehren, über ei-

einen Ring von Drath geschlagen. Unter diesem Rande werden zween kleine, herzförmige Ringe von Drath gegen einander über so befestiget, daß sie sich auf und nieder bewegen lassen, deren Nutzen hernach soll gezeiget werden. Der Rand der untern Oefnung wird mit einem Hammer ausgetrieben, so, daß er einen kleinen Stab und Hohlkehle bekomme, und der Mündung eines weiten Zuckerglases gleiche. Unter diesem Rande müssen alsdenn zwei Löcher, eines gegen das andere über eingebohret werden, wodurch man einen Faden quer über die untere Oefnung ziehet, und am Rande befestiget, um den Schwamm zurück zu halten. In den Trichter presset man mit einem dicken abgestutzten Stocke einen feinen ausgekochten nassen Schwamm, der so groß ist, daß er zusammen gedrücket zwei oder anderthalb Zoll von dem inwendigen Raume nahe an der untern Oefnung einnimt. Soll nun Wasser dadurch geseihet werden: so schläget man einen kleinen Nagel, oder schraubet einen Pfropfenzieher, den man leicht bei sich führen kan, nahe am Rande eines Tisches ein, und hänget den Trichter vermittelst des Ringes daran, welcher sich unter dem obern Rande befindet. Alsdenn stecket man den Hals einer mit Wasser angefüllten Bouteille in die obere Oefnung, und läßt dieselbe verkehrt so lange darauf stehen, bis das Wasser durch den Schwamm tropfenweise gelaufen ist, welches man in einem darunter gesetzten Glase auffängt. Nach vollendetem Gebrauch muß man den Schwamm nicht etliche Tage in dem Trichter stecken lassen, sondern ihn heraus nehmen, und rein auswaschen, sonst wird er stinkend, und giebt in der Folge dem durchgeseiheten Wasser einen übeln Geschmack und Geruch. Falls der Schwamm unrein geworden wäre, so müßte man ihn in Wasser kochen, bis die Unreinigkeit und der übele Geruch daraus gezogen ist. Wenn man keinen guten Schwamm sogleich bei der Hand hat, so binde man über die untere Oefnung des Trichters Flanel gedoppelt, und stecke ein Stück ungeleimtes Papier in den Trichter, wie ich es vorher angewiesen habe. Man muß aber dahin sehen, daß beide Theile rein und ohne übeln Geruch sind. Soldaten können im Felde zu diesem Entzweck einen Trichter von Filze anwenden, welcher aber oft wieder rein gewaschen werden muß. Dafern auf diese Weise nicht alle kleinen Würmer aus dem Wasser zu bringen wären; so müßte man dasselbe aufkochen lassen oder Citronensaft und ein wenig Brantewein, oder statt dessen wenige Tropfen sauren Vitriolspiritus dazu gießen, um die noch vorhandenen Würmer völlig zu tödten. Alsdenn wird man keinen Schaden davon bekommen und den Durst leicht damit stillen können.

Lübeck. J. J. Walbaum, D.

---

Von

# Von den verschiedenen Gattungen des Bisams.

Bisam ist ein dunkelbrauner, lieblich und stark riechender, gedörreter, thierischer Saft, in einer natürlichen, dünnhäutigen, braunen, platten ovalen Blase eingeschlossen, welche an einem Ende eine oder zwei kleine Oefnungen hat, die gemeiniglich mit kurzen, borstigen, bräunlichen, oder weißgrauen, in einen Wirbel gedreheten Haaren bedeckt sind.

Das Bisamthier, welches die Bisamblase bei dem Nabel trägt, hält sich an den westlichen und nördlichen Grenzen von China, und in den daselbst angrenzenden Provinzen jenseits des Ganges auf *). Von daher wird der Bisam entweder nach Tunkin oder nach Bengalen, oder nach Krasnojarsk in Siberien zum Verkauf gebracht. Von diesen Ländern und Handlungsplätzen werden die verschiedene Sorten des Bisams benennet. Man findet also bei den Materialisten tunkinischen, bengalischen und siberischen Bisam, welchen sie mit dem verdreheten Namen kabardinischen belegen, weil er auf tartarisch **Kabarga** genennet wird. Unter allen diesen hält man den tunkinischen für den besten; ob er gleich wie die andern Sorten gemeiniglich mehr oder weniger verfälscht ist. Denn reiner und ächter Bisam wird als eine Seltenheit angesehen.

Die **Verfälschung** geschiehet auf mancherlei Weise. Zuerst schneiden die Jäger an einer Seite neben dem haarigten Theile die Blase auf, wenn sie noch frisch ist, nehmen etwas von dem Bisam heraus, und vermischen den übrigen mit dem Blute, oder mit etwas von der Leber des Thiers, oder wohl gar mit Erde, wozu sie noch bisweilen ein Stück Blei hineinstekken, und nähen die Blase mit Pferdehaar wieder zu. Mit diesem Gemische lassen sie die Blase ausdörren. Andere machen es noch ärger, indem sie den Bisam, nachdem sie ihn aus der Blase genommen haben, mit einer größern Menge von obigem Zeuge und mehrern andern fremden Theilen in einem Mörser wohl unter einander stoßen. Dieses Mengsel trocknen sie geschwind, und machen ein gröbliches Pulver daraus, welches sie für ächten Bisam außer der Blase verkaufen: auch nähen sie wohl Beutel aus der Haut des Thiers so zusammen, daß sie der natürlichen Blase ähnlich werden, und füllen solche mit dem verfälschten Bisam an, wenn er noch weich ist.

Da es nun für einen, der nicht viel und nicht oft Bisam unter Händen gehabt hat, sehr schwer ist, den ächten und besten von dem verfälschten zu unterscheiden; so will ich einige **Merkmale** und Eigenschaften eines guten Bisams, die bisher davon sind bekannt worden, anführen.

Wenn er noch nicht aus seinem Gehäuse genommen ist; so findet man an der



*) Siehe oben pag. 935.

der besten Sorte, daß die Blase röthlich braun, sehr dünne, runzlig, platt, ganz, mehrentheils nackend und nur an einer Stelle, wo zwei kleine Löcher sich befinden, mit kurzen, hellbraunen, borstigen Haaren bedeckt ist, welche über den Löchern in einen Wirbel gedrehet liegen. Gemeiniglich siehet man neben dem haarigten Theile eine genähete Nath, welches ein Zeichen der ersten Verfälschung ist. Wenn man die Blase öfnet; so nimt man wahr, daß eine äußerst dünne, schwarzbraune Haut an der inwendigen Seite der Blase lieget.

Der darin enthaltene gute Bisam siehet kaffeebraun aus, ist von einerlei Wesen, trocken, leicht am Gewicht, zerreiblich, zerbricht in kleine Krümeln, ist beim Zerreiben sanft anzufühlen, und gleichsam etwas schmierig, von einem durchdringenden, anklebenden, heftigen Geruch, der in der Nähe höchst widrig, und in der Ferne sehr lieblich ist; läßt sich auch ohne Knirschen zwischen den Zähnen zermalmen. Beim Verbrennen blähet er sich in Form eines Schwammes auf, fließet nicht zusammen, giebt im Anfange einen lieblichen, hernach aber einen brandichten Geruch, wie versengte Wolle, von sich, und läßt zuletzt keine, oder sehr wenig graue Asche zurück. Er kan mit ölichten Menstruis nicht aufgelöset werden, wohl aber und größestentheils mit einem wäßrichten Weingeiste, oder gänzlich mit Salpetergeiste; bei dem letzten aber wird ihm der Geruch benommen.

Der schlechte, der verfälschte, der unreife, oder durchs Alter verdorbene Bisam hat eine schwarze, ungleiche oder gemischte Farbe, ist nicht von einerlei Wesen, dabei bald fasericht, bald löcherricht, auch zum Theil glänzend schwarz im Bruch. Diese Stücke riechen im Verbrennen wie inspissirter verfaulter Urin. Ferner ist er schwer, hart, schimmlicht, feucht, klümpericht von ungleicher Härte, läßt sich nicht leicht und eben noch ohne Knirschen zerreiben, hat keinen heftigen, widrigen, sondern nur einen lieblichen oder aromatischen Geruch in der Nähe, und hinterläßt etwas Erde oder viele Asche, wenn er auf einem glüenden Eisen verbrannt wird.

Die Blasen, welche dergleichen schlechtes Zeug enthalten, sind entweder durch Kunst gemachte Säckchen, woran man keine natürliche Löcher, keine in Wirbel liegende Haare, auch keine inwendige Haut, sondern längs der einen Seite, ja über die Hälfte eine schlänglichte Nath, und an der einen Fläche viele dicht gerade liegende Haare wahrnimt: oder es sind natürliche Beutel, welche entweder nur klein, birnförmig, oder eyförmig und platt, aber dabei dick und schwer von Haut, und an der einen Hälfte mit dichten weißgrauen Haaren bedeckt sind, die anzeigen, daß man sie von Thieren genommen hat, welche entweder zur unrechten Zeit, da der Bisam noch nicht reif oder recht kräftig ist, oder in einem kältern Klima getödtet oder gefangen werden.

Der kabardinische Bisam, welcher anjetzo leichter und für geringen Preis zu haben, ist in ovalen etwas niedergedrückten dicken Beuteln enthalten, welche auswendig eine kahle Stelle haben, übrigens aber mit vielen dichten bräunlicht greisen Haaren bekleidet sind. Inwendig sitzet eine feine pergamentartige Blase, welche in dem Beutel eine Scheidewand ausmacht. Diese Beutel unterscheiden sich also von dem Tunkinischen, daß sie nicht so rundlich, so dünne, so braun, so kahl, auch nicht so runzlicht sind als jene, daß die greisen Haare viel dichter darauf sitzen, daß der Geruch ehe die Beutel geöfnet werden, nicht so durchdringend oder widrig, hingegen aber bei der Oefnung derselben sehr flüchtig und dem Geruche des Oels von der krausen Münze gleich ist, welcher sich bald hernach in den ordentlichen Bisamgeruch verwandelt. Dieser komt vermuthlich von der wenigen, braunen, ölichten Feuchtigkeit her, welche man zwischen dem Beutel und dem Bisam findet, wenn der Bisam durch das Alter noch nicht völlig ausgedörret ist, und welcher in das Papier ziehet, worauf man den ausgebrochenen Bisam leget. Das Wesen des Bisams ist übrigens dem Tunkinischen gleich; doch überist dieser weit den Kabardinischen an der Stärke des Geruchs und der Kräfte.

Lübeck. J. J. Walbaum, Dr.

---

## Einige allgemeine Nachrichten von den Austern.

Man theilet die Austern gemeiniglich in drei Arten ein, nemlich: 1) in Thonaustern, die die schlechtesten und kleinsten sind; 2) in Sandaustern, die man vom Seeboden auffischet, welche etwas besser, und manchmal so groß sind, als die Bergaustern, aber weder einen guten Geschmack noch festes Fleisch haben; und 3) in Bergaustern, welche man von den sagenannten Austerbänken fischet.

Die Bergaustern sind wider von einander unterschieden; denn diejenigen, die südlich, südwestlich und östlich sitzen, sind magerer als die, welche nordlich, nordwestlich und nordöstlich hängen. Die Ursache ist, daß die letzteren, die unter dem Winde liegen, von den brausenden Wellen der See nicht so sehr beunruhiget werden, als die ersteren, welche einen unaufhörlichen Sturm ausstehen müssen.

Wenn man Austerbänke anlegen will, so muß man einen Damm in dem salzigsten Wasser anlegen, und dahin einen Klumpen alter und junger Austern bringen, da man denn in Jahresfrist sehen wird, ob sie sich an dem Berge anlegen und nähren wollen.

Dieses aber muß in der stärksten Hitze im Sommer geschehen, da die Austern ihren Saamen von sich lassen. Der Saamen gleichet einem Leim,

und hänget sich an Bäume, Steine, Holz, an die Austern selbst, und alles, was er berühret. In ein Paar Tagen verhärtet die Sonnenhitze die Oberfläche dieses Leims, und legt dadurch den Grund zu der künftigen Schaale, welche sodann mit der Auster fünf oder sechs Jahre fortwächst, als in welcher Zeit sie ihre vollkommene Größe erreicht.

Die Krankheiten und Anfechtungen, denen die Austern am meisten unterworfen sind, scheinen vornemlich von ihren Feinden, den Fünffingerfischen, und andern vielfüßigen gefräßigen Meerthieren aus dem Geschlechte der Polypen, herzurühren. Doch haben die alten und die jungen von ihnen mehr zu befürchten, als die von mittleren Jahren, denn die Schaalen der jungen Austern sind dünner, und widerstehen nicht lange; der leztern ihre aber sind löchrichter.

Von ihren Krankheiten kan man sonst keine bemerken, als wenn sie bläulicht werden, und kein festes Fleisch haben, welches gemeiniglich im Sommer geschiehet.

Zwischen den Geschlechtern ist weiter kein Unterschied, als daß das Männchen schmal und länglicht ist, und der Farbe nach etwas in das bläuliche fällt. Das Weibchen aber ist dick, rund, und mehr gelblich.

Die Austern zu fischen gebraucht man einen sogenannten eisernen Austerschaber, mit einem langen Seile, und einem Sammelkasten daran, in den die Austern fallen; theils auch eine lange Stange mit einem Sammelkasten.

Wo aber die Bänke nicht tief liegen, pflegt man sich auch wohl bei stiller See langer hölzerner Kneipzangen zu bedienen, und nur die größten heraus zu holen, wodurch denn die Bänke sehr geschonet werden.

Eines ist noch zu merken, daß, je tiefer die Bänke in die See liegen, desto größer sind die Austern, aber desto schwerer ist es auch, ihnen beizukommen.

---

## Von der Austerfischerei in England.

Die englische Admiralität hat die Gerichtsbarkeit über alle dasige Austerfischereien. Man läßt den Austerfischern wohl zu, im Mai die Austern heraus zu holen, wie groß sie auch seyn mögen, aber die Fischer müssen mit einem Messer die jungen Austern geschickt von der alten Schale ablösen, und wieder in die See werfen, damit die Zucht erhalten wird, die man sonst ausrotten würde, weil eine einzige alte Auster bisweilen zwanzig Junge an ihrer Schale hängen hat. Nach dem Maimonate wird es für einen Diebstahl angesehen, den Austersaamen, der in England Culteh heißt, wegzuschaffen; eben so steht schwere Strafe darauf, wenn man zur verbotenen Zeit große oder kleine Austern fischen läßt, es sey denn, daß man ei-

nige

nige nehme, sie in Austerteiche zu sezzen, da gleichwohl die Austern so groß seyn müßen, daß ein Schilling in ihrer Schale klappern könte, wenn sie leer wäre. Die Fischer dürfen, bei großer Strafe, nirgend fischen, als wo ihnen Oerter angewiesen werden; es ist ihnen auch angedeutet, einen kleinen Fisch, der sich daselbst befindet, auf den Strand zu werfen, und zu tödten. Er heißt der Fünffingerfisch, und ist einem Spornrade ähnlich, und den Austern schädlich, denn wenn sie sich öfnen, geht er hinein und sauget sie aus. Man sezet die Austern in England bei der Stadt Colchester, beim Auslaufe des Flusses Colne, und so weiter. In den Kanälen sind Austerteiche, wo die Austern wachsen und sehr fett werden. Aus dem geringsten Austersaamen, der in den Teich gesezt wird, werden in zwei bis drei Jahren eine Menge zum Essen tauglicher Austern. Außerdem macht man Gruben, ohngefähr drei Fuß tief, in salzige Sümpfe, die mit Salzwasser angefüllet werden, wenn die See fluthet. Nachgehends läßt man daß überflüßige Wasser durch Oefnungen heraus, daß nicht mehr als anderthalb Fuß hoch Wasser in der Grube bleibt. In diese Grube kommen gleichfalls Austern, die nach vier oder fünf Tagen ganz grün werden, und sich da sechs bis acht Wochen verwahren lassen. Die Austern, welche man aus der Grube nimt, sind ein wenig salzig, die man aus den Austerteichen bekömt, noch salziger, die aber aus der See gefischt werden, am meisten gesalzen; woraus zu folgen scheint, daß die Austern in mehr oder weniger gesalzenem Wasser fortkommen, welches auch aus folgendem Auszug aus den Philosophical-Transactions erhellet.

Am Fluße Mene, der Anglesey von Carnarvonshire absondert, befindet sich auf dem Boden dieses Kanals ein Austerbette von etlichen Meilen, woraus täglich von vielen Booten, wenn die Zeit dazu ist, eine große Menge gefischet wird. Man verrichtet solches mit großem Nuzem seit acht bis neun Jahren; aber das ist merkwürdig, daß vor nicht gar vielen Jahren noch keine Austern auf diesem Boden sind zu finden gewesen, ehe ein Herr drei bis vier hundert große Austern an den Strand dieses Kanals werfen ließ. Von dem Saamen dieser Austern, den, allem Ansehen nach, die Ebbe und Fluth umher verbreitet hat, ist nun der Boden des ganzen Strandes mit Austern erfüllet worden. Und daß es mit der Besaamung der Austern zu der Zeit so zugegangen ist, wird dadurch bestätiget, weil ihrer erstlich nur wenige und alle jung waren, nachgehends aber haben sie jährlich, sowohl an Größe als Menge, zugenommen, obwohl eine sehr große Menge Austern ist herausgefischet worden.

---

# Mittel, die Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren.

Folgendes Schreiben, die Seewürmer betreffend, die den Schiffen Schaden thun, verdienet, angeführt zu werden. Es ist dasselbe also abgefaßt:

Mein Herr!

Man hat zwar bisher verschiedene Versuche gemacht, den Boden der Schiffe vor den Seewürmern zu bewahren; jedoch alles ist bisher vergeblich gewesen. Denn ob man gleich ein Brett über das andere legt; so kan dieses Thier dennoch einen unersetzlichen Schaden thun. Ein Engländer auf den bermudischen Inseln wurde neulich auf eine glückliche Spur gebracht. Er sahe, daß die Einwohner einige Blätter von der Aloe nahmen, welche sie mit Oel und Talg, womit sie sonst ihre Schiffe auszubessern pflegen, kochten. Die merkliche Bitterkeit dieser Pflanze, welche Eigenschaft den Würmern überhaupt schädlich ist, trieb ihn an, einige vom Volk zu bewegen, die Zuthat zu vermehren. Er gab auf den Erfolg genau Acht. Dieser war seinem Wunsche vollkommen gemäß, und er merkte, daß die Würmer abnahmen, wo die Aloe war vermehrt worden. Dieses ermunterte ihn, einen Versuch mit der Aloe allein zu machen. Er sägte ein Stück Eichenholz von einander, welches etwa vier Fuß lang und zwei breit war, und bestrich ein jedes Stück mit Talg, Terpentin und Bleiweiß in gleichen Theilen, doch so, daß er bei dem einen zwei Unzen Aloe gebrauchte. Er versenkte beide mit einem Strick in gleicher Tiefe ins Salzwasser, wo die Würmer zahlreiche Familien hatten, und ließ sie fünf Monate liegen. Darauf zog er sie wieder heraus, und sahe, daß das Stück, welches zugleich mit Aloe war bestrichen worden, vollkommen gesund, daß andere aber ganz und gar durchfressen war. Er nahm darauf verschiedene Stücke von Cedern, Mahagony, u. d. gl., unterschied sie durch besondere Kennzeichen, und bestrich sie mit verschiedenen Salben, doch so, daß er auf einige, die zwei Fuß ins Gevierte hatten, eine Unze Aloe verwandte. Dieses Holz blieb 8 Monate im Wasser. Als man es herauszog, sahe man, daß die Stücke, welche zugleich mit Aloe waren bestrichen worden, wenig gelitten hatten. Das Holz, welches mit Terpentin, Talg, spanischem Braun und Aloe war überzogen worden, hatte gar keinen Wurmstich, da die andern eben so voll Löcher waren, als vorher. Daraus läßt sich wahrscheinlich schließen, daß diese Mischung allen bisher bekannten vorzuziehen sey, und daß eine Unze Aloe zu zwei Fuß ins Gevierte hinreichend ist, Holz wenigstens achte Monate lang im Wasser zu erhalten. Sollen die Schiffe länger in der See bleiben; so muß die Aloe vermehrt, und etwas davon im Schiffe aufbehalten werden, damit solches während der Reise, wenn es nöthig ist, gebraucht werden kan.

# Hannoverisches Magazin.

82tes Stück.

Freitag, den 13ten October 1780.


## Brief eines Oheims an den Mündel, die Oekonomie eines Studenten betreffend.

Die Zeit ist nun da, mein lieber Tobias, wo Sie Ihre Schule verlassen und die Universität besuchen wollen. Sie denken gewiß da Ihr Glück zu bauen. Vielleicht haben Sie es noch nicht im Zusammenhange überlegt, daß Sie eben so leicht den Grund zum Unglück Ihres ganzen Lebens durch eine unbedachtsame Oekonomie, die auf Ihr Herz, wie auf die Ruhe des Geistes großen Einfluß haben wird, legen können. Dies fällt gewöhnlich den jungen Männern nicht ein, die mit eben dem guten Vorsatz, mit eben dem feinen Gefühl von Ehre, mit so vieler Geschicklichkeit, wie Sie, ihre Schule verlassen und nun den Anfang zu der Haushaltung, die sie in einigen Jahren antreten, und die, wie sie sich jezt gewöhnen, gut oder schlecht gehen wird, machen müssen. Das erste Vierteljahr, vielleicht die ersten vier Wochen, entscheiden für die Aufführung in der neuen Lebensart des Jünglings, der eben auf Universitäten gekommen ist, entscheiden wohl gar sein künftiges Glück oder Unglück. Sollten Sie es wohl denken, mein Vetter! daß die Freuden unsers ganzen Lebens, wenigstens eines großen Theils desselben, – und der muntern Jugendjahre, – an der ersten ökonomischen Einrichtung hangen können? Ich habe einen Freund gehabt, der als Schüler durch sein Genie, Kenntniß von Sprachen, ausgebreitete Lektüre sehr viel versprach, die Hofnung und den Neid seiner Landsleute erweckte, mit vielem Ruhme nach eben der Universität ging, wohin Sie eilen; aber in den ersten Tagen seines Daseyns hätt' ich ihm sein ganzes Unglück prophezeihen wollen. Er kam zu früh, nach dem Grundsatze, – in den Ferien sich an den Vortrag seiner neuen Lehrer zu gewöhnen, woran aber (ob diese gleich nichts fehlen lassen) wenig gedacht wird; nach einem Vorurtheil also, welchen Eltern schlechterdings nicht folgen sollten, wenn sie ihre Söhne nicht vorsichtig genug, oder unter guten Händen, wissen, und wenn sie wollen, daß ihre Kinder mehr

als Geographie der Gegenden des Orts lernen sollen. Mein Freund traf müßige Landsleute an, die wenig Kenntnisse und viel Geld herauf genommen, und von beiden verführt, einige Jahre verbracht hatten. Er wußte nicht, – denn er studierte für Stipendien und sein gelehrter Vater hatte ihn, wegen häuslicher Umstände den Gebrauch des Geldes nicht praktisch lehren können, – er wußte nicht, daß sich 60 Thaler in drei Tagen bequem zerstreuen ließen. Es kommen Juden, – die ersten Verführer, ohnerachtet eines strengen Verbots, die von den ihnen schuldigen Landsleuten aufs beste empfolen werden, – mit blendenden Waaren, ohne ehrlichen Werth, bieten Credit an, so viel er will, (am Ende, wissen sie, findt sich ihre Rechnung). Er sezte sich in neue Kleider, von den Fußsohlen bis zur Scheitel; ward dabei, allen andern, nur ihm nicht sichtbar, betrogen; bezahlte prompt; ritt aus und leihet nach vierzehn Tagen von seinen Freunden, die ihm freilich große Augen, schneidende Vorwürfe machen und die erste Schaamröthe stehlen. Die Collegia gehen an; er glaubte sie bezahlen zu müssen, macht einige für geliehenes Geld richtig und borgt andere. Aus Güte, die bei solchen ihm ähnlichen Leuten wenig Nuzzen schaft, ließen sich einige Lehrer nicht pränumeriren. **Das Nachbezahlen thut noch eins so weh, oder geschicht ganz nicht.** – Wovon sollte der Betrogene leben? Ueber die Hälfte seines mitgebrachten Capitals hatte er sich schon in Schulden verwickelt. Der Jude mußte also Zeug hergeben, was er mit Schaden bei eben dem Verführer nachher anthat, um baar Geld zu kriegen. Eine List, die für den Händler doppelt ergiebig ist, – einmal zehn pro Cent an Waaren; und dann, weil die Geldanleihe gewöhnlich durch ein akademisches Gesetz verfällt, auf die verkauften Waaren klagen zu können; denn davor hütet er sich, mehr als das Gesetz bestimmt, zu borgen. Das Geld wollte nicht lange reichen; er mußte etwas an seine Freunde abtragen. Die Uhr mußte also versezt werden. Die alte Kleidung wurde nun wieder hervorgesucht, um das wichtigere Kleid der Uhr nachzuschicken, bis ein anderer Jude, der ihn für reich hielt, durch den vorigen Schein geblendet, ihn in einen reichen Mann formte. Das sezte nun freilich kein gut Blut bei dem vorigen Patron, den noch endlich der verheißne Wechsel beruhigte.

Durch kleine Reisen aufs Dorf mußte er sich nun zerstreuen. Seine Leidenschaften erfanden tausend Rechtfertigungen für sein Herz, und sein Kopf tausend Auswege, sich jedem, der mit ihm verwandt war, zu entziehen. Zum Glück oder Unglück war das Vierteljahr kurz und der Wechsel von 6 oder 8 Louis d'or kam an. So viel wie möglich wurden die drückendsten Gläubiger befriediget, weil noch Zweidrittheile des Wechsels nachkommen sollten. Trug und List half ihm durch, so lange bis er alle Ehrlichkeit und

Schaam

Schaam verloren hatte. Er lieh hier ein Buch, da ein Buch; kleine Bibliotheken zusammen, verkaufte sie und weinte den Betrogenen etwas vor, – machte Bekanntschaft mit allen, um alle zu betrügen. Seine Anmuth, sein natürlich gutes Herz, die einwindende Schmeichelei, das Vorurtheil für seine Geschicklichkeit, die Miene; alles sprach zu stark für ihn, als daß ihn jemand gleich zu Schanden gemacht hätte. Endlich konnten diesen Mann der Jammer seines redlichen Vaters, der alles that, um ihn zu retten; seiner Mutter-Thränen; das ihm beschriebene Elend seiner Geschwister, nicht länger von seinem Leichtsinn zurückhalten als einige Augenblicke, in denen er sich die Thränen abtrocknete. – – Die Gläubiger hatten nicht so viel Mitleiden, wie die überlisteten Landsleute und Freunde. Sie ließen ihn hinsetzen. Der Vater verbürgte sich und seine bittere Klagen rührten, nicht ihn; – denn er verthat in einem benachbarten Kaffehause leichtsinnig, ohnerachtet aller Vorstellungen des Wirths, das Reisegeld, – sondern jeden der sie hörte. Er gerieth darauf in eine rasende Krankheit; war ohne Hemd und Kleid, als er sich wieder erholte, und mußte in dunkler Nacht fortwandeln.

Sehen Sie, mein Lieber! so kan selbst unsere moralische Glückseligkeit, unser gutes Herz und Redlichkeit, alles in Gefahr kommen, wenn wir nicht vorher genaue Rechnung machen, ehe wir anfangen auszugeben. – Sie lachen über Einen, der beim Anschlage zu kurzsichtig, sein Gebäude in der Mitte stehen lassen muß. Lachen kan man unmöglich über den kurzsichtigen Jüngling, dessen Ausgabe weit über die Einnahme hinausläuft, da das Glück seines Lebens mit in Rechnung kömt. Vielleicht könten Sie, vermöge Ihres Temperaments, in eben den Fehler verfallen, wodurch mein Freund, der recht viel Verstand hatte, und eben so gut war als Sie, seine und des Vaters Freuden störte. Sie könten, troz Ihrer Arithmetik, 400 von 300 abziehen wollen, und nach drei Jahren erst mit hellen Augen ihren Irthum einsehen, wenn Sie Kaufmann, Jude und Pedel daran erinnerte. Rechnen Sie also mit mir, damit Sie nicht dereinst aus Erfahrung seufzen: **Schulden drücken aufs Blut.**

Ich habe mehrere Jünglinge gekant, die im ersten halben Jahre ihrer akademischen Laufbahn sich mit dem Troste aufrichteten, einst nach dem Creditgesetze zu bezahlen, und nachher, als ehrliche Leute, das noch Rückständige nachzuschicken. Sie hatten dies Gesetz nie gelesen, das ihre Creditoren besser interpretiren und wenden konten, als sie. Wenige sind so thöricht, mehr zu borgen, als befohlen ist. Will also der eine Kaufmann, Jude oder Handwerker nicht weiter, so dringt Leichtsinn oder Nothwendigkeit zum zweiten, nachher zum dritten; das geht gerade herab vom Kaufmann und Juden bis zur zweiten und dritten Aepfelbude.

bude. Alle die Rechnungen sind bis auf den Stempelbogen, mit allen den Exceptionen, die für jedes Gesetz erfunden sind, richtig bestätiget, ehe der Musensohn auf den Postwagen steigt, der ihn wieder in die Arme der zärtlichen Mutter, die an den Kummer ihres Lieblings nicht denkt, bringen soll, und geht nicht eher von dannen, bis er den letzten Heller bezahlt. – Nun denken Sie, wie mancher Jüngling, durch seine Unbedachtsamkeit verführt, dann, wenn die Rechnungen nach Haus geschickt werden, seiner **Eltern Klagen erzwingt, seinen Geschwistern den gerechten Erbtheil raubt.** – – Oder setzen Sie, daß er auch ohne Bezahlung wegreisen kan; wenn will er bezahlen? Sind seine Eltern bemittelt, so wagt er es nicht, sich selbst anzuklagen, hat er anders noch einige Empfindungen von Liebe und Zärtlichkeit mit nach Hause gebracht. So müssen nun allerhand Erfindungen gemacht werden, die gewöhnlich mit kleinen Niederträchtigkeiten vergesellschaftet sind. Steht er unter Vormundschaft, so entgeht er selten beschimpfenden Vorwürfen, und wird er mündig: so müssen Capitale dem alten Götzen, seinem Leichtsinn, aufgeopfert werden. Und solche Opfer schmerzen nachher. – Ist er unvermögend, so muß er sich nun als Hofmeister, Actuarius, oder wozu ihn sonst das Schicksal bestimt, das Nöthige entziehen und bleibt, vielleicht im ganzen Leben, wenn das Glück nicht will, bei einer dürftigen Pfarre oder in einem ähnlichen Amte, ein Bettler, – zittert, (wie ich Exempel weiß,) wenn der Mahner kömt, an der Seite seiner Frau, sieht seine Ruhe mit dem Hausfrieden schwinden; wird wegen der neuen Schulden, wozu ihn die alten drangen, ein Filz, oder ein Betrüger! – – Ich kannte z. E. welche, die es sich als so leicht vorstellten, von 100 Thalern (denn das ist hoher Lohn unserer Instruktoren, – wie man sie jetzt nennt! manche kriegen nach baaren Auslagen nur, wie Gellerts Großknecht, 30.) alle Jahr 50 abzugeben; noch nicht im Subtrahiren gewitziget, ob sie gleich auf Universitäten mit 300 nicht reichen konten; aber sie machten noch Schulden zu. Das ist bei unserm Aufwande in Kleidern und Haarputz; Getränk und Spiel; bei dem neuen Aufwande an mangelnden Büchern, die seine Blöße decken müssen, bei dem Mangel an Unterstützung von Hause und beim gewohnten Luxe leicht aufzurechnen.

Von Ihren 6000 Thalern, welche Ihnen meine Schwester hinterließ, kan ich Ihnen jetzt jährlich 300 Thaler Zinsen geben. Verzehren Sie mehr als diese Zinsen, so müssen Sie den Hauptstuhl angreifen, welches Sie spät oder früh gereuen würde. Nach diesem Ertrage wollen wir unsere akademischen Ausgaben berechnen, und Sie werden sehen, daß wir nun keine neuen Capitale sammeln können; daß Sie aber immer Ihren künftigen Glückstand, nach diesen drei Jahren, die für den klugen Oekonomen

nicht

nicht bedenklich sind, mit Nutzen einrichten können. Für Ihre Reise und Equipirung will ich ohnedem sorgen. Nur müssen Sie immer davor sorgen, daß Sie nach 13 Wochen, wo Sie Ihre 75 Thaler immer richtig erhalten sollen (denn ich weiß, **wie viel auf diese pünktliche Genauigkeit ankömt**, und wie manchmal Eltern durch dies Versehen ihre Söhne in unersetzliche Schulden stürzen,) **von der vorigen Summe einige Pistolen übrig behalten.** Dies ist, wegen unvorhergesehener Zufälle, nothwendig, und leitet nicht zum Geiz, sondern zur klugen Haushaltung. Jeder Hausvater, der **bestimte Einnahme** hebt, muß diese Regel beobachten, wenn er nicht Lust hat, ein Schelm zu werden, insbesondere, wenn er öffentliche Cassen unter Händen hat, und ihn seine Frau oder die Noth in Gefahr bringen könte, etwas heraus zu nehmen, was so mancher ehrliche Mann wieder hineinlegen wollte, aber die Zeit und das Unglück nicht hineinlegte.

Neunhundert Thaler Cassengeld sind von 900 Thaler Louis d'or durch eine Differenz von 60 unterschieden, und bringt also dem Sohn auf Universitäten, der das meiste im Golde bezahlt, ziemlichen Vortheil, den viele Väter nicht berechnen. Sie können auf diesen Gewinn rechnen.

Merken Sie sich, mein Lieber! das, was Ihnen nicht mehr lächerlich vorkommen wird, wenn Sie es selbst sehen, **was** mancher unbemerkt läßt, daß Neunhundert nicht noch einmal so viel ist und deswegen davon laufen muß, welches man, nach alten Brauch auf hohen Schulen alle Ausdrücke zu verfeinern, in der Studentensprache, die sich von ehrlichen Sprachen, wie ein Narr von Klugen auszeichnet, – **Ausziehen** – nennt. Man kan dort jährlich tausend Thaler Revenüen haben, ohne viel Aufsehen davon machen zu können, wenn man nicht am Ende das Aufsehen aller erweckt, dadurch, daß man Einmal so viel baare Schulden hinterläßt. Reiten Sie alle Tage aus, (und deren giebts, die das mit ehrlicher Miene und ehrlichem Herzen von 3 oder 600 Thalern thun wollen,) so haben Sie gewiß an Pferde in drei Jahren weit über 1000 Thaler gewandt; halten Sie theure Klubs mit: so versichere ich Sie, daß, mäßig gerechnet, in eben dem Zeitraum, über die Hälfte der vorigen Summe aufgezehrt ist. Solche Leute scheinen blos Addiren und Multipliciren zu können. Lernen können sie dabei wenig.

Rechnen Sie mit mir von 900 Thalern a) Cassengeld für Collegien ab



a) Es läßt sich auf jeder Universität von wenigerm oder mehrerm Gelde leben. Ich wolte aber selten Jemand rathen mit wenigerm anzufangen. Einige leben von 300 Thalern [illegible]; wie? Durch die Kunst. Andere leben von nichts, das heißt, sie [illegible] schöne Hand, (nicht grammatikalisch richtig,) schreiben dem, der nichts lernen will, oder der künftig Collegia lesen will, dicke, dicke Hefte

ab 150 Thaler b). Sie behalten, nebst dem Abschlag von Golde, weil das meiste in Louis d'ors bezahlt wird, 750 Thaler; können bequem und schön für 90 Thaler wohnen. Ziehen Sie diese dreijährige Miethe ab 660 Thaler. Rechnen sie auf den Tisch, wovon zwei leben können 180 Thaler Gold; rechnen Sie auf Kaffe und das so gewöhnliche Rauchen 50 Thaler; so bleiben noch

Hefte ab; jener schließt diesen Schatz in seinen Koffer, und setzt ihn, des Anblicks wegen, in seinen Bücherschrank, in seines Vaters Hause; dieser schließt auf andern Akademien diesen fremden Schatz auf und hoft Beifall, Ruhm und Ehre; beide haben nichts ähnliches, als den leeren Kopf, wie ihr Copiist, der zuletzt Küster wird. Durchs Informiren lernt man dort viel, und bildet sich zum brauchbaren Hofmeister, Rektor, manchmal zum geschickten Professor; aber durchs Copiiren verdirbt man andere.

b) Bei Juristen und Theologen ist es hinreichend. Mediciner scheinen mehr haben zu müssen. Wer bei diesem Studio ohne Geld anfängt, scheint es nie weit bringen zu können. Gute Köpfe werden zu wohlfeilern Handwerkern und Künstlern auch erfordert. Sonst sagt man doch von einem gewissen Stande, wenn ihn nicht Geld belebt: Splendida miseria. Aber wer wendet diese, den gelehrten Stand so ganz treffende Sentenz, auf seinen eignen Stand an? Es giebt noch immer der Männer so viel, die studiren, und sich auf ihr ganzes Leben, bei den nachherigen knappen Bedienungen, bei den vorherigen leckern Tafeln ihrer Brodtherren, und bei der sorgenvollen ersten Einrichtung, durch Schuldenmachen, unglückliche Heirathen u. s. w. in Jammer und Elend stürzen. Mögten Eltern es hören, die ihre Kinder mit Stipendien versorgen müssen: Studiren macht nicht glücklich, und dem Gelehrten wird der Himmel nicht weiter geöfnet, als dem redlichen Professionisten, Künstler, Kaufmann. . . Ja, wenn der Arme noch immer Genie, und was der Staat eigentlich von ihm fordern könte: großes Genie hätte! Aber das ruhet eigentlich in dem Hirn und der Einbildung ihrer Eltern, denen gewisse Kleidungen so sehr die Augen rühren, daß sie auch gerne ihre Lieblinge in dieser Uniform sehen mögten. Wie viel unübersteigliche Schwierigkeiten, (mögten sie doch nur einen Klugen abschrecken!) hat er zu überwinden: sehr oft eine gewisse beugende Verachtung; (die den Charakter verdirbt und Rache in ihm anfacht,) Mangel an den allernothwendigsten Büchern; angeborne, anerzogene Blödigkeit; Mangel an Kenntniß der Welt, (denn er hat, wie der Mönch, immer unter seines Gleichen gelebt, und nicht selten, wie der, unter schlechten Leuten!) — Rechnet nur das, ihr Armen! daß euch, ohne Bücherhülfe, das Studieren unendlich sauer wird; daß ihr, ohne viel Geld, nicht bei mittelmäßigem Genie, die modernen Sprachen lernen könnt, und daß endlich, wenn ihr alle die Schwierigkeiten glücklich überwunden habt, alle eure Mühe, — ein geringes Amt, schwarzes Brodt und Hypochondrie lohnt, und zuletzt, daß — eure Kinder und frühen Witwen im Elend schmachten! Es kan freilich ein Armer ein sehr großer, wichtiger Mann werden; aber das sind denn auch solche, die das Schicksal besonders hervorgezogen hatte. Es können nicht zu allen Aemtern große Gelehrte gebraucht werden; aber es wird auch immer Leute vom Mittelstande geben, die sich nicht so sehr durchwinden, manchmal kriechen müssen. Der Arme, welcher nicht auf eine sichtbare Weise durch die Vorsehung hervorgezogen wird, der sollte nicht studiren.

noch 430 Thaler: Feurung und Licht schlage ich hoch an zu 45 Thaler; Morgenbrodt und Obst, nebst dem Schneiderjungen zu 64 Thaler; Schuster und Schneider rechne ich überhaupt 50 Thaler; so behalten Sie noch 271 Thaler; Wäsche zu 18 Thaler; Friseur zu 32 Thaler; Aufwartung zu 16 Thaler; Bier, wenn Sie es trinken; (der Gelehrte sollte Wasser trinken,) 45 Thaler; Compendien rechne ich sehr hoch an, zu 20 Thaler; den Briefträger zu 5 Thaler; und das Porto zu 20 Thaler, davon behalten Sie noch immer 115 Thaler. Ritten Sie die Woche einmal aus, und ich schlüge dies Vergnügen sehr geringe an, zu 20 ggr., so wären es 130 Thaler; Sie hätten sich also verrechnet! Wenden Sie dies Geld, was Sie in den drei Jahren übrig behalten, zu Ihrem Vergnügen und kleinen Ausgaben, die man unmöglich alle berechnen kan, weise und vorsichtig an. Mein Anschlag ist ohnehin sehr reichlich gemacht. Reiten Sie, z. E. nach * — lernen Sie da Kunst und Natur, und den Abscheu vor gewisse Laster kennen; gehen Sie, wie alle Jahr von hundert Reichern, als Sie sind, geschiehet, nach dem H* zu Fuße, in einer gelehrten Gesellschaft; vergnügen Sie sich so viel Sie können, und bedenken Sie, daß *Ihnen wahrhaftig auch in Ihrem künftigen Leben, blos zu Ihrem Vergnügen, kein ansehnliches Kapital, bestimmt seyn wird.* Bringen Sie Ordnung in Ihr ganzes Thun und Handeln; haben wir diese Tugend erst lieb gewonnen, so ist es uns unmöglich in unsern Ausgaben zu irren — lassen Sie diese nur ein vier Wochen fehlen: so sind Sie verloren. Zu Ihrem Studiren will ich Ihnen nichts mehr, als diese, empfelen. — Pünktliche Abwartung Ihrer Geschäfte, regelmäßiger Schlaf, Schonung der Zeit in den drei wichtigsten Jahren Ihres Lebens, werden Sie gesund erhalten und geschickt uns zurück bringen. Tödten Sie Ihre Kräfte nicht durch nächtliches Studiren; ich sehe, daß jetzt so viel Jünglinge sich blos dadurch Schwindsucht und Blutsturz, oder die weit schrecklichere Hypochondrie zuziehen. Doch hievon vielleicht ein andermal. Leben Sie wohl und weise; ich bin u. s. w.

---

## Unterthänige Bitte an die hohen Beförderer und Erhalter der Frauenzimmermoden.

Der Nachahmungsgeist ist eine so nothwendige Eigenschaft der Menschen, sonderlich unsers Geschlechts, daß er durch alle Jahrhunderte gedauret, und nie aus der Welt wird können vertrieben werden. Die unwidersprechliche Begierde sehr vieler unter uns, dem erhabenen Stande in seinen äußeren Vollkommenheiten zu gleichen, treibt uns an, daß

wir die Moden der Höheren als unsre Richtschnur ansehen und uns ihnen willig unterwerfen, obgleich diese Lebensart uns große Unkosten, vielen Zeitverlust und allerlei Pein verursachet. Die übrigen unter uns, welche dieses allgemein angenommene Joch gerne abwürfen, unterstehen es sich dennoch nicht, um nicht Sonderlinge zu heißen und nicht verlacht zu werden. Und wie sollten sie sich erdreisten, von dem gemeinschaftlichen Verhalten abzuweichen, da so gar vom höhern Stande sich noch Niemand, auch der allerlästigsten Modeherrschaft entgegen gesetzet hat. Wir sollten (denn die Mode gebietet es) das Haupthaar etliche Stunden lang geduldig durcharbeiten lassen, den Kopf mit ungeheuren Aufsätzen beschweren, aller Bequemlichkeit des Sitzes und Raumes entbehren, und auf mehr dergleichen Sachen Zeit und Geld verwenden. Wer kan uns von diesen kostbaren Plagen befreien? Gewiß nicht wir selber, sondern diejenigen, welche durch ihr Ansehen den Moden das Leben geben und sie unterhalten. Diese sind es, die wir demüthigst bitten, mit unsrer Schwachheit Mitleiden zu haben, und uns die große, die unentbehrliche Wohlthat wiederfahren zu lassen, daß Sie uns solche Muster vorstellen, denen wir ohne unser Verderben nachahmen können, da doch nun der Nachahmungstrieb von unserm Wesen unzertrennlich ist. Wahre Liebe zum Besten des Vaterlandes, die wir bei Ihnen erwarten dürfen, giebt uns das Zutrauen, diese Bitte sey nicht vergeblich vorgetragen.

Von dem weiblichen Geschlechte des bürgerlichen Standes.

---

## Anfrage.

Im Jahr 1709 ist ein kalter Winter gewesen, worauf eine große Theurung erfolgte. 31 Jahr nachher, nemlich 1740 war eben ein solcher kalter Winter und große Theurung. Abermals 31 Jahr nachher, nemlich 1771 war zwar der Jenner und Februar nicht so strenge als 1740: allein im Merz erfolgte tiefer Schnee und ein weit strengerer Frost als im Merz 1740, und auf diesen Frost große Theurung und an vielen Orten Deutschlandes Hungersnoth. Ein Mann, welcher 1687 geboren, hat mir in seinem Leben erzählt, daß nicht gar lange vor seiner Geburt auch ein kalter Winter und große Theurung gewesen sey: er wuste aber das Jahr nicht zu nennen. Sollte nicht jemand aus alten zuverläßigen Nachrichten durch diese Blätter gefälligst bekannt machen können, ob solches das Jahr 1678 gewesen, und ob im Jahre 1647 gleichfalls ein kalter Winter und Theurung gewesen sey? Solches würde darum merkwürdig werden, weil daraus fast folgete, daß alle 31 Jahr, und also auch 1802 ein ungewöhnlich strenger Winter nebst großer Theurung zu erwarten stünde.

Hannoverisches Magazin.

83tes Stück.

Montag, den 16ten October 1780.

## Anmerkungen zum 68ten und 72ten Stück des Hannöverischen Magazins von diesem Jahr.

Der Verfasser einer Abhandlung vom Zerspringen der elektrischen Flaschen im 68ten St. dieses Magazins würde wohl thun, wenn er mit seinem lobenswürdigen Bemühen selbst Versuche anzustellen, etwas mehr Lektüre verbinden wolte. Er könte alsdenn mit eben dem Grad von Fleiß nützlich werden, mit dem er jetzt Gefahr läuft schon hundertmal gesagte Sachen mit aller Weitläuftigkeit des ersten Erfinders vergeblich vorzutragen. Eine Billardkugel, auf die man mit dem Ballen der Hand in einer verticalen Richtung so anschlägt, daß die Richtung des Stosses nicht in der Verticalfläche liegt, die durch derselben Mittelpunkt geht, läuft von der Hand mit abnehmender Geschwindigkeit in der Richtung ab, nach welcher ihr Mittelpunkt liegt, und nachdem ihre Geschwindigkeit bis auf Nichts abgenommen, kehrt sie wieder nach der Hand zurück. Der Herr Verfasser fragt ob dieses etwas elektrisches sey; das ist es nun freilich nicht. Im 76ten Stück des Magazins hat man ihm dieses deutlich genug gesagt, aber doch die Erscheinung, die allemal artig ist, wie mich dünkt, gantz unrichtig erklärt. Die Sache verhält sich so, und damit niemand um den Versuch zu machen, nöthig hat nach einem Billard zu gehen oder sich Billardkugeln anzuschaffen, so kan er ihn sehr leicht auf folgende Weise anstellen. Man kneipe eine etwas große Erbse, die eine gute Ründe hat, mit der äußersten Spitze des Zeigefingers gegen einen Tisch an, bis sie so fort geschnellt wird, wie man mit Kirschensteinen schießt, nur daß hier der Tisch die Stelle des Daumen vertritt; so wird die Erbse, zumal wenn es auf einem Tischtuch geschieht, einige Zoll fort laufen und alsdenn zurückkehren. Die Ursache ist nicht schwer einzusehen. Der abgeschossene Kirschenstein drebt sich nicht um seine Axe, weil beide, Zeigefinger und Daumen, gleiche Kräfte anwenden, ihn der eine von oben nach unten, der andere von unten nach oben um seine Axe zu drehen, er fährt also nach der Diagonale der

Richtung der beiden Kräfte fort. Hingegen bei der Erbse auf dem Tisch verhält es sich anders, der Druck des Zeigefingers giebt ihr eine starke Bewegung um ihre Axe und zwar nach dem Finger zu, weil der Widerstand des Tisches und die Richtung seiner Reaction diese Bewegung gar nicht aufhebt, wie beim Kirschenstein der Daumen that. Also wird die Erbse zwar fortgeschnellt, so gut wie der Kirschenkern, allein mit dem Unterschied, daß sie sich zugleich in einer entgegen gesetzten Richtung um ihre Axe dreht; wird also ihre erste Bewegung durch die Friktion vernichtet ehe die Drehung um die Axe aufhört, so rollt sie natürlich mit der noch übrigen wieder nach dem Finger zurück. Wenn jemand mit einer Rolle an einem Steck von Osten nach Westen liefe, während als die Rolle sich schnell von Westen nach Osten um den Stock drehte und er würfe nun die Rolle ab, so würde die Rolle von Westen nach Osten zurückkehren. Ich habe bei dem geschickten Billardspieler Herrn Dorequist zu Hamburg eine sehr schöne Variation des obigen Versuchs gesehen. Er spielte nemlich den Ball unter einem ziemlich spitzen Winkel gegen die Bande an, und er wurde nicht nach den bekanten Gesetzen reflektirt, sondern kam fast in derselben Richtung wieder zurück. Die Erklärung ist aus obigen Gründen leicht. Er stieß nemlich denselben nicht nach einem horizontalen Durchmesser, sondern nach einer kleineren Chorde mit großer Stärke an, so daß er sich etwas langsam nach der Richtung des Stosses, aber äußerst schnell, um seinen verticalen Durchmesser bewegte, er wurde also von der Bande in einen Winkel reflektirt, der nicht blos von seiner Bewegung in der Richtung des Stosses, sondern auch von demjenigen abhing, unter welchem sein sich drehender größter horizontaler Zirkel an die Bande anschlug. Was meinem Ausdruck an Deutlichkeit abgehen mögte, wird etwas Nachdenken bei jedem verständigen Leser leicht ersetzen. Ich setze also nur noch hinzu, daß man auch diesen Versuch leicht ohne Billard nachmachen kan. Man darf nur einen kleinen Kräusel, dergleichen sich die Kinder aus den hölzernen Scheibchen verfertigen, die man aus den gewürkten Knöpfen schneidet, unter verschiedenen Winkeln gegen eine Wand anlaufen lassen, so wird man finden, daß die Reflexion desselben gar nicht nach dem Winkel geschieht, nach dem sie geschehen seyn würde, wenn sich der Kräusel nicht gedreht hätte, sondern nach einem bald größern, bald kleinern nach Maaßgabe der Richtung der kreisförmigen Bewegung, in welcher sein Umfang an die Wand anschlug.

G. L.

---

# Zusätze zu den Anmerkungen, das Zerspringen der elektrischen Flaschen betreffend, im 76ten Stück dieses Magazins.

Da der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung über das Zerspringen der elektrischen Flaschen schon so oft angehende Elektrisirer zurecht weisen müssen; so ist mir der Gedanke eingefallen, daß es gut wäre, wenn verordnet würde, das Elektrisiren nicht anders denn zunftmäßig zu treiben, und daß jeder, der sich damit abgeben wollte, die Lehrjahre aushalten, zuvor ein Meisterstück aufweisen, und sich mit der Innung abfinden müßte. Wer bedenkt, wie gefährlich die elektrischen Versuche in ungeübten Händen ausfallen können, der wird gewiß einräumen, daß die Pfuscherei hierin weniger als bei irgend einer andern Profession gestattet werden sollte. Es komt nemlich hiebei gar nicht auf weitläuftige Kenntniß der Mathematik und Physik an, sondern vielmehr auf Handgriffe und Uebung. Der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung scheint solchemnach, in Betracht seiner vieljährigen Praxis und beständig gehabten starken elektrischen Arbeit, wegen des habenden Vorraths von Geräth und Werkzeuge, am besten im Stande zu seyn, die Gesetze und Einrichtung der elektrischen Gilde anzugeben. Er wird es mir daher zu gute halten, wenn ich ihn wohlmeinend dazu, und auch allenfalls zu Uebernehmung der Lade in hiesiger Gegend, auffordere.

Da ich die Elektricität aus diesem Gesichtspunkte betrachte, so wird man leicht einsehen, daß ich als ein unzünftiger zu den lehrreichen Bemerkungen, und noch lehrreichern Anmerkungen die elektrischen Flaschen betreffend, etwas hinzuzuthun, mich nicht getraue. Ich will also nur blos suchen, das in selbigen bewährte Fort- und Zurücklaufen der Billardkugeln, welches unstreitig zu der Innung der Mechanik gehöret, ohne dabei auf einen motum retardatum, oder vim occultam, welches leztere mit dem ersteren im gegenwärtigen Falle gleiche Deutlichkeit gewähret, zu sehen.

Wenn eine auf dem Billard liegende Billardkugel zuerst fort, und nachher zurücklaufen soll, so muß auf die eine Seite derselben mit der vertical gerichteten Hand ein Schlag in perpendiculärer Richtung geschehen. Hiedurch erhält die Kugel zwo verschiedene Bewegungen, denn erstlich stößt die Hand, gleich einem Keil, die Kugel auf der Tafel zur Seite, und zweitens theilt sie ihr durch die Friction, welche das Niederfahren auf der Peripherie der Kugel ausübt, eine Giration, oder schnelle Bewegung um ihre Axe mit.

Litte die Kugel auf der Tafel und von der Luft gar keinen Widerstand und Friction, so würde sie nie aufhören, in gerader Linie fortzugehen, und sich um ihre Axe zu bewegen. Allein beide Frictionen, und besonders die, so

 von

von dem Tuche auf der Tafel herrühret, heben die Kraft des Stoßes zur Seite bald auf, und dieses geschieht um desto mehr, weil die Kugel sich in verkehrter Richtung um ihre Axe bewegt. Ist nun die Kraft der Giration stärker, wie sie es denn allemal seyn muß, wenn der Versuch gelingen soll, als der Stoß so die Kugel zur Seite treibt, so währt die Giration auch länger als die Würkung dieses Stoßes, und was ist alsdenn natürlicher, als daß die in verkehrter Richtung sich um ihre Axe bewegende Kugel am Ende, wenn jener nicht mehr würkt, zurückläuft.

Sollte die Kugel es wohl unter diesen Umständen nicht thun, alsdenn, und nicht eher kan der Verfasser der fortgesetzten Anmerkung sich versichert halten, daß ein motus retardatus, oder vis occulta, durch welches beides der Satan noch zuweilen in der Mechanik Blendwerk machen soll, darunter verborgen liegt.

---

## Verschiedene Arten von Affen. *)

Thiere, die zu dem Affengeschlecht gehören, giebt es in Guiana in größerer Menge und Mannigfaltigkeit, als irgend sonst wo.

Der Urang-Utang ist in diesem Theil von Amerika weit größer, als der afrikanische oder auch als der morgenländische; wenn man sich anders auf das Zeugniß der Einwohner verlassen kan: denn ich wüßte nicht, daß die Weißen oder Europäer, die an dieser Küste wohnen, selbst ein solches Thier gesehen hätten: indem sie nie tief in die Wälder landeinwärts gehen. Die Indianer oder Eingebornen des Landes aber nennen alle, jeder in seiner Sprache, dieses Geschöpf mit einem Namen, der so viel heißt als ein Wildermann, wilder Mensch. Der Urang-Utang soll, nach ihrer Aussage, beinahe fünf Fuß hoch seyn, aufrecht gehen, wie ein Mensch, auch sonst menschliche Bildung haben, und mit dünnen, kurzen und schwarzen Haaren bedeckt seyn. Aber ich glaube, daß die Furcht der Indianer diese Thiere so groß gemacht hat; denn sie fürchten sich erstaunlich davor, und fliehen, so bald sich ein Urang-Utang sehen läßt, so daß man nie einen lebendig gefangen, vielweniger jemals den Versuch gemacht, ein solches Thier zahm zu machen. Sie wissen eine Menge Mährchen von diesen Thieren zu erzählen; und versichern, wie die Einwohner von Afrika und Asien, daß sie im Stande wären, Menschen zu verfolgen; Mannspersonen anzufallen, Frauenspersonen zu rauben.

Diejenige Art von Affen, die man hier Quato nennt, ist ein ziemlich großes, und überall mit langen schwarzen Haaren bewachsnes Thier, ausgenommen

*) Bancrofts Essay on the Natural History of Guiana London 1769. in 8.

genommen das Gesicht, welches kahl und runzelicht ist. Die Ohren sind groß, und wie bei dem Menschen gestaltet; die Augen liegen ihm tief im Kopfe; und die Nase ist sehr einer Negernase ähnlich, (platt eingedruckt) nur kleiner. Die Länge des Körpers beträgt beinahe zwei Fuß; und die Dicke in der Gegend der Brust, ungefähr achtzehn Zoll im Umkreis. Bart und Schwanz haben sie nicht. Diese Affenart hat man häufig zahm, und sie sind in allen ihren Handlungen und Bewegungen bis zum Erstaunen behend und geschickt, auch mit unter voll von jener boshaften Schalkheit, weswegen sie bekant sind. Wenn man ihnen die Hände oder Vorderfüße auf den Rücken bindet, so sind sie im Stande, den ganzen Tag ordentlich aufrecht zu stehen, zu gehen und zu laufen, nicht anders, als wenn das ihre natürliche Stellung wäre, und völlig mit derselben ungezwungnen Leichtigkeit. Schläget man einen solchen Affen, so läuft er gleich und klettert einen Zitronen oder Orangenbaum hinauf: und wenn man ihn verfolgt; so pflegt er Zitronen und Orangen zu pflücken, und sie seinem Verfolger nach dem Kopfe zu werfen: ja manchmal wol ihn mit seinem Kothe zu bewerfen, um ihn zurück zu treiben; wobei das Thier beständig eine Menge so lächerlicher Grimassen macht, und tausend so komische Stellungen annimt, daß man laut lachen muß.

Der Heul-Affe, wie er hier in Guiana genannt wird, scheint dasselbe Thier zu seyn, welches die Brasilianer *Guereba* nennen. Er ist von Größe und Gestalt wie ein Fuchs, und hat ein schönes weiches Fell von glänzend schwarzer Farbe, ausgenommen die Schenkel, welche kastanienbraun sind. Mit dem Gesichte geht dieses Thier aufrecht, und komt auch sonst dem eben gedachten *Quato* ziemlich gleich; nur daß die Ohren kleiner, die Augen mehr hervorstehend, und das Kinn mit einem langen geraden schwarzen Barte bedeckt ist. Dabei haben diese Thiere einen langen Schwanz, der gegen das Ende gemeiniglich ganz nakt ist, indem sie sich das Haar desselben wahrscheinlich dadurch abreiben, daß sie sich beständig damit um die Baumzweige schlingen und festhalten, wenn sie so oft von einem zum andern springen. Unter den sämtlichen Affenarten sind diese Heul-Affen hier die zahlreichsten und schreiendsten; nicht selten versamlen sie sich zu Hunderten, bei Tag und bei Nacht, und fangen ein so lautes und widerliches Geheul an, daß man es weit hören kan, und den Einwohnern höchst verdrießlich ist. Bisweilen setzt nur einer von ihnen solches Geheul etliche Minuten lang fort, bis darnach die übrigen alle wieder den Chor machen; doch solche Pausen oder Intermezzo's kommen nur selten; denn sie scheinen in diesen ihren Assembleen gar nicht viel vom Schweigen zu halten, und wollen sich nicht gern das Vergnügen versagen, zu ihrer lärmenden Gesellschaft jeder seinen Theil beizutragen. Außer diesen giebt

es noch eine andere Art, die ein wenig größer sind, als die Heul-Affen, auch lange röthliche Haare, große Ohren, einen langen rothen Bart, und einen langen haarigten Schwanz haben, und welche ein, wo möglich, noch abscheulicheres Geschrei wie jene machen; aber zum Glück kommen diese nicht so oft zusammen.

Wie der Urang-Utang der größte unter den Affenarten in Guiana ist; so ist der Saccawinkee der kleinste. Dieser ist ursprünglich indianisch; aber die Weissen daselbst haben ihn auch in ihre Sprache aufgenommen. Der ganze Leib eines Saccawinkee's, vom Kopfe bis zum Anfang des Schwanzes, ist nur ungefähr sechs Zoll lang: der Schwanz aber etwa neun Zoll, mit sehr langen schwarzen Haaren bewachsen: der Kopf ist nicht groß, so auch die Ohren, welche beinahe ganz rund sind: die Nase ist sehr klein und platt, die Augen stehen ihm fast ein wenig hervor, und sind glänzend schwarz: das Gesicht ist mit feinen weißen wolligten oder Milchhaaren bedeckt; der übrige ganze Leib aber mit langen glänzend schwarzen Haaren, ausgenommen an den Spitzen, wo sie weiß sind. Diese Affen hat man hier vielfältig zahm, und machen einem mit ihren Männchen und schalkischen Streichen tausend Lust; aber boshaft und tückisch sind und bleiben sie: dieser ihr Charakter, wofür sie bekannt sind, scheint ihnen wesentlich zu seyn.

Zwischen dem Quato und dem Saccawinkee giebt es noch eine große Menge Species oder Untergattungen dieser Thiere, von welchen sich wohl kaum recht deutliche Ideen durch wörtliche Beschreibungen geben ließen, wenn ich auch im Stande wäre, sie würklich zu geben. Denn, ob ich gleich beinahe drei Jahr in Guiana gewohnt habe, so kan ich doch keinesweges mich rühmen, alle die verschiedenen Arten dieser Geschöpfe würklich gesehen zu haben, indem ich fast jeden Tag eine neue Gattung derselben zu Gesicht bekam, bald bei den Indianern zahm; bald, und vielmehr noch in den Wäldern, wo sie so häufig sind, daß man ihrer zuweilen zwanzig auf einmal siehet. Es thun auch diese Thiere manchmal Schaden genug, denn sie rauben und stehlen Obst, Mays, (indianisch Korn, türkischen Weizen,) Reis, u. d. gl. aus den Feldern, Gärten, und Pflanzungen. Zu solchen Expeditionen sind sie sehr schlau und listig, und haben jedesmal die Vorsicht, einen von ihnen als eine Schildwache auf einen schicklichen Posten z. E. einen hohen Baum auszustellen, der ihnen sofort, wenn er einen Feind heranna hen siehet, ein Zeichen geben muß. Man versichert, daß sie sich auf solchen Posten ordentlich einander ablösen, und, daß, wenn sie aus Schuld oder Unachtsamkeit einer solchen Schildwache überfallen worden, sie darnach diesen schuldigen Bruder scharf zu bestrafen pflegen.

---

a) Es giebt auf dem Cap oder Vorgebürge der guten Hofnung, eine Gattung von Affen, die einen Kopf, wie ein Hund; und ein sehr häßliches, fürchterliches Gesicht haben. Der Vordertheil ihres Körpers hat zwar viel Menschen ähnliches; aber die Zähne sind viel größer und spitziger. Die Vorderfüße sind wie Hände, und die Hinterfüße den menschlichen ähnlich. Der ganze Leib ist mit Haaren bedeckt, ausgenommen die Lenden, welche ganz nackend, und über und über zerkrazt oder voll Narben sind.

Wenn sie in großer Noth sind, z. E. wenn sie mit Hunden gehezt, oder mit Schlägen gestraft werden; so können sie seufzen, jammern, heulen und weinen, wie ein Mensch, der in grosser Angst oder Schrecken ist. Sie sind große Liebhaber von Weintrauben, Aepfeln, Obst, u. s. f. und allen dergleichen Baum- oder Gartenfrüchten. Kommen sie in einen Weinberg wo die Trauben reif sind; so pflegen sie so unmäßig sich damit anzufüllen, daß man eben in solchem Fall sie am leichtesten fangen kan. Ihre Finger, oder die Zehen an den Vorderfüßen, sind mit scharfen Nägeln und Klauen versehen, daher sich die Hunde nicht gern mit ihnen abgeben, welche deswegen nicht sonderlich gegen sie zu gebrauchen sind. Wenn in diesen Gegenden ein Fußgänger etwa unter freien Himmel essen will, dem ist zu rathen, daß er sich sehr in acht nehme; denn gleich merken es diese schlauen Thiere, und ehe man sichs versiehet, stehlen sie einem ein Stück vor dem Munde weg. Sie sind darin nicht nur erstaunlich behend, schlau und diebisch; sondern, wenn ihnen ein solcher Streich gelungen, und sie was erhaschet haben, so pflegen sie auch solche Grimassen und Männchen zu machen, und so erzkomische Posituren zu schneiden, daß einer in der That sehr sauertöpfisch seyn müßte, der das Lachen dabei lassen könte.

Diese Thiere haben eine gewisse Zucht und Ordnung unter sich; und greifen ihre Sachen mit einer solchen Kunst, List, Verschlagenheit und Vorsichtigkeit an, daß es zum Erstaunen ist. Zum Exempel, wenn sie einen Obst- oder Küchengarten, oder Weinberg bestehlen. Hier gehen sie erstlich zu einer solchen Expedition nie anders, als in großer Gesellschaft: dann begiebt sich ein Theil von ihnen hinein in den Garten, und einer muß Schildwach stehen; die übrigen aber bleiben draussen, jenseit der Mauer, des Zauns, u. s. f. und stellen sich in eine Linie, die von dem Ort, den sie plündern wollen, bis zu ihrem Sammelplatz geht. Wenn dieses alles in Ordnung ist; so fangen die Affen drinnen im Garten an, die Aepfel, Früchte, u. s. f. so wie sie sie abpflücken, geschwind den draussen stehenden zuzuwerfen; ist die Hecke oder die Mauer ein wenig hoch; so sitzen ihrer einige darauf, die

die

a) R. Brockes M. D. Natural History of Quadrupeds, with cuts. London 1763. 6 Vol. in 8.

die Aepfel von jenen auffangen, und den auswärtigen wieder zuwerfen: und das so immer fort bis zu Ende der Linie, die gemeiniglich auf einen Berg ausläuft. Der geschickteste Ballspieler kan seinen Ball nicht behender und hurtiger fangen, als sie ihre Aepfel. Während der Zeit, daß dieses geschieht, wird das strengste Stillschweigen beobachtet, und die ganze Plünderung geschieht ohne das geringste Geräusch. Sobald aber die Schildwache wahrnimt, daß Jemand komt; so fängt sie laut an zu schreien, und dann ist, wie der Bliß, die ganze Affengesellschaft verschwunden. Die Holländer auf dem Cap fangen bisweilen die Jungen von solchen Affen, und futtern sie mit Ziegen- oder Schafmilch. Wenn sie denn zahm geworden und groß sind, so bewachen sie das Haus so gut, als der beste Hund in Europa.

## Erläuterung auf die geschehene Anfrage im 87ten St. des Hannoverischen Magazins vom vor. Jahre Seite 1391 und 1392: Man wünschet eine Anweisung in dem Hannoverischen Magazin zu lesen, durch welche Mittel die sogenannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Korns zu vertilgen ꝛc.

Die gründlichste Beantwortung dieser Anfrage, wird sich wohl am besten in der Dinglingerischen Preisschrift:

Wie die Fruchtböden anzulegen sind, auf welchen das Getreide niemals weder vom weißen noch schwarzen Wurm angesteckt werden kann,

finden lassen. Diese Bogen mit den nöthigen Kupferstichen, kamen 1768 im Richterschen Verlag zu Hannover heraus, und werden annoch in der Schmidtschen Buchhandlung daselbst zu haben seyn.

Die hohe Königl. und Churfürstl. Hannoverische Kammer ließ auch damals, wie diese Preisschrift erschien, an die Beamten rescribiren, daß bei Erbauung neuer, oder Ausbesserung alter Kornböden, Rücksicht auf gedachte Methode zu nehmen seyn würde.

In dem Englischen Journal: De Re Rustica Nro. II. vom J. 1768. (allwo die nachgestochene Facade und das Profil mit einverleibet ist,) sagt die weitläuftige Recension unter andern p. 122.

„For all the Methods ever laid before the World, for preventing „the ravages of this pernicious insect, Mr. Dinglinger's granaries „have certainly the preference.„

Es ist mir auch wissend worden, daß der Herr von Hohenthal, Vice-Präsident bei dem Chursächsischen Ober-Consistorio erst noch im vorigen Jahre, sich bei dem Verfasser schriftlich erkundiget hat, ob etwa seitdem anderweitige Entdeckungen hierüber gemacht seyn mögten? Allein, es wurde zur Antwort ertheilet, daß, da die im Tractat bestimmte Art und Weise gegen den Kornwurm zu verfahren, die vollständigste sey, so hätte es bisher sein Verbleiben dabei gehabt.

R.. A..

Hannoverisches Magazin.

84tes Stück.

Freitag, den 20ten October 1780.

## Botanische Zurechtweisungen.

Ne ullum læderem, constitui sapientiores tantum & quibus e meliori luto finxit præcordia Titan, allegare, eo certior, me ab his doctioribus veniam impetraturum, dum noveram istos ad tam solidam nunquam pervenisse doctrinam, nisi omni rei alii augmentum Botanices prætulissent, hosque sapientiores, non ex cœco authoritatis amore sua defendere, sed illum unicum modo curare ut floreret Botanica. Alios vero inferioris subsellii Botanicos, si tetigerim, veniam expeto, qui hoc non a malitia, sed amore Botanices ductus scripsi.

*Linné.*

* * *

1. Rapunculus sylvestris umbellatus 1 & 2. Thal. hercyn. t. 8. f. 1. 2. gehören nicht zu Phyteuma orbicularis Linn. Die erste Figur stellt die Campanula Cervicaria Linn. und die zweite dessen Campanula glomerata vor. Beide Pflanzen sind sehr kenntlich abgebildet.

2. Rapunculus sylvestris cæruleus umbellatus. Thal. hercyn. p. 94. ist nicht Phyteuma hemisphærica Linn. Aber Rapunculus sylvestris umbellatus 3. Thal. hercyn. t. 8. f. 3. ist ganz gewiß die eben genannte Linneeische Pflanze.

3. Mespilus canadensis. Münchh. hausvat. v. 5. p. 203. Du Roi harbk. v. 1. p. 416. ist Mespilus arbutifolia Linn.

4. Pyrus baccata Linn. ist eine wahre Pyrus und mit Pyrus Malus so nahe verwandt, daß es schwer ist botanisch gerechte Differentiæ specificæ von diesen beiden zu geben.

5. Carex muricata Linn. und Carex spicis ternis, echinatis, glumis lanceolatis, capsulæ mucrone simplici. Hall. hist. n. 1366. sind so sehr von einander verschieden als Kirschen und Pflaumen. Jene hat Aehrgen an deren Basis weibliche, auf der Spitze aber männliche Blüten sitzen. Bei dieser ist es just umgekehrt, die Männer bekleiden den untern Theil der Aehrgen, die Weiber aber den obern. Ein Unterschied den schon Micheli bei Eintheilung der Arten dieser für unbotanische Botanisten so schweren und fürchterlichen Gattung genutzt, die

Neueren aber meist alle zusammen aus der Acht gelassen haben.

6. Carex muricata Linn. und Leersii müssen also auch von einander unterschieden und getrennt werden. Des leztern und die eben genannte Hallerische Pflanze gehören gänzlich zusammen.

7. Carex capillaris Linn. hat keine Spica disticha sondern teres. Hat jemand das erstere gesehen, so war es vermuthlich an einer in Papier getrockneten Pflanze, die denn, besonders wenn der Tischler dem Botanisten eine recht gute Presse gemacht hat, nicht selten das Runde verloren hat.

8. Fontinalis minor Linn. ist keine Abart von dessen Fontinalis antipyretica. Die Blätter unterscheiden beide sehr deutlich, wenn auch die Fructification nicht zugegen ist.

9. Fontinalis capillacea. Linn. suec. ed. 2. p. 379. n. 962. ist keine Fontinalis, denn es fehlet ihr das Peristomium reticulatum, welches diese Gattung so deutlich von anderen unterscheidet.

10. Phascum pedunculatum Linn. ist eine Art Splachnum und hat eine Apophysis inflata und ein Peristomium octodentatum wie alle seine Mitarten.

11. Die vier linneeischen Splachna sind nichts weniger als Abarten von Mnium fontanum und annotinum Linn., sondern wahre und beständige Species, so gut als die zwei eben genannten Pflanzen selbst.

12. Mnium pellucidum. Pollich. hist. v. 3. p. 43. n. 979. ist eine Mixtur von Mnium pellucidum und androgynum Linn.

13. Mnium Trichomanes Linn. ist weder ein Mnium noch eine Jungermannia, ungeachtet dessen Fructification mit der lezteren Gattung große Aehnlichkeit hat.

14. Bryum annotinum palustre, capsulis ventricosis pendulis. Dill. musc. p. 404. und die zwei folgenden Species sind nichts weniger als das Mnium triquetrum Linn., sondern himmelweit davon verschieden.

15. Hypnum loreum und squarrosum Linn. sind zwei ganz verschiedene Arten und können von einem Kunstverständigen sehr leicht distinguiret werden.

16. Jungermannia pulcherrima. Web. spicil. p. 150. ist Jungermannia ciliaris Linn.

17. Jungermannia ciliaris. Web. spicil. p. 150. steht nicht bei Linnee.

18. Lichen upsaliensis Linn. hat keine foliola subulata, man müßte denn die mit diesem Lichen überzogenen Blätter der Festuca ovina also nennen wollen.

19. Lichen parietinus und juniperinus Linn. sind zwei so verschiedene Arten, daß auch Anfänger solche unterscheiden können.

20. Lichen saxatilis und physodes L. müssen ja nicht als Abarten angesehen werden. Es sind zwei so verschiedene Species als immer eine in dieser Gattung.

Oderbrück, 1780. 8. 9. F. Ehrhart.

---

Ueber

# Ueber den Schleichhandel und dessen mancherlei Arten.

* * *

## Ein Schreiben des amerikanischen Weltweisen Benj. Fränklins.

(Lond. Chron. for Novemb. 1767.)

Mein Herr!

Es giebt viele Leute, die man für **honett und edeldenkend** halten sollte, und die sich auch selbst dafür halten, welche aber gleichwohl in besondern Fällen, da sie ihre **Ehrlichkeit** beweisen könten und sollten, sich oft genug vergehen. Sie erniedrigen sich unter dieser Würde, bald durch das Uebergewicht der Mode oder der Gewohnheit hingerissen, bald aus bloßer Unachtsamkeit. Ihre **Ehrlichkeit** ist folglich bloß einseitig und eingeschränkt, nicht aber eine **allgemeine beständige** Tugend. Eben derselbe also, welcher sich schämen würde, Sie in einem Vergleich oder Handel zu übervortheilen, wird sich vielleicht kein Gewissen machen, Sie dann und wann beim Kartenspiel ein wenig zu betrügen. Ein anderer hinwiederum, der mit der größten Gewissenhaftigkeit spielet, wird Sie vielleicht mit unverschämter Dreistigkeit bei einem Pferdverkauf hintergehen. Aber es giebt doch wohl keine Art von Niederträchtigkeit, deren sich auch sogar sonst übrigens gute Leute leichter und öfters schuldig machen, als die Defraudation des gemeinen Wesens; da man die Landesherrschaft entweder durch eignen Schleichhandel, so oft sich Gelegenheit dazu findet, um ihre Gefälle betrügt, oder andere Schleichhändler durch Abkauf ihrer Waaren zu dieser schändlichen Ungerechtigkeit aufmuntert.

Ich verfiel neulich auf diese Gedanken, da ich zween Männer von Ehre und Ansehen über ein kleines Landgut mit einander sprechen hörte, welches der eine von ihnen zu verkaufen, der andere aber zu kaufen Lust hatte. Der Verkäufer bemerkte, bei Anpreisung des Platzes, daß seine Lage an der Seeküste, in einer Gegend, wo der Schleichhandel getrieben würde, um deswillen sehr vortheilhaft wäre, weil man da häufige Gelegenheiten hätte, vielerlei kostbare in der Haushaltung nothwendige Artikel (z. B. Thee, Kaffe, Schocolade, Brantwein, Weine, Kammertuch, brüsselsche Spitzen, französische Seidenzeuge, und alle Arten von indianischen Waaren,) wohlfeil zu kaufen; um 20 bis 30 von Hundert, ja einige Sachen um die Hälfte wohlfeiler, als es in den tiefer hinein liegenden Gegenden von Handelsleuten, welche den Licent bezahlten, geschehen könte. — Der andere **ehrenveste** Mann gab zu, daß dies allerdings ein Vortheil sey; behauptete aber zugleich, daß der Verkäufer bei dem erhöhten Preis, den er ihm in dieser Rücksicht abgefordert, diesen Vortheil weit über die Gebühr ihm angerechnet hätte. Und keiner von ihnen schien daran zu denken, daß der Verkehr mit Schleichhändlern eine Handlung sey, über welche ein **ehrlicher** Mann auch nur die geringste

 Ursa-

Ursache hätte schaamroth zu werden, wenn er nur seine Waaren wohlfeil erlangte.

Zu einer Zeit, da die Last unserer Nationalschulden und der schwere Aufwand zur Erhaltung unserer Flotten und Armeen, um auf alle Fälle zu unserer Vertheidigung gerüstet zu seyn, es nothwendig macht, nicht allein die alten Taxen und Auflagen beizubehalten, sondern auch öfters auf neue zu denken, zu einer solchen Zeit mögte es vielleicht nicht ganz ohne Nutzen seyn, diese Materie in ein Licht zu setzen, in welchem es noch wenige scheinen betrachtet zu haben.

Die Großbritannische Nation hat bei ihrer glücklichen Staatsverfassung einen Vorzug, dessen sich wenige andere Nationen rühmen können; den Vorzug, daß sie den dritten Theil der gesetzgebenden Gewalt selber wählen kan, welche ganz allein die Macht hat, ihre Abgaben festzusetzen. Wenn es nun aber die Regierung zum gemeinen Besten, zum Wohlstand und zur Erhaltung der Nation, zur Sicherheit unserer Freiheiten, unsers Eigenthumes, unserer Religion und alle der Dinge, die uns theuer und werth sind, für nöthig findet, daß jährlich gewisse Summen durch Steuern, Zölle und andere Abgaben sollen aufgebracht und in den gemeinen Schatz niedergelegt werden, um von da aus zu jenen wichtigen Absichten durch die Regierung verwendet werden zu können: sollte nicht ein jeder, der ein **ehrlicher Mann** seyn will, freiwillig und gern seinen billigen Beitrag zu diesen nothwendigen Staatsausgaben entrichten? kan er wohl noch länger auf jenen Ehrennamen einen Anspruch machen, wenn er durch irgend einen Betrug, oder durch listige Kunstgriffe diese Abgaben ganz oder zum Theil dem Staat entzieht?

Was sollen wir von einem Gesellschafter denken, der, wenn er im Gasthofe mit seinen Freunden des Abends gespeiset, und an allen Freuden des Abends mit uns übrigen gleichen Theil genommen hat, dessen unerachtet durch allerlei Ränke es versuchen wolte, seinen Antheil an der Bezahlung andern zuzuschieben, damit er ganz zechfrei ausginge. Wenn ein Mann, der sich so aufführt, im Fall der Entdeckung, mit Recht für einen niederträchtigen Schmarozer gehalten und erklärt wird: mit welchem Schimpfnamen soll man den belegen, der sich aller unschätzbaren Wohlthaten des gemeinen Wesens erfreuen darf, und doch durch Unterschleif, Schleichhandel, Kauf oder Verkauf unverzollter Waaren sich der Pflicht, seinen billigen, und durch seine eignen Repräsentanten im Parlamente ihm bestimmten Theil zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben mit zu tragen, entziehen will, und höchst ungerechter Weise seinen edler gesinnten und vielleicht dürftigern Mitbürgern seinen Theil zu bezahlen aufbürdet? Er wird mir zwar vielleicht zu seiner Entschuldigung den Einwurf machen, daß er ja keinem seiner Mitbürger damit ein Unrecht zufüge. Er wird sich vielleicht hönisch allen Vorwurf verbitten und sagen, daß er ja nur den

König um ein weniges betrüge, der wohl im Stande sey, den geringen Schaden zu tragen. Dies ist aber ein wahrer und nicht geringer Irrthum. Der gemeine Schatz ist ein Schatz der ganzen Nation, welcher zu Nationalbedürfnissen soll angewendet werden. Und wenn also eine Steuer oder Abgabe wegen einer besondern Angelegenheit, wegen eines allgemeinen und nothwendigen Bedürfnisses verlangt, dieselbe aber wegen des Schleichhandels verhindert wird, zur erforderlichen Summe anzuwachsen, und folglich noch andere Auflagen gemacht werden müssen, um jenen Abgang zu ersetzen: so ist die ganze hinzukommende, durch neue Auflagen erpreßte und von andern Leuten mit bezahlte Summe, wenn sie sich auch nur auf $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Pfennig für jede Person belaufen sollte, offenbar einem andern durch die Schleichhändler und durch ihre Beförderer und Aufmunterer gleichsam aus der Tasche gestohlen. Sind sie aber in solchem Fall etwas anders und bessers, als Beutelschneider? Und was müssen das für schlechte, schelmische, niederträchtige Diebe seyn, die es für $\frac{1}{2}$ oder $\frac{1}{4}$ Pfennig seyn können?

Ich halte es, wie schon gesagt, für einen großen Irrthum, wenn jemand glaubt, den König zu betrügen, sey weniger schändlich, und eine geringere Abweichung von der Pflicht der Ehrlichkeit, als eine Hintergehung des Publikums. Der König und das Publikum sind in diesem Falle blos verschiedne Namen einer und eben derselben Sache. Aber wenn wir auch den König ganz für sich allein betrachten: so wird das Verbrechen deswegen nicht kleiner. Denn dadurch wird doch wohl der Diebstahl nicht gerechtfertiget, daß die bestohlne Person reich, und wohl im Stande war, den Schaden zu tragen? Der König hat eben so viel Anspruch auf unsere Gerechtigkeit, als der Geringste seiner Unterthanen. Und so wie Er unstreitig der allgemeine Vater seines Volks ist: so trift auch diejenigen, welche Ihn bestehlen, das **Wehe** der Schrift, welches gegen **den Sohn** ausgesprochen ist, **der seinen Vater bestiehlet, und sagt: es ist keine Sünde!**

So schändlich auch dieses Betragen ist, sehen wir nicht täglich Leute von ansehnlichem Stande und Vermögen, um sich kleine, unbedeutende Vortheile zu verschaffen, sich desselben theilhaftig machen? — Schämt sich wohl leichtlich eine unserer Damen, Herren aus ihrer Bekanntschaft zu ersuchen, daß sie ihr bei ihrer Rückreise aus fremden Ländern Seidenstoffe oder Spitzen aus Frankreich oder Flandern wohlfeil d. h. unverzollt, ohne Licent, mitbringen sollen? Schämt sich auch wohl je ein galanter Herr, einen solchen Auftrag anzunehmen und wirklich auszuführen? — Nicht im geringsten. Sie werden davon ganz ohne allen Rückhalt reden, so gar vor andern, deren Börsen sie so eben durch diese Art von Betrug zu bestehlen willens sind.

Unter andern Zweigen der öffentlichen Einkünfte sind auch die Postgelder durch ein neues Gesetz dazu bestimmt, unsere Nationalschulden da-

mit abzubezahlen und die Ausgaben des Staats zu bestreiten. Niemand, als die Parlementsglieder, und einige wenige Staatsbedienten, hat nun ein Recht, seine Briefe frei und unentgeldlich fortzuschicken. Wenn also ein Brief, der nicht von ihnen oder in ihren eigenen Angelegenheiten geschrieben ist, durch irgend einen von ihnen vom Postgelde befreiet wird: so ist dies ein Abgang an den Staatsrevenüen. Eine Ungerechtigkeit, welche sie dadurch zu verbergen sich bemühen müssen, daß sie die ganze Ueberschrift des Briefes selbst machen. Und doch ist in diesem Fall unsere Unempfindlichkeit gegen Recht und Unrecht so groß, daß nichts gemeiner ist, als zu sehen, so gar in vornehmen Gesellschaften zu hören und zu sehen, wie hier ein **Hoch- und Wohl-Ehrenvester Herr**, dort eine **Ehr- und Tugendbelobte Dame** ihr Vorhaben, durch Vorenthaltung des Postgeldes die Nation um drei Stüber zu betrügen, einander entdecken, und sich wohl gar ohne Schaamröthe an einen von den Gesetzgebern, an ein Parlementsglied, selbst wenden, mit der gehorsamsten Bitte, daß er durch Einschließung ihres Briefes an diesem Verbrechen mit Theil zu nehmen und es begehen zu helfen geruhen mögte!

Das sind Leute, welche durch solcherlei Handlungen das Jahr hindurch ein Großes dem öffentlichen Schaß entwenden und ihre Privatbörsen damit bereichern. Wenn ein Mann durch einen Ort, wo eine öffentliche Kasse ist, reiset, und wenn er Gelegenheit hat, eine Guinee heimlich in die Tasche steckt und mit sich nimmt: ist er nicht in wahrem und eigentlichem Verstande ein Dieb? Wenn aber ein anderer sich weigert oder unterläßt, eine Guinee in die Landeskasse zu bezahlen, die er zu bezahlen verbunden ist, und sie zu seinem eigenen Gebrauch verwendet, da er doch weiß, daß sie dem gemeinen Wesen eben so wohl, als das vorhin schon daran bezahlte, zugehöre, was liegt hier, in der Natur dieses und jenes Verbrechens, oder in der Niederträchtigkeit, es zu begehen, für ein Unterschied?

Einige Gesetze erklären den Abkauf gestohlner Güter für eben so straffällig, als den Diebstahl, und zwar aus dem Grunde, daß es, wenn keine Käufer gestohlner Waaren, keine Hehler wären, auch wenig Diebe geben würde. Unser altes Sprüchwort hat völlig Recht: **Der Hehler ist eben so arg, als der Stehler!** Aus gleichem Grunde, weil es weniger Schleichhändler geben würde, wenn niemand wäre, der sie durch Abkaufung ihrer Waaren aufmunterte, können wir auch sagen, daß die Beförderer des Schleichhandels, die Käufer unverzollter Waaren, dem Staate eben so gefährlich, als diejenigen sind, die einen Schleichhandel treiben; und daß, so wie die Schleichhändler eine Gattung von Dieben sind, auch beide auf gleiche Weise, die auf das Stehlen gesetzten Strafen verdienen.

Was sollen wir bei Betrachtung so vielfacher Veruntreuung öffentlicher Abgaben und Gefälle von denen denken,

ken, welche den Gesetzen und der Gerechtigkeit gleichsam zum Troz, die Abgaben für ihre Haushaltungssachen und Geräthe, für Wagen und Geschirr zu entrichten sich weigern und doch wider die Bestechungen und Bestehlungen der gemeinen Kasse losziehen können, als wenn ihre eignen Hände und Herzen rein und unschuldig wären? Die Amerikaner beleidigen uns empfindlich, wenn sie, unsern Gesetzen zuwider, unverzollte Waaren in ihr Land einführen, und doch haben sie diese Gesetze nicht selbst gemacht. Ich verlange sie auch deswegen gar nicht zu entschuldigen. Allein ich halte das Vergehen derer für weit größer, welche selbst entweder unmittelbar oder mittelbar, mit Abfassung der Gesetze, welche sie übertreten, beschäftigt waren. Und wenn ich sie über die Amerikaner klagen, und wegen jeder geringen Uebertretung der über den Handel gefaßten Parlamentsschlüsse, wegen des einem unserer Zollbedienten in diesem Lande vom niedrigsten Pöbel verweigerten Imposts wider das ganze Volk, als Rebellen und Verräther um Rache rufen höre: so kan ich nicht umhin, zu denken, es gebe noch immer solche Leute in der Welt, welche das **Splitterchen in ihres Bruders Auge sehen können; ohne den Balken in ihrem eignen wahrzunehmen**, und daß das alte Sprüchwort jetzt noch so wahr, als jemals, sey: **mancher stiehlt leichter ein Pferd, als ein anderer über die Hecke springt.**

---

## Etwas zur Beantwortung eines im 40ten Stück des Hannov. Magazins d. J. enthaltenen Aufsatzes von Futterkräutern.

Der Nutzen der Esparcette wird darin von dem Hrn. Verfasser in Zweifel gezogen, oder wenigstens doch geringer vorgestellet als er wirklich ist.

Zu ihrer Vertheidigung glaube ich vorzüglich berechtiget zu seyn, da ich von ihrer Nutzbarkeit mehrjährige sich schon ins Große erstreckende Proben, und unter der Genehmigung und dem wirksamen Beistande Königl. Cammer zu Beförderung ihres Anbaues das Meinige beigetragen habe.

Ich will also hier wenigstens etwas zu ihrem Besten sagen: An Kornfrüchten verlieret man durch den Anbau dieses Futterkrauts nichts, indem das Land, worauf sie wächst, wenigstens dasjenige, worauf sie vorzüglich gedeiet, sich so wenig zum Kornbau schicket, daß das Vieh, welches zu dessen Kultur gebraucht wird, mehr Frucht verzehret als darauf hervor gebracht werden kan, wenn man den Ertrag von mehr Jahren im Durchschnitt rechnet.

Da der Anbau der Esparcette das Futter vermehret, und man also dabei entweder seinen Viehstapel vergrößern, oder sein Vieh besser futtern kan, so wird man in den Stand gesetzt, sein übriges Land besser zu düngen, und überhaupt auf eine vortheilhaftere Art anzubauen, man erntet also davon natürlicher Weise mehr und bessere Früchte als vorhin. Der Herr Verfasser irret sich gewiß, wenn er glaubt, daß die Esparcette nicht in einem schlechten Boden, der zu andern Früchten nicht tauglich sey, gut fortkomme.

In jedem schlechten Boden kömt sie freilich nicht fort, aber in einer gewissen Art desselben, und zwar in einer solchen die niemand mit Vortheil anbauen kan, und oft niemand anbauen will, geräth sie vorzüglich.

Und

Und man hat Beispiele, daß für einen Morgen Landes, den sonst niemand für eine halbe Pistole erblich hat kaufen wollen, blos auf die Zeit, da die darauf gesäete Esparcette dauren würde, zehn Pistolen vergebens geboten sind.

Der Herr Verfasser glaubt ferner, wenn man das zur Esparcette dienliche Erdreich tiefer untersuchte, so würde man einen bessern Boden finden, und in dieser Meinung hat er einen einsichtsvollen und verehrungswürdigen Schriftsteller, den zu früh verstorbenen Verfasser des Hausvaters, zum Vorgänger.

Nichts desto weniger kan ich es unternehmen, ihm auch in diesem Stücke zu widersprechen, und eigentlich wird dieses auch im Hausvater nur als eine Vermuthung angegeben.

Ich habe unter andern schon vor einigen Jahren auf einem Acker, worauf die Esparcette vorzüglich gerathen war, mit Einwilligung des Eigenthümers, die Wurzel einer Pflanze losmachen lassen. Mit einem gewöhnlichen Spaden konte es nicht geschehen, und der Erdboden war bis auf eine Tiefe von 3 Schuhen so hart, daß er kaum mit einer so genannten Pielhacke zu bezwingen war, in zunehmender Tiefe aber noch härter. Die Wurzel der Esparcette war durch dieses Erdreich, das aus einem mergelhaften steinharten Thone, der sich allererst nach mehrern Monaten an der freien Luft auflöset, und allemal unfruchtbar bleibt, durchgedrungen, ohne weiter unten ein besseres Erdreich zu finden. Gleichwohl geräth sie schon seit verschiedenen Jahren vortreflich, und hatte eben damals Stengel von mehr als zwei Fuß Länge.

Ein großer Vorzug der Esparcette ist es, daß sie, wenn sie höchstens zehn Jahr gewachsen ist, und alsdenn abzunehmen anfängt, welches jedoch nicht allemal geschiehet, das schlechteste Land auf verschiedene Jahre in den Stand gesetzt hat, vorzügliche Weitzen- und Haberernten zu geben. Und ich bin versichert, daß diese Ernten der ersten zwei Jahre nach der Esparcette, mehr Vortheil bringen, als zwanzig Ernten vor der Esparcette gebracht haben, wenn man bei beiden die Beackerungskosten abzieht.

Die Zubereitung des Landes zur Esparcette erfordert nicht mehr Arbeit als die zum Rocken, u. bei jener wird der Dünger erspart.

Das Jäten der Esparcette ist auch selten erforderlich. Wenn es aber auch geschehen muß, so sind doch die desfalsigen Kosten in Ansehung eines Gewächses nicht beträchtlich, das ohne allen fernern Aufwand zehn, ja manches mal zwanzig Jahr, nützlich dauret.

Der Schluß, den der Hr. Verfasser, gegen die Luzerne, aus dem wenigen Fortgange ihres Anbaues ziehet, würde für die Esparcette seyn, weil ihr Anbau in wenigen Jahren einen außerordentlichen Fortgang gehabt hat. In der That wird er jetzo hin und wider übertrieben, nicht aber, daß man dieses Gewächse dadurch zu viel erhält, noch auch, daß dem Anbau der Kornfrüchte dadurch Abgang geschiehet, sondern weil man alles dazu taugliche Land auf einmal damit anbauet, und also eine Zeit kommen wird, da man wenig oder nichts davon hat. Ein Fall der sich wirklich schon findet. Denn das ist einiger Nachtheil bei diesem sonst so nützlichen Gewächse, daß es den Boden, worauf es wächset, zwar für andre Früchte verbessert, für sich selbst aber auf mehrere Jahre gänzlich erschöpfet.

Den fernern Anbau dieserhalben durch Gesetze in gewisse Schranken einzuschließen, dürfte indessen schwerlich von Nutzen seyn. Vermuthlich wird die Sache von selbst mit der Zeit in die rechte Gleise kommen.

Die so genannten Burgunder Rüben sowohl als der Spörgel haben sonder Zweifel als Viehfutter auch ihren guten Nutzen, aber der Esparcette sind sie in keinem Betrachte zu vergleichen.

Die Luzerne wächst hier auch, und das hiesige Klima ist ihr nicht zuwieder, wie eine im Kleinen angestellte Probe gezeigt hat. Da sie aber schlechterdings einen tiefen guten Boden erfordert, dessen man im Göttingischen selten so viel hat, daß er vom Kornbau entbehrt werden könte, und da sie das Abweiden nicht verträgt, so wird ihr Anbau hier zu Lande schwerlich blühend werden, ehe die verderblichen Gemeinhuden aufgehoben sind. Wären diese Behinderungen nicht, so würde sie auch hier mehr angebauet werden, und auch bei uns den Nutzen haben, den sie in Italien noch hat, und schon zu Virgils Zeiten hatte. D. t.

# Hannoverisches Magazin.

85tes Stück.

Montag, den 23ten October 1780.

## Ueber die Weissagungen des verstorbenen Herrn Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld *).

Bereits vor acht Wochen wurden die Weissagungen des Herrn Superintendenten Ziehen zu Zellerfeld von einer bevorstehenden großen Veränderung auf der Erde an einen meiner hiesigen Freunde im Manuscript geschickt, mit dem Auftrag, sie mir mitzutheilen, und meine Meinung darüber zu vernehmen. Ich gab dieselbe in wenigen Worten, wenn ich mich recht erinnere, dahin: Die Weissagungen seyen zwar in einer für einen Schwärmer ziemlich simpeln und ordentlichen Schreibart abgefaßt, enthalten aber wahren Unsinn, wie alle andern neueren Weissagungen, nur mit astronomischen Kunstwörtern und vermeintlichen Beweisen aufgestutzt, wodurch aber Herr Ziehen eine Unwissenheit in astronomischen Dingen verrathe, die mir bei einem Geistlichen und Gelehrten fast unbegreiflich wäre. Dabei erbot ich mich, meine Behauptungen, wenn es verlangt würde, geometrisch zu beweisen. Indessen breiteten sich diese Weissagungen immer mehr durch schriftliche davon gemachte Copeien aus, und machten eine Menge nicht gemeiner Leute, sondern selbst Männer von Einsicht in andern Dingen, aufmerksam und wohl gar unruhig, weil ein Theil von Hrn. Ziehens Weissagung bereits in Erfüllung gegangen seyn sollte. Ein unvollkommner Auszug davon, der nicht viel mehr, als die bloßen Resultate enthielt, ging bis nach Obersachsen, und ich habe einen Brief von einem Gelehrten von dorther gesehen, der dieses Werk als eins der wichtigsten der neuern Zeit, und als voll von den tiefsten Einsichten in die Astronomie und das innere der Natur, ansieht. Ich wurde mehrmalen ersucht, meine Meinung darüber öffentlich bekant zu machen, ich schlug es aber immer aus, weil ich einem bloßen Manuscript, das ich nicht einmal mehr in Händen hatte, nicht gerne eine gedruckte Widerlegung entgegen setzen wollte. Allein da nunmehr ein Auszug davon würklich gedruckt ist, und sogar zum Verkauf den Leuten in die



*) Aus den Göttingischen Anzeigen von gemeinnützigen Sachen. St. 40.

die Häuser gebracht wird; da die Herausgeber dieses Aufsatzes in der Vorrede sagen: er errege noch jetzt in den Braunschweigischen und benachbarten Sächsischen und Rheinischen Landen allgemeine Aufmerksamkeit, und sie selbst wären überzeugt, er sey einer ernsthaften Beurtheilung und Ueberlegung würdig: so ist es wohl der Mühe werth, einmal ganz in der Kürze zu zeigen, daß das ganze Fundament dieser Weissagungen ein so abscheuliger Fehlschluß ist, daß ich mich nicht erinnere, je etwas ähnliches gedruckt gelesen zu haben, es müßten denn die Schlüsse des Astronomen **Kindermann** seyn, der ein Perspectiv erfunden zu haben glaubte, womit man von Dresden aus die Schiffe auf dem stillen Meere sehen konte.

Man höre nun den Verfasser: „Die Erdfläche von Europa, sagt er „S. 12. senkt sich bald gegen Norden, bald gegen Süden, doch so, daß „sie sich immer mehr gegen Süden „senkt.„ Also etwa so wie ein zinnerner Teller, den man auf einer Gabel Spitze schlecht balancirt, einigemal schwankt, und dann herabstürzt. Dieser Hauptsatz, von dem er ausgeht, muß nothwendig bewiesen werden. Wird er erwiesen, so sinkt Europa südwärts, und Herr Ziehens Weissagungen stehen fest, wird er hingegen nicht erwiesen, so steht Europa fest, und Herr Ziehens Weissagungen fangen an zu schwanken, und stürzen zusammen. Herr Ziehen hat dieses gefühlt, er holt also seinen Beweiß aus den Tiefen der Astronomie, und dem Buch Chevilla, her. Die Capella, sagt er, (ein Stern der ersten Größe im Fuhrmann,) steigt immer mehr nach Norden herauf, ihre Mittagshöhe wird größer, und die Polhöhe kleiner. Dieses läßt sich (S. 32. 33.) schlechterdings nicht anders erklären, als daß der Horizont sich gegen Süden zu senkt, und vertieft. Da steht nun Herr Ziehens Beweiß, und das südliche Europa sinkt. Diese tiefe Weisheit hat er aus einem gewissen Buch Chevilla oder Chevila genommen, das ich nicht kenne, auch nicht zu kennen verlange, wenn mehr dergleichen Absurditäten darin vorkommen solten, oder auch schon dieser einzigen wegen nicht. Die ersten Anfänger in der praktischen Astronomie wissen, daß die Astronomen auf dem festen Lande die Sternenhöhen nicht von den Grenzen der Aussicht, (dem bürgerlichen Horizont) an rechnen. Uns Göttingern könte also der Weißner und alle die südlichen Gebürge einstürzen, ohne daß dadurch die Höhe der Sterne nur um eine Secunde vermehrt würde. Auf der See bedient man sich zwar der Grenze der Aussicht, aber nicht ohne Verbesserung, deren dieses Hülfsmittel unter gewissen Umständen bedarf. Man sagt, ein Stern befinde sich im Horizont, wenn eine gerade Linie von ihm nach dem Auge gezogen einen rechten Winkel mit der durch das Auge gehenden Verticallinie macht, er befinde sich nun in der Grenze der Aussicht oder nicht. Dieses war **Eine** Absurdität.

Fer-

Ferner hat zwar Herr Ziehen recht, wenn er sagt, die Capella nähere sich dem Scheitelpunkt (jetzt ohngefähr 5 Secunden des Jahrs,) allein dieses ist nicht blos eine Eigenschaft der Capella, sondern unzähliger andern Sterne, und bei einer unzähligen Menge findet gerade das Gegentheil statt, sie nähern sich dem Horizont, alles nach so längst selbst Schülern bekannten Gesetzen, daß man auf 1000 Jahre voraus bestimmen kan, wo sie stehen werden. Hätte Herr Ziehen statt seiner Capella, die, der Himmel weiß warum, im Buch Chevila steht (vielleicht der großen Aehnlichkeit zwischen Capella, Chevilla, Sibylla und Cabbala wegen), den weit schöneren Sirius betrachtet, so würde er gefunden haben, daß der sich dem südlichen Horizont nähert, so wie sich seine Capella davon entfernt; also eben so, wie Herr Ziehen aus der Capella beweißt, daß das südliche Deutschland gesunken sey, eben so läßt sich aus dem prächtigen Sirius und unzähligen andern beweisen, daß es sich gehoben habe. Dieses ist die **zweite** Absurdität. Ferner sagt er, die Capella erhübe sich im Meridian des Niederrheins. Hierin ist gar kein Menschenverstand mehr. Die Erhebung der Capella besteht in ihrer vergrößerten nördlichen Abweichung, und alle Oerter in der ganzen Welt, denen sie südlich von ihrem Zenith culminirt, sehen sie dadurch höher. Dieses ist die **dritte**. Nähert sich endlich die Capella dem Pol, so wird sie sich bei ihrem untern Durchgang durch den Meridian auch vom nördlichen Horizont entfernen, das heißt nach Herr Ziehen müßte auch der nördliche Horizont, so wie der südliche, gesunken seyn. Dieses ist die **vierte**. Er sagt, auf der südlichen Halbkugel sey es deswegen kälter, weil die Sonne auf die eingesunkene Erde schiefer aufscheine. Allein versteht man denn die Sache nicht so: in Gegenden, die im Sommer hier und im Sommer dort die Sonne gleich hoch am Mittage sehen, ist es auf der nördlichen Halbkugel wärmer als auf der südlichen? Sehen sie aber die Sonne gleich hoch, so scheint sie auch gleich schief auf. Das ist die **fünfte**.

Die magnetische Materie, sagt er, ströhmt sonst auf unserer Halbkugel von Mittag nach Norden, bekomt aber daselbst (bei Vulkanen), eine veränderte Richtung, sie ströhmet von oben nach unten. Dieses ist die **sechste** und **siebente**. Denn ströhmt die magnetische Materie auf unserer Halbkugel von Süden nach Norden, so ströhmt sie auch auf der andern Halbkugel so. Oder giebt Herr Ziehen der Erde zwei Nordpole, und heißt, die Gegenden um die Linie Süden? Auch bei uns ströhmt diese Materie, wenn sie überhaupt ströhmt, von oben nach unten, etwa unter einen Winkel von 73 Graden, und mehr als beim Vesuv.

Doch ich werde müde, solche Abgeschmackheiten zu widerlegen, und schäme mich, indem ich dieses schreibe, wenn ich bedenke, daß vernünftige Leute glauben mögten, ich habe sie aus

eigner Ueberzeugung einer ernstlichen Widerlegung werth geachtet. Ich folgte aber blos dem Bitten einiger Bekannten. Ich setze nur noch hinzu, daß es mir nicht schwer fallen sollte, die Zahl der Abgeschmacktheiten dieser in aller Rücksicht elenden Brochüre, bis auf 20 und 30 zu vermehren, wenn ich es der Mühe werth achtete, sie genauer durchzugehen. Also, da stürzen nun die Weissagungen des Herrn Ziehen dahin, und Europa stehet fest.

Allein seine Weissagungen sind doch zum Theil eingetroffen, sagt man. Eingetroffen? Was ist denn eingetroffen? Er weissagte einen Erdbruch, durch welchen Mähren von Oesterreich und Tyrol, Böhmen von Bayern, die Alpen von Deutschland, Frankreich und die Niederlande von Deutschland ꝛc. ꝛc. getrennt werden solten; daß das Wasser im Canal so vertrocknen würde, daß die Flotten auf den Grund würden zu sitzen kommen. Und nun ereignet sich eine kleine Erderschütterung am Rhein. Was? der Mann weissagt einen allgemeinen Krieg, und nun glaubt man, seine Weissagung sey in Erfüllung gegangen, wenn sich ein Paar Bauern klopfen. Er setzt auf eine Quaterne nach bestimmten Auszügen, und denkt er sey ein Prophet, wenn eine einzige Nummer davon aus dem Glücksrad kommt? Am Rhein sind die Erdbeben nichts weniger als selten, und mit einem gewissen Spielraum von Zeit lassen sie sich wohl vorher sagen. Jeder, der eine Ambe im Lotto gewinnt, ist ein größerer Prophet als Herr Ziehen.

Auffallend ist es den Herren Herausgebern, daß Herr Ziehen seine Aussage mit einem Eid habe erhärten wollen. Fürwahr, dieses Urtheil der Herrn Herausgeber ist sehr auffallend. Herr Ziehen war ein redlicher Schwärmer, kein Betrüger, wie Schröpfer, er wolte also nur mit dem Eid erhärten, was ihm jeder, der sein Buch liest, und sich auf Physiognomik des Stiels versteht, gerne ohne Eid glauben wird, nemlich daß er alles selbst glaube, was er da sage, und mehr konnte er nichts damit erhärten; wolte er durch einen Eid erhärten, daß das südliche Deutschland allmählig sinke, weil die Capella sich erhebe, so hätte er wider Vernunft und Geometrie geschworen.

Nun genug hiervon. Meine Leser werden mir vergeben, daß ich eines bereits verstorbenen Mannes Buch so hart angegangen habe, da er sich nicht mehr vertheidigen kan. Allein seine Sätze lassen sich nicht vertheidigen. Ich würde, wenn er noch lebte, eben so geschrieben haben, nur hätte ich vielleicht alsdenn noch hinzugesetzt: wie konten Sie, als ein rechtschaffener Seelsorger, ohne einen einzigen der Sache kundigen Mann zu befragen, eine solche Schrift ins Publikum gehen lassen, die den Untergang von 7000 Ortschaften verkündigt, die also tausende desto unruhiger machen wird, je gelehrter und je rechtschaffener Sie sind, der sie schrieb. Wie konten Sie, der über die Gemüther ihrer Gemeinde wachen, und wider den Aberglauben

ben derselben streiten soll, sich auf diese Weise in Gefahr setzen, der Schutzpatron alles Aberglaubens zu werden, denn der Unwissende der glaubt, Sie haben hier demonstrirt, wird glauben, ein anderer könte vielleicht andern abergläubischen Unsinn demonstriren. Sie haben freilich geglaubt, Sie hätten alles demonstrirt, und Ihr Satz sey eine physikalische Entdeckung. Allein eine so wichtige, schwere und gefährliche Entdeckung muß kein vernünftiger Mann bekant machen, ehe er Leute, die der Sache auch gewachsen sind, darüber befragt hat. So ohngefähr würde ich ihn angeredet haben, jetzt mögen diese Worte seiner Nachahmer wegen hier stehen. Herr Ziehen hat auch geweissaget, daß mancher bei seinem Buch lächeln würde. Diese Weissagung ist richtig eingetroffen, und gewiß befindet er sich jetzt vor Gott mit unter der Zahl.

Göttingen, den 26ten Sept. 1780. G. C. Lichtenberg.

---

# Das Leben des Artedi.

Stat sua cuique Dies, breve & irreparabile tempus
Omnibus est positum: Famam extollere factis
Hoc virtutis opus - - -

*Virgil.* Aen. X, 468.

❀ ❀ ❀

Wenn wir das Leben dieses Naturforschers zu beschreiben unternehmen; so stellen wir dem Leser nicht das Bild eines glänzenden und von Glück und Ruhm gekrönten Mannes vor Augen: wir zeigen ihm vielmehr einen in der Eingezogenheit und für die Nachwelt geschäftigen, bei seinen Lebzeiten wenig bekanten und von mancherlei Widerwärtigkeiten zu Boden gedrückten Gelehrten, dessen Ruhm und Verdienste gleichsam erst aus seinem Grabe hervorzuwachsen schienen. Es ist Artedi, dem unsre Dankbarkeit ihren aufrichtigsten Zoll bringt, dessen Gruft wir uns nähern, um dem berühmten Todten unsre Liebe, unsre Hochachtung, unsre Bewunderung zu beweisen. Und wenn es wahr ist, daß das mit dem Schicksal ringende und siegende Verdienst von je her die geheime Kraft und den innern Reiz besessen hat, für sich einzunehmen und und unsre aufrichtige Theilnehmung zu erregen; so wird ihm Niemand mit uns diese Pflichten versagen, noch die Nachwelt seinem Schatten die Unsterblichkeit absprechen können. Dies sey die Vergeltung, dies die Belohnung des Mannes, dem keine, so lange er lebte, zu Theil wurde: ein nicht seltenes Schicksal derjenigen Männer, die, indem sie gegen die Spiele der Eitelkeit und des glänzenden Nichts ent-

entweder unempfindlich oder zu groß sind, sich lieber in sich selbst zurück ziehen, als dem großen Haufen sich einverleiben wollen. Unter diese Zahl gehört der Mann, dessen Leben wir beschreiben: in sich selbst zog er sich zurück, und seine einzige Vertraute war die Natur. Ihr allein weihete er sich, und aus ihrem Schooße samlete er zu einer herrlichen Krone die Perlen: mühsam samlete er sie: aber zum ewigen Ruhme schmückte die Göttin damit das Haupt ihres Lieblings, der nunmehro damit bekränzt unter jenen großen Geistern der Vor- und Nachwelt hervorsticht, die ihr ganzes Leben dem Dienste derselben gewidmet haben und unermüdete Redner dieser Tochter Gottes geworden sind. Aber lasset uns den Mann von seinen ersten Jugendjahren betrachten.

Petrus Artedi wurde im Jahre 1705 den 22ten Febr. alten Stiels in einer von Schwedens nördlichsten Provinzen, in Angermannland geboren. Er stammte aus einem alten priesterlichen Geschlechte ab. Sein Vater Olaus Artedi war damals Prediger bei der Kirche zu Anundsiö, und seine Mutter Helena Siden, eine Tochter des Königl. schwedischen Hofpredigers Petrus Siden. Sein Großvater väterlicher Seite war Prediger bei der Gemeinde zu Nörmlingen gewesen. Schon in dem Kinde keimte, und in dem Jünglinge blühete die künftige Wissenschaft. Aber die Natur mußte eilen und eine Ausnahme machen, wenn die Welt die köstliche Frucht eines Baumes sehen sollte, den in seinem schönsten Wachsthum ein plötzlicher Sturm umriß. Seine Eltern bestimmten ihn zur Gottesgelehrsamkeit: aber nicht sein Genius. Frühzeitig führte ihn dieser auf die Scenen der Natur, zu den Schätzen der Flora und an die Gestade der See, um, wie sich der Herr von Linnee, von dem wir die Data zu dieser Beschreibung entlehnet haben, ausdrückt, die neptunischen Schaaren schwimmen zu sehen und kennen zu lernen. Schon als Knabe und in der Blüthe seiner Gesundheit beeiferte er sich um die Kenntniß derjenigen Pflanzen, die den Schwachen stärken und den Siechen heilen. Auf diesem Wege und durch einen geheimen natürlichen Trieb hingerissen, warf er sich noch in dem zartesten Alter der edelsten und wohlthätigsten Wissenschaft in die Arme. In seinem eilften Jahre sandte ihn sein Vater, der unterdessen als Prediger nach Nörmlingen berufen war, auf die Schule zu Hernösand. Hier opferte er die Spiele der Jugend seiner unwiderstehlichen Neigung zu den Pflanzen und Fischen auf. Ja, wer sollte es von einem Knaben, der kaum die lateinische Sprache versteht, vermuthen, daß er schon an den Werken der Scheidekünstler Geschmack und Vergnügen findet? Gleichwohl geschahe dies, und schon damals übte er sich in einer Kunst, welche, da sie die Bestandtheile der natürlichen Körper vor Augen legt, dem Naturforscher unentbehrlich ist. Von der

Schule und dem Gymnasium zu Hernösand gieng er 1724 auf die Universität zu Upsal, woselbst er sich nochmals zu überwinden bemühete, dem Willen seines Vaters zu folgen, und die Gottesgelehrsamkeit in Verbindung der Weltweisheit zu studieren. Denn diese, glaubte er, müßte billig eine jede andere Wissenschaft begleiten, wo nicht ihr vorangehen, wenn unsre Begriffe den Sachen entsprechen sollen. Sie ist gleichsam der Leitstern, welcher die Tiefen der Wissenschaften erhellet, und der Faden, vermittelst dessen wir die Labyrinthe derselben glücklich durchwandeln können. Jedoch es währte nicht lange, als seine nur auf kurze Zeit eingeschläferte Neigung zur Chemie zuerst wiederum aufwachte und rege wurde. Es fand sich jetzt Niemand häufiger in den Hörsälen und bei den Oefen der Scheidekünstler ein, als er, der die Gottesgelehrsamkeit nie weniger als jetzt mit seinen Wünschen übereinstimmend fand. Auf der Leiter der Natur wollte er so hoch hinaufsteigen, als es ihm möglich war, um auf diesem Wege die Lücken auszufüllen und die äußersten Grenzen jener unabsehnlichen Kluft zu entdecken, wo eine nähere Offenbarung uns ihre wohlthätige Hand anbietet. Es war vergeblich, daß er sich jetzt noch die Liebe zur Erforschung der Natur zu besiegen Mühe gab: ihre Reitze hatten ihn einmal zu feste an sich gezogen, um nicht allem andern zu entsagen und sich ganz einem Geschäfte zu überlassen, dem er sich auch durch die strengsten Ermahnungen seiner Eltern nicht zu entziehen im Stande befand. Auf solche Weise mußte endlich sein edler Geist dem innern geheimen Verlangen nachgeben und der umsonst bestrittenen Begierde unterliegen. Die Natur selbst trieb ihn zu derjenigen Wissenschaft an, deren speculativischer Theil sich in das weitläuftige Gebiet der Weltweisheit und der Naturkunde verlieret; mit einem Worte, er ließ sich in die Geheimnisse der Arzeneiwissenschaft führen, worin er vermittelst einer königlichen Unterstützung solche schnelle Schritte that, daß ihm ein jeder auf der dasigen hohen Schule den Vorrang hierin überlassen mußte.

Bis dahin hatte er wenige widrige Vorfälle empfunden: jetzt betraf ihn der erste, der Tod seines Vaters. Er kam eben noch früh genug um den letzten Segen des Sterbenden zu empfahen und ihm seine kindliche Pflicht zu beweisen.

Während seiner Abwesenheit war Linnee von der Akademie zu Lund nach Upsal gereiset. Fragte er hier nach Jemanden von vorzüglichen Talenten und Einsichten, so wurde ihm einstimmig Artedi genannt. Kaum war dieser auch von Hause nach Upsal zurückgekommen, als Linnee denjenigen persönlich zu kennen brannte; für dessen Charakter und Wissenschaft er schon vorher mit der größten Hochachtung eingenommen war. „Sein Körper, sagt er, war lang und hager, sein Haar lang und schwarz, und sein ganzes Wesen glich aus dem Gemälde zu ur-

urtheilen dem Joh. Ray. Er war willfährig und dienstfertig, scharfsinnig und in seinen Urtheilen obgleich nicht der schnelleste, doch fertig, richtig und stetig; von bewährter Treue und Redlichkeit; in seiner Freundschaft standhaft und unveränderlich.„ Ein solcher edler Charakter, ausgeschmückt mit allen den Talenten, welche die milde Hand der Natur in ihm gelegt, und die sein unablässiges Bestreben zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatte, Güte des Herzens, Harmonie in den Neigungen, ein gleichjähriges Alter und ein gemeinschaftlicher Zweck, wie mußten nicht alle diese Eigenschaften den bewundernden Linnee bezaubern, mit welcher Wonne ihn erfüllen, den größten Schatz einen edlen und gelehrten Freund im Artedi gefunden zu haben! Zu wenig sind diese Eigenschaften in Einem Manne vereiniget und zu selten trift ein solcher den harmonirenden Freund. Die Natur war in keinem Stücke geiziger als hierin: aber es ist auch das höchste Geschenk das sie geben kan. Noch bricht die Freude aus Linnee's Feder bei Erzählung ihrer engen Freundschaft hervor; noch hauchen seine Worte die Wärme seiner Empfindungen, noch entzückt ihn das süße Angedenken, noch sehnet er sich nach seinem Verluste zurück. Und wen wird dies wundern, den einmal in seinem Leben das Glück so hold angelächelt hat, ihn einen dergleichen Freund finden zu lassen, und erzürnt ihm denselben wiederum zu entreissen? „**Er, ruft Linnee aus,** war mein Trautester, ich der seinige! O, wie oft und mit welcher Wollust haben wir beiderseits die ersten Knospen der hervorbrechenden Freundschaft bewundert! o, wie oft hat uns die Uebereinstimmung unserer Gemüther entzückt!„

Das Leben des Artedi ist zu genau mit dem Leben des Linnee verknüpft, und ihre beiderseitigen Verdienste sind zu sehr in einander gewebt, als daß wir die engen Bande trennen könten. Der Name des Herrn von Linnee wird daher österer in dieser Beschreibung vorkommen.

In ihren Neigungen, worunter wir hier die Richtung der Geisteskraft verstehen, trafen beide Männer vollkommen überein; aber in ihrem Charakter, oder in der durch die Vernunft festgesetzten Eigenschaft ihres Herzens, waren sie wesentlich verschieden. Weit entfernt aber, daß diese Verschiedenheit der Befestigung ihrer Freundschaft und dem Fortgange ihrer Unternehmungen im Wege stand, wurde sie vielmehr durch ihren Verstand gestimmet, in die sanfteste Harmonie aufgelöset. Sie war gleichsam der Sporn der beide zu einem edlen Wetteifer anreizte.

Die Fortsetzung folgt künftig.

# Hannoverisches Magazin.

86tes Stück.

Freitag, den 27ten October 1780.


## Das Leben des Artedi.

(Fortsetzung.)

Artedi zeichnete sich vorzüglich durch seinen geschärften Verstand aus, der der Einbildungskraft nichts überließ, was er ihr rauben konte; und daher ist der wesentliche Charakter seiner Schriften, Gründlichkeit und Wahrheit. Aus eben der Ursache sind sie nicht mit den Blumen des Witzes geschmückt noch mit Hypothesen belästiget. Sein Auge drang bis in das Wesen und in das Mark der Dinge. Dies beschrieb er, dies that er kund und bekümmerte sich nicht um den Schmuck, weil die Wahrheit keines Schmucks bedarf. Er war in allen Stücken sehr ernsthaft und vorsichtig, und in seinen Observationen äußerst sorgfältig und bedächtlich, wobei er um so langsamer zu Werke ging, je genauer und pünktlicher er alles sehen und niederschreiben wolte; und wiewol er mit Hitze eine Sache angrif, so wurde er doch bald bei ihrem Fortgange wiederum der kaltblütige und hartgläubige Untersucher, Linnee hingegen war von Natur muntrer und aufgeweckter; seine Einbildungskraft hob seinen Verstand bis zu einer gewissen Höhe, von welcher er die Dinge in einem weitern Umfange und mit mehrerer Leichtigkeit betrachtete und übersahe. Er sahe von dieser Höhe weiter als Artedi, aber nicht allemal so scharf und so wahr. Er war in seinen Urtheilen und im Ausführen behender und schneller; aber nicht allemal so präcis und pünktlich. Aus ihren Observationen verstanden sie beide gleich gut die Resultate zu abstrahiren und die Gesetze der Natur zu offenbaren.

Der engen Verbindung und den gemeinschaftlichen Arbeiten dieser Männer hat es die Naturgeschichte zu verdanken, daß ihre über den ganzen Erdboden und in dessen tiefem Schooße, in den Gewässern und in den Lüften weit umher zerstreuete und so mannigfaltig vertheilte Gegenstände nunmehro wissenschaftlich und in einer solchen Ordnung aufgestellet sind, daß das Aehnliche zu dem Aehnlichen, das Verwandte zu dem Verwandten, und das Nahe zu dem Nächsten gesellet ist.

Denn vorhero lag noch das meiste in dieser Wissenschaft und insbesondere in der Zoologie in den Schriften der Naturforscher zerstreut und ohne Ordnung durch einander. Die älteren unter ihnen beznügten sich blos mit einzelnen Beschreibungen und bekümmerten sich wenig um systematische Eintheilungen, die bei gehäuften Gegenständen doch so unumgänglich nöthig sind: und wenn sie ja ohne dergleichen nicht ganz hinkommen konten, so waren sie doch zu sehr von der Oberfläche genommen, zu willkührlich und zu wenig mit einander verbunden, daß es beinahe so gut als gar keine gab.

Ewig und unveränderlich sind die Gesetze der Natur ihnen, auf die Spur zu kommen ist die Absicht des systematischen Naturforschers, und sein System ist nichts anders als die Darstellung ihrer Gesetze. Je mehr derselben hervorgezogen sind, desto vollkommner ist jenes. Manche sprechen zwar viel von einer zu großen Voreiligkeit in Rücksicht auf die Systeme der Natur. Aber wer ist im Stande ihre unendliche Mannigfaltigkeit zu überschauen, bevor er nicht durch eine künstliche Methode dazu vorbereitet ist? Denn unser Verstand ist nun einmal also eingeschränkt, daß wir nicht anders als an der Hand der Kunst durch die uns umgebenden Labyrinthe und durch die tiefen Finsternissen hindurch arbeiten können, ehe wir die Natur und die Wahrheit in ihrem reinsten Lichte zu sehen so glücklich sind. In dieser Absicht und zur Beförderung dieses großen Unternehmens ist die Eintracht beider Männer am meisten zu bewundern, und jede Seite ihrer Werke redet davon. Es wird einigermaaßen wahrscheinlich, daß Artedi zuerst auf ein solches System in der Naturgeschichte bedacht war, und seine Ideen und Grundsätze, worauf es beruhen müsse, dem Herrn Linnee mittheilte: wenigstens erregt das früher ausgearbeitete, obgleich nicht so früh bekannt gemachte artedische Werk und insbesondere seine Philosophia ichthyologica, so wie die große Uebereinstimmung der linneeischen mit den artedischen Regeln diese Vermuthung. Jedoch wollen wir hierin nichts entscheiden, sondern uns vielmehr mit jedem Naturforscher über den erwünschten Fortgang dieser beiden Männer freuen, welche die natürlichen Körper zuerst gleichsam fachweise und in einer solchen lichtvollen Ordnung dargestellet haben, daß unser kurzsichtiges Auge ihren weiten Umfang nunmehro im Ganzen zu übersehen im Stande ist. Vorher bewunderte man, jetzt kennt man zugleich die Gegenstände der Natur; die unser Gedächtniß überhäufenden Namen sind durch die systematischen Eintheilungen erleichtert, die Charaktere unverkennbar und bis zu ewigen Zeiten feste gesetzt; die vorher so ungewissen und aus Mangel ausdrücklicher Kunstwörter so schwankenden und erschwerenden Synonmen aus dem Wuste der alten Schriftsteller ans Licht gezogen, und man sieht jetzt auf einen Blick wie und wo dieses oder jenes

jenes Subjekt von den ältesten bis auf die neuern Naturforscher benannt und beschrieben ist. Mit einem Worte, die Naturgeschichte ist durch sie zuerst wissenschaftlich behandelt, und durch Grundsätze befestiget worden. Die Folgen und die Wirkungen, die eine genauere Kenntniß der natürlichen Körper auf das ganze Gebiet der Wissenschaften, ja ich mögte sagen auf das ganze menschliche Leben, und auf die Verherrlichung ihres Urhebers hat, sind unendlich, und auch nur die allerwichtigsten hier zu nennen viel zu weitläuftig. Und wem haben wir diese besseren, diese wichtigeren Kenntnisse zu verdanken? Natürlich der großen Erleichterung, welche eine systematische Eintheilung zuwege bringt. Und wem diese? Den gemeinschaftlichen Arbeiten eines Artedi und Linnee.

Von solcher Wichtigkeit wurde also der Mann den folgenden Zeiten, und die Erfindung seines Systems, das zwar eigentlich nur auf einen einzigen Theil der Naturgeschichte abgesehen ist, ein Beispiel, eine Regel, ein Muster für die Behandlung der übrigen. Glücklich überstieg also dieses seltene Genie einen Berg, den vor ihm ein Jeder für unersteiglich hielt und nur am Fuße die steile Höhe bewunderte.

So wie aber beide Männer den festen Entschluß gefaßt hatten, Ordnung und Licht in die Geschichte des Naturreichs zu bringen, und den Muth besassen desselben labyrinthische und dornichte Gänge zu durchwandeln, zu ebnen, den Nachfolgern Merkzeichen aufzustecken und einen sichern Faden zu knüpfen: so trat Jeder von ihnen seinen besondern Weg an, und theileten gleichsam das weite Feld unter sich. Beide stritten eine Zeitlang um die systematische Kenntniß der Fische: „aber ich mußte ihm, sagt Linnee, so wohl hierin, als in der Geschichte der Amphibien, den Vorrang lassen; wogegen er mir wiederum von seiner Seite die Geschichte der Vögel und Insekten abtrat.„ In der Mineralogie und in der Geschichte der Säugthiere thaten sie gleiche Schritte, und in der Botanik und Chemie, als worin beide gleich lange gearbeitet hatten, theileten sie sich, so daß Artedi'n diese und Linnee'n jene, doch mit Ausnahme der Familie der Dolden tragenden Pflanzen (umbelliferæ) zufiel, als welche jener für sich behielt. Es ist angenehm vom Herrn von Linnee diesen edlen Wettstreit erzählen zu hören: denn der selbst große Mann verrückt nicht andrer Verdienste um sich in das Licht zu stellen, noch glänzt er mit erborgtem Schimmer.

Das Leben eines Naturforschers ist nichts weniger als ein ruhiges, es ist das geschäftigste Leben von der Welt. In Wüsteneien so wie auf blumichten Auen, auf den Klippen der höchsten Gebirge, so wie in den unterirdischen Tiefen, an den Flüssen, Sümpfen, Seen und Meeren, so wie in den Wäldern, Wiesen und Feldern, allenthalben, — ja mit Argusaugen muß er studiren, wenn er in seiner Wissenschaft groß werden und diesen Namen

mit Recht verdienen will. Artedi und Linnee, von dem Nutzen einer solchen Art zu studiren vollkommen überzeugt, sahen es wohl ein, daß Upsal für ihre Absichten zu klein und zu eingeschrenkt sey: und ob jener zwar einen großen Theil von Schweden schon durchreiset war; so war er doch nur dadurch um so begieriger geworden, auch unter andern Klimaten und in einem weitläuftigern Umgange die Natur zu betrachten und diejenigen Säle zu sehen, wo aus so manchen Erdstrichen die Schätze derselben gesammelt sind und den Zugängen der Liebhaber offen stehen. Beide konnten sich des Ausbruchs der Schmerzen nicht enthalten, daß das Glück ihren Absichten so wenig günstig sey und sie ihres dringenden Ansuchens ohngeachtet, die in Upsal zum Behuf der Wissenschaften ausgesetzten Legate nicht hatten erhalten können. Insbesondere schmerzte es Artedi'n, daß er sich ganze zehn Jahre an einem Orte habe aufhalten müssen, Artedi'n, dessen Gegenstand die ganze Natur war. Auf solche Art stritten sie lange mit ihren äußern Glücksumständen, und lange dauerte es, bis sie über die mancherlei Schwierigkeiten siegten und jeder von ihnen seinen besondern Weg antrat. Bei ihrer Trennung errichteten sie gleichsam ein Testament, vermöge dessen der Ueberlebende des Verstorbenen Manuscripte und Samlungen empfangen und durch den Druck bekannt zu machen verbunden seyn sollte. So schieden sie wehmüthig und in Thränen von einander. Linnee reisete durch Norwegen bis in das entfernte Lappland und Artedi nach England, zu welcher Reise ihm seine beiden Schwäger, der Pastor Liungberg und der Kaufmann Biur nach ihrem Vermögen behülflich waren. Während seines Aufenthalts in Upsal war Artedi ein guter Humanist, ein gelehrter Philosoph und ein gründlicher Arzt geworden. „Er besaß, sagt Linnee, eine scharfe Beurtheilungskraft, eine tiefe Gelehrsamkeit und eine vortrefliche Suade, so daß Jedermann, der ihn kannte, ihn auch seiner vollkommensten Hochachtung würdig schätzen mußte.„

Von Stockholm aus trat er daher im Jahre 1734 im September seine Reise nach England an. Er hatte hier das weiteste Feld seine Wißbegierde zu sättigen, und besonders in der Fischkunde seine Kenntnisse zu bereichern. Er genoß in der Hauptstadt dieses Königreichs die Freundschaft der angesehensten Gelehrten und vorzüglich des berühmten Sloane, dessen Güte und Leutseligkeit gegen ihn er stets mit vieler Dankbarkeit verehrte; so wie er auch überhaupt durch diese Reise einen großen Begrif von der englischen Nation gefaßt hatte. Nach einer reichen Ernte von allerhand Bemerkungen in Absicht auf die Naturgeschichte reisete er von da nach Holland und kam in Leiden an. Hier schien ihm das Glück günstig zu werden, indem es ihm gleich bei seiner Ankunft seinen besten Freund Linnee, und zwar auf eine unvermuthete und längst nicht erwartete Weise, in die

die Arme führte. Denn die Entlegenheit der Länder und beiderseitiger ungewisser und veränderlicher Aufenthalt hatte einen Briefwechsel unter ihnen unmöglich gemacht. In Thränen zerflossen sie bei ihren ersten Umarmungen und gegenseitigen Erzählungen ihrer gehabten Vorfälle. Artedi wünschte hier zwar die höchste Würde in der Arzneiwissenschaft zu erhalten, aber dem würdigen Manne fehlte auch jetzt das nothwendigste zu seiner Erhaltung. Sorgen und Kummer, die einen Mann von Gefühl und Bewußtseyn eines innern Werthes bei so reinen, so gemeinnützigen und weit ausreichenden Absichten doppelt martern, und bis zum erlöschen die Flamme des Geistes zu ersticken fähig sind, umringten ihn von allen Seiten. Dieses war die Ursache, warum er sich nach Hause zu reisen entschloß. Und mögte er dies gethan haben! er wäre vielleicht dem bevorstehenden Unglück ausgewichen, er wäre vielleicht länger ein Ruhm der Welt und ein Leitstern in der Naturhistorie geblieben. Denn auch aus den entferntesten Winkeln von Angermannland würde er seinen Namen ausgebreitet und ein Licht angezündet haben, das ihn den entlegensten Völkern zu erkennen gegeben hätte. Aber das Schicksal beschloß seinen Untergang in Holland.

Albert Seba, Apotheker in Amsterdam, schon ein Greis und eifersüchtig auf seine Naturaliensamlung, die damals in Ansehung des Thierreichs nicht ihres gleichen hatte, arbeitete eben um diese Zeit an der Ausgabe seines Thesaurus rerum naturalium, wovon die beiden ersten Bände von den vierfüßigen Thieren und Amphibien fertig waren. Beim dritten Bande, welcher die Geschichte der Fische enthalten solte, hatte er sich den Beistand des Herrn Linnee erbeten, welcher aber dieses Ansinnen von sich ablehnen mußte und Artedi'n statt seiner empfal. Denn Linnee selbst beschäftigte sich damals mit der ersten Ausgabe seines Systems, wobei ihm Artedi in Ansehung der Klasse von den Fischen die von ihm ausgearbeiteten natürlichen Ordnungen samt den Geschlechtsmerkmalen, so wie auch die von ihm zuerst erfundene Abtheilung der Familie der Doldentragenden Pflanzen nach den Hüllen (involucrum) mittheilete, als welche er nach Vollendung seiner ichthyologischen Werke annoch vollständiger und kritischer auszuarbeiten Willens war. In der Lage und in den Umständen, worin sich Artedi befand, war es Linnee etwas leichtes, ihn zu einer Reise nach Amsterdam zu bereden, wo er sich bei der Beförderung des sebaischen Werkes eine seinen Verdiensten angemessene Belohnung versprechen könne. Er folgte auch würklich dem Rathe seines Freundes, und Seba selbst gerieth in Verwunderung einen Mann zu finden, dem es kein andrer in der systematischen Behandlung der Naturgeschichte zuvor und in der Fischkunde gleich that. Mit Vergnügen überließ

 er

er ihm daher die noch rückständige Arbeit. Der edle und uneigennützige Artedi war hiebei auf nichts weniger, als auf seinen Vortheil, sondern einzig und allein auf die Erweiterung der Wissenschaft bedacht: Seba aber besaß einen dem seinigen gerade entgegen gesetzten Charakter. Indessen brachte er die Geschichte der Fische nach ihren Geschlechtern und Gattungen, die er samt den Synonymen der Schriftsteller aufs sorgfältigste beschrieb, glücklich und zu Seba's größter Zufriedenheit bis auf einige wenige zu Ende. Auf solche Art sahe er sich genöthiget, fremde Werke zu vollenden, sie mit seiner ganzen Gelehrsamkeit zu bereichern und sein eigenes darüber an die Seite zu setzen.

Als Linnee mit seinen Anfangsgründen von der Kräuterkunde zu Stande gekommen war, so reisete er nach Amsterdam, seinem Freunde dieselben mitzutheilen. „Hierauf, sagt jener, zeigte er mir gleichfalls seine Grundlehren von der Fischkunde (Philosophia ichthyologica), die er mir nach der letztern Abschrift vorlas und mich verschiedener mir damals in den Weg kommender Umstände ungeachtet nicht eher von sich ließ, als bis er über alle seine ichthyologischen Schriften meine Meinung in Ansehung der systematischen Regeln vernommen und gründlich auf meine Zweifel und Einwürfe geantwortet hatte.“ Zugleich gab er ihm auch die Versicherung, alles das seinige nach Endigung des sebaischen Werks noch einmal zu übersehen, auszufüllen und Holland nicht eher zu verlassen, als bis alles abgedruckt wäre. „Er hielt mich, fährt Linnee fort, ungewöhnlich lange bei sich auf, und zwang mich, beinahe über meine Zeit bei ihm zu bleiben, gleichsam als wenn er die Ahndung gehabt hätte, daß diese unsre lezte Unterredung seyn sollte, und alsdenn — o, wie sehr hätte ich sie zu verlängern gewünscht!“

Einige Tage nach Linnee's Abreise von Amsterdam nach Leyden, und zwar den 27ten Sept. 1735 bat ihn Seba zum Abendessen zu sich. Sie speiseten mit einander, und unter ihren Gesprächen merkten sie nicht, wie die späte Nacht sie übereilte. Artedi nimt hierauf Abschied und geht vergnügt nach seinem Hause zurück. Aber er sieht nicht die Gefahr, der er mit schnellen Schritten entgegen eilet.

Amsterdam ist wie die meisten Städte in Holland, mit vielen Kanälen, die aus der See hineingeleitet sind, durchschnitten. Diese Kanäle laufen neben den Hauptstraßen her und sind ohne Mauer und Geländer. Es ist daher bei sehr finsterer und neblichter Nacht ein Glück, diesen Schlünden des Todes auszuweichen. Denn diesen Namen verdienen sie mit Recht, theils wegen der Menge Menschen, die ihr Leben darin einbüßen, theils wegen ihrer vielen Ausdünstungen, wodurch sie die Luft vergiften. Längs einem dieser Kanäle mußte Artedi in der stockfinstern Nacht vorbeigehen. Und hier war es, wo der vortrefliche Mann mit-

mitten in der Blüte seiner Jahre sein Ziel erreichen und die glorreiche Bahn seines geschäftigen Lebens beschließen solte. Er fällt, und stürzt in die sumpfige Tiefe hinab! Kein Retter komt dem Schreienden zu Hülfe — er sinkt unter — und stirbt! „So kam, beweinet der zärtliche Freund des Linnee, in der schönsten Blüte seines Lebens und bei der vollkommensten Gesundheit, der Ruhm, die Zierde und der Stolz seiner Nation — so kam Artedi um! So verblühete durch ein zu frühes Verhängniß ein Genie, das ganze Jahrhunderte kaum einmal sehen! So ging der erste unter den Ichthyologen im Wasser unter, im Wasser, woran er Zeit seines Lebens seine Lust und Vergnügen gefunden hatte! So sehr misgönnete ein widriges Schicksal der gelehrten Welt einen Ichthyologen, der noch niemals und vom Anbeginn der Welt größer erschienen war!“

Sein Leichnam wurde ins Hospital, von da in das Haus seines Wirths, und von hieraus zur Gruft getragen. „Da ich, fährt der oft erwähnte Schriftsteller fort, den entseelten und starren Körper erblickte; da ich den bittern Verlust des besten und so viele Jahre geliebten Freundes beklagte; da ich seinen so vielen Widerwärtigkeiten mit meinen Gedanken nachhing; an so viele durchwachte Nächte, an so viele mühselige Stunden, an so viele Reisen, an so viele Arbeiten und Beschwerden mich erinnerte, die der Entseelte überstanden, bevor er zu derjenigen Wissenschaft gelangt war, worin er es mit jedem um den Vorzug aufnehmen konte: so zerfloß ich in Thränen. Und da ich diese ganze Gelehrsamkeit, die ihm Unsterblichkeit, seiner Nation ewigen Ruhm, und der gelehrten Welt die wichtigsten Vortheile zuwege bringen konte, mit dem Fall ihres Besitzers zum voraus dahin sinken sahe: so verpflichtete mich die Heiligkeit unsrer Gelübde, das gethane Versprechen zu erfüllen, vermöge dessen der Ueberlebende des Verstorbenen Schriften bekant zu machen verbunden seyn solte.“

Hier können wir nicht umhin, einen Zug von Seba zu erzählen, der freilich auf den Charakter des Mannes kein vortheilhaftes Licht wirft. Artedi's Verdienste um dessen Thesaurus sind bekant, und dessen beim dritten Bande übernommene Arbeit das schätzbarste am ganzen Werke für den eigentlichen Naturforscher, so daß man auch daher nicht ohne Grund den Wunsch äußern mögte, dieses in den kostbaren Folianten vergrabene Stück davon getrennet und durch einen besondern Abdruck allgemeiner bekant gemacht zu sehen. Lasset uns hören, wie ihm Seba vergalt. So lange als Artedi sich deswegen in Amsterdam aufgehalten, hatte er sich niemals von einer Art Aequivalent für seine mühsame Dienste beim Seba vermerken lassen, noch weniger war ihm dieser damit zuvor gekommen. Aus der Ursache, und

um seines nothwendigen Auskommens, war er in die Umstände gesetzt worden, bei dem Wirthe, wo er wohnte, einige Schulden zu machen. Grund genug für einen Mann dieser Art, auch nicht das geringste von den Manuscripten verabfolgen zu lassen, bevor ihm seine ganze übermäßige Forderung entrichtet wäre. Linnee, welcher damals auch nicht zu glücklich war, konte ihm nicht mehr als die Hälfte darauf ausbezahlen und überließ ihm den sonstigen Nachlaß seines verstorbenen Freundes für zwanzig Gulden. Allein, es war umsonst, den harten Mann vom öffentlichen Verkaufe, womit er täglich drohete, zurück zu halten, ja er war itzt schon im Begrif, seinen Vorsatz auszuführen. In dieser Bekümmerniß geht Linnee mit der angelegentlichsten Bitte zum Seba hin, ihm die Summe zur Abtragung der andern Hälfte der Forderung nur so lange vorzustrecken, bis er selbst das in dieser Absicht erforderliche Geld aus Schweden würde erhalten haben: dahingegen mögte er, wenn es ihm gefiele, die Manuscripte bis zur Wiedererstattung als sein Unterpfand annehmen, und nur dahin sehen, daß nichts davon wegkäme und alles bei einander bliebe. Aber was that Seba? er zuckte die Achseln mit den Worten, er könne sich unmöglich mehr mit dergleichen Geschäften befassen. So sprach Seba, dieser reiche Mann; Seba — der dem Verstorbenen so große Verbindlichkeiten schuldig war; Seba — von dem Linnee mit Mühe nicht mehr als funfzig Gulden zum Leichenbegängniß erhalten hatte. Warlich, für so viele Verdienste eine schöne und angemessene Belohnung! Er gab ihm indessen den Rath, den Wirth an dem öffentlichen Verkaufe nicht zu verhindern, weil sodann die Papiere in keines andern als in seine Hände, und zwar um einen desto geringern Preis gelangen sollten, je weniger es zu vermuthen sey, daß ihrentwegen in Amsterdam Nachfrage geschehen würde: ein Rath, der jenem zu sehr auf die Spitze gestellet und zu verfänglich deuchte, um demselben trauen zu können, und die Absicht daraus nicht errathen zu sollen.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Hannoverisches Magazin.

87tes Stück.

Montag, den 30ten October 1780.

## Das Leben des Artedi.

(Schluß.)

Nicht selten zeigt eine gütige Vorsicht uns in den mislichsten Umständen eine unerwartete Auskunft, und Hülfe kömt vom Himmel herab. Kurz vorher hatte Linnee das Glück gehabt, dem berühmten Herrn Georg Cliffort, beider Rechten Doctor, bekant zu werden, und die Freundschaft und Gewogenheit dieses edlen und gelehrten Mannes zu erhalten. In der bekümmertesten Lage von der Welt, worin er sich damals wegen der frommen Sorge um die Asche seines Freundes befand, nahm er keinen Anstand, diesem seinen Gönner die Gefahr, in welcher sich die artedischen Schriften durch eine längere Zögerung befänden, vorzustellen. Was that dieser großmüthige Mann? Keinen Augenblick bedachte er sich, ein solches Kleinod den unwürdigen Händen durch die Bezahlung des ganzen Rückstandes zu entreißen, und dem Hn. Linnee ein Geschenk damit zu machen, der nunmehro seine Gelübde zu erfüllen und dem geliebten und unglücklichen Manne ein Denkmal zu stiften eilete, das durch alle Jahrhunderte ihn verherrlichen wird, ihn, dessen Leben eine Kette von Arbeiten und Widerwärtigkeiten gewesen war. So viele Schwierigkeiten kostete es, den Namen des Artedi dem drohenden Untergange zu entreißen, und ein Werk, welches das erste in seiner Art ist, und wodurch die Bahn zu einer der dunkelsten und am allerwenigsten bearbeiteten Theile der Naturgeschichte gebrochen ist, zu erhalten.

Wir wollen das Leben dieses Mannes mit einer kurzen Vorstellung seiner nachgelassenen Schriften beschliessen, die der Herr von Linnee unter folgendem Titel zum Drucke beförderte: Petri Artedi, Sueci, Medici, Ichthyologia, siue opera omnia de piscibus, scilicet: Bibliotheca ichthyologica. Genera Piscium. Synonyma specierum. Descriptiones specierum. Omnia in hoc genere perfectiora, quam antea ulla. Posthuma vindicavit, recognovit, coaptavit & edidit Carolus Linnæus, Med. D. & Ac. N. C. Lugd. Bat. 1738.

Der erste Theil begreift die litterärgeschichte der Fischkunde in sich,

worin alle Schriftsteller, die von den ältesten Zeiten an bis auf die neuern entweder ganz oder zum Theil von den Fischen geschrieben haben, samt einer Recension ihrer Werke vorkommen. Er war willens, diesen Theil weitläuftiger auszuarbeiten, und die Lebensbeschreibung eines jeden Schriftstellers samt der Kritik seiner Werke zu entwerfen, wenn ihm der Tod nicht zuvor gekommen wäre. Man findet hier indessen alles, was je über die Fische geschrieben worden ist, historisch zusammen getragen, und hin und wieder kurze Lebensnachrichten und kritische Bemerkungen. Es sind 71 Schriftsteller, mit denen er uns in diesem Theile bekant macht.

Im zweiten werden die sämtlichen Theile der Fische, die äußern und innern nach ihrer Lage, Zahl, Gestalt und Verhältniß mit kurzgefaßten Kunstwörtern, von denen er eine Erklärung beigefügt, und ihre vorher schwankende Bedeutung festgesetzt hat, beschrieben.

Dieser Theil enthält zugleich eine allgemeine Anatomie und Physiologie der Fische. Er lehret ferner darin, was eigentlich ein System in der Naturgeschichte sey, und giebt die Regeln und Grundsätze an, worauf es beruhen müsse. Er zeigt, wie man die Gattungen nach ihren feinsten Abweichungen beschreiben, sie nach allgemein wesentlichen Charakteren in Geschlechter vereinigen, und diese nach überall zutreffenden Haupt- und in die Augen fallenden Merkmalen in gewisse Familien oder Ordnungen aufstellen solle. Endlich mustert er darin die schicklichen Benennungen von den unschicklichen, die etwa z. E. wegen einiger scheinbaren Aehnlichkeit von Landthieren oder von einigen Theilen derselben genommen, oder zu sehr und unfüglich zusammengesetzt, oder nicht ächt römisch und griechisch waren, aus, und ersetzt die annoch fehlenden durch bequeme und zugleich ausdrückende Namen. Dieses Werk, so wie das folgende, hat ihm mit Recht die Ehre des ersten systematische Zoologen erworben.

Im dritten Theile legt er sein nach denen im vorigen gegebenen Regeln und Grundsätzen errichtetes System vor Augen, und theilet die Fische nach folgenden fünf Ordnungen ein:

In die erste bringt er alle diejenigen, welche weiche Flossen haben oder deren Stralen zwar knochenartig, aber doch nichts weniger als stechend und hart, sondern weich und biegsam sind. (Malacopterygii, Weichflosser). Hieher gehören 21 Geschlechter und 91 Gattungen. In die zwote setzt er alle diejenigen, welche mit stechenden Flossen bewafnet, oder deren Stralen knochenhart sind und sich in spitze Stacheln endigen. (Acanthopterygii, Stachelflosser.). Hieher gehören 16 Geschlechter und 77 Gattungen. Zu der dritten zählet er solche Fische, welche zwar knochenartige Flossen wie die vorigen, aber keine Knochen an den Kiemenblättern (branchiæ) besitzen. (Branchiostegi, Beinohren.). Hieher gehören 4 Geschlechter und 30 Gattungen. In die vierte kommen diejenigen mit knorpelartigen Flossen, de-

ren Stralen kaum von der Flossenhaut zu unterscheiden sind: dabei haben sie statt der Knochen nur Knorpel an den Respirationswerkzeugen; sind nicht mit ordentlichen Kiemendeckeln versehen, und ihr Maul sitzt tief an der Unterfläche des Kopfs. (Chondropterygii, Knorpelflosser,). Hieher gehören 4 Geschlechter und 29 Gattungen. Die beiden erstern Ordnungen enthalten die eigentlichen und auch nach dem neuesten System des Herrn von Linnee also genannten Fische und die beiden letztern desselben schwimmende Amphibien, die meistens in die dritte artedische Ordnung bis auf vier Geschlechter gehören, nemlich die Prücken (Petromyzon,), Rochen (Raja,), Hayfische (Squalus,) und die Störe, als welche die vierte Ordnung beim Artedi ausmachen. In die fünfte setzte er endlich diejenigen säugenden Seethiere, welche eine flache oder eine horizontale Schwanzflosse, vollkommne Lungen und gemeiniglich zwei Blaselöcher am Kopfe haben, mit einem Worte die Wallfische. Hieher gehören sieben Geschlechter und 15 Gattungen, so daß diese fünf Ordnungen 52 Geschlechter und 242 Gattungen in sich enthalten *). Es ist hier der Ort nicht, in das Detail dieses Meisterstücks hinein zu gehen.

Im vierten Theile erfolgen die Synonymen oder die verschiedenen aber gleichgeltenden Namen der Schriftsteller, womit sie die Gattungen der Fische benannt haben. Hat man beim zweiten und dritten Bande das Genie des Artedi bewundert, so erstaunet man hier über den unglaublichen und unbeschreiblichen Fleiß des Mannes, womit er unter dem Wuste so vieler Schriften und unsystematischen Beschreibungen, aus so manchen Sprachen, aus so vielen zerstreuten Observationen und selbst aus den alten Dichtern die Namen hervorgesucht hat, die man von jeher dieser oder jener Gattung beilegte.

Welche herkulische Schultern zu einer solchen Arbeit! Außer diesen führt er gemeiniglich die deutschen, englischen, französischen, holländischen, schwedischen, dänischen, italiänischen, spanischen, römischen und griechischen Namen an. Ein Werk von ganz unschätzbarem Werthe, und das zur Erklärung der alten Naturforscher unentbehrlich ist. Bauhin arbeitete 40 Jahre an einem dergleichen in der Kräuterkunde: aber in dieser Wissenschaft war schon Licht aufgegangen. Artedi arbeitete sich durch die finstere Nacht hindurch, ehe er Licht sahe.

Der fünfte Theil enthält vollständige Beschreibungen fast aller schwedischen und verschiedener ausländischen Fi-



*) Die Anzahl der jetzt bekanten Fische ist nach der Zeit sehr vermehret, und beträgt mit Inbegrif der Wallfische und der schwimmenden Amphibien allerweniastens 480 Gattungen, welche der Herr von Linnee in 65 Geschlechter vertheilet. Willoughby, der einen großen Theil von Europa der Fischkunde halber durchreiset ist, zählte nicht mehr als 178 Gattungen. So sehr ist in der Folge durch einen Klein, Garden, Catesby, Gronov, Gouan, und andere diese Klasse bereichert worden.

Fische nach ihren äußern und meistens auch inwendigen Theilen. Sie sind Muster in Ansehung der Deutlichkeit, Pünktlichkeit und kunstvollen Kürze des Ausdrucks.

Wer indessen in diesem vortreflichen Werke nicht alles gleich vollständig und gleich strenge ausgefeilet finden mögte, der bedenke, daß der Künstler, als er die letzte Hand an das fast vollendete Meisterstück zu legen im Begrif war, plötzlich abgerufen und von seinem Verhängniß übereilet wurde. Es entriß ihn der Welt als er 30 Jahr alt war.

Wir haben es einzig und allein der treuen Wachsamkeit eines Linnee und der Großmuth eines Cliffort zu verdanken, daß diese kostbaren Monumente bis auf uns gekommen sind. In diesem rühmlichen und verdienstvollen Unternehmen hatten sie das Beispiel eines Lancisi und Boerhaave vor Augen, von denen jener die schon vergessenen und in der Dunkelheit begrabenen anatomischen Werke eines Eustachs von ihrem nahen Untergange rettete, und dieser beides das berühmte Botanicon parisiense des Vaillant, die Frucht eines 36jährigen Fleißes und zugleich vermittelst Gaubius unermüdeter Sorgfalt, die unsägliche und beinahe verlorne Arbeit eines Schwammerdam ans Licht zog; und stelleten sich dadurch einem Fagon und Jussieu an die Seite, von denen der erstere des frommen Pater Plümier, und dieser des Mönchs Barrelier 25 Jahre lang gesammelten und versteckten botanischen Schätze den Nachkommen sicherte. Alle diese ewigen Denkmäler menschlicher Wissenschaften würden mit ihren Urhebern dahin gesunken seyn, wenn sich nicht Männer gefunden, die ihre Ehre darin gesetzt hätten, den Verdiensten so großer Geister Gerechtigkeit zu erweisen. Aber wie manche kostbare Stücke liegen nicht noch verborgen, und wie viele bedeckt nicht schon mit ihren Urhebern die Asche des Todes! Ihnen erschien kein Retter, — kein Lancisi, kein Boerhaave, kein Jussieu, kein Linnee! B ‚ = g.

---

# Wie nöthig es sey, den Charakter eines Kindes, das man gut erziehen will, kennen zu lernen, welch eine mannigfaltige Menge von Charakteren es giebt, wie gütig die Natur dabei ist, und wie sich Väter verhalten müssen, wenn sie ihre Kinder kennen lernen wollen.

(Aus dem Französischen.)

Bei jeder Art der Erziehung müssen wir den Anfang mit der Kentniß des Charakters machen, wenn wir durch sie unsere Absicht glücklich erreichen wollen. Dieser Anfang ist nicht leicht. Dem weisen Beobachter der die ruhigste Fassung hat, vergehn die Augen über die Natur in ihren Man=

Mannigfaltigkeiten. Von allen Seiten wird seine Wißbegierde von immer neuen Gegenständen unablässig aufgefordert, und sie allein setzt ihn über alle Hindernisse hinweg, die ihn in seiner langwierigen und mühsamen Arbeit, die nur für den Verstand belohnend ist, aufhalten. Man muß es gestehn, der Fortgang in der Kentniß der Natur ist erstaunlich. Bis jetzt aber ist man dem ohngeachtet noch auf der Oberfläche. Keinem Menschen wird es gelingen den Vorhang der das Heiligthum ihrer Wunder deckt, wegzuziehn. Der weite, prächtige Schauplatz fällt in das Auge, und entzückt, die genauere Betrachtung einzelner Wirkungen beschäftiget unsern Verstand: so bald man aber anfängt ergründen zu wollen, so zerstieben alle Hypothesen vor der ersten bewundrungswürdigen Ursache, die alles hervor gebracht hat, und die alles erhält. Einige Beobachter haben, um ihren Aufsätzen mehr Ansehen zu geben, gesagt, sie hätten die Natur auf der That ertappt. Diese artige Versicherung macht mich zu lachen, überredet mich aber nicht. Die mannigfaltigen Lehrgebäude die man auf Scheingründen zu errichten sich bemüht hat, beweisen zwar mit welcher Scharfsinnigkeit der Mensch sich an alles macht, wodurch er sich auf irgend eine Art unterrichten kan, aber den glücklichen Erfolg davon, beweisen sie nicht. Eben so schwer, so unmöglich ist es die Absichten und Ursachen von den unendlich mannigfaltigen und zarten Zügen in der Bildung und in dem Charakter eines jeden Wesens von jeder Art vollkommen einzusehn. Herr von Büffon erklärt sich darüber mehr witzig, als gründlich. Wir wollen uns, ohne uns auf Muthmaßungen lange einzulassen, an das halten, was wir sehn, und uns vor dem großen Wesen demüthigen, das die Kette aller Wesen in der Natur hält, von welchem uns in der Reihe mit ihnen allen, eine Stelle angewiesen worden ist, die, um unsern Stolz einzuschränken, tief genug ist.

Man kan das menschliche Geschlecht wie einen großen Baum betrachten, dessen Zweige, Blätter, Blüten und Früchte augenscheinlich von einander unterschieden sind, ob gleich alles aus einem Stamme hervorgekommen ist. Jeder Mensch hat Züge von dem Bilde das alle Menschen an sich tragen in seiner Bildung, und doch ist seine Bildung seine allein. Bei aller Aehnlichkeit, die man manchmal zwischen einem und dem andern Angesichte antrift, trift man doch immer die vollkommene Gleichheit nicht. Es ist mit den Gemüthsarten fast eben so, wie mit den Gesichtsbildungen. Selten wird sich ein Paar von sich einander vollkommen ähnlichen finden lassen.

Und hier hat die Natur ihre vorzügliche Liebe gegen den Menschen recht sehr bewiesen. Dächten und handelten alle Menschen ganz vollkommen, einer wie der andere, so würde sich nichts abgeschmackters denken lassen, als das menschliche Leben. Keine Eigenschaft würde sich alsdenn in Vergleichung mit andern ausnehmen, die Leidenschaften würden nichts zu thun haben, und Ver-

druß und lange Weile würde endlich alles todt machen. Man legt zwar bei der Freundschaft die Aehnlichkeit der Gemüther zum Grunde; man muß sich aber nicht eine solche einförmige Aehnlichkeit dabei denken, die sich eben so wenig zu Verbindungen schickt, als das völlige Widerspiel. Ein lebhafter, aufbrausender Charakter kan sich recht sehr wohl mit einer ruhigen und gesetzten Gemüthsart vertragen. Achilles und Patroclus, Orest und Pylades, Pelopidas und Epaminondas, Alexander und Hephästion waren so. Diese Aehnlichkeit bezieht sich also auf nichts weiter, als auf den Geschmack an Vollkommenheiten überhaupt, und auf die Geneigtheit sich einander gegenseitig zu leiden, den eigenthümlichen Charakter der Freundschaft.

Die Menschen sind in der Welt, die Kinder unter sich in der Familie zu leben bestimmt. Zieht man diese so, daß sie ihre ersten Pflichten, die sie sich unter sich schuldig sind, erfüllen, so hat man sie fähig gemacht, mit der Zeit die Pflichten, die die Welt von ihnen verlangen kan, auszuüben. Und darauf komt bei der guten Erziehung alles an.

In den ersten Jahren der Kindheit entdeckt sich der Charakter durch die Natur, ohne Schminke, so wie er ist. Um ihn recht aus dem Grunde kennen zu lernen, muß der Vater die Triebfedern in ihm nicht aufhalten. Er trage vielmehr zur völligen Entfaltung des Charakters bei, er sey wie er will, gut oder böse. Nur daß das eine, oder das andere sicher ausgemacht sey. Ist dies, so hat man eine leuchtende Fackel bei den ersten Schritten, die man zu thun hat. Man befürchte nicht, man ängstige sich nicht, daß man vielleicht zu viel erfahren möge. Das Herz eines Kindes ist ein weiches Wachs. Die aufmerksame, zärtliche Sorgfalt, wird den Charakter des Lasters, wenn er lasterhaft seyn solte, bald unkenntlich gemacht haben, um in ihn die Züge der Tugend einzudrücken.

---

## Drei Arten von Charakteren.

Man kan drei Hauptarten von Charakteren annehmen, von welchen eine jede wieder bis ins unendliche in besondere Gattungen unterschieden werden kan, nemlich:

1. Den lebhaften Charakter.

2. Den eigensinnigen, trotzigen, unbiegsamen, harten, und

3) den sanften, den gefälligen, den ruhigen, den guten.

Die erste Art. Der lebhafte.

Eine lebhafte, muntere Gemüthsart ist ein unschätzbares Geschenk der Natur. Man mildere sie mit sanfter Hand. Man entferne lasterhafte Beispiele von ihr, und sie kan nicht anders, als gut werden. Sie wird für alle Lehren der Weißheit, und Tugend die fähigste sie anzunehmen seyn. Aber wie viele Hindernisse sind darwider, sie so zu erhalten, wie sie von Natur ist.

Ein Kind von dieser Gemüthsart hat gemeiniglich in seiner Gesichtsbildung etwas einnehmendes. Eine Gabe,

be, die es recht sehr glücklich machen solte, und es oft um alles Glück bringt! Was macht die Amme aus diesem Kinde? Und die Mutter, was wird darüber aus ihm? Das liebenswürdige Kind, kennt noch keine andere, als leichte, sanfte Empfindungen von Freude, und Wohlbefinden. Die lächelnde Unschuld schwebt auf seinen Lippen, und belebt alle seine Züge mit neuer Anmuth. Dieser reitzende süße Ausdruck befriediget die Amme, die Mutter, und die Magd noch nicht genug. Sie wollen die ausgelassene Freude heraushaben, die sich die Natur auf eine andere Zeit vorbehalten hat. Sie reitzen, und drücken das Kind so lange, bis endlich das kleine Opfer unter gewaltsamen Ausbrüchen von lautem Lachen fast erstickt.

Solte man es glauben, und sich überzeugen, daß das übertriebene Lachen, das nicht von einer wahren ganz empfundenen Freude kommen kan, dem Temperamente und Charakter eben so nachtheilig sey, als nur immer das Weinen und Schreien vor Schmerz? Selbst alsdenn, wenn durch diese wilde Sitte, bei welcher man beharret, kein anderer Nachtheil verursachet würde, als das die Gesichtszüge verzerret werden, so ist sie schon deswegen schlechterdings zu verwerfen. Um so viel mehr aber muß es geschehn, da sie einen Einfluß auf die Gesundheit, und auf den Charakter haben kan *).

Doch, die Unvorsichtigkeit bleibt hier nicht stehen. Sie geht weiter. So wie nach und nach das Kind größer wird, und Verstand kriegt; so fährt man auch fort es zu mißbrauchen. Fängt es an zu lallen, so wird aus allem, was es sagt, ein Wunder gemacht. Es muß 1000000 mal sagen, was es einmal gesagt hat. Man läßt es vor Liebkosungen und Lobsprüchen nie zu sich selbst kommen. Das kleine Gehirn wird erschüttert. Das Kind war so freundlich und lieblich. Nun ist es grämlich und böse geworden.

Ist die Verwandlung nicht augenscheinlich merklich; so wird das Uebel ärger. Die Artigkeiten des Kindes würden viel von ihrem Werthe verlieren, wenn sie nicht von Zuschauern außer dem Hause bemerkt und bewundert werden solten. Die Nachbarschaft, die Gevattern müssen vor Erstaunen über das Wunder ganz außer sich seyn, und seine Einfälle müssen allemal das Neue vom Tage werden. Man gewöhnt den kleinen guten Jungen daß er nascht. Er muß eine Belohnung haben, weil er sich so wohl anläßt, weil er so ein ehrliches Gesicht hat. Da wird die ganze Straße, das ganze Viertheil der Stadt in Contribution gesetzt. Man stopft ihn mit Zuckerwerke voll, und es ist ein wahres Wunder, wenn er durchkomt und nicht mitten unter den Näschereien stirbt. Und, wer weiß es, ob er nicht glücklicher wäre, wenn er stürbe, als wenn er das Opfer der blinden Zärtlichkeit,

*) Man wird sich hier, und bei der folgenden Stelle leicht an das erinnern, was einmal jemand bei einer andern Gelegenheit gesagt hat: Es giebt viel Tugenden, die zu Lastern werden. Ueb.

lichkeit, der grausamen Güte werden sollte?

So war denn die Natur umsonst so freigebig mit ihren Gaben gegen ihn! Alle ihre unschätzbaren Geschenke wurden wider sie selbst gebraucht, und dadurch wurde das Daseyn dieses unglücklichen elend, und die Beschämung und Kränkung seiner Eltern.

Einem solchen Unglücke zuvor zu kommen, ist es unumgänglich nothwendig, daß ein vernünftiger Vater bald die rechten Anstalten trift, keinen von den angeführten Mißbräuchen zuzulassen. Er wache mit der Strenge des Cato bei der frühesten Sorgfalt, die auf seine Kinder angewendet wird, entferne alle Altkluge, und sey Herr in seinem Hause.

Das läßt sich wohl sagen, wirft man mir ein. Aber, wer ist Bürge dafür, daß es sich in der Ausführung anwenden läßt? ich verstehe diesen Einwurf recht sehr. Er ist in der That wichtig — — aber, — —

Aber, wenn die aufgeklärte Liebe, das zärtliche Interesse der Vernunft, die Verbindungen der Ehe vorzüglich schließt; so äußert sie auch ihre Macht in der Familie, und im Hause, und durch sie, durch ihren seligen Einfluß finden Vater und Mutter ihre Glückseligkeit da. Man trachtet gemeinschaftlich darnach der Natur die Gelübde getreu zu entrichten, und die Erziehung der Kinder muß durch die Eintracht beider, des Vaters und der Mutter gut werden. Eine Mutter hat eine schwere und wichtige Pflicht als Mutter zu erfüllen. Ihr Stand bestimt sie, von den ersten Augenblikken des Lebens ihres Kindes an, am nächsten, am meisten sich dessen anzunehmen, alle ihre zärtlichen Sorgen auf diesen Gegenstand zu verwenden, ihre Geduld, ihre rege Liebe in der That zu zeigen, mit einem Worte, jedem Unterrichte, jeder Art der Erziehung und Anweisung vorzuarbeiten. Das ganze Glück bei der Erziehung kam oft, o sehr oft von der guten Art, mit der sie die ersten Regungen der Kindheit in Acht nahm. Ein Vater kan in der ersten Zeit nicht mehr thun, als über diese Sorgfalt wachen, und sie durch seinen Rath aufmuntern. Wenn Friede und Eintracht in den Herzen der Eltern herrscht; so haben sie auch von der Natur mehr Recht Friede und Eintracht von ihren Kindern zu verlangen und zu erwarten. Das Beispiel ihrer Tugend macht ihrer kleinen Nachwelt die Ausübung derselben leicht, und die lebhafte, muntere Gemüthsart, mit der sie die Natur beschenkt hat, nimt sich an ihr, an der Seite ihrer immer frohen Eltern noch einmal so schön aus, sie genießen ihr Glück mit mehr Empfindung, und der Segen verbreitet sich von ihnen weit umher.

---

Hannoverisches Magazin.

88tes Stück.

Freitag, den 3ten November 1780.

## Naturgeschichte des Bären.

Es giebt verschiedene Gattungen vom Bären, die man bei der Naturgeschichte dieses Thiers wohl von einander unterscheiden muß, weil man sonst leichtlich den Fehler begeht, der einen Gattung bisweilen etwas zuzuschreiben, was der andern eigenthümlich ist.

Man muß daher den Landbären nicht mit dem Seebären verwechseln, der gemeiniglich der **weiße Bär**, oder der **Bär des Eismeeres** genennet wird. Diese beide Thiere sind so wohl in der Bildung des Körpers, als in ihren natürlichen Eigenschaften wesentlich von einander unterschieden. Vom Landbären giebt es wieder zwo Gattungen, eine **braune** und eine **schwarze**, die auch weder einerlei Neigungen noch einerlei natürliche Triebe haben, und daher als zwo verschiedene und besondere Gattungen betrachtet werden müssen.

Außerdem giebt es noch weiße Landbären, die ohngeachtet der Aehnlichkeit der Farbe, vom Seebären in allen übrigen Stücken gänzlich unterschieden sind.

Der weiße Landbär wird in der grossen Tartarei, in Moskau, in Litthauen und den andern nördlichen Ländern gefunden. Er wird nicht durch die strenge Kälte dieser Himmelsgegenden im Winter weiß, wie die Hermeline und die Hasen, sondern er wird weiß geboren. Man würde ihn daher als eine vierte Gattung anzusehen haben, wenn es nicht auch Bären mit einem braun und weiß gemischten Haar gäbe.

Auf den Alpen findet man den braunen Bären ziemlich häufig, aber selten den schwarzen, der im Gegentheile in den Wäldern der nördlichen Länder von Europa und Amerika gefunden wird.

Der braune Bär ist grimmig und fleischfressend, der schwarze ist blos wild, und zeiget einen beständigen Widerwillen gegen den Genuß des Fleisches. Er lebt von Baumfrüchten, unter andern von Eicheln und auch von Wurzeln. Seine köstlichsten Gerichte aber sind Honig und Milch. Ueber einem solchen Fund würde er sich eher tödten lassen, als ihn aufgeben.

Man hat, wie Herr du **Praz** versichert, kein Beispiel, daß die schwarzen Bären Menschen gefressen haben,

und wenn sie auch gleich aufs heftigste vom Hunger gequält werden, so ziehen sie doch allemal das Getreide dem Fleische vor.

In Norwegen sind dreierlei Bären bekant, sagt Wormius. Die erste Gattung davon ist sehr groß, nicht völlig schwarz, sondern braun, und wird *Bressdlius* genannt. Diese Art ist nicht so schädlich als die andern, indem sie von Kräutern und Blättern lebt.

Der zweite, *Udgiersdius*, ist kleiner, schwärzer, fleischfressend, und fällt oftmals Pferde und andere Thiere, besonders im Herbste an. Der dritte *Myrabiorn* ist der kleinste von allen, aber nichts destoweniger schädlich. Er soll sich von Ameisen nähren, und seine Lust daran haben, ihre Haufen umzustöhren.

Die schwarzen Bären haben gemeiniglich nur in kalten Ländern ihren Aufenthalt, die rothen, braunrothen oder braunen aber werden unter kalten und gemäßigten Himmelsstrichen, und wohl gar in den mittäglichen Gegenden gefunden. Von diesen ist es ausgemacht, daß sie lebendige Thiere fressen, auch oft ihren Hunger mit stinkenden Aesern stillen. Bei den Griechen waren sie häufig; die Römer bekamen sie zu ihren Schauspielen aus Libyen; man findet sie in China, Japan, Arabien, Aegypten, bis sogar in der Insel Java. Aristoteles redet auch von weißen Landbären, und siehet diese Verschiedenheit der Farbe wie einen Zufall an, der von einem Fehler in der Zeugung herrührte.

In bergichten oder waldichten wüsten Ländern giebt es gemeiniglich Bären; man findet sie aber nicht in Reichen, die stark bewohnt und gut gebauet sind.

Der Bär ist nicht allein wild, sondern auch einsiedlerisch. Die Entfernung von aller Geselschaft ist sein natürlicher Trieb. Er ziehet sich aus den Gegenden zurück, wo Menschen hinkommen. Eine antike Höle in unersteiglichen Felsen, eine Grotte, die die Zeit in dem Stamme eines alten Baumes, mitten in einem dicken Walde gebildet hat, machen seine Wohnung aus. Hier nimt er ganz einsam seinen Aufenthalt, und bringt daselbst einen Theil des Winters ohne Nahrungsmittel zu, ohne daß er in verschiedenen Wochen herausgehet. Er ist indessen nicht erstarret oder ohne Empfindung, wie das Murmelthier und der Siebenschläfer. Da er natürlicher Weise fett und dieses gegen das Ende des Herbstes, da er in seine Höle gehet, in einem außerordentlichen Grade ist, so macht dieser Ueberfluß der Feiste, daß er seine Fasten hält, und nicht aus seinem Loche gehet, als bis er ausgehungert ist. Daß aber der Bär ohne zu fressen, vierzig Tage beständig in seiner Höle bleiben soll, und die Bärin gar vier Monate, solches verdient schwerlich Glauben. Die braunen Vaterbären fressen die Jungen, wenn sie eben geboren sind, und sie dieselben in ihrem Lager finden. Die Bärinnen scheinen sie im Gegentheil bis zur Wuth zu lieben. Sie sind, wenn sie geworfen haben, grimmiger und

und gefährlicher als die Mannbären. Sie kämpfen und wagen sich in jede Gefahr, um ihre Jungen zu retten. Diese werden nicht, wie die Fabel sagt, ungestalt geboren, und wachsen fast eben so geschwind, als die andern Thiere. Sie werden in dem Leibe ihrer Mutter vollkommen gebildet, und wenn sie gleich bei dem ersten Anblicke wie Klumpen geschienen haben, so ist die Ursache diese, daß der alte Bär selbst wegen der Masse, der Dicke und Unschicklichkeit des Leibes und der Gliedmaßen nicht besser gebildet ist.

Die Bären haben den Herbst zu ihrer Brunstzeit, und die Bärin soll hizziger, als der Mannbär seyn. Aristoteles sagt, die Bärin ginge dreißig Tage trächtig, allein solches ist gar nicht wahrscheinlich, denn der Bär ist ein großes Thier, und je größer die Thiere sind, desto mehr Zeit wird zu ihrer Bildung in Mutterleibe erfordert. Ferner wachsen die jungen Bären ziemlich langsam; sie folgen ihrer Mutter, und können ihres Beistandes in den beiden ersten Jahren nicht wohl entbehren. Endlich bringt der Bär nur wenig Junge zur Welt, nemlich eins, zwei, drei oder viere, und niemals über fünfe, eine Eigenschaft, die ihm mit allen großen Thieren gemein ist, die nur wenig Junge haben, und lange trächtig sind, und er lebt zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre. Aus diesem allem solte man wohl schließen dürfen, daß das Trächtiggehen wenigstens einige Monate daure. Die Mutter scheinet übrigens für ihre Jungen sehr große Sorge zu tragen. Sie macht ihnen am Boden der Höle ein Bette von Moos und Kräutern, und säuget sie so lange, bis sie im Stande sind, mit ihr auszugehen. Sie wirft im Winter, und im Frühling fangen die Jungen an ihr nachzufolgen. Der Bär und die Bärin wohnen niemals bei einander. Jedes hat seine besondere Höle, und so gar in einer großen Entfernung von einander. Wenn sie keine Grotte zu ihrem Lager ausfinden können, so brechen sie Holz ab, oder sammeln es, um sich einen Kessel zu machen, den sie so lange wieder mit Kräutern und Blättern überlegen, bis sie ihn für das Wasser undurchdringlich gemacht haben.

Die Stimme des Bären ist ein Gebrumme, oder ein grobes Murmeln, das zum öftern mit einem Zähneknirschen untermengt ist, sonderlich alsdenn, wenn man ihn böse macht. Er ist sehr jähzornig, und sein Zorn hat allemal etwas von Wuth, und zuweilen von Eigensinn an sich. Ohngeachtet er gegen seinen Herrn sanftmüthig und so gar gehorsam zu seyn scheinet, wenn er zahm gemacht ist, so muß man ihm doch niemals trauen, vornemlich ihn nie auf die Spitze der Nase, oder an die Geschlechtstheile schlagen.

Man lehret ihn, sich aufrecht zu halten, allerhand Männchen zu machen, und zu tanzen. Er scheinet so gar den Klang der Instrumente zu vernehmen, und auf eine plumpe Art den Takt zu beobachten. Allein, wenn

den Umkreis fast aller seiner Gliedmassen. Außer der Schnautze und den Füßen sieht man nichts deutlich. Indessen erkennt man leicht, daß der Leib nach dem Maaß der Länge dick ist, und die Beine kurz sind. Der Kopf hat mit dem vom Welse einige Aehnlichkeit in seiner Bildung, und in der schrägen Lage der Augen, die aber kleiner als bei diesem Thiere sind. Die Nase hingegen ist breiter, die Ohren sind kürzer und mehr geründet; die Schnautze ist vorn aufgeworfen; die Nasenlöcher sind größer, und ihre Oefnungen ganz anders, indem ihr äußerer Rand durch einen Einschnitt eingekerbt ist. Vom Halse ist ein wenig zu sehen, das oberste Rückengelenke aber scheinet sehr hervorzuragen; indem es mit einem langen und struppichten Haare besetzt ist; das Kreuz läuft niedrig hinten zu, der Schwanz hat eine geringe Länge, und die Vorderfüße sind ein wenig einwärts gebogen.

In den mitternächtlichsten Ländern ist der weiße Bär ein sehr bekanntes Thier. Martens und einige andere Reisebeschreiber haben seiner erwähnet; aber keiner hat eine so genaue Beschreibung davon gegeben, daß man einen zuverläßigen Ausspruch thun könnte, daß seine Gattung von der Gattung des Bären verschieden sey. Dieser Bär der nordischen Meere lebt von den Aesern von Wallfischen, von Seekälbern, Fischen &c. Er verläßt das Ufer des Meeres niemals, und oft wohnt er so gar in freiem Wasser auf großen schwimmenden Eisschollen.

Anderson sagt: diese weißen Bären sind ganz anders gebildet, als die unsrigen; sie haben einen langen Kopf, wie der Hund, und einen eben so langen Hals; sie bellen fast wie die Hunde, wenn sie heiser sind; sie sind über dieses auch schlanker und hurtiger, als die andern Bären; ihre Größe ist mit diesen fast einerlei; ihr Haar ist lang und so weich als Wolle; ihre Schnautze, die Nase und die Klauen sind schwarz. Die übrigen Bären sollen einen sehr weichen Kopf haben, aber bei den weißen ist das Gegentheil.

Dithmar Blefken redet von diesen weißen Bären, und versichert, daß er einen in Grönland habe tödten sehen, der sich auf die Hinterbeine aufgerichtet habe, wie die übrigen Bären; aber er sagt nicht ein Wort, welches anzeigt, daß dieser weiße grönländische Bär nicht eben so, wie die andern, wäre gebildet gewesen.

Außerdem jagen diese Thiere nicht im Meer, wenn sie einen Raub auf dem Lande finden; sie fressen die Rennthiere und andere Thiere, die sie bekommen können; sie fallen selbst die Menschen an, und graben todte Körper aus; aber der Mangel in dem sie sich oft in diesen unfruchtbaren und öden Gegenden befinden, nöthiget sie, sich an dem Wasser aufzuhalten, sie werfen sich hinein; Seekälber, junge Morsen u. d. gl. zu erhaschen; sie legen sich auf Eisschollen, wo sie dieselben erwarten, und von welchen sie dieselben von weitem sehen können, und so lange sie finden, daß ihnen dieser Posten einen reichen Unterhalt bringt, verlassen sie ihn nicht; so, daß wenn

das Eis im Frühjahr anfängt los zu werden, sie sich mit demselben forttreiben lassen; und da sie das Land nicht mehr gewinnen, noch den Eisschollen auf lange Zeit verlassen können, so kommen sie im Meere um; und die so mit dem Eise an die Küsten von Island oder Norwegen getrieben werden, sind so ausgehungert, daß sie sich über alles, was ihnen in den Weg komt, herwerfen, um es zu verschlingen, und dieses hat auch das Vorurtheil vermehren können, daß diese Seebären von einer wilden und raubbegierigen Gattung wären.

Einige Schriftsteller haben so gar geglaubt, daß sie Amphibien wie die Seekälber wären, und so lange unter Wasser bleiben könten, als es ihnen beliebte; allein man sieht das Gegentheil davon sehr klar aus der Art sie zu jagen. Sie können nur sehr kurze Zeit schwimmen, und über eine Meile (lieue) nicht aushalten; man verfolget sie mit einer Schalupe, und ermüdet sie; wenn sie nicht Luft schöpfen müßten, so würden sie untertauchen, und auf dem Grunde ausruhen; so aber tauchen sie nur auf einige Augenblicke unter, und lassen sich, aus Furcht zu ersaufen, oben auf dem Wasser tödten.

Der gewöhnliche Raub der weißen Bären sind die Seekälber, die nicht stark genug sind ihnen zu widerstehen; aber die Morsen oder Wallrosse, denen sie manchmal ihre Jungen rauben, durchbohren sie mit ihren langen Zähnen und jagen sie in die Flucht; eben so geht es ihnen mit den Wallfischen, die ihnen überlegen sind, und sie überall, wo sie sich aufhalten, vertreiben; doch stehlen ihnen die Bären zuweilen ihre Jungen und fressen sie. Alle Bären haben von Natur viel Fett, und diese, die nur von Thieren leben, die mit Oele überladen sind, haben mehr als die übrigen; es gleichet auch beinahe dem vom Wallfische. Das Fleisch dieser Bären soll kein übles Gerichte seyn, und ihre Haut ist ein sehr warmes und dauerhaftes Pelzwerk.

Man sagt, der Bär solle einem Kinde niemals Schaden zufügen. Er lebt im Nothfalle von Wurzeln, Gras, Kräutern u. s. w. Allein dasjenige, was ihm am besten schmeckt, sind Schaafe, Ziegen, Kühe und Pferde. Die leztern überwinden ihn oft. Denn, wenn ein Pferd einen Bären in der Nähe wittert, und es hat Stuten oder Füllen bei sich, so jagt es diese hinter sich zusammen, und darauf greift es seinen Feind mit den Vorderfüßen an, welche es als ein Paar Trommelstöcke gebraucht, damit zuzuschlagen. Oft aber behält auch der Bär die Oberhand, besonders wenn ihm das Pferd den Hintertheil zukehret. Denn alsdann springt der Bär auf das Pferd, und hält sich auf dessen Rücken feste; welches denn mit ihm fortlaufen muß, bis es endlich, nachdem es sich verblutet hat, zu Boden stürzt. Der Bär sauget den erlegten Thieren zuerst das Blut aus, und hernach schleppt er den Rumpf in seine Höle. Wenn sein Weg dahin aufwärts oder durchs Gebüsche gehet, und er das Aas nicht mit

sich

sich fortschleppen kan, so geht er aufrecht, wie ein Mensch, und hält es vor sich in seinen Pfoten. Er fällt nicht, wie der Wolf thut, auf ein fremdes Aas. Er ist auch nicht so beissend, und bricht nicht so ein wie dieser; daher er auch nicht so sehr wie der Wolf gefürchtet wird.

Nun kommen Wunderdinge die man von dem Verstande des Bären in Norwegen erzählt, daran wir aber einem jeden zu zweifeln erlauben. Er lieset aus einem Haufen von Kühen diejenige aus, die die Glocke am Halse trägt. Diese Glocke reißt er ihr vom Halse, und klopft sie mit seiner Pfote flach, damit sie nicht mehr zu seinem Verräther dienen kan. Er schießt ein geladenes Gewehr ab, das er einem Schützen hat abnehmen können. Wenn er von zween oder drei Schützen zugleich angegriffen wird, und einer von ihnen auf ihn geschossen hat, so greift er den Wehrlosen an, hält ihn in seinen Pfoten vor sich in die Höhe und zieht sich rücklings zurück. Fühlt er, daß er tödlich verwundet ist, so nimt er einen schweren Stein in die Pfoten, und stürzt sich damit in das Wasser, wenn eines in der Nähe ist, um seinem Mörder die Haut zu entziehen, u. s. w.

Wenn die Bauern auf die Bärenjagd gehen, so sind ihrer gemeiniglich zwei bis drei zusammen, um einander zu helfen, wenn einer einen Fehlschuß thun solte, und alsdann ermüden sie ihn Anfangs mit einigen kleinen dazu abgerichteten Hunden, welche er am meisten fürchtet, weil sie ihm unter den Leib laufen, und ihn bei dem Geschlechtstheile anpacken. Große Hunde ergreift er bald und zerreißt sie. Wenn ihn nun diese kleinen Hunde mit Springen und Unterlaufen ermüdet haben, so stellt er sich mit dem Rücken an einen Baum oder Felsen, reißet Steine oder Erde heraus und wirft damit um sich, und alsdenn schießet der Schütze auf ihn. Trift er ihn in den Vorderbauch oder bei dem Ohre, so fällt er sogleich, sonst aber macht ihn seine Wunde nur grimmiger, er verfolgt den Schützen, und dieser muß sich, wenn man ihm mit keinem andern Schusse zu Hülfe komt, so gut er kan, mit seiner Büchse wehren, oder sich mit seinem Schneidemesser, das der nordische Bauer wie einen kleinen Dolch an einer messingenen Kette allezeit an der Seite trägt, vertheidigen, und es dem Bären in seinen offenen Schlund zu stossen suchen. Gelingt dieses nicht, so kostet es dem Bauer das Leben, und der Bär reißt ihm insgemein plözlich mit seinen Klauen den Nacken auf und nimt ihm Haut, Haare und Fleisch über den Kopf und übers Gesicht bis an den Hals auf einmal ganz hinweg. Zuweilen begnügt sich der Bär daran, daß er seinen überwundenen Feind mit seinen Tatzen so lange zerprügelt, bis er stirbt, oder todt zu seyn scheinet, und wenn er keinen Odem mehr bemerket, so läßt er von ihm ab. Ist aber der Bauer Sieger, so zieht er dem Bären die Haut ab, und heftet den Kopf als ein Siegeszeichen an den Giebel seines Hauses. Ein fetter Bärenschinken gehöret auf den Hochzeiten zu den herrlichen Gerichten.

# Hannoverisches Magazin.

89tes Stück.

Montag, den 6ten November 1780.


## Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.

Man hat Bilder, die auf einer und eben derselben Fläche dreierlei Gegenstände sehr natürlich vorstellen. Sehe ich sie unter einem schiefen Winkel von der rechten Seite; so erblicke ich etwa — einen Baum: trete ich gerade davor; so erscheint mir etwa — das Bild eines Hauses: schaue ich unter einem schrägen Winkel von der linken Seite; so stellt sich mir etwa ein Thier, ein Mensch, oder sonst etwas anders vor Augen. Wie das zugeht, darf man dem, der ein solches Wunderbild anstaunt, nur erklären; so wird ihm die ganze Erscheinung so begreiflich vorkommen, als dem, der den Guyol gelesen, oder die Kunststücke des Philadelphia gesehen hat. Neulich fiel mir ein solches Bild in die Augen, und half mir auf die Spur, die große Verschiedenheit menschlicher Meinungen über einen und eben denselben Gegenstand zu erklären. Je, nachdem wir eine Sache von dieser, oder jener Seite, oder gerade zu betrachten, erscheint sie uns in einem andern Lichte, und jedweder, der sie so oder so betrachtet, hat einen Theil der Wahrheit auf seiner Seite. Daher so viel hartnäckige Verfechter angenommener Meinungen; daher so viel intolerante Beschuldigungen des Irrthums. Es komt alles auf den rechten Gesichtspunkt an, aus welchem eine Sache muß betrachtet werden. Schief oder gerade ist auch hier nicht einerlei. Nur, daß die Illusion des menschlichen Verstandes oft von mehr als zehn Seiten geschehen kan, da das Bild dem Auge blos eine dreifache Veränderung vorstellt.

* * *

Der Sohn. Schon wieder Tag und Nacht gleich! Es ist doch kaum erst ein halbes Jahr, da sie mir sagten, wir hätten heute das Aequinoctium. Der längste und kürzeste Tag komt doch jährlich nur einmal.

Der Vater. Wunderlicher Knabe! Eben davon komt's, daß Tag und Nacht jährlich zweimal gleich sind. Vom kürzesten Tage bis zum längsten muß solches einmal, und vom längsten bis zum kürzesten Tage wieder einmal, und also jährlich zweimal erfolgen.

Der Sohn. Bin ich nicht albern gewe-

gewesen! Ja, wenn ein Jahr nur vom kürzesten bis zum längsten Tage dauerte; so hätten wir auch nur einmal Nachtgleiche.

**Der Vater.** Aber lerne diesen Umstand *moralisch* benutzen. Das menschliche Leben hat Glück und Unglück. Wir wollen das Glück als die längern annehmen, und das Unglück als die kürzern traurigen Tage; die Zeit aber, die ohne groß Glück und Unglück, d. i. die auf eine sanfte Art in stiller Zufriedenheit hinfließt, als *Aequinoctialtage* betrachten. Diese letzten werden sich also in deinem Leben gegen jene wie zwei zu eins verhalten. Immer ein Grund zur dankbaren Anbetung der Vorsehung für das wohlthätige Geschenk deines Lebens.

* * *

Murmelnder Bach! Deine unzählige *Krümmungen* sollen mir heute nicht ohne Nutzen in die Augen fallen. Woher komts doch, daß du deinen Lauf nicht in gerader Linie fortsetzest? Der erste kleine Anstoß gab dir ohnfehlbar eine unmerkliche schiefe Richtung; diese verursachte an dem gegenseitigen Ufer einen stärkern Stoß und beförderte endlich das unaufhörliche Zickzack, das du in deinem Wege bildest. — Hüte dich, murmelst du mir also gleichsam zu, vor der ersten, auch nur geringen Abweichung von dem geraden Wege der Tugend. Ein einziger Fehltritt zieht in der Folge unzählige Krümmungen nach sich, die endlich gar nicht wieder ins Gleiche können gebracht werden. — Hindernisse waren also der Grund, daß dieser Bach keinen geraden Lauf halten konte. Einige überwand er; das höre ich an dem lauten Rieseln über kleine mit Steinen belegte Untiefen: andern war er nicht gewachsen, und mußte ihnen seitwärts ausbeugen. Gut; so will ich mich den Hindernissen, die der Geradheit meiner Handlungen im Wege stehen, standhaft widersetzen: wo sie aber zu stark sind; da will ich der Nothwendigkeit lieber ausweichen. Nur Don Quixotte kämpfen mit Felsen oder Windmühlen, die ihnen zu stark sind. — Indessen hindern doch alle diese Beugungen nicht, daß du nicht endlich zum Ziel komst und dich von Strom zu Strom zuletzt in's Meer ergießest. So können auch die mannigfaltigen Windungen meines Lebens mein Ziel nicht verrücken, daß mich nicht endlich die Zeit, durch die verschiedenen Stufen des Alters, zu den Ufern führen solte, von welchen ich in den unermeßlichen Ocean der Ewigkeit übergehe.

* * *

So innig in sich selbst vergnügt, berauscht von dem Ueberfluß, den er genoßen, setzte sich ein sicherer Vogel auf den Rand eines Blumentopfs, unter den Schatten eines blühenden wohlriechenden Pomeranzenbaums. Unwissend, daß er durch die Spalte einer kaum geöfneten Gartenhausthür in seiner Einsamkeit belauscht wurde, überließ er sich alle den Empfindungen, welche Unschuld, Sicherheit und die wirksame Kraft der schönen Natur in

allen empfindsamen Wesen hervorbringen. Er sonn'te seine Flügel in den erquickenden Stralen der Morgensonne, haschte ein vorbeieilendes Würmchen, hüpfte vor Freuden von einem Rande zum andern und ergözte sich an noch einem Vogel seiner Art, der unten zu seinen Füßen auf dem Erdboden im zarten Triebsande hackte, und entweder einer seiner Gespielen, oder seiner Kinder, oder vielleicht gar seine Gattin war, bis er nach ohngefähr fünf Minuten, aus diesem engen Bezirk eines kleinen eingeschlossenen Gartens, wieder in die weiten Grenzen der Natur, zu seiner eigenlichen Bestimmung überging, unter den Reizungen für ihn unnennbarer Schönheiten und unter unzähligen Segnungen des Himmels, sein schuldloses Leben fortzusezzen. — Mir kam dieser kurze Aufenthalt des Vogels auf dem Rande einer zerbrechlichen Scherbe, als die kurze Wallfarth der Menschen in diesem Leben, und der weite Raum der ganzen Natur, als die Ewigkeit vor. Wie manche Annehmlichkeit genießen wir schon auf der Scherbe, die wir hier bewohnen! Aber, wie viel tausend Herrlichkeiten mehr werden wir dann schmecken, wenn sich unsre Seele durch einen raschen Flug in die höhern und unermeßlichen Sphären der Ewigkeit erheben wird.

* * *

Auf das nichs umkomme. Ohnfehlbar ist dieser Grundsaz eine von den unzähligen Absichten des Schöpfers gewesen, in dem Plane, den er bei Einrichtung der Welt vor Augen gehabt. In tausend Fällen offenbaret sich diese Sparsamkeit der Natur. Was noch irgend wozu kan gebraucht werden, das wird dazu genüzt; es sey von Menschen oder andern lebendigen Kreaturen, von Pflanzen oder andern anerschaffnen Kräften aller übrigen Naturkörper. Ich ward an einem, von Tannenholze verfertigten und schon etliche Jahre gebrauchten Nelkenstabe gewahr, daß seine ganz graue und mürbe gewordne Oberfläche, an vielen Orten, bis auf das durchscheinende frischere Holz, benagt war. Im Nachsinnen über die Ursach dieser Wirkung, sahe ich eine **Wespe**, die um den Stock herumflatterte. Ich scheuchte sie fort und würde nicht aufgehört haben, sie zu verjagen, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß **Reaumur** den Wespen an den Fensterrahmen ihr Kunststück abgesehen, wie sie von diesen mürben Holzspängen die Materie zum Bau ihrer Nester bereiten. Nun ließ ich sie gänzlich ungestöhrt, und sie machte mir die Freude, ihre Arbeit vor meinen Augen fortzusetzen. In der Zeit von einer halben Minute hatte sie an mehr, als einem Orte, verschiedene Stellen des Holzes benagt, und nachdem sie diese saubern Spängen in ihrem Munde gesammelt, flog sie davon. Die graue löschpapierartige Hülle also, womit diese Insekten, auch größere Hornissen, ihre Nester umgeben, und woraus sie selbst auch ihre Zellen bereiten, ist alles von solchem dem Mo-

der nahem Holze verfertigt, das sie mit einem klebrichten Safte, den sie bei sich haben, eben so künstlich, als der Papiermüller, zu einem für sie so brauchbaren Gewebe machen. Nachdem die Farbe des Holzes oder der Baumrinde beschaffen ist; nachdem fallen auch ihre Nester aus. Ich habe große Hornissennester gesehen, die von hell und dunkelbraunem Baste mit wellenförmiger Schattirung so artig gebauet waren, daß es jedweden Zuschauer in Verwundrung sezte. — Was der Mensch zu nichts mehr nuzzen kan, daß braucht die Natur oft noch zu großen Absichten, und hat es ganzen Familien von Geschöpfen Gottes zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse angewiesen, **auf daß nichts umkomme.**

* * *

**G**ellert beschreibt irgendwo, mit der ihm eignen Annehmlichkeit, die **ländlichen Auftritte**, die er früh morgens auf einem ökonomischen Acker und Viehhofe beobachtet. Ich habe im kleinen öfter Gelegenheit, diesen wirthschaftlichen Geschäften aus einem Fenster zuzusehen, und selten verlasse ich diesen Gegenstand ohne einige Belohnung. Ich sahe, daß eine Magd ein Gefäß mit Gerste ausschüttete, um wenigstens einer Menge von 50 Stück allerhand Art von Federvieh, ihr Futter zu geben. Es war ein Plaz, der kaum zwei Fuß im Durchschnitt hatte, auf welchen diese Körner hingestreuet waren, und daher kam's, daß fast die Hälfte dieses Geflügels, nur verstohlen, einige Körner erhaschte, dahingegen die streitbarsten unter ihnen den Schwächern alles entwandten. Gerste genug war da. Sie lag Zoll hoch über einander, und dennoch mußten einige darben, da andre im größten Ueberfluß lebten. — Wenn der oberste Hausvater nicht mit mehrerer Weisheit seine Gaben austheilte; wie würd es um die Einwohner der Erden aussehen! Geschiht's, daß einige viel, andre wenig haben; so können wir sicher auf weise Absichten schließen, die eine solche ungleiche Austheilung nothwendig machen; oder der Mensch selbst hat die Ordnung gestöhrt, die der wohlthätige Vater der Menschen ursprünglich abzweckte.

* * *

**W**as thut nicht die **Macht der Gewohnheit.** Vor 24 Jahren befahl die Obrigkeit zu N... daß gewisse, mit einem kleinen Aemtgen versehene Personen, bei der und der Gelegenheit, schwarze Mäntel tragen solten, die auf gemeine Kosten angeschafft wurden. Obgleich das Aemtgen etwas eintrug; so wegerten sich doch zehn, dasselbe anzunehmen. Nein; sagten sie, es ist eine unerhörte Neuerung. Unsre Vorfahren sind nicht im Mantel gegangen; so wollen wir es auch nicht, und nur der eilfte überwand das Vorurtheil und bequemte sich zu dem gemachten Gesetze. Nach 24 Jahren war der Mantel alt und zerrissen. Eine andre obrigkeitliche Person führte das Ruder. Es hieß: was ist es nöthig, daß N. N. einen

Mantel trägt. Die Kosten können gespart werden. Er mag ohne Mantel gehn, oder ihn aus seinem eignem Beutel bezahlen — und nun entschloß sich N. N. lieber für sein eigen Geld einen neuen zu kaufen, als ohne Mantel zu erscheinen. So weit hatte die Macht der Gewohnheit die Meinungen der Menschen umgeschaffen.

* * *

„Warum solte ein Buch in der Hand „eines Menschen nicht eben das „seyn können, was, nach der Fabel, „ein Stein in den Klauen des Kra„nichs ist?“ So rechtfertigte sich mein schlummernder Freund, da ich ihn an einem schwülen Nachmittage mit einem Buche antraf, das ihm eben aus der Hand fiel und ihn durch das Geräusch wieder munter machte. „Ja, „fuhr er fort, vielleicht könte das gar „einen Probierstein von der innern „Güte einer Schrift abgeben. Ueber „manchem Buche könte ich nimmer„mehr einschlafen, und wenn der Tag „noch so schwül und der Körper noch „so müde wäre: da ich hingegen bei „andern schon in der dritten Minute „zu jähnen anfange.“

* * *

Bei der Versamlung einiger jungen gutmüthigen Dorfdirnen, die mit kleinen Arbeiten beschäftiget waren, bei welchen sie sich dem natürlichen Hange zur Schwatzhaftigkeit ungestöhrt überlassen konten, hatte ich Gelegenheit, ihre Plauderei unbemerkt einige Augenblicke zuzuhören. Sie sprachen eben von einer frölichen Feierlichkeit, die neulich der gnädige Herr angestellt hatte; was da für eine Menge Speisen, was da für sonderbares Essen wäre bereitet worden, davon sie nicht einmal den Namen wußten, und jedwede machte dabei einige, ihren Einsichten angemeßne Anmerkungen. Was mir aber am meisten auffiel, war, daß ein Mädchen von 16 Jahren unter diesem Haufen sagte: sie habe in ihrem ganzen Leben noch niemals Braten gegeßen. Mein theilnehmendes Herz fing an zu schlagen. Ich entfernte mich, und war eben im Begrif, unmuthsvolle Klagen über den großen Ueberfluß der Reichen und die noch größere Dürftigkeit der Geringern auszuschütten, als mich der zufriedene, lachende und heitere Ton dieses Mädchens wieder aus meiner finstern Fassung brachte. Kan dies gute Mädchen mit solcher ungetrübten Resignation von seinem Mangel sprechen; so muß es denselben nicht für ein so hartes Schicksal halten. Jedweder nach seiner Art. Der kleine Heerd seines väterlichen Hauses liefert ihm doch auch wol Speisen, die ihm bei dem durch Arbeit erweckten Hunger, so gut, als dem Edelmann seine Schnepfe, schmecken. Der Schöpfer hat auch den nicht vergessen, der in 16 Jahren keinen Braten ißt; so wenig ich darüber murre, daß auf meinen Tisch niemals Pariser Pasteten oder Indianische Vogelnester aufgetragen werden. Jener Kapellan des Mylords wäre noch eher zu bedauern gewesen, der die Fische nie anders,

als abgemalt gesehen, und doch ohne Unterlaß gerufen wurde, zu jedwedem Niesen der gnädigen Herrschaft Prosit zu sagen.

* * *

Die Grillen, Heimen und andre ähnliche Insekten geben, zumal bei starker Hitze, einen sehr schwirrenden Ton von sich. So wenig es nun das Ohr irgend eines Menschen beleidigen kan, wenn er eine solche Grille ein oder zweimal singen hört; so unerträglich kan uns doch bei unsern Spaziergängen an und neben den Wiesen das unaufhörliche Trillern dieses einförmigen Musikanten werden. — So sind hundert Kleinigkeiten, die eben durch häufige Wiederholungen oft zur großen Last gereichen. Wenn mich ein andrer grüßt; so macht es mir wenig Mühe, ihm zu danken. Aber wenn ich auf einer volkreichen Straße ohne Unterlaß den Huth in der Hand haben und mich zur Rechten und zur Linken verneigen und verbeugen muß; so billige ich's von Herzen, daß man in großen Städten diese beschwerliche Ceremonie längst abgeschafft hat. — Welchem Jüngling ist es nicht angenehm, wenn er sich zum erstenmal rasiren läßt; aber dreißig bis vierzig Jahre lang alle Woche dreimal dem Barbierer zu sitzen — wer rechnet diese Erforderniß der Natur nicht unter die Lasten des männlichen Lebens, wenn uns auch ein günstiger Zufall einen noch so geschwätzigen Barbierer zuführen solte, u. s. w.

* * *

Sie haben wohl recht, daß ein Traum, eine gehörte Stimme, eine eingebildete Ahndung der nächste Weg zum Aberglauben sey; aber alle und jede merkwürdigen Winke schlechterdings zu verwerfen, scheint mir doch auch zu weit gegangen zu seyn. Hören sie, was mir mein Vater von dem Schicksal seines Vaters in seiner Jugend erzählte: Er und ein jüngerer Bruder schliefen in einem, und neben an der Informator in einem andern Zimmer. Ihm kam es im Schlummer vor, als ob er von dem Informator beim Namen gerufen würde. Er stand auf, fragte nach der Ursach und nach erhaltner Antwort, — er träume, — legte er sich wieder nieder. Eben das geschah zum zweiten mal, und er wurde auf die nemliche Art abgewiesen. Zum dritten mal nahm er seinen Bruder mit, trat furchtsam vor das Bette seines Mentors, und dieser war mitleidig genug, zu erlauben, daß sie sich beide zu ihm legten. Kaum aber war das geschehen; so entstand in der Kammer, die sie verlassen hatten, ein plötzliches Geräusch. Die Decke über dem Bette der beiden Kinder war eingefallen, und würde sie ohnfehlbar erschlagen haben, wenn sie nicht zur Veränderung ihres Lagers wären veranlaßt worden. — Mein Herr, man hat dergleichen Erzählungen mehr. Können sie völlig Bürge für die Wahrheit dieser Geschichte seyn? Mir scheint die Folgerung auf eine übernatürliche Würkung der Vorsehung aus dergleichen Begebenheiten so lange bedenklich, bis ihre historische

Ge-

Gewißheit hinlänglich erwiesen ist, und dann mag es der Psycholog weiter untersuchen, ob die Seele eine Kraft besitzt, von einer nahe bevorstehenden Gefahr, undeutliche Voreempfindungen zu erhalten.

* * *

Voll Begierde, die kleinen Strauß oder Glockenpolypen zu finden, die sich an die zarten Stiele der Wasserlinsen anzuhängen pflegen, hatte ich viele Tage hinter einander, wohl zwanzig Gläser voll Teichwasser geschöpft und zum Beobachten hingesetzt, — aber allemal vergeblich. Endlich fand ich, was ich suchte, und wartete nur auf die Ankunft des Freundes, den ich mit der Betrachtung dieser fast unsichtbaren Thierchen unterhalten wolte. Aber zum Unglück war ein kleines Wasserschlänglein in dem Glase geblieben, das sich von ohngefähr an dem nemlichen Stielchen, mit seinen gewöhnlichen Krümmungen in die Höhe wand, und dadurch die ganze Republik dieser Thierchen auf einmal wieder zerstöhrte. — Wie klein braucht das Geschöpf nur zu seyn, das unsere Absichten plötzlich vereiteln kan. Sind wir nicht zehntausend mal mächtiger, als dies kaum sichtbare Wasserschlängelchen? Und doch, — wie war ich sogleich im Stande, ihrer Verwüstung Einhalt zu thun? Nicht leicht wird jemand seyn, der sich nicht auf ähnliche Fälle, und zwar nicht blos in solchen kleinen, sondern weit wichtigern Angelegenheiten besinnen solte? Ein Adept hatte ihn endlich, seiner Meinung nach, gefunden, den eingebildeten Stein der Weisen. Ein Bettler überraschte ihn unerwartet bei seiner Arbeit. In dem geschwinden Auffahren über diese Stöhrung, stieß er den Tiegel um, die Tinktur lag im Kothe, und eine überaus mühsame jährige Arbeit war vergeblich worden. — Nur ein Wesen ist, dessen Absichten zehntausend Monarchen nicht zu hindern, im Stande sind.

* * *

So Himmelweit ist nun wohl eben Vernunft und Instinkt, wenigstens in Rücksicht auf die Würkungen, nicht unterschieden. Was Menschen, aus Vernunft mit Bewußtseyn thun; das thun die nicht mit Vernunft begabten Geschöpfe aus Instinkt, ohne Bewußtseyn, und oft auf eine wohl noch geschicktere Weise. — An dem Abhange eines Hügels werde ich viele kleine Häufgen Erde gewahr, und bei jedweden oben ein Loch, etwa drittehalb Linien im Durchschnitt. Ich durfte nicht lange warten, um die Urheber dieser Anstalten zu entdecken. Es waren Wespen, die sich einen Bau unter dem Rasen gemacht hatten, und die Erde war der Schutt, den sie aus den Höhlungen heraus gebracht hatten. Ich sahe einige arbeiten und mußte die außerordentliche Geschicklichkeit bewundern, die sie dabei bewiesen. Sie scharrten, wie die Hunde mit den Füssen und schnellten mit unglaublicher Geschwindigkeit die Erde hinter sich. In dem kleinen cylindrischen Gange selbst dreheten sie sich rund herum, damit

mit sie theils oben, theils an den Seiten und unten, alles was noch im Wege war, mit den Füßen und auch mit Freßwerkzeugen, abnagen, wegschaffen und dadurch ihren Eingang glatt und bequem machen mögten. Abends aber sahe ich vor jedweder Oefnung ein kleines pyramidalisches Häufgen Erde, wie ein Maulwurfshaufen, womit dieselbe verschlossen war. Ich weiß es, wie behutsam man in der Teleologie urtheilen muß, wenn man sich in der Bestimmung der Absichten natürlicher Dinge nicht irren will. Aber hier waren sie sichtbar die mannigfaltigen merkwürdigen Endzwecke dieser kleinen Insekten bei der ganzen Anlage und dem Bau ihrer Wohnungen. Der Hügel sahe nach Ost-Südost, woher selten ein Regen komt, der ihre Anstalten hätte verderben können. Die erste scheinbare Wahl zu ihrer Sicherheit! Einen Abhang hatten sie ausgesucht, theils damit die Erde von selbst herabrollte, wenn sie solche aus dem Loche heraus schleuderten, theils weil dieser Abhang, seiner jähen Lage wegen, von dem vorübergehenden Viehe selten oder gar nicht betreten wurde. Die zwote scheinbare Klugheit bei ihrer Oekonomie. Indessen häufte sich doch der Schutt vor dem Loche dergestalt, daß es ein kleiner Berg wurde, von welchem die Erde, die sie herausbrachten, wieder nach der Oefnung zurück rollte. Hier mußten nun neue Vorkehrungen gemacht werden. Ich sahe sie also absichtlich, nach einem kurzen Stillstande, als ob sie der Sache hätten nachdenken wollen, einige Wespenschritte hinter den Berg laufen und die Erde wegkratzen, so daß der Gipfel der gehäuften Erde, nicht mehr nach der Höle zu, sondern abwärts sinken, und endlich der ganze Erdhaufen wieder ziemlich eben werden mußte. Lauter den vernünftigen Handlungen der Menschen sehr analogische Anstalten! Und wie klug war endlich die Verschließung ihrer Höle eingerichtet! Ohne geometrische Kenntnisse, wußten sie die Erde gerade so weit hervorzuschaffen, daß sie richtig vor der Oefnung liegen blieb und zur Verwahrung des Eingangs dienlich wurde.

Der Schluß folgt künftig.

---

# Hannoverisches Magazin.

## 90tes Stück.

Freitag, den 10ten November 1780.

## Zufällige Gedanken bei kleinen Vorfällen.

Zween schön glänzende, aber doch falsche, zum Einfassen geschliffene Steine, ein Rubin und ein Hyacinth, hatten in einer Samlung natürlicher Seltenheiten, neben andern Gemmen lange in sorgfältiger Verwahrung gelegen. Kenneraugen können das wahre von dem falschen bald unterscheiden; aber entweder hatten nicht viel Kenner diese Samlung genau besehen, oder das Vorurtheil des Ansehens hatte sie von der Untersuchung abgehalten. Endlich wurden sie beide näher hervorgezogen. Der Stahl solte ihre Güte entscheiden, und siehe, — beide zersprungen, an statt, daß sie, ohne abgenutzt zu werden, hätten Funken von sich geben sollen, und verriethen also durch ihre geringe Härte, daß sie nicht der Natur, sondern dem nachahmenden Künstler ihr Daseyn zu danken hatten, und also ihrer bisher behaupteten Stelle nicht würdig waren. — Kunst kan sehr oft den versteckten Fehler auf eine scheinbare Art ersetzen; aber der Betrug kan sich doch nicht immer verbergen. Der Unedle darf sich nicht schmeicheln, daß er unter der Begünstigung einer edlen Gesellschaft stets durchschleichen werde. Endlich finden sich Kenneraugen, die den Schein von der Realität unterscheiden, und wo auch diese nicht hinreichen, da giebts Proben, die den angemaßten Werth oder Unwerth, ohne Widerrede, ins Licht setzen.

* * *

### Die Meise und der Bienenstock.

Eine schön gezeichnete Meise flog von dem Zweige eines Baums immer hin und her nach einem Bienenstocke, daß es mich endlich aufmerksam machte, ihre Absicht zu errathen. Ich ward meines Wunsches bald gewährt. Ich sahe, wie sie sich mit ihren spitzigen Krallen nahe an das Fluchtloch des Bienenkorbes anhing, und in verschiedenen Pausen zu wiederholten malen mit ihrem Schnabel an denselben anklopfte. Wenn nun eine Biene sich heraus wagte, um die Ursach dieser ungewohnten Stöhrung in ihrer friedlichen Wohnung zu untersuchen; so erhaschte sie der listige Vogel, flog auf den nächsten Zweig, verzehrte seinen Raub, und setzte den nemlichen Kunst-

grif weiter fort, fast niemals ohne den gesuchten Erfolg. — Armes Volk, das, ohne Gefahr zu wittern, der List verschlagener Feinde zum Raube wird! — Wo ist der Ort, da man vor allen Nachstellungen ganz sicher seyn könte? — Der Schlingen sind viel, in welche der Unvorsichtige kan verwickelt werden. — Aeußerlicher Glanz verdeckt oft ein feindseliges Herz. — Es ist gut, auf jedwede drohende Bewegung aufmerksam zu seyn; aber es muß mit Vorsicht geschehen. — Wenn aber die Meise keinen Vorwurf der Ungerechtigkeit verdient, da sie ihrem Instinkt folgt; so verdient ihn doch der Mensch, wenn er mit ungerechter List den Einfältigen zu berükken sucht.

* * *

Unter den Schäzen des Herbsts, welche ein Gärtner von seinen Bäumen sammelte, ward mir eine Birne gebracht, in welcher sich ein gieriger Käfer so tief eingefressen hatte, daß er todt darinnen stecken geblieben war. Es nahm mich doch Wunder bei Thieren, die sonst eben den Vorwurf der Unmäßigkeit nicht verdienen, ein Beispiel einer so tödtlichen Gefräßigkeit zu finden. Indessen der Augenschein überzeugte mich davon. Der Reichthum ward sein Grab, und mitten im Ueberfluß fand er seinen Untergang. Mögten nur nicht unter Menschen selbst dergleichen Exempel gefunden werden! Der Tod bei den Schäzzen ist so selten nicht, wenn wir allemal bis zu der wahren Quelle zurück gehen. Geiz und Verschwendung sind beides Abwege, die weit näher zum Grabe führen, als die dazwischen liegende edle Tugend der enthaltsamen Zufriedenheit.

* * *

Wie viel, denkt ihr wohl, daß das Sterne sind? fragte ich einen Bauer, der den gestirnten Himmel betrachtete. — Das kan ich nicht sagen, Herr. Ich dächte wohl, etliche hundert. — Und ich, etliche tausend. Seht ihr den Mond, der dort aufgeht? — O ja. — Und wenn wir jezt da stünden, wo jener Stern steht; so würden wir von dem Monde nichts sehen. So können noch etliche tausend solcher Monde am Himmel schweben, davon wir hier nichts gewahr werden. — Sonderbar! Was wären denn die Sterne? — Sonnen. — Er schüttelte den Kopf, und konte sich nicht überreden, von dem, was ich ihm sagte. — Mögte doch die Kenntniß von der Größe des Weltgebäudes ausgebreiteter werden unter den Einwohnern der Erde! Der größte Hauffe macht sich gar zu enge Begriffe von den Werken der Allmacht. Aber, was ist gewöhnlicher, als der Fehler, daß man sich das Große zu klein, und das Kleine — den Ameisenhaufen dieses Erdbodens — zu groß vorstellt?

* * *

Eine schreiende Eule verließ in der Dämmerung ihren, in den Ruinen einer alten Klosterkirche genommenen Aufenthalt, flog auf einen nahe gelegenen Garten zu und eilte nach

Raub

Raub aus. Arme Vögel! wie manchem unter euch wird ihre nächtliche Jagd das Leben kosten! Ich verwundere mich nicht über eure ewige Schüchternheit. Kaum seyd ihr dem tödtlichen Gewehr des Jägers entwischt; so lauert der Habicht von oben auf euren Fang: kaum seyd ihr den rothen Beeren und der aufgestellten Schlinge entgangen: so beginnt die Eule aus ihrem Schlupfwinkel hervor zu kommen, und selbst in hohlen Bäumen, in dem Genuß der nächtlichen Ruhe, eurem Leben nachzustellen. Gut ist es noch, daß sich dieser Finsterniß liebende Feind durch sein krächzendes Geschrei selbst verräth, und vielleicht mancher noch eben dadurch für seinen Klauen gewarnt wird. — Wie viel glücklicher sind wir Menschen! In unserm sichern Welttheile, wenigstens dürfen wir weder Löwen noch Tiger, weder Bären noch Wölfe, noch die Ceylonsche Zauberschlange fürchten. Und doch, — welche demüthigende Wahrheit, — wie oft ist ein Mensch dem andern das, was jenen Völkern grimmige Tiger, reissende Wölfe, stechende Scorpionen und tödtliche Nattern mit ihren Giftzähnen sind. Müssen wir nicht auch des Nachts sorgfältig unsere Wohnungen verwahren? Und für wen? — Für Menschen.

* * *

Es ist eine bekante Anmerkung, daß das Obst gemeiniglich dann erst seine rechte Größe, seine höchste äußerliche und innerliche Schönheit erlangt, wenn es zu reifen anfängt. Je näher also zur Reife; desto näher zur Vollkommenheit. Dank dem Erhalter unsers Lebens, wenn wir nicht in der Hälfte unsrer Tage, in der versäumten Ausbildung unsrer größtentheils noch rohen Fähigkeiten und Anlagen ein Raub des Todes werden, — wie jener unschmackhafte, unreife, unansehnliche Apfel da, den der Wurm stach, noch ehe er sich zu röthen anfing. Aber auch zugleich eine warnende Ahndung. Je näher zur Reife; desto näher zum Abpflücken. Es dauert oft lange, ehe wir zur verhältnißmäßigen Vollkommenheit gelangen. Wie wir dann aber unsrer Reife entgegen wachsen; so nähert sich auch der Bote, der uns zu Grabe ruft.

---

## Die Wanzen betreffend.

Obgleich in den vorhergehenden Bänden dieser beliebten Wochenschrift, vorzüglich aber in den Jahrgängen 1761 bis 1767 verschiedene Mittel wider diese unangenehmen Gäste angezeiget sind, und obgleich mehrere öffentliche Blätter ein gleiches gethan, so spüret man doch in verschiedenen Orten wenig Hülfe, und große Städte sind im Sommer noch immer vor wie nach mit dieser Plage heimgesucht. In Petersburg soll, wie mir dort gesagt wurde, kein Haus davon frei seyn; in Hamburg kan man

troß aller holländischen Reinlichkeit sie nicht vertilgen, und in Hannover soll es eben so seyn. Es kan also wohl nicht schaden, wenn man auch durch dieses Blatt noch einige derselben bekant machet, davon das erste vorzüglich, nicht allein auf eine blos zufällige Weise erfunden worden, sondern auch noch von allen bekanten Mitteln das aller wohlfeilste, und noch oben drein so beschaffen ist, daß wohl die wenigste Unbequemlichkeit damit verknüpft seyn kan. Es rühret dies von dem bekanten Pater Hell, dem kaiserlichen Hofastronomen in Wien her, der es zuerst entdecket und bekant gemacht hat. Er schickt die Bemerkung voran, daß diese äußerst beschwerliche Insekten zwar eigentlich nur in warmen Ländern zu Hause gehören, allein sich auch in gemäßigten Himmelsstrichen, ob wohl nur des Sommers, einfinden.

Kalte Länder, wie z. E. Schottland, Norwegen, Lappland, sind davon, so wie auch von Fliegen und Flöhen, ganz frei; auch Länder, die unter gemäßigtern Himmelsstrichen liegen, im Winter.

Diese unreinen, garstigen Insekten, finden sich gemeiniglich in den Mobilien und Tapeten bewohnter Zimmer, woraus gefolgert wird, daß eine unreine, eingeschlossene warme Luft ihr Element seyn müsse. Die tägliche Erfahrung und der Augenschein bestätigen diese Muthmassung, da die Wanzen nur mit der zunehmenden Hitze ihre Vermehrung anfangen.

Die gütige Natur, hat uns also das Gegenmittel in eben derselben Jahrszeit gegeben.

Die Wohnzimmer der Sternwarte in Wien, waren wegen des hohen Grades der Hitze, welcher sie ausgesetzt sind, so sehr mit Wanzen angefüllet, daß man sie nicht vertilgen konte; kein Mittel blieb unversuchet, und alle Versuche fielen fruchtlos aus. Nun ereignete es sich, daß einst bei einem feuchten Wetter im Sommer die alten Bücher, vorzüglich die in ledernen Bänden, einen sehr übeln Geruch von sich gaben, welchen zu vertreiben der Herr Hell zwischen diese Bücherrepositoria, Lavendelblüte streuen ließ, ohne jedoch dabei an Vertreibung der Wanzen zu denken. Nach ohngefähr acht Tagen, da der Bediente der Gewohnheit nach das Bette von diesen schmutzigen Gästen zu reinigen unternahm, fand er keine einzige derselben, sondern alle waren verschwunden; er berichtete dieses voller Verwunderung seinem Herrn, und da derselbe sich gleich erinnerte, daß er vor ohngefähr acht Tagen erst den Lavendel habe streuen lassen, so fiel er sogleich auf die Vermuthung, dieser angenehme Geruch könne vielleicht diesem Ungeziefer unerträglich seyn. Sich nun völlig davon zu überzeugen, ließ er alle Zimmer, Bette, Schränke, und überhaupt alle Meublen mit der Lavendelblüte bestreuen, und nach einigen Tagen fand sich auch nicht eine Spur mehr von Wanzen auf dem Observatorio.

Da diese Erfahrung nun ihre Richtigkeit

tigkeit hat, so verdient sie um so mehr auch hier bekant gemacht zu werden, da das Mittel nicht allein der Gesundheit nicht schadet, sondern auch unter allen andern bekanten das wohlfeileste ist, in dem man nur ohngefähr für einige Groschen braucht, ein großes Zimmer damit zu reinigen, und dieses gerade ein Jahr lang seine Würkung thut, da alsdann der wiederkehrende Sommer auch neue Lavendelblüte darbringt.

Dieses Mittel ist auch wider die Schaben oder Motten Probe gerecht befunden, und wer weiß, ob es nicht auch gegen andere Insekten mit Nuzzen könte gebraucht werden.

Ohne hier die verschiedenen Aufgaben, welche der Herr Hell durch diesen Versuch an die Naturforscher zu richten veranlaßt wird, aufzulösen, oder bestimmen zu wollen, wie und auf was Weise die Wanzen durch Lavendelblüte vertrieben werden, — ob sie die ihnen widrigen geistigen Theile einathmen, und mit ihrer Nahrung einschlingen, oder ob die flüchtigen ausdünstende Theile der Blüte die äußern Theile des Insekts angreifen, will man nur noch dem Publikum, und denen, welchen es allenfalls an dieser Pflanze fehlen solte, ein Paar andere Mittel gegen diese Hausplage anzeigen.

Der ekelhafte üble Geruch dieses Ungeziefers scheint von der Natur eine Art Correctif in allen stark riechenden Dingen zu haben. Terpentin, Kampfer, Wermuthkraut, spanischer Pfeffer, alles dieses verscheucht sie, wenigstens auf einige Zeit. Hauptsächlich ist der Kampfer schon zu verschiedenen malen und in verschiedenen öffentlichen Blättern, unter andern auch in diesem Magazin als ein Wanzen vertreibendes Mittel bekant gemacht und empfolen worden. Verschiedene Versuche haben die Entdeckung außer allen Zweifel gesetzt, und jedermann kan sich durch eine leichte Probe eben davon in gar kurzer Zeit überführen. Man nehme nur ein kleines Tuch, tauche solches in Kampferspiritus und hänge es in die Ecke eines Bettes, in welchem sich Wanzen befinden; nach Verlauf einer Nacht, auch noch wohl in kürzerer Zeit, werden sie das Bette verlassen und sich in die nächste Wand geflüchtet haben. Will man also ein Bette ganz davon säubern, so lasse man den Kampferspiritus zwischen alle Fugen des Bettes laufen, er tödtet die Eyer und die Mutter im Holze, und macht, daß sie geschwind aus den Mobilien und Vorhängen flüchten. Noch geschwinder aber der Sache ein Ende zu machen, und sich auf lange Zeit für das Wiederkommen zu sichern, kan man, nachdem der Kampfer solchergestalt ausgegossen worden, mit einem brennenden Licht nachfahren; der Spiritus enzündet sich sehr schnell, und weil er in alle Fugen eindringt, so folgt die Flamme dahin nach, und verheeret die Brut von Grund aus. Auf diese Art ist ein Zimmer, in welchem die Wanzen alle Mauerfugen inne hatten, in wenig Stunden gereinigt worden.

den. Der türkische Pfeffer, getrocknet und zu Pulver gerieben, darauf mit Schmalz oder einer andern Art Fett vermengt, giebt auch eine Salbe, die einige Wochen Frist verleiht, nur muß das Geräthe, welches man damit reinigen will, vorher wohl mit Wasser abgespült werden.

Demjenigen aber, der sein Zimmer auf einige Wochen entbehren kan, ist nachstehendes Mittel, welches auf viele Jahre Ruhe verschaffet, vorzüglich zu empfelen: Man leere das Gemach von allen vergoldeten Mobilien und Kleidungsstücken, zu mehrerer Sicherheit auch von denen die feinfarbigt sind, alsdenn verschließe man die Fenster und alle Fugen so genau, als möglich, vermache sie allenfalls mit Pappe oder Papier, und stelle denn in die Mitte des Zimmers nach Verhältniß seiner Größe ein Gefäß mit ungelöschtem Kalk, der ungefähr ein Drittel des Raums des Gefäßes einnimt. Dieses fülle man alsdenn mit Wasser, und vermache die Thüren des Zimmers darauf eben so sorgfältig wie die Fenster. Der sich löschende Kalk wird, da er sich entzündet, einen sehr starken Dampf veranlassen, welcher sich in dem ganzen Gemach verbreitet, und da ihm aller Ausgang verschlossen ist, in alle Fugen und Ritzen, als die Hauptwohnung dieser Insekten, dringet, und sie darin völlig zu Grunde richtet. Man thut wohl, wenn man ein solches Zimmer 3 bis 4 Wochen uneröfnet läßt; waren die Wanzen häufig darin, so wird man bei Eröfnung desselben die Bälge in großer Anzahl, als ein Zeichen der über sie gekomnen Zerstörung, antreffen. Dies Mittel ist an sich der Gesundheit unschädlich, und dem beim untermischen zu brauchenden Arsenik oder dem einreiben des Quecksilbers bei weitem vorzuziehen. Die eigne Vorsicht wird es ohnehin einem jeden von selbst empfelen, daß er das vier Wochen verschlossen gewesene Zimmer nach der Eröfnung desselben nicht sogleich wieder beziehe, sondern es erst eine Zeitlang, wenigstens 24 Stunden, auslüften lasse.

G.. M..l..

---

* * * * * * * * *

Auf die im 87ten St. dieses Magaz. vom v. J. verlangte Anweisung, durch welche Mittel die so genannten Harnacken oder Kornwürmer gewiß und ohne Schaden des Korns zu vertilgen? habe die Ehre zu erwiedern, daß ich aus der Erfahrung überzeuget bin, daß es gar nicht möglich ist, die von diesem Ungezieser einmal angesteckten Kornfrüchte völlig wieder zu reinigen, besonders wenn dieses Uebel einen grossen Vorrath betroffen hat. Jedoch kan man die angesteckten Früchte durch vorsichtiges und öfters wiederholtes Sieben ziem-

ziemlich von diesem schädlichen Ungezieser befreien, welches auf folgende Art am besten geschehen kan: Man schmiere einen großen Kreis mit recht gutem stark riechendem Theer, etwa am einen Ende des Kornbodens, in diesen stelle man Leute die das Korn fleißig und vorsichtig sieben, auch es mit der Hand öfters und stark durchrühren. Durch diese Arbeit wird nun der größte Theil des Ungeziefers auf den Boden fallen, und so bald es den Theer erreichet, augenblicklich crepiren. Auch kan man Theer mit gekochtem Wasser verdünnen, und damit die im Kreise befindlichen Würmer besprengen, welches sie auch gleich auf der Stelle tödtet. Nach dieser Arbeit aber thut man am besten, wenn man suchet dergleichen Früchte so bald wie möglich loß zu werden.

Die Böden aber von diesem bösen Ungezieser völlig zu reinigen, so, daß auch in der Folge nichts zu befürchten ist, hält, wenn man anders vorsichtig zu Werke gehet, gar nicht schwer. Man mache nur den angesteckten Kornboden von allen Kornfrüchten, auch allen andern Sachen, besonders von dem etwa darauf gelegten Nutzholze ꝛc. völlig rein, reinige solchen von allem Staube und Unreinigkeiten aufs beste. Ist dieses auf das sorgfältigste beobachtet, so nehme man nach Verhältniß des Kornbodens recht guten reinen Theer, verdünne solchen aber erst allemal bei dem Gebrauch mit gekochtem Wasser, (doch muß die Masse nicht zu dünne seyn, weil sonst der Geruch zu schwach wird) streiche damit die auf dem Kornboden befindlichen Ritzen und Fugen, Ständer, ꝛc. und überhaupt alles darauf befindliche Holzwerk nur dünne über. Ist dieses gehörig geschehen, so kan man ohne Sorge einen solchen Boden in den nächsten vier Wochen wieder mit reinen Kornfrüchten beschütten, und man hat nicht im geringsten zu befürchten, daß die Kornfrüchte von diesem Ungezieser angesteckt werden, wenn man nur seinen Kornboden in der Folge reinlich hält, auch die Früchte fleißig umstechen läßt. Auf dem Boden ist es zwar hinreichend, wenn die Ritzen und Fugen bestrichen werden, allein es ist doch besser, wenn das übrige darauf befindliche Holzwerk auch überall sorgfältig angestrichen wird.

---

## Zufällige Gedanken.

Als eine Null komt man am leichtesten und sichersten durch die Welt: nur muß man sichs denn auch nicht verdrießen lassen, als eine solche angesehen und behandelt zu werden.

Wie fade Köpfe jetzt über Langeweile klagen können, da so viel Unterhaltendes für sie geschrieben wird, das begreife ich nicht: aber wie Männer von Geist und Geschmack bei unsrer Modelectüre erbärmlich jähnen können — das begreife ich recht wohl.

Wenn

Wenn die Schönheiten des Geistes zu genau aufgesucht, verfolgt und zergliedert werden, so ist das ein sicheres Merkmal, daß die Armuth des Geistes anfängt bei einer Nation überhand zu nehmen. So lange man reich ist, achtet man auf Kleinigkeiten wenig.

Der Anspruch auf ein ununterbrochenes Vergnügen oder Glück ist eine offenbare ungereimte und ausschweifende Forderung, die wir Niemand zu gute halten, und an Niemand vernünftig finden, als an uns selbst: denn so bald das Vergnügen abreißt, hängen wir den Kopf, und wenn uns das Glück den Rücken kehrt, so sind wir so niedergeschlagen, und führen so bittre Klagen, als ob uns ganz was Unerwartetes und das größeste Unrecht wiederfahren wäre.

Unglücklich ist der Mann, der einen Führer braucht, und dreimal unglücklich der, welcher ihn in unsrer gegenwärtigen theologischen, moralischen, philosophischen und bellettristischen Welt zu suchen, verdamt ist! Man wird ihn gegen alle zwei und dreißig Winde zerren, und am Ende noch ungewisser da stehen lassen als er zuvor war.

Seine Vorzüge Niemand fühlen lassen, wenn man ungehaßt seyn will, ist nöthig, aber nicht genug. Man muß sie auch nicht einmal sehen lassen, oder sie wenigstens gleich wieder einhüllen, wenn man es einmal nicht ändern konte sie zum Vorschein zu bringen. Wir verlieren dadurch nichts. Man wird sie doch nicht verkennen, und uns desto höher schätzen.

Freiheit ist ein schön klingendes Wort, aber übrigens nicht viel mehr als ein Wort, — ohne viel Realität und Bedeutung: wenigstens für den größern Theil der Bürger eines Staats. In der feinsten Republik selbst kan der wirkliche Genuß der Freiheit in einem etwas bedeutenden Grade nur einigen wenigen zu Theil werden. Bei den übrigen bestehet der größeste Vortheil und Genuß darin, daß sie sich einbilden und sagen können: **wir sind ein freies Volk!** In bürgerlichen Schranken ist der Mensch überall dienstbar, und überall stehen die Gesetze unter der Vormundschaft derer, die sie verwalten. Das etwas **Mehr** oder **Weniger** bei der Dienstbarkeit wird durch die Gewohnheit unmerklich, sonderlich wenn das Joch nicht zu hart ist, und wir keine Gelegenheit in der Nähe haben, nachtheilige Vergleichungen anzustllen.

---

## Anfrage.

Hat man kein zuverläßiges Mittel, wodurch Schafkäse von Würmern befreit bleiben? Wem dergleichen bekant ist, beliebe es doch baldigst in diesem Magazin anzuzeigen.

---

# Hannoverisches Magazin.

## 91tes Stück.

Montag, den 13ten November 1780.

## Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Siehe das 52te, 53te und 54te St.)

### Zehnter Brief.

Liebster Freund!

Ich habe Ihnen in meinem letzten Briefe vom 20ten Dec. vorigen Jahrs a) gemeldet, daß wir den 23ten Jul. v. J. von dem Hofe des Kaisers, welcher zu Sourracarta residirt, aufgebrochen sind, um unsere Reise nach dem Sultan zu Jucjucarta fortzusetzen. Wir brachen des Morgens um 5 Uhr unter Abfeurung der Kanonen auf, und rückten Mittags um 11 Uhr ins Quartier, wo wir die Nacht campirten, und zwar in Häusern, welche von Bambusholz gemacht waren, welches mir eben so vorkam, als wenn man in Europa in ein Lager rückt. Die Häuser von Bambus kan man füglich mit Zeltern vergleichen. Man bedient sich dieses Hülfsmittels, wenn in der Nähe keine Negreien sind. Nachdem wir gut gegessen, getrunken und geschlafen hatten, brachen wir den 24ten früh Morgens wieder auf, und campirten auf dieselbe Art, wie den Tag vorher. Auf diesem Platze fanden wir schon einige javanische Prinzen mit dem ersten Minister des Sultans, welche von dem Sultan abgesandt waren, um den Herrn Gouverneur zu complimentiren.

Den 25ten des Morgens um 4 Uhr setzten wir uns wieder in Marsch, und machten um 7 Uhr auf einem Platze, etwa zwei Stunden von Jucjucarta, ein Rendezvous, allwo wir alle unsere besten Kleider anzogen, um in Pontificalibus bei dem Sultan zu erscheinen. Unsere Damen kleideten sich wie Amazoninnen, weil sie sich hier zu Pferde setzen wolten. Eine gute halbe Stunde von diesem Platze hat der Sultan einen prächtigen Garten mit einem Lustschlosse, wo er sich schon ganz frühe hin verfügt hatte, um den Gouverneur daselbst zu empfangen, auch hatte er alle seine beste Miliz so-

Yyyy wohl

a) Dieser Brief ist in Europa nicht angekommen, und vermuthlich das Schif, welches ihn mitbringen solte, verunglücket. A. d. H.

wohl zu Pferde als zu Fuße ausrücken lassen, um bei der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren. Der Herr Gouverneur schickte seinen Generaladjutanten nach dem Sultan, um ihm seine Ankunft zu wissen zu thun; worauf der Sultan wiederum einen Officier schickte, und ihn complimentiren ließ. Um 8 Uhr setzten wir unsern Marsch fort. Alles war zu Pferde, auch die Damen. So wie wir die Miliz des Sultans, welche auf beiden Seiten postirt war, passirten, wurde von ihnen ein Lauffeuer gemacht, wobei die Kanonen zu *Passangerahan*, so heißt der Lustgarten des Sultans, gelöset wurden. Wir Dragoner postirten uns rechter Hand des Schlosses, und die Jucjucartischen linker Hand. Denn auf *Jucjucarta* liegt gleichfalls eine Compagnie europäische Dragoner, gleich wie auf *Suracarta*, welche eine Garde von dem Sultan ist, und auf Kosten der ostindischen Compagnie erhalten wird.

Der Sultan hat noch verschiedene Arten von inländischer Garde zu Pferde und zu Fuße, worunter eine, welche seine erste Garde ist, mir sehr possirlich vorkam. Ihre Uniform bestehet weiter in nichts, als in einem rothen Gewande, welches sie unten um den Leib schlagen, außerdem sind sie ganz nackend, und ihr Gesicht, Leib und Füße sind mit einer gelben Salbe beschmiert. Die Javanen halten dies für schön, uns Europäern aber, insonderheit mir, ist es sehr ekelhaft. Ihre Waffen sind ein Schild, Pfeile und Bogen. Sie heißen auf Javanisch die Padeiganger des Sultans, weil sie allezeit, wenn sie marschiren, padeigangen, das heißt auf javanische Art tanzen. Der Sultan thut keinen Schritt aus seinem Pallaste, oder nach javanischer Art zu reden, aus seinem Dalm, ohne sie vorauf zu haben, er mag zu Wagen, zu Pferde, oder zu Fuße seyn; ihre Maneuvres bestehen darin, daß sie nach der Musik allerlei Bewegungen mit dem Leibe, Händen und Füßen machen. Im übrigen ist die Miliz des Sultans besser eingerichtet, und auch regulairer, als die von dem Kaiser. Aber eine Garde zu Pferde hat er nicht, gleichwie der Kronprinz des Kaisers; desto mehr Mädchen hat er in seinem Serail, wovon ich bald Gelegenheit haben werde mehr zu sagen.

Nachdem sich die Gesellschaft etwa eine halbe Stunde in dem Lusthause aufgehalten hatte, defilirte die inländische Miliz ab, um den ganzen Weg von *Passangerahan*, bis nach dem Dalm des Sultans, zu besetzen, welches eine gute Stundeweges ist. Wie dieses geschehen war, führte der Gouverneur den Sultan bei der Hand in den Wagen, und setzte sich bei ihm. Die jucjucartischen Dragoner setzten sich vor dem Wagen, und die Unsrigen hinter selbigem. Der Generaladjutant und ich ritten bei dem Wagen. Die Suite, welche vorauf war, war so groß, daß man sie nicht absehen konte. Ich glaube, daß der Sultan mehr als tausend Javanen, blos als Gefolge, bei

bei sich hatte. Einige trugen seinen Thron, andere seine Insignien. Der Henker mag es wissen, was sie alle für Bedienungen haben. Der erste Minister und einige andere von den vornehmsten Javanen, worunter selbst Prinzen und nahe Anverwandte von dem Sultan waren, mußten bei dem Wagen zu Fuße hergehen. Der Zug ging gerade nach dem Dalm zu. Es daurete aber wohl drei Stunden ehe wir dahin kamen. So langsam fuhr der Sultan. Was hab' ich den Morgen geschwitzt! Denn die Sonne brannte entsetzlich, und es war just Mittag, da sie am heißesten ist. Wie wir nahe bei dem Dalm kamen, und ich von dem Wagen abreiten wolte, um mit unsern Dragonern, welche vor dem Dalm aufmarschirten, vor der Front Honneur zu machen, hatte ich eine kleine Fatalität, welche im Grunde nichts war, und daraus ich auch gar kein arges hatte; allein es wurde mir nachher gesagt, daß ich mir dadurch leicht ein Unglück hätte zuziehen können.

Bei dem wegreiten von dem Wagen verwickelten sich meine Rockfalten in eine von des Sultans Piken, und diese sind so heilig, daß sie Niemand anrühren darf, als diejenigen, welche sie tragen. Ich hatte mich, der Himmel weiß, wie es zuging, so sehr verwickelt, daß ich nicht erst wieder los kommen konte. Obschon ich diesen Vorfall für eine große Kleinigkeit hielt, so sahe ich doch, daß der Javane, welcher die Pike trug, sehr mürrisch und verdrießlich darüber war, und meine Freunde sagten mir nachher, daß ich zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, risquirt hätte, unter den Piken ermordet zu werden. Der Hof des Sultans ist ohnedem gar nicht gut Europäisch gesinnt, und aus solchen Kleinigkeiten sind wohl eher große Blutbäder entstanden. Es lief inzwischen doch recht gut ab, und der Sultan, der es mit ansah, schien wenigstens es nicht übel zu nehmen, oder er stellte sich so aus Höflichkeit gegen den Herrn Gouverneur. Daß mit dem Sultan lange nicht so gut umzugehen ist, wie mit dem Susunang, werden Sie bald näher sehen.

Wie der Sultan aus dem Wagen stieg, führete ihn der Herr Gouverneur in voller Ceremonie bei der Hand in den Dalm, wo er sich, unter Trompeten und Pauckenschall, auf den Thron setzte, und der Gouverneur neben ihn. An beiden Seiten standen Stühle für die Suite des Gouverneurs, und die übrigen Personen von Distinction von *Jucjucarta*. Von den Inländischen saß keiner auf einem Stuhle, als der Kronprinz, welcher der zweite Sohn von dem Sultan ist; sondern sie mußten alle auf der Erde sitzen. Eigentlich hätte sein ältester Sohn, welcher noch am Leben ist, Kronprinz seyn müssen. Weil er sich aber mit einem Kebsweibe seines Vaters abgegeben hat; so hat ihn der Sultan erst zum Tode verdammt, auf Fürsprache des ersten Residenten von *Jucjucarta*

aber hat er ihm zwar das Leben geschenkt, jedoch zum gemeinen Battur verurtheilt, welches bei den Javanen die allergeringste und verächtlichste Creatur ist. Nach und nach ist sein Vater etwas wieder besänftiget worden, jedoch ist er von der Thronfolge ganz ausgeschlossen, und er muß sich als ältester gefallen lassen, auf der Erde zu sitzen, wenn sein jüngerer Bruder auf dem Stuhle sitzt; es sey dann, daß ihm der Sultan bisweilen, wenn er guter Humeur ist, die Erlaubniß giebt, sich auf einen Stuhl zu setzen.

Ich habe mein Tage nicht eine solche Souverainität gesehen, wie der Sultan hat. Alles ist auf seinen Wink abgerichtet, und Niemand darf ihm widersprechen, wenn er auch die entsetzlichsten Grausamkeiten ausübt. Er ist auch ein rechter Tyrann, und wenn er sich von aussen gegen uns Europäer noch so freundlich stellt, so ist er im Herzen doch gar nicht europäisch gesinnt. Vor einigen Jahren, da er noch mit der ostindischen Compagnie Krieg führte, ist er mit den Gefangenen sehr barbarisch umgegangen, und mancher braver Europäer hat müssen unter den entsetzlichsten Martern seinen Geist aufgeben. Sein Charakter ist in seinem Gesicht, und besonders in seinen Augen abgedruckt. Der Kronprinz sieht eben so wild und barbarisch aus. Zwischen dem Hofe des Sultans und des Kaisers ist ein Unterschied, wie Tag und Nacht. Wie war denn der Sultan gekleidet? Eben so wie der Kaiser, außer daß er keinen Stern hat. Dies Vorrecht hat der Susunang allein. In der Kleidung machen die Javanen eben keinen Staat; aber desto mehr prunken sie mit Diamanten und Edelgesteinen, womit der Sultan reichlich versehen war.

Nachdem sich der Sultan gesetzt hatte, machten wir ihm auf eben die Art die Cour wie bei dem Kaiser, nemlich wir naheten uns ihm mit einer tiefen Verbeugung, worauf er uns die Hand gab. Eben so machten wir auch dem Kronprinzen die Cour. Die Gemalinnen des Sultans kamen nicht zum Vorschein, sondern die erste Gemalin desselben nahm die Visite von Meffroun und den übrigen Damen, welche sie bei sich hatte, in einem aparten Zimmer an. Wie die Ceremonie der Cour zu Ende war, wurde Wein präsentirt, und einige Gesundheiten getrunken, welche der erste Resident, mit Namen Lapro, ausbrachte, auch ließ uns der Sultan Pinang und Syri präsentiren, und noch dazu aus seiner eigenen Pinangsdose, welches wir als eine große Gnade ansehen mußten. Ein Javane solte diese Ehre um viel Geld nicht geben. Wenn der Kaiser oder der Sultan ein Glas Wein trinkt, und die Neige davon jemanden austrinken läßt, das ist die größte Ehre, welche selbst dem vornehmsten Javanen kan angethan werden. Ich habe oft lachen müssen, wenn wir beim Kaiser an der Tafel waren, und er eine Appelsine oder eine andere Frucht, wo er ein Stück ausgebissen hatte, auf die Erde

warf.

warf. Hier waren selbst die vornehmsten Javanen so hinter her, um sie zu erhaschen, als wenn Geld ausgeworfen wird.

Als wir uns etwa eine gute halbe Stunde bei dem Sultan aufgehalten hatten, brach der Gouverneur auf. Beim weggehen gab der Sultan sowohl, als der Kronprinz wiederum einem jeden von uns die Hand. Der Gouverneur sezte sich in seinen Wagen und fuhr mit eben der Ceremonie und dem Gefolge nach dem Hause des ersten Residenten, wo er logirte, wie bei dem Kaiser. Wie er ankam, wurden von unserer auf Jucjucarta liegenden Infanterie drei Decharges gemacht, und die Kanonen von dem Fort, welches die ostindische Compagnie auf Jucjucarta angelegt, dreimal gelöset. Ohngefehr Mittags um 2 Uhr war alles vorbei, worauf wir uns an die Tafel sezten, welches aber nicht lange dauerte. Denn ein jeder sehnte sich nach der Mittagsruhe. Am folgenden Tage war nichts zu thun und wir konten uns recht ausruhen.

Allein den 27ten Julius war ein großes Gastmal bei dem Sultan, wozu der Herr Gouverneur mit seiner Suite, und alle Personen von Distinction von Jucjucarta eingeladen wurden. Des Morgens um 9 Uhr fuhr der Herr-Gouverneur mit eben der Ceremonie zu dem Sultan, wie er es an dem Kaiserlichen Hofe gethan hatte, welches ich Ihnen in meinem vorigen Briefe b) beschrieben habe. Darum will ich es diesmal nicht wiederholen. Das erste Divertissement, welches uns der Sultan machte, war die Jagd. Er führte uns in einen prächtigen Thiergarten, worin allerlei Wild war, insonderheit Hirsche und Rehe, und es stund einem jeden von der Gesellschaft frei, was zu schießen. Die Gewehre und übrigen Jagdgeräthschaften lagen dazu bereit. Viele machten Gebrauch davon. Aber der Sultan und Gouverneur schossen nicht mit, sondern sahen zu. Wie dieses vorbei war, führte er uns nach einem großen Teiche. Mitten in diesem Teiche hatte er kurz vorher ein Lustschloß aufbauen lassen, welches sieben Etagen hoch, und um und um mit Wasser umgeben ist, weswegen man auch nicht anders, als mit Fahrzeugen dahin kommen kan. Auf der obersten Etage hat er einen Garten angelegt, worin die herrlichsten Früchte und Blumen wachsen, worüber wir uns sehr verwundert haben; wir haben nirgends leckere Ananasse gegessen wie hier.

Wie wir diese Herrlichkeiten besehen hatten, gingen wir wieder in den Dalm, wo die Tafel schon gedeckt und mit Speisen besezt war. Ehe die Gesellschaft sich niedersezte, wurden die Röcke ausgezogen, und der Sultan erschien mit entblößtem Leibe, wie auch alle übrigen Javanen, deren mehr als zwei tausend an der Zahl waren, welche in und vor dem Dalm auf der Erde saßen. Wie wir uns niedergesezt hatten, wurde anstatt des



b) Ist der obgedachte verloren gegangene Brief. A. d. H.

Gebets vor und nach der Tafel dreimal Vergatterung um die Tafel herum geschlagen, gleichwie hier an den Höfen der Gebrauch ist. Von den Speisen, welche auf die Tafel kamen, konte ich wenig genießen, denn es war mehrentheils javanische Kost, womit ich mich noch gar nicht vertragen kan, ob sie schon unter dem hiesigen heißen Luftstriche viel gesünder ist, wie die europäischen Speisen. Die Europäer gewöhnen sich aber nach und nach sehr daran, so, daß die mehrsten die javanischen Speisen vorziehen. Die Zeit wird es lehren, ob ich mich auch daran gewöhnen kan. Noch kan ich sie nicht einmal gut riechen, und ich werde bisweilen von dem Geruch schon übel. Die Gesundheiten, welche an der Tafel getrunken wurden, und woraus man hier eine Ceremonie macht, wurden von dem ersten Residenten in eben der Ordnung getrunken, wie bei dem Kaiser, und dabei die Kanonen gelöset, von den Trompetern ein Rundal geblasen, und ein dreimaliges Hussse gerufen, daß nicht allein der ganze Dalm, sondern ganz Jucjucarta davon erschallte. Gleich nach der Tafel fuhr der Gouverneur mit eben den Ehrenbezeigungen wieder weg, mit welchen er gekommen war. Den 28ten war nichts zu thun, außer daß der Gouverneur einen kleinen Spazierritt that, um die Elephanten des Sultans zu besehen. Den 29ten stellte der Gouverneur dem Sultan zu Ehren ein großes Gastmal an, welches in dem Hause des Herrn Lapro, wo der Gouverneur logirte, vollzogen wurde.

Der Sultan machte unendlich viel mehrere Apparatus, wie er dem Gouverneur die Visite machte, wie der Kaiser. Er ließ erstlich seine beste Miliz zu Fuß und zu Pferde voraus defiliren, um den ganzen Weg von seinem Dalm an, bis nach dem Hause des Herrn Lapro zu besetzen, worauf wohl zwei Stunden hingingen. Endlich kam er selbst, es mogte wohl 11 Uhr seyn, mit einem Gefolge, welches man nicht absehen konte. Seine Insignien und Thron ließ er vor sich hertragen. Der Gouverneur ging ihm vor dem Hause einige Schritte entgegen, und führte ihn an der Hand herein, worauf er sich auf seinen Thron setzte, und der Gouverneur neben ihm auf einen Stuhl. Hierauf machten wir Europäer ihm erstlich auf unsere Weise die Cur, und darauf die vornehmsten Javanen auf ihre Manier, nemlich sie krochen auf dem Hintern zu ihm wie die Würmer, machten ihm ihr Slammat, und küßten ihm die Füße und dem Kronprinzen die Hand. Wie diese Ceremonie vorbei war, wurden die Röcke ausgezogen, und wir hatten wieder den Prospect von dem schwarzbraunen Leibe des Sultans und so vieler tausend Javanen. Die übrigen Ceremonien vor, bei und nach der Tafel waren eben so wie bei dem Kaiser. Die Hände wuschen wir in Rosenwasser, welches uns von den Mädchen des Lapro präsentirt wurde.

Bis hieher hatte sich der Sultan noch

noch sehr höflich und artig aufgeführt, aber bei der Tafel machte er ein Stück, welches leicht die gefährlichsten Folgen hätte nach sich ziehen können. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß so zu sagen eine ewige Feindschaft zwischen dem kaiserlichen und sultanischen Hofe ist. Wie die Gesundheit des Sultans getrunken wurde, so hatten verschiedene Tomogons, welche unter dem kaiserlichen Gebiete stehen, und welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich genommen hatte, entweder aus Unachtsamkeit, oder aus einem heimlichen Groll bei dem Husse rufen die Mützen nicht abgenommen, welches der Sultan, der sehr darauf Acht gab, bemerkt hatte. Hierüber gerieth er gleich in Wuth und Flammen, und um so viel mehr, weil einige darunter waren, welche selbst mit dem Kaiser verwandt waren. Er gab ihnen sogleich hierüber nicht allein einen harten Verweiß, sondern befahl ihnen auch zugleich, daß sie sich, wenn die Gesundheit des Kaisers getrunken würde, nicht unterstehen solten, Husse zu rufen. Gleich darauf wurde die Gesundheit des Kaisers ausgebracht, wobei sie sich an das Verbot des Sultans nicht kehrten, sondern sie riefen aus vollem Halse dreimal Husse. Hierüber wurde der Sultan ganz wüthend. Zu einer andern Zeit, wenn der Gouverneur nicht gegenwärtig gewesen wäre, hätte er sie ohnfehlbar sogleich ermorden lassen. Aller Augen von den Bedienten des Sultans waren auf ihn geheftet, und es schien, als ob sie nur auf seinen Wink warteten, und dann würde ein allgemeines Blutbad daraus entstanden seyn. Allein er menagirte sich doch in so fern, daß er nicht zu Gewaltthätigkeiten schritt, er scholt sie aber auf sein Javanisch auf die entsezlichste Art aus, und befahl ihnen, sogleich hinaus zu gehen, welches sie auch thaten, und dabei warf er sein volles Glas wüthend auf die Erde in Stücken.

Wie verhielt sich denn unser Gouverneur hiebei? Sehr weise und vernünftig. Er sahe alles dieses mit einer Contenance an, worüber ich mich gewundert habe. Es mußte ihn freilich sehr frappiren, daß der Sultan einige Tomogongs von der Suite des Gouverneurs hieß aus dem Zimmer gehen; allein hätte er sich dem Sultan in der ersten Hitze widersezt, so wäre aus diesem Gastmale ohnfehlbar ein Blutbad geworden, wobei wir Europäer würden den kürzern gezogen haben, denn der Gouverneur hatte gar keine Bewafnete bei sich, als den Generaladjutanten und mich, da der Sultan hingegen in und vor dem Hause so viele hundert Bewafnete stehen hatte, außer der übrigen Miliz, welche noch unterm Gewehre stand, um zu paradiren. So bald aber der Gouverneur sah, daß die Hitze des Sultans vorüber war, sprach er einige Worte sehr ernsthaft mit demselben, worauf er sogleich Befehl gab, daß die Tomogongs wieder herein kommen solten. Sie mußten ganz nahe vor den Sultan kommen, worauf der Gouverneur selbst

selbst nochmals die Gesundheit des Sultans ausbrachte. Diese Tomogongs, welche wohl begriffen, warum dieses geschah, riefen aus vollem Halse Husse, schwenkten dabei ihre Mützen über den Kopf, und auf solche Weise war das Feuer wieder gedämpft. Der Sultan ließ darauf sogleich die Pokale wieder füllen, und rief *Tuang Susunang pagni slammat:* das heißt: des Kaisers seine Gesundheit, worauf solche auch zum zweitenmale feierlich getrunken wurde, und hiermit war der ganze Streit geschlichtet.

Der Sultan, bei dem der Wein auch schon einige Wirkung that, suchte es nachher auf allerlei Art bei dem Gouverneur gut zu machen. Er ließ einige von der inländischen Suite des Gouverneurs zu sich kommen, und gab ihnen seine Neige zu trinken. Insonderheit machte er dem Gouverneur dadurch ein großes Compliment, daß er den alten Citrossumo zu sich rief, und sagte: „Diesen Greis achte ich, „weil sein Vater mir gerathen hat, „mit der ostindischen Compagnie Frieden zu machen, und in ein Bündniß mit ihr zu treten;" ob er es gleich im Herzen nicht so meint. Allein er ist auch etwas bange, denn er weiß wohl, daß, wenn er mit dem Kaiser was anfängt, er die ostindische Compagnie auch gegen sich hat. Wie die Tafel zu Ende war, war der Sultan so besoffen, daß er sich mußte nach Hause fahren lassen, der Kronprinz aber und die übrige Gesellschaft blieb noch bei einander. Nach der Tafel ließ Lapro seine Mädchen allerlei inländische Tänze tanzen. Abends um 8 Uhr wurde ein Feuerwerk abgebrannt, und damit hatte dieses Tractament ein Ende.

Den 30ten Julii, Morgens um 9 Uhr, gab der Gouverneur dem Sultan wieder eine Visite. Der Sultan hatte schon alle Anstalten machen lassen, um dem Gouverneur zu Ehren einen Missethäter mit einem Tieger fechten zu lassen. Allein der Gouverneur, welcher zu viele Menschenliebe besitzt, um ein solches Spectakel anzusehen, verbat diese Ehre: worauf der Sultan einen Büffel bringen ließ, welcher mit dem Tieger kämpfen mußte, wobei der Büffel wieder die Oberhand behielt. Wie dieses vorbei war, gingen sie in den Dalm, um eine Conferenz zu halten, und darauf fuhr der Gouverneur wieder zu Hause. Den 31ten ritten wir mit dem Gouverneur spatzieren, und unsere Damen waren auch zu Pferde, um einige alte javanische kaiserliche Begräbnisse und Tempel zu besehen. Mancher Antiquarius und Criticus in Europa solte vieles darum geben, wenn er das alles gesehen hätte, was ich hier gesehen habe.

Die Fortsetzung folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

92tes Stück.

Freitag, den 17ten November 1780.

## Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Fortsetzung.)

Den 1ten Aug. des Nachmittags um 4 Uhr, fuhr der Gouverneur wieder zu dem Sultan, welcher ihn vor seinem Dalm auf der Passierbahn empfing, und wo er einige tausend Javanen zu Pferde mit Piken hatte aufmarschiren lassen, welche allerlei Maneuvres machen mußten, die hauptsächlich darin bestanden, daß sie in voller Carriere einander suchten aus dem Sattel zu heben. Nachher ließ er einige der größten Elephanten vor dem Gouverneur vorbei führen, und am Ende setzte sich seine sultanische Majestät mit einer Pike zu Pferde, und machte selbst allerlei Künste mit einem dazu abgerichteten Pferde, wobei alle Zuschauer nach der Musik in die Hände klatschten, und ihm ein javanisches Bravo zuriefen. Ich konte mich des Lachens nicht enthalten. Denn einen Sultan mit entblößtem Leibe und Füßen, mit einer Pike in der Hand, und einem Cris auf dem Rücken, zu Pferde allerlei Gestus machen sehen, das ist, wie ich glaube, lächerlich genug. Beim Auf- und Absteigen vom Pferde mußte ihm ein Javane zum Fußschemel dienen. Wie er seine Rolle ausgespielet hatte, ließ er einige Tieger rambocken. Hierauf ging die Gesellschaft noch eine halbe Stunde in den Dalm, und damit war diese Visite wiederum zu Ende.

Den 2ten und 3ten Aug. war nichts zu thun, aber den 4ten war wieder große Galla bei dem Sultan. Nachmittags um 4 Uhr fuhr der Gouverneur zu ihm. Wie wir ankamen, führte uns der Sultan erstlich auf sein Schloß, welches mitten im Wasser liegt. Nachdem wir einige Erfrischungen zu uns genommen hatten, gingen wir in dem Garten, welcher oben auf dem Schlosse liegt, spatziren, wo wir einen Prospekt hatten, den ich nicht leicht schöner gesehen, und die delikatesten Früchte aßen, die ich nie delikater gegessen habe. Gegen Abend fuhren wir in verschiedenen Fahrzeugen auf dem Teiche spatziren. Als Officier von der Leibgarde hatte

ich die Ehre, mit in der Schujte von dem Sultan und Gouverneur zu sitzen.

Wie es dunkel geworden war, wurde auf dem Wasser ein Feuerwerk abgebrannt, und darauf führte uns der Sultan in den Dalm, wo viele Mädchen saßen, die eine nach der andern padeigangen mußten. Die letzten, welche zum Vorschein kamen, waren des Sultans Leibmädchen. Wie diese anfingen zu tanzen, wurden die Kanonen gelöset, und alle Javanen, deren ich weiß nicht wie viel tausend in und um den Dalm auf der Erde saßen, mußten sich umdrehen, und den Rücken herkehren; denn es ist schon eine Todsünde, wenn sich nur ein Javane untersteht, ein Leibmädchen von dem Sultan anzusehen. Wir Europäer aber hatten die Erlaubniß, sie ansehen zu dürfen. Wie sie anfingen, stund der Sultan auf, und klatschte nach der javanischen Musik in die Hände, und wir alle mit ihm. So lächerlich dieses auch zu seyn scheint, so gehört es doch mit zu der ostindischen Politik, daß man sich bei solchen Gelegenheiten ein wenig nach den Sitten und Gebräuchen der inländischen Fürsten richtet, um die Harmonie desto mehr zu unterhalten. Die Mädchen von dem Sultan sind außerordentlich schön, und viel schöner, wie die von dem Kaiser; sie sind mehr weiß, wie braun, ich glaube, daß die mehrsten von einem europäischen Vater und einer javanischen Mutter sind. Ihr Schmuck, welchen sie an Juwelen und Perlen am Leibe hatten, der aber allezeit dem Sultan eigen bleibt, war nicht zu schätzen. Sie tanzen wie die Engel, und wissen solche Bewegungen mit ihrem Körper zu machen, daß man darüber erstaunen muß.

Die javanischen Mädchen sind überhaupt von Natur viel gelenkiger, als die europäischen, und reizen sehr zur Wollust. Die Javanen wissen auch sonst fast von keinen andern Plaisirs, als solchen, welche sie sich durch die Wollust machen. Diese ist beinahe ihr einziges Augenmerk.

Bei dieser Gelegenheit fällt mir noch was ein, welches ich Ihnen erzählen muß. Wenn der Sultan des Nachts eines von seinen Leibmädchen bei sich gehabt hat, so muß sich dieses Mädchen den andern Morgen bei der ersten Gemalin des Sultans ordentlich melden, worauf die Sultanin ihr einen Schub mit dem Fuße giebt, und sie auf solche Weise von sich stoßet, um dadurch anzuzeigen, daß sie allezeit Sultanin bleibt, ob sie schon nur selten, und wenn sie etwas bei Jahren ist, niemals die Ehre hat, bei dem Sultan zu schlafen. Eben so ist es bei dem Kaiser auch. Das sind possierliche Gebräuche.

Auch dieses kam mir sehr possierlich vor. Der Sultan schämte sich nicht, in unserer aller Gegenwart, ja selbst in Gegenwart unserer europäischen Damen, sich von zwo Mädchen seinen Leib, Füße und Lenden mit Salbe beschmieren zu lassen. Wie aller Tanz zu Ende war, gingen wir

an die Tafel, und am andern Morgen um 3 Uhr schieden wir erst aus einander. Da wir alle reichlich getrunken hatten, denn von des Abends um 6 Uhr, bis des andern Morgens um 3 Uhr, läßt sich was wegtrinken, zumal da bei der Tafel die Pokale fleissig herum gegangen waren, schwärmten die mehrsten von uns noch die Nacht durch, wie wir zu Hause kamen, weil es sich auch nicht der Mühe verlohnte, noch nach Bette zu gehen. Es fiel uns ein, Musikanten hohlen zu lassen, und den Damen ein Ständchen zu bringen, womit wir noch bis 6 Uhr zubrachten, da es denn Zeit war, sich anzukleiden. Nachmittags fuhr der Herr Gouverneur erstlich nach dem Sultan, und darauf nach dem Kronprinzen, welcher auch seinen eigenen Hofstaat hat, um Abschied zu nehmen.

Den 6ten August, mit Anbruch des Tages, brach der Gouverneur mit Fürstl. Ehrenbezeigungen von Jucjucarta auf, und rückte, damit ich es kurz mache, den 10ten des Morgens um 10 Uhr, schon wiederum in Samarang ein; denn wir nahmen auf der Rückreise einen andern und kürzern Weg. Eine halbe Stunde von der Stadt hatten sich alle Personen von Distinktion von beiden Geschlechtern versammlet, um den Herrn Gouverneur zu empfangen, und ihn mit in die Stadt zu begleiten, auch war daselbst ein herrliches Frühstück angerichtet. Der ganze Weg von Patgerunge, so hieß die Negrei, wo sie sich versammlet hatten, bis Samarang war mit allerlei inländischer Miliz besetzt, welche aus Chinesen, Mohren, inländischen Portugiesen und Javanen bestund. Diese machten alle dem Herrn Gouverneur auf ihre Weise militairische Honneurs, welches possierlich genug aussah.

Bei Patgerunge hatte sich die Bürger-Cavallerie von Samarang postirt, die bei der Ankunft des Gouverneurs drei Salven that, welches schlecht genug ging. Vor dem Gouvernemente in der Stadt paradirte die Garde zu Fuße und die übrige europäische Miliz, welche, wie der Gouverneur sie passirte, ein Lauffeuer machte; auch wurden dreimal die Kanonen um das Fort gelöset. Die ganze Gesellschaft begleitete den Gouverneur nach seinem Lustschlosse, wo wir uns noch eine halbe Stunde aufhielten, und auf die glückliche Ankunft desselben einige Gläser ausleerten.

Hier haben sie in möglichster Kürze die Reisebeschreibung nach dem Hofe des Sultans. Eins habe ich noch vergessen. Den Tag vor unserer Abreise schenkte mir der Sultan, wie auch der Herr Lapro, jeder ein Pferd, womit mir aber nichts gedient war, denn die Pferde sind hier nicht rar, und kosten fast gar kein Geld. Inzwischen ist es so der Gebrauch, daß der Cornet von der Garde zu Pferde bei solchen Gelegenheiten allezeit von dem Kaiser so wohl, als von dem Sultan ein Pferd geschenkt kriegt.

Ich beharre unveränderlich rc.

Samarang, * * *
den 14ten Mai 1773.

## Eilfter Brief.

Bester Freund!

Nun schreite ich ohne alle weiteren Umstände zu der Beschreibung von der Reise, welche ich mit dem Gouverneur nach Java's Ostküste gethan habe. Was zwischen dieser Zeit merkwürdiges vorgefallen ist, habe ich Ihnen schon in meinem letzteren Briefe gemeldet. Die Zurüstungen zu dieser Reise waren eben so, wie bei der ersten. Den 25ten Sept. vorigen Jahrs, des Morgens um 5 Uhr, versammelten sich wieder alle Personen von Distinktion bei dem Gouverneur. Um 6 Uhr setzte er sich mit Mesffrouw in den Wagen, ich ritt, nebst dem Generaladjutanten bei dem Wagen, und die ganze Gesellschaft begleitete ihn, theils zu Wagen, theils zu Pferde bis Turcbaye, eine Viertelstunde von Samarang. Hier nahmen sie alle Abschied von ihm, und wünschten ihm eine glückliche Reise; außer diejenigen, welche der Gouverneur in seiner Suite mit sich nahm, welche eben so groß war, wie das vorigemal, nur daß der Herr Gouverneur darin einige Aenderung gemacht hatte. Verschiedene, welche das vorige mal mit gewesen waren, gingen diesmal nicht mit. Dafür aber traten wieder andere in den Platz, welche bei der vorigen Reise nicht mit gewesen waren. Um 6 Uhr setzte sich der Gouverneur zu Pferde, die Damen ließen sich in Jolies, welches eine Art von Tragstühlen ist, tragen, und nachdem wir auf dem halben Wege zu Groggal gefrühstücket hatten, kamen wir um 9 Uhr in der Negrei Demak an, welche neun Stunden von Samarang liegt. Das war gut geritten. Der Gouverneur reitet auf dem Marsche allezeit sehr scharf, und man muß schon gute Pferde haben, wenn man ihm beihalten will. Auf den Plätzen, wo wir frühstückten, wechselten wir auch allezeit die Pferde. Die Damen kamen natürlicher Weise immer viele Stunden später.

Den 26ten Sept. vorigen Jahrs um 5 Uhr, brachen wir auf, halb 7 kamen wir auf Cloran, wo wir dejeunirten, halb 8 erreichten wir Tanguan, wo wir den Herrn von der Becke antrafen, welcher daselbst ein auserlesenes Frühstück hatte anrichten lassen. Hier erwarteten wir Mesffrouw mit ihrer Suite von Damen, welche um 10 Uhr ankam. Eine halbe Stunde darnach setzte sich der Gouverneur mit Mesffrouw in den Wagen, und in einer Viertelstunde waren wir auf Cutus, wo uns der Herr von der Becke Mittags und Abends sehr köstlich bewirthete; denn Cutus gehört mit unter seine Residenz, und ist 6 Stunden von Demak. NB. Wenn der Gouverneur auf dem Marsche zu Pferde ist, so reite ich allezeit mit ihm in der Suite. Wenn aber der Weg so ist, daß er kan befahren werden, so reite ich allezeit bei dem Wagen, welches fatigant genug ist; denn er fährt in einer guten halben Stunde allezeit eine deutsche Meile, und alle Meilen steht ein frisches Vorspann bereit.

Er

Er fuhr den 27ten Sept. des Morgens um 5 Uhr mit Meffrouw von Cutus ab, langte um 7 Uhr zu Patti an, wo sie dejeunirten, und sich bis halb 10 Uhr aufhielten, und langten Mittags um 11 Uhr zu Joana an, wo der Herr Neuwirt Residenț ist.

Joana ist von Cutus 11 Stunden. Die Compagnie hat daselbst ein Fort angelegt, welches von 1 Sergeanten und 18 Mann besetzt ist. Vor drei Jahren wurde es von einigen Rebellen überrumpelt und eingenommen; jedoch durch die tapfere Gegenwehr des Herrn Neuwirt dem Feinde gleich wieder abgenommen, bei welcher Gelegenheit der gute Neuwirt bald im Bette ermordet wäre, wenn er sich nicht noch eine Minute zuvor mit der Flucht gerettet hätte. Den 28ten des Nachmittages um 4 Uhr fuhr der Gouverneur von Joana ab, und langte um 6 Uhr auf Rembang an, welches gleichfalls eine Residenz mit einem Fort ist, 4 Meilen von Joana.

Daß der Herr Gouverneur an allen Orten, welche er passirte, mit Fürstl. Ehrenbezeigungen, so wohl von den Europäern als Inländern empfangen worden, brauche ich nicht mehr zu erwähnen. Den 29ten war Rasttag, und wir feierten hier auf Rembang den Geburtstag Seiner Hochedelheit des Herrn Generalgouverneurs von Indien, Petrus Albertus von der Parra. Des Mittages um 11 Uhr war, nach dortiger Art zu reden, Cour, und der Gouverneur nahm so wohl von den Europäern, als Inländern die Glückwünschung an. Des Mittages gab der Gouverneur ein großes Tractament. Bei dem Gesundheittrinken mit Pokalen, wurden die Kanonen gelöset. Des Abends war Illumination und Feuerwerk. Den 30ten des Nachmittages um 4 Uhr, fuhr der Herr Gouverneur von Rembang ab, und langte um 5 Uhr zu Lassem an, welches zwei starke Meilen von Rembang liegt.

Den 1ten October v. J. des Morgens um 2 Uhr, ritten wir von Lassem weg. und kamen um 5 Uhr auf Kaploran an, 6 Meilen von Lassem. Hier frühstückten und dinirten wir. Nachmittages um 4 Uhr brachen wir wieder auf, und rückten um 6 Uhr in Bantjar, 4 Meilen von Kaploran, ein. Den 2ten des Morgens um 4 Uhr, brachen wir auf, und rückten um 8 Uhr in Tuban, 8 Meilen von Bantjar, ein. Den 3ten des Morgens um 4 Uhr, brachen wir wieder auf, und rückten halb 10 Uhr zu Banjaranjar, 11 Meilen von Tuban, ein. Den 4ten des Morgens halb 5 Uhr, ritten wir hier weg, und kamen um 6 Uhr auf Rupa, 3 Meilen von Banjaranjar, an. Hier trafen wir den Prinzen von Maduren, imgleichen den Hrn. Lusac an, welcher Befehlshaber von der Ostküste ist, und zu Saurebaye wohnet. Um 7 Uhr setzten wir unsere Reise fort. Der Prinz von Maduren so wohl, wovon ich bald Gelegenheit haben werde mehr zu reden, als auch der Herr Lusac begleiteten den Herrn Gouverneur bis Sudaye, wo wir um 8 Uhr anlangten. Den 5ten machten

ten wir auf Sudaye Rasttag. Von Lassem an bis hieher haben wir beständig am Seestrande gereiset, welches des Morgens im kühlen sehr angenehm ist. Insonderheit ist es ein herrlicher Anblick, wenn man die Sonne aus dem Meer hervorsteigen sieht. So bald sie aber völlig hervor kommt, wird es gleich entsetzlich heiß.

Den 6ten October mit Anbruch des Tages, gingen wir in verschiedenen Fahrzeugen zu Wasser. Die Pferde ließen wir auf Sudaye zurück, wobei zwei Dragoner commandirt wurden. Der Gouverneur hatte seine eigene Schuite von Samarang kommen lassen, und hatte auch seinen eigenen Steuermann und zwölf Matrosen, alle egal gekleidet, und zwei Trompeter. In diesem Fahrzeuge saß der Gouverneur, der Patti von Samarang, der Herr Lusac und ich. Meffrouw fuhr mit den übrigen Damen in einem besondern Fahrzeuge neben uns, und die übrige Gesellschaft hatte sich vertheilt. Um 8 Uhr landeten wir schon auf der Insel Maduren bei Suhdje an, wo uns der Prinz von Maduren, welcher schon den Abend zuvor abgesegelt war, empfing. Hier warteten wir, bis die ganze Suite des Gouverneurs bei einander war. Um 9 Uhr setzte sich der Gouverneur mit Meffrouw in den Wagen, und langte um 10 Uhr auf Bankalan an, wo der Prinz von Maduren residirt, zwo Stunden von Suhdje. Dies war ein sehr angenehmer Weg zwischen zwei Wäldern, welche einen beständigen Schatten gaben. Der Gouverneur wurde hier mit eben den Ehrenbezeigungen empfangen, wie bei dem Kaiser und dem Sultan, darum brauche ich hievon nichts mehr zu erwähnen.

Die Insel Maduren gehört eigentlich nicht mit zu Java, sondern sie ist eine besondere Insel, welche mitten in der See liegt, und 50 Meilen im Umkreise hat. Es ist noch nicht lange, daß die Maduresen mit der ostindischen Compagnie Krieg geführt haben, wobei sie aber von der Compagnie überwunden worden sind. Deshalb ist auch der Prinz von Maduren kein Bundesgenosse von der Compagnie, wie der Kaiser und der Sultan, sondern nur ein Vasall, und muß jährlich seinen Tribut liefern. Er hat auch lange die Macht nicht, sondern steht selbst noch unter der Ordre des Befehlshabers Lusac. Seine Miliz ist mehr nach dem europäischen Geschmacke, als wie die von dem Kaiser und Sultan, imgleichen auch sein Schloß und sein Hofstaat. Er hat selbst eine Compagnie Husaren, welche eben so gekleidet sind, wie die europäischen Husaren. Wenn der Prinz in Galla ist bei uns Europäern, so ist er selbst Europäisch gekleidet, welches ihm aber so ansteht, als wenn man einem Bauer das Kleid eines Hofcavaliers anziehen wolte. Er sieht recht possierlich aus, wenn er in Galla ist. Seine schwarzen kurzen Haare hängen ihm wild um den Kopf, welches

ches gar nicht mit seinem auf das prächtigste bordirten Kleide, wovon die Knöpfe lauter kostbare Brillanten sind, überein kömt. Sein Hut ist von der Façon, wie ihn bei Ihnen die Pächter und Verwalter tragen, wenn sie in die Stadt kommen, an welchem aber fünf große Brillanten sitzen, die wenigstens auf hundert tausend Thaler geschätzt werden. Er ist zu höflich, seinen Hut aufzusetzen, wenn er bei dem Gouverneur ist, er hält es aber nicht für unanständig, daß ihn seine Domestiken bei der größten Assemblee aufsetzen, welche allezeit bei ihm auf der Erde sitzen, und ihm die Pinangdose hinhalten, oder ein goldenes Gefäß, um seinen Speichel aufzufangen. Das ist eine besondere Etiquette. Er ist noch jung, etwa von 20 Jahren, hat aber auch noch wenig Verstand, und weiß fast von nichts zu sprechen, als von Mädchen. Ich fragte ihn einmal, wie viel Mädchen er wohl hätte? Er antwortete mir darauf, daß wisse er selbst nicht.

Es geht hier zu Lande, was diesen Punkt betrift, sehr wunderlich her. Das Klima ist sehr hitzig, welches Muhammed sehr wohl scheint eingesehen zu haben, weil er die Vielweiberei eingeführt hat. Ein Javane, der sich kaum selbst ernähren kan, soll sich nicht mit einer Frau begnügen. Doch die Javanen thun dieses nicht allein, sondern die mehrsten Europäer folgen ihrem Beispiele nach. Es darf zwar kein Europäer, vermöge unserer Religion, mehr wie eine Frau heirathen, aber sie kaufen sich hübsche Mädchen, womit sie sich halten, welches auch die Frauen wohl wissen, und die Unverheiratheten halten sich so viel Mädchen, wie sie kaufen und ernähren können. Hieraus wird hier zu Lande nichts gemacht. Wenn aber eine Sklavin von einem Europäer ein Kind kriegt, so muß er sie frei geben, und das Kind taufen lassen.

Den 8[ten] October machten wir mit dem Gouverneur des Morgens einen Spatzierritt, um das Grabmal der Prinzen von **Maduren** zu besehen. Des Abends gab der Prinz von **Maduren** ein großes Tractament. Vor der Tafel mußten seine Mädchen paradeigangen, oder auf javanische Weise tanzen, und nach der Tafel wurde getandakt, welches sehr komisch aussieht. Der Prinz von **Maduren** eröfnete den Ball, welcher, nachdem er ausgetandakt hatte, die Mädchen unserm Gouverneur zubrachte. Aus Complaisance gegen den Prinzen tandakte er auch ein wenig mit den Mädchen herum, jedoch machte er es nicht lange. Nachher mußten wir alle daran, da half nichts vor.

Den 9[ten] des Abends um 7 Uhr ging ich mit den Dragonern, in verschiedenen Fahrzeugen, zu Wasser voraus nach *Surebaye*, um den folgenden Morgen bei der Ankunft des Gouverneurs zu paradiren.

Den 10[ten] früh Morgens um 1 Uhr, kam ich zu *Surebaye* an. Der Gouverneur mit der übrigen Suite, kam gegen Mittag um 11 Uhr.

Auf

Auf Surebaye hat die Compagnie auch ein ansehnliches Fort, und es ist so zu sagen, der Waffenplaß von der Ostküste. Des Mittags um 1 Uhr, kam der Prinz von Maduren gleichfalls nach, welcher beinahe mit eben den militairischen Honneurs empfangen wurde, wie der Gouverneur.

Den 12ten Oct. kam 1 Capitain, 1 Lieutenant, 2 Fähndrichs und 100 Mann von Batavia an, um den Capitain Heinrichs, welcher noch mit dem Feinde an der äußersten Spitze von Javas Ostküste zu thun hatte, zu unterstützen; und ich glaube, daß wir selbst mit dem Gouverneur darnach zugegangen wären, wenn sich die Umstände nicht geändert hätten. Allein der Capitain Heinrichs, welcher das Lager commandirte, hatte ein Stück gemacht, wovon er Ehre hat. Er hatte Wind davon bekommen, daß noch ein Capitain von Batavia kommen solte, welcher älter war, wie er, und da er gerne die Ehre, den Feind überwunden zu haben, allein davon zu tragen suchte, auch nicht gerne, da er bisher Chef gewesen war, unter eines andern Befehl agiren wolte; so wagte er einen Coup von Desperation. So schwach er auch war, attaquirte er den Feind, und schlug ihn totaliter, welche Nachricht den 14ten einlief. Dies hat er sehr gut gemacht, und ich würde mich eben so verhalten haben, wenn ich in seiner Stelle gewesen wäre. So bald die Nachricht angekommen war, mußte die Garnison ausrücken, und Victoria schießen, wobei zugleich die Kanonen von dem Fort dreimal abgefeuert wurden, und der Capitain, welcher von Batavia gekommen war, mußte mit seinem Commando wieder zurück marschiren.

Den 20ten gab der Befehlshaber Lusac des Abends ein großes Tractament. Wie es dunkel geworden war, wurde ein Feuerwerk abgebrannt, nachher war Ball. Bei der Tafel gingen die Pokale reichlich herum, und nach der Tafel wurde getandakt, denn wo der Prinz von Maduren ist, da muß auch getandakt werden.

Den 24ten October ging ich wieder, des Abends um 7 Uhr, mit den Dragonern zu Wasser voraus nach Crisse, wo ich schon um 10 Uhr anlandete. Crisse ist eine Residenz, auch hat die Compagnie daselbst ein Fort. Der Resident von Crisse ist ein gewisser Herr von Puttkammer, ein belebter Mann.

Den 25ten des Morgens um 10 Uhr, kam der Gouverneur mit seiner Suite nach, und wurde wiederum, wie gewöhnlich, mit allen möglichen Ehrenbezeigungen empfangen.

Der Schluß folgt künftig.

Hannoverisches Magazin.

93tes Stück.

Montag, den 20ten November 1780.

## Dritte Fortsetzung der Auszüge einiger Briefe eines Officiers von dem Cap der guten Hofnung und aus Ostindien.

(Schluß.)

Den 26ten October des Nachmittages thaten wir mit dem Gouverneur eine Lustreise nach einem berühmten alten Begräbnisse von einem javanischen Kaiser, nicht weit von Crisse, welches auf einem hohen Berge liegt. Wir brachten eine gute Stunde zu, ehe wir den Berg hinaufkamen, und nachher mußten wir noch eine steinerne Treppe, welche 185 Stuffen hatte, steigen, ehe wir an das Begräbniß kamen, welches auf der Spitze des Berges lag. Das wurde uns allen herzlich sauer. Wie wir aber oben waren, hatten wir eine angenehme kühle Luft, die uns wieder erfrischte, und einen Prospekt, den ich in meinem Leben nicht schöner gesehen habe, auch fanden wir oben eine gedeckte Tafel mit allerlei Früchten und Getränken. Das ist sonderbar hier zu Lande. Man thut fast keinen Schritt, ohne Lebensmittel bei sich zu führen, und insonderheit Wein. Er mag so theuer seyn, wie er will, so wird doch deswegen nicht weniger getrunken. Nachdem wir die Sonne im Meere hatten versinken sehen, stiegen wir den Berg wieder hinab, welches etwas geschwinder ging, als wie wir ihn hinaufklimmeten.

Den 27ten October trat der Gouverneur zu Wasser seine Zurückreise wieder an. Des Morgens um 9 Uhr wurden wir eingeschift. Nachmittages um 5 Uhr, geriethen wir durch die Unkundigkeit des Steuermanns, der das Schif regierte, auf eine Sandbank, und wir mußten bis um Mitternacht arbeiten, bis wir wieder davon loskommen konten. Gegen 5 Uhr, da die See etwas stürmisch wurde, hätten wir durch die Unvorsichtigkeit des Steuermanns bald noch ein grösseres Unglück gehabt. Der dumme Kerl war eingeschlafen, und hatte das Schif in den Wind segeln lassen, wobei ein Schif gar leicht umschlagen kan, wenn der Wind nur ein wenig wehet, und es fehlte auch nicht viel daran, daß wir auf solche Art verunglückt wären, wenn wir nicht noch in der

größten Geschwindigkeit die Segel verändert hätten. Der Gouverneur, welcher mehr von der Seefahrt versteht, wie der Kerl von Steuermann, welchen wir am Bord hatten, dankte ihn auch so gleich ab, und ließ einen andern, unter seiner eigenen Aufsicht, dieses Amt vertreten. So bald es nur ein wenig wehete, kam der Gouverneur nicht vom Verdecke ab. Den 28ten gegen Abend fing es an hart zu wehen, und gegen Mitternacht hatten wir einen halben Sturm; jedoch segelten wir glücklich durch, und landeten den 29ten des Morgens um 10 Uhr, wiederum auf **Rembang** an. Den 30ten des Nachmittages um 4 Uhr fuhr der Gouverneur zu Lande von **Rembang** ab, und langte um 6 Uhr auf *Joana* an, 4 Meilen von **Rembang**. Den 31ten hatten wir einen starken Marsch von 18 Meilen zu machen, weßhalb auch die Dragoner, den Tag vorher des Abends, voraus gehen mußten. Ich hätte es auch thun können, denn der Gouverneur ließ mir die Wahl, ob ich mit voraus reiten, oder bei ihm bleiben wolte; ich wählte aber das leztere, und ritt den ganzen Marsch bei dem Wagen. Des Morgens um 5 Uhr brachen wir auf, frühstückten zu **Patti**, aßen des Mittags zu **Cutus**, und langten des Abends gegen 6 Uhr auf *Japara* an.

*Japara*, welches ein irdisches Paradies kan genannt werden, wo der Herr von der Beke Resident ist, war das lezte Comtoir, welches der Gouverneur besuchte, um sich von seiner Reise daselbst einige Tage auszuruhen, und der würdige Herr von der Beke, welcher mein lieber Freund und Gönner ist, ließ es auch an nichts fehlen, um dem Gouverneur, welcher ihn sehr hoch schäzt, seinen Aufenthalt angenehm zu machen. Bei Tage gab uns die natürliche Lage von *Japara* die angenehmste Augenweide, und des Abends die Kunst; denn alle Abende sahe man die herrlichsten Illuminationen. Vor dem Lusthause, worin der Gouverneur logierte, hatte er eine Ehrenpforte aufrichten lassen, nach dem besten Geschmacke. Auf der einen Seite stand: *Fautori optimo*, und auf der andern Seite: *Hilaritas publica.* Der Gouverneur hielt sich 6 Tage zu *Japara* auf, und ich bin gewiß versichert, daß diese sechs Tage dem Herrn von der Beke wenigstens 6000 Rthlr. gekostet haben. Er machte uns alle Tage neue Veränderungen, bald mit Spazierfahrten zu Wasser und zu Lande nach seinen um *Japara* herumliegenden Lustgärten, bald mit der Jagd, bald mit Fischereien am Seestrande. Den 3ten November des Abends ließ er an einem Berge, dicht vor *Japara*, ein recht ausgesuchtes Feuerwerk abbrennen, wodurch der ganze Berg, welcher mit dürrem Gras und Buschwerk versehen war, in Brand gerieth. Ein jeder glaubte anfänglich, daß dieses von ohngefähr gekommen wäre, allein das war so nicht, sondern der Herr von der Beke hatte es mit Fleiß darnach angelegt. Einen hohen Berg in Feuer

stehen sehen, das war ein Prospekt, welcher über alles ging, was ich jemals gesehen habe.

Den folgenden Abend war ein Feuerwerk zu Wasser, wobei am Ende ein Fahrzeug in Brand gerieth. Dies geschah auch auf Anstiften des Herrn **von der Beke**, und gab nicht wenigen Stof zum Lachen. Er hat possierliche Einfälle, welche er so a propos anzubringen weiß. Den 6ten November war die Parol: *Japara Steekt de Kroon*, wodurch der Herr Gouverneur dem Herrn **von der Beke** ein Compliment machte, denn das wolte eigentlich so viel sagen: **Japara hat vor allen Comtoirs den Vorzug.** Bei solchen Gelegenheiten greifen sich die Herrn Residenten recht an, um dem Gouverneur seinen Aufenthalt angenehm zu machen; allein es konte es doch keiner dem Herrn **von der Beke** gleich thun.

Den 6ten November des Abends gab er dem Herrn Gouverneur, in einer im Garten illuminirten Allee, ein Abschiedsmahl. Das war recht angenehm. Um 12 Uhr, da wir von der Tafel kamen, fuhren wir wohl 1 Meile hart an der See herunter nach einem Lustschlosse, welches gleichfalls dicht an der See liegt. Der ganze Weg war mit Javaven besetzt, welche Fackeln trugen, außer denjenigen, welche wir bei dem Wagen hatten. Hiedurch wurde es so helle, als wenn es Tag gewesen wäre. Bei diesem Lusthause lagen schon alle Fahrzeuge bereit, welche uns über die See nach **Samarang** bringen solten. Nachdem wir noch einige Gläser zum Abschiede ausgeleert hatten, stachen wir des Morgens etwa um 2 Uhr in die See, und langten noch denselben Morgen, weil wir guten Wind hatten, um 10 Uhr auf **Samarang** glücklich an. Dies war der 7te November. Der Gouverneur trat im Gouvernement ab, wo sich alle Standespersonen von beiden Geschlechtern versamlet hatten, um ihn und **Meffrouw** zu bewillkommen. Im übrigen wurde er von allen Nationen mit eben den Ehrenbezeigungen empfangen, wie bei seinem vorigen Einzuge. Nachdem er sich ein wenig im Gouvernemente aufgehalten hatte, fuhr er mit seiner Gemalin nach seinem Lustschlosse auf **Botjon**, um daselbst künftig zu wohnen. Hiemit hat meine Reisebeschreibung von Javas Ostküste gleichfalls ein Ende. Ich habe vieles auslassen müssen, um nicht zu weitläuftig zu werden, und schließe auch diesen Brief mit der Versicherung, daß ich auch in der größten Entfernung seyn und bleiben werde ꝛc.

**Samarang,**
den 25ten Jul. 1773.

* * *

Die vierte Fortsetzung folget nächstens.

---

## Sonderbares Bissen einiger Pferde.

Das Wort Bissen braucht man wenigstens in einigen Gegenden Westphalens, von dem laufen welches die Kühe im Sommer bisweilen überfällt, wenn sie auf den Weiden sind. Sie laufen mit eines oft Stunden lang auf einem Kampe herum, ohne daß sie sich aufhalten lassen. Doch sind mir keine schädliche Folgen davon bekant. Ich wußte kein anderes Wort für die gleich zu erzählende wahrhafte Geschichte.

Den 9ten März dieses Jahrs, begab sich folgende sonderbare Erscheinung zu Cabeça, nahe bei Azambuja, an dem Orte, der ehemals Vollas d'Andreza hieß (in Portugal,). Einige Pferde eggeten, andere gingen ohne Arbeit neben ihnen, mit eins liefen alle fort, ohne daß sie auf einige Weise konten aufgehalten werden, und zwölfe von ihnen fielen plötzlich todt nieder. Ein Erfolg, der einer verständigen Untersuchung würdig wäre.

Gazeta de Lisboa Supplemento à Nro. 15. vom 14ten April 1780.

Kennt man hier zu Lande ähnliche Vorfälle? und wodurch erklärt man sie?

---

## Außerordentlich große Hitze zu Lissabon in diesem Jahre.

1) Gazeta de Lisboa. Nro. 27. den 4ten Jul. 1780. Auszug.

Die Hitze, welche vor dem 25ten des vorigen Monats beständig gemäßigt war, ist besonders merkwürdig wegen des hohen Grades, den sie an diesem Tage erreichte. Ein sehr geschickter Officier *) hat in der Gegend des Torre da Polvara mit aller nöthigen Vorsicht Beobachtungen angestellt. Hier ist ihr Resultat. Sonnabend, den 24ten um Mittag 99 Grad Fahrenheit.

Sonntag, den 25ten um 2 Uhr Nachmittags 104 Grad, um 6 Uhr 86 Grad, des Nachts 81 Grad.

Montags, den 26ten um Mittag 78 Grad.

Diese ausnehmende Hitze hat beinahe alle Weintrauben verbrannt, und sie an einigen Orten gleichsam verkohlt. So weit die Zeitung.

Andere Beobachter in der Stadt, haben am 25ten des Nachmittags $103\frac{1}{2}$ Grad Fahrenheit. und 37 Grad Reaumur. gehabt.

2) Gazeta de Lisboa. Nr. 28. den den 11ten Jul. 1780.

Die Hitze ist an einigen Tagen der vergangenen Woche wieder außerordentlich gewesen. Den 4ten und 5ten ist es wieder bis zum 96ten Grad der Fahrenheitschen Scala gestiegen, den 6ten bis zu $100\frac{1}{2}$, den 7ten bis zu 100, und am 8ten wieder zu 84 Graden zurück gekehrt.

Anm. des Uebers. An denselbigen Tagen, nemlich vom 4ten bis zum 7ten, soll andern Nachrichten zufolge ein

*) Ein Deutscher, der Artillerie-Hauptmann Prätorius. Anm. des Uebers.

ein Wald in der Gegend von Nillgem, (einem Orte ohngefähr 9 bis 10 deutsche Meilen von Lissabon am südlichen Ufer des Tagus, wo die Herzoge von Cadaral beträchtliche Güter haben, dessen Richtung von Lissabon ohngefähr Nordost, oder Nordost gegen Norden bis Nord Nordost seyn wird,) gebrannt haben. Da nun in dortiger Gegend um die Jahrszeit nordöstliche Winde nichts seltenes sind, so läßt sich die Hitze dieser Tage vielleicht hieraus erklären. Ueberhaupt glaubt man in Lissabon ziemlich häufig, daß außerordentlich große Grade der Hitze davon zu entstehen pflegen, wenn auf der andern Seite des Tagus Heiden rc. abgebrannt werden.

---

## Kurze Nachricht von einer gelehrten Gesellschaft in Lissabon.

Seit Anfang dieses Jahrs, haben sich in Lissabon verschiedene Männer von Gelehrsamkeit und Kentnissen vereinigt, zur Beförderung der Wissenschaften, welche zur Naturlehre gehören, hauptsächlich aber zur Beförderung des Ackerbaues und der Erwekkung der schlafenden Industrie ihrer Nation, eine gelehrte Gesellschaft zu errichten. Der seit vielen Jahren in Deutschland, auch vielen Gelehrten als ein Herr von ausgebreiteten Kenntnissen bekante Dom Joac von Braganza, jezt Herzog von Alafonus, ist ihr Präsident, und wahrscheinlich rührt der Gedanke, eine solche Gesellschaft zu errichten, von ihm her.

Diese Gesellschaft, deren Statuten auch schon gedruckt sind, hat schon verschiedene Versamlungen gehalten. Den 4ten Julii dieses Jahrs, wurde sie im Königl. Pallast, beim Klöster der Congregation vom Heil. Oratorio, Nacessidades, feierlich eröfnet. Der ehrwürdige Vater der Congregation vom Oratorio, Theodor d'Almeida, fing mit einer Rede an, deren Gegenstand ein deutlicher Beweiß der einleuchtenden Gründe war, auf welchen die Hofnung beruht, daß bei den Ausländern, durch Vermittelung dieses Instituts, die günstige Meinung von den Talenten der portugiesischen Nation werde wieder hergestellt werden rc. Der Secretair der Societät Visconde von Barbacena verlaß hierauf ihre Statuten und die Liste der Mitglieder. Zwei Mitglieder theilten hierauf der Versamlung Abhandlungen mit. Josè Joaquin de Barros las eine Abhandlung über die Irthümer vor, welche bis jetzt in die Berechnung der allmähligen Bewegung des Lichts eingeschlichen wären, und schlug Mittel vor, sie zu verbessern. Petro Jose da Fonsera legte der Gesellschaft einen Plan zu einem portugiesischen Wörterbuche vor, den die Akademie öffentlich bekant machen wird. Darauf laß der Secretair wieder die Preisfragen der Akademie für die nächstfolgenden beiden Jahre vor, und der Herzog von Alafonns beschloß mit einer kurzen aber sehr guten Rede, um die Mitglieder

zu dem erforderlichen Eifer in ihrem Vorhaben aufzumuntern.

Nähere Nachrichten von dieser Akademie, ihren Statuten, und allem was sie besonders betrift, so weit es bis jezt in Lissabon bekant ist, sollen nächstens besonders erfolgen.

Hier bitte ich nur um Erlaubniß, ihre Preisfragen bekant machen zu dürfen; ich würde es ohne diese Vorrede nicht zu thun gewagt haben, weil wir seit einigen Jahren durch eine in Deutschland herausgekommene portugiesische Grammatik, freilich in der Wahrheit gegründete, doch ziemlich sonderbare Begriffe von den portugiesischen gelehrten Gesellschaften erhalten haben.

Schon das Motto der gegenwärtig neu errichteten Akademie läßt Portugal alles mögliche gute von ihrer Bemühung hoffen.

Nisi utile est quod facimus, stulta est gloria.

Portugal scheint auch schon seit mehreren Jahren zu einer solchen Revolution vorbereitet zu seyn, wenigsten dem, der die Statuten der erneuerten Universität zu Coimbra kennt.

Die Preisfragen sind folgende:

Für das Jahr 1781.

1) Eine Untersuchung der physischen Ursachen und Umstände, welche die Fruchbarkeit des Landes verursachen, aus welchen sich leichte Regeln herleiten lassen, die verschiedenen Arten des Landes zu unterscheiden, die nützlichen zu erkennen, und die unfruchtbaren zu verbessern.

2) Ein Plan mit dem Anschlage, einen Fluß in Portugal schifbar zu machen.

3) Ein Plan einer philosophischen Grammatik der portugiesischen Sprache.

Die Beantwortungen dieser Abhandlungen erwartet man vor Johanni des 1781ten Jahrs. Der Preis für die beste Abhandlung jeder vorgelegten Frage ist eine goldene Medaille von 30 bis 31 Dukaten am Werth. Die Abhandlungen werden, wie gewöhnlich, dem Secretair mit einer Devise und versiegeltem Zettel, worin Name ꝛc. des Verfassers befindlich, mit gleicher Devise gezeichnet, erwartet. Unter einigen Einschränkungen, die größtentheils die Natur der Sache zu völlig bestimter Beantwortung der Frage fordert, ist eine die: daß alle von Portugiesen einzuschickende Beantwortungen in ihrer Muttersprache seyn sollen. Ausländern läßt man die Wahl.

Der Secretair der Gesellschaft und seine Adresse ist:

Visconde de Barbacena Dom Luiz Antonio Furaldo de Mendonça Secretario da Academia das Sciencias de Lisboa.

Preisaufgaben für das Jahr 1782.

4. Eine physische und ökonomische Beschreibung einer Feldmark, oder eines ansehnlichen Theils dieses Königreichs mit nützlichen Beobachtungen für Ackerbau und Industrie.

5. Ein genaues oder durch Näherung bestimtes Gesez, nach welchem sich geworfene Körper durch ein widerstehendes

des Mittel bewegen, so daß sich leicht praktische Regeln der Ballistik daraus herleiten lassen.

6. Eine Geschichte des Ackerbaues in Portugal.

Die Beantwortungen dieser Aufgaben müssen unter eben den Bedingungen wie die vom Jahre 1781 vor dem 1ten Mai 1782 eingesandt werden. Die Preise sind die nemlichen.

---

## Nachricht von einer zu Anfange dieses Jahrs zu Ponte de Lima, in der Provinz Viana in Portugal errichteten ökonomischen Gesellschaft.

Der Corregidor dieser Provinz Manoel da Silva Baptista e Vasconcellos, errichtete sie unter Protection des Erzbischofs von Braga Dom Gaspar, und sie erhielt durch ein Königl. Diplom im Anfange des März ihre Bestätigung, unter dem Namen der ökonomischen Gesellschaft einiger Freunde der Wissenschaften zu Ponte de Lima.

Ihr Zweck ist Ausbreitung des Handels, des Ackerbaues, und aller Art von Industrie, in ihrer Provinz zu befördern. Ihre Mitglieder errichten auf ihre Kosten Spinn- und Webeschulen, hauptsächlich von Nesseltuch (Cambrayi) und Batist (Esquioes). Portugiesische und deutsche Damen werden mir verzeihen, wenn ich ja diese Tücher nicht bei ihrem rechten Namen nennen solte, ich habe deswegen die portugiesischen Namen dabei gesagt.

Sie nehmen auch andere Leute, die sich durch Erfindung dieses oder jenes Kunstgrifs, oder durch natürliches Geschick im arbeiten besonders auszeichnen, zu ihren Ehrenmitgliedern auf.

Sie ladet Jedermann ein, der Lust bezeigt, sich mit ihr zu gleichem Zweck zu verbinden, und bittet sich desfalls an ihren Secretair Nicolao de Magalhaes, Einnehmer der Stadt Ponte de Lima, zu wenden.

In der Nachricht, aus welcher dieser Auszug genommen ist, steht am Ende eine Versicherung, daß noch ein anderer angesehener Prälat an Errichtung einer ähnlichen Gesellschaft arbeite, um dadurch (sind die kaum übersetzbaren Worte der Bekantmachung,) die faule Armuth zu vermindern, und die Industrie des Volks zu erwärmen.

---

## Anweisung, ein Pferd für die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu futtern und zu unterhalten.

Es war neulicher Zeit in dem Hannöver. Mag. eine Anweisung befindlich, wie man auf eine viel wohlfeilere Art die Schweine mästen könte, und daß sie dennoch sehr gut bei der Schlachtung ausfielen. Unter andern

wurde darin vorgeschlagen, von allerlei beliebigem Korn eine Art von Brodt backen zu lassen, und solches den Schweinen unter dem übrigen Gemengsel mit zu fressen zu geben. Der Verfasser dieses Aufsatzes hat völlig recht bei dem gethanen Vorschlage, nur ist es Schade, daß er nicht die physikalische Ursache mit beigefügt hat, warum Brodt besser füttert, als bloßes Korn. Es ist bekant, daß zu dem groben Brodte eine artige Menge Sauerteig genommen werden muß, damit es aufgeht, und zur Nahrung dienlich wird. Dieser Sauerteig hat die Eigenschaft, die Nahrungstheile die in dem Mehl befindlich sind, so aufzulösen, daß es hernach, wenn es zu Brodt gemacht ist, den Verdauungssäften gar leicht fällt, die besten Nahrungstheile abzusondern, und den Nutzen hervor zu bringen, den man davon verlangt, mit einem Worte, es nähret viel stärker, als bloßes Korn thun kan, wenn dieses auch noch so sehr von den Thieren zermalmet wird, denn von dem gefreßnen Korn bleiben viele Nahrungstheile, so darin befindlich sind, unverdauet, und gehen also ohne Nutzen verloren, die aber durch ein gebackenes Brodt, weil die Nahrungstheile darin besser aufgelöset sind, conservirt und zum Nutzen emploirt werden. Hat einer Pferde, und will sie gern mit der Hälfte der sonstigen gewöhnlichen Kosten erhalten, so lasse er den Haber oder Rokken, oder was für Arten von Getreide er nehmen will, ordentlich zu Mehl mahlen. Hierauf mache er von diesem Mehl einen gewöhlichen Brodteig, worin aber vieler Sauerteig untermischt seyn muß, (je mehr Sauerteig man nimt, je besser futtert das Brodt, so daraus wird,) lasse es die Nacht an einem warmen Ort, wie gewöhnlich, aufgehen, und des andern Morgens mache man mit einem gehörigen Zusatze von Mehl ordentliche Brodte daraus, und lasse selbige backen, so wie man gewöhnlich das Brodt backen läßt. Von diesem Brodt nun schneide man dem Pferde würfelweise unter den Heckerling das Futter ein, wenn man es futtern will, man gebe aber niemalen blosses Korn mit darunter, denn dies ist unnöthig, und man wird finden, daß, anstatt man sonst einen Himten Haber die Woche zu einem Pferde hat haben müssen, man mit einem halben Himten, der zu Brodt gebacken ist, auskömt. Auch wird das Pferd nichts an Kraft verlieren, im Gegentheil sich bessern. Hat jemand in der Stadt ein Reitpferd, und will nicht gern viel Umstände dabei haben, der lasse solches Brodt bakken, gebe anstatt des Heckerlings Weitzenkleie mit dem Brodte vermischt, dem Pferde zu fressen, so hat er keinen Heckerling nöthig, und braucht auch dem Pferde kein Heu zu geben; es kriegt zwar alsdenn nicht einen solchen dicken Panzen, weil es kein Heu zu fressen bekömt, aber dahingegen wird es viel munterer laufen, und sich gut dabei befinden.

Ich schreibe dieses aus eigener Erfahrung. Hätten die Schweden, die in dem nördlichen Theile wohnen, nicht dieses Mittel, so würden sie sehr schlecht fortkommen. Diese bedienen sich alle des so präparirten Brodtes, wodurch sie eine Menge Getreide ersparen.

Harburg. L.

# Hannoverisches Magazin.

94tes Stück.

Freitag, den 23ten November 1780.



## Verzeichniß der Lektionen zu Ilfeld, welche von Michaelis 1780 bis Ostern 1781 gegeben werden sollen.

Ihro Königl. Majestät, unser allergnädigster Herr, haben Selbst geruhet, auf den Zustand des hiesigen Pädagogii Allerhöchst Dero Aufmerksamkeit zu wenden, und auf das Gnädigste zu bezeugen, wie sehr die Aufnahme desselben von Höchst Denenselben gewünschet werde.

Von Erlauchter Königl. Landesregierung, unter deren hohen Fürsorge und Aufsicht das Ilfeldische Pädagogium unmittelbar zu stehen das Glück hat, sind die zu dessen Verbesserung und Aufnahme geschehene Vorschläge Ihro Majestät vorgeleget, und von Höchst Denenselben auf das huldreichste genehmiget worden.

Auf diese Weise ist eine beständige Aufsicht über den Lehr-Vortrag und das ganze litterarische des Pädagogii mit bestimten Visitationen eingeführt, und dem Herrn Hofrath Heyne in Göttingen diese Aufsicht übertragen worden: es sind neue Lektionen, welche die Scholaren unentgeldlich hören können: es sind für diejenigen, welche die ganzen Pensionen nicht bezahlen können, und für Pensionäre, welche eine Erleichterung als Belohnung verdienen, halbe Pensionen gestiftet worden: die Bibliothek des Pädagogii hat von Zeit zu Zeit schöne Vermehrungen erhalten; es ist nunmehro auch eine anscheinende Hofnung zu dem Bau eines neuen Bibliotheksaals mit einem großen Saal für die Leibesübungen in den Erholungsstunden, wo die Scholaren beisammen übersehen werden können.

Der Lehr-Vortrag selber ist, nach den bessern Einsichten, die unser Zeitalter hierüber bekommen hat, durch einen rühmlichen Eifer der Lehrer, zum Theil auch durch Aufnahme neuer Lehrer verbessert; der ganze Plan des Unterrichts, ist, der Grundverfassung des Pädagogii, der Bestimmung der Scholaren, und den Zeitumständen zu Folge, festgesetzt, und die Disciplin, die schon vorhin ein gutes Mittel zwischen Mönchszwang, und ausgelassener Freiheit hielt, ist in einigen Fällen, wo man sah, daß sich von den

neuen pädagogischen Verbesserungsvorschlägen nützlicher Gebrauch machen ließ, durch neue gute Veranstaltungen verbessert worden. u. s. w.

Dieses ist wörtlich die Einleitung einer Nachricht von der gegenwärtigen Einrichtung des Königl. Pädagogii zu Ilfeld, welche der Herr Hofraih *Heyne* vor einigen Monaten zu Göttingen im Dieterichischen Verlage in 4. herausgegeben hat.

Wir haben diese Einrichtung wörtlich hieher gesetzt, um das Publikum, und insonderheit diejenigen Eltern, welche ihre Kinder einer öffentlichen Erziehungsanstalt, ehe sie dieselben auf die Akademie senden, übergeben wollen, auf dieselbe aufmerksam zu machen, wenn sie unter andern ähnlichen Anstalten auch die hiesige in Vorschlag haben. Sie werden aus dieser Nachricht, von allen hiesigen Einrichtungen, sowohl welche Sprachen und Wissenschaften hieselbst, und wie sie getrieben werden; von den ansehnlichen Vortheilen, welche sich die Fleißigen und wohlgesitteten Jünglinge, nicht nur hier von ihrem Aufenthalt, sondern auch noch künftig auf der Landesuniversität versprechen können; ferner von der guten Aufsicht, unter welcher sich die Jünglinge hier befinden, zu ihrer Beruhigung; und endlich von den in Vergleichung mit andern ähnlichen Anstalten, sehr mäßigen Kosten der Unterhaltung der Ihrigen völlig unterrichten können.

Besonders aber war es auch Absicht, warum diese Einleitung hier eingerückt wurde, um daher eine ungezwungene Gelegenheit zu nehmen, unsern tiefsten demüthigsten Dank für diese Königl. Huld und Gnade zu bezeugen, da Ihro Königl. Majestät mitten unter den erhabensten und wichtigsten Geschäften Dero Regierung auch zu der hiesigen Erziehungsanstalt sich herablassen wollen, um dieselbe durch Dero unmittelbare gnädigste Verfügung, Ihren getreuen Unterthanen so nützlich als möglich zu machen.

Auch der Hochpreislichen Königl. Landesregierung unsre ehrerbietigste Erkenlichkeit, für Dero milde und gnädige Fürsorge, mit welcher Hochdieselbe für die Wohlfahrt und den Flor einer löblichen Anstalt wachet, unterthänigst darzubringen.

Wir empfinden diese hohe Gnade und Milde mit den ehrfurchtsvollsten Gesinnungen, und fühlen uns selbst durch den regsten Eifer belebt, zur Bewirkung der gnädigsten Königl. Gesinnungen, alle unsre Kräfte aufzubieten, und uns des hohen unmittelbaren Schutzes der Hochpreislichen Königl. Landesregierung würdig zu bezeigen.

Wir flehen zu Gott um Segen für Ihro Königl. Majestät und für die hohe Landesregierung, und im Vertrauen, daß unser Eifer dem Höchsten angenehm seyn, und unser Gebet Erhörung finden werde, machen wir mit Freudigkeit die Lektionen hiemit bekant, welche der uns anvertraueten Jugend diesen Winter hier gegeben werden sollen.

Der

Der Director **M. Meißner** hat im Vortrage der Universalhistorie nach dem **Schroeckhischen Lehrbuch der allgemeinen Weltgeschichte**, bereits den sechsten Zeitraum oder die neueste Geschichte vom Jahr 1520 her zu erzählen angefangen, und die Geschichte der Religionsverbesserung, und die Folgen derselben, bis auf die gegenwärtige Zeit heruntergeführt, daß die Scholaren, sowohl von der heutigen Verfassung der römischen Kirche, als auch von der verbesserten Religion, und denen in dieser vorhandenen Partheien der Lutheraner, Reformirten, der Episcopalen, und Presbyterianer in England, der Remonstranten und Contraremonstranten in den Niederlanden u. s. f. auch von den hauptsächlichsten Widerwärtigkeiten der verbesserten Religion u. d. gl. diejenigen Begriffe haben, welche kein wohl erzogener Mensch in diesen Dingen, die zu dem noch fortwährenden Zustande der Welt und der Reiche und Völker gehören, entbehren kan. Er wird auf ähnliche Art auch das Nöthigste vom Zustande der Gelehrsamkeit und Künste, und die Geschichte der Völker selbst vortragen, und bis auf die gegenwärtigen Zeiten herunter führen; dieser Lektion sind wöchentlich die erste Dienstags Nachmittags und die ersten Frühstunden Mittwochs und Donnerstags gewidmet.

In der **Philosophie** wird nach des Herrn Professor **Feders Logik** und **Metaphysik** die Logik nicht nur völlig geendiget, sondern auch die Metaphysik angefangen werden. Dienstags und Freitags in der ersten Frühstunde.

In der **neuen Erdbeschreibung** sind nach dem **Schatzischen Lehrbuch** *Atlas Homannianus illustratus* noch die **Karten von Afrika und Amerika** zu erklären übrig, nach deren gegebenen Erklärung diese Lektion von neuen wieder angefangen wird. Dienstags in der zwoten Frühstunde und Freitags in der ersten Nachmittagsstunde.

Der **ersten mathematischen Ordnung** ist bishero nach dem **Lehrbuch** des Herrn **Rougers** die **Trigonometrie** erkläret, und dieselbe zugleich in Auflösung der Dreiecke geübt worden. Im bevorstehenden Winter wird dieses Lehrbuch von neuen mit der **Arithmetik** wieder angefangen werden. Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde.

Der **zwoten mathematischen Ordnung**, welche bishero praktisch im Zeichnen, in der Verwandlung und geometrischen Theilung der geradlinichten Figuren geübt worden, wird eine **Einleitung in die Kriegsbaukunst** nach **Hähns Anweisung** gegeben, und dieselbe zugleich in Zeichnung einiger der bekantesten Maniren der Befestigungskunst geübt werden. Mittwochs und Sonnabends in der zwoten Vormittagsstunde.

Mit der **ersten Ordnung der Privatisten** sind das 4 bis 8 Buch des **Livius** cursorisch, nach der bereits mehrmalen erwähnten Art gelesen, und diese Ordnung ist dabei im Lateinsprechen geübt worden. Künftig

tig wird mit dem neunten Buche fortgefahren werden. Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags in der dritten Nachmittagsstunde.

Auch giebt der Director besondere Unterweisung in der **Mathematik**. Theils lehrt er einige die **reine Mathematik** nach den von **Segnerschen Anfangsgründen**, theils wird er auch die **optischen Wissenschaften** nach dem zweiten Theile des **Roungerschen Lehrbuchs** erklären, und dieselben mit nöthigen und angenehmen Experimenten erläutern, und dazu wöchentlich eine Stunde widmen.

Der Rector **Pätz** trägt nach **Dommerichs theologischem Handbuche** die **christliche Glaubenslehre** so vor, daß damit zugleich die **christliche Moral** verbunden wird: Montags und Donnerstags von 9 bis 10. Er ist im fünften Artikel von der Zubereitung und Bestimmung der Menschen zur Seligkeit bis zum dritten Abschnitte gekommen, und wird von da an fortfahren, die Lehren von der Bekehrung und Wiedergeburt, von den guten Werken und der Erneuerung, und der Gnadenwahl; imgleichen den sechsten Artikel, von den Mitteln, wodurch die Menschen zur Seligkeit zubereitet werden, vorzutragen und zu erklären.

In der **lateinischen Sprache** unterrichtet er die erste Ordnung der Untergebenen in verschiedenen Lektionen.

In vier öffentlichen Stunden, Montags, Mittwochs, Donnerstags und Sonnabends von 10 bis 11, worin beständig Schriften des Cicero statarisch gelesen, und in aller Rücksicht genau erklärt werden, sollen statt der bisher auf solche Art chrestomatisch durchgegangnen **Tusculanischen Streitfragen**, nunmehr die **Bücher** *de divinatione* interpretirt und genau zergliedert, auch, wenn die Zeit es verstatten wird, die **Schrift** *de fato* noch hinzugefügt werden.

Zwo andere Stunden, am Montage und Donnerstage von 3 bis 4, sind der **Uebung im Lateinschreiben** gewidmet. In der einen wird das Dictirte sogleich lateinisch niedergeschrieben und auf der Stelle verbessert; in der andern aber ein deutscher Aufsatz gegeben, den die Scholaren auf ihren Zimmern übersetzen, und nachher zur Verbesserung mit der Feder abliefern; da denn einige ihrer Ausarbeitungen in der nächsten Stunde öffentlich beurtheilt werden. Bei beiderlei Uebungen wird auf beständige Anwendung dessen, was in den obgenannten vier Stunden gelesen und erklärt worden ist, Bedacht genommen.

In drei andern öffentlichen Stunden, Montags und Donnerstags von 4 bis 5, und Sonnabends von 8 bis 9, in welchen ein lateinischer Dichter gelesen wird, sollen im bevorstehenden Winter **Horaz's Sendschreiben**, besonders das zweite Buch derselben, nebst dem **Sendschreiben an die Pisonen**, oder der sogenannten Arte poëtica, gelesen werden: so wie in den für die classis selecta ausgesetzten zwo außerordentlichen Stunden, Dienstags und

und Freitags von 2 bis 3 der Tacitus beibehalten, und in dessen Geschichte fortgefahren werden wird.

In seinen ordentlichen vier lateinischen Privatstunden wird in die Stelle der Briefe des Plinius dessen Panegyricus eintreten.

Die zwo Nachmittagsstunden, Mittwochs und Sonnabends von 4 bis 5, welche unter den Präceptoren wechseln, hält diesmal der Rector, und wird in denselben die Untergebnen mit den vornehmsten Gattungen von Gedichten, z. B. der Fabel, Ecloge, Epopee, Ode, Comödie, Tragödie, u. s. w. dadurch bekant zu machen suchen, daß er von jeder Gattung nicht nur eine vollständige Erklärung giebt, sondern diese auch durch Beispiele der besten alten und neuen, besonders vaterländischer Dichter erläutert.

Auch ist endlich unter seiner Aufsicht die Bibliothek Mittwochs von 1 bis 3, für die Untergebnen geöfnet, und er wird selbige in diesen Stunden mit der griechischen Litteratur überhaupt, besonders aber mit der Folge der classischen griechischen Schriftsteller bekant zu machen sich bemühen.

Der Subconrector Leopold giebt in der hebräischen Sprache Unterricht. Er hat bisher den einen Theil der Zuhörer mit der grammatischen Analyse einiger Stücke aus dem ersten Buch Mose beschäftiget; dem andern aber die ersten Anfangsgründe der Sprache nach Anleitung der Dieterichischen Grammatik für Anfänger bekant zu machen gesucht. Auf gleiche Weise wird er im bevorstehenden Winter fortfahren, Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der ersten griechischen Ordnung wird er Xenophons Cyropädie, mit der bereits im verwichenen halben Jahr der Anfang gemacht ist, auszugsweise lesen. Die zu dieser Lektion bestimten Stunden sind Dienstags und Freitags von 4 bis 5 und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Einigen Scholaren, die in der griechischen Sprache schon etwas weiter sind, wird er die fünf letztern Gesänge aus der Iliade des Homers ganz und im Zusammenhange erkläten. Die Stunden werden bei der Einrichtung der neuen Lektionen bestimt werden.

In den ordentlichen Privatstunden Montags, Dienstags, Donnerstags und Freitags von 5 bis 6 Uhr hat er im verwichenen Sommer die drei ersten Lustspiele des Terenz, mit dem ihm angewiesenen Theil der Untergebenen gelesen. Im bevorstehenden Winter werden die noch übrigen drei Stücke erkläret werden.

Zu Verfertigung allerlei Arten von deutschen Aufsätzen, giebt er einem Theil der Untergebenen Dienstags von 9 bis 10, und Freitags von 3 bis 4 Anleitung. Die Aufsätze bestehen in Briefen, Erzählungen, kleinen moralischen Abhandlungen u. s. w. welche theils in den Lehrstunden, theils auf den Wohnzimmern ausgearbeitet werden. Die Beurtheilung derselben geschiehet

schiebet auf die Art, daß die Zuhörer selbst daran Antheil nehmen. Mit dieser Beschäftigung wird künftig die Erklärung vorzüglicher Stücke aus guten deutschen Schriftstellern verbunden werden.

Die **römischen Alterthümer** trägt er in den letzten Frühstunden Dienstags und Freitags nach dem **Grunerschen Handbuch** vor. Gegenwärtig ist er bis zum zehnten Kapitel des dritten Theils, das von den Gerichten handelt, gekommen. Das übrige, was die bürgerliche Einrichtung, das Kriegswesen und den häuslichen Zustand der Römer betrift, wird er im bevorstehenden Winter vortragen.

Der Sprachmeister **Meißler** wird, mit der **ersten Klasse**, in Lesung der Fabeln des **la Fontaine** fortfahren. Montags und Donnerstags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **zwoten Ordnung** wird er, nach geendigten **Briefen des Bussy**, die **Briefe des Milleran** anfangen. Dienstags und Freitags von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **dritten Klasse** wird er in dem **Leben Carls des XII. von Voltaire** fortfahren. Mittwochs und Sonnabends von 11 bis 12 Uhr.

Mit der **vierten** und **fünften Klasse** wird er fortfahren die kleinen Historien der **Peplierischen Grammatik** durchzugehen. Montags und Dienstags, Donnerstags und Freitags Nachmittags von 6 bis 7 Uhr.

Hiernächst wird eine jede dieser Klassen; wöchentlich ein bis zweimal, im Briefschreiben, oder andern Gattungen des französischen Stils, eine jede nach ihren Kräften, geübet werden.

Auch giebt der Sprachmeister denen, die es verlangen, besondern Unterricht, sowohl im Französischen als Italiänischen.

Der Collaborator **Wolf** wird der **zwoten griechischen Ordnung Herodians Kaisergeschichte** erklären: Dienstags und Freitags von 4 bis 5, und Mittwochs und Sonnabends von 9 bis 10 Uhr.

Die Anfänger im Griechischen wird eben derselbe in drei wöcheintlichen Stunden mit den Grundsätzen der Grammatik beschäftigen, und damit, so wie vorhin, die Lesung der **Strothschen griechischen Chrestomathie** verbinden.

Montags und Donnerstags in der zwoten Nachmittagsstunde fährt er in der Erklärung der **Heroiden** des **Ovids** weiter fort.

Mit der **vierten Ordnung** der **Privatisten**, wird er in den gewöhnlichen vier Stunden der Woche **Sörgels Erzählungen des Cicero** lesen.

Er ist auch ferner bereit, den Unterricht im **Englischen** mit denen, die besondere Lust dazu zeigen, fortzusetzen.

Der Collaborator **Köppen** wird der **zweiten prosaischen Klasse**, ausgewählte Stellen der besten lateinischen Prosaisten erklären: und dabei die Chrestomathie zum Gebrauch der Würzburgischen Schulen zum Grunde legen. Montags und Donnerstags

nerstags von 10 bis 11, und von 3 bis 4 Uhr. Mittwochs und Sonnabends um 10 Uhr.

Der zweiten poetischen Klasse erklärt eben derselbe in der Sonnabends Frühstunde Harles Chrestomathia poetica, und verbindet damit den Unterricht in der Prosodie.

Dienstags und Freitags in den ersten Frühstunden wird von ihm mit einigen Scholaren beider Klassen der Aurelius Victor gelesen werden.

Es werden auch in der Schreibekunst, sowohl richtig zu schreiben, als sich zu einer guten und deutlichen Hand zu gewöhnen: und im praktischen Rechnen von dem Cantor Liebau öffentliche Uebungen angestellet. Jenes geschiehet Montags und Donnerstags, dieses aber Dienstags und Freitags in der zwoten Nachmittagsstunde. Eben derselbe giebt auch besondern Unterricht in diesen beiden Stükken. Und Montags und Donnerstags übt er einige in der Vocalmusik.

Im Tanzen unterrichtet der Tanzmeister Rudolph. Auch giebt derselbe Unterricht zur Instrumentalmusik, auf der Geige, Flöte und Violoncello. Der Cantor Liebau auf der Davidsharfe. Der Organiste Zimmermann unterrichtet im Clavierspielen. Der Zeichenmeister Ritter, lehrt das Zeichnen, und wird diesen Winter auch einige anführen nach runden Gegenständen zu zeichnen. Diese Lehrstunden werden besonders, mit einem leidlichen Lehrgelde bezahlet.

Zur Uebung im Zusammenspielen wird Dienstags und Freitags nach Tische Collegium Musicum gehalten.

---

## Zufällige Gedanken.

Die Wollust muß nach einem bekanten weisen Sprüchworte auf dem Rücken betrachtet werden, weil sie da nichts weniger als reizend ist. Aber sie zeigt uns ihren Rücken nicht eher als bis sie weggeht, und wenn sie denn wieder komt, wird über ihrer schönen und reizenden Seite die häßliche mit samt dem herrlichen Sprüchwort gemeiniglich vergessen. Sich selbst fliehen und vermeiden müssen, ist eine höchst unangenehme und traurige Lage, in welcher sich mehrere befinden als man glaubt, und in welcher sie sich nach ihrer genommenen Richtung und Bestrebung nothwendig befinden müssen.

Bittet mirs ab, wenn ich euch was zu leide gethan habe, — ist eine Türlipinade des gemeinen Haufens, die man oft hört, aber sich wohl nicht einbildet, daß sich ihr Sinn durch alle Klassen, selbst die höheren Regionen nicht ausgenommen, und zwar im harten Ernst erstrecket. Ueberall wird der Beleidigte angefeindet, und man kan nicht anders glauben, als daß der Beleidiger eine Art der Genugthuung von ihm erwartet.

Wo-

Woher mag es kommen, daß unsere Feder und Pinselmaler das Häßliche so glücklich und Zug vor Zug nach der Natur darstellen, da sie doch das Schöne so selten in einer vollständigen Gruppe, und mehr als in einzelnen Stücken erreichen? Solte es wohl mit daher rühren, weil wir in der moralischen sowohl als physischen Welt mehr und bessere Originale der Häßlichkeit als Schönheit haben?

Daß wir etwas gewohnt werden, und zwar ziemlich bald und leicht, ist gut und nicht gut. Gut, weil uns dadurch das Uebel erträglich wird: nicht gut, weil uns dadurch das besessene Gute gleichgültig wird und einen großen Theil von seinem Werth verlieret.

Weil wir doch unsere eigene Gesellschaft am längsten und öftersten haben, so ist es eine nöthige Klugheitsregel, — daß man sich nicht mit sich selbst entzweie, sondern vielmehr sich ausstehen lerne, und es überhaupt so mache, daß man sich nicht zu sehr zur Last falle, sondern erträglich und auf einen leidlichen Fuß bleibe.

Es ist wahr, man kan schlechten Menschen nicht immer gut begegnen: indessen ist es auch wahr, daß man sie durch üble Begegnung oft noch schlechter macht, als sie vorhin waren.

Der rastlose Trieb zur Thätigkeit und neuen Fortschritten, welcher sich gewöhnlich bei großen Genies findet, gehöret mit unter die Manes, wodurch sie und andere geplagt werden, und den die Nachwelt mehr als ihre Mitwelt bewundert, sonderlich derjenige Theil davon, welcher sich in der Nähe ihres Wirbels befand.

Mit Blicken der Sehnsucht rückwärts, und mit besorgter Unruhe vorwärts auf den Pfad des Lebens sehen, ist was wir gewöhnlich thun, aber vernünftiger Weise nicht thun solten. Unsere rück und vorwärts geschickte Wünsche und Sorgen sind gleich vergeblich, und dienen zu nichts weiter, als uns die kurzen Augenblicke, die eigentlich unser sind, zu rauben, oder wenigstens zu verbittern.

Der Luxus ist für ein Volk, was der Müssiggang für den Körper ist. Anfänglich nähret und mästet er, aber in der Folge richtet er die Gesundheit ohne Hülfe zu Grunde.

Nicht mehr scheinen wollen als man ist, und sich ohne Affectation in seiner wahren Gestalt zeigen, ist eine gar vernünftige und löbliche Maxime, — jedoch mit Vorbehalt gewisser moralischer Nuditäten, welche so wenig als gewisse physische unverhüllt bleiben müssen.

Der Selbstliebe zu viel einräumen, und ein moralischer Egoist werden, taugt im geringsten nicht. Doch sie ganz verläugnen, und ein Indifferentist gegen sich selbst werden wollen, ist auch nicht gut, — und auch zum Glück nicht wohl möglich.

# Hannoverisches Magazin.

## 95tes Stück.

Montag, den 27ten November 1780.


## Einige Exempel, daß die kleinern Thiere arbeitsamer und verschlagener sind als die großen.

Wenn wir die Thiere, deren Fleiß und Bemühung sich Unterhalt zu verschaffen, betrachten, so finden wir bei den kleinern Thieren mehrere Exempel ihres Fleißes und ihrer Arbeitsamkeit, als bei den großen. Die mehrsten großen Thiere werden entweder durch die Schwere und Größe, durch die Dicke und Fettigkeit ihrer Körper zu arbeiten verhindert, oder sie scheuen auch die Arbeit aus einer ihnen angebornen Faulheit, daß sie nicht anders als mit Peitschen, Schlägen, Sporen und durch andere Arten von Zwang dazu können gebracht werden.

Die Ameisen verdienen gewiß den ersten Platz unter den kleinen arbeitsamen Thieren. Diese zwingt oder nöthigt niemand zur Arbeit, sondern sie thun es von selbst, wir sehen sie freiwillig und ununterbrochen beschäftiget, sich ihre unterirdischen Wohnungen zu machen, Lasten zu schleppen, (wenn man diese in dem Verhältniß mit ihren Körper so nennen darf) die größer sind als sie selbst: sie begnügen sich nicht allein am Tage geschäftig zu seyn, sondern sie wenden auch die Nacht zur Arbeit an, und sind so emsig und anhaltend darin, daß sie auf Ruhe und Schlaf Verzicht thun. Man kan ihren unermüdeten Fleiß auch hieraus erkennen, daß, ob sie gleich die allerfeinsten Füße haben, und ihr Körper so leicht als eine Feder ist, sie doch durch ihr häufiges Hin- und Hergehen die unwegsamsten Wege so betreten und aushölen, daß man gar leicht ihre Heerstraße erkennen kan: und wie eifrigst arbeitsam bezeigen sie sich endlich nicht, wenn man ihre Wohnungen zerstöhrt, um ihnen entweder die Eyer zu ihrer zukünftigen Brut, oder ihren eingeernteten Vorrath zu rauben?

Die Bienen, wie unermüdet und wie fleißig sind diese kleinen Thiere! Gehen sie nicht, kaum daß die Sonne aufgegangen ist, haufenweise aus ihren Zellen, die sie in Ueberfluß haben, hervor, gleichsam als würden sie von der Sonne zur Arbeit gerufen? Breiten sie sich nicht sogleich über alle Felder aus, und sehen sie

sich nicht alsbald nach den Blumen, die ihnen und den Menschen Nahrung geben, auf den Wiesen, in den Gärten und Wäldern um? Sie fallen auf selbige gleichsam in Zügen hernieder, und tragen mit den Füßen das Wachs, das sie zum Bau ihrer Wohnungen gebrauchen, davon, mit ihrem Rüssel aber saugen sie aus selbigen den Honig, und bringen ihn mit der größten Sorgfalt und dem größten Fleiße in ihre Zellen, in welchen sie schon mehr dergleichen Reichthümer gesammelt haben. Sie setzen ihrer Arbeit kein Ziel, und vergönnen sich keine Ruhe. Haben sie auf diese Art des Tages schon zwei bis dreimal Beute gemacht und dieselbe in Sicherheit gebracht, so denken sie an nichts weniger, als daß sie damit zufrieden seyn und ausruhen solten, sondern sie werden noch immer begieriger neue Beute zu machen, und dies verrichten sie mit solchem unverdroßenem Muthe, daß sie nicht aufhören und nicht eher Feierabend machen, als bis ihnen die Sonne ihr Licht entziehet, und sie so zu sagen zur Ruhe weiset.

Billig ist es, daß wir hier unser Augenmerk auf die Güte, Allmacht, und Weisheit Gottes richten; denn wer ist es, der die Ameisen unterrichtet hat, sich so große und weitläuftige Gebäude unter der Erde zu machen, in welchen sie den ganzen Winter hindurch Nahrung haben? Wer hat sie gelehrt, alles dahin zu bringen, wo sie zu überwintern gedenken? Wer hat sie an solche Orte, durch so enge Wege, und wo sie für allen Nachstellungen und Feinden sicher sind, geführt? Wer hat die Bienen unterrichtet, sich Häuser zu bauen, sowohl für sich selbst, damit sie in selbigen wohnen können, als auch um den Honig darin aufzubewahren? Wer ist ihr Lehrmeister gewesen, und hat ihnen gezeigt, wie sie aus den Blumen das Wachs saugen sollen, welches sie mit dem Munde fassen, an ihre Füße hängen, und wenn sie nach Hause kommen, wieder losmachen, wie sie den Honig, in ihren Häusern wieder von sich geben sollen, theils damit sie den Winter hindurch Nahrung haben, theils damit auch der Habbegierde der Menschen etwas übrig bleibe? Wer hat sie endlich gelehrt, das Wachs und den Honig aus den Blumen zu saugen, welches selbst keines Menschen Wissenschaft ist? Ich glaube nicht, daß jemand noch daran zweifeln solte, daß dieses nicht alles allein dem allerhöchsten Wesen zugeschrieben werden müsse; denn schon der weise Socrates, hat vor vielen hundert Jahren, in seinen Gesprächen mit dem Xenophon, dieses der Natur, oder einem unsichtbaren Wesen zugeschrieben. Um desto mehr also muß es uns, die wir Christen sind, bekant seyn, wem wir diese Wunderwerke der Natur zuzueignen haben.

Die Arbeitsamkeit der kleinern Thiere für den größern, erläutern also die

bei=

beiden angeführten Beispiele, und ich könte mehrere angeben, wie z. B. den Hamster u. a. m., wenn ich nicht glaubte, schon genug gesagt zu haben. Daher will ich nun auch noch etwas von der List und Verschlagenheit der kleinern Thiere, worin selbige hauptsächlich vieles für den großen voraus haben, hinzufügen, und dieses ebenfalls mit Beispielen erläutern.

Der Fuchs verdient hier zuerst genannt zu werden: seine List und Verschlagenheit übertrift aller andern Thiere ihre: öfters stellt er sich an, als schliefe er, oder wohl gar als wäre er tod, blos damit er die Vögel, die hieraus nichts böses muthmaßen, unversehens fange und auffresse. Selbst der Mensch ist seiner Arglist bisweilen ausgesetzt, und muß sich für ihn hüten. Wollten wir nun auch alle Arten großer Thiere, z. E. Ochsen, Esel, Pferde u. a. m., mit diesem einzigen Thier in Vergleichung setzen, so würde ein jeder doch bekennen müssen, daß sie mit Recht gegen ihn verglichen, dumm müssen genannt werden. Ich will es aber hiebei nicht bewenden lassen, sondern durch ein Beispiel eines kleinern Thiers, meinen Satz beweisen, und zwar eines solchen, das wir oft kaum des Ansehens würdigen, ob es gleich mit seiner List viele große übertrift.

Die Spinne ist es, von der ich rede: von ihrem Gewebe will ich anfangen: dieses macht sie wie ein Jägernetz, und ist in Ausspannung desselben die Fliegen zu fangen, sehr verschlagen. Die Fliegen bleiben an selbigen, gleichsam als die Vögel an den mit Leim bestrichenen Ruthen, hängen, und können nicht leichtlich wieder davon loskommen: die Spinne verbirgt sich ganz listig hinter den Blättern der Bäume, damit die vorbeifliegenden Insekten und Fiegen glauben sollen, ihr Haus sey leer, von ihr verlassen, und es befänden sich keine Inquilinen darin. Ist sie ja in ihrem Gewebe, so weiß sie sich so behutsam zu verstellen, so stille zu verhalten, und kein Glied zu rühren, daß man glauben solte, sie wäre ganz und gar eingeschlafen, da doch indessen niemand wachsamer, und auf seinen Raub begieriger ist als eben sie. In Anlegung dieses ihres einem Labyrinth ähnlichen Gewebes, ist sie so klug und listig, und weiß dasselbe ihrem Endzwecke so gemäß einzurichten, daß ein jeder die Geschicklichkeit dieses Thiers bewundern muß: sie weiß sehr gut ihr Haus, welches sie im Leibe, wie die Schildkröte das ihrige auf dem Rükken, trägt, und welches aus einem Knauel der feinsten Faden bestehet, nach ihrem Gutdünken, und wie es ihr dienlich scheint, anzubauen. Vermöge ihres Instincts kennet sie alle zu der Bauart ihres Gewebes nöthigen Erfordernisse, und ob sie gleich von Niemand die Baukunst gelernt hat, so weiß sie doch, daß sie erst einen Grund legen muß, der ihr Haus trägt oder hält, ehe sie bauet; dieses geschiehet aber folgendermaßen: Sie sucht einen bequemen Ort, den viele kleine Gewürme

vorbei fliegen, und der von allen Aesten und Blättern frei ist: sie sinnt zuerst, wenn sie willens ist, sich ein solch Gewebe zu verfertigen, darauf, daß es auch zu ihrem Fang bequem eingerichtet werde. Es muß deswegen eine freie Gegend haben, damit ihr ihre List gelinge, und die Fliegen, die keine Hinterlist befürchten und in der Luft herumschwärmen, mit dem einen Flügel oder Fuße, an den Faden ihres Gewebes als an einer Leimruthe hängen bleiben, und sich müssen tödten lassen. Sie weiß, wenn sie einen niedrigen und von der Erde nicht weit entfernten Ort erwählte, er zu diesem ihren Endzweck nicht dienen würde, und dieses fängt sie sehr verschlagen also an: Sie steigt auf einen Baum oder einen etwas hohen Busch, damit sie von dieser Höhe alles, ja jeden zu ihren Absichten schicklichen Ort erwählen könne. Hat sie sich diesen ausersehen, so fängt sie an, den Fadenknauel, den sie im Leibe hat, aufzuwickeln, und hängt das äußerste Ende davon entweder an ein Blatt oder an einen Zweig. Alsdenn fährt sie fort, diesen Faden einen oder zwei Fuß lang aufzuwickeln, begiebt sich daran herunter und hängt so einige Zeit daran in freier Luft, gleichsam, als wenn sie auf was gedächte, und unschlüßig wäre was sie machen wolte: in diesem Hängen bleibt sie einige Zeit, und auf einmal läßt sie ein anderes Gewebe solcher Faden aus ihrem Eingeweide fahren, welches sie der Luft und dem Winde hin und her zu wehen überläßt, so lange, bis es an einem andern ihr nahen Zweige oder Strauche hängen bleibt; so bald sie dieses merkt, verdoppelt sie diesen angehängten Faden zwei, drei bis viermal, damit das Band stärker werde, und geht alsdenn bis ohngefehr zur Mitte des Fadens zurück, hängt noch einen neuen Faden daselbst an, begiebt sich von da herunter, und befestiget auch diesen, damit sie also nunmehro einen Triangel als die Stütze und den Grund ihres Gebäudes habe. In der Mitte dieser drei Faden, fährt sie fort ihr Gebäude weiter zu vollführen, und das mit solcher Geschwindigkeit, daß ohngefehr in einer halben Stunde das ganze Gebäude, das aus lauter Faden, die in der Runde gezogen sind, bestehet, und wovon einer an dem andern hängt, vollkommen verfertiget ist. Ich habe mit größter Verwunderung öfters so einen Bau mit angesehen, und die Allmacht Gottes dabei bewundern gelernet, ja meine Neubegierde hat mich nicht selten so weit getrieben, daß ich alle die Faden auf einmal an dem obersten Ende, einen einzigen ausgenommen, abgeschnitten habe, um zu erfahren, was die Spinne alsdenn thäte; hier offenbarte sich mir ein neues Wunderwerk, denn wenn sie kaum merkte, daß die Faden abgeschnitten waren und daß sie frei in der Luft hinge, so schien es erstlich, als wenn sie sich einige Zeit besänne, nachher aber als sie sich erholt hatte, zog sie mit den Füßen alles was noch von den Faden übrig geblieben war, an sich, machte einen neuen

Knauel daraus, und fraß ihn ganz auf, gleichsam als wenn ihr dieses wieder nützlich werden solte, ein neues Gewebe zu machen. Ich habe sogar bemerkt, daß, wenn ihr altes Gewebe zu alt geworden, und entweder durch die Sonnenhitze oder vom Winde zu sehr ausgetrocknet war, so daß es ihr nicht mehr bequem zu ihrem Fange schien, sie dasselbe vorhero ganz demolirt, aufgefressen, und alsdenn ein neues gesponnen hat.

Hannover, den 19ten Oct. 1780. G. F. C. Börner.

---

## Von der Art und Weise, wie dem Auswachsen der Feldfrüchte am besten vorzubeugen ist.

Wenn die Feldfrüchte gemähet sind, und das Getreide in den Hocken oder Haufen steht, so ist es noch nicht vor aller Gefahr gesichert. Der Regen kan ihm noch vielen Schaden zufügen, und machen, daß das Korn auswächst. Ich selbst habe solches mit Betrübniß angesehen, als im J. 1771 eine solche regnigte Witterung einfiel. Die Hocken wurden damals hauptsächlich im Kopfe wieder so grün, daß sie zum Theil hätten abgegraset werden können. Ein sorgfältiger Landmann muß solches zu verhüten suchen. Zu dem Ende hat er folgende Regeln zu beobachten:

Die erste Regel: **Man lasse seine Früchte nicht im Regen oder im Thau mähen, sondern alsdenn erst, wenn der Halm völlig abgetrocknet ist.**

Alsdenn thut ein einfallendes Regenwetter so leicht keinen Schaden. Kömt aber das Korn, wie man sagt, naß im Band, und es entsteht alsdenn ein Regenwetter, so wächst es sehr leicht aus. Siehet man aber, daß zur Zeit der Ernte die Witterung beständig ist; so hindert der Thau eben nicht sehr, und wer sein Korn zu reif hat werden lassen, dem mögte ich nicht rathen, bei klarer Luft und hellem Sonnenschein sein Getreide mähen zu lassen, weil es sonst gar sehr ausfallen würde. Hier heißt es: Es ist keine Regel ohne Ausnahme, und er müßte schlechterdings mähen, weil der Thau noch auf dem Halm ist.

Die zwote Regel: **Man setze Hokken von sechs, acht bis zehn Garben.**

Man hat an einigen Orten die üble Gewohnheit, daß man vier Garben zusammen setzet, und den Kopf oben mit einem so genannten Hockseil zusammen bindet. Ein schlechtes Verfahren! denn bei regnigter Witterung regnet der Kopf der Hocke durch; das Wasser kan da, wo die Hocke mit einem Seile zusammen gebunden ist, nicht geschwinde genug abziehen; der Luft wird dadurch aller Zugang benommen, und die Aehren und das Korn in denselben bleiben allda lange Zeit feucht. Hält nun der Regen

lange an, oder Sonnenschein und Regen wechseln mit einander des Tages ofte ab, so wächst das Korn gar bald aus und verdirbt. Bei kaltem Wetter hat man es zwar eben nicht so sehr zu befürchten, aber bei warmer und schwuler Witterung ist es leicht geschehen. Aus dieser Ursache thut man am besten, daß man das Hockseil weglasse, und sechs, acht oder zehn Garben in zwo Reihen zusammen setze, so daß sich die Köpfe an einander stützen, so kan der Wind durchhin streichen, und die Garben trocknen leicht wieder aus und ab.

Die dritte Regel: **Man kehre bei regnigter Witterung die Garben zuweilen um.**

Das ist nur zu verstehen, nach lange angehaltenem Regen. Alsdenn muß ein Landmann, so bald nur seine Hokken an der äußern Seite abgetrocknet seyn können, mit seinen Leuten zu Felde gehen, und die Garben behende umsetzen, so daß der innere Theil derselben nach aussen gekehrt, und der fest geregnete Fuß derselben auf eine andere Stelle zu stehen komme. Wo man sich des Hockseils bedienet, da muß solches gelöset, und die Hocken umgebunden werden, wobei jedoch viel Korn verloren gehet.

Alle diejenigen, die in dem oben gedachten Jahre diese Vorsicht gebrauchten, hatten das Glück, und zugleich das Vergnügen, gut Korn einzuscheuren. Die solche aber unterließen, ernteten ausgewachsenes Korn ein, das natürlicher Weise auch ein schlechtes Mehl und schlechtes Brodt gab.

---

## Eine Erfahrung vom Buchweizen.

Ich habe Gelegenheit gehabt, mit dem Buchweizen, ohne den geringsten Gedanken darauf gehabt zu haben, eine besondere Probe zu machen. Ich ließ im Jahr 1777 auf einen Acker, der außer aller Gahrde war, die Hälfte des Düngers fahren, der sonst ganz darauf gehöret, wenn er mit Rocken oder Weizen bestellet werden soll. Diesen ließ ich darauf mit Buchweizen, der hier sonst auf mageres, oder doch nicht frisch gedüngtes Land gesäet wird, bestellen. Weil aber ein anhaltendes Regenwetter einfiel, so ward er ungewöhnlich spät, und zwar erst am 30ten Mai ausgesäet. Ein jeder prophezeihete, der Buchweizen würde in eins fortblühen und nicht reif werden. Allein was geschahe? Der Buchweizen wurde nicht durch Nachtfröste oder Reif im Wachsthume gehindert, er wuchs ziemlich hoch ins Stroh, und blühete glücklich ab, als anderer schon gemähet ward. Er setzte reichlich Korn an, und das Korn war fürtreflich ausgewachsen und groß geworden. Nun aber, wenig Tage vorher, da er gemähet werden solte, entstand ein heftiger Sturm, der allenthalben vielen Schaden anrichtete, viele Häuser abdachete und große Bäume aus der Erden riß.

Ver-

Verschiedene mit denen ich redete, erinnerten sich meines Buchweizens und beklagten mich desfalls. Ich gestehe gerne, daß ich selbst nicht andere glaubte, als daß alles verloren sey, und der Wind ihn insgesammt würde ausgeschlagen haben. So bald sich der Sturm gelegt hatte, ging mein erster Weg zum Buchweizen. Hier fand ich zum größten Erstaunen, aber auch zu meinem nicht geringen Vergnügen gerade das Gegentheil. Denn weil er wegen des Düngers etwas geil aufgewachsen war, so hatte gleich der erste Windstoß ihn geknickt, und er lag auf dem ganzen Acker platt hingestreckt, dergestalt, daß ihn der Wind nichts weiter anhaben konte. Ich leugne nicht, daß mein Buchweizen bei dem ersten Windstoß nicht ebenfalls etwas solte gelitten haben: aber gewiß bei weitem nicht so viel, als anderer, der in Hoken stand, und auf dem Felde herum und durch einander geworfen war. Und überdem hatte ich den Vortheil, daß ich nach überstandener übler Witterung meinen Buchweizen in den Hoken gehörig austrocknen lassen konte, da andere ihn ziemlich feuchte eingefahren hatten. Doch das waren zufällige Dinge. Ich habe mir indessen daraus die Regel genommen, meine Aecker, die ich künftig mit Buchweizen bestellen werde, allemal mit etwas Dünger überfahren zu lassen.

---

## Von dem Verhalten des Landmanns, wenn er das Unglück hat, daß ihm seine Früchte durch Hagel niedergeschlagen werden.

Der Hagel richtet oftmals auf den Feldern schreckliche Verwüstungen an, und es ist betrübt anzusehen, wenn die Früchte, die eine künftige reichliche Ernte versprachen, niedergeschlagen sind, und ohne Hofnung sich aufrichten zu können darnieder liegen. Ein Unglücksfall, dem durch keine Klugheit des Landmannes vorgebeuget werden kan. Aber, wenn ein solches Unglück nun einmal geschehen ist, so frägt sichs: wie der Landmann es denn anzufangen habe, daß ihm sein Verlust so geringe und unbedeutend werde, als nur immer geschehen kan? Er muß zu dem Ende seine Getreidefelder besichtigen. Findet er nun, daß von den niedergeschlagenen Früchten, in Absicht auf die künftige Ernte nichts zu hoffen ist, so bleibt ihm kein anderer Weg übrig, als dieselben abzumähen und zu trocknen. Auf diese Art gewinnt er davon entweder Futterung für das Vieh, oder aber Stroh zum streuen in den Ställen. Aber dadurch wird der erlittene Schaden noch lange nicht ersetzet. Er muß und kan also sein Feld aufs neue wieder bestellen. Ist es noch früh im Jahr, etwa bis um Pfingsten, so kan er sein Feld noch

mit Sommergerste bestellen. Deswegen muß er keine Zeit versäumen, sondern alsobald mit seinem Pfluge zu Felde gehen, sein Land bereiten, und die Gerste gleich in die frische Furche säen, so wird sie geschwinde auflaufen und fortwachsen. Nachdem die Witterung beschaffen ist, nachdem gehet es auch der Gerste. Selten wird sie reif, und wenn solches auch wäre, so fällt doch die Ernte nur ganz mittelmäßig aus, und man hat nicht viel mehr, als das Stroh einzuscheuren. Besser und sicherer ist es daher, seine Felder mit Rübesaamen zu bestellen. Hat der Landmann auch keine Gelegenheit, die gebaueten Rüben nach irgend einer Stadt zu verkaufen, so erhält er doch für seine Haushaltung dadurch viele Vortheile. Denn

1. dienen sie ihm und seinen Hausgenossen zu einer guten Speise, und machen, daß er nun viele andere Früchte entbehren kann, die er sonst gekauft haben würde.

2. Erhalten seine Kühe von dem Kraute ein gutes und gesundes Futter. Wo man gewohnt ist, dem Hornvieh Heckfel zu geben, da kan man das Rübenkraut mit darunter schneiden, und auf diese Weise viel Schroot oder Mehl ersparen.

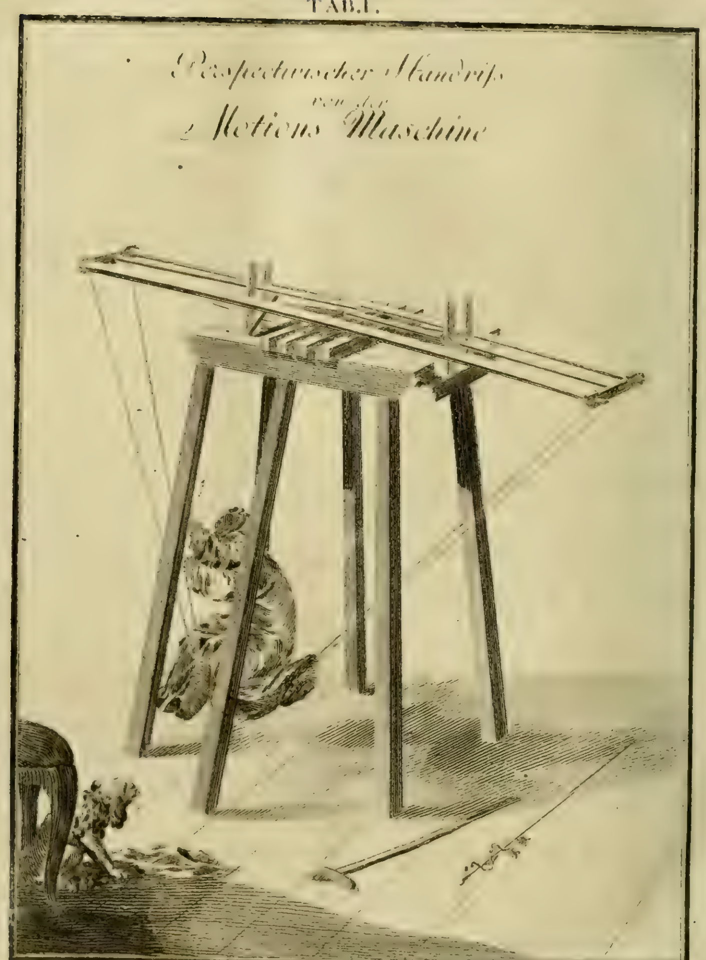
3. Stehen sich auch seine Schweine ganz wohl dabei, wenn sie ihnen gestossen gegeben werden. Ob sie gleich nicht so feist dabei werden, als wenn sie Korn erhalten; so fressen sie solche doch sehr begierig, und nehmen mäßig dabei zu. Giebt man ihnen aber Rüben mit Schroot, und zwar mit Haberschroot oder Mehl vermengt, so werden sie so viel besser.

Als vor einigen Jahren im Altenlande, Herzogthums Bremen, ein starkes Hagelschauer viele Feldfrüchte verdorben hatte, bestellte man die Felder wieder, und zwar größesten Theils mit Sommergerste. Die Ernte fiel so aus, daß noch einigermaaßen die Mühe bezahlt wurde, und Stroh gewann man in ziemlicher Menge.

## Anekdote.

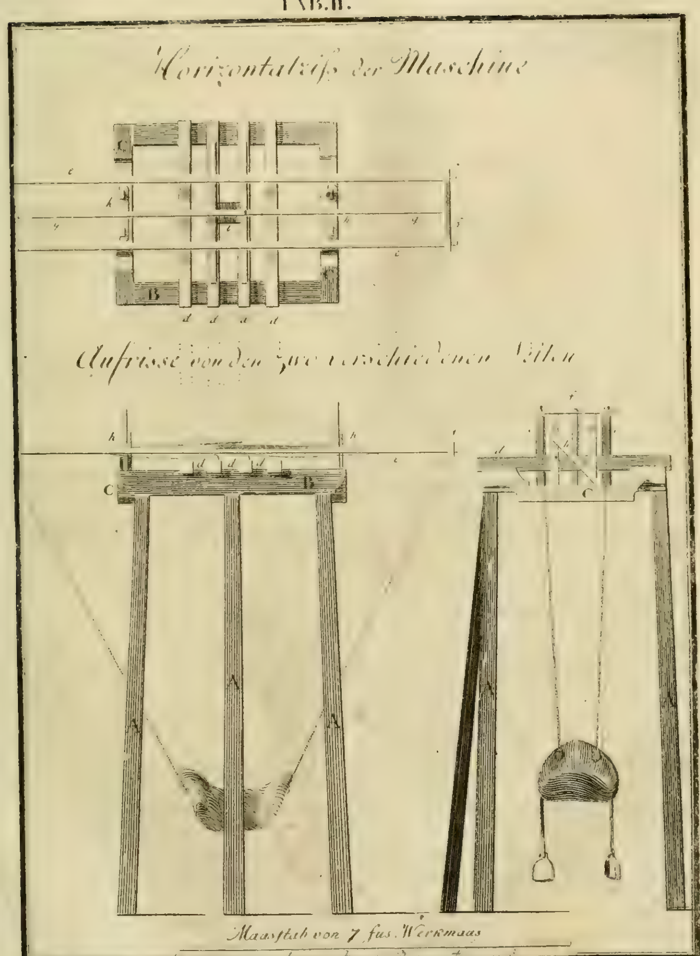
Bist du todt? fragte ein Bauer ganz ängstlich seinen Cameraden, mit dem er sich aus Spaß gebaxet hatte, und der durch einen Fehlschlag von ihm zu Boden gestürzet war. Nein, todt bin ich nicht, antwortete dieser, *aber ich habe leider die Sprache verloren.*

TAB.I.

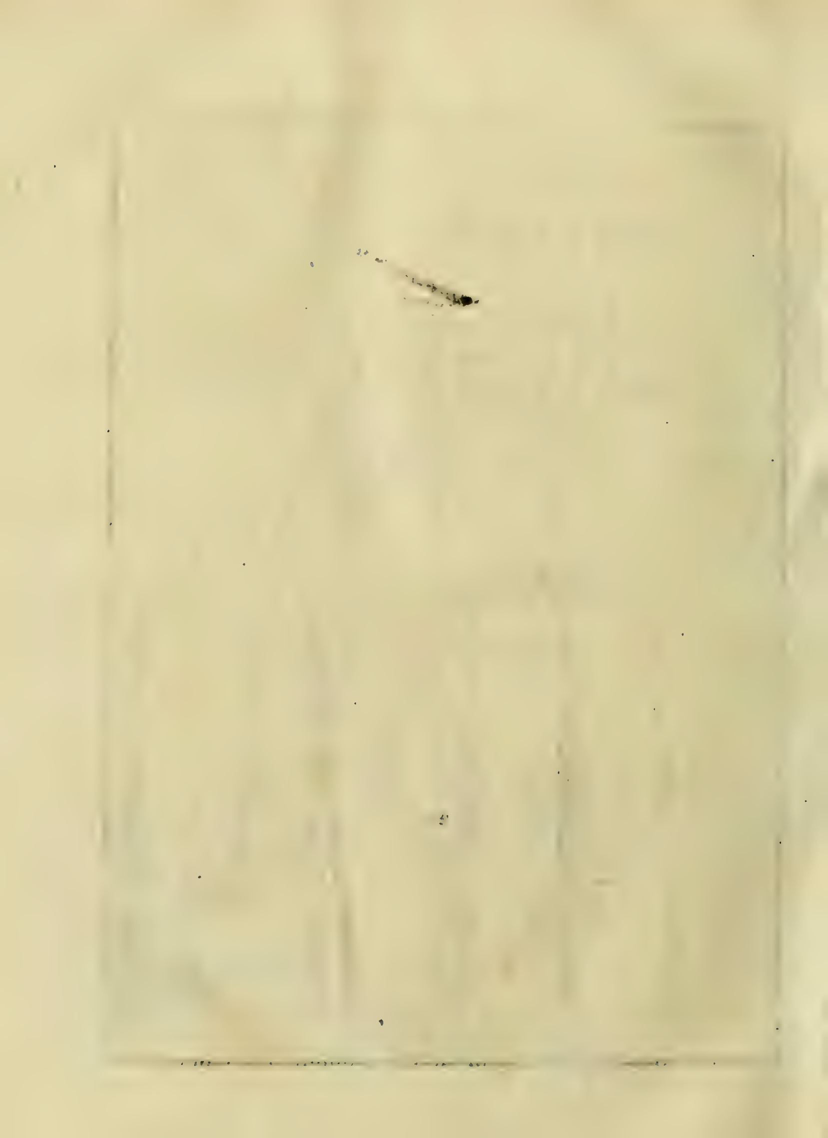



zum 96. Stück

TAB. II.




Hannover: Magaz: 1780



Hannoverisches Magazin.

96tes Stück.

Freitag, den 1ten December 1780.

## Beschreibung einer Motionsmaschine.

(Mit einem Kupfer.)

### Bau und Zusammensetzung der Maschine.

Die Motionsmaschine ruht auf jeder Seite auf drei Pfosten, welche 4 bis 5 Zoll ins Quadrat dick, und völlig 8 Fuß lang seyn müssen. Die Summe aller Pfosten, von beiden Seiten zusammen gerechnet, macht also 6 Pfosten. Kan nun die Maschine an der einen Seite an eine Wand angelehnt werden, so läßt man den 6ten Pfosten zur Ersparung des Raums weg, weil auf selbiger Seite die Wand hinlänglich vor der Gefahr des Umsturzes sichert. Vorgenannte Pfosten sind in dem beigefügten Kupfer Tab. II. mit A. bezeichnet.

Alle 5 oder 6 Pfosten, müssen nach unten zu etwas auswärts stehen, dergestalt, daß die Maschine, wenn sie zusammen gesetzt ist, eine etwas pyramidenmäßige Gestalt habe. Vid. Tab. I.

Ueber alle drei vorgenannten Pfosten (lehnte man die Maschine an die Wand, so kämen auf die eine Seite nur 2 Pfosten,) läuft oben ein 4 Fuß langer und 6 Zoll im Quadrat dicker Balken; diese beide Balken sind Tab. II. mit B. bezeichnet.

Die oberen zugespitzte Enden der Pfosten, werden nun solchergestalt in diese über sie liegenden Balken eingesetzt, und mit hölzernen Pflöcken befestiget, daß aus jeden drei Pfosten mit den über sie herliegenden Balken gleichsam ein Dreifuß, welcher auch für sich selbst zu stehen im Stande ist, gebildet wird.

Der Verfertiger muß, um die Sicherheit der Maschine, als welche die allervollkommenste seyn muß, nicht zu vermindern, sich sorgfältig hüten, die Pfosten oben an den Zapfen nicht ohne Noth zu verschwächen.

Diese zwei Dreifüße nun werden gerade gegen einander gerichtet, über dieselben vier Balken, welche 4 Zoll im Quadrat dick und 4 Fuß lang sind, (Tab. II. sind diese Balken mit d. bezeichnet,) in die Quere hergelegt, und auf die Balken B. aufgelegt, und die Enden derselben mit hölzernen Pflöcken darauf befestiget, welche Enden auch zu mehrerer Sicherheit zuvor

1 Zoll tief eingeschnitten, und alsdenn auf vorbesagte Weise befestiget werden können.

Zwei platte aus jungem Eschenholz verfertigte, gleichmäßig auslaufende, etwa 3 Zoll in der Fläche breite und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Zoll dicke, und völlig 8 Fuß lange Stangen, (auf Tab. II. mit e. bezeichnet,) werden über die 4 Querbalken d. in die Quere hergelegt, ihre Enden auf jeder Seite in einer gemeinschaftlichen Leiste f. verbunden, und hinter der Leiste durch ein kleines durchgestecktes hölzernes Pflöckchen für der Abtrennung von den Leisten gesichert. Die untere Fläche dieser biegsamen Stangen wird mit der obern Fläche der 4 Querbalken durch einen Striemen Leder, welchen man auf beiden solchen Flächen mit Tapeziernageln annagelt, in Verbindung gesetzet. Diese biegsame Stangen müssen recht gerade, gut gearbeitet, und wohl ausgetrocknet seyn. Man nimt dazu Eschenstämme von der Dicke, daß jede durchgespaltene Hälfte eine biegsame Stange zur Maschine abgiebt. Die Durchspaltung muß recht nach dem Faden geschehen, und während der Austrocknung muß man sie oft etwas biegen. Die Schnellkraft und Stärke dieser Stangen muß auf beiden Seiten sich gleichmäßig verhalten, daher man sie probirt, und von dem zu starken Ende etwas abnimt.

An jedem Ende dieser biegsamen Stangen auf beiden Seiten, jenseits der Leiste f. wird ein nicht eben tiefer Einschnitt gemacht, und in solche 4 Einschnitte, werden vier stark gearbeitete hanfene Seile, eines kleinen Mannsfingers dick und gegen $4\frac{1}{2}$ Ellen lang, mittelst einer Oese, welche von dem Sattler zu dem Ende daran genähet worden, aufgehenkt. Die untern Enden dieser vier Seile werden an den vier äußersten Ecken des Sattels wohl angeknüpft und befestiget. Es werden nemlich diese Seile in starke eiserne Ringe eingeknüpft, welche Ringe mit eisernen und vernieteten Kloben an den vier Ecken des Sattels in gleicher Weite von dem Rücken eingeschlagen sind.

Die Knüpfung der Seile muß so beschaffen seyn, daß bei einem Druck auf dem Sattel der Knoten sich viel mehr fester zuziehe als nachgebe.

Der Sattel kan ein gewöhnlicher nur etwas längerer Froschsattel seyn, mit kurzen, weich ausgepolsterten Taschen von Zeuge. Der Sattelbaum zum Sattel wird aber zu mehrerer Stärke und Sicherheit mit einem eisernen Bleche belegt. An dem Sattel werden solche Steigbügelriemen und Steigbügel, wie die an einem gewöhnlichen Reitsattel üblichen, befestiget, nur daß die Stege der Steigbügel, worauf die Füße ruhen, doppelt so breit und mit Leder überzogen seyn. Die Steigbügelriemen müssen nach der Verschiedenheit der Größe der Personen bald verkürzet, bald verlängert werden, und überhaupt so lang seyn, daß die sich bewegende Person ihren Fuß auf den Steigbügel stark aufstemmen, und ihre Kraft gehörig darauf ausüben könne.

Der Sattel wird an den Seilen in derjenigen Höhe fest gebunden, daß wenn Je-

Jemand darauf sitzt und sich recht stark bewegt, die Steigbügel beinahe, aber noch nicht völlig, den Boden berühren.

Auf beiden Seiten der Maschine läuft von dem Riegel oder der Leiste f., in welchen die biegsamen Stangen eingesetzt sind, aus der Mitte der Leiste eine steife Stange g von unbiegsamen Holze etwa zwei gute Finger dick, als ein Hebel über die Unterlage h. nach dem Mittelpunkte der Maschine zu. Daselbst ist am Ende der beiden Stangen g. eine Schnur befestiget, welche durch ein in der Mitte aufgelegtes Brettchen i. zu den Händen desjenigen, welcher sich bewegen will, herabgeht. Die Unterlagen h. können zwischen ihren Gabeln nach Erforderniß höher und niedriger gestellt werden, mittelst eingesteckter kleiner hölzerner Pflöcke.

Die Genauigkeit in der proportionirten Stärke der biegsamen Stangen, die Höhe, in welcher die eben gedachte Unterlage des Hebels gestellt werden muß, die gleiche und bequeme Richtung des Sattels, die Länge und Kürze der Steigbügelriemen, und alle übrigen Proportionen, welche nicht genau bestimt werden können, müssen durch öfteres Probiren nach und nach ausgefunden werden, und wird man die Maschine, je mehr man mit derselben bekant wird, mit desto größerem Nutzen, Vergnügen und Bequemlichkeit gebrauchen können.

Uebrigens ist noch zu merken: Alles Holzwerk an der Maschine (die biegsamen Stangen ausgenommen,) muß aus trockenem Eichenholze gemacht werden. Die Maschine muß so fest als eine Mauer stehen. Alles an derselben muß fest gearbeitet seyn, und für die allergrößte Sicherheit bürgen.

Der Sattel muß egal und mit elastischen Sachen, als Pferdehaaren rc. gepolstert seyn. Die fest angeschlossene Schenkel müssen nichts von der Härte des Sattelbaums empfinden.

Alle Theile der Maschine, welche sich bewegen sollen, als Sattel, Seile, biegsame Stangen, Hebel rc. müssen sich nirgends klemmen, sondern in ihrer Bewegung ganz ungehindert seyn.

## Verschiedene Arten die Maschine zur Bewegung zu gebrauchen.

Die erste Art. Man läßt Jemanden an denen in der Mitte herunterhangenden Riemen oder Schnüren ziehen, und beobachtet nur blos die Balance, indem man auf dem Sattel sitzt und sich ganz leidend verhält.

Die zweite Art. Man bewegt die Maschine, indem man mit denen auf die Steigbügel gestemmten Füßen die Steigbügel abwechselnd niederdrückt, und dieselben sich wieder in die Höhe heben läßt. Im Fall man sich dieser Gattung der Bewegung bedienen will, nehme man die Hebel von den Unterlagen ganz weg, benebst denen an den Hebeln befestigten Schnüren. So wie die erste Art Damen und schwachen Personen angemessen ist, so ist diese zweite Gattung am besten für stärkere Personen, Mannspersonen und solche, denen eine recht nachdrückliche Leibesbewegung nothwendig ist.

Die dritte Art. Man läßt Jemanden an den Schnüren ziehen, und hilft

zugleich mit den Füßen in den Steigbügeln.

Die vierte Art. Man verrichtet beide eben genannten Handlungen für sich allein ohne Beihülfe.

Die beiden letzteren Arten sind nicht eben die bequemsten.

### Nutzen der Bewegungsmaschine.

Der Nutzen ist in einigem Betracht größer, in anderm wieder geringer, als der Nutzen vom Reiten, im ganzen aber dem Nutzen des würklichen Reitens ziemlich gleich zu schätzen.

Sie dient starken und schwachen Personen, jenen zur Erhaltung, diesen aber zur Befestigung ihrer Gesundheit; schickt sich für beide Geschlechter und bei der nöthigen Behutsamkeit für das zarte und für das betagte Alter.

### Zeit des Gebrauchs.

Die nützlichste Zeit ist die, welche weder kurz vor, noch gleich nach der Tafel ist. In ganz gelindem Grade findet sie jedoch auch alsdenn statt.

Die Dauer, je nachdem es die Kräfte erlauben, täglich zwei bis drei mal zu $\frac{1}{8}$ – $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{2}$ Stunde.

Ein gemäßigter Grad dieser Bewegung, kan sogar einem zärtlichen Frauenzimmer, bei eintretender Schwachheit, oder bei der Schwangerschaft nicht schaden. Doch besonders im letzten Fall muß man von der sicheren Beschaffenheit aller Theile der Maschine bestens überzeugt seyn.

---

## Vom Löthen der Metalle.

Wenn man Stücke eines Metalls, welche genau an einander passend gemacht sind, mit einander mittelst eines andern reinen oder gemischten Metalls, indem letzteres in Fluß gebracht wird, dergestalt vereiniget, daß beide ein Stück ausmachen; so nennet man diese Arbeit, **Löthen**.

Man siehet leicht ein, daß dasjenige Metall, wodurch die Verbindung bewürket werden soll, und welches **Loth** genennet wird, leicht flüßiger seyn müsse, als die Metallstücke sind, welche vereiniget werden sollen, weil man des Zweckes verfehlen würde, wenn die zu vereinigende Stücke ehender schmelzten als das Loth.

Um beurtheilen zu können, was für eines der Metalle man zum Vereinigungsmittel eines andern anwenden könne, so muß man das Verhältniß, in welchem die Metalle in Ansehung der größern oder geringern Leichtflüßigkeit gegen einander stehen, genau wissen; die Ordnung derselben, nach welcher das nachstehende leicht flüßiger ist als das vorhergehende, ist folgende: Eisen, Kupfer, Tomback, Messing, Gold, Silber, Prinzmetall, Blei, Zinn, Zink, Wißmuth.

Die unter den Metallarbeitern übliche Lothe, bestehen in nachfolgenden:

a) Das sogenannte Silberschnellloth ist ein Gemische aus Silber und Zink, dieses kan nur bei denjenigen Stücken angewendet werden, welche nach dem Löthen nicht weiter mit dem Hammer getrieben werden. Dieses Loth schmelzt

schmelzt leichter als das nachstehende, allein es ist spröder, so daß es leicht bricht, als welche Eigenschaft der Zink vor andern, einem jeden ihm beigemischten Metall in der Maaße mittheilet, daß die Sprödigkeit mit dem mehrern Zusatz des Zinks zunimt.

b) Das Silberschlagloth wird aus ⅓ reinem weichem Messing und ⅔ feinem Silber zusammen geschmolzen, und auf einen ebenen warm gemachten Stein gegossen, so daß es eine dünne Platte giebt, welche nachher mit dem Hammer zu einem dünnen Blech getrieben wird, das man zu behufigem Gebrauch in Stücke zerschneidet; bei dem löthen mit diesem Loth hat man den Vortheil, daß die gelöthete Sachen nachher gehämmert werden können.

c) Das gemeine Schlagloth (Messingschlagloth) bestehet aus Messing, das durch den Zusatz von Blei oder Zinn leicht flüßiger gemacht worden, hiebei hat man zu beobachten, daß man von einem der beiden leztern Metalle nicht zu viel zusetze, denn je mehr dieses geschiehet, je spröder wird die Mischung.

d) Das gemeine Schnellloth bestehet aus Zinn und Blei; man schmelzet eine beliebige Menge Blei, dem man im Flusse allmählich so viel Zinn zusetzet, bis man beim Ausgießen etwas weniges dieser Mischung, nachdem es erkaltet, auf der Oberfläche derselben, zwischendurch einige matte runde Flecke bemerket, geschiehet dieses, so ist das rechte Verhältniß des Zinns zum Blei getroffen.

e) Das Schnelloth der Fenstermacher bestehet, nach der von selbigen bis jezt üblichen Weise das Fensterblei zu verzinnen, und im Bunde zu löthen, als welches eine und eben dieselbe Verrichtung ist, aus eben bemeldetem gemeinem Schnelloth, welches einige mit etwas wenigem Zink versetzen. Bei dieser Arbeit, wenn sie am geschwindesten fördern soll, komt es darauf an, sich eines des leicht flüßigsten weißen metallischen Gemisches zu bedienen, ich rathe daher den Fenstermachern an, in Zukunft eine der folgenden Mischungen zu gebrauchen; man schmelze entweder, Blei und Zinn jedes zwei Theile und vier Theile Wißmuth zusammen, oder man mische im Flusse zwei Theile Blei, drei Theile Zinn, und fünf Theile Wißmuth zusammen, beide geben eine der leicht flüßigsten metallischen Mischungen, sie gerathen bei einer Hitze, durch die Wasser im Kochen erhalten wird, in Fluß, ja, sie schmelzen sogar im kochenden Wasser. Ich könte mehrere Mischungen der Art angeben, es mag aber hiebei genug seyn, weil ich den Gebrauch dieser beiden, zu dem Behuf, am vortheilhaftesten zu seyn erachte.

Nach obigen Voraussetzungen wird man leicht abnehmen können, was man zum Löthen jeden Metalls, für ein Loth gebrauchen könne.

Will man Eisen in größern Stükken vereinigen, so bedarf es keines Löthens, weil man dasselbe zusammen schweissen kan, auch das Vereinigen dieses Metalls, welches nach der Vereinigung mehrere male geglüet und ge-

hämmert wird, mit einem Lothe nicht statt findet; Behuf der Vereinigung derjenigen Stücke, welche nachher nur noch mit der Feile, oder gar nicht weiter bearbeitet werden, leidet das Löthen mit Kupfer, oder Messing Anwendung.

Kupfer, Tomback und Messing, wird nach der Verschiedenheit der daraus zu verfertigenden Arbeit, entweder mit feinem Silber, oder mit dem Silberschnellloth, oder aber mit dem Silberschlagloth, auch wohl mit dem gemeinen Schnellloth gelöthet.

Gold, reines Gold, auch mit Kupfer legirtes, wird mit Gold so mit Silber legirt ist, gelöthet, dasjenige Gold hingegen, welches mit Silber legirt ist, wird, nach Beschaffenheit der Arbeit, entweder mit Silberschlag- oder Silberschnellloth gelöthet, mit diesen eben benannten Lothen wird auch Silber gelöthet. Blei wird mit Schnellloth, Zinn mit eben demselben, oder mit den unter e) beschriebenen Gemischen gelöthet.

Das Löthen selbst nun geschiehet auf zweierlei Art, entweder im Feuer oder mit dem Kolben. Erstere Art leidet bei denjenigen Metallen, die, bevor sie glüend werden, bereits schmelzen, keine Anwendung.

Bei dem Löthen der ersten Art selbst hat man zu beobachten, daß die Fugen genau zusammen passen, und diejenigen Stellen des Metalls, auf welchen das Loth haften soll, von allen Unreinigkeiten befreiet werden, das Loth darf nicht zwischen die Fuge, sondern es muß über selbe gelegt werden, damit selbiges von oben darzwischen laufe; nach Beschaffenheit der Arbeit nietet man die zu löthenden Stücke entweder vorher zusammen, oder man verbindet sie mit ausgeglüetem Eisendrat. Man bestreichet sodann die Fugen mit fein gestoßenem Borax, der mit Wasser zu einen dünnen Brei eingerühret ist, wie auch damit das Loth, bevor man es über die Fuge leget. Der Borax befördert den Fluß des Lothes, und da er sich, bevor das Loth schmelzet, verglaset; so verhindert er auch, daß das fließende Loth nicht so leicht ablaufen kan. Dasjenige mit dem Loth auf vorbemeldete Art belegte Stück faßt man mit einer Zange und hält es ins offene Feuer, der Borax fängt bald an aufzuschäumen, wenn man dieses bemerket, ziehet man das Stück zurück, auf daß der Schaum zusammen falle. Das Einhalten ins Feuer und Zurückziehen aus demselben wiederholt man so lange, bis der Borax nicht mehr aufschäumt, und also das Loth fest liegt; darauf legt man die Arbeit, ohne sie weiter mit der Zange fest zu halten, ins Feuer, dergestalt, daß die zu löthende Stelle überwärts gekehrt sey, und dasselbe nicht umfalle, denn wenn dieses just zu der Zeit geschähe, da das Loth im Fluß käme, so würde dasselbe von der Fuge ablaufen, und dann müßte die Arbeit vom Anfang an wiederholt werden; mehrerer Sicherheit halber bedienet man sich, um das Loth in Fluß zu bringen, besonderer Löthpfannen, welche von unten keine Oeffnung, mithin auch keinen Zug haben;

es können also die untern Kohlen zuerst nicht wegbrennen, und dieserwegen wird auch das eingelegte Stück nicht so leicht aus seiner Lage gebracht. Will man sich aber in Ermangelung einer Löthpfanne einer gewöhnlichen Kohlpfanne bedienen, so muß man selbige bis auf die Hälfte mit reiner Asche anfüllen, dieselbe fest drücken und darauf die Kohlen legen. Das obbemeldeter Maßen mit geschmolzenem Borax eingekleidete Stück wird also in die Kohlen eingelegt, deren Hitze man allmählig durch Anblasen immer mehr und mehr, und zwar so lange, vermehret, bis das Loth geschmolzen ist; so bald dieses bemerket wird, räumet man die obern Kohlen um das eingelegte Stück hinweg, ohne dasselbe zu verrücken, so hört das Loth auf zu fließen; man nimt es sodann aus dem Feuer und kühlt es schnell im Wasser ab, so springt der verglaßte Borax von selbst ab, welchen man auf andere Weise nicht wohl würde absondern können, und hiemit wäre das Löthen verrichtet.

Wenn man Arbeiten zu löthen hat, bei welchen es darauf ankomt, daß sie vom Feuer nicht anlaufen, so überziehet man das Stück, bis auf die zu löthende Stelle, mit feiner Kreide oder Lehm, der mit Wasser angerührt ist.

Bei besonders feiner Arbeit, als diejenige der Juwelierer, geschiehet das Löthen auf folgende Weise: Man setzt das zu löthende Stück in einen mit Asche angefüllten Schmelztiegel dergestalt, daß nur die zu löthende Stelle entblößt sey; umher legt man die Kohlen, und verfährt im übrigen, wie ich bereits oben angezeigt habe.

Auch geschiehet das Löthen feiner Arbeiten mit dem Röhrgen bei der Lampe, wobei das Verfahren in folgendem bestehet: Man treibet die durch Oel genährte Flamme eines dicken brennenden Dochtes mittelst dem Löthröhrgen, oder wenn man die Einrichtung hat, so wie sie die Glasschmelzer haben, mittelst des mit einer doppelten Windlade versehenen Blasebalgs mit ununterbrochenem Strahl, welcher nach und nach verstärkt wird, so lange gegen das Loth, bis selbiges geschmolzen, und die Fuge verbunden ist; dieser Art des Löthens bedienen sich auch die Zinngießer in den meisten Fällen.

Den Schlößern, welche Schlüssel und andere Eisenarbeit löthen, würde der Gebrauch des Borax zu kostbar fallen. Diese begnügen sich damit, daß, nachdem sie das zu löthende Stück mit dem Loth, mittelst darum gewikelten Drats, befestiget, dasselbe mit einer Fettigkeit bestreichen, die zu löthende Stelle mit fein gestoßenem Glas bestreuen, und dieses sodann obbemeldeter maßen dem Feuer aussetzen, nur daß sie, anstatt dieses in der Löthpfanne zu thun, es in der Esse vor dem Gebläse verrichten.

Das Löthen mit dem Kolben, hat, bis auf das Eisen nach, bei allen Metallen, jedoch nur allein mit dem Schnellloth statt; bei dieser Art zu löthen vertritt das Calophonium die Stelle des Borax; es bewürket nicht allein eine genauere Verbindung des

Loths,

Loths mit dem zu löthenden Metall, als von welchem es alle noch etwa darauf haftenden Unreinigkeiten hinwegnimt, sondern es verhindert auch, wegen seines häufigen brennbaren Wesens, daß das Loth nicht in etwas verkalche; bei dieser Art zu löthen finde ich nichts weiter zu erinnern, als daß man die kupfernen Kolben nicht darf glüend werden lassen, denn dadurch wird die Oberfläche mit einer dünnen Schlacke überzogen, die macht, daß das Loth an selbiger nicht haftet, welches doch nothwendig geschehen muß; ist dieses aber einmal geschehen, so muß man den Kolben abkühlen, und die Schlacke mit der Feile abnehmen, darauf denselben wieder heiß machen, (wobei man jederzeit beobachten muß, daß man den Rücken des Kolben ins Feuer lege, und die vordere Seite heraus stehen lasse) die vordere Seite desselben auf einem Brette, auf welchem mit Baumöl angefeuchteter Salmiak befindlich ist, reiben, und sodann das Loth daran bringen.

Bei der Beschreibung des löthen und Verzinnen der Fenstermacher muß ich etwas weitläuftiger seyn, dieses geschiehet folgendermaßen: Man überreibt das Blei, worin die Glasscheiben gefaßt sind, mit einer Vermischung aus Seife und Baumöl, einige bestreichen es auch ganz dünne mit dem aus Schafknochen ausgekochtem Fette, aus welchem sich durch langes stehen an einem warmen Orte alle Unreinigkeit ausgeschieden hat. Ohne dergleichen Gründung haftet die weiße metallische Mischung auf dem Blei nicht. Hierauf wird der Kolben heiß gemacht, und in die Vertiefung des Löthsteins, welcher nach der Gestalt des Kolben ausgehölt ist, in welcher das Schnellloth nebst Salmiak befindlich, und wozu man bei jedesmaligem Verzinnen etwas Talg hinzuthut, so lange umgedrehet, bis das Loth daran hängen bleibt, darauf bringt man den Kolben zum Fenster, hält an selbigen Schnellloth bis es schmelzet und welches man auf das Blei herablaufen läßt, man breitet dasselbe durch hin und widerfahren mit dem Kolben auf dem Blei aus, da, wo das Blei zwoer Scheiben zusammen tritt (welches man den Bund nennet) löthet man dasselbe genau zusammen. Wenn der Kolben erkaltet, und das Verzinnen, obgleich das Loth noch schmelzet, nicht mehr von statten gehet, so schabet man dasjenige, was noch vom Loth an dem Kolben hängt, mit einer Klinge herunter, macht sodann den Kolben wieder heiß, und wiederholt in allem vorbeschriebene Arbeit. Das Ueberzinnen geschiehet auf beiden Seiten des Fensters, und wenn dieses geschehen, reibt man das Blei mittelst eines Tuchs mit feinem Gips, den man auch wohl mit Zinnasche vermischt, ab.

Göttingen. G. H. C. List.

---

Hannoverisches Magazin.

97tes Stück.

Montag, den 4ten December 1780.

## Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschieden Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

Man hat mich verschiedentlich für den Verfasser der Abhandlungen zu Beantwortung der im 92ten Stück dieses Magazins v. J. vorgelegten Frage, den Unterschied der Schiffe betreffend, gehalten. Ich halte es deswegen für meine Pflicht, hiemit öffentlich zu sagen, daß ich es nicht bin, um weder den verdienten Herrn Verfassern, dieser in vielen Stücken für Unkundige brauchbaren Abhandlungen, von ihrem verdienten Ruhme etwas zu entziehen, noch auch mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich mich mit fremden Federn schmücken wolte.

Da meine Absicht blos dahin geht, Kenntnisse von Sachen, welche sich ohnehin von Leuten, die sie nicht selbst gesehn haben, abentheuerlich genug gedacht werden, zu berichtigen, so glaube ich den Lesern des Magazins, besonders dem Theile derselben, welcher Wahrheit gern hört, nichts völlig gleichgültiges zu schreiben, und bitte sie, wenn sie anders das was ich in der Folge sagen werde, ganz verstehen wollen, die in der Aufschrift dieser Abhandlung erwähnten Stücke des Magazins (Nr. 30, 31, 32, 44, 45, 46, 47, 48) zur Hand zu nehmen, weil ich der Ordnung derselben genau zu folgen denke.

Alles ausgelassene werde ich vorbei gehen, denn die Gränzen, die einer Abhandlung des Magazins vorgeschrieben sind, verstatten, wenigstens in einem so reichhaltigen Fache, keine Vollständigkeit, und nur das berühren, was in den Abhandlungen angeführt ist, es sey denn, daß mich die Erläuterung dieses oder jenes Artikels auf etwas führte, was mit der Erläuterung in genauer Verbindung stände,

oder aber, daß mich das Versprechen des Verfassers, (Seite 476) die gewöhnlichsten und bekantesten Arten der Schiffe allein anzuführen, auf einige andere in unsern Gegenden sehr gewöhnliche Gattungen brächte. Unter diesen werden auch einige Flußschiffe seyn, ohne daß ich den Vorwurf fürchten darf, die Herrn Verfasser der Abhandlungen, die ich commentire, hätten sich bloß auf Seeschiffe eingeschränkt, weil sie sich selbst auf Flußschiffe eingelassen, und sogar Chinesischer rc. Fahrzeuge gedacht haben.

Sachen, die nur oft wahr sind, werde ich größtentheils mit Stillschweigen übergehen, übrigens aber so viel ich kan, dahin sehen, daß keine erhebliche Irrthümer übersehen werden.

Da wir in Deutschland selbst bis jetzt keine beträchtliche Seemacht haben, und einige wenige Städte an der Nord- und Ostsee, und dem adriatischen Meere ausgenommen, gar keinen Seehandel, so haben wir auch im eigentlichen Verstande nur sehr wenig eigentlich deutsche Kunstwörter zur Schiffarth, mit deren Erklärung man bald fertig werden würde; der größte Theil der deutschen Kunstwörter für die Schiffarth ist eigentlich holländisch, und nur übersetzbar. Selbst der größte Theil der deutschen Schiffer würde sein Geräthe, das er täglich braucht, nicht kennen, wenn ihn jemand Hochdeutsch commandiren wolte *).

Um die Anführungen und Beziehungen auf vorhergehende und nachfolgende Artikel abzukürzen, habe ich sie mit Zahlen bezeichnet, und um die Stellen, auf welche sich meine Anmerkungen beziehen, leicht zu finden, habe ich Seite und Zeile in der zusammenhängenden Abhandlung, im alphabetischen Verzeichniß aber die Artikel benant, zu denen sie gehören.

Die Herrn Verfasser haben oft französische und englische Wörter in ihre Abhandlungen aufgenommen, oft als solche, oft als deutsche Benennungen; um eine ähnliche Verwirrung zu vermeiden, will ich, wo ich eine fremde Benennung weiß; denn zum nachschlagen

*) Bei einer gewissen Gelegenheit kam ich mit einem aus dem Thüringschen gebürtigen Schiffer, der in seiner Jugend eine gute bürgerliche Erziehung genossen, und wo ich nicht irre, auf einer Realschule sich viel Kenntnisse gesammlet hatte, die man bei Leuten seiner Art nicht sehr häufig findet, im vierzehnten Jahre aber durch den Todt seines Vaters veranlaßt, nach einer Seestadt gegangen, war, sein Brodt zu suchen, und sich durch gute Aufführung, Redlichkeit, Treue und Fleiß, bis zum Posten eines Schiffers geschwungen hatte; er lebt noch, ist mein Freund, und fährt für Rechnung einer deutschen Handelsstadt; mit diesem Manne kam ich über die deutsche Bedeutung des englischen Worts *oakham* in Streit. Er behauptete, es hiesse, eichene Späne; und ich, es hiesse Werk, der alte theerigte Hanf von alten Schifstauen. Wir stritten lange, jeder behauptete seine Meinung standhaft, oder vielmehr hartnäckig; endlich fiel mir ein Schiedsrichter ein. Es war Bayleys Wörterbuch, die deutsche Ueber-

gen fehlts mir leider an Büchern, sie hinsetzen: E. soll den englich, F. französisch, und H. holländisch heißen.

1. S. 480. Z. 9. Die Betten der Matrosen sind nicht hinreichend, das ganze Schif rund herum mit einer Brustwehr zu versehen. Sie liegen nur hinten auf dem halben Verdeck, und werden unten, eine Reihe hängend, in die Wände aller Masten gebunden. Auch bindet man wohl auf eben die Weise eine Reihe hängend in die Stengenwände, wenn Leute mit Granaten, oder anderm kleinen Gewehr bei ganz nahen Engagements, in die Marssen, oder Mastkörbe geschickt werden, um sie einigermaßen zu schüzzen. Auf einigen Schiffen, (ich habe es nie als auf russischen gesehen) hat man, um dem Mangel an Betten abzuhelfen, besondere große Wollsäcke. Ueber den Betten oder Hangmatten hängt noch getheertes Seegeltuch (Persenning) welches auch oft zur Zierde bemahlt wird. Bei gutem Wetter werden die Hangmatten alle Tage hinaufgebracht, und in See jede auf ihre angewiesene Stelle gelegt oder gebunden, in einem Haven aber, auf die Kuhbrücke. Die Netze, zwischen denen die Hangmatten liegen, heißen Finknetze (E. Netting, H. Vincknetten, F. *Reseau*, wo ich nicht sehr irre.) Die ausländischen Wörter, bei denen ich zweifelhaft und nicht ganz sicher bin, sind, alles Mißverständniß zu vermeiden, mit Cursivschrift gedruckt.

2. S. 480. letzte Z. Das Pulver würde der Gefahr des Wassers zu sehr unterworfen seyn, wenn es ganz unten läge; doch ist die Pulverkammer bisweilen, aber nur bei kleinen Schiffen, im Nothfall, ganz unten. Sie hat keinen fest bestimten Ort, doch pflegt man sie gern mitten im Schif gleich unter dem ersten, oder untersten Verdeck, etwas unter Wasser, oder dem Wasser ohngefehr gleich zu haben.

3. S. 481. Die Masten, so wie sie hier angegeben sind, passen zu Schiffen von vierzig bis sechzig Kanonen, je nachdem die Schiffe starke Bemastung fordern, oder nach Einsicht



Uebersetzung, ich hatte es unter meinen Büchern, und war so glücklich, das Wort oakham darin zu finden, mit ohngefähr folgender Erklärung, die ich ihm triumphirend vorlegte. Er laß „der aufgedrehete Hanf von alten „Schifsseilen." Aber wie erschrack ich, als er in ein lautes Gelächter ausbrach, „da habt ihrs wieder mit euren Büchern," schrie er, „sie sind voller „Lügen, wer hat in seinem Leben gehört, daß man Seile aufdreht, und Werk „davon plüset!" Er dachte sich unter dem Wort Seil nichts anders als das holländische gleichlautende Wort *Zyl*, das in unserer Sprache Segel heißt, und ich hatte viel Mühe, nachdem ich mich erst von meiner Bestürzung erholt hatte, ihm aus allen Stellen, die ich nur auffinden konte, bis zu seiner Ueberzeugung zu beweisen, *Zyl* oder Sail hiesse auf deutsch Segel, und Tow, oder Taauw hiesse Seil, und ihn dadurch zu zwingen, meinem Buche eine Ehrenerklärung zu thun. Doch berief er sich zuletzt noch immer auf den Ausspruch eines englischen Schiffers.

des Zimmermanns, oder ihrer Bestimmung, schwach, mäßig oder stark bemastet seyn sollen. Das Verhältniß der Stengen zu den Masten ist ohngefehr richtig, **ohngefehr**, weil die Seefahrenden über gewisse bestimte Verhältnisse derselben so wenig, als über die Verhältniß der Masten einig sind. Das ist die Ursach, warum ich zwei so weit von einander liegende Grenzen für die Schiffe, welche zu den hier gegebnen Maaßen der Masten passen, habe angeben müssen.

4. Heut zu Tage bestehen die Masten gewöhnlich nur aus drei Stücken, indem man statt besondere Flaggenstengen oder Stöcke aufzusetzen, die Flaggen nur vom Top, oder dem Obertheil der Bram- oder Kreuzstengen wehen läßt, und diese Toppe etwas länger macht als ehedem. Bei schwerem Wetter und Winterreisen; (das letzte ist bei Kauffahrern unserer Gegenden beinahe Regel) nimt man die Bramstengen ab, weil alsdenn selten Gelegenheit zu seyn pflegt, Bramsegel zu führen. Man bringt statt ihrer kürzere Stangen auf, die man **Trummelstöcke** nennt. H. Trommelstockjes. E. und F. Namen sind mir nicht bekant. Kriegsschiffe, wenn sie sich in Kauffahrer maskiren wollen, pflegen auch wohl dieses zu thun.

5. S. 482. Z. 3. Die perpendicular stehende Bugsprietstenge ist heut zu Tage beinahe ganz außer Gebrauch. Die Holländer und deutschen Nationen haben neben, die Engländer und Franzosen ꝛc. über dem Bugspriet noch einen in eisernen Bügeln befestigten Baum, der in der Richtung des Bugspriets hervorsteht, welcher der **Clüverbaum** heißt. H. Cluyf-hout, E. Jib-boom, F. Bout déhors de béaupré. Er dient zur Befestigung des Vorbramstages, des Leiters vom Clüver ꝛc. von welchem leztern er auch den Namen hat. **Clüver**. S. Anm. 12.

6. **Leiter**, H. Leyer, heißt überhaupt ein Tau, an welchem etwas geführt wird. Bei Stagsegeln oder den dreieckten Segeln, die längst den Stagen fahren, ist, wenn sie nicht unmittelbar am Stag selbst fahren, allemal ein in der Richtung des Stages gespantes Tau, das **lose Stag** oder der **Leiter**. An dem oberen **Lyk**, (dem Tau welches dem Segel statt Saums dient) sind **Leuwers**, das heißt, es ist an einigen Stellen doppelt, so daß kleine Augen darin sind; in diesen Augen sitzen hölzerne oder eiserne Ringe, so daß sie auf dem **Leiter** laufen wie Gardinenringe auf einer Gardinenstange, welcher leztern Stelle, der Leiter vertritt.

7. S. 482. Z. 7. Die Flaggenstenge heißt mit ihrem Namen der **Gösche Stock** (H. Geus-Stock, E. Jack-ſtick, oder ſtaff, F. Bâton du pavillon de beaupré) von der kleinen Flagge welche daselbst wehet, die man Gösche nennt. (Die Benennungen im H. E. und F. wird man aus vorstehendem leicht sehen; bei ähnlichen Fällen werde ich in Zukunft, um Raum zu sparen, ähnliche Verweisungen weglassen, weil sie nach meiner

Meinung

Meinung von selbst klar sind.) Diese kleine Flagge ist eigentlich ein Zeichen aller von einer Landeshoheit ausgerüsteten Fahrzeuge, von Kriegsschiffen rc. die von einem bestallten Officier commandirt werden; eben so wie der Wimpel. Kauffahrer oder Privat-Schiffe lassen auch bisweilen eine Gösche vom Bugspriet wehen, so wie auch einen Wimpel, wenn sie nicht im Gesicht von Kriegsschiffen sind. Eigentlich dürfen sie es nicht, und kan ein commandirender Officier eines Kriegsschiffes, wenn sie dieselben im Gesicht seines Schiffes wehen lassen, solche wegnehmen, oder auf sie schießen. Doch wird der Gösche ungleich mehr durch die Finger gesehen als dem Wimpel.

8. S. 482. Z. 13. Die hier angegebene Dicke der Masten ist etwas stark. Zu den oben angeführten Längen paßt sie gar nicht. Herr du Hamel de Monçeau, der seine Masten sehr stark macht, giebt nach seinen Regeln, die genommen welche die stärksten Masten giebt, und alle Brüche zum Vortheil der Dicke für Ganze gerechnet, die Dicke des großen Masts für ein Schif von hundert und zehn Kanonen, zu vierzig Zoll, da wo er am stärksten ist, das gebe noch nicht zwei Klafter im Umfange. (Klafter von 6 Fuß, Fuß zu 12 Zoll.)

9. S. 483. oben. Die Befestigung der Stengen **auf dem Mast**, und **auf einander** geschieht durch **Saaling** (H. Saaling, E. Tressel tries, F. Hune,) und **Eselshaupt**, H. Ezelshoofd, E. Cap, F. Chouquet. An dem Mast sind nach der Länge des Schifs durch starke Bolzen, und unten befestigte Knaggen, **Klampen** im Schifsausdruck, (Kragsteine möchte ich sagen) zwei lange Stücke Holz die **Langsaalings**, befestigt. Im rechten Winkel quer über diese liegen drei andere, die **Quersaalings**; zwei unmittelbar, an dem an dieser Stelle viereckten Mast, eins nach vorne, das andere nach hintenzu. Das dritte so weit von der unmittelbar vor der vorderen Seite des Masts liegenden Quersaaling entfernt, das zwischen ihm und der zuletzt erwähnten ein viereckte Loch bleibt, durch welches die Stenge auf und niedergehen kan. Die Stenge selbst steht mit einem viereckten Fuße in diesem Loche, und wird gegen das Durchfallen durch einen viereckten durch sie gesteckten Keil, der auf den Langsaalings ruhet, gesichert. Dieser Keil heißt der **Schlußkeil**; das ganze eben beschrieben Kreuz **Saaling**, es sitzt allemal da, wo eine neue Stenge steht, und erhält den Namen von der Stenge, die es befestigt. Seine Stelle ist ein Zehntel der Länge des Masts von oben gerechnet; und dieses über der Saaling hervorragende Zehntel des Masts heißt der Top, H. und E. Top, F. Thon. Auf dem Top ist wieder in einer horizontalen Lage ein länglich vierecktes starkes Stück Holz fest, in welches der Mast bis auf zweidrittel der Dicke dieses Holzes eingelassen ist, so daß es auf dem Mast wie der Hut auf dem Kopfe sitzt. Es schützt den Mast zugleich gegen das Eindringen

 gen

gen des Wassers von oben, und heißt **Eselshaupt.** In dem vor dem Mast nach der vordern Seite hervorstehenden Theile desselben ist, entweder ein rundes Loch, in welches die Stenge genau paßt, oder, es ist nach einem halben Kreise ausgerundet, dessen andere Hälfte durch einen starken eisernen Bügel geschlossen wird. Saaling und Eselshaupt machen also die Stenge aufrecht stehen.

Der **Mars** oder **Mastkorb**, der vorn gewöhnlich rund, hinten aber platt ist, (die Türken pflegen gewöhnlich runde Marsse zu haben,) und durch einige neben den erst erwähnten Saalings liegende Hölzer gleiches Namens gebildet wird, dient dem Wande der Stenge seine Befestigung zu geben. Das Wand sichert die Stenge gegen das Schwanken nach beiden Seiten, und nach vorn zu. Es besteht aus mehreren starken Tauen, die vom Top der Stenge bis nahe zu dem Marsse gehen, und wird mit kleinern Tauen, welche durch die in die Enden jener starken Taue eingebundenen Juffern, oder eiserne Bügel, und andere auf den Enden der Quersaalings in eiserne Haken befestigten Juffern oder Bügel gehen, steif angesetzt, angeholt, oder angespannt. Diese Haken hängen wieder in kürzeren Tauen, die vom unteren Wande ausgehen und **Püttings** heissen. H. Puttings, E. Foot hook Shrouds, oder Futrock-Shrouds. Die kleinern Taue, mit welchen die Wände durch die Juffern oder eisernen Bügel angeholt werden, heißen H. Taliereeps, E. Laniards, F. Rides und Laniers. Die Wände H. Wanden, E. Shrouds, F. Haubans. Noch gehet von dem Top jeder Stenge, die Wände zu unterstützen, ein starkes Tau, bis auf die Seite des Schiffes in die **Kust**, und wird daselbst ebenfalls mit Taliereeps und Juffers angeholt, es heißt Perdun. H. Perdoen, E. Back-stay, F. Galauban.

Nach vorn zu sind die Stengen mit dem Stag (H. Stag, E. Stay, F. Etai) befestigt, das ist, mit einem sehr starken Tau, welches vom Top eines Masts oder einer Stenge, zum Fuß des vor ihm stehenden Masts oder Stenge geht, und daselbst auf verschiedene Weise befestigt wird.

Weil die Segel die Schiffe insgemein nach vorn zu treiben sollen, so ist die Befestigung der Masten und Stengen nach hinten zu größer.

Ich bin in dieser Beschreibung um deswillen so weitläuftig gewesen, um, so viel ohne Kupfer angeht, zu zeigen, wie die Masten, welche durch die an sie aufgehängten Segel das ganze Schif regieren, treiben ꝛc. und der oft so großen Gewalt des Windes wiederstehen müssen, befestigt sind. Alle Varietäten dieser Befestigungen aus einander zu setzen, dazu fehlt hier der Raum, und diese Beschreibung wird leicht hinreichen, sich in die vorkommenden zu finden. So bedarf es z. B. keiner unter die Saaling befestigten Klampen, wenn der Baum, aus dem der Mast gemacht wird, stark genug am Wipfelende ist, daß man sie aus

aus einem Stück kan stehen lassen; wenn die Befestigung des Eselshaupts mit $\frac{2}{3}$ seiner Dicke auf dem Mast zu schwach scheint, so lasse man das Loch ganz durchgehen, und nagele ein Brett über das Loch, so schützt dieses auch den Mast gegen das Einwässern; bei großen Schiffen sind einzelne Perduns nicht stark genug, man giebt ihnen andere so genannte **Mantel-Perduns** zu Hülfe u. d. gl.

10. S. 483. Z. 10 u. ff. Ueber den Bramsegeln führt man noch bisweilen bei gutem Wetter vor dem Winde kleine Segel, die man **obere Bramsegel** nennt. H. Boven Bramzyl, E. Royals, F. Peruches. Auch über dem Kreuzsegel ein **oberes Kreuzsegel**. H. Grietje van Dyck, E. Mizen top royal, F. Peruche d'artimon. Die S. 483 (4) und (10) angeführten Segel sind in gewöhnlichen Fällen von wenigem Nutzen, (4) wird sehr selten gebraucht, (10) noch seltener, wenige Schiffe haben es.

11. S. 483. Z. 29. Stagsegel, H. Stagzyl, E. Stay-Sail, F. Voile d'Etai, sind dreieckt, fahren zwischen den Masten an den Stagen; sie sind nicht willkührlich, sondern bestimt. Ich habe sie hier alle hergesetzt, die gewöhnlichen sind mit gewöhnlicher Schrift, die weniger gewöhnlichen mit Schwabacherschrift gedruckt. Sie sind in der Ordnung wie sie vor oder über einander fahren angezeigt, von vorn und vom höchsten angefangen.

Zwischen dem Bugspriet und Fockmast; 1) **Fliegender Clüver**, 2) Clüver, 3) Vorstengen Stagsegel, 4) Sturmfock;

Zwischen dem Fock und großen Mast: 5) **Flieger**, 6) Großestengen Stagsegel, 7) Großes Stagsegel;

Zwischen dem großen und Besaanmast: 8) **Kreuzstengen Stagsegel**, 9) **Besaan Stagsegel**.

Man hat auch bisweilen noch am Flagstock ein Segel, welches man Dreul nennt. H. Druyl, E. Driver, F. Tapceul.

Die Segel, welche man an den Seiten aufhängt, heißen Leesegel. H. Leezylen, E. Studding-Sails, F. Bonnettes en étui, Sie sind nur an den beiden vordern Masten gewöhnlich; sie heißen **Bram-Obere-** und **Untere-Leesegel**.

An der Besaan pflegt man auch wohl eine Vergrößerung aufzuhängen, die im H. E. und F. so viel mir bekant, **Bonnet** heißt, wenn sie unten unter das Unterlyk der Besaan angehängt wird; hängt sie aber am hintern stehenden Lyk derselben, so heißt sie bei den Engländern auch Driver.

12. Eine allgemeine Erklärung der verschiedenen Arten der Segel würde hier nicht am unrechten Orte stehen; hier ist sie.

**Rahsegel**, beinahe rechtwinklich viereckt, die an ihrer oberen Seite an einer, in ihrer gewöhnlichen Stellung, ohngefehr horizontalen Segelstange, oder **Rahe** befestigt sind. H. Raazyl, E. Yard-Sail, F. Voile de vergue.

**Ruthensegel, lateinische Segel**, dreieckte Segel, die an einer Seite

Seite an einer gegen den Horizont geneigten Stange oder **Ruthe** fest sind, so, daß die untere Seite, die keine Stange hat, beinahe horizontal hängt. H. Roezylen, E. Latin-Sails, F. Voiles latines.

**Gaffelsegel**, deren Stange mit einer Gaffel, oder einer an der Seite ohngefehr im halben Kreis ausgerundeten Gabel an einem Mast auf und niedergehen kan. Die Gestalt dieser Segel ist gewöhnlich ein Trapezium, so wie auch der beiden folgenden. Der ausländische Name dieser ist H. Gaffel-Lyl, E. Gaff-Sail, F. Voile a balestan en fourchette.

**Gicksegel**, sind Gaffelsegel die unten noch einen Baum im horizontalen Theile des Segels haben, man nennt sie auch wohl **Jacht-Segel, Englische Schaluppen-Segel, Brick-Besaan** rc. Die Besaan von Kriegsschiffen pflegt gewöhnlich ein Ruthensegel zu seyn, wenigstens an einer Ruthe geführt zu werden, Kauffahrer haben gewöhnlich Gaffeln.

**Spriet-Segel**, viereckte Segel, die auf einer Seite am Mast fest sind, deren andere obere Ecke aber mit einem ohngefehr in der Diagonale des Segels stehenden Spriete (balestan) oder Stange offen gehalten wird. H. Spriet-Zyl, E. Sprit Sail, F. Voile a balestan.

**Stagsegel** sind in der vorhergehenden Anmerkung erklärt, wie auch

**Leesegel**, die aber eigentlich unter die Rahsegel gehören.

13. S. 484. Die hier angeführte Berechnung wird nicht viel zu viel angeben, und so genau seyn als man von dergleichen Berechnungen erwartet. Nur die Hölzer, die wie Ribben im Schif laufen, habe ich flüchtig überschlagen, und zu einem Schiffe von etwa 70 bis 80 Kanonen, blos zu diesen Stücken nahe an 4000 gefunden. Ich führe dieses an, weil man geglaubt hat, die Berechnung wäre zu sehr übertrieben. Es mag nun freilich wohl Bäume geben, in deren einem mehrere Stükke sitzen, aber dagegen braucht man auch andere, deren man unter tausend kaum einen findet.

14. S. 486. Z. 10. Auch Capitains führen heut zu Tage Schaluppen, Bomben- und Feuerschiffe, und es ist im englischen und holländischen Seedienst besonders, daß die Größe des Schifs nichts zum Range des Capitains, welcher es führt, beiträgt, ob es gleich gewöhnlich ist, daß junge Capitains zuerst kleine Schiffe führen.

15. S. 486 u. f. Was hier von Tiefe steht, ist davon zu verstehen, wie tief ein solches Schif, wenn es armirt ist, unter Wasser geht. Einem Seemann würde hiebei nie etwas anders einfallen, ich merke es nur deswegen hier an, weil ich verschiedentlich gehört habe, daß man sich die ganze Tiefe vom obersten Verdeck bis zum Kiel darunter gedacht hat, welches doch mit S. 478. Z. 7. verglichen, gar nicht angeht.

S. 492. ist bei der Buyse die Höhe des ganzen Gebäudes angegeben, welches ich hier, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, gleich anmerke.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

# Hannoverisches Magazin.

## 98tes Stück.

Freytag, den 8ten December 1780.


## Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

16. Bei einem mäßigen Vorrath von See-Lexicis (Dictionairs de marine) würde es nicht sehr schwer seyn, eine ungleich größere Anzahl Namen von Schiffen anzuführen, als hier und in den Stükken vom 44ten bis zum 48ten stehen, von denen man sich doch aus der Beschreibung ohne Zeichnungen nie hinlängliche Begriffe wird machen können. Wenn mich auch nicht der Mangel an Büchern abhielte, die Anzahl der in den beiden Abhandlungen beschriebenen Fahrzeuge zu vermehren, so würde doch gewiß die Achtung, die ich den Lesern des Magazins schuldig bin, oder die Furcht, es mögte irgend jemand diese Bücher kennen, mich abhalten, die Blätter des Magazins auf eine solche Art durch Ausschreiben zu mißbrauchen. Ich bitte nur um Erlaubniß, einige Arten anführen zu dürfen, die ich, so nahe sie uns auch zum Theil sind, in dem Verzeichnisse nicht gefunden habe.

17. Es sind einige deutsche Flußschiffe, die in andern Gegenden, auf der Donau, dem Rhein, und der Oberelbe gebraucht werden, angeführt, auch ausländische, deswegen habe ich mich gewundert, die Flußschiffe unserer Gegenden auf der Weser, Aller, Leine &c. die doch hannöverische Landesleute sind, gar nicht berührt zu finden. Ich war um so begieriger, ihre Beschreibungen zu finden, da ich schon seit geraumer Zeit eine genaue Beschreibung von ihnen von einem Freunde erwarte, weil ich mich in allen mir bekant gewordenen Seelexicis vergeblich darnach umgesehen habe. So viel ich mich erinnere, sind Bock und Bulle die Hauptarten derselben. Ich habe sie nur als Kind gesehen, doch will ich es versu-

chen, nach der bildlichen Vorstellung, die mir jetzt noch von ihnen im Gedächtnisse schwebt, sie zu beschreiben. Vielleicht weckt meine fehlerhafte Beschreibung irgend jemand auf, der so gütig ist, uns auf eine oder andere Weise eine kleine Beschreibung der inländischen Schiffahrt der Churbraunschweig-Lüneburgischen Lande zu geben, und zugleich der Fahrzeuge, die dazu gebraucht werden.

17. **Böcke** sind hundert und mehr Fuß lange, acht bis zehn breite, in der Mitte fünf bis sechs Fuß tiefe, hinten und vorn platte Fahrzeuge, mit plattem Boden, und einem mäßig hohen Mast, welcher aber mehr dient, das Tau, an dem sie gezogen werden (in Holland und an der Elbe heißt es **Treil Lien**) von dem am Ufer stehenden Strauchwerk rc. frei zu halten, als zum segeln; doch segeln sie auch bisweilen, wenn sie gerade vor dem Winde haben, denn führen sie ein Rahsegel. Sie führen ein sehr großes und schweres Steuer, welches ihre Länge und der platte Boden nothwendig macht. Sie werden, so viel ich weiß, auf der Weser, Aller, und vielleicht auch auf der Leine gebraucht.

18. **Bullen** sind Fahrzeuge ähnlicher Bauart, nur kleiner, und im Verhältniß der Länge breiter. Sie sind von sehr verschiedener Größe, auch glaube ich, daß sie vorn und hinten schärfer sind als die Böcke. Sie können auch einen Mast aufsetzen wie die Böcke.

19. Auch der Kauffahrtheischiffe, die man **Fregatten, Fregattschiffe** nennt, finde ich, ist keine Erwähnung geschehen. Sie sind gewöhnlich etwas schärfer als die nordischen und holländischen Flüten, haben drei Masten, eins oder zwei Verdecke, eine Gallion oder Schnabel, hinten ziemlich viel Einweichung, ein plattes oder nur sehr wenig gebogenes Heck oder Spiegel, die Kajüte macht ein kleines halbes Verdeck oder vielmehr Kampan hinten, welche aber selten weiter als bis zum Besaanmast geht. Die Back oder die Vorderschanze, oder das Vorcastel fehlt ihnen gewöhnlich, nur sehr große haben es. Sie sind von sehr verschiedener Größe. Die Franzosen begreifen sie mit unter dem Namen Flûte. S. Anm. 33.

20. **Kahn.** Eigentlich bedarf dieses Wort für Landbewohner keiner Erklärung, sie nennen jedes kleine Fahrzeug so. Das oberdeutsche gleich bedeutende Wort ist **Nachen**; ich könte mir leicht den Verdacht der Leser dieses Magazins zuziehen, als hätte ich geschrieben blos um zu schreiben, wenn ich ihnen sagen wolte, was sie sich unter **Kahn** denken. Meine Absicht ist, sie hier mit einem andern **Kahn** bekant zu machen, der auch ein halber Churbraunschweig-Lüneburgischer Landsmann ist, und in den mir bekanten Seelericis gleiches Schicksal mit **Bock** und **Bullen** hat. Der **Kahn** fängt an da zu fahren, wo **Bock** und **Bulle** aufhören, und heißt daher auch eigentlich der **Bremer Kahn.** Ein Fahrzeug zwischen funfzig und sechzig

Fuß

Fuß Länge, von plattem Boden, hinten steil und platt, mit einem ziemlich stark liegenden Vordersteven, vorne scharf und hoch, beinahe wie ein Ever. Er hat nur einen Mast und ein Gaffelsegel, eine dreieckte Fock, Clüf-Fock, oder **Clüver**, auch wohl noch einen fliegenden Clüver (doch nur sehr selten) und ein viereckes Topsegel. Wird übrigens hauptsächlich als Lüchter, und zum Transport zu Wasser zwischen Hamburg und Bremen über die Watten gebraucht.

21. **Kuff**, holländisch Coff. Ein Fahrzeug beinahe wie die Schmacke, nur größer und etwas stärker, ist vorn und hinten rund, hat einen platten Boden, doch etwas mehr Schnitt nach hinten, damit sich das Wasser, weil er länger und breiter ist, besser auf dem Steuer vereinige, und dadurch die Wirkung desselben vermehre. Es ist eins von den Schiffen, die mit weniger Mannschaft langwierige oft, doch sehr weite Reisen thun, und viel laden. Sie sind besegelt wie die Schmacke.

22. **Packet**. H. Packet, E. Packet, und F. Paquet. Ein leicht besegeltes Schif, nach Beschaffenheit der Reise die es zu machen hat von verschiedener Bauart und Größe, so daß bisweilen Schaluppen oder Corvetten von sechzehn bis zwanzig Kanonen dazu gebraucht werden. Sie haben gleichen Zweck mit den Posten und Couriers zu Lande, daher hat man auch ordinaire und extraordinaire. (Noch vor nicht sehr langer Zeit hatten wir die erfreuliche Nachricht, daß wieder ein ordentliches Packet von Falmouth nach Charlestown ginge.) Schiffer oder Capitains von ordentlichen Packets prätendiren an fremden Orten alle Rechte der Seecapitains; sie lassen von ihren Schiffen und Schaluppen Wimpel wehen; sind keiner Visitation unterworfen ꝛc. In England sind sieben ordinaire Packet-Posten. Von Dower nach Ostende und Calais, von Harwich nach Helvoetsluys, von Falmouth nach Madeira und Westindien, von Falmouth nach Lissabon, von Holyhead nach Dublin, und noch ein zu Gibraltar stationirtes.

23. **Schnick**. Ein Fahrzeug beinahe wie der Kaagh, nur etwas breiter und kürzer, und mehr geschnitten. Sie sind für ihre Breite ziemlich kurz; führen Sprietsegel gewöhnlich, bisweilen auch Gaffelsegel (denn nennt man sie auch zum Unterschiede **Gaffel-Schnicken**). Es sind die in der Nordsee zum Fisch- und Austerfang gewöhnlichen Fahrzeuge. Uns bringen sie beinahe alle Schelfische und Austern, die wir über Hamburg erhalten.

24. **Tjalck**. H. Tjalck. Ein holländisches Fahrzeug von derselben Art wie Schnick und Kaagh (die ganze Art heißt **Kuffartig** S. Anm. 21) nur länger und im Verhältniß schmäler. Sie werden zum Handel an der Küste der Nordsee gebraucht, und gehen auch, wiewol selten in die Ostsee. Sie haben Sprietsegel.

25. Ich komme nun wieder zu den Fahrzeugen im 31ten Stücke S. 488.

 und

und schicke ihnen die allgemeine Anmerkung voran, daß kleine Fahrzeuge an verschiedenen Orten oft nur dem Namen nach unterschieden sind, und im Grunde immer Fahrzeuge einerlei Art bleiben, obgleich Localumstände eines jeden, eine besondere Bestimmung, eine besondere Art regierender Winde, die Beschaffenheit des Meeres, der Leute die das Fahrzeug führen, und oft ganz unerhebliche Kleinigkeiten, eine beinahe unendliche Menge von Spielarten der Schiffe, mögte ich sagen, hervorgebracht haben. Ein Fahrzeug, das auf der Elbe **Ever** genannt wird, würde nach jedes Landes Art, Gewohnheit, oft Mode, aufgetackelt, an der westlichen Küste von Europa, Barque, Barco schlechtweg, Barco do Mar, oder do Rio, oder de San Pedro ꝛc. werden; aus einer Jelle würden unter eben den Umständen nach ihrer verschiedenen Größe, Cadrai-Boote, Batels, Fregate, und Felucca, sich machen lassen ꝛc.

26. S. 489. **Balander** am Ende. Schwerdter werden allen Schiffen, die keinen Kiel haben, gegen das Umschlagen und zu starke **Abtreiben** nothwendig. Es ist immer ein Zeichen, daß ein Schif gar keinen oder nur sehr wenig Kiel hat, wenn es Schwerdter führt, an welchen die eiförmige Gestalt wesentlich, die Größe aber nach der Größe der Fahrzeuge, zu deren Dienst sie bestimt sind, sehr zufällig oder vielmehr verhältnismäßig ist. Auch werden sie bisweilen Fahrzeugen, die Kiel haben, nothwendig.

27. **Abtreiben.** Ich habe wieder ein Wort geschrieben, das sehr gewöhnlich ist, dessen Erklärung ich aber in der vor mir liegenden Abhandlung nicht finde. Ein Schif, wenn es bei dem Winde segelt, wird von dem Winde, welcher die beinahe ganz nach der Länge des Schifs gerichteten Segel auffangen, zur Seite gedrückt; weil nun die ganze Länge des Schifs einen grossen Widerstand im Wasser findet, so geht das Schif nicht dahin, wohin es der Wind gerade zu drücken würde; wenn kein Widerstand wäre, sondern der Wind und der Widerstand des Wassers wirken wie zwei Kräfte, und treiben das Schif ohngefehr dahin, wo es den wenigsten Widerstand im Wasser findet, das ist **beinahe** gerade voraus, in einer Richtung die nur etwas weniges von der Richtung seines Kiels abweicht. Dieser Unterschied, der bisweilen sehr beträchtlich werden kan, zwischen der Richtung des Kiels, und dem wahren Wege des Schiffes, heißt die **Abdrift**, das **Abtreiben** des Schiffes. H. Afdrift, Vraack, E. Leeway, F. Derive. Kurze Schiffe treiben stärker ab als lange, unter Schiffen von gleicher Länge treibt das breitere mehr ab ꝛc.

28. S. 490. **Brander** am Ende. Im englischen Seereglement steht: „Ein großer Theil der Reputation des „Capitains oder Officiers, welcher den „Brander führt, wird davon abhängen, daß er der letzte Mann am Bord „des Branders sey, und denselben nicht „eher verlasse bis er ganz brennt.“

29.

29. S. 490. **Brigantine.** E. u. H. Bricq. Ein Fahrzeug bei den Engländern am gewöhnlichsten. Es hat zwei Masten. Am Fockmast die gewöhnlichen Segel; am großen Mast aber fehlt das große oder Schönfahrsegel, statt dessen hat es eine sehr große Besaan, an einer Gabel unten mit einen Baum- oder ein Gicksegel. S. 12[te] Anm.) Das Gebäude ist gewöhnlich Fregattenartig. (S. Anm. 19.) Die Bricq ist von der **Schnau** (S. diesen Artikel S. 505.) nur darin unterschieden, daß die Schnau auch ein grosses Segel hat, und noch an einer nahe hinter dem großen Mast aufgerichteten **Spier**, die auf dem Deck in einer **Spur**, und oben im großen **Mars** (Mastkorbe) zwischen den beiden **Langsaalings**, zwischen denen die große Stenge steht, (S. 9[te] Anm.) befestigt ist, eine Besaan führt, deren Gaffel auf dieser Spier ruhet oder fährt. Beide Arten von Schiffen haben auch wohl einen **Dreul** (S. 11[te] Anm.) Schnauen pflegen gewöhnlich größer zu seyn als Bricq's.

30. S. 492. **Buyse.** S. 15[te] Anm. am Ende.

31. S. 493. **Schaluppe.** Die beinahe gleichlautende Aussprache eines in verschiedenen Sprachen, unter verschiedenen Bedeutungen gebräuchlichen Worts, macht hier öfters viel Irrungen. Ich will die mir bekanten hersetzen.

1) E. Sloop heißt

a) ein Kriegsschif unter zwanzig Kanonen, eigentlich Sloop of war, dasselbige, was die Holländer Jacht van Oorlogh, und die Franzosen Corvette nennen. Diese Fahrzeuge sind Fregattenartig gebauet, auch pflegen sie die Holländer bis zu zwanzig Kanonen noch Fregatten zu nennen. Gewöhnlich sind sie auch wie Fregatten bemastet und aufgetakelt, oft aber als Schnau, seltner als Bricq oder Brigantine.

b) Ein Fahrzeug mit den gewöhnlichen viereckten Segeln, unmittelbar dabei noch ein Gicksegel das ihnen als Besaan dient, vorn auf dem Bugspriet eine dreieckte Fock, Stengeu, Stagsegel, Clüver und fliegenden Clüver. Das große Segel fehlt einigen, die denn nur allein das Gicksegel haben. Zum Kriege bewafnet heißen sie Cutters, fahren sie aber zu Kauffarthei, so heißen sie auch in England Sloop, in Deutschland, Holland, Spanien Portugal **englische Schaluppen**, in Frankreich Bateau und Flibot. Bateau ist eigentlich der eigene Name (nomen proprium) dieser Art Fahrzeuge, oft wird es aber uneigentlich in dem Verstande gebraucht, daß es mit unserm deutschen **Fahrzeug** einerlei seyn soll; das eigentliche französische Wort für unser deutsches **Fahrzeug** ist batiment. Auch in Spanien und Portugal hat man Fahrzeuge, die mit ihren besondern Namen batel heißen, obgleich dieses Wort auch eben die allgemeine Bedeutung hat, welche batiment und Fahrzeug haben.

2) Französisch Chaloupe, und
3) Holländisch Sloep; (oe wird wie u gelesen) in beiden Sprachen heißt es ein kleines offenes Fahrzeug, so zum Ankommen an große Schiffe, und kleinen zu Wasserreisen dient. Gewöhnlich werden sie gerudert, man hat sie zu zwölf und mehr Rudern. Sie haben auch Masten, gewöhnlich mit Sprietsegeln, die sich aufrichten und niederlegen lassen, darnach man segelt oder rudert, einen, zwei auch drei. Kriegsschiffe haben wenigstens zwei Schaluppen, und außerdem noch ein großes Boot oder **Barkasse** zum Wasserholen, und andere schwere Sachen an Bord zu bringen. Von den Schaluppen ist die größere für den Capitain, die kleinere für die Officiere. Oft haben dergleichen Schiffe noch mehrere. Kauffartheischiffe haben gewöhnlich nur eine Schaluppe, Deutsche, Engländer, Holländer, Dänen, Schweden, Russen, von etwa vier bis sechs Rudern; mittägliche Nationen von mehreren, und außerdem noch ein großes Schifsboot, zu gleichem Gebrauch als die Barkasse. Sie können mehrere haben, und haben oft mehr.

Sie werden **stehend** im Schif geborgen zwischen den beiden vorderen Masten, weil sie **hängend** zu viel schaukeln würden. Wie sie stehen sollen, das hängt vom Eigensinn dessen ab, der das Schif führt; gewöhnlich setzt man die größten und schwersten unten, die kleinern hinein, oder auch, man setzt kleine unten, und legt eine größere darüber her, so, daß sie den Boden nach oben kehrt ꝛc.

Der englische Name dieser zuletzt erwähnten Fahrzeuge, ist boat; gefällige Engländer sagen auch wohl Ausländern zu Liebe Shallup, doch ist das letztere nicht sehr gewöhnlich.

Die in der Abhandlung angezeigten Maaßen der Masten passen ohngefähr zu Mast und Bugspriet einer englischen Schaluppe oder eines Cutters.

Zu Landungen bauet man auch besondere Schaluppen, die stark genug sind, vorn eine Kanone zu führen; auch giebt man Schiffen, die Truppen zu einer Landung transportiren, oder auch nur convoyiren, mehr Schaluppen als gewöhnlich, welche denn oft nach den Umständen des Landungsplazzes, besonders flach ꝛc. gebauet sind.

Schiffe, die zum Wallfischfang nach Grönland und der Straße Davis fahren, nehmen sehr viele Schaluppen mit, die sie denn, weil sie sie auf Deck nicht alle bergen können, zu den Seiten des Schifs auf Stützen setzen. Den armen Heringsbuysen aber giebt man gewöhnlich gar keine.

32. S. 494. **Camehl.** Länge, Breite und die übrigen Maaßen der Camehle werden nach der Bauart des Schiffes bestimt welches sie tragen sollen; weil nun eigentlich jedes Charter von Schiffen ein Paar eigene Camehle haben müßte, und überdem noch nöthig wäre, daß alle Schiffe von einem Caliber, unter Wasser wenigstens genau nach einerlei Modell gebauet würden, auch die Hebung der Schiffe durch

Ca=

Camehle noch andern Schwierigkeiten wegen Befestigung der Schiffe an denselben ꝛc. unterworfen ist, so werden sie heut zu Tage wenig mehr gebraucht, so sinnreich auch übrigens die Erfindung derselben ist.

33. S. 493. **Flüte Pinke** (H. Fluyt), sind hinten über Wasser vom **Heckbalken** an platt, unterhalb demselben fangen sie aber gleich an rund zu werden, so daß sie keinen eigentlichen Spiegel haben. (Wenn man sich das Gebäude der Cajüte hinten besonders denkt, so würde der **Heckbalken** ohngefähr das seyn, was wir zu Lande Schwelle nennen.) Die Fregatten hingegen sind daselbst noch eingezogen, und bis zum Wasser platt. Die nerdischen und holländischen Flüten haben eigentlich keinen Schnabel oder Gallion. Die Franzosen nennen alle Fregattenartige Kauffartheischiffe Flüten. (S. 19te Anm.)

34. S. 496. **Gabare** thut eben die Dienste die unsere Kaaghe leisten, und ist in der Bauart und Auftakelung so verschieden vom Kaagh, wie ein Franzose von einem alten Holländer in seiner Kleidung. Ein Fahrzeug, das man braucht andere zu erleichtern, heißt **Lüchter** vom plattdeutschen **Lüchten.**

35. S. 499. **Galiote** und S. 501. **Hucker**, sind eigentlich einerlei Art Fahrzeug. Man hat sie zu einem, zwei und drei Masten. Die von einem Mast, haben gewöhnlich hinten noch eine Spier aufgerichtet, an welcher sie eine Besaan führen. Zweimastige sind gewöhnlich als Schnau zugetakelt, und pflegen von den Holländern auch wohl ront gat Snaauw genannt zu werden. Als Bricq zugetakelt habe ich nie eine gesehen, auch ist das Gebäude dazu wohl zu schwer. Die dreimastigen, besonders die mit zwei Verdecken, sind sehr gute Seeschiffe. Sie haben flache Bauchstücke, und sind beinahe von allen Seiten rund, daher bricht auch die See so sehr gut gegen diese Gebäude. Sie haben keinen Spiegel, aber ein sehr schweres Steuer, welches bis oben über die Kampan geht, und über derselben ins Schif kömt. Das **Horn** des Huckers ist vielleicht die Gabel des einmastigen Galiots.

36. S. 500. **Bombardiergaliote.** Man hat zwei- und dreimastige. Die ersten sind ohngefehr von der Bauart der in der vorigen Anmerkung erwähnten Hucker. Der Fockmast fehlt ihnen, weil in dieser Gegend die Mörser stehen, um frei herauswerfen zu können. Die dreimastigen haben Mörser zwischen dem Fock und großen, und wieder zwischen dem grossen und dem Besaanmast; nur die leztern werfen unter Segel, die erstern gewöhnlich nicht anders als zu Anker, und unter Segel nur beschwerlich.

37. S. 501. **Polakre.** Polakre, Saike und Tartane sind einerlei Fahrzeug. Polakre und Saike sind völlig einerlei, das erste ist der italienische, und das zweite soll der türkische Name seyn. Tartane heißt eine kleine Polakre. Sie haben eine sonderbare Takelage,

kelage, deren Beschreibung hier zu weitläuftig werden würde.

38. S. 505. **Schebecken.** Die Schebecken (eigentlich Xebeque) hat drei Masten, und bei gutem Wetter an jedem Mast nur ein sehr großes lateinisches oder Ruthen-Segel, die ihnen aber bei schwerem Wetter zu schwer und beinahe unmöglich zu regieren sind. Diese werden daher bei jedem schlechten Wetter abgenommen, und statt ihrer Raasegel, an jedem Mast zwei, aufgebracht. Dieses öftere Umtakeln macht ihren Gebrauch in Gegenden, wo das Wetter veränderlich ist, äusserst beschwerlich, sie sind daher in solchen eine wahre Marter für die Equipage. Uebrigens sind es zum Theil sehr gute leichte Schiffe, die besonders mit ihren lateinischen Segeln sehr gut durchschneiden.

39. S. 505. **Schoner.** E. Shooner oder Shoner, H. Schoner oder Schoener, F. Goulette oder Goelette, Spanisch und Portugiesisch Hiatta. Sie sind ziemlich lang und schmal, haben an ihren beiden Masten schmale hohe Gaffelsegel, die man daher auch wohl Schoner-Segel nennt. Am Vordermast auch wohl eine viereckte Fock, über diesen ein Paar viereckte Topsegel. Vorn über dem Bugspriet die gewöhnlichen dreieckten Segel. Sie werden häufig zum Fischfang in See, und in Portugal und Spanien zu Advisschiffen oder Packets gebraucht. In unsere Gegenden kommen sie nur sehr selten.

40. S. 505. **Schnau.** S. 29te Anm.

41. S. 505. **Schmacke.** Das Mittelding zwischen Kuff und Tialck, hat ein Gabelsegel und übrigens Takelage wie der Kuff, d. h. über dem großen Segel ein Topsegel, vor demselben dreieckte Fock, Stagsegel und Clüver. Hinten bisweilen auch noch einen kleinen Besaanmast zu einer kleinen Besaan. Sie werden auch häufig als Lüchter gebraucht.

42. S. 506. **Schüten.** Schuyt ist der holländische gleichgültige Ausdruck von unserm mittelländischen Schif. Der Deutsche nennt alles, vom größten Rangschiffe bis zum kleinsten Kahn, Schif, der Holländer Schuyt. Der beinahe gleichgültige Seemanns-Ausdruck ist Fahrzeug, H. Vaartuyg. Die Texelschen Lootsschüten sind als besonders gute Fahrzeuge berühmt.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

99tes Stück.

Montag, den 11ten December 1780.

## Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

43. Seite 507. Die Bemannung der Schiffe geschieht nicht immer nach Lasten, sondern gewöhnlicher nach den verschiedenen Arten der Schiffe; einige Arten fordern eine stärkere Bemannung, andere kommen mit weniger zu; ein Kuff oder ein Hucker braucht lange nicht so viel Mannschaft als eine Fregatte von gleicher Anzahl Tonnen oder Lasten. Oft richtet sich die Bemannung nach den Umständen; so fahren heut zu Tage die Engländer größtentheils mit Jungen, wenigstens mit noch einmal so viel Jungen als Matrosen. Wieder ist es bei verschiedenen Nationen verschieden; alle südliche Nationen, Italiener, Spanier, Portugiesen und Franzosen, unter den nordlichen die Russen, fahren stark bemannt. Engländer, Holländer, Dähnen, Schweden, Deutsche rc. ungleich schwächer, am schwächsten die Engländer, nächst ihnen die Holländer, wenigstens prätendiren die Engländer, daß keine Nation mit so weniger Mannschaft ein Schif regieren könne als sie.

Im allgemeinen läßt sich darüber nicht völlig bestimt entscheiden, denn es kömt dabei sehr viel auf die Rheeder, die Schiffer selbst, Zeiten, und noch allerlei andere Umstände an, doch ist die auf der 507ten Seite gegebene Tafel ohngefähr ein Mittel, bei dem man nie sehr fehlen wird, obgleich wenig Rheeder ihre Schiffe so gut bemannen.

Der Dienst auf Kauffartheischiffen ist folgender, so lange die Schiffe in See sind. Die ganze Mannschaft ist in zwei Theile getheilt, deren einer mit dem Schiffer, der andere mit dem Steuermann wacht. Der Tag (H. Etmaal)

maal) fängt um Mittag an, und ist in sechs Wachen von vier Stunden abgetheilt, von denen täglich jeder Theil des Schifsvolks die Hälfte wacht. Damit aber dieselben Leute nicht immer in einerlei Stunden wachen, so werden täglich einmal zwei Wachen in eins gezogen, so daß dadurch nur fünf Wachen sind, deren viere vier Stunden, eine aber acht Stunden lang ist. Die Engländer theilen eine Wache so, daß sie sieben Wachen, fünf von vier, und zwei von zwei Stunden haben. Durch diese Einrichtung wechseln die Wachstunden jedes Theils des Schifsvolks mit einander ab, und kommen in zwei Tagen in ihrem Kreise herum, wo es denn wieder in der alten Leier fortgeht. Hier sind die zwei Tage. Schiffer und Steuermann bedeuten die Abtheilungen des Volks, die mit ihnen wachen. Die Wachen sind von Mittag an gerechnet, ihre Namen und ihre Dauer ist auch bemerkt.

| Namen der Wachen. | Dauer der Wachen. | Wachender Theil des Schifsvolks. | |
|---|---|---|---|
| Nachmittags-Wache — | Mittag bis 4 Uhr | Schiffer | Erster, dritter, fünfter rc. alle ungeraden Tage. |
| Plattfuß-Wache — | 4 Uhr bis 8 Uhr Abends | | |
| Erste Wache — — | 8 Uhr bis Mitternacht — | Steuermann | |
| Hunde-Wache — | Mitternacht bis 4 Uhr Morg. - | Schiffer | |
| Tag-Wache — — | 4 Uhr bis 8 Uhr Morgens — | Steuermann | |
| Vormittags-Wache — | 8 Uhr bis Mittag — — | Schiffer | |
| Nachmittags-Wache — | Mittag bis 4 Uhr | Steuermann | Zweiter, vierter, sechster rc. alle geraden Tage. |
| Plattfuß-Wache — | 4 Uhr bis 8 Uhr Abends | | |
| Erste Wache — — | 8 Uhr bis Mitternacht — | Schiffer | |
| Hunde-Wache — | Mitternacht bis 4 Uhr Morg. - | Steuermann | |
| Tag-Wache — — | 4 Uhr Morgens bis 8 Uhr — | Schiffer | |
| Vormittags-Wache — | 8 Uhr Morgens bis Mittag - | Steuermann | |

Auf Kriegsschiffen ist es beinahe eben so. Die beiden Abtheilungen des Volks heißen Quartiere, und ein Lieutenant commandirt allezeit die Wache, oder das wachthabende Quartier, der Capitain ist wachtfrei. Der Lieutenant hat einen Steuermann, einen oder ein Paar Cadets, und bei jedem Mast wenigstens einen Unterofficier zu Hülfe. Weil nun dieser Dienst besonders auf langen Reisen für das Schifsvolk äußerst beschwerlich ist, indem sie alle Tage zwölf Stunden wachen, und allen Unbequemlichkeiten des Wetters und der Jahrszeiten ausgesetzt seyn müssen, denn die ganze Wache ist auf dem Deck, so läßt man das Volk in drei Quartieren wachen, das heißt, man theilt die Wachen so ein, daß nur ein Drittel des Volks zugleich wacht; die Leute haben denn auf jede vier Stunden Arbeit acht Stunden Ruhe. Capitain James Cook, der berühmte Weltumsegler, hat sein Volk so wachen lassen, und rühmt den Nutzen davon ungemein. So sehr der Dienst der Kriegsschiffe eine weitläuftige Erzählung verdient, so muß ich doch abbrechen,

chen, weil es die Grenzen dieser Abhandlung zu weit ausdehnen würde.

44. S. 694. **Abstoßen**, auch **absetzen, wegsetzen**, das letztere ist das eigentliche Commando.

45. S. 694. **Adelbursche.** H. Adelbors, bei den Engländern Mid Shipman, bei den Franzosen Gardes marines. Der holländische Adelbors oder Seecadet hat Tractament vom Seesoldaten, muß mit ihnen mit dem kleinen Gewehr exerciren, und mit den Matrosen beim Geschütz; allein sein Hauptgeschäft ist Seemannskunde. Er ist daher einem Lieutenant untergeben, der ihn in der Regierung des Schiffes unterrichtet, der Obersteuermann unterrichtet sie gewöhnlich in mathematischen Kentnissen, so weit sie die Steuermannskunst betreffen, leider oft nur zu Handwerksmäßig. Um die Handarbeit der Matrosen beim Regieren der Segel, dieselben los und fest zu machen, einzureffen ꝛc. zu lernen, ist ihnen das Kreuzsegel gewöhnlich angewiesen. Sie werden vom Adelburschen gleich zum Lieutenant befördert, und nicht, wie bei den Engländern, erst Steuerleute. Auch werden ihnen öfters kleine Commandos anvertrauet. Z. B. Wasserholen ꝛc.

46. S. 695. Die **Schaufeln** der Anker heißen auch Hände. In freier See ankert man selten, auf einer offenen Rheede öfter. Gewöhnlich liegt man alsdenn, wenn man in einem Hafen oder einem Strom liegt, vor zwei Ankern. Wenn ein Schif vor einem Anker allein liegt, so macht es bei jeder Veränderung von Ebbe und Fluth einen halben Kreis, dessen Halmesser die Länge des Taues ist, vor dem man liegt (**das Bott**). Der Flutstrom nemlich treibt das Schif nach seiner Richtung so weit vom Anker weg, als ihm die Länge des Taues (**das Bott**) zuläßt; der Ebbestrom, der nach einigen Stunden in der entgegen gesetzten Richtung läuft, nimt es denn wieder in seiner, der Richtung des Fluthstroms entgegengesetzten Richtung mit sich fort. Um nun das Schleppen des Taues auf dem Grunde, und andere Unbequemlichkeiten zu vermeiden, und sicherer zu liegen, wirft man noch einen Anker aus, so daß in dieser Figur a — +o — b, a ein Anker, +o das Schif, und b den zweiten Anker bedeutet. Denkt man sich nun unter den beiden Strichen die beiden Taue, durch welche das Vordertheil des Schiffes an den Ankern fest ist, so wird, wenn der Strom von a nach b fließt, das Hintertheil des Schiffes dem Strom nachgeben wie eine Windfahne (**Flügel**) dem Winde, und sich so legen, daß das Hintertheil nach b zugekehrt wird. Im entgegengesetzten Falle, wenn der Strom von b nach a liefe, würde sich das Schif so legen, wie diese Figur es angiebt: a — o+ — b, das Kreuz nemlich für das Vordertheil angenommen, das Schif dreht sich also jetzt blos um sein Vordertheil, da es vor einem Anker eine viel größere Bewegung machte.

Weil viele Landbewohner in der Meinung stehen, der Anker hielte al-

lein durch seine Schwere, und in ihrer Meinung dadurch bestärkt werden, daß sie sich aus Reisebeschreibungen oder alten Schriftstellern erinnern, daß man auch schwere Steine rc. als Anker gebraucht, so will ich es einmal wagen, hier, so kurz und deutlich mir es ohne Zeichnung möglich ist, begreiflich zu machen, wie ein Anker hält, und wie er vermöge seiner Gestalt, allezeit so fallen muß, daß er nothwendig mit einer Schaufel oder Hand eingreife.

Die Axstriche der beiden Arme des Ankers liegen in einer Fläche; unten am Schaft des Ankers ist ein starkes Holz, bei großen Ankern ein mäßiger Balken, **der Ankerstock**, so befestigt, daß eine Ebene durch seinen Axstrich und den Schaft des Ankers gelegt, eine andere durch die Axstriche der Arme gelegt, rechtwinklicht durchschneiden würde; oder man setze, der Schaft des Ankers stehe senkrecht aufgerichtet, und denke sich ein Auge lothrecht darüber, so wird ihm der Stock mit den Armen des Ankers ein Kreuz zu machen scheinen (dessen beide Stücke nun freilich um die Länge des Schafts von einander entfernt sind), oder mit einem Worte, der Ankerstock sitzt quer gegen die Richtung der Arme.

Man denke sich nun einen Anker der fält, so ist nothwendig, daß er, um das Schif zu halten, mit einer seiner Hände in den Boden, wo möglich so tief eingreife, daß Schaft und Stock flach auf dem Boden liegt. (Sehr oft greift die Hand nicht so tief ein.) Fält der Anker von selbst in dieser Lage, so bedarf es keiner weitern Erklärung. Fält er aber so, daß beide Arme flach auf dem Boden liegen, so muß nach seiner Zusammensetzung, der Stock allezeit aufgerichtet stehen. Da nun das Tau ohngefähr in der Mitte des Stocks, wo der Schaft durch den Stock gehet, in einem starken eisernen Ringe fest ist, so wird, so bald an dem Tau mit einiger Gewalt gezogen wird, der Stock umgeworfen, wovon denn die nothwendige Folge ist, daß eine Hand eingreifen muß, wenn anderst der Boden so beschaffen ist, daß die Hand eingreifen kan.

Wie nun der Anker das Schif halte, wird man leicht begreifen, wenn man sich ihn im Grunde liegend denkt. Der Anker nemlich, wenn er anders halten soll, liegt nicht unmittelbar unter dem Schiffe, sondern auf eine gewisse Weite davon entfernt. Je weiter er vom Schiffe entfernt liegt, und je mehr die Richtung des Taues einer Horizontallinie sich nähert, je fester liegt das Schif, oder je besser hält der Anker. Daß dieser allgemeine Satz Einschränkungen von der Beschaffenheit des Grundes rc. leide, versteht sich wohl ohne Erinnerung.

Wie man einen und mehrere Anker vom Schiffe fallen läßt, um in vorkommenden Fällen fester zu liegen, wie man sich hilft, wenn ein Anker mitgeht, d. h. nachgiebt; wie man in freier See vor einem Treibanker zu Anker geht, wenn man keinen Ankergrund hat; die verschiedenen Arten die

Anker mit stehendem oder Gangspill, mit Braat oder einem liegenden Spill zu lichten, ihn aufzusetzen 2c. das alles sind Sachen von denen man sich zu Lande verkehrte Begriffe gewöhnlich zu machen pflegt, von denen sich oft Leute, die würkliche Seereisen gemacht haben, keine rechte Begriffe erwerben können, weil ihnen die Sachen in der Ausübung oft zu weit von einander liegen 2c. Das alles wäre Stoff zu eben so viel Artikeln, die ich aber der Kürze willen vermeiden muß.

Nun noch einige E. und H. Benennungen von oben erwähnten Sachen. Der Anker, vor welchem man gewöhnlich liegt, heißt der **Tägliche Anker** (H. Daagelycks Ancker, E. the best bower). Der zweite, den man fallen läßt, um sich nach der oben beschriebenen Art fest zu legen, der **Theu Anker** (H. Thuy Ancker, E. the Small bower.) und davon das liegen vor zwei Ankern, **vertheut liegen**. (H. vertuyt leggen, E. to be moored). Die Bewegung die das Schif macht sich nach dem jedesmaligen Ebb- und Fluthstrom zu drehen, neunt man **swaien** (H. Zwaaien, E. to Swing, F. *Tournoyér.*)

47. S. 697. **Ankergrund.** Auch dieser Artikel würde reichen Stof bieten, besonders wenn man die verschiedenen Arten, die Taue vor bösem Grunde zu schützen, begreiflich machen wolte, allein der Raum verbietet die Ausführung.

48. S. 697. **Ankerstock.** S. Anm. 48.

49. S. 698. **Ankerboye.** Man setze hinzu: vermittelst eines um das **Kreuz des Ankers** befestigten Taues, welches so lang seyn muß, daß die **Boye** bei hohem Wasser, oder voller Fluth noch oben schwimme, treibe, oder **wache.** Das Tau heißt der **Boyreep.** **Kreuz des Ankers**, der Theil, wo Arm und Schaft an einander sitzen.

50. S. 698. **Aufziehtaue.** Dieser Name ist mir unbekant. **Gietaue, Geitaue** (H. Gytoouw, E. clue lines, F. Cargues poinrs) ziehen die Segel von hinten auf und bringen die **Schoothörner** unter die Rahe. **Schoothorn** heißt die untere Ecke eines Segels wo die Schoote fest ist, und wo das stehende Lyck (S. Anm. 112) zum Bodenlyck wird. (H. Schoot hoorn, E. Clue, F. Point.) Die Taue, welche das **Unter-** oder **Bodenlyck** an die Rahe bringen, heissen **Bauchgürtel** (H. Buyck gordings, E. Bunt lines, F. Cargues fonds). Die Taue, welche die **stehenden Lyke** an die Rahe bringen, heißen **Nockgürtel** (H. Nock-gordings, E. Leech lines, F. Cargues boulines.)

51. S. 700. **Band** heißen auch **Vrangen vom Spiegel.** (H. Vrangen van den Spiegel, E. Transoms, F. Baares d'arcasse.)

52. S. 701. **Barge.** Ist bei den englischen Kriegsschiffen das, was die Barkas bei den Holländern ist. S. Anm. 31. (3).

53. S. 701. **Barke.** S. Anm. 25.

54. S. 701. **Barkhölzer** (H. Barghouten, E. Wales, F. Préceintes) dienen den Innhölzern des Schiffes von aussen stärkere Befestigung oder Verbindung nach der Länge zu geben, als sie von den äußern Planken allein erhalten können, ohngefähr wie ein unmittelbar unter den Sparren liegender Träger.

55. S. 701. **Barre** in der ersten Bedeutung, **Ruderstock**, gewöhnlicher **Helmstock**, bei kleinen Fahrzeugen **Ruderpinn** (H. Helmstock, Roerpinn, E. the Tiller, F. Barre de gouvernail). In der dritten Bedeutung, eigentlich **Baare**.

56. S. 713. **Bogsieren**. Das letzte nennt man gewöhnlicher, schleppen, auf Schlep-Tau nehmen. Die Franzosen und Engländer haben für beides nur ein Wort. (H. Boegzeeren, op Sleep toouw neemen, E. to tow away, F. Touer.)

57. **Breite**. Setze hinzu, in Graden und Minuten des Mitaagskreises gerechnet.

58. **Brunn**, gewöhnlicher Pumpsoo, (H. Pomp-zoo, E. The well.)

59. S. 714. **Bug**. Gipfel des Schiffes, diesen würde man, alles Mißverständniß bei Kundigen und Unkundigen zu vermeiden, allenfalls bei seinem rechten Namen, **Vorsteven**, Vordersteven nennen Toinnen.

60. S. 714. **Caic** oder **Caichio**, sind verschriebene Namen Saiken. Es fehlt das Häckgen oder Schwänzgen (ç) unter dem c. S. Anm. 37.

61. S. 715. **Canhooks**. Ein englisches Wort, zu deutsch Loshacken.

62. S. 716. **Cardele**. Die Systeme von Tauen, mit welcher die Unterrahen aufgeheißt, und gestrichen werden. Sie bestehen

1) aus einem starken Tau, welches um den Top des Masts liegt, in welches zwei **Blöcke eingespließt** sind. (**Block** heißt eine in Holz gefaßte sich drehende, Rolle oder Scheibe. Wenn mehrere Scheiben in einem Block laufen, so zeigt man es durch Hinzusezzung, des Worts, zweischeibig, dreischeibig rc. an. **Splissen, splitzen**, heißt zwei Enden eines oder verschiedener Taue, durch Aufdrehung und Ineinanderflechten seiner einzelnen Stränge (**Parten**) ohne Knoten befestigen. **Strop** ein jedes Tau ohne Ende, dessen beide Enden durch eine Splitzung so in einander gesteckt sind, daß es in sich wieder zurück geht, und einen Ring macht. Man vergleiche S. 754. Art. **Strop. Block** E. u. H. Block. F. Poulie. **Splissen**. H. Splissen, E. to Splice. F. Episser. **Strop**. H. u. E. Strop. F. Etrope.)

2) Aus einem dritten Block, welcher mit einem Strop um die Rahe sitzt.

3) Einem starken Tau, welches von unten hinauf über einen der hangenden Blöcke (1), von da über den auf der Rahe sitzenden Block (2), und endlich von diesem über den zweiten hangengenden Block (1) wieder auf der andern Seite herunter geht.

4) In die beiden herunterhangenden Ende dieses Thaues (3) sind noch

einmal

einmal Flaschen, oder mehr scheibigte Blöcke eingebunden, eingehakt, oder eingesplißt; unten auf dem Deck sind eben solche Blöcke in starke Ringbolzen eingehakt, und über die Rollen beider Flaschen läuft ein Tau, so daß dadurch zwei Flaschenzüge gebildet werden. (Ein solcher Flaschenzug heißt, wenn das Tau nur über zwei einfache Rollen geht, H. Takel, E. Tackle, sind der Rollen oder Scheiben in jedem Block mehrere, H. Gyn, E. Craft, F. Palan.) Das ganze System von Tauen nun heißt Cardeel, H. Cardeel, E. Jear, F. Drisse. Weil sie blos den Unterrahen dienen, so hat man blos **Grosses Focke- und Besaan-Cardeel.**

Die Obere-Rahen bedürfen, weil sie nicht so schwer sind, nicht zwei Flaschenzüge, sondern sie hängen nur an einem Taue, welches der **Draireep**, H. Draaireep heißt, an dessen anderem Ende eine Flasche fest ist, die mit einer andern auf dem Deck befestigten Flasche (bei Kauffahrern gewöhnlich auf der Seite in der Rust,) durch ein über ihre beiderseitigen Rollen laufendes Tau verbunden ist, und dadurch einen Flaschenzug bildet, vermöge dessen man die Oberrahe, zu welcher es gehört, heissen und streichen kan. Das ganze System heißt **Fall**, dessen besondere Theile der **Draireep**, und der Flaschenzug, oder das **Fall** in engerm Verstande sind.

Bram und Marssefallen, sind weiter in nichts als in ihrer verschiedenen Schwere unterschieden, (auch macht man der Marsse Draireeps wohl doppelt, so daß die Rahe in einem Tau ohne Ende hängt,) und daß man sie gewöhnlich auf den verschiedenen Seiten des Masts fahren läßt. Der **Draireep** heißt bei den Bramfallen schlechtweg, der **Reep**, oder **Bramreep.**

Die **Fallen** heißen E. Haliards, F. Drisses; sie werden denn nach der Rahe die sie regieren, besonders benannt. **Großmarsse-Fall, Groß-Bramfall, Kreuzfall,** rc.

63. S. 716. **Carling Knies.** Ein englisches Wort, für welches ich kein deutsches oder holländisches Kunstwort kenne, man mögte es denn **Shaarstocken Knie** nennen. **Shaarstokken.** S. Anm. 89. Die Franzosen nennen sie Entremiser. Es sind starke Knie, welche an den Seiten des Schiffes verbunden sind, übrigens ist das Wort sehr gut erklärt. Es sind gleichsam abgeschlüsselte Balken zu den Seiten der **Lucken.**

64. S. 716. **Compagnons.** Deutsch Schifsvolk, Gemeine, E. Crew.

65. S. 716. **Constabel.** Man hat auf den holländischen Kriegsschiffen auch **Constabel vom Tau,** welche besondere Aufsicht über die schweren Taue haben.

66. S. 717. **Dispache.** Dispacho, eigentlich ein spanisches oder portugiesisches Wort, welches so viel als Abfertigung heißt. Es wird bei allen Gelegenheiten gebraucht, wo wir im Deutschen Abfertigung gebrauchen können. Man hat also Dispaches beim Zoll, bei den Rheeders, bei den

den Kaufleuten an welche Schiffe adressirt sind, bei Detaschirung von Fahrzeugen, rc. Dispache kan eine Dose voll Schnupftoback heißen, wenn Jemand damit abgefertigt wird. Bei einer Gelegenheit, wo es so viel hieß, habe ich die Bedeutung des Worts in ihrem ganzen Umfange kennen lernen.

67. S. 718. **Docke.** Ein so eingerichteter Ort, oder Bassin, in welchem man Schiffe mit der Fluth (natürlich oder durch Schleußen) einlassen, und wenn sie darin sind, nicht allein vor allem weiteren Wasser sichern, sondern auch das Wasser was sie herein getragen hat, ganz ablassen kan, damit die Schiffe ohne weitere Mühe auf dem trockenen sitzen, und so am Boden ausgebessert rc. werden können.

68. S. 718. **Dreg, Deutsch Dragge.** Sie haben drei oder vier Klauen mit und ohne Hände, oder Schaufeln, aber keinen Stock, weil vermöge ihrer Gestalt immer zwei Hände oder Klauen fassen **müssen.** E. Kedge, Grapling. F. Grapin.

69. S. 718. **Einreffen.** Raasegel werden oben eingereft, Ruthensegel gleichfalls; Stag und Leesegel gar nicht. Gaffel und Sprietsegel unten. Ein Reff, E. Reef, F. Ris. Einreffen, To take reefs, to reeve, F. Prendre des ris. Nach der Zahl der eingenommen Riffe, pflegt man die Stärke des Windes ohngefähr zu bestimmen, so wie überhaupt, nach den Segeln die man führen kan.

70. S. 718. **Entern.** Das übersteigen, wenn man ein Schif angeklammert hat. Es ist dieses die eigentliche Bedeutung des holländischen Worts, welches eigentlich **Ersteigen** heißt. Der Holländer entert op de Mast, und zu Lande op een Boom, wo wir Deutschen hinauf **klettern.** Man klammert ein Schif mit Haken und **Enterdraggen,** an eisernen Ketten befestigten Draggen an, um es ersteigen zu können. E. To enter, F. Asláuter un vaisseau.

71. S. 718. Eselshaupt. S. Anm. 9.

72. S. 719. **Ever,** (S. Anm. 25.) sie führen Rahsegel und eine dreieckte Fock, auch Spriet und Gaffelsegel, bisweilen dabei noch eine Besaan, auch wohl ein viereckte Topsegel. Sie haben wegen ihres platten Bodens allemal Schwerdter. S. Anm. 26.

73. S. 719. **Fallen.** S. Anm. 62.

(Die Fortsetzung folgt künftig.)

Hannoverisches Magazin.

100tes Stück.

Freytag, den 15ten December 1780.

## Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

(Fortsetzung.)

74. Seite 720. Flagge. Eine Fahne, auf welcher ein Wapen oder ein anderes Zeichen steht, um die Nation eines Schiffes, oder auch seine Bestimmung ꝛc. zu erkennen. Man verkauft gewöhnlich in allen Bilderbuden Karten mit den Flaggen aller Nationen. Kauffahrer pflegen ihre Flaggen nur bei besondern Gelegenheiten wehen zu lassen; Kriegsschiffe, wenn sie auf einer fremden Rhede oder Hafen, liegen beständig, von Sonnen-Aufgang bis zu ihrem Untergange. Alle Schiffe müssen ihre Flagge zeigen, wenn sie ein Casteel, oder einen Auslieger, oder ein Wachtschif passiren, thun sie es nicht, so werden sie mit einem Avisschuß dazu aufgefordert, und wenn sie dem nicht gehorchen, wird scharf auf sie geschossen, welche Schüsse denn bezahlt werden müssen. Schiffe die ihre Nation verhelen wollen, pflegen auch wohl fremde Flaggen aufzuheißen; im Fall sich denn Schiffe oder Casteele, nicht damit aufhalten wollen, oder können ihre Pässe zu untersuchen, werden sie, wenn es nicht anders seyn kan, selbst dadurch, daß scharf auf sie geschossen wird, aufgefordert, nur einen Schuß unter der Flagge, welche sie wehen lassen zu thun, wenn es auch nur mit einer Pistole wäre, durch diesen Schuß beschwören sie ihre Flagge, denn kein Schif darf unter einer fremden Flagge schießen ꝛc.

75. S. 724. Geschwader. Ich glaube eine eigentlich bestimte Erklärung der französischen Wörter, welche in Gesellschaft segelnde Schiffe bezeichnen, würde hier nicht ganz am unrechten Orte stehen, da die französische Sprache doch noch immer Modesprache der feinen Welt in Deutschland ist,

und überdem die in Deutschland gewöhnlichen Kunstwörter beinahe aller Kriegswissenschaften ursprünglich französisch sind, so wird sie wenigstens nicht ganz überflüßig seyn.

Die englischen Wörter sind, (so viel ich weiß,) nur Fleet, Squadron, und Convoy. Die holländischen Vloot, und Convoje, deren Bedeutung aus der Vergleichung mit nachstehenden leicht erhellen wird.

Escadre. Das französische Wort für **Geschwader** welches hier sehr gut erklärt wird. Mehrere Geschwader machen eine Kriegsflotte, Armée navale, die wieder ihre verschiedene Divisionen hat, die gewöhnlich durch verschiedene Flaggen unterschieden sind, auch gewöhnlich von Flagofficieren commandirt werden.

Flotte, (das französische Wort) bezeichnet eigentlich mehrere in Gesellschaft segelnde Kauffartheischiffe; sie wählen bisweilen unter sich einen oder mehrere Admirale, deren Würde aber nur ein Vertrag (conventionell) ist, und verschwindet wenn die Flotte sich trennt.

Convoy, eigentlich ein oder mehrere Kriegsschiffe und Fregatten, die eine Kauffartheiflotte, oder einzelne Kauffarthei- oder Transportschiffe zu ihrer Sicherheit begleiten. Im passiven Verstande versteht man aber auch wohl die begleiteten, oder bedeckten Schiffe darunter.

Batiment, wird gewöhnlich von Kauffartheischiffen gebraucht. S. Anm. 31.

Von zum Kriege bestimmten Fahrzeugen braucht man eigentlich Vaisseau, auch wohl Navire.

76. S. 724. **Gewinde**, heißt auch **Wuling**. H. Wœling. E. Woolding. F. Surlier.

77. S. 727. **Große Wand**. Man vergleiche die Artikel **Hauptrau** und **Rust**.

78. S. 731. **Gürtel**. S. Anm. 50.

79. S. 731. **Halssen**, dienen, die unteren Ecken oder Schoothörner der Untersegel nach vorn und dicht auf den Bord zu bringen; im Seemanns Ausdruck **zuzusetzen**; weil sie nicht wie Mars und Bramsegel unten auf Rahen fest sind, deren eines Ende (**Nock**) immer von selbst vorwärts geht, wenn die andere **angebraßt**, oder zurück geholt wird. Die **Schooten** würken bei den Untersegeln den **Halsen** entgegen. Bei Spriet, Stag, und Gaffelsegeln, heißt **Hals** das Tau, welches die untere Ecke derselben, von der Seite die am Mast oder Leiter ist, fest hält. H. Hals. E. Tack. F. Couet.

80. **Hangmatten**. Ein Stück Segeltuch 6 bis 7 Fuß lang, 4 bis 5 Fuß breit, an den kurzen Seiten mit weiten Schnürlöchern, durch die auf jeder Seite ein Tau gezogen wird, in welches ein Haken eingebunden ist, um sie damit an zween Seiten in kleine in den Verdecksbalken befindliche Löcher einzuhängen. Weil sich dieser Beutel sehr eng um Kopf und Leib zusammen schnürt, so erlaubt man den Matrosen oben und unten einen kurzen Stock, oder auch einen halben Mond von Holz zu befestigen, der sie mehr aus einander hält. H. Hangmatt. E. Hammoc. F. Branle. Eine andere Art, wie sie ge-

gewöhnlich von Officiers gebraucht wird, und ungleich bequemer ist, heißt H. u. E. Cott oder Kott. F. Estrapontin; es ist ein leinener Kasten, in welchem unten ein viereckter Rahm mit Gurten oder eingeschnürtem Segeltuch liegt. Gewöhnlich hängt man sie an zwei Haken auf. Diese Art ist selbst zu Lande, besonders wenn sie an polirten stählernen, oder eisernen Ketten hängt, ungleich bequemer als stehende Betten, weil sie vor allem Ungeziefer sicher sind. Klein an ein Paar besonders dazu gemachte Füße, oder nur ein Paar an einem schicklichen Orte befestigte Tauen aufgehängt, geben sie fürtrefliche Wiegen oder Kinderbette ab.

81. S. 731. **Haspel**, ich vermuthe das Spill, oder sogenannte **Bratspill**. H. Spill, oder Braatspill, E. Windlass, F. Vindas.

82. S. 733. **Holm**, auch **Helm** oder **Hellung**.

83. S. 733. **Jagd**, auch eine Art Schiffe im Artikel **Galiote** S. 400. beschrieben.

84. S. 734. **Jelle** und **Jölle** einerlei Fahrzeug, vorn und hinten scharf und mit Kiel, zum Rudern und Segeln gebräuchlich, doch mehr zu letzterm. Ihre Segel sind Spriet, auch wohl Rahsegel, Fock und Clüffock, die letzte seltener.

85. S. 734. **Kahn**. S. Anm. 20.

86. S. 738. **Kay**. Der eigentliche deutsche Name ist **Vorsetzen**, auch **Specken**, das letztere besonders heißt ein in einen Strom oder in die See vorgebaueter abhängiger Damm, zum Anlegen der Fahrzeuge, bei verschiedener Höhe des Wassers. Jenes, eigentlich eine Einfassung eines Ufers, die in fremden Sprachen auch Kay, oder Quay heißt. Wird der Damm der eine Specken macht, so groß, daß er eine Art von Hafen, für große oder kleine Schiffe bildet, so heißt er in der mittelländischen See, **Mole**, oder H. Mœlje.

87. S. 738. **Kielholen**, auch eine schwere Leibesstrafe zur See, die der Todesstrafe am nächsten kömt. Es wird der Missethäter einige mal unter dem Schiffe durchgezogen, freilich so, daß er das Schif nicht berühren kan. Die Beschreibung der Vorrichtungen dazu, die es möglich machen, würde hier zu weitläuftig werden.

88. S. 739. **Kieming**. Allgemein heißt in der Schiffersprache Kim oder Kimming der Horizont. Kimming der Schiffe, der Uebergang der liegenden oder Bodenplanken zu den Seitplanken. Die daselbst eingelassene starke Hölzer, welche die Innhölzer nach der ganzen Länge verbinden, heißen **Kimweeger**.

89. **Klampen**. S. 739. Die Balken erhalten ihre Befestigung nach der Seite durch **Knie** und **Balkweegers** u. nach der Länge durch **Schaarstocken**. Auf den **Balkweegers** ruhen die Balken ohngefähr, wie sie in Landgebäuden auf Wandrahm und Mauerplatte liegen. Die **Schaarstocken** liegen nach der ganzen Länge des Gebäudes wie aufgelegte Träger, sind aber nicht so stark. Sie fassen

die **Lucken** ein, ohngefähr wie ein auf dem Ende des Balken liegender Träger, eine Abschlüsselung unnöthig macht. S. Anm. 63. **Klampe**, heißt eigentlich ein jedes kleines vorstehendes angenageltes Holz. **Belegklampen** sind wie ein T gestaltet, nur daß der stehende Strich kurz ist, nach dessen Richtung sie auch angenagelt werden. **Halsklampen**, die Klampen um welche die Halsen belegt werden, auch das Loch durch welches die Hals ins Schif komt. Stückgen Holz, die ohngefähr so aussehen wie kleine einbögigte Brükken heißen **Sorgklampen**. Was zu lande **Knagge** heißt, wird auch Klampe genannt ꝛc.

90. S. 739. **Kleidung**. Die hier erwähnte ist nur bei schlechtem Ankergrunde gewöhnlich. Gewöhnlicher ist die, da wo ein Tau in den Klüsen und am Vordertheil des Schiffes sich reiben (schavielen) kan, kleidet man es mit **Platting** (flechten von altem aufgedrehtem Tauwerk) diese Kleidung heißt besonders, **Serwing** und **Sladding**.

91. S. 739. **Klüsen**, gewöhnlich sind ihrer vier. Sie pflegen mit Kupfer beschlagen zu seyn, doch so, daß der Beschlag keine scharfe dem Tau schädliche Kanten hat.

92. S. 740. **Knie**. Krumhölzer die den Boden und die Seiten des Schiffes machen, heißen das unterste **Bauchstück** (E. Floor timber. F. Varangue.) das darauf folgende der **Sitzer**, (H. Zitter. E. First futtock. F. Genoux de fond.) die folgenden **Auflangen** oder **Stützen**. (Oplangen, Stutten, E. Futtocks, F. Allonges.) Bei plattbäuchigen Schiffen heißt der Sitzer auch wohl **Knie**.

**Knie**, eigentlich ein ohngefähr im rechten Winkel (10 bis 20 Grad mehr oder weniger) gewachsenes Holz. In Ermangelung hölzerner Knie, macht man auch wohl eiserne. Hauptsächlich werden sie gebraucht, die Balken mit den Seiten des Schiffes zu verbinden, überhaupt zwei Stücke Holz nach der Richtung ihrer Haken oder Arme zu verbinden. Nach ihrer verschiedenen Lage nennt man sie, **stehende**. E. Standards, F. Genoux, oder eigentlich Courbe à piéd, **hängende**, E. Hanging knies, F. Courbe pendente, **liegende**, E. Lodging knie, oder Hoock, F. Courbe couchée &c.

93. S. 740. **Koy**, uneigentlich für die ganze Kammer, eigentlich nur die Schlafstelle; die ganze Kammer oder Verschlag heißt **Hütte**. Doch brauchen auch wohl Kauffahrer, die keine Holländer sind, dies Wort von einer ganzen Hütte.

94. S. 740. **Laviren**, die Schiffer würden beim laviren frölicher seyn, wenn sie den **Wind** damit gewinnen könten, sie suchen damit so viel möglich **Weg** zu gewinnen.

95. S. 740. **Leesegel**. S. Anm. 12.

96. S. 741. **Lichter**. **Lichten** braucht man vom Anker, wenn man ihn aus dem Grunde hebt. **Lüchten**, ein Schif erleichtern, das Fahrzeug was dieses thut heißt daher **Lüchter**. Wenn der Lichter eine Reise von meh=

mehreren Meilen zu machen hat, ehe er den Ort seiner Bestimmung erreicht, so ist er auch bemastet, besegelt rc. **Baagh**, **Tjalk**, **Shnik**, **Ever**, **Jell**, **Loots Shuyt**, und alle Fahrzeuge die man haben kan, werden als Lüchter gebraucht.

97. S. 741. **Liegegeld**, wird auch den Lootsen bezahlt, wenn sie lange mit einem Schiffe liegen müssen ehe sie es aus einem Hafen oder Strom bringen. Es fängt von dem Tage an, da der Lootse zum erstenmale mit dem Schiffe gesegelt hat. Tage, an welchen das Schif segelt, gehören nicht eigentlich zu den Liegetagen, es sey denn ein anderes verabredet. Schiffe die nicht lange an einem Orte zu bleiben gedenken, behalten wohl die ganze Zeit daß sie liegen ihre Lootsen gegen Liegegeld.

98. S. 741. **Lootse**. Gewöhnlich pflegt eine Gesellschaft, eines Stroms, einer Rheede, oder eines Hafens kundiger Leute zum Ein- und Ausbringen der Schiffe privilegirt zu werden; sie sind gewöhnlich auf eine bestimte Anzahl eingeschränkt, die Gesellschaft heißt denn eine **Lootsengesellschaft**, **Brüderschaft** oder **Institut**. Auch im Herzogthum Bremen ist eine solche Gesellschaft privilegirter Elblootsen, die unter der Königl. Regierung zu Stade steht.

99. S. 742. **Luftbug**, eigentlich Lufbug. H. Loefboeg, die Seite von welcher der Wind kömt nennt man den Luf. H. Loef, E. u. F. Lof, im Gegensatz der Seite nach welcher der Wind hinbläßt, diese heißt E. H. F. und deutsch **Lee**. **Lufwärts**, windwärts, **Leewärts** nach der Seite wo der Wind hinbläßt, oder **unter dem Winde**. Ein Schif nennt man **Lufgierig**, wenn es nicht am Winde bleiben will, sondern immer mit dem Vordertheil in den Wind dreht; Es will keinen Luf halten, wenn es den entgegengesetzten Fehler hat, sondern immer **abfällt**, das heißt, sich mit dem Vordertheile vom Winde entfernt. Beides sind Fehler, die aus dem Gebäude, mehr aber aus dem vernachläßigten Gleichgewicht der Vorder- und Hintersegel entstehen können.

100. S. 742. **Mars und Marswand**. S. Anm. 9.

101. S. 744. **Ober-Bootsmann**. Gewöhnlich ist der Schiffer **Ober-** oder **Hochbootsmann**, hat zwei Bootsleute, einen **Bootsmann** und einen **Bootsmanns-Gesellen** (Bootsmanns maat, Boatswains mate) unter sich, die wieder ihre Gehülfen haben, die mit ihnen zugleich an zwei **Backen** (Schüsseln, Tischgesellschaften) essen und daher auch ihre Gäste (Gasten) heissen. Gewöhnlich sind diese Bootsmanns-Gäste die erfahrensten Matrosen. Kauffartheischiffe haben gewöhnlich nur einen Bootsmann. Diese beiden Unterofficiere gehören eigentlich bei den großen und Besaansmast. Schiemann und sein Geselle (maat) mit ihren Gästen, bei Fockmast und Bugspriet.

102. S. 745. **Persenning**, getheertes Segeltuch.

103. S. 745. **Püttings**, dergleichen sind auch an den **Stengenwänden**. S. Anm. 9.

104. S. 746. **Quartiermeister** hat eigentlich seinen Namen von der besondern Aufsicht über ein Quartier, das heißt, eine besondere Abtheilung des Schifsvolks, die zugleich die Wache hat, gewöhnlich die Hälfte. (S. Anm. 43.) Der Quartiermeister hilft den Boots- und Schiemann, und vertritt in ihrer Abwesenheit ihre Stellen. Bei den Holländern, führen oder steuern sie auch die Schaluppen, wozu die Engländer, außer den quarter masters am Bord, wieder besondere Unterofficiere haben, welche sie Coxswain nennen.

105. S. 746. **Raum**, man setze hinzu: vom Kiel bis an das erste oder unterste Verdeck.

106. S. 746. **Reff**. S. Anm. 69. und S. 718. **Einreffen**.

107. S. 746. **Rein**, im ersten Verstande sagt man auch **klar**, E. clear. Ein Schif ist zum Gefecht **klar**. **Klar, klar machen, klariren**, brauchen die Schiffer von Wegräumung einer jeden Hinderniß. Ein Tau ist **unklar**, wenn es verwickelt ist ꝛc. überhaupt eine Sache, wenn sie nicht ist wie sie seyn soll. Daher sagt man auch **klar machen**, welches so viel als abfertigen, oder ins reine bringen heißt.

108. S. 746. **Rheede**. Man hat auch sehr unsichere Rheeden. **Rheede** überhaupt ein Ankerplatz im Gesicht des Landes, außer einem Hafen oder Revier.

109. S. 747. **Sarter, Charter, Zarter**, so viel als das E. Rate; und der F. Rang, bei holländischen Kriegsschiffen.

110. S. 747. **Saumtaue**. Ihr eigentlicher Name ist **Lyck**. H. Lyck, E. Leech, F. Salingue. Das obere **Lyck**, sitzt unmittelbar unter der Rahe, Gaffel, Ruthe ꝛc. Die **stehenden Lycke** sind die beiden, welche von oben herunter zu den Seiten des Segels sitzen, das **Unterlyck** das, welches den Boden des Segels schließt, heißt auch **Bodenlyck**.

111. S. 748. **Schiffer**. Der eigentliche Name derer, welche Kauffartheischiffe führen, die uneigentlich Capitains genennt werden. Auf holländischen Kriegsschiffen der erste Unterofficier. Auf größern englischen Kriegschiffen ist der Master and Commander das, was bei den Holländern Commandeur ter Zee ist, der nächste Officier nach dem Capitain, der auch oft selbst Schiffe führt. Er rangirt mit den Majors zu Lande.

112. S. 748. **Schifrechnungs-Schnur. Log-Line**. F. u. E. Log. Die besondere Maschine, an der es gebraucht wird, ist ein ohngefehr sechs Zoll großer hölzerner Quadrant, oder gleichseitiges Dreieck, welches durch ein wenig Blei mit dem Seewasser ohngefehr von gleicher Schwere gemacht wird, damit es nicht über Wasser steht, und dadurch allen Wind fang vermeide, und noch ein leicht laufender Haspel, um die Linie beständig **klar** aufund abwinden zu können.

113.

113. S. 749. Schoote. H. Schoot, E. Sheet, F. Ecouette. Die gegebene Erklärung ist bei den Obersegeln völlig richtig, bei den Untersegeln aber regieren sie überdas noch die Bewegung des untern Theils des Segels nach hinten zu, und würken den Halsen entgegen gesetzt. S. Anm. 79.

114. S. 749. Schout by Nagt. Engl. Rear Admiral. F. Contre Admiral.

115. S. 752. Speygaaten. E. Skuppers, Scoppers oder Skupperholes, F. Dalobs. Vor die Speygaaten der unteren Verdecke macht man Beutel von Persenning, um das Eindringen des äußeren Wassers zu verhindern, die aber dem Auslaufen desselben nicht im Wege sind, holländisch heißen sie Mammeering. Ich habe den Ausdruck selbst, und gleich bedeutende in andern Sprachen, in den mir zu Handen gekommenen Lexicis vergeblich gesucht.

116. S. 753. Starbord ist der englische Name, der deutsche ist Steuerbord, die französischen für beide Seiten sind Tribord und Basbord.

117. S. 753. Steven. Erhalten ihre Befestigung durch große schwere Knie, die sie durch starke Boltzen mit dem Kiel verbinden. Das Knie des Hintersteven pflegt eins der theuersten Stücke Krumholz am ganzen Schiffe zu seyn, und man erzählt, (si fabula vera est) die Franzosen hätten aus Mangel an diesen schweren Knien im letzten Kriege keine schwere Schiffe bauen können. Vorsteven, E. Stem, F. Etrave, Achtersteven, E. Stern-post, F. Etambot. Knie des Vorstevens, E. Apron, F. Contre étrave. Knie des Achterstevens, E. Knic of the Stern, F. Contre étambot.

118. S. 754. Strop. Man sehe Anm. 62. Die Haken beim Strop sind sehr zufällig.

119. S. 754. Top, setze hinzu: oder Stenge bis zur Saaling, oder dem Kranze für das Wand.

Der Schluß folgt künftig.

---

## Merkwürdige Erfahrung, die Hornviehseuche betreffend. *)

In einer gewissen Gegend des Herzogthums Cleve, hat ein Theil der Einwohner sein Vieh des Morgens in Zeiten durch einen Hirten aus und auf die Weide treiben lassen, der andere Theil aber sein Vieh des Morgens auf dem Stall gefuttert, wozu das Futter bereits des vorigen Abends geholt

*) Diese Erfahrung ist im abgewichenen Jahre in den meisten Intelligenzblättern, so in den Königl. Preußischen Landen gedruckt worden, unter öffentlicher Autorität und auf Befehl verschiedener Königl. Preußischer Krieges- und Domainencammern kund gemacht, weswegen den an derselben Zuverläßigkeit nicht gezweifelt werden kan. Man hat zum Besten und Nutzen des Publikums, solche Erfahrung auch in diesen Blättern anzuzeigen kein Bedenken gefunden.

geholt gewesen, und erst des Nachmittages dasselbe hüten lassen. Das durch den Hirten des Morgens ausgetriebene Vieh ist von der Seuche überfallen worden und insgesamt krepiret, dahingegen das des Morgens auf dem Stall gefutterte gesund geblieben ist. Hieraus offenbaret sich vollkommen, daß das ausgetriebene Vieh auf einem durch einen gefallenen bösen Thau gleichsam vergifteten Boden, gehütet worden, wodurch es inficirt ist, und die Seuche bekommen hat. Das um dieselbe Zeit ein so schädlicher Thau würklich gefallen sey, hat sich an den Bohnen und Gartenfrüchten geäußert, und ist es also wohl außer Zweifel, daß die Ursache der Seuche daher entstanden sey, und wohl durchgehends entstehe. Auf den hohen Gegenden, wo das Vieh des Nachts auf dem Stall gebracht wird, kan diesem Uebel dadurch vorgebeuget werden, wenn das Vieh später und nicht eher ausgetrieben wird, als bis der Boden durch die Sonnenstralen gleichsam gereiniget worden. Diese Präcaution ist aber in den niedrigen Gegenden bei der Menge des Viehes, wo solches Tag und Nacht auf den Weiden bleibet, auch die Stallungen durchgehends bis spät in den Herbst mit Früchten beleget sind, nicht wohl anzuwenden; weshalb dann auch bemerket worden, daß das Viehsterben immer in der Niedrigung gewöhnlicher und heftiger sey. Ein noch besonders zu bemerkender Vorfall ist dieser, daß Vater und Sohn jeder seine Kuh in einem kleinen Stalle zusammen stehen gehabt, und hat der Sohn die seinige durch den Hirten mit austreiben lassen, der Vater aber seine des Morgens auf dem Stalle gefuttert. Des Sohnes Kuh wird von der Seuche überfallen und krepiret, des Vaters seine wird auch endlich krank, bekömt aber nur einen Ausschlag wie Pocken über den ganzen Leib, und geneset davon; wiewohl ein dabei gestandenes Kalb gleichfalls krepiret ist. Die Richtigkeit dieser angezeigten Vorfälle kan durch viele Menschen dortiger Gegend bekräftiget werden; und wird denen Sachkundigen die Vorschrift der deshalb etwa dienlichen Vorkehrungen überlassen, welche desto sicherer können gegeben werden, da aus obigen die Ursache der Krankheit sehr deutlich erhellet.

---

Druckfehler. Im 93ten St. Seite 1480. Z. 2. statt Vollas lies **Voltas**. S. 1481. Z. 5. statt Cadaral lies **Cadaval**. Z. 23. statt Joac lies **Joao**. Z. 24. statt Alafonns lies **Alafoes**. Z. 34. statt Naccssidades lies **Necessidades**. S. 1482. Z. 29. statt sera lies seca. Und in der vorletzten Zeile statt Alafonns lies Alafoes. S. 1484. Z. 28. statt Furaldo lies *Furtado*. S. 1485. Z. 25. statt brayi lies *braya*. Und eben daselbst statt Esquioes lies *Esguioes*. S. 1486. Z. 19. statt Einnehmer lies **Einwohner**.

# Hannoverisches Magazin.

## 101tes Stück.

Montag, den 18ten December 1780.


## Zusätze zu den Abhandlungen, die Beantwortung der im 92ten Stücke des vorigen Jahrgangs dieser Blätter geschehenen Anfrage, den Unterschied der verschiedenen Arten der Schiffe betreffend, im 30ten, 31ten und 32ten, ferner im 44ten, 45ten, 46ten, 47ten und 48ten Stücke dieser Blätter.

(Schluß.)

120. Seite 755. **Ventjagers, Jagers**, sind, ihrer Bestimmung nach, leicht besegelte Schiffe, welche den Fang der Johannis-Nacht so bald als möglich nach dem Ort ihrer Bestimmung bringen. Die Art der Schiffe ist nicht bestimt, jede Herings-compagnie nimt was ihr am besten deucht.

121. S. 755. **Unterofficier.** Alle Schifs Ober- und Unterofficiere bei den Holländern und Engländern sind folgende:

* * * * *

| Bei den Engländern: | Bei den Holländern: |
| --- | --- |
| Captain — — | Capitein. |
| Master and Commander — | Commandeur. |
| Lieutenant — — | Lieutenant. |
| Master — — | Schipper. |
| Second Master — — | Opperstuurmann. |
| Master's Mate — — | Stuurmann, und Stuurmanns maat. |
| Midshipman — — | Cadet, Adelbors. |
| Schoolmasster — -- | Sieckentrooster. |
| Captains Clerk — — | Schryver, hat einen Maat oder zweiten Schreiber unter sich. |
| Quarter Master — — | Quartiermeester. |
| Quarter Masters-mate — | — — — — |
| Boatswain — — | Bootsmann. |
| Boatswains-mate — — | Bootsmanns-maat. |

| Bei den Engländern: | Bei den Holländern: |
|---|---|
| Yeoman of the Shats — | Schiemann. |
| — — — — | Schiemanns-maat. |
| Cox ſwain — — | Deſſen Dienſte verſieht bei den Holländern der Quartiermeiſter zugleich mit. S. Anm. 104. |
| Maſter Sail-maker — — | Opper-Zylmaker. |
| Sail-makers mate — — | Onder-Zylmaker. |
| Sail-makers crew — — | Zylmakers Gaſten. |
| Gunner — — | Conſtapel. |
| Gunners mate — — | Conſtapels maat. |
| Yeoman of powder-room — | Conſtapel van de Kruitkamer. |
| Quarter Gunner — — | Commandeur van't Geſhut. Iſt bei den Holländern kein beſonderer Unterofficier, ſondern es wird ein geſchickter Matroſe oder anderer dazu commandirt. |
| Armourer — — | — — — — |
| Armourers mate — — | — — — — |
| Gunſmit — — | Wapenſmit. Hat auch wohl einen Maat. |
| Carpenter — — | Opper-Timmermann. |
| Carpenters mate — — | Timmermanns-maat. |
| Carpenters crew — — | Timmermanns-gaſten, ondertimerlude. |
| Purſer — — | Auch dieſen haben die Holländer nicht, Des Capitains Schreiber beſorgt ſeine Geſchäfte. |
| Steward — — | Bottelier. |
| Stewards mate — — | Botteliers-maat. |
| Cook — — | Cok. |
| Surgeon — — | Oppermeeſter. |
| Surgeons-mates — — | Ondermeeſter, heißen auch, wie ſie auf einander folgen, derde, vierde &c. meeſter. |
| Chaplain — — | Domine. Prediger. Dieſen haben Schiffe ſelten, auch ſelbſt nicht wenn ſie von Flaggeofficieren commandirt werden. Bei den Holländern. |

Dieſer

| Bei den Engländern: | Bei den Holländern: |
| --- | --- |
| | Hofmeester. Haushofmeister des Capitains. |
| | Profos. Ist auch ein Unterofficier. |
| Dieser fält bei den Engländern weg, weil sie eigene Marines haben, die aber den Holländern fehlen. | Commandeur van Zoldaten. (Auf großen Schiffen bisweilen Infanterie-Lieutenants.) |
| | Scheeps Corporal. Diese beiden verrichten zugleich die Dienste der englischen Armourers. |

* * * * *

123. S. 756. **Wevelinen**, machen die Sprossen der Leitern in den Wänden. E. Crosslines oder Rattlings, F. Enflechures.

123. S. 756. **Wimpel** ist nicht allemal gespalten. Er ist ein Zeichen der Kriegsschiffe; E. u. F. Flame. Ein ganz kurzer aber sehr breiter Wimpel, wenn er vom Top wehet, heißt H. u. E. Standard, F. Etandart. Einen langen ungespaltenen Wimpel nennen die Holländer auch einen Steert.

124. **Winde.** Die stehende Winde, wie Kriegsschiffe sie gewöhnlich gebrauchen, heißt H. Gang-Spill, E. Capstan oder Capstern, F. Cabestan. Zum Unterschiede vom liegenden oder Bratspill. S. Anm. 81. Die Art mit einem stehenden Spill und Cabellaring Anker zu lichten, ist der mit einem liegenden Spill weit vorzuziehen, aber sie fordert weit mehr Hände.

Das wäre alles, was ich jeßt zu den Abhandlungen in den schon oft erwähnten Stücken dieses Magazins zuzusetzen hätte. Oft hätte ich gern bei diesem und jenem Artikel mehr gesagt, wenn ich nicht gefürchtet hätte, die Leser zu ermüden. Einige Beschreibungen, die ich von Sachen gegeben habe, auf welche mich eben der Zweck nicht ganz nothwendig führte, habe ich als Proben vorgelegt, ob die von den mehresten, als so verworren angesehenen Maschinen der Schiffe einiger Erläuterung, auch für andere, deren Bestimmung es eigentlich nicht ist, sich mit Schiffen abzugeben, fähig sind. Bin ich so glücklich, daß ich verstanden werde, so will ich mir Mühe geben, einen Vorrath von Sachen, die ich zu einem Buche, welches die Zusammensetzung und Regierung der Schiffe, die Schiffarth und den Seekrieg erläutern soll, gesammelt habe, gehörig zu ordnen und in einem Ganzen aufzustellen; weil wir doch, so viel mir bekant ist, unter der großen Menge von deutschen Büchern keines besitzen, welches diese Sachen in gehöriger Vollständigkeit abhandelte.

Ich bitte mir die Erlaubnis aus, hier noch alle deutschen Bücher, die ich von diesem Fache kenne oder angeführt gefunden habe, mit einem ganz

kürzen Urtheile über die, welche ich gesehen habe, hersetzen zu dürfen. Die, welche ich nur blos vom Hörensagen kenne, oder die ich nur angeführt gefunden habe, sind mit einem Stern bezeichnet.

1. *Salom. Hardar.* **Gründlicher Bericht von Schiffarthen, wie sie beschaffen, woher sie kommen, und wie sich diejenigen, die sich ihrer gebrauchen, verhalten sollen.** Leipzig 1607. 8vo. (*)

2. *Joseph Furtenbach*, *Architectura Navalis*, vom Schif-Gebau. Ulm 1629.

Ich bin nicht im Stande, den Titel des Buchs, der sehr lang ist, vollständig anzuführen, weil ich das Buch selbst nicht besitze, auf der Göttingischen Bibliothek habe ich verschiedentlich darin geblättert, aber nie es ganz gelesen. Furtenbach ist übrigens aus seiner Architectura martiali, Architectura civili, Architectura recreationis &c. bekant genug. So viel ich mich aus den Figuren der Architectura navalis erinnere, handelt er größtentheils von Galeeren, die er auf seinen italienischen Reisen hatte kennen lernen. So weit er nicht die Kunstwörter aus dem Italienischen überträgt, ist er wegen der ächt deutschen Kunstwörter merkwürdig. Heut zu Tage aber werden wir wenig als Antiquitäten aus ihm kennen lernen können.

3. Tangermanns Schiffarth-Buch. Hamburg 1656. (*)

4. *Joh. Schefferus de Varietate Navium. Argent.* 4to. (*)

5. *Christoph Scheibler de Varietate Navium. Giess.* 4to. (*)

6. **Der geöfnete Seehafen, worin nicht allein der meisten Nationen und Regenten, imgleichen fürnehmer See- und Handelsstädte in allen Theilen der Welt gewöhnliche Schif-Flaggen und andere See-Zeichen, sondern auch alle äußerliche und innerliche Theile eines vollkommenen Schiffes, nebst vielen Merkwürdigkeiten, so wohl in einer deutlichen Beschreibung, als zierlichen Kupfer-Figuren anmuthig zu erblicken.** Hamburg 1702. 12mo.

7. **Fortsetzung des geöfneten Seehafens, in welchem eine zulängliche Nachricht von der Schiffarth selbsten, und wie ein jeder diese vortreffliche Wissenschaft verstehen, begreifen und davon urtheilen soll, auch denen, so zur See dienen wollen, zur Erlernung leichte Wege gewiesen werden,** von *C. B. A.* Hamburg 1706. 12mo. (Von diesem letztern habe ich eine zweite Auflage von 1715. gesehen, Fortsetzung und ihre zweite Auflage lassen mich mit Grunde auch wenigstens auf eine zweite Auflage des ersten Buchs schliessen.)

Beide gehören zu einer Folge von Büchern, die im Anfang dieses Jahrhunderts in Hamburg bei Benjamin Schillern heraus kamen, und ohn-

ohngefehr den Zweck für Erwachsene haben solten, den der Orbis pictus für Kinder hat. Mir sind von dieser Folge noch der geöfnete Ritterplatz 1702, das neu eröfnete Rust- Zeug- oder Maschinen-Haus; das neu eröfnete Arsenal, beide von 1704, unddie neu eröfnete Baumeister-Akademie von 1706, bekant worden. Den Inhalt dieser Bücher wird man aus ihrem weitläuftigen Titel ohngefehr sehen können; alles darin abgehandelte ist ziemlich gut, (den damaligen Zeiten nach) gesagt; das, was den Seedienst und alles dahin gehörige betrift, schränkt sich größtentheils auf die damalige Hamburger Convoy ein. Bestimmung des Weges des Schiffes, und einige physikalische Untersuchungen über Winde, Ebbe und Fluth u. d. gl. sind alle nach dem Geschmack der damaligen Zeiten. Die Zutakelung eines Schiffes, die vollständig und ausführlich darin beschrieben ist, ist noch ganz nach der alten holländischen Manier, die in neuern Zeiten viel Abänderungen, zum Theil Abkürzungen erlitten hat. Es ist das einzige mir bekante deutsche Buch in dieser Art, und verdient daher immer wenigstens gekant zu werden.

8. **Johann Mansons Seebuch, oder Bericht aller Coursen, Landkennungen, Einfahrten, Bänke etc. der ganzen Ostsee. Lübeck 1735. 4to. (*)**

9. **Der wohl instruirte Schiffer, samt einem Anhange von Seecontracten. Lübeck 1747. 8vo. (*)**

10. **Erläuterungen zum Verstande der Schiffahrt und des Seekrieges, nach alphabetischer Ordnung, durch den Herausgeber der Kriegsbibliothek gesamlet. Breslau 1774. 8vo.**

Die historischen Artikel, und die, bei welchen der Verfasser aus guten Quellen schöpfen konte, sind größtentheils sehr gut, wenige nur mittelmäßig; allein in allem, wo dem Verfasser Quellen mangelten, voller Irrthümer und Auslassungen. Der Verfasser schrieb sein Buch, seinem eigenen Geständnisse gemäß, aus mehrern Büchern zusammen. Es ist das einzige deutsche in seiner Art, das wenige ausgenommen, was in Hübners Zeitungs-Lexicon steht; und der Verfasser verdient daher immer, bei allen Unvollkommenheiten seines Buchs, noch sehr vielen Dank, daß er sich die Mühe gab, für uns Deusche das zu sammeln, was einige unsrer Nachbarn in größerer Vollkommenheit besitzen. Die ganze Vollkommenheit des Buchs hing allein von der Samlung der Bücher ab, die der Verfasser dazu brauchen konte, da nun diese alle Ausländer sind, die noch überdem in unserm nordlichen Deutschland, selbst bei dem mehrern Umgange mit Ausländern, ziemlich selten sind, und im mitt-

lern Deutschland noch seltner seyn sollen, so konte er seinem Buche keine größere Vollkommenheit geben, welche es gewiß erhalten haben würde, wenn sein Vorrath von Quellen zahlreicher und besser gewesen wäre.

**11. Anleitung zur Steuermannskunst, den Weg auf der See zu finden und zu berichtigen, entworfen von Lampert Hinrich Röhl, der Math. Prof. zu Greifswalde. Der Kön. Akad. d. W. zu Stockholm Mitglied. Greifswalde bei Anton Ferdin. Röse 1778. 8*vo*.**

Der Verfasser ist weit über das Urtheil aller derer erhaben, die keine gegründete Ansprüche auf wissenschaftliche Kentnisse machen können oder dürfen, und daher auch über das meinige. Was ich hier sage, geschieht blos um die Anzeige der deutschen Seebücher, so weit ich sie habe kennen lernen, vollständig zu machen, und Lesern, die allenfalls die vortheilhaften Anzeigen dieses Buchs in mehreren gelehrten Zeitungen solten übersehen haben, etwas davon zu sagen. Das Buch ist sehr gut, nur liegt es leider außer der Sphäre des größten Theils unserer gewöhnlichen Schiffer; ein Fehler, der nicht dem Buche, sondern der gewöhnlichen Erziehung, Unterweisung, Ausbildung und Beförderung derselben zur Last fällt. Es wird immer Epoche für uns Deutsche machen, wenn gleich sein, oder eines ähnlichen **allgemeiner** Gebrauch vielleicht noch weit außerhalb den Gränzen des Zeitraums liegt, den wir übersehen können.

In einem der neuern, ich glaube militairischen, Almanache soll laut der Ankündigung, auch alles vorgetragen seyn, was von Kentniß des Seewesens Landbewohner interessiren kan. Mir ist er noch nicht zu Gesicht gekommen.

Das ist alles, was mir von deutschen Büchern bekant ist. Vielleicht ist meine Kentniß noch sehr unvollkommen, ich werde mich deswegen sehr freuen, wenn irgend jemand so gütig wäre, mich mit mehreren, wäre es auch nur dem **vollständigen** Titel nach, bekant zu machen. Wenn mein herzlicher Dank Aufforderung für irgend jemand seyn könte, so bitte ich inständigst, darauf ganz sicher zu rechnen.

**Stade. C. G. D. Müller, Schifs-Capitain.**

---

## Zufällige Gedanken.

Spitzfindige Speculation und gemeiner Menschenverstand sind nicht immer die besten Freunde, und solten sich doch wegen der gegenseitigen Dienste, die sie einander leisten können, eben so wenig trennen als ein Blin-

Blinder und Lahmer, die einander unterweges antreffen.

Höflichkeit ohne Affektation und Hinterlist, und edle Einfalt ohne Grobheit und Unanständigkeit, wäre ohngefähr so die Sittenmischung, die ich allen meinen Freunden und Gesellschaftern wohl wünschen mögte.

Der Ehrenpunkt, in seiner landüblichen Bedeutung genommen, ist vielleicht ein moralisches Unding: aber politisch betrachtet ein Etwas, das man stehen lassen muß eine schändliche Lücke zu verhüten, in die wir wenigstens bis jezt nichts zu stellen wissen, das sie mit gleichem Effekt ausfüllete.

Kein Wunder, daß die falsche Grösse so häufig gesucht wird. Sie wird leichter erreicht, und hat für ihren Besitzer von aussen eben die vortheilhafte und oft noch grössere Würkung als die wahre.

Geldgeiz und Ehrgeiz, die sich sonst nicht zum besten vertragen haben sollen, wohnen jezt gar häufig in brüderlicher Eintracht beisammen. Man sucht zu haben, nicht um zu haben, sondern von Bedeutung zu seyn und zu glänzen.

Die Schwärmerei ist ein angeschwollener und reißender Bergstrom, dessen Inundation die entgegen gesetzten Dämme insgemein nur vermehren. Einige Uferbefestigungen und Zeit sind hinlänglich seine schädlichen Würkungen zu vermindern und ganz zu vertreiben.

Unzufrieden mit dem Gegenwärtigen und voll von Erwartung des besseren Künftigen seyn, und sich in seiner Hofnung betrogen finden, — ist der Lebenslauf beinahe aller Menschen.

Der Ehrenpunkt, auf dessen Rechnung man so viel Böses in der Welt, und nicht ohne Grund schreibt, hat dennoch sein unstreitiges Verdienst um die Menschheit. — Das meiste Gute so noch gethan wird, geschiehet bekantlich nur **ehrenhalber**.

## Gedanken und Anfrage über die eigentliche Benennung der so genannten Schlittschuhe.

Zu den Lustbarkeiten, die sich zur Winterszeit nicht allein der muntere Jüngling, sondern auch erwachsene und ältere Personen machen, gehöret auch diejenige Art, nach welcher man sich, wenn das Wasser dergestalt gefroren ist, daß es überträgt, gewisse lange schmale Eisen unter die Füße bindet, durch deren Hülfe man alsdenn ganz außerordentlich schnell fortlaufen kan. **Hederich** nennt sie in seinem promtuario latinitatis: calopodia mit dem Beisatz ferrata, um sie dadurch von den calopodiis, **Holzschuhen** (Holschen) zu unterscheiden. Welches ist aber der eigentliche deutsche Name derselben?

Man giebt ihnen verschiedene Benennungen. Einige heißen sie **Schrittschuhe**; andere **Schlittschuhe**, noch andere

andere aber **Streitschuhe.** Für eine jede Benennung läßt sich etwas zu ihrer Rechtfertigung sagen. **Schrittschuhe** können sie heißen, weil man entweder vermittelst derselben außerordentlich geschwinde fortschreiten, und in kurzer Zeit einen weiten Weg zurück legen kan, oder weil man beim Absetzen mit denselben gemeiniglich weite Schritte zu thun pflegt. **Schlittschuhe** werden sie zweifelsohne genant, **theils** wegen ihrer runden Aufbeugung, dadurch sie eine den Schlitten etwas ähnliche Gestalt bekommen, **theils** weil sie zu der Zeit gebraucht werden, da man sich auch der Schlitten zu bedienen pflegt, **theils** weil es eben solche Eisen sind, als unter die kleinen Schlitten pflegen geschlagen zu werden. **Streitschuhe** aber können sie heißen, weil zwei oder mehrere Personen, die mit solchen Schuhen versehen sind, nicht selten mit einander streiten, wer es dem andern im Laufen zuvor thun, und am ersten zu einem vorgesetzten Ziele gelangen wird.

Die niederdeutsche Sprache pflegt nicht selten den Dingen, die so allgemein bekant sind, ihren rechten Namen beizulegen. In derselben aber heißen sie **Strittschoh** oder gewöhnlicher **Strietschoh.** Das Wort **stritt**, das mit einem andern Worte **streft** einerlei ist, bedeutet so viel als das hochdeutsche **schreiten**, **geschwinde fortgehen.** Darum, wenn man auf niederdeutsch sagt: **süh, wo he stritt**, so ist das eben so viel gesagt, als im hochdeutschen: **siehe, welche Schritte er thut, wie geschwinde er fortgeht.** Und wenn man sagt: **De streft 'nmahl**, so heißt das, **der thut einmal weite Schritte.** **Striet** aber bedeutet so viel, als **Streit.** **He het eene Strietsake**, und: **er hat eine Streitsache**, ist daher einerlei.

Durch diese Erklärung nun wird die erste und letzte Benennung begünstiget. Welche unter allen dreien aber ist die richtigste? Certant inter se Grammatici. Kan aber auch die letzte Benennung wohl ohne Anstoß gebraucht werden?

Die Holländer sollen die Erfinder derselben seyn. Es wird also hauptsächlich darauf ankommen, was diese ihnen für einen Namen beigelegt haben *).

**J. H. Pratje**, Pastor zu Beverstädt.

*) Im Französischen heißen sie *Patins.* Laut Marin Dictionaire françois & hollandois wird Patin durch *Schaats ryschaats* in der holländischen Sprache ausgedruckt. Es sind hiebei folgende Exempel des Gebrauchs dieser Worte angeführt: *Il a eu une paire de patins neufs pour ses etrennes.* Hy heeft een paar nieuwe *Schaatsen* voor zyn Nieuw-jaar gekreegen. *La mode d'aller, de courir a patins vient du Nord.* De mode van't *schaatse ryden*, van op't ys met *Schaatsen te ryden*, komt van't Noorden. A. d. H.

Hannoverisches Magazin.

102tes Stück.

Freitag, den 22ten December 1780.

# Unterricht, durch welche Mittel plötzlich Verunglückte, todtscheinende Personen in den meisten Fällen gerettet werden können.

Die Aerzte sind aus oft wiederhohlten sichern Erfahrungen überzeugt, daß die meisten im Wasser verunglückte: erhängte: durch schädliche Dämpfe betäubte: oder vor Kälte erstarrete: auch zuweilen, vom Bliz getroffene Personen ins Leben zurückgebracht werden können, wenn ihnen schleunige, vernünftige und anhaltende Hülfe geleistet wird.

Unwissende halten dergleichen Personen für todt, weil sie nicht mehr Athem holen, unempfindlich sind, wenn sie auch gerüttelt, mit Wasser oder stark riechenden Feuchtigkeiten angesprenget, gebrannt u. s. w. werden, und weil nicht der geringste Pulsschlag, weder in einer äußern Ader, noch am Herzen bei ihnen gespüret wird, auch wohl bei der ersten Aderlasse kein Blut kömt. Aber diese vermeinte Todeszeichen sind alle trüglich, und blos eine merkliche Fäulniß oder Verwesung ist ein zuverläßiger Beweiß vom Tode. Man hat also bewährte Hülfsmittel, wodurch der scheinbar Todte, wenn auch die gedachte Anzeigen alle vorhanden wären, dennoch oft gerettet worden.

Einige dieser Hülfsmittel kan nur ein Arzt verordnen, oder ein Wundarzt appliciren, weil Vorsicht oder besondere Kunstgriffe erforderlich sind, wenn sie nicht schaden sollen.

Andere sind von der Beschoffenheit, daß jeder Ungelehrte sie ganz leicht und ohne Bedenken anwenden kan. Von diesen leztern soll gegenwärtiger Unterricht handeln.

Drei allgemeine Anmerkungen sind hier vorauszusetzen:

Erstlich. Sobald ein scheinbar Todter gefunden wird, muß sogleich der Sicherheit wegen, ein Arzt oder Wundarzt herbeigerufen werden, weil man nicht weiß, ob nicht kunstmäßige Hülfe nöthig seyn mögte.

Indessen verfahren die Umstehenden ohne auf deren Ankunft zu warten, unabläßig mit den bei jedem Fall unten zu lehrenden Mitteln.

Zweitens. Man muß nicht ablassen, wenn die angewandten Mittel keine schleunige Würkung äußern, sondern dem ohngeachtet einige Zeit damit fortfahren, denn es ist oft bemerkt worden, daß alle Bemühun-

gen eine geraume Zeit vergebens geschienen, und am Ende doch geholfen haben, oder daß ein Mittel angeschlagen, wenn alle übrige schon umsonst versucht waren.

Drittens. Selbst dem Arzte oder Wundarzte muß nicht geglaubet werden, wenn er auf den bloßen Augenschein, oder nach ein Paar flüchtigen Proben einen solchen unglücklichen Menschen für todt erkläret. Denn in diesen Fällen kan auch der erfahrenste Arzt, ohne wiederholte Versuche, nicht mit Gewißheit wissen, ob der Tod würklich da, oder ob die Rettung noch möglich sey.

Solten alle unten vorkommende Hülfsmittel in einem oder etlichen Fällen fruchtlos gewesen seyn; so lasse sich ja niemand abschrecken. Alle diese Mittel sind von vielen gelehrten und sorgfältigen Aerzten so genau geprüft, und in den meisten Fällen so hülfreich gefunden worden, daß man sie sicher als die besten unter den bisher entdeckten empfehlen kan, ob sie gleich wie jede Arznei, nicht Wunder thun, oder in allen Fällen ohne Ausnahme helfen können. Der mitleidende Freund der Unglücklichen wende sie mit Zutrauen immer an, wenn er einen solchen traurigen Zufall findet. Denn er kan niemals urtheilen, ob nicht die Rettung möglich sey; und ist sie es nicht, so hat er die Beruhigung das Leben eines Menschen nicht verwahrloset zu haben.

## Erster Abschnitt.

### Hülfsmittel für Ertrunkene.

1) Wenn ein lebloser Körper im Wasser oder am Ufer gesehen wird, muß schleunigst Anstalt gemacht werden, ihn behutsam aufs Trockne zu bringen, und vorerst zu bedecken. Die alte Gewohnheit, im Wasser verunglückte Personen auf den Kopf zu stellen, oder über Fässer zu rollen, womit gemeiniglich die Hülfleistung anfängt, ist von den besten Aerzten gefährlich, wenigstens nicht nothwendig gefunden worden; weil die Ertrunkenen fast niemals Wasser verschlucket haben, das auf diese Art müßte herausgebracht werden; man muß sie also durchaus vermeiden. Vielmehr wird der scheinbare Todte ohne Verzug in das nächste Haus gebracht; bei warmer Witterung im Sommer kan man auch unter freiem Himmel bleiben, wenn ein Haus zu weit entfernet ist. Ist ein Fuhrwerk zu erlangen, so muß man Strohmatten, Pferdedecken, oder sonst etwas weiches unterbreiten, auch den Körper so viel möglich mit dergleichen oder Kleidungsstücken bedecken. Man trage auch bei der Fortbringung, sie geschehe nun auf welche Art sie wolle, Sorge, daß der Kopf nicht niederhange, sondern etwas höher und seitwärts geleget werde. Daß das Fuhrwerk langsam fahren müsse, verstehet sich von selbst.

2) Wenn man an einem bequemen Orte angelanget ist, so wird der Verunglückte, in ein nicht warmes Gemach gebracht, ganz von seiner nassen Kleidung befreiet, überall mit trockenen, wenn es seyn kan, gewärmten Tüchern gerieben, und in ein gewärmtes Bette, oder sonst auf ein weiches Lager, wie man es haben kan, gelegt. Das Reiben geschiehet ununterbrochen an den Händen,

den

den Füßen und dem Rücken, mit warmen Tüchern (am besten mit rauhen wollenen) allenfalls mit einer weichen Bürste. Man drücket zugleich und beweget auf eine gelinde Art mit gewärmten Händen den Unterleib, besonders gegen die Herzgrube, und fähret mit diesem Reiben eine lange Zeit fort.

Zugleich sind alle unthätige Zuschauer, welche den Hülfleistenden, nicht nur bei der Behandlung beschwerlich werden, sondern durch das Gedränge, und die dadurch entstehende Hitze und Verderbniß der Luft dem Verunglückten selbst nachtheilig werden müssen, zu entfernen.

3) Wenn ein Wundarzt zugegen ist, so muß er nicht unterlassen, sogleich eine Ader zu schlagen, und zwar vorzüglich die Drosselader am Halse. Ist kein Wundarzt zu erlangen, oder ist kein Blut gekommen, so fähret man doch mit den andern Hülfsmitteln fort. Im letzten Fall aber, (wenn kein Blut gekommen,) muß beständig jemand nach der Oefnung der Ader sehen. Denn die Erfahrung hat gelehret, daß während der fortgesetzten Cur das Blut zu fließen anfängt; und dessen Verlust, wenn er über 10 bis 12 Unzen beträgt, könte dem Kranken gefährlich werden, wenn niemand acht darauf hätte.

4) Ferner muß man, ohne jedoch mit dem Reiben nachzulassen, bemüht seyn, warme Luft in die Lunge zu bringen. Dieses geschieht am kürzesten und würksamsten, wenn ein gesunder starker Mensch seinen Mund auf den Mund des scheinbar Todten leget, und ihm zu wiederholtenmalen mit Nachdruck viel Luft einbläset, wobei aber dem Kranken die Nase zugehalten werden muß, damit die Luft desto gewisser in die Lunge dringe. Will dieses niemand thun, und den Kranken unmittelbar mit dem Munde berühren, so kan man eine etwa vorhandene Röhre brauchen, um dadurch warme Luft einzublasen, oder auch einen Blasebalg nehmen. Die Oefnung der Röhre wird mit nasser Leinwand umwunden. Wenn sie in dem Munde des Kranken ist, drückt ein Mensch die Lippen desselben ringsum fest daran, und ein anderer bewegt den Blasebalg ein Paar mal langsam auf und nieder, oder bläset langsam, jedoch mit Nachdruck in die Röhre. Man kan auch Tobacksrauch in den Mund einblasen, um die Lunge zu reizen. Bei allen diesen Versuchen, muß die Nase des Kranken fest zugehalten werden.

5) Zu gleicher Zeit muß man dem Kranken, so viel Tobacksrauch als möglich, durch den Mastdarm in den Unterleib treiben. Es sind zu diesen sogenannten Tobacksclystiren eigene bequeme Instrumente erfunden worden. Doch kan die Sache auch kürzer bewerkstelliget werdē, und zwar auf zweierlei Art. Man bestreicht das Ende eines Pfeifenrohrs mit Oel, und bringt es in den Mastdarm des Kranken, das andere nimt ein Mensch in den Mund, welcher zugleich aus einer andern Pfeife stark Toback raucht. Den aus dieser gezogenen Rauch nun, bläset er in jenes Rohr, und treibet solchergestalt so viel Rauch als er nur kan, in den Unterleib des Kranken. Oder man zündet zwei Pfeifen an, hält die Köpfe zusammen, bringt das mit

Oel bestrichene Ende des einen Stiels in den Mastdarm des Kranken, und durch das andere bläset ihm ein Mensch den aus beiden Pfeifen gestoßenen Rauch ein. Knaster und Brasilientoback, sind hierbei am würksamsten. Doch thut auch schlechter im Nothfall gute Dienste.

6) Während dieser Verrichtungen, reibe man das Gesicht und besonders die Schläfe des Kranken, mit warmem Essig oder wohlriechenden Spiritus, halte ihm auch die stärksten flüchtigen Wasser unter die Nase, z. E. den flüchtigen Hirschhorngeist, den flüchtigen Salmiakgeist, u. s. w. auch wohl, wenn nichts anders bei der Hand ist, scharfen Essig oder starken Branntewein. Man blase ihm ferner von Zeit zu Zeit Schnupftoback oder ein Niesepulver aus Violenwurzel, Majoran, Raute, Pfeffer oder Niesewurz, jedoch in kleinen Prisen, und nicht allzuheftig in die Naselöcher. Dadurch werden die Nerven zur Bewegung gereizt.

7) Mit diesen Bemühungen muß man einige Stunden nicht ermüden.

8) So lange kein Lebenszeichen wahrzunehmen ist, wäre es nicht nur unnütz, sondern auch gefährlich, dem Kranken Feuchtigkeiten einzuflößen. Man muß sich sogar hüten, ihm, wenn er auch wieder zu sich selbst komt, sogleich einiges Getränke oder flüchtige Arzenei zu reichen. In diesen ersten Augenblicken sind alle Werkzeuge noch so schwach, daß er leicht unglücklich schlucken könte.

9) Dagegen muß man bei den geringsten Zeichen des Lebens, dem Körper einen stärkern Grad der Wärme zu verschaffen suchen, und dieses geschiehet nicht durch ein geheiztes Zimmer, sondern indem man ihn auf ein mit warmer Asche, erwärmtem Salze oder Sande, eine halbe Hand hoch bestreuetes Bettlacken legt, ihn mit eben dergleichen Dingen bis an das Gesicht, auch eine halbe Hand hoch, bedecket, und immer von neuem, verschiedene Stunden nach einander warm auflegt; alsdann reibet man ihn mit warmen Tüchern allmählig sanft ab. Wenn der Wiederauflebende dann vermögend ist zu schlucken, so gebe man ihm nach und nach jedesmal einen Theelöffel voll warmen Thee, oder warmes Bier mit Meerzwiebelhonig vermischt, oder in dessen Ermangelung ein wenig warmes Wasser mit Essig oder Wein, und reibe ihm immerfort die Füße, Hände und den Rücken mit warmen Tüchern.

10) Wenn alle diese Hülfe geleistet ist, so überlasse man den Kranken der Vorsorge des Arztes, welcher das Völlige zu seiner Wiederherstellung und zur Cur des Fiebers, das gemeiniglich auf solche Zufälle folget, besorgen wird.

11) Jene Hülfe Nr. 9. findet oft alsdann auch statt, wenn alles andere schon vergebens versucht worden, und die Hofnung zum Leben gänzlich zu verschwinden scheinet. Blos durch das Bedecken mit warmer Asche, sind zuweilen Ertrunkene gerettet worden.

## Zweiter Abschnitt.

### Hülfsmittel für Erhängte oder Erwürgte.

Wenn ein Mensch am Halse hängend, oder durch irgend eine äußere Gewalt mittelst eines um den Hals geschnürten Bandes, erwürgt, ohne alle

Lebenszeichen gefunden wird; so ist die schleunigste Hülfe nöthig, sonst ist der Tod unvermeidlich. Hoffentlich wird niemand, wer er auch sey, aus falscher Schaam, albernem, durch das jetzige Edict bürgerlicher Strafe unterworfenem Vorurtheil, oder aus kindischem Eckel Anstand nehmen, dem Unglücklichen unverzüglich zu helfen, wenn er bedenket, daß der gegenwärtige Augenblick, der einzige ist, da das Leben eines Menschen gerettet werden kan.

Diese Rettung nun wird durch folgende Mittel versucht:

1) Das allererste und allernöthigste ist, daß derjenige, der zu einem so kläglichen Anblicke komt, ohne sich zu bedenken, ohne erst um Hülfe zu rufen, das Band oder was es seyn mag, abschneide, womit der Verunglückte aufgehängt oder gewürgt ist. Wenn der Fall einen Gehängten betrift, so wird jeden die Menschlichkeit erinnern, so viel möglich Sorge zu tragen, daß der Körper im Herabfallen nicht Schaden leide.

2) Der Todtscheinende wird bald mit Behutsamkeit in einem Gemach, worinnen weder Dunst, noch viel Wärme ist, auf ein bequemes Lager ausgestreckt und so gelegt, daß der Kopf und die Brust aufrecht liegen und nicht gepreßt werden. Hierauf, oder wenn die Fortbringung sich verzögert, noch eher, löset man zuerst die Kleidungsstücke, wodurch die Bewegung der innern Theile gehindert werden kan, als das Halsband, die engen Kleidungsstücke auf der Brust und dem Unterleibe, Strumpfbänder, Handknöpfe u. s. w. und entkleidet ihn dann völlig.

3) Ist ein Wundarzt bei der Hand, so wird er bedacht seyn, eiligst die große Ader am Halse (Drosselader) zu öfnen, jedoch wenn Blut erfolget, sich hüten, daß dessen nicht über 12 Unzen verloren gehe. Diese Oefnung der Ader ist sonst eines der vornehmsten Hülfsmittel, und es muß also dazu je eher je lieber Anstalt gemacht werden.

4) Fliesset das Blut nicht, so wird der ganze Körper, vornemlich aber der Hals und das Gesicht, mit warmen Tüchern, welche auch wohl mit warmem Essig angefeuchtet werden können, gerieben. Auch können Servietten in warmes, mit Essig gemischtes Wasser, eingetaucht, wohl ausgewunden, und um den Kopf und Hals geschlagen werden. Die Hände, Füße und den Rückgrad reibe man mit Tüchern oder Bürsten, so wie oben bei dem ersten Abschnitt Nr. 2. vorgeschrieben worden.

5) Das Einblasen in die Lunge, imgleichen Tobacksclystire sind hier höchst nöthig, jedoch erst nach vorhergeschehenem Aderlassen zu versuchen. Wie mit beiden verfahren werde, ist in dem ersten Abschnitt Nr. 4. und 5. gelehrt.

6) Man kan dem Kranken wohlriechende starke Spiritus, frischen Senf, geriebenen Merrettig ꝛc. unter die Nase halten. Hingegen wäre es in diesem Falle schädlich, ihm diejenigen reitzenden Mittel, welche in dem ersten Abschnitte Nr. 6. beschrieben worden, in die Nase zu blasen, oder ein Erbrechen zu befördern. Beides muß gänzlich unterlassen werden.

7) Wenn der Kranke Merkmale des Lebens von sich giebt, so muß man ihm

etwas warmen Thee, mit Weinessig oder wenigem Wein vermischt, jedoch nur nach und nach und in geringer Menge, einzuflößen bemüht seyn.

8) Ohne alles Bedenken kan ihm auch ein Clystier von Milch oder Habergrützschleim mit wenigem Salze gegeben werden.

9) Die weitern Genesungsmittel zu verordnen, überlasse man dem Arzte, welcher beurtheilen wird, ob eine wiederholte Aderlasse nöthig oder nützlich sey, auch Anweisung geben wird, was dem Kranken zur Erquickung gereicht werden darf.

## Dritter Abschnitt.

### Hülfsmittel für Personen, welche von schädlichen Dämpfen betäubt oder erstickt sind.

Man hat viele Beispiele, daß gewisse schädliche Dünste dem Menschen alles Bewußtseyn rauben, auch wohl gänzlich ersticken können. Dergleichen Dünste sind unter andern in seit langer Zeit nicht eröfneten Gewölben, tiefen Kellern, in Kellern worin eine Menge gährendes Bier oder junger Wein, auch wohl Branntewein lieget. Dahin gehöret auch der Kohlendampf, Dampf von Oel- oder Thranlampen, der Dampf vom Ofen, besonders wenn er mit Rinde oder Gerberlohe geheizt wird. Einige von diesen Dünsten betäuben nur, welches man daran erkennet, daß der Mensch zwar ohne Lebenszeichen liegt, jedoch noch einiger Athem zu merken ist. Die Betäubung ist der erste Grad des Erstickens.

Andere ersticken gänzlich. Da ist der Mensch völlig einem Todten gleich, schöpft nicht mehr Athem, bleibet ohne Gefühl, wenn man ihn gleich rüttelt, brennet u. s. w. und hat mehrentheils den Mund gesperret, oft die Augen offen, die Zunge ausgestreckt ꝛc. In beiden Fällen besteht die erste Hülfe darin, daß man einen solchen Unglücklichen schleunigst an die frische Luft bringe, und ihn von allen engen oder drückenden Kleidungsstücken, so wie im zweiten Abschnitte Nr. 2. gelehrt worden, befreie.

Die blos Betäubten erholen sich oft bald, wenn sie mit kaltem Wasser besprützt, wenn ihnen scharfriechende Sachen unter die Nase gehalten, oder ein Paar Prisen Toback nach und nach behutsam in die Nase geblasen werden.

Ist aber in höherem oder geringerm Grade, eine würkliche Erstickung vorhanden, alsdann wird mehr Bemühung und Zeit erfordert. Die bewährtesten und einfachesten Hülfsmittel in solchen Fällen, sind **kalte Luft, kaltes Wasser, Aderlaß und Lufteinblasen.**

1) Man bringet also den Verunglückten, welcher bereits der beschwerlichsten Kleidungsstücke entlediget ist, entweder in einen Hof, auf die Straße, oder in ein kühles Gemach, worin, um einen Zug zu erhalten, die Fenster offen seyn müssen, die Witterung seye wie sie wolle. Man setzt ihn in eine Stellung, daß der Oberleib aufgerichtet ist, die Schenkel aber niederhangen, und setzt die Schenkel bis an die Knie in ein lauwarmes Fußbad, welches nach und nach mehr erwärmet werden kan.

2) Zugleich giesset man dem Verun-

glückten ganz kaltes Wasser ins Gesicht und über den ganzen Körper, und fähret damit ununterbrochen, Stunden lang fort. Hievon allein hat man oft die glücklichste Würkung gesehen.

3) Wenn ein Wundarzt zu erlangen ist, so wird er unvorzüglich eine Ader, und zwar wo möglich, am Halse öfnen.

4) Die Umstehenden halten indessen dem Kranken scharfriechende Sachen, als Weinessig rc. unter die Nase. Gar zu flüchtige reizende Dinge, welche ein Niesen oder Erbrechen erregen könten, muß man dagegen weglassen, weil sie leicht einen stärkern Antrieb des Blutes nach dem Kopfe befördern.

5) Man muß ferner sich äußerste Mühe geben, den gewöhnlicher Weise gesperreten Mund des Kranken zu öfnen, und ihm nach dem Unterricht im ersten Abschnitte Nr. 4. unausgesetzt Luft einblasen.

6) Den trockenen Tobacksclystiren sind in diesem Falle die nassen, vornemlich mit vielem Essig vorzuziehen, oder man kan auch dem Kranken ein anderes reizendes Clystier geben, aus einer Hand voll Rauchtoback, mit einem starken Löffel Salz, in einem Nösel Wasser gekocht.

7) Aeußern sich Zeichen des Lebens, so fährt man mit jener Behandlung nicht nur fort, sondern sucht dem Kranken allmählig Thee, oder Wasser mit Weinessig, oder 12 Tropfen Salmiakspiritus, mit einem Löffel voll Thee, beizubringen, und läßt ihn zuletzt mit Wasser und Essig gurgeln. Während dieser Bemühung bringt man ihn in ein Bette, zumal wenn ein Schlucksen bemerket wird, und überläßt das übrige dem Arzte.

Anmerkung.

Personen, welche vom Blitze gerührt sind, können und müssen nie ohne Hülfe gelassen werden, da sie nicht allezeit ohne Hofnung getödtet, sondern oft nur leblos geworden sind. Das Begießen mit kaltem Wasser ist, wie bei den von Kohlendampfe Erstickten, Nr. 2. eins der wichtigsten Hülfsmittel. Zugleich werden die Glieder und Fußsohlen mit einer harten Bürste stark gerieben, man bringet Salmiakgeist unter die Nase, bläset Luft in die Lunge wie oben erwähnet worden, man sucht überhaupt äußerlich so viel zu reizen als möglich ist, verfähret übrigens auch nach der Erholung, wie bei den vom Kohlendampfe Erstickten. Nur kan man in diesem Falle, oder auch wenn jemand vom Kohlendampfe erstickt ist, nicht genug eilen, einen Arzt oder Wundarzt herbeizuschaffen.

## Vierter Abschnitt.

### Hülfsmittel für Erfrorne.

Jedermann weiß, daß Leuten, welche sich einige Zeit in strenger Kälte befinden, oft ein Glied erfriert, ja daß sie oft auch gänzlich erstarren. Im ersteren Falle ist die Cur unfehlbar und leicht, wenn der Leidende nicht damit säumet. Im andern Falle ist die Wiederherstellung meistentheils möglich, wenn die gehörigen Mittel angewendet werden, und man darf desto seltner an der Wiederbelebung zweifeln, da ein Mensch viele Stunden erfroren seyn, und doch gerettet werden kan. Hier ist der Ort zum Unterricht für beide Fälle.

Daß ein Glied erfroren sey, bemerket man daran, wenn es weiß, unempfindlich und unbeweglich ist.

Wer dieses wahrnimt, bedecke und reibe den leidenden Theil mit Schnee oder kaltem Wasser, worin zerstossenes oder zerschabtes Eis lieget, so lange, bis er darinnen eine Hitze und ein brennendes Jucken empfindet. Alsdann sind die innerlichen Lebensbewegungen wieder hergestellet. Jedoch muß er sich nicht an einen warmen Ofen, oder an ein Feuer wagen. Völlig erstarrete leblos scheinende Personen, werden auf folgende Art, in den meisten Fällen gerettet:

1) Man hüte sich den erfrornen Körper, in ein warmes Gemach oder Bette zu bringen.

Die

Dieses würde ihn ohne Hülfe tödten; vielmehr legt man ihn an einem kalten Orte in den Schnee, und bedecket ihn damit ganz dick, dergestalt, daß nur der Mund und die Naselöcher offen bleiben. Der Schnee wird überall fest angedrückt, und wenn an diesem oder jenem Theile der Schnee zu schmelzen anfängt, so leget man frischen Schnee auf.

2) Träget sich der Zufall in einer trockenen Kälte zu, da kein Schnee lieget, so mache man leinene, zwei bis dreifach zusammen gelegte Tücher, in eiskaltem Wasser, worin zerstoßenes oder geschabtes Eis geworfen, sehr naß, und hülle damit den ganzen Körper so ein, wie es in der vorhergehenden Nummer beschrieben worden, trage auch Sorge, daß wenn ein Fleck trockener, als die übrigen zu werden scheinet, die Stelle sogleich mit frischen Tüchern umhüllet werde. Daß man die Tücher, wenn auch keine Würkung gemerket wird, öfters von neuem eintauchen müsse, verstehet sich von selbst.

3) Mit beiderlei in den vorstehenden Nummern angerathenen Mitteln, fähret man nach Beschaffenheit der Umstände fort, bis der Erstarrete völlige Merkmale des Lebens von sich giebt.

4) Hat man es so weit gebracht, so trockne man ihn mit gewärmten Tüchern und bringe ihn in ein gewärmtes Bette. Doch muß dieses in einem kalten Gemache stehen. Man gebe ihm auch, sobald er vermögend ist zu schlucken, allmählig eine Schaale Thee, welcher mit wenigem Weine oder etwas Essig vermischt ist.

5) Erfrorne Personen, wenn sie sich schon erholt haben, sind noch immer einem Schlagflusse, oder andern übeln Zufällen ausgesetzt; um dieses zu verhüten, muß man während der ersten Hülfsleistung einen Wundarzt herbeischaffen, damit nach der Erholung bald eine Ader geöfnet werden könne. Auch ist alsdenn ein Pulver sehr würksam, welches aus gereinigtem Salpeter, vitriolisirtem Weinstein, oder an dessen Stelle Diaphoretischem Antimonium, von jedem 8 Gran, und 1 Gran Kampfer bestehet. Hiervon kan man dem Kranken, wenn er anfängt sich zu erholen, alle drei Stunden, etwa eine Messerspitze voll geben.

6) Im Fortgange der Besserung wird der Kranke mit Suppen und leichten Speisen gepfleget, auch kan das Gemach, worin er lieget, nach und nach gewärmet werden.

7) Solte nach der Erholung noch ein einzelnes Glied fühllos bleiben, so wird es so lange mit Schnee oder genetzten Tüchern nach der Vorschrift Nr. 1. und 2. bedeckt.

8) Allen weitern Rath, suche man bei dem Arzte, welcher auch die eigentliche Nachcur besorgen wird.

9) Ist jemand im Winter ertrunken, und wird unter dem Eise herausgeholet, so ist er nicht leicht zugleich erfroren, sondern muß wie ein Ertrunkener behandelt werden; es wäre denn, daß man aus der Steifigkeit und Härte des Körpers, das Gegentheil vermuthete; in diesem Falle wäre erst die bei Erfrornen vorgeschriebene Hülfe zu leisten, und alsdenn erst allmählig die bei Ertrunkenen beschriebene anwendbar.

## Anmerkung.

Wer sich der Kälte aussetzen muß, wird aufs dringendste gewarnet, sich hitziger Getränke, besonders des Brannteweins, zu enthalten, sonst setzt er sich der Gefahr aus, von einer unüberwindlichen Neigung zum Schlafe, überfallen zu werden, und alsdenn im Schlafe umzukommen. Auch ohne jene hitzigen Getränke muß man sich in strenger Kälte nie dem Schlafe überlassen, sondern sich, um ihn zu verhüten, so angenehm er auch scheinen mögte, Bewegungen zu machen suchen.

Sicherer ist es, wenn dergleichen Personen warmes, überall zu habendes Bier, mit etwas Ingwer zur Erwärmung zu sich nehmen.

# Hannoverisches Magazin.

103tes Stück.

Montag, den 25ten December 1780.


## Ueber die russischen Assembleen.

(Aus dem London Chronicle for. 1780.)

Als Catharine Alexowna Kaiserin von Rußland wurde, lebte das Frauenzimmer in einer wahren Gefangenschaft; aber sie unternahm es, vermischte Assembleen einzuführen, so wie solches in andern Ländern von Europa üblich ist.

Sie veränderte den Damenputz, indem sie die englischen Moden einführte.

Nun befand sich das russische Frauenzimmer nicht mehr in besondern Zimmern eingekerkert, sondern es bekam Umgang, legte gegenseitige Besuche ab, und nahm an allen Gesellschaften Theil.

Weil aber die in dieser Rücksicht abgefaßte Gesetze, ein rohes ungesittetes Volk zum Gegenstande hatten, so ist es unterhaltend genug, die Art und Weise ihrer Abfassung näher kennen zu lernen.

Assembleen waren ihnen gänzlich unbekant, deswegen begnügte sich auch die Kaiserin blos damit, daß sie dieselben bei ihnen einführte, denn sie fand es unmöglich, sie auch zugleich gesitteter zu machen.

Es wurde daher eine sich für ihre Erziehung passende Verordnung publicirt, die wir unsern Lesern, weil sie eine Seltenheit ist, mittheilen wollen.

1) Derjenige in dessen Hause die Assemblee gehalten werden soll, ist verbunden, solches durch einen ausgehängten Ankündigungszettel, oder durch eine andere öffentliche Bekantmachung in den Anzeigen, den Personen beiderlei Geschlechts bekant zu machen.

2) Die Assemblee soll erst Nachmittags um vier oder fünf Uhr eröfnet werden, und nicht länger dauren, bis des Nachts um zehn Uhr.

3) Der Hausherr braucht seinen Gästen nicht entgegen zu gehen, er ist auch nicht schuldig, sie beim Weggehen zu begleiten, oder ihnen Gesellschaft zu leisten; aber, ob er gleich hiervon frei ist, so muß er doch für Stühle, Lichter und Liqueurs sorgen, und überhaupt alle übrigen Nothwendigkeiten, welche die Gesellschaft fordert, anschaffen; imgleichen muß er sie auch mit Karten, Würfeln, und allem was zum Spiel gehört, versehen.

4) Zum Kommen oder Weggehen, soll keine bestimte Stunde festgesetzt seyn; es ist schon hinlänglich, wenn Jemand nur in der Assemblee erscheinet.

5) Ein jeder hat die Freiheit sich zu setzen, herum zu gehen, oder zu spielen, so wie er Vergnügen daran findet; auch soll ihn Niemand daran hindern, oder sich über das was er vornimt aufhalten, bei Strafe den großen Adler*) auszutrinken (ein halbes Quartier Brantewein.). Imgleichen ist es schon hinlänglich, wenn man die Gesellschaft nur beim Hereinkommen oder beim Weggehen grüsset.

6) Standespersonen, Adeliche, Stabsofficiere, Kaufleute und Krämer, angesehene Handwerker, besonders Zimmerleute und Leute die bei der Canzlei gebraucht werden, dürfen in den Assembleen erscheinen, so wie auch deren Frauen und Kinder.

7) Den Bedienten, jedoch die vom Hause ausgenommen, soll ein besonderer Ort angewiesen werden, damit man in den Zimmern, die zur Assemblee bestimmet sind, Raum genug habe.

8) Frauenzimmer sollen sich unter keinerlei Vorwande betrinken, und Mannspersonen sollen vor neun Uhr nicht betrunken seyn.

9) Damen, die Pfand- Frage- Commandirspiele u. s. w. spielen, sollen nicht zu viel lärmen, oder zu ausgelassen seyn; keine Mannsperson soll mit Gewalt einen Kuß rauben, und Niemand soll bei Strafe künftiger Ausschliessung einem Frauenzimmer in der Assemblee Schläge anbieten.

So lauten die bei dieser Gelegenheit abgefaßte Statuten, welche dem äusserlichen nach ein lächerliches und satyrisches Ansehn haben. Aber jedes Land wird nur nach und nach gesittet, und diese Verordnungen gleichen der Erziehung, die man einem bäurischen ungehobelten, jedoch nicht bösartigen ehrlichen Menschen giebt.

*) Ein Trinkgefäß in Gestalt eines Adlers.

Hannover. G. F. Wehrs.

---

## Naturgeschichte des Kranichs.

(Aus Dr. Goldsmith's, und andern Werken über die Naturhistorie gesammelt.)

Der Fortgang der Natur von einer Klasse der Geschöpfe zur andern hat seine langsamen und fast unmerklichen Grade. Sie hat die Wälder und Gefilde mit einer Menge der schönsten Vögel bevölkert; und, um keine Gegend ihres so ausgebreiteten Gebietes unbewohnt zu lassen, hat sie auch das Wasser mit seinen befiederten Bewohnern versehen. Eben so sorgfältig hat sie auch den Bedürfnissen ihrer Thiere in diesem Element abzuhelfen gesucht, als sie es in Ansehung andrer Thiere gethan hat. Sie hat

darin eben so viel Vorsicht bewiesen, daß sie die Wasservögel geschickt zum Schwimmen machte, als darin, daß sie den Landvögeln die Fähigkeit zum Fliegen ertheilte. Sie hat die Federn der erstern mit einem natürlichen Oel versehen, und die Klauen und Zehen ihrer Pfoten mit einem häutigen Gewebe verbunden. Hiedurch haben sie zugleich mehr Sicherheit, und Kraft sich zu bewegen, erhalten.

Allein, zwischen den beiden Klassen der Landvögel, die das Wasser meiden, und der Wasservögel, die zum Schwimmen und zum Aufenthalt im Wasser gemacht sind, hat sie eine sehr zahlreiche Schaar von Vögeln hervorgebracht, die eine Art von Mittelnatur an sich zu haben scheinen, und, mit gespaltenen Klauen dem Anschein nach bestimt sind, auf dem Lande zu leben, zugleich aber durch ihre natürlichen Nahrungstriebe gereizt werden, sich vornemlich zum Wasser zu halten. Diese kan man eigentlich weder Land- noch Wasservögel nennen, indem sie allen ihren Unterhalt in wässerichten Gegenden finden, und doch nicht im Stande sind, ihn in dem tiefen Wasser selbst zu suchen, wo man ihn oft im größten Ueberfluß antrift.

Diese Klasse von Vögeln, vom Geschlecht der Kraniche, unterscheidet sich von andern mehr durch ihre Nahrungstriebe, als durch ihre Bildung. Und doch scheinen sie auch in dieser Absicht von der Natur hinlänglich genug ausgesondert zu seyn, indem sie gern an wasserreichen Oertern leben, und doch nicht im Wasser schwimmen können, folglich meistentheils lange Beine haben, mit welchen sie im seichten Wasser waten, oder lange Schnäbel, womit sie ins Wasser hinein reichen können.

Man kan jeden Vogel dieser Art, der sich gern in sumpfichten Gegenden aufhält, entweder an der Länge seiner Beine kennen, oder wenigstens an der hornartigen Oberfläche derselben. Die meisten Vögel dieser Art haben auch bis an die Hälfte ihrer Beine keine Federn; alle sind wenigstens über der Kniebeugung federlos. Weil sie lange daran gewöhnt sind, im Wasser zu waten, und ihre Beine beständig im Wasser zu haben, so können an diesen Theilen keine Federn wachsen; und daher ist ein sehr großer Unterschied zwischen dem Bein eines Kranichs, der fast bis an den Leib hinan keine Federn hat, und eines Falken, der beinahe bis an die Klauen hinunter befiedert ist.

Auch der Schnabel hat bei den meisten Vögeln dieser Art etwas besonders. Er ist überhaupt länger, als der Schnabel andrer Vögel, und bei einigen an jeder Seite zierlich ausgehölt; dabei hat er vorn in der Spitze eine ungemeine Empfindlichkeit, um desto besser ihr Futter auf dem Grunde der Sümpfe zu fühlen, wo sie es nicht sehen können. Einige Vögel dieser Art haben lange Beine zum Waten, lange Hälse zum Niederbücken, lange Schnäbel zum Aufsuchen, und nervichte Schnabelspitzen zum Fühlen.

Andere sind nicht so reichlich mit dem allen versehen. Einige haben nemlich lange Schnäbel, aber nicht sehr lange Beine; und andere haben lange Hälse, aber sehr kurze Beine. Es ist indeß eine Regel, die überall zutrift, daß allemal, wenn die Beine eines Vogels lang sind, der Hals gleichfalls verhältnißmäßig lang ist. Es wäre in der That ein unersetzlicher Mangel in der Bildung eines Vogels, wenn er durch hohe Stelzen über sein Futter erhaben, und doch mit keinem Werkzeuge, es abzureichen, versehen wäre.

Es findet sich ein außerordentlicher Umstand in den verschiedenen Nachrichten, die wir von der Gestalt und Größe des Kranichs haben. **Willoughby** und **Pennant** beschrieben ihn, daß er zwischen fünf und sechs Fuß, vom Kopf bis zum Schwanze lang sey. Andere Beschreibungen sagen, er sey über fünf Fuß hoch, und andere, er sey von Menschenlänge. Ein Vogel, dessen Leib nicht größer ist, als der Leib eines welschen Huhns, und von dem durchgängig gesagt wird, er wiege nicht über zehn Pfund, kan wohl kaum für so groß, als ein Storch, angenommen werden. **Brisson** scheint indeß diesem Vogel sein wahres Maaß zu geben, wenn er ihn als etwas kleiner beschreibt, als den braunen Storch, ungefähr drei Fuß hoch, und etwa vier Fuß vom Kopfe bis zum Schweif.

Es ist ein langer schwächlicher Vogel, mit langem Halse und langen Beinen. Ganz oben ist der Kopf mit krausen schwarzen Federn bedeckt, und hinten ist er kahl und roth. Hiedurch unterscheidet sich der Kranich zur Gnüge von dem Storch, dem er sonst an Größe und Gestalt sehr nahe kömt. Sein Gefieder ist gewöhnlich von aschgrauer Farbe; und über den Schwingen jedes Flügels sind zwei starke Federbüsche. An den Enden sind sie ganz fein gekräuselt, und der Vogel kan sie nach Gefallen aufheben und niederdrücken. **Gesner** sagt, man habe zu seiner Zeit diese Federn gewöhnlich in Gold gefaßt, und als einen Zierrath auf den Mützen getragen.

Dies ist die Größe und Gestalt eines Vogels, von welchem sich sowohl in alten als neuern Zeiten, mehr Fabeln, als von irgend einem andern, verbreitet haben. Es ist ein Vogel, mit welchem alle alte Schriftsteller bekant sind, und bei dessen Beschreibung sie fast immer Phantasie und Geschichte vermengt haben. Von der Politik der Kraniche, sagen sie, können wir ein Ideal des vollkommensten menschlichen Staats entlehnen; von ihrer zärtlichen Liebe gegen ihre abgelebten Eltern solten wir kindliche Zärtlichkeit lernen; vornemlich aber könten wir von ihrer Art, mit den äthiopischen Pigmäen zu kämpfen, unsre Grundsätze in der Kriegskunst hernehmen. Zur Zeit des Alterthums kam die Naturgeschichte blos in die Hände der Dichter, deren Pflicht es mit sich bringt, alles zu verschönern; als in der Folge kaltblütigere Männer sich mit dieser angenehmen Wissenschaft beschäftigten, mußten sie die Nachrichten so anneh-

men, wie sie dieselben fanden; und in dem gegenwärtigen Falle kam Fabel, mit Wahrheit untermengt, auf die Nachwelt.

In diesen Erzählungen ist folglich vieles durch die Einbildungskraft hinzugesetzt. Der Kranich ist unstreitig ein sehr geselliger Vogel, und man findet ihn selten allein. Gemeiniglich fliegen oder sitzen sie schaarenweise, ganzer funfzig oder sechzig, beisammen, und während daß einige darunter ihr Futter suchen, stehen die übrigen wie Schildwachen auf der Hut. Die Fabel, daß sie ihre bejahrten Eltern ernähren, ist von ihrer genauen ehelichen Liebe entstanden, und, was ihr Gefechte mit den Pigmäen betrift, so ist es wahrscheinlich, daß sie sich herzhaft den Anfällen der Affen widersetzt haben, wenn sie ihre Nester plündern wolten. Denn, da der Kranich von Pflanzen lebt, so ist er hier vermuthlich niemals der angreifende Theil.

So viel hat indeß seine Richtigkeit, daß der Kranich ein Zugvogel ist, den man in jedem europäischen Lande, nur nicht in England kennt. Es giebt keine Weltgegend, sagt **Belonius**, wo die Felder angebaut sind, wohin der Kranich nicht käme, um von der Ernte seinen Antheil zu holen. Als Zugvogel kommen und verschwinden sie regelmäßig zu denen Jahrszeiten, in welchen sie Futter zu finden hoffen. Ueberhaupt verlassen sie Europa gegen den Ausgang des Herbstes, und kehren zu Anfang des Sommers wieder zurück. Auf diesen Wanderungen fliegen sie indeß nicht beständig weiter fort; sondern, wenn sie unterweges ein Kornfeld finden, so machen sie Halte, um sich daran zu weiden. Bei dergleichen Gelegenheiten thun sie unglaublichen Schaden, vornemlich in der Nacht; und der Landmann, der sich in froher Erwartung niederlegt, steht dann am Morgen auf, und sieht seine Felder gänzlich durch einen Feind verwüstet, der zu eilig entkommen kan, als daß er ihn noch mit seiner Rache einzuholen vermögend wäre.

England ist gegenwärtig von ihren Besuchen frei; ob sie gleich ehedem in diesem Lande bekant waren, und wegen der Schmackhaftigkeit ihres Fleisches sehr geschäzt wurden. Es stand sogar eine Strafe auf die Vernichtung ihrer Eyer. Izt aber verlieren sie sich niemals so weit von ihrem Wege. Landbau und Bevölkerung gehen immer Hand in Hand; und wenn ihnen gleich die Felder in England größern Ueberfluß darbieten, so sind sie doch auch zugleich dergestalt bewacht, daß diese Vögel die Gefahr größer finden, als den Genuß; und wahrscheinlich befindet man sich besser bei ihrer Abwesenheit, als bei ihrer Gesellschaft. So wohlschmeckend ihr Fleisch auch ehedem gewesen seyn mag, da man, wie **Plutarch** erzählt, Kraniche zu blenden und in Käfiche zu setzen pflegte, um sie für die Tafeln der vornehmen Römer zu mästen, oder da sie in England für die Tafeln des Adels groß gemacht, und mit Krausemünze und Raute gestopft wurden; so hält man sie doch

ißt in ganz Europa für ein elendes Essen. Das Fleisch ist sehnicht und trocken, es gehört viel Zubereitung dazu, um es schmackhaft zu machen; und selbst dann noch schickt es sich blos für den Magen starker arbeitsamer Leute.

Die kalte Gegend am Nordpol scheint der gewöhnliche Aufenthalt dieses Vogels zu seyn. Sie kommen in die südlichen Gegenden von Europa nur mehr zum Besuch, als zum beständigen Aufenthalt. Die Züge der Krammetsvögel oder der Drösseln sind augenscheinlich, und bekant; sie ziehen nordwärts oder südwärts nach einem gleichen Striche. Aber ganz anders verhält sichs mit dem Kranich; er bringt den Herbst in Europa zu; dann fliegt er davon, vermuthlich nach einer südlichen Gegend, um dort einen Theil des Winters hinzubringen; kehrt im Frühjahr nach Europa zurück; kreuzt im Sommer hinüber nach Norden; und komt dann wieder herunter, um im Herbst auf unsern vollen Feldern Verwüstungen anzurichten.

Es ist zum Erstaunen, wie hoch sie auf diesen Reisen fliegen. Ihr Geschrei ist von allen Vögeln das lauteste, und man hört es oft in den Wolken, wenn man gleich den Vogel selbst nicht sehen kan. Da er seiner Bildung nach leicht ist, und seine Flügel weit ausspreitet, so ist er im Stande sich in der größten Höhe zu halten; und wie er seine Sicherheit dadurch befördert, daß ihn der Mensch nicht zu erreichen im Stande ist, so fliegt er auch so hoch und stark, daß jeder andre Vogel bald ermüden würde, der ihn einzuholen dächte.

Wenn sie indeß gleich auf diesen Luftreisen oft selbst unsichtbar sind, so können sie dennoch jeden Gegenstand, der unter ihnen ist, durch ihr Gesicht sehr genau unterscheiden. Sie lenken und regieren ihren Flug durchs Geschrei, und fliegen weiter oder hernieder, wenn sich ihnen eine bequeme Gelegenheit zum Raube darbietet. Ihr Geschrei ist, wie gesagt, von allem Vogelgeschrei das stärkste; und der eigenthümliche schmetternde Klang desselben entsteht von der außerordentlichen Länge und Krümmung der Luftröhre. Bei vierfüßigen Thieren ist die Luftröhre kurz, und die Knorpel oder Sehnen, die zur Stimme beitragen, sind an dem Ende derselben, das nach dem Maule zugeht: bei Wasservögeln ist die Luftröhre länger, und die Knorpel, woraus die Stimme entsteht, sind an dem Ende, das unten nach dem Bauche zugeht. Deswegen haben sie weit hellere Stimmen, nach Verhältniß ihrer Größe, als alle andern Thiere; denn der unten entstandne Ton wird durch alle Ringe der Luftröhre so lange zurückgehalten, bis er die Luft erreicht. Das Geschrei, welches dieser Vogel dadurch hervorzubringen vermag, übertäubt einen fast ganz, wenn man ihm nahe ist; es thut aber vorzüglich dem Thiere selbst große Dienste. Denn, wenn die Kraniche beim Futtern, welches sie gemeiniglich ganz in der Stille thun, von

irgend

irgend einer Seite angegriffen werden, so pflegt allemal derjenige unter ihnen, der die Gefahr zuerst wahrnimt, Lärmen zu machen, und sogleich machen sich alle in größter Eile auf die Flügel.

Weil ihnen das Auffliegen etwas schwer wird, so sind sie sehr scheu, und lassen den Vogelsteller selten ihnen nahe kommen. Ihre Verheerungen der Felder geschehen gewöhnlich tief in der Nacht; dann kommen sie auf ein Kornfeld, und treten und stampfen es dergestalt zu Boden, als ob ein ganzes Regiment Soldaten darüber gegangen wäre. Ein andermal wählen sie irgend eine große sumpfigte Gegend, wo sie sich den ganzen Tag bei einander hinstellen, als ob sie sich berathschlagten; und da sie hier kein Korn finden, welches ihr liebstes Futter ist, so waten sie im Sumpf herum, und suchen Insekten und andre Nahrung, die sie mit weniger Gefahr erhalten können.

Korn ist ihre liebste Speise; indeß kömt ihnen auch fast kein andres Nahrungsmittel ungelegen. Redi, der einige Kraniche öfnete, fand den Magen des einen voll von dem Kraute Dandelion; der Magen eines andern war voller Bohnen; ein dritter hatte eine große Menge Klee im Magen; zwei andre eine Menge Erdwürmer und Käfer; bei einigen fand er Eidechsen und Seefische; bei andern Schnecken, Gras und Kiesel, die sie vielleicht als Arzneimittel verschluckt hatten.

Ueberhaupt ist der Kranich ein friedsamer Vogel, und, so groß er auch ist, so kan ihn doch ein kleiner Falk oft verfolgen und überwältigen. Bei der Falkenjagd pflegt man verschiedne Falken zusammen nach ihm fliegen zu lassen; der Kranich sucht ihnen dann dadurch auszuweichen, daß er immer gerade in die Höhe fliegt, bis die Luft zu dünne wird, um ihn länger zu tragen. Der Falk leistet ihm indeß immer Gesellschaft; und, ob er gleich die dünnere Luft nicht so gut vertragen kan, so fliegt er doch schneller, und behält dadurch die Oberhand. Sie fliegen oft beide so hoch, daß man sie nicht mehr sieht; aber bald hernach taumeln sie beide herunter, mit großer Heftigkeit von Seiten des Falken, und einem lauten Geschrei von Seiten des Kranichs. Wenn er nun so aufs äusserste gebracht ist, und nicht mehr fliegen kan, so wirft das arme Thier sich auf den Rücken, und vertheidigt sich in dieser Lage noch so lange aus allen Kräften, bis der Jäger komt, und dem Kampf ein Ende macht.

Ehedem hatte man die grausame Gewohnheit, Kraniche dazu groß zu machen, um sie auf diese Weise zu hetzen, und man nahm in der Absicht oft die Jungen aus dem Neste. Uebrigens läßt sich dieser Vogel leicht zahm machen, und hat, nach dem Albertus Magnus, gegen die Menschen sehr viel Zuneigung. Und doch war diese Eigenschaft an ihm nicht hinreichend, ihn zu retten, daß er nicht das Opfer ihrer wilden Ergötzlichkeiten

ten wurde. Das Weibchen, welches sich von dem Männchen leicht unterscheiden läßt, weil es nicht, wie dieses, hinten kahl ist, legt niemals mehr als zwei Eyer zur Zeit, die wie Gänseeyer aussehen, aber bläulicht sind. Die Jungen lernen sehr bald fliegen, und dann lassen die Alten sie für sich selbst sorgen; vorher aber bringen sie sie nach den Oertern, wo sie am leichtesten ihre Nahrung finden; und so lange sie noch unbeschwingt sind, laufen sie mit solcher Geschwindigkeit, daß ein Mensch sie nicht leicht einholen kan. Aldrovandi erwähnt es als einen Beweis ihres langen Lebens, daß einer seiner Freunde einen zahmen Kranich über vierzig Jahr gehabt habe.

Der gemeine Mann ist bis auf den heutigen Tag in allen Ländern sehr liebreich und mitleidig gegen die Kraniche gesinnt. Vielleicht sind daran noch die alten günstigen Vorurtheile für diesen Vogel Schuld. In einigen Ländern sieht man es für ein schreckliches Verbrechen an, einen Kranich ums Leben zu bringen; und wenn gleich die Gesetze es nicht bestrafen, so pflegt doch das gemeine Volk diese Beleidigung zu rächen. Es hält den Kranich gewissermaßen für den Propheten der Jahrszeit; nach seiner Ankunft oder seinem Ausbleiben richtet man sich in den Geschäften der Landwirthschaft. Kömt er früh im Jahr, so erwartet man einen fruchtbaren Sommer; bleibt er mit seinem Besuche lange aus, so schickt man sich auf ein unfreundliches Frühjahr.

---

## Mittel, um das sauerwerden des Biers zu verhüten.

Um diesem Uebel, welches der Landmann hauptsächlich in der Erntezeit öfters empfinden muß, abzuhelfen, ist in dem Leipziger Intelligenzblatt vom Jahr 1764 Seite 158. folgendes Präservativmittel beim Braunbier vorgeschrieben; wenn man zu der Zeit, wenn in der Pfanne der Hopfen anfängt zu sieden und die widrige Bitterkeit verlieret, dagegen aber eine angenehme Bitterkeit erhält, kurz vor dem zu oder vollfüllen der Pfanne, eine Kugel weißes reines Fichtenharz, und zwar so groß, daß man selbige zwischen beide Hände fassen kan, nimt, solche sodann zerstücket, und stückweise in der Pfanne herum wirft, und wohl umrührt, so wird das Bier, welches nicht den geringsten harzigen Geschmack davon annimt, dadurch dergestalt präserviret, daß es niemals einen säuerlichen Geschmack bekomt, viel weniger ganz sauer wird.

Die Probe ist bereits öfters gemacht, und vollkommen richtig befunden: man hat so gar, eine Kanne solchen Biers über vierzehn Tage auf dem besten Essigstock, und auf dem warmen Ofen stehen lassen, ohne die mindeste Säure bei dem Biere zu verspüren.

Hannoverisches Magazin.

104tes Stück.

Freitag, den 29ten December 1780.

## Bemerkungen über die Behandlung des Schmiede-Eisens im Feuer.

Das Eisen ist zwar eines der strengflüßigsten Metalle, und erfordert zum Schmelzen einen großen Grad der Hitze.

Es wird aber dem ohngeachtet schon von einem Grade des Feuers in seinen Bestandtheilen angegriffen und verändert, der noch nicht hinreichend ist, seine ganze Masse in Fluß zu bringen. Dieses erfahren die Schmiede täglich, wenn sie auf Schmiede- oder Stabeisen sogenannte Schweißhitzen machen, welches von ihnen in der Absicht geschiehet, entweder zwei Stücke Eisen zusammen zu fügen, oder unganzes, das ist zerborstenes oder gespaltetes Eisen ganz zu machen.

Bei dem Schweißen des Eisens wird die Hitze in der Schmiedeesse durch das Gebläse und Zusammenhalten der Kohlen so weit vermehrt, daß das darin gehaltene Eisen nahe vor dem Schmelzen ist, und auf seiner Oberfläche auch schon zu schmelzen anfängt.

Werden zwei in diesem Zustande befindliche Stücke Eisen zusammengebracht, und mit dem Hammer zusammen geschlagen, so geschiehet eine Vereinigung der auf den Oberflächen im Schmelzen seyenden Theile, und die beiden Stücke Eisen scheinen mit ihren Bestandtheilen zusammen zu hängen.

Es wird aber an diesen geschweißten Stellen jedesmal ein merklicher Abgang des theils verdünsteten, theils sich verschlackten Eisens bemerkt.

Bei dieser in den Werkstätten der Schmiede ohne Unterlaß vorfallenden Procedur, komt aber noch ein Umstand vor, der besonders Aufmerksamkeit verdienet, weil er auf die Güte des Eisens einen großen Einfluß hat, und auf den die mehresten Schmiede, und besonders diejenigen, die ihr Handwerk so ganz ohne alles Nachdenken treiben, nicht genugsam achten. Es ist dieser, daß das einem Schweißfeuer ausgesetzte Eisen selbst in seinen innern Bestandtheilen angegriffen, locker gemacht, und der Zusammenhang seiner Theile mehr wie vorher getrennt wird.

Aus dem was sich bei dem Schweissen des Eisens eräugnet, muß man so

gar schließen, daß eine würkliche Verdünstung der Eisentheile vorgehe, denn die von dem erhitzten Eisen aufsteigende Funken, so wie Sterne funkeln, und als Kennzeichen des Schweißens genommen werden, sind nichts anders, als sich zerstreuende Eisenpartikeln.

Kurz ein der Schweißhitze ausgesetztes Eisen, verlieret allemal den dichten Zusammenhang seiner Theile, und dieses mehr oder weniger, je nachdem es kurz oder lang der Heftigkeit des Feuers ausgesetzt gewesen ist.

Da nun ferner alles Schmiedeeisen die Eigenschaft an sich hat, daß es beim Erkalten nicht wie andere zum Schmelzen gebrachte Metalle von selbst in seinen vorherigen dichten Zustand zurück tritt, so zeigt auch die Erfahrung und jeder Versuch, daß ein auf obige Weise stark erhitzt gewesenes Eisen, wenn es ohne alle weitere Behandlung mit dem Hammer erkaltet, brüchig, spröde, und folglich untauglich geworden ist.

Der Bruch und das sogenannte Korn, eines solchergestalt verbrannten Eisens ist so grob, und dergestalt von dem vorher gehabten verschieden, daß man kaum glauben solte, es sey dieselbe Gattung. Man hüte sich aber hieraus die Folge zu ziehen, daß dieses Eisen also nichts tauge. Nein, es fehlet demselben weiter nichts, als die Bearbeitung mit dem Hammer, der die gehörige Schwere hat.

Jetzt komme ich auf den Punkt, der nie von den Schmieden aus der Acht gelassen werden muß, und der in dem durch mannigfaltige Versuche bestätigten Erfahrungssatze bestehet:

Daß alles Schmiedeeisen, welches einem heftigen Feuer ausgesetzt gewesen ist, und sich folglich ausdehnet und locker gemacht befindet, hinwieder durch wiederholte Schläge eines genugsam schweren Hammers während daß es noch stark rothglühend ist, auf dem Amboße zusammen geschlagen und gepreßt werden müsse.

Geschiehet dieses gehörig, so wird das Eisen wieder so dichte, zähe und zusammenhängend wie zuvor, ja zuweilen noch besser, weil durch das gehörige Ausschmieden und Aushämmern, das im schlechten Eisen sich findende schlackenartige Wesen herausgetrieben wird.

Geschiehet es aber nicht, so findet sich das Eisen in dem Zustande, den die Schmiede verbrannt, oder verlaufet, nennen.

Man kan aber ein solches verbranntes Eisen auch noch nachher wieder völlig zähe und gut machen, wenn man nemlich dasselbe bis zum Rothglühen erhitzet, und es alsdenn tüchtig aushämmert.

Dieses werden vielleicht nicht alle Schmiede einräumen wollen, weil sie es nie versucht haben. Es ist aber durch wiederholte Versuche außer allem Zweifel.

Aus dem vorangeführten, welches sich ebenfalls auf lauter gemachte Versuche gründet, erscheinet, daß bei Verfertigung von Schmiedearbeit, wo es

auf ein zähes und starkes Eisen ankomt, wie zum Beispiel an Wagenbeschlägen, von den Schmieden in dem Stücke vorsichtig verfahren werden müsse, daß sie nicht Stellen an dem Eisen heftiger Hitze des Feuers aussetzen, ohne diese Stellen nachher rothglühend mit genugsam schweren Hämmern auszuschmieden. Eine solche stark oder öfters und lange erhitzt gewesene aber ungehämmert gebliebene Stelle wird alsdenn wie Glas zerbrechen.

Bestehet der Beschlag aus dicken Stücken, wie z. E. die Wagenhälse, eiserne Axen, und dergleichen, so gehöret zu deren Ausschmiedung schon ein sehr schwerer Hammer, denn es ist bei einem erhitzten Eisen, wie oben angemerket ist, nothwendig, daß dessen Theile durch den Hammer zusammen gepreßt werden.

Nun würde aber ein leichter Hammer, der nicht schwerer ist, wie der auszuschmiedende Theil des Eisens, von ihm nach den Gesetzen der Bewegung eben so stark zurückgestoßen werden, und folglich der Schlag in die innern Theile des Eisens nicht dringen, sondern höchstens auf der Oberfläche eine dünne dichte Kruste hervorbringen. Mit dieser Theorie stimmet auch die Erfahrung völlig überein, denn wenn dergleichen fehlerhaft geschmiedete dicke Stücken Eisen brechen, so findet man die äußere Kruste zähe, und den innern Kern brüchig. Bei Wagenbeschlägen, oder sonstigem Modelleisen, wo sehr auf die äußere gute Form gesehen wird, kan der obige Fehler gar leicht eintreten, denn da dergleichen Eisen, um ihm die gehörige Form zu geben, und es passend zu machen, öfters in das Feuer gebracht wird, so kan es sich gar leicht eräugnen, daß eine Stelle, die schon ihre äußere Form und ihre gemessene Dicke hat, stark erhitzt wird, ohne wieder behammert werden zu dürfen, weil sie dadurch dünner werden würde, und folglich wird sie alsdenn würklich verbrannt.

Die Erfahrung lehret auch, daß ein mittelmäßig starkes aber lang anhaltendes, oder oft wiederholtes Feuer das Eisen verbrenne, wie man solches an den Rosten der Feuerbecken rc. täglich siehet.

So deutlich aus obigen in die Augen leuchtet, wie leicht ein Schmid bei der Behandlung des Eisens im Feuer und unterm Hammer etwas versehen könne, wodurch das beste Eisen schlecht werden kan, eben so wenig stehet auch zu leugnen, daß auf die innere Güte des Eisens und dessen gute Zubereitung auf den Hütten ebenfalls viel ankomme.

Diese gute Zubereitung hängt hauptsächlich davon ab, daß das Eisen in den sogenannten Frischfeuren auf den Hütten tüchtig bearbeitet, so viel immer möglich von den Schlacken gereiniget, und dem Metall das verbrennliche Wesen der Kohlen in genugsamer Maaße gegeben werde, welches bei mäßig großen Stücken oder Luppen besser, wie bei zu großen angehet.

Wenn aber geschmiedetes Eisen bricht, so kan die Schuld sowohl an der Hütte, als auch an dem Schmiede liegen. Ein erfahrner Schmidt wird auch aus schlechtem Eisen gute Arbeit machen können, wenn er nemlich Mühe und Kohlen nicht sparet, und schlechtes Eisen tüchtig ausschmiedet, und es dadurch dichte und zähe macht, mithin dasjenige hinzufüget, was auf der Hütte geschehen sollen.

Alsdenn hat er aber, außer dem Verlust der Arbeit und Kohlen, noch den Abgang durch das Verschlacken des schlechten Eisens bei der Bearbeitung, und dieser Abgang des Eisens im Feuer, wenn er gehörig ausfindig gemacht werden könte, würde den sichersten Maaßstab abgeben, um die Güte des Eisens zu beurtheilen, denn bei gutem wird er geringe, bei schlechtem stark seyn.

Obige mit dem hiesigen inländischen Eisen angestellte Versuche haben im übrigen auch einen guten Gewehrsmann vor sich, und dieses ist der Herr Wallerius in seinen Elementis Metallurgiæ. Derselbe behauptet S. 288. daß die Geschmeidigkeit und Zähigkeit des Eisens, wie es bei allen Materien zu seyn pfleget, von der genauen und innigen Zusammenfügung seiner Bestandtheile abhänge, und daß diese bei dem Eisen nicht anders, als durch eine äußere Gewalt, welche die Theile zusammen treibet, erhalten werden könne.

Er berufet sich ebenfalls auf die Erfahrung, daß ein durch den Hammer geschmeidig gemachtes Eisen durch anderweites Schmelzen hinwieder brüchig werde, und daß solches lediglich von der dem blos geschmolzenen Eisen fehlenden Aushämmerung herrühre.

Er füget endlich S. 289. auch noch die Warnung hinzu, daß man sich bei der Behandlung des Eisens im Feuer sehr wohl vorsehen müsse, es nicht zu verbrennen, welches im Feuer durch Zutritt der Luft und des Gebläses leicht geschehen könne, und daß es auch nicht diensam sey, ein erhitztes Eisen schnell zu erkälten, als wodurch es hart und brüchig werde, indem die schnelle Zusammenziehung der Theile nicht ohne eine Zerstöhrung des Zusammenhanges geschehe.

Ich habe mit Fleiß den Hrn. Wallerius angeführet, weil er als ein Schwede hauptsächlich die Beschaffenheit des schwedischen Eisens beschreibet, und man kan hieraus abnehmen, daß dieses Eisen, welches man für das beste hält, in diesem Stücke keinen Vorzug hat, sondern daß die oben angerathene Behandlung, und dabei zu gebrauchende Vorsicht, auf alles Eisen Anwendung finde, und bei dem Besten auch nicht vernachläßiget werden dürfe.

---

Etwas

# Etwas vom sogenannten Kurl= oder Krauelhabern.

Der Kurl= oder Krauelhaber ist ein Gewächs, das nicht gar sehr bekant ist; dennoch aber seiner guten Eigenschaften halber vorzüglich empfolen zu werden verdienet. Er wird in meiner Nachbarschaft gebauet, und da ich selbst durch einige eigene Versuche mich von seiner Güte überzeugt habe, so will ich hier eine vollständige Nachricht davon mittheilen, um dadurch mehrere Gelegenheit zu geben, auf den Bau desselben bedacht zu seyn.

Welches sein **Vaterland** sey, ob er aus Sibirien oder anders woher zu uns gekommen, das kan ich nicht bestimmen. Das aber kan ich zuverlässig sagen, daß er hier zu Lande wohl geräth, und daß er den Namen Kurl= oder Krauelhaber daher führet, weil, wenn man mit der Hand in einen Sack greift, darin dieser Haber befindlich ist, er aus der Hand läuft, oder nach hiesiger Art zu reden, aus der Hand kurrelt, oder krauelt, wie der Rocken. Es ist ein kleiner körnigter Haber, mit einer ganz dünnen und zarten Schaale.

Bei dem **Bau** desselben hat man den großen Vortheil, daß man sein Land ein Jahr länger, wie sonst, gebrauchen kan. Hier hat man die Gewohnheit sein Land zu düngen, und davon zwo Ernten zu ziehen, nemlich Rocken und Buchweizen. Darauf wird es wieder aufs neue gedünget. Nachdem aber dieser Haber bekant geworden, kan man von einmaliger Düngung drei Ernten ziehen. Sonst wird der Haber gewöhnlich gedünget, Kurlhaber aber nimt mit dem magersten Lande vorlieb. Man säet ihn im dritten Jahre, nach dem Buchweizen, und er verschuldet seine Stelle reichlich. Doch muß ich anmerken, daß er auch, wenn er etwas Düngung bekömt, desto besser geräth. Nur muß man der Sache nicht zu viel thun, weil er sich sonsten legt und verdirbt.

Was die **Bearbeitung des Landes** betrift, darin er gebauet werden soll, so ist nichts anders dabei zu beobachten, als was bei anderm Haberlande gewöhnlich ist. Es wird im Herbste gestreckt, und wenn viele Quecken darin befindlich sind, im Frühjahr wieder gewendet, damit solche beim Bothen oder Eggen nachmals heraus gebracht werden mögen. Alsdenn pflüget man das Land in kleinen Furchen zur Saat, und bestellet es.

Bei der **Aussaat** hat man schon einen kleinen Vortheil. Bekant ist es, daß in einem Acker von einem Himtsaat Rocken, zwei Himten Haber gesäet werden. Bei diesem Haber aber gewinnet man die Hälfte der sonstigen Einsaat, und so viele Himten Rocken in einem Acker fallen, so viele Himten Haber werden auch nur darauf gesäet.

In Absicht auf die **Zeit** gewinnet man ebenfalls bei dem Bau dieses

Habern, indem er früher, als der andere Haber gesäet wird, nemlich zwischen dem Sommerrocken und andern Haber. Die Bestellung des Landes mit weißem Haber, fällt oftmals in die Zeit, da man das Land zum Buchweizen bearbeiten muß, und man hat alsdenn alle Hände voll. Bei dem Kurlhaber braucht man sich mit der Arbeit nicht zu übereilen, und da er vierzehn Tage eher als anderer Haber gesäet wird, so kan man sein Feld mit aller Bequemlichkeit bestellen.

Bei der Ernte aber muß man auf seiner Huth seyn. Denn es sitzt dieser Haber ganz lose in der Hülse, und fällt sehr leicht aus. **Man muß ihn daher mähen**, wie man hier sagt, **in der Geelreife**, das ist, wenn der größeste Theil desselben gelb und reif ist, und also noch einiger grüner Haber sich darunter findet. Wolte man aber warten, bis er insgesamt reif wäre, so würde man seines Zwecks gar sehr verfehlen, der mehreste Haber würde beim mähen ausfallen, und also eine schlechte Ernte davon zu hoffen seyn.

Die **Ernte** von diesem Haber ist weit ergiebiger, als die vom weißen Haber. Das gilt schon von der Anzahl der Garben und Hocken, noch mehr aber von dem Gewichte des Habern selbst, indem ein Himten davon fast so schwer ist, als ein Himten Rocken.

Was den **Nutzen** dieses Habern betrift, so ist derselbe sehr groß, so wohl in Absicht auf die Haushaltung, als auch und besonders in Absicht auf die Futterung des Viehes mit demselben. Er giebt weit mehrere **Grütze** als der andere; besonders aber steht sich das Vieh dabei um ein merkliches besser. Den **Pferden** kan man es bald ansehen, wenn sie damit gefuttert werden. Und es ist kein Wunder. Ob sie gleich nur dieselbe Maaße bekommen, so erhalten sie doch am Gewichte beinahe noch einmal so viel. Das **Federvieh** frißt ihn ungemein gerne, und läßt auch nicht das kleinste Korn liegen, denn es findet sich fast kein taubes Korn darunter. Vorzüglich gut ist er zur Mästung der Gänse. Und daß er wohlschmeckender seyn müsse, als der weiße Haber, urtheile ich daraus, daß die Gänse, wenn sie diesen Haber erst geschmeckt haben, nachmals ungerne an den weißen Haber gehen.

Um nun noch einmal aller die Vorzüge dieses Kurl-Habern vor andern zu wiederholen, so bestehen sie darin: Er kan auf magerem Lande gebauet werden; zu einer bequemen Zeit, da sonst keine andere Feldarbeit vorfällt, man gewinnet bei der Aussaat die Hälfte; er giebt eine ergiebigere Ernte; ist beinahe so schwer, als Rocken; giebt viele Grütze; und ist ein schönes Futter für allerlei Art Vieh.

Da ich nun so viel Gutes von diesem Getreide gesagt habe, so muß ich doch auch noch dessen erwähnen, was daran zu tadeln und auszusetzen ist. Und das besteht in folgenden Stücken. Er giebt zwar viele Grütze, aber sie ist etwas schwärz-

schwärzlich, und daher zum Verkauf nicht gut. Wer sie aber in seiner eigenen Haushaltung gebrauchen will, dem giebt sie immer eine gute Speise für das Gesinde, und ist besonders zu den Würsten recht wohl zu gebrauchen. Es hat also dieser Umstand nicht viel zu bedeuten. Der zweite Fehler ist von mehrerer Erheblichkeit, und betrift den Gebrauch des Strohes. Selbiges ist für die Kühe nicht zu gebrauchen, denn es ist ganz außerordentlich zähe. Bei Pferden kan es zur Noth noch gebraucht werden, aber es ist doch auch nicht sehr anzurathen. Stühle zu binden, Körbe, darin der Rocken aufbewahrt wird, davon zu verfertigen, Bienenkörbe und dergleichen, auch Linien ꝛc. davon zu machen, dazu ist es recht sehr geschickt, und wegen seiner Dauerhaftigkeit besonders zu empfelen.

Außer dem weißen Haber bauet man hier auch rauhen und bunten. Ich erinnere solches aus der Ursache, damit man diesen Kurlhaber nicht für eine Art von diesem halten möge.

So wie aller, auch der weiße Haber mit der Zeit ausartet, und sich in rauhen Haber verwandelt; so geht es auch mit diesem Kurlhaber. Verändert man aber je zuweilen den Saamen, so wird man dieses nicht zu befürchten haben.

Joh. Heinr. Pratje,
Probst und Pastor zu Beverstädt.

---

## Einige Zweifel gegen den letzten Aufsatz im 93ten St. des Hannöver. Mag. die Fütterung der Pferde mit Brodt betreffend.

Seitdem man angefangen hat, die Oekonomie als Wissenschaft zu behandeln, oder, wenn man lieber will, seitdem gelehrte Leute die Erfahrungen des Landmanns zu gebrauchen, zu benutzen und zu bearbeiten, bemüht waren, hat sie ohne Zweifel gewonnen. Man würde weiter dadurch gekommen seyn, als man würklich ist, wenn es möglich wäre, eigensinnige Vorurtheile anders zu heben, als dadurch, daß man selbst Hand anlegt. Schade, daß die Gelehrten dies nicht allemal können, oder wenn sie es im Stande, sind, zu sehr die Gelehrten machen, als daß ihr Schreiben von Nutzen seyn wird. Denn man pflegt nicht ohne Grund zu sagen, daß die gelehrten Oekonomen gewöhnlich in Schriften die besten Methoden wissen und die schlechtesten Wiesen, versäumte Gärten und Aecker haben. Ihre Vorschläge sind dann nur gut, wenn sie dieselben mit eignem Auge ansehen. Man erwäge aber das Ding von allen Seiten, so wird man finden, daß hie und da Fehlschlüsse gemacht werden.

Mir fiel, wie ich die Anweisung, die Pferde für die Hälfte der Kosten, als sonst gewöhnlich, zu futtern und

zu unterhalten, las, zu allererst bei: daß wenigstens für alte Pferde diese neue Nahrung gefährlich seyn könte, und zwar deswegen, weil ich, – ich weiß nicht in welcher Reisebeschreibung – gelesen, daß das Brodt nicht die gesundeste Nahrung sey, weil das Schifsvolk, welches in langer Zeit kein gesäuertes Brodt gegessen, sehr krank und geschwollen geworden wäre, ja daß einige Matrosen davon gestorben. Frisches Brodt, – dazu von Haber gemacht, – muß noch gefährlicher seyn. Dies ließ sich bei jungen Pferden abändern. Aber 2) fiel mir ein, daß die Kosten eben so beträchtlich werden. Man nehme den Himten Haber zu 12 mgr. an, setze, daß man bei Brodt mit 8 mgr. oder wenigerm Haber auskommen könne, rechne 1 mgr. auf den Licent; auf das Schroten oder Mahlen und den gewöhnlichen Verlust 1 mgr.; ferner auf das Brennholz 1 mgr.; auf den Bäcker, der ein Hausknecht seyn soll, und der dadurch täglich an seinen Geschäften gehindert wird, muß man auch rechnen; es muß in Würfel geschnitten werden, dazu gehört Zeit und ein Mensch. Wie entlegen auf dem Lande die Mühlen sind, und wie viel Fuhrlohn es bringen würde, muß hier auch in Betracht kommen. Nun bedenke man ferner, wie außerordentlich viel Mühe darauf zu rechnen, wenn im Stalle sich acht Pferdeköpfe befinden; ob nicht etwa gar der Dünger dadurch verlöre rc. 3) Man denke, wie sehr das abnehmende Holz dadurch geschwächt werden dürfte. 4) Man bedenke, daß eine Herrschaft in der Stadt, Platz zum Backofen selbst, und ein kleines Kapital dazu bestimmen, (wo die Interessen auch in Anschlag zu bringen,) oder, daß sie ihr Schrodt der Willkühr eines Bäckers anvertrauen müßte; 5) daß ganze Bäcke nicht gerathen oder zu Grunde gehen können: so wird aus diesen Zweifeln erhellen, wie man neue Vorschläge von mehrern Seiten ansehen kan. Schweden befindet sich nun einmal in der Nothwendigkeit solcher Fütterung, und für dies Land fallen ohnedem einige von den angeführten Zweifeln weg. Unser Land hat in vielen herrlichen Gegenden fürtreflichen Wiesenwachs, und die niedrigern Gegenden sind für Kornbau unbrauchbar. – – Ich fand so oft, daß nichts neues unter der Sonne entdeckt und gesagt wurde, was nicht im Kreislauf der Dinge entweder unthätig gefunden worden, oder schon einmal gethan war.

H . . V . .

**Rotenburg.** Am 27ten Jan. sollen das hieselbst an der Poststraße belegene Beckersche Wohnhaus mit dem darauf geschehenen Bot von 1000 Rthlr.; die dazu gehörige Wiese an der Wümme, mit dem Bot von 200 Rthl., der Gitterstuhl in hiesiger Kirche, mit dem Bot von 20 Rthl., und 2 Frauensstände mit dem Bot von 5 Rthl., auch einer Begräbnißstelle nebst dazu gehörigem Leichensteine, anderweit dem Meistbietenden öffentlich feil geboten werden.

**Zeven.** Johann Papens zu Selsingen seine Grundstücke, bestehend in einem Hause, Hofe, Nebenhause, Scheuren und Backhause, nebst Land, Garten und Wiesen, sollen ganz, oder dem Befinden nach zum Theil den 12ten März Morgens um 10 Uhr beim hiesigen Amte meistbietend verkauft werden.

**Rinteln.** Nachdem die von Dankelmannsche Erben gewillet sind, den allhier an der Klosterstraße belegenen adelich freien Hof nebst Zubehör, bestehend a) in einem großen und sehr wohl eingerichteten Wohnhause von zwei Etagen, worin die Zimmer fast durchgehends tapezirt und wohlconditionirt sind, und welches zugleich mit einer räumlichen großen Küche und zwei gewölbten Kellern versehen ist; 2) in zwei rechter und linker Seite des Hauses befindlichen großen Gärten, welche mit hohen Mauren umgeben, und durchgehends mit den besten und ausgesuchtesten Franzobst besetzt sind; 3) in einem kleinern Spargel- und in einem an dem Exterfluß gleich hinter dem Hause befindlichen Gras- und Baumgarten, welcher zugleich mit einem Fischbehälter versehen; 4) in geräumlichen Hofräumen, als a) in dem Haupthofe, welcher mit Linden- und Kastanienalleen bepflanzet; b) in einem geräumigen Holzhofe, welcher ganz umher mit einer Mauer eingeschlossen, und c) in einem besonders abgesonderten großen Hünerhofe, worin zugleich die nöthigen Hüner- und Schweineställe befindlich; worauf 5) eine große neue Scheure von zwei Stockwerk hoch, worin 2 neu beschossene Böden; 6) in einem langen Nebengebäude, worin zugleich eine große Waschküche nebst einer Wohnung für Domestiken, die nöthige Stallung für 12 Pferde und Kühe, desgleichen auch ein großer Fourageboden befindlich; und 7) auf dem Holzhofe ein kleiner Materialienschoppen, öffentlich an den Meistbietenden zu verkaufen; so wird solches hierdurch zu dem Ende bekant gemacht, damit diejenigen, welche auf vorbeschriebenen Hof, cum pertinentiis zu bieten gewillet, sich den 14ten Febr. k. J. auf hiesigem Rathhause einfinden, die Conditionen darüber vernehmen, und nach Befinden des Zuschlages gewärtigen können.

## Sachen, so zu verpachten.

**Wrestedt** bei Uelzen. Da der von Lenthesche freie adeliche Sattelhof zu Schweimbke im Amte Gifhorn, an der Heerstraße von Gifhorn nach Uelzen gelegen, bei welchem 370 Himten 2 Spint Aussaat, imgleichen 3 Gärten, in welche ebenmäßig Getreide kan gesäet werden, wovon der erstere von 1 Himten Leinsaamen, der zweite von 2 Himten Rocken, und der dritte von 8 Himten Haber Einfall, ferner 19 Fuder Heu an Wiesenwachs, und hinreichende Wohn- und Wirthschaftsgebäude, nebst Schäferei befindlich, auf den 1ten Mai k. J. aus der Pacht fällt; so ist zur anderweiten Verpachtung vorbemeldeten Sattelhofes der 1te März k. J. in des Senatoris Heinen Hause zu Uelzen anberahmet, welcher denn auch von allen Umständen des Hofes auf Verlangen vorhero nähere Nachricht ertheilen kan.

# Sachen, so zu vermiethen.

**Hannover.** Auf Ostern ist auf der Burgstraße eine Gelegenheit, bestehend aus 1 Stube, 3 Kammern, Keller und Bodenraum zur Feurung, bei dem Schneideramtsmeister Wilken 2 Treppen hoch zu vermiethen.

In Dahlgrüns Hause auf der Knochenhauerstraße, ohnweit der Garnisonkirche, ist eine Gelegenheit unten an der Erde gassenwärts, mit und ohne Meublen, die gleich oder auf Ostern bezogen werden kan, zu vermiethen.

**Celle.** Weil. Doct. Carstens, hinter dem Walle, ohnfern dem Heelenthore belegenes Hinterhaus, ist auf Weihnachten, oder auch auf Ostern zu vermiethen. Es befinden sich in demselben an der Erde eine geräumige Stube und Kammer, Küche und Keller; in dem zweiten Stockwerk 1 Saal, 1 Stube, beides tapezirt, und 1 Kammer; oben unter dem Dache noch 1 Kammer, und in dem dazu gehörigen Hofe ein kleines Nebengebäude und 1 kleiner Garten. Diejenigen, die es miethen wollen, belieben sich bei dem Advocat Carstens hieselbst zu melden.

# Capitalia, so zu verleihen.

**Hannover.** Im Monat März ist ein Capital zu 5000 Rthl., und im nächsten Monat April ein anderweites zu 6 bis 8000 Rthlr. in Golde, gegen genugsame Sicherheit und billig mäßige Zinsen, zu verleihen. Der, oder diejenige so dazu Lust haben, wollen dem Agent und Obergerichtsprocurator Alberti über die Art der Sicherstellung und zu zahlenden Zinsen solchergestalt schriftliche Aufsätze zukommen lassen, daß er sie, ohne weitere Correspondenz nöthig zu haben, an die Behörde zur Untersuchung einsenden könne.

Einige 1000 Rthlr. sind auf die erste gerichtliche Hypothek, entweder ganz oder zertheilt, zu verleihen. Der Commissionair Respetino giebt Nachricht.

# Capitalia, so gesucht werden.

**Hannover.** Auf sehr große adeliche Güter wird ein ansehnliches Capital gegen die erste gerichtliche Hypothek zu 4 pro Cent Zinsen anzuleihen gesucht. Die Summe des gesuchten Capitals und die Bedingungen wegen der Sicherheit sind bei dem Commissionair Respetino zu erfahren.

# Personen, so in Dienste verlangt werden.

**Celle.** Eine Herrschaft hieselbst sucht auf Ostern einen unverheiratheten Hofknecht, der außer Kostgelde und Lohn, auch Livree bekomt. Der Thorschreiber Behrens giebt Nachricht.

# Sachen, so verloren.

**Hannover.** Dienstag, den 5ten, oder Mittwochen, den 6ten Dec., hat Jemand von einer Uhr folgende Berloques verloren, als: 1) eine goldene mit Blumen emaillirte Schachtel, woran vorne ein kleiner Brillant zum aufmachen befindlich ist, 2) ein kleines goldenes, inwendig wie ein Nadelküssen eingerichtetes Etuit, 3) ein in Gold gefaßtes Petschaft, worauf ein Kopf gestochen. Wer solche ins Intelligenzcomtoir liefert, soll 1 Dukaten zur Belohnung erhalten.

Am

Am 18ten Dec. hat sich aus des Cammersecretarii Cordemanns Hause auf dem Brande ein noch nicht jähriger brauner Dachshund verloren, mit 4 weißen Füßen, weißer Brust, und einem kleinen Fleck über den Schultern. Wer solchen wieder bringet oder anweiset, hat 1 Gulden zur Belohnung zu erwarten.

**Celle.** Vor etwa 14 Tagen ist Jemand vor dem Helenthore ein großer Hofhund, von blaßgelber Farbe, mit schwarzen Streifen und Flecken, am Kopfe und Maul aber schwarz, entlaufen. Wer ihn dem Thorschreiber Behrens am Helenthore wieder liefert, oder Nachricht davon geben kan, hat eine billige Vergeltung zu gewärtigen.

**Lauenstein.** Ein weißer etwas großer Hünerhund, auf dem Kreuze mit einem braunen Querstriche, und solchem Fleck am linken Ohr, ist am 18ten v. M. Abends in Hannover entlaufen. Demjenigen, dem er zugelaufen ist, ersucht man, solchen gegen ein Douceur dem Amtschreiber Niemann hieselbst wieder abzuliefern.

## Vermischte Nachrichten.

**Hannover.** Die von mir angekündigten sechs Concerte werden am zweiten Weihnachtsfeiertage um 5 Uhr im Redoutensaale den Anfang nehmen. Aufgeführt werden zwei hier noch nicht gegebene Oratorien, beide im ländlichen Stile nach einerlei Gegenstand bearbeitet. Das erste ist die Ramlerische Cantate: Die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, von Westenholz componirt; und das andere: Die Freude der Hirten über die Geburt Jesu, nach Buschmannischem Text von Homilius gesetzt. Die Subscription auf alle sechs Concerte bleibt bis an den Tag des ersten Concerts offen, und Subscriptionsbillets zum Saale, 2 Stück für einen Dukaten, so wie auch Subscriptionsbillets zur Gallerie, das Stück zu 18 mgr., sind im Intell. Comtoir und auch bei mir zu bekommen. Auch sind an beiden Orten die Texte, das Stück für 3 mgr. zu haben.

J. Chr. Fröbing.

An milden Gaben zum Besten der Armen sind ferner eingegangen:

Den 17ten December.

Nr. 38. Aus dem Klingebeutel der Schloßkirche, ein Paket in weißem Papier, mit 1 Pistole und der Inschrift: Zum besten Zweck, das heißt für das Arbeitshaus.

Nr. 39. Aus dem Klingebeutel der Aegidienkirche, ein Paket in weißem Papier, mit 1 Dukaten und der Inschrift: Statt der Collecte vom 2ten Adventsonntage, an das Arbeitshaus.

Nr. 40. Noch daher ein Paket in weißem Papier, worin ½ Pistole mit der Inschrift: ½ Louis d'or zum Arbeitshause, F. welche sofort an den zeitigen Rechnungsführer abgeliefert worden.

Aus dem Armen-Collegio hieselbst.

Da der bisher bei Sr. Excellenz dem Hrn. General Grafen von Kielmansegge in Diensten gestandene Reitknecht Conrad Müller am 13ten dieses auf dem Hochgräflichen Gute Gülzow, im Lauenburgischen, mit Tode abgegangen, so wird solches den hinterbliebenen Angehörigen hiedurch bekant gemacht, damit sie sich des geringen Nachlasses wegen bei Sr. Hochgräflichen Excellenz in Hannover melden.

Das Winterconcert im Redoutensaale wird des einfallenden Festes wegen nächsten Sonnabend den 23ten dieses ausgesetzt. Sonnabends darauf als den 30ten Dec. werden unter andern einige Arien und Chöre aus dem Messias von Händel gegeben.

Der

Der Königl. Dänische Justizrath und Professor Wilhelm Ernst Christiani in Kiel, welcher die ältere Geschichte der Herzogthümer Schleßwig und Holstein, in 4 Theilen herausgegeben hat, ist entschlossen, die neuere Geschichte dieser Provinzen unter dem Titel: **Geschichte der Herzogthümer Schleswig und Holstein unter dem Oldenburgischen Hause und im nähern Verhältnisse gegen die Krone Dännemark**, auf Subscription herauszugeben, wovon der erste Theil, welcher etwa 1½ Alphabet beträgt, 1 Rthlr. 3 gr. Cassenmünze kostet, und im Februar k. J. herauskömt. Im Intelligenzcomtoir hieselbst wird darauf bis Ende Januars Subscription angenommen, woselbst auch hievon eine weitläuftigere Nachricht zur Einsicht vorgelegt werden kan.

Die Harfe Davids auf dem Clavier, oder auserlesene Sprüche aus den Psalmen, zu einer stillen Uebung, und zur Unterhaltung heilsamer Gedanken bei dem Singen und Spielen aufgesetzet. Ich habe die Herausgabe dieser Ariette bereits bekant gemacht. Weil aber die Anzahl der Pränumeranten noch nicht hinreichet, die Kosten zu bestreiten: so ersuche ich diejenigen Gönner und Freunde, denen diese Art der Composition nicht zuwider ist, meine gute Absicht zu befördern, und die Pränumeration, die noch im Januar und Februar offen bleibet, mit 24 mgr. einzuschicken.

**J. D. Wittkugel**, Pastor zu Bartelfeld, im Amte Scharzfels.

Der Kaufmann Köhne zu Oldenburg, im Herzogthum Oldenburg, suchet einen Lehrburschen von honetter Erziehung in seine en detail mit Ellen- und Gewichtwaarenhabende Handlung, und ist das Nähere bei ihm zu vernehmen.

**Stade.** Der französische Sprachmeister Labrunie allhier, ist gesonnen, auf Ostern Knaben von gutem Herkommen gegen billige Bezahlung in die Kost zu nehmen, und sie auch auf Verlangen, im Französischen, und im Schreiben zu unterrichten.

**Osnabrück.** Da meine Anweisung zur englischen Sprache mit Ausgang des Monats Januar 1781. dem Druck übergeben werden soll, so wollen diejenigen, welche etwa noch darauf zu pränumeriren geneigt sind, sich dazu baldig einfinden.

**Johann Onnen.**

Auf obiges Werk nimt der Commissionair Respetino in Hannover, bis zum 10ten Januar Pränumeration zu 9 mgr. an.

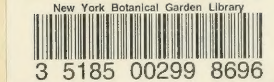
## Lotterie-Sachen.

**Hannover.** Bei dem Commissionair Respetino sind noch Kauflouse zur 5ten Classe der 27ten Hannoverischen Landes-Lotterie, ganze zu 12 Rthl. 16 mgr., halbe zu 6 Rthl. 8 mgr., und Viertel zu 3 Rthl. 4 mgr. Cassenmünze zu haben.

Imgleichen Kaufloose zur 4ten Classe der 16ten Osnabrückschen Lotterie, ganze zu 6 Rthlr. 28 mgr., und halbe zu 3 Rthlr. 14 mgr. Cassenmünze.

* * *

Diejenigen, welche die Hannoverischen Anzeigen nicht pränumeriret haben, werden ersuchet, dafür die Bezahlung vor Ablauf des Jahrs zu entrichten. Besonders werden die, so von mehr als einem Jahre im Rückstande sind, erinnert, den Abtrag nicht zu versäumen, allermaaßen man widrigenfalls genöthiget ist, diese Blätter mit dem Anfang des neuen Jahrs zurück zu behalten, welches auch diejenigen Postämter, so bis zu Ende des 1779ten Jahrs die völlige Richtigkeit nicht beschaffet haben, sich zur Nachricht dienen lassen werden.


New York Botanical Garden Library
3 5185 00299 8696